Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

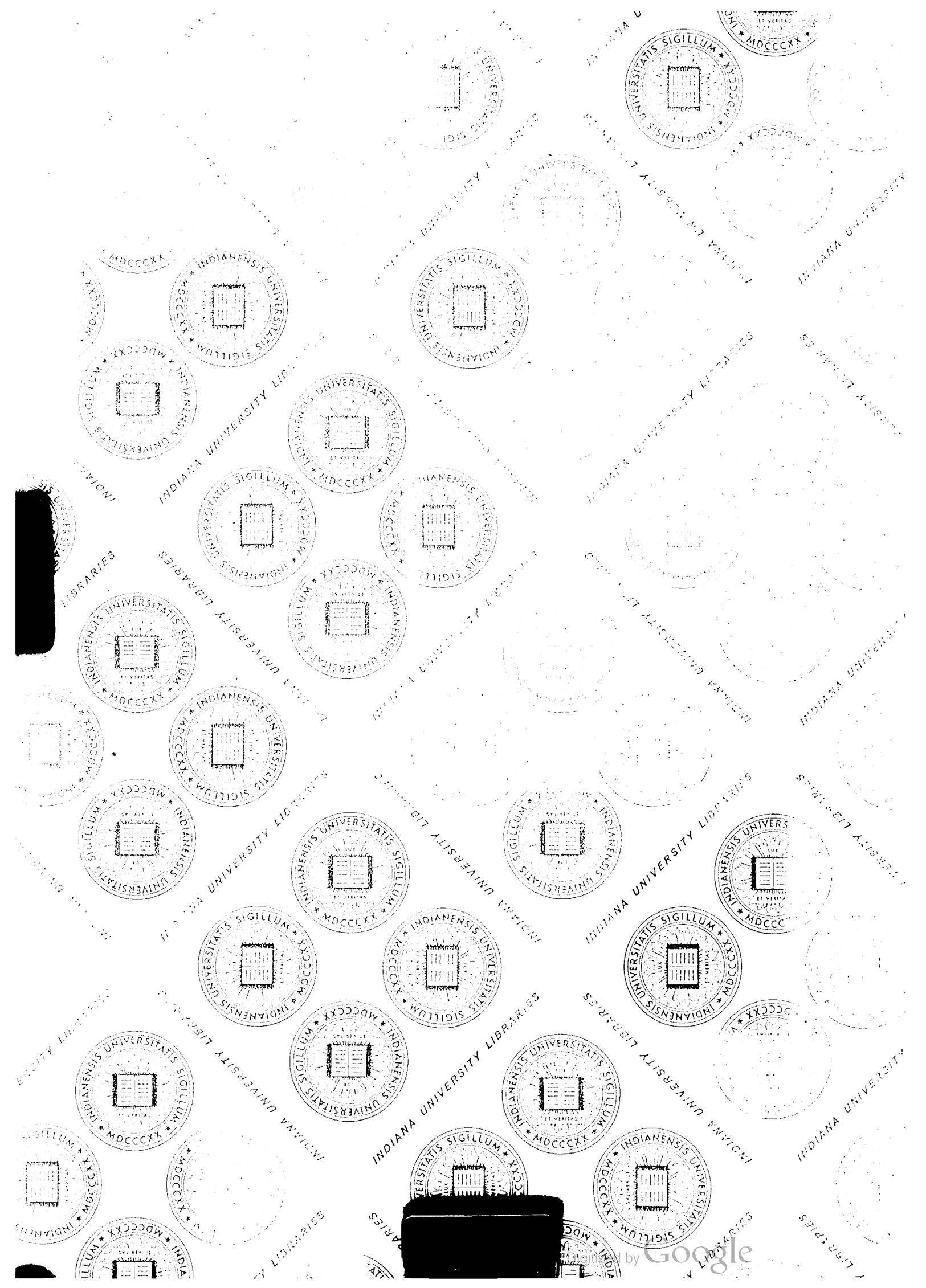
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

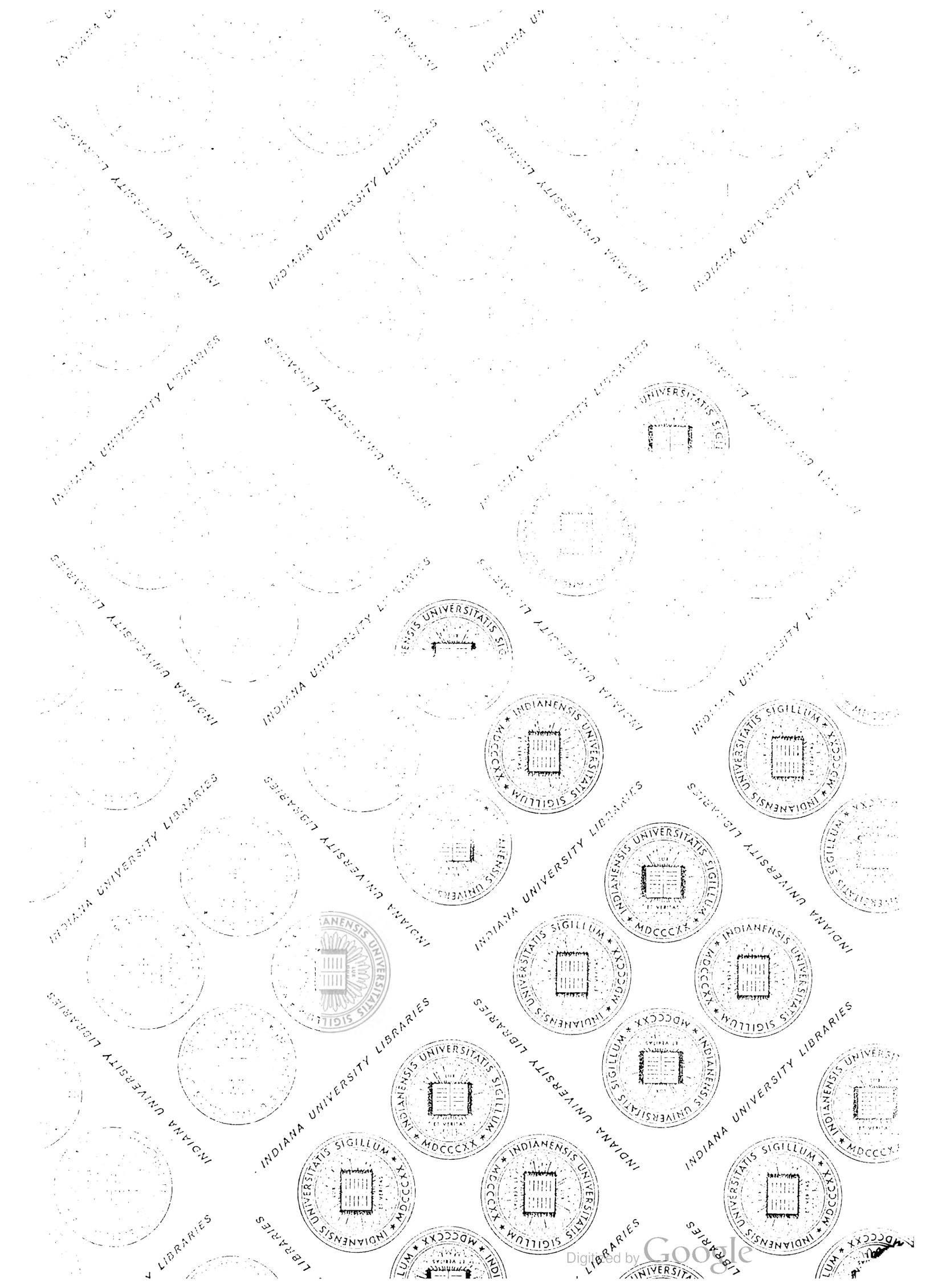
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
UNIVERSITATIS SIGILLUM
INDIANENSIS
MDCCCXX
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Neunundvierzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1896.

Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

26485-

AP30
.G3

Digitized by Google

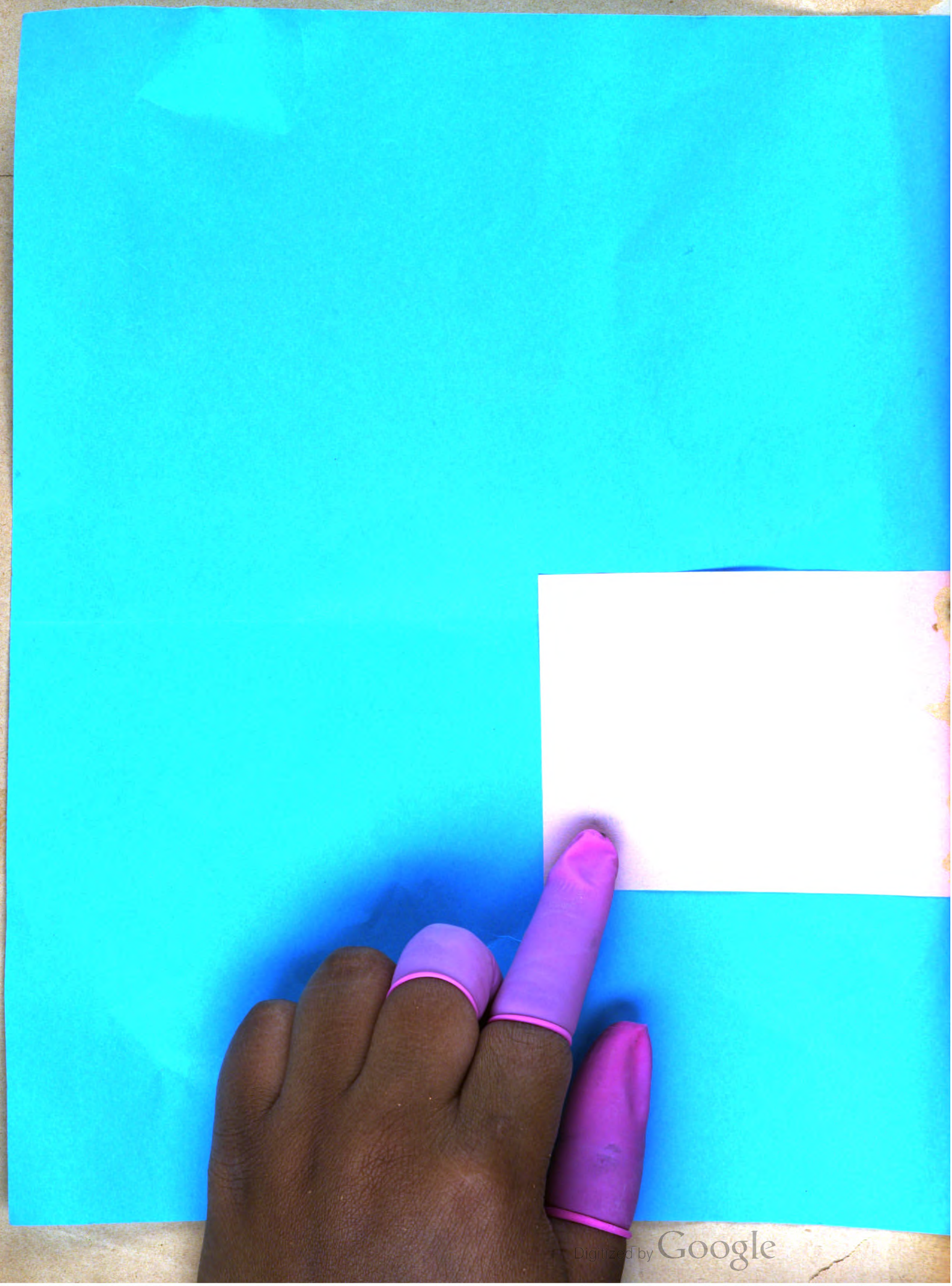
TO THE READER OF THIS VOLUME

Kindly handle this book with the utmost care on account of its fragile condition. The binding has been done as well as possible under existing conditions and will give reasonable wear with proper opening and handling.

Your thoughtfulness will be appreciated

Digitized by Google

26485-



Digitized by Google

Register.

Neunundvierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Der englisch-amerikanische Conflict und die Friedensbewegung. Von Bertha von Suttner	1
Die beendete Zuckerkrisis und das verspätete Nothgesetz. Von Dr. Rudolph Meyer	17
Der englisch-amerikanische Conflict. Von Wm. Weber (Belleville, Illinois)	21
Das Asylrecht. Von Jul. Lubszynski	36
Das Recht der Ehescheidung. Von Franz Schäkel	50
Das bürgerliche Gesetzbuch vor dem Parlamente. Von Sisyphus	65
Deutschland, Transvaal und die Niederlande. Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein	67
Der letzte Vicekönig von Böhmen. Von Austriacus	68
Aus der Börsengesetz-Werkstatt. Von Justus	97
Ist ein Krieg zwischen England und Deutschland möglich? Von Miles	99
Die Margarinevorlage. Von Dr. J. Leuthold	113
Die Monroe-Doctrin. Von Franz Paetow	117
Die Beschränkung des Terminhandels. Von Justizrath A. Seger	129
Militärische Erziehung des Thronerben. Von Miles	164
Der abessinische Krieg und der Dreibund	177
Der Fall Peters und das Strafgesetz. Von Dr. Jul. Lubszynski	193
Reformpläne des Justizministers. Von Justus	209
Zur inneren Colonisation im deutschen Osten. Von Arthur Dix	211
Die Agrarkrisis. Von Paul Ernst	225
Die Organisation der Börsen unter dem neuen Börsengesetz. Von Ernst Heinemann	229
Die Wahlreform in Oesterreich. Von Austriacus	231
Die Angriffe gegen den Richterstand. Von Landrichter Alfred Bozi	241
Zur Reform der preußischen Handelskammern. Von Dr. Jul. Lubszynski	273
Zur Thronfolge in Lippe. Von Borussus	289
Badeni und Lueger. Von Austriacus	321
Gegen die Militär-Vorlage. Von v. G.	337
Die Ehevermittlung. Von J. Leuthold	353
Der Krieg auf Cuba. Von Oberstlieutenant R. von Bieberstein	369
Die österreichische Thronfolge. Von Austriacus	387

2. Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

	Seite
Das elektrische Berlin. Von Wilhelm Berdrow	83
Modernes Kurpfuscherthum. Von Dr. med. Alexander-Katz	100
Irrenärztliche Glossen zu neueren Fällen. Von Dr. med. Otto Dornblüth (Rostock)	119
Können während des Lebens erworbene Eigenschaften vererbt werden? Von Professor Ludwig Büchner	213
Der Physiker Tesla. Von Wilhelm Stoß	277
Die neuesten Anwendungen der Röntgen'schen Entdeckung. Von Wilhelm Schöneberger	326
Die Register der menschlichen Stimme. Vom Kgl. Musikdirector Otto Fiebach	389
Der deutsche Urheber der Regenbogentheorie. Glossen zum Cartesius-Jubiläum. Von Wilhelm Krebs	403

3. Vermischte Aufsätze.

	Seite
Die Creditwirthschaft. Von Eduard von Hartmann	3
Pestalozzi und Preußen. Zum 150. Geburtstage Pestalozzi's. Von einem preußischen Schulmann	23
Zur Schuldentlastung der landwirthschaftlichen Betriebe. Von P. Seger	33
Große und Kleine Volksvertreter. Statistisches von Fab. Landau	49
Der Durchstich des Simplon	53
Die Lehrerbesoldungen in Preußen. Von P. Asmussen	81
Zur Frage der Flottenverstärkung. Von Nauticus	115
Die neuere Entwickelung der Graphologie. Von Hans H. Busse (München)	131
Die Verschmelzung der Arbeiterversicherung. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse	145
Zur Arbeitslosenstatistik. Von Fab. Landau	148
Die evangelische Kirche und die Feuerbestattung. Von A. Br.	161
Das Elend in der Hausindustrie der Confection. Von Dr. Eliza Ichenhäuser	163
Das geplante Bauschöffenamt. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse	178
Der Zionismus. Von Mathias Acher	180
Die Officiere und die Soldatenmißhandlungen. Von Miles	195
Die wirthschaftliche Bedeutung der Geldmächte. Von Richard Ehrenberg	245
Das Duell-Unwesen. Von A. Br.	257
Zur Erinnerung an die Pariser Commune. Von Karl Diehl	260
Sibirien in Preußen. Von A. Br.	275
Ein Königreich der Bruderliebe. (The brotherhood trust.) Von Consul Franz Paetow	305
Die Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. Von Wilhelm Bode	322
Unser Fachmenschenthum. Von E. Below	355
Volksthümliche Universitätsvorträge. Von Professor G. Hamdorff	370
Schöne Frauen. Von Richard Wulckow	376
Vom evangelisch-socialen Congreß. Von Landgerichtsrath Wilhelm Kulemann (Braunschweig)	385
Zukunftsaussichten der europäischen Industrie. Von Paul Ernst	401

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

	Seite
Der Sitzredacteur. Von Gustav Beßmer	12
Der Automatenstuhl. Humoreske von Georg Falkenheim	28
Wie sie die Treue brach. Von Alfred von Hedenstjerna	43
Trennung. Von Amalie Skram	60
Die Teufelsgläser. Von A. Hoffmann 74.	90
Zwei Propheten. Von Gustav Beßmer	106
Die kleine Greta. Von Alfred von Hedenstjerna	123
Das Andantino. Von E. Würthmann	138
Der Bahnwärter. Von W. Garschin	153
Ein großer Mann unter den Seinen. Von Gustav Beßmer	171
Wenn man falsch geht. Humoreske von Alfred von Hedenstjerna	187
Ein Absturz. Von Gustav Beßmer	201
Verpaßt. Humoreske von Hermann Heiberg	220
Ein Tagebuchblatt aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Von Gustav Beßmer	235
Consul! Von W.	252
Ausreden lassen! Humoreske von Alfred von Hedenstjerna	265
Der Verwaltungsrath. Von Anton Tschechow	283
Der Vergnügungsausschuß. Humoreske von Alfred von Hedenstjerna	298
Berühmtheit. Von Anton Tschechow	314
Ein Roman ohne Anfang und Ende. Von Alfred von Hedenstjerna	331

Digitized by Google

Seite

Ein neues Gesetz. Von Gustav Schwarzkopf 346
Sand. Von Ludwig Diehl 365
Die kleine Märtyrerin. Von Emilia Pardo Bazan 379
Fundevogel. Von E. Würthmann 396. 411
Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Gehetztes Edelwild 14. Die schwarze Venus 29. Der neue Bauernkrieg 61. Morituri, Caesar, te salutant! 76. Die conservative Volkspartei 155. Ein Ehrbarer Kaufmann 188. Kaiserreich Afrika 222. Die Reform des Latten-Arrestes 253. Todtenfeier 315. Kaiser und Kronprinz 332. Europäische Feiertage 366. Ein Flüchtigkeits-Fehler 412.
— Von Timon d. J.: Die Theilung der Türkei 92. Die reinliche Scheidung 108. Der Streik der Mäntelnäherinnen 124. Disconto-Commandit 173. Die Uferlosen 204. Auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 236. Der hohle Zahn 267. Bronsart lobesam 299. Hohenlohe & Sohn 398.
— Von Prinz Vogelfrei: Justiz im Recht und im Unrecht 45. Der heilige Assessor 140. Gnade für Recht 285. Polizei-Processe 348. Soldatenzucht 380.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Das Glück, berühmt zu sein. Von Professor Ludwig Büchner 7
Aus Ernest Renan's Seelenkämpfen. Von Ludwig Geiger . 10
Octave Mirbeau und die französische Kriegsbelletristik. Von Carl Busse 25
Eine neue Ethik. Von A. v. H. 41
Guy de Maupassant. Von Benno Diederich 54
Peter Nansen. Von Arthur Eloesser 69
Angelus Silesius redivivus. Von Otto Julius Bierbaum . 88
Lassalle und Herwegh. Von M. Jacobs 105
Eine socialreformerische Sensationsschrift. Von F. Schotthoefer (London) 121
Ein Shakespeare-Katechismus. Von Professor Ludwig Büchner 134
Herman Grimm's „Homer". Von Carl Busse 151
Frauen-Bekenntnisse. Von Felix Poppenberg 165
Robert Hamerling als Philosoph. Von Max Meyer 167
Der Teufel in der Poesie. Von Adolf Kahle 182. 199
Oscar Wilde. Von Johannes Gaulke 184
Die Memoiren des Herzogs von Persigny. Von Franz Paetow 197
Der Johanna-Ambrosius-Rummel. Von Carl Busse 205
Neue französische Romane. Von Professor Ludwig Geiger . 217
Otto Roquette. Von Ludwig Büchner 232
Charles Sealsfield-Postl und Grillparzer. Von August Weiß . 250
Neue Gedichte von Ada Negri. Von Ernesto Gagliardi . . 263
Pestalozzi über sich selbst. Ungedrucktes. Mitgetheilt von L. W. Seyffarth 278
Wie entsteht das Lied? Von Alfred Biese 280
Die Bücherliebhaberei in England. Von Otto Mühlbrecht . 290
Ein Besuch bei Thomas Hardy. Von H. Linne (London) . . 307
Barras und seine Denkwürdigkeiten. Von Lector . . . 328. 342
Fritz Reuter als Student. Von Hans Heisterhagen . . . 338
David Friedrich Strauß in seinen Briefen. Von Rudolf Rümelin 356
Gemeinde Gabelbach und ihre Dichter. Von August Trinius 361
Jules Lemaître. Von A. Brunnemann (Paris) 374
Vom christlichen Adel. Erinnerungsblätter der Gräfin Bernstorff. Von Felix Poppenberg 391
De Pancratio Graunzero, Bierbaumiensi. Ein freimüthig-kritischer Tractat. Von Franz Servaes 394
Gabriele d'Annunzio. Von Willy Rath 406
Graf Leo Tolstoi als Plagiator. Von Erwin Bauer . . . 409

b. Bühne und Bühnenkritik.

Das Handwerk des Dramatikers. Von Franz Servaes . . . 38
Faust in München. Von Ludwig Fränkel 72
Das Volk auf der Bühne. Von Adolf Kahle 102
Soldaten auf der Bühne. Von Eugen Isolani 120
Immermann's Bühnenleitung in Düsseldorf. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von Paul Seliger . . . 296. 311
Dramatische Aufführungen: Florian Geyer (Gerhart Hauptmann) 30. Das hohe Lied (Cavalotti) 46. Comtesse Guckerl (Schönthan-Koppel-Elsfeld) 47. Das Hungerlos (Schumacher-Malkowsky) 47. Lebenswende (Halbe) 79. Untreu (Bracco) 79. Hals über Kopf (Bisson) 79. König Heinrich (Wildenbruch) 95. Die kranke Zeit (Skowronnek) 95. Liebelei (Schnitzler) 126. Der Thron seiner Väter (Zobeltitz) 126. Hôtel zum Freihafen (Feydeau) 126. Jungfer Immergrün und der Junge von Hennersdorf (Wildenbruch) 158. Winterschlaf (Dreyer) 191. Die junge Frau Arneck (Lubliner) 191. Die Höllenbrücke (Jaffé-Wolff) 191. Fräulein Tizian (Jacobson) 106. Die Erste (Lindau) 206. Hadasa (Engel) 206. Das Glück im Winkel (Sudermann) 255. Zu Hause (Hirschfeld) 255. Der Weiberschreck (Heimann) 255.

6. Bildende Künste.

Aus Gurlitt's Kunstsalon. Von Franz Servaes 62
Japanische Kunst. Von Franz Servaes 79
Kunst und Oeffentlichkeit. Von Hans Schmidkunz 85
Die tanzende Mänade. Von Franz Servaes 93
„Künstler-West-Club" und „Freie Kunst". Von Franz Servaes 108
Eine Tragödie in Farben. Von Franz Servaes 142
Unsere monumentale Plastik. Von Johannes Gaulke . . . 149
Die „XI" und andere Berliner Maler. Von Franz Servaes 157
Allerlei Ausstellungen. Von Franz Servaes 189
Berlin als malerisches Motiv. Von Franz Hermann Meißner 216. 233
Ausstellungen. Von Franz Servaes 237
Maler der Dämmerung. Von Franz Servaes 287
Gottfried Keller als Maler. Von Kurt Zuppinger 293
Simon Blad und die Kunst. Von Genremaler August H. Plinke (Berlin) 309
Die internationale Kunstausstellung. Von Franz Servaes: 1. Ein Stück Akademie-Geschichte 317. 2. Die Berliner Malerei 334. 3. Berliner Plastik 382. 4. Düsseldorf, Weimar, Karlsruhe, München 414.

7. Musik.

Musikalische Rück- und Ausblicke. Von Heinrich Ehrlich . . 8
Ueber den musikalischen Werth der Worte in der Dichtung. Von Ludwig Klages 59
Ein Engländer über Richard Wagner. Von Arthur Drews . 135
Eine Revolutionsoper. Von Paul Marsop 248
Opern und Concerte. Von Paul Marsop: Waldmeister (Strauß) 301. Antigone (Weingartner) 318. Ingo (Rüser) 350. Der Großherzog (Sullivan) 350. Fra Francesco (Waller) 415.

8. Notizen.

Berdrow 191. Berlepsch 159. Coutelle 383. Davidis 381. Didier 111. Dornblüth 399. Fellner 415. Goerth 239. Groth 175. Jaden 381. Koch 270. Kretzer 63. Kroker 399. Kürschner 287. Lange 381. Linde 175. Maaß 95. Meyer 15. Niese 383. Poschinger 47. Roderich 64. Schenk 381. Scherr 351. Spemann 287. Springer 159. Strindberg 143. Vetter 111. Wohlmuth 127.

9. Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Schöpfung des Menschen. Von Wilhelm Haacke und Professor Ludwig Büchner 31. Ein falsches Citat Ludwig Büchner's. Von Friedrich Latendorf 207. Zum Fall Johanna Ambrosius. Von Martha Ambrosius 269. Von K. Schrattenthal 287. Von Albr. Goerth 303. Von Jahn, Martha Ambrosius, Albrecht Goerth 335. In eigener Sache. Von Caliban 399.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 4. Januar 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der englisch-amerikanische Conflict und die Friedensbewegung. Von Bertha von Suttner. — Die Creditwirthschaft. Von Eduard von Hartmann. — Das Glück, berühmt zu sein. Von Professor Ludwig Büchner. — **Literatur und Kunst.** Musikalische Rück- und Ausblicke. Von Heinrich Ehrlich. — Aus Ernest Renan's Seelenkämpfen. Von Ludwig Geiger. — **Feuilleton.** Der Sitzredacteur. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Gehetztes Edelwild. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Der englisch-amerikanische Conflict und die Friedensbewegung.

Von Bertha von Suttner.

Deutlicher, leuchtender, gebietender ist die Berechtigung der Forderung aller Friedensbündler: „Rechtszustand zwischen den Staaten" schon lange nicht hervorgetreten, wie durch das plötzliche, schreckenverbreitende Auftauchen des englisch-amerikanischen Venezuela-Streites. Bekanntlich war es den Kämpfern der Friedensidee gelungen, die Regierungen von England und von Nordamerika zu veranlassen, unter einander den Abschluß eines ständigen Schiedsgerichtsvertrages anzubahnen. Einstimmig wurde der betreffende Antrag von einem Mitglied der Interparlamentarischen Friedens-Union eingebracht, von Gladstone befürwortet, und mit einer viertel Million Unterschriften aus dem Volk unterstützt — im englischen Unterhause angenommen, und der Schatzkanzler, Lord Harcourt, bemerkte hierbei feierlich: Dies sei der weittragendste und segensreichste Beschluß, der je in den Annalen des Hauses eingetragen worden. — Die Verhandlungen wurden auch angebahnt; der Antragsteller reiste nach Washington, die Gesinnungsgenossen in den Vereinigten Staaten arbeiteten ihrerseits daran, die Ratification zu beschleunigen; aber wie das schon so geht . . . der Abschluß hat sich verzögert und jetzt — es wirkt wie ein Keulenschlag — jetzt kommt gerade von dort her die Kunde: „Schiedsgericht abgelehnt" — „Krieg in Sicht". Nun zeigt es sich: wäre das ständige Schiedsgericht zwischen diesen beiden Mächten schon zur Thatsache geworden, so wäre die ganze Sensation gar nicht da; ein einfaches Proceßlein läge da vor, wie zwischen zwei um ihre Ackergrenzen sich streitenden Bauern, ein Fall, der die ganze übrige Welt kalt ließe, während so die Botschaft des Präsidenten zwei Welttheile aufgewühlt hat und thatsächlich die Gefahr besteht, daß zwischen den beiden Seemächten ein unabsehbarer Vernichtungskampf ausbricht, der auch die übrigen Mächte mit in's Verderben reißt. Schon die vorhandene Möglichkeit dieses Krieges hat eine unglücksschwere Katastrophe zur Folge gehabt: den Zusammensturz zahlreicher Vermögen. Wäre also das Werk der Friedensstreiter kräftiger unterstützt worden, hätte es nicht durch die Lässigkeit der Matten und durch die noch sträflichere Gleichgiltigkeit der gesetzgebenden Kreise diesen Aufschub erlitten, so wäre der Welt der ganze Schrecken erspart.

Werden die Gegner der Friedensbewegung an dem vorliegenden Falle etwa die Unhaltbarkeit des Schiedsgerichtsprincips, die unausrottbare Kriegslust der Völker und somit die Aussichtslosigkeit der Liga demonstriren wollen? Es sieht ihnen gleich. Doch, wenn ein Haus abbrennt, das aus Holz gebaut und mit Petroleum übergossen ist, beweist das etwa die Nutzlosigkeit einer Bewegung, die dem Bau von Steinhäusern — ohne Petroleumüberguß — erreichen will?

Uebrigens ist, so viel mir bekannt, anläßlich dieses Falles, das Princip der Friedensliga nicht bestritten, sondern zumeist ignorirt worden; im gewohnten Geleise haben die Blätter hin und her geleitartikelt, welche Chancen für Ausbruch oder Abwendung des Krieges vorliegen, „wer im Rechte sei und wer nicht nachgeben könne, ohne die eigene Ehre zu verletzen"; aber der Standpunkt: Daß im Unrecht nur derjenige Theil ist, der sich dem Schiedsspruch trotzig entzieht; daß die strittigen Interessen von verschwindender Nichtigkeit sind gegen das allgemeine Interesse der Cultur, daß mit dem Begriff Ehre nicht übertüncht werden dürfe, was für den gesitteten Menschen die größte Schande bedeutet — nämlich die Unvernunft und die rohe Gewalt: dieser Standpunkt wurde in den Redactionsstuben und Depeschenbureaux nicht hervorgekehrt. Man that, als wären die Begriffe, die doch schon in den Parlamenten und auf zahlreichen Congressen zur Resolution formulirt worden und die schon tief in das Bewußtsein der Völker gedrungen sind, überhaupt nicht vorhanden.

Zum Glück aber sind die Verfechter der Friedenssache auf ihren Posten, und sie haben diesen Anlaß nicht vorübergehen lassen, ohne ihre Stimme, welche das Echo von Millionen Herzensstimmen ist, so laut, als ihnen nur immer möglich, zu erheben; geschlossener und entschlossener als je werden sie ihr Dasein bejahen; die Centralstellen der Vereine von Europa und Amerika werden mit Protesten und Deputationen und Petitionen und sonst ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ihre Pflicht erfüllen.*) Es darf nie mehr vergessen werden, daß über den Streitigkeiten von einzelnen Parteien (ob diese nun Jack und Michel, oder „England" und „Deutschland" heißen) ein höheres Interesse erkannt und formulirt

*) Ein von der Generalversammlung der Oesterreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde mit Acclamation angenommener Beschluß lautet: „Die am 19. December tagende Generalversammlung protestirt einstimmig dagegen, daß der Venezuela-Conflict auf anderem, als schiedsgerichtlichem Wege geregelt werde, und übersendet diesen Protest an die Berner Centrale behufs Einleitung einer einschlägigen Action von Seiten aller europäischen und amerikanischen Friedensvereine."

Digitized by Google

worden ist, nämlich das Interesse aller Culturvölker, welches die Forderung enthält: „Recht statt Gewalt“ und sämmtliche Interessenten davor schützt, in die Luft gesprengt zu werden.

Es ist vorauszusehen, daß der schwebende Conflict auf friedliche Weise beigelegt werden wird; der Krieg ist in der öffentlichen Meinung schon — wie Lord Salisbury selber in seiner Guildhallrede sagte — zu „unpopulär“ geworden, als daß um eines Streifchen Landes willen zwei verwandte Völker sich in den Kampf treiben ließen; schon haben sich in den Vereinigten Staaten zahlreiche Proteste erhoben gegen die Idee von Feindseligkeiten in der venezuelanischen Frage; schon heißt es in den Blättern allgemein, der Conflict werde ernste Consequenzen nicht herbeiführen („Ernst“ ist nämlich der im diplomatisch-publicistischen Stil gebräuchliche Ausdruck, um das zu bezeichnen, was die wildeste Tollheit ist). Der Conflict wird also wahrscheinlich friedlich beigelegt; so wäre dies insoweit als ein Sieg der Friedensbewegung zu betrachten, als man annehmen könnte, daß die öffentliche Meinung in dieser Richtung schon genug erstarkt gewesen, um die Gelüste der Jingos nicht aufkommen zu lassen; so könnten aber dabei die Friedensarbeiter sich nicht beruhigen; denn nur dann ist ihre Aufgabe gelöst, wenn die Wiederkehr einer solchen Gefahr principiell unmöglich gemacht werde.

Dem Schiedsgerichtsgedanken selber und seiner gesetzlichen Verwirklichung wird der vorliegende Fall einen ungeheueren Vorstoß geben. Aus den Ereignissen, die sich da mit solcher Plötzlichkeit und solcher wechselnden Heftigkeit abgespielt haben, ist die Frage „Krieg und Frieden“ mit einer bisher nie gekannten Klarheit zu Tage getreten:

Wir sehen: es genügt, wenn an einer officiellen Stelle ein drohendes Wort gesprochen wird, wenn ein Staatsoberhaupt sagt: „Dieses oder jenes werde ich nicht dulden“ — dies genügt, damit der Ausbruch eines Krieges als bevorstehend erscheine; mit einem Ruck sind da die Lügenphrasen weggefegt: 1) daß die Rüstungen den Frieden sichern; 2) daß Kriege nur die elementare Explosion lang gehegten Hasses sind und nicht mehr von den Cabinetten ausgehen; 3) daß es nur die höchsten Güter seien, für die in den Kampf gezogen wird, und darum gezogen wird, weil es keinen anderen Ausweg giebt.

Wir sehen: falsch ist es, die Rassen- und Nationalitätsgegensätze als das Hinderniß zur Abschaffung des Krieges zu proclamiren; denn hier sollten nicht zwei verschiedene Völkerstämme um ihre Uebermacht kämpfen, sondern zwei verwandte, die gleiche Sprache redende Völker. Als die Friedensligisten mit Triumph darauf hinwiesen, daß zwischen England und Amerika ein Schiedsgerichtsvertrag im Gange war, hieß der Einwand: „Das bedeutet gar nichts: zwischen diesen beiden Mächten gäbe es zu einem Krieg ohnehin keine Ursache — die haben leicht einen solchen Vertrag abschließen.“ Aber hier zeigt sich, daß nicht von den Nationalitätsunterschieden die Möglichkeit des Krieges bedingt wird, sondern davon, daß er überhaupt noch als gesetzliche Institution dasteht; nur seine Entrechtung würde den Frieden sichern, aber dann auch zwischen gar nicht verwandten Völkern.

Wir sehen: kaum ist aus irgend einer Kriegstrompete ein schrilles Trara geblasen, wie da augenblicklich von allen Chauvins und allen Jingos die Glückwünsche zu der „festen, energischen Haltung“ herangfliegen, wie beide streitende Theile von der noch ganz im alten Kriegsschlendrian arbeitenden Publicistik bestärkt werden, in ihrer energischen Haltung zu verharren; die Einen nehmen dort, die Andern da Partei: „England ist im Recht und kann bei Verlust seiner Ehre nicht nachgeben“ — „Amerika ist im Recht und muß um jeden Preis alle Uebergriffe ferne halten“ — —; auch die Collectiv-Insulten schwirren auf: „Uebermüthiges Yankeethum“, „Starrsinn des John Bull“ u. dgl.; was jede Zeitung sagt, wird herumtelegraphirt und von tausend anderen Zeitungen wieder gedruckt, und dieses Getöse soll dann den Eindruck vom allgemeinen zum Kriege drängenden Völkerwillen abgeben. Dann stehen auch gleich die Kriegsparteien in den Parlamenten auf und fordern die nöthigen Millionen zum Bau von Kriegsschiffen, Torpedos und Befestigungen; alle Speculanten, die von Lieferungen oder Börsenmanövern oder sonstwie durch den Krieg Gewinn zu erlangen vermeinen, hetzen und schüren; die häßlichsten unsittlichsten Motive werden von den streitenden Parteien einander untergeschoben: „Cleveland wollte seine künftige Wahl sichern“; „Nur darum werden die Yankees abwiegeln, weil sie nicht genügend gewappnet sind“; kurz alles was da niedrig, gierig, grausam und gemein ist, drang hier wieder an die Oberfläche, im Gewande pblitischer Weisheit — die sich ja sogar als politische Moral aufspielt.

Ein unbedeutender Grenzstreit: so viel ist klar, der kann heutzutage nicht mehr zu gegenseitigem Vernichtungskampfe entflammen; das leuchtete auch allen kriegerischen Kannegießern ein — flugs wurde also das Streitobject mit einem allgemeinen Princip verquickt, das möglichst verwickelt sei, für das auch andere ganz unbetheiligte Mächte Partei ergreifen mußten, und das genügend unverständlich für die Massen wäre, um als „heilig“ proclamirt zu werden, und so verwandelte sich über Nacht die Venezuela-Angelegenheit in die Frage der Monroe-Doctrin.

Noch vor wenigen Jahren hätte die so geschaffene Situation genügt, um den Krieg — wie dies gar viele Leitartikel in den ersten Tagen auch verkündeten — unvermeidlich zu machen. Aber etwas Neues, in früheren Zeiten noch ganz Vereinzeltes und Machtloses: die Friedens- und Schiedsgerichtsidee, ist in genügend erstarkter Form in die Erscheinung getreten, um sich bemerkbar zu machen; die von der Friedensbewegung beeinflußte und theilweise auch schon organisirte öffentliche Meinung hat sich gleichfalls an die Oberfläche gedrängt — der Ruf nach „Schiedsgericht, Schiedsgericht!“ hat sich mitten im Kriegsgeschrei vernehmen lassen und wird dann, weil es der Ruf der Vernunft ist, hoffentlich auch übertönen. Ja, in England und Amerika haben sich schon so viele feste Vereinigungen gebildet, die den Friedensgedanken vertreten, so viele Staatsmänner haben sich bei früheren Actionen der Friedensbewegung schon thätig angeschlossen und ihre Zustimmung kundgegeben, daß nunmehr ganz unerwartete Manifestationen eintraten, von welchen die Telegraphen-Bureaux inzwischen gleichfalls berichten mußten, was die Leitartikler nun zu der Prophezeiung veranlaßt, daß das „Unvermeidliche“ nicht eintreten wird: Massenproteste von industriellen Körperschaften; Predigten in allen Kirchen gegen den Krieg, die Versicherung des Präsidenten selber, daß er den Krieg nicht wolle. Und was antworteten die befragten Staatsmänner? Gladstone — der Urheber des bei der Brüsseler Interparlamentarischen Conferenz verhandelten Vorschlags zu einem Völkertribunal — sagte einfach: „Hier entscheidet der gesunde Menschenverstand“; Lord Rosebery, der stets mit der englischen Peace-Association in Verkehr war, sagt: „Der Fall müsse von einem Schiedsgericht ausgetragen werden“; Hanotaux, der frühere französische Minister des Aeußeren sprach zum Correspondent des englischen „Globe“: „Ich denke nicht, daß irgend ein ernster französischer Politiker irgend eine positive Meinung über die Anwendung der Monroe-Doctrin auf einen Fall anwenden konnte, über welchen zwei uns befreundete Mächte wie England und die Vereinigten Staaten uneinig sind. Alle derartige Fragen müssen nach ihren speciellen Bedingungen und nicht nach dem einen allgemeinen Begriff geregelt werden.

Und im Hinblick auf die Möglichkeit, daß ein ähnlicher Conflict mit Frankreich bezüglich der Grenzen von Guyana entstände, erklärte Hanotaux: Ich bin mit Herrn Berthelot, dem gegenwärtigen Minister des Aeußeren, der Ansicht, daß, wenn die Frage sich verschärfen sollte, dieselbe durch ein Schiedsgericht geregelt werden müßte.“

Digitized by Google

Wird also diesmal der Krieg abgewendet (noch kann man es, während ich dieses schreibe, nicht wissen), so hat der Friedensgedanke glänzend gesiegt. Glänzend, aber nicht entscheidend. Der Weg zum Ziel ist nur heller beleuchtet. Der Kampfruf „Schiedsgericht" hatte seine jammerabwendende Kraft bewährt, aber zum Abwenden der Gefahr, daß solcher Allarm sich erneuere und dann zum Ausbruch des Riesenunglücks führte, dazu gehört, daß der Appell an zwischenstaatliche Gerichtsbarkeit nicht mehr facultativ bliebe, sondern zum Gesetz erhoben würde. Mit erhöhtem Stolz auf die Wichtigkeit ihrer Aufgabe — und hoffentlich endlich auch mit energischerer Eile — wird fortan die Kreuzritterschaft des Friedens auf ihrem Wege weiter schreiten.

Berthelot gehört zum Vorstand der Pariser Friedensgesellschaft — und hat den Antrag Barodet (8. Juli 1895) auf ständigen Schiedsgerichtsvertrag zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten mitunterzeichnet.

Die Creditwirthschaft.

Von Eduard von Hartmann.

Das neunzehnte Jahrhundert hat mehr als eines der vorhergehenden unter dem Zeichen des Credits gestanden. Wenn man auf den volkswirthschaftlichen Aufschwung zurückblickt, den es uns gebracht hat, so läßt es sich begreifen, daß eine Volkswirthschaftslehre, die sich vorzugsweise auf die im Handelsstand gemachten Erfahrungen stützt, den Credit als etwas Segensreiches anzupreisen nicht müde wird. Freilich nur den productiven Credit oder den Credit für productive Zwecke; denn einen unproductiven Credit wird Niemand vertheidigen.

Da zeigt sich dann aber sofort, daß die Grenzen zwischen productivem und unproductivem Credit sich praktisch leicht verwischen, und daß die Gewöhnung an Creditwirthschaft im Allgemeinen leicht dazu verführt, auch unproductive Credite zu benutzen. Die meisten Staatsanleihen sind ein einfacher Mißbrauch des Staatscredits zu unproductiven Zwecken, der aus einer unsoliden und leichtfertigen Wirthschaft entspringt. Denn sie dienen entweder zur Deckung laufender Ausgaben, die durch Steuern hätten aufgebracht werden müssen, oder zur Bestreitung der Kosten für ungerechte Kriege, die sich bei größerer Mäßigung und Besonnenheit hätten vermeiden lassen, oder gar zur Beförderung eines unberechtigten Luxus der zeitweiligen Machthaber. Es ist ein falsches Argument, ertragloſe Anlagen darum den zukünftigen Geschlechtern aufzubürden, weil auch die Vortheile dieser Anlagen ihnen noch mit zu Theil werden; denn an jede künftige Generation werden neue Aufgaben herantreten, die sie zu bewältigen hat, ebenso wie an die jetzige. Darum darf sich auch das heutige Geschlecht der Lösung der ihm gestellten dringlichen Aufgaben aus eigenen Mitteln nicht entziehen, und sollte sich schämen, das Erbe, das es seinen Kindern und Enkeln zu hinterlassen die Ehrenpflicht hat, sich im Voraus von diesen bezahlen zu lassen. Staatsanleihen sind nur soweit gerechtfertigt, als sie entweder auf productive Anlagen verwendet werden, die ihr Capital ohne Zuschüsse der Steuerzahler verzinsen und amortisiren, oder als sie zur Abwehr und Ueberwindung vorübergehender Nothstände bestimmt sind, wie Hungersnöthe, Ueberschwemmungen, aufgedrängte Kriege.

Man kann Zweifel hegen, ob es vortheilhaft ist, wenn jeder Neugeborene als Gemeinde- oder Staatsbürger sich sofort im ideellen Theilbesitz eines beträchtlichen Gemeinde- oder Staatsvermögens befindet; denn solche Zustände können leicht die Thatkraft der Bürger beeinträchtigen und ein träges, genußsüchtiges Geschlecht heranziehen. Aber daran kann kein Zweifel bestehen, daß es ein Unglück ist, wenn jeder Neugeborene mit einer beträchtlichen Capitalschuld ins Leben tritt und einen erheblichen Theil seiner Lebensarbeit bloß darauf verwenden muß, die Zinsen dieser Erbschuld aufzubringen.

Zu dem unproductiven Credit gehören auch alle Hypothekenschulden, deren Ertrag nicht zur Gutsamelioration verwendet worden ist, sondern die nur zu dem Zweck dem Gute aufgebürdet sind, um mehrere Familien statt einer aus dem Ertrage des Gutes zu ernähren, oder um eine besser zu ernähren, als das Gut durch seine Erträge vermag. Ersteres ist der Fall bei Erbtheilungen und Verkäufen, wenn der Gutsertag auf mehrere Erben des verstorbenen Besitzers oder auf den Verkäufer und Käufer vertheilt wird, indem ein fester Theil des Ertrages in Form von Hypothekenzinsen von dem Nettovertrage ausgeschieden wird. Letzteres dagegen ist der Fall, wenn die Familie des Besitzers über ihren Stand hinaus lebt, sei es, daß der Aufwand auf dem Gute von dem Hausherrn selbst getrieben wird, sei es in der Ferne von den einzelnen Familienmitgliedern. Die Erkenntniß bricht sich immer allgemeiner Bahn, daß der neuerdings eingetretene Preis der landwirthschaftlichen Erzeugnisse niemals zu einer Nothlage der Landwirthschaft hätte führen können, wenn der Grundbesitz unverschuldet oder nur mit productiven Schulden belastet wäre, d. h. daß die Noth des Grundbesitzes letzten Endes bloß aus dem Unsegen der Creditwirthschaft entsprungen ist.

Aber auch für productiven Credit könnte der Satz, daß Credit segensreich wirkt, nur bedingungsweise richtig sein, nämlich für so lange, als noch keine anderen zweckmäßigeren Formen gefunden und eingebürgert sind, um die Ersparnisse aller Stände dem volkswirthschaftlichen Fortschritt zur Verfügung zu stellen. Denn daß mit dem Credit auch Gefahren verknüpft sind, ist wohl niemals verkannt worden. Aber so lange die Production und Consumtion und der Austausch zwischen beiden sich in enger begrenzten und gleichmäßigeren Bahnen bewegte, waren diese Gefahren verhältnißmäßig gering im Vergleich zu den durch den Credit erlangten Vortheilen, und so lange die Inanspruchnahme des Credits sich in der Hauptsache nicht über den Handelsstand hinaus ausdehnte, waren auch die Nachtheile des Credits auf diesen Stand beschränkt. Die Erweiterung des Marktes, die Abhängigkeit der örtlichen Märkte von den Conjuncturen des Weltmarktes und die vorläufige Unübersehbarkeit aller der Factoren, die auf diese von Einfluß sind, hat die Handelskrisen (Geldkrisen und Creditkrisen) sehr viel häufiger gemacht als früher, und hat die Productions- und Absatzkrisen zu ihnen hinzugefügt. In dem Maaße als auch der Grundbesitz und das Gewerbe sich daran gewöhnt haben, sich des Credits zu bedienen, sind auch sie in die Krisen mit hineinbezogen und den individuellen und allgemeinen Gefahren des Credits ausgesetzt worden.

Am gefährlichsten ist der kurzfristige Credit. Dieser ist geradezu unsolide, wenn der Schuldner keine gegründete Aussicht hat, das Darlehn zur Verfallfrist zurückzuzahlen. Aber selbst, wenn diese gegründete Aussicht vorhanden ist, kann sie doch durch unvorhergesehene Umstände getäuscht werden, z. B. wenn der Exporteur oder Detaillist seinen Waarenwechsel nicht einlösen kann, weil in dem Lande, in das er die Waaren gesandt hat, eine Krisis ausgebrochen ist, die die Waaren unverkäuflich macht, beziehungsweise weil er in schlechten Zeiten vom Publicum die Zahlungen für verkaufte Waaren nicht erhält, auf die er nach dem Durchschnittslauf des Geschäftes rechnen durfte. Schon minder gefährlich ist der langfristige Credit mit einmaligem Verfalltermin, wie er z. B. bei Hypotheken unter Privaten jetzt noch die Regel bildet. Aber er setzt doch voraus, daß dem Schuldner bis zum Verfalltermin das Capital zur Rückzahlung zugeflossen sein werde, sei es durch Erbschaft, angehäufte Ersparnisse oder Contrahirung einer neuen Schuld bei Dritten. Sind

Digitized by Google

aber die ersten Bedingungen nicht erfüllt, und fällt die Rückzahlungspflicht in eine Zeit, in welcher es schwer ist, neue Gläubiger zu finden, so tritt die Zahlungsunfähigkeit mit ihren Folgen ein.

Noch weniger gefährlich ist der langfristige Credit mit allmäliger gleichmäßiger Rückzahlung (Amortisation) des Capitals. Immerhin muß aber doch der Schuldner die Zinsen und die Amortisationsraten pünktlich aufbringen. Dies wird ihm leicht werden, wenn das Unternehmen, in dem er das Darlehen werbend angelegt hat, gut rentirt, aber schwer, wenn es zeitweilig weniger einbringt, als die fälligen Raten erfordern, wie es häufig bei jungen Unternehmungen, die sich erst einbürgern müssen, und bei jungen und alten in Krisen und schlechten Zeiten der Fall ist. So lange die Reservefonds ausreichen, um das Deficit zu decken, kann die Production weiter gehen; sobald aber diese fehlen oder erschöpft sind, ist die Zahlungsunfähigkeit da, welche in der Regel die Kündigung des Credits und den Zusammenbruch des Unternehmens zur Folge hat. Der Grundbesitz kommt auf diese Weise in die Hände der Hypothekengläubiger, die nur zu oft von seiner Bewirthschaftung nichts verstehen und das Leben auf dem Lande nicht lieben; die großen industriellen Unternehmungen aber gerathen dabei leicht in Stillstand und Verfall, so daß nützliche Productionen aufhören und eine Menge von Arbeiterfamilien unverschuldet brodlos werden.

Am ungefährlichsten erscheint der von Seiten des Gläubigers unkündbare Credit ohne Amortisation, der sich vom Rentenkauf nur noch dadurch unterscheidet, daß das Capital im Voraus fest bestimmt und in Ziffern angegeben ist, für welches der Schuldner die Rente abzulösen berechtigt ist. Ein solcher Credit steht bisher nur Staaten zur Verfügung; die Bestrebungen, das reine Rentenprincip auch in den Grundcredit einzuführen, haben bis jetzt keinen Erfolg gehabt. Wenn man aber berücksichtigt, daß die Amortisationsrate bei langfristigen Darlehen doch nur einen kleinen Bruchtheil der Zinsrate auszumachen pflegt, so ergiebt sich, daß die Gefahren des Credits hier auch nur um diesen Bruchtheil verringert sind. Die Wirkung ist dieselbe, als ob der Zinsfuß um den Betrag der Amortisationsrate niedriger vereinbart worden wäre. Wird die fällige Rate nicht herausgewirthschaftet, so tritt die Zahlungsunfähigkeit mit allen ihren Folgen ein, gleichviel, ob in der Rate bloß Zins oder Zins und Amortisation zugleich enthalten ist. Wohl aber liegt in dem Mangel der Amortisationsverpflichtung für den Schuldner eine Verleitung zu unsolider Wirthschaft, insofern ihm jede Nöthigung zur Verminderung der Schuld fehlt.

Alle Krisen entspringen aus einer vorhergegangenen Ueberspeculation bei günstiger Conjunctur, die Ueberspeculation aber wird durch nichts mehr genährt, als durch den Credit. Die landwirthschaftliche Krise der Gegenwart ist z. B. wesentlich eine Folge der Ueberspeculation in Gütern, durch welche die Kaufpreise im letzten Menschenalter zu einer Höhe emporgeschraubt worden waren, die mit dem wirklichen Ertrage in keinem Verhältniß mehr stand, sondern nur noch die von der Zukunft erhofften Ertragssteigerungen escomptirte. Die Güterpreise hätten aber gar nicht zu solcher speculativen Höhe emporgeschraubt werden können, wenn nicht unsere Hypothekengesetzgebung gestattet hätte, beliebige Theile des Kaufgeldes durch bloße hypothekarische Eintragung, d. h. durch Credit zu begleichen. Ebenso würde die industrielle Production bei günstiger Conjunctur sich nicht zur speculativen Ueberproduction erweitern können, wenn sie sich nicht in reichlichem Maaße auf Credit stützen könnte. Wären die Industrie und der Handel darauf angewiesen, auch bei günstiger Conjunctur lediglich mit demselben Capital zu arbeiten, das sie bei mittlerer Conjunctur auch schon zur Verfügung hatten, so würde allerdings ein Theil der plötzlich ins Kraut geschossenen Nachfrage unbefriedigt bleiben, und die an diesem Theil der Nachfrage erzielten Gewinne würden dem Handel und der Industrie entgehen. Indessen für die Consumenten wäre es ein Vortheil, wenn sie verhindert würden, ihre bisherigen Gewohnheiten im Verbrauch zu plötzlich zu steigern; denn diese Steigerung erhöht doch nur ihre Bedürfnisse zu einem Grade, der nach dem bald erfolgenden Rückschlag doch keine Befriedigung mehr findet und sie dann die Entbehrung um so schmerzlicher fühlen läßt. Industrie und Handel aber würden mit dem Verzicht auf die rasch vorübergehenden, und noch dazu mit theurem Zins bezahlten Gewinne der Hochconjunctur alle die weit schwereren Verluste abwehren, die ihnen nachher aus der Krisis und dem dauernden Niedergang erwachsen.

Wenn man zu den Einbußen der besser situirten Unternehmungen die Verluste hinzurechnet, die durch den Zusammenbruch der schwächeren dem Volkswohlstand direct und indirect zugefügt werden, so wird man gewiß sagen können, daß dieses Verlustsaldo aus dem Rückschlag im Ganzen schwerer wiegt als das Gewinnsaldo der Hochconjunctur, das durch außergewöhnliche Creditanspannung erzielt wurde. Die Volkszufriedenheit und der Volkswohlstand im Allgemeinen würden ebenso wie der Handels- und Gewerbestand im Besonderen dabei mehr gewinnen als verlieren, wenn ihnen derjenige Credit abgeschnitten würde, durch den allein es ihnen ermöglicht wird, sich in Ueberspeculation zu stürzen. Die Krisen mit all ihrem Gefolge von Elend würden mit der Ueberspeculation, und diese mit der Creditwirthschaft aufhören, die Springfluthen und Sturmfluthen in der wirthschaftlichen Fluth und Ebbe würden verschwinden und einer sanften und gleichmäßigen Wellenbewegung, einem mäßigen Schwanken um das Durchschnittsniveau Platz machen, dem die Production und Consumtion ohne Schwierigkeiten zu folgen vermöchte.

Wenn ein einmal bestehendes Unternehmen, das werthvolle Güter producirt oder zum Verbrauch verwendbar macht, die Betriebskosten einschließlich der Besoldung des Unternehmers aufbringt, so ist es ohne Zweifel im Interesse des Nationalwohlstandes geboten, daß es fortgesetzt wird, gleichviel, ob für das darin angelegte Capital eine Verzinsung herauskommt oder nicht. Ja sogar, wenn das Unternehmen Zuschüsse zu den Betriebskosten erfordert, muß es so lange fortgesetzt werden, als einerseits die Hoffnung besteht, für künftig das Gleichgewicht wieder herstellen zu können, und als andererseits die Capitalverluste beim Einstellen des Betriebes noch größer zu werden drohen, als bei seiner Fortsetzung. Dieser Grundsatz wird aber durchbrochen durch das Creditprincip, welches als Bedingung für die Fortsetzung des Unternehmens durch den bisherigen Unternehmer die Rentabilität aufstellt, d. h. einen die Betriebskosten um mindestens so viel übersteigenden Ertrag, als die Verzinsung und Amortisation des gewährten Credits beträgt. Dieser Grundsatz hat nun zwar seine volkswirthschaftliche Berechtigung, insoweit es sich um die Anlage neuer Unternehmungen handelt, aber nicht, wo der Fortbestand von bereits im Gange befindlichen Unternehmungen in Frage gestellt ist. Es besteht bei letzteren offenbar ein Widerspruch zwischen dem volkswirthschaftlichen Interesse der Nation und dem privatwirthschaftlichen des Gläubigers. So lange der Credit aus anderen Gründen unentbehrlich erscheint, muß dieser Widerspruch unter Zurücksetzung dieses volkswirthschaftlichen Interesses ertragen werden. Indeß muß dieser Widerspruch doch zur Prüfung der Frage auffordern, ob denn wirklich der Credit unentbehrlich sei.

Nothstandscredite sind überall da unentbehrlich, wo nicht mit genügendem Reservefond gewirthschaftet wird, oder wo ein für gewöhnliche Fälle ausreichender Reservefond durch lang andauernde oder gehäufte wirthschaftliche Unglücksfälle aufgezehrt ist. Wirthschaften mit unzureichendem Reservefond ist allemal ein Zeichen wirthschaftlicher Unreife; die hieraus entspringenden Nothstände können in der Regel nicht als unverschuldete angesehen werden und müssen also mit dem Fortschritt der Nation zu wirthschaftlicher Reife von selbst aufhören. Jeder Nothstand, dem durch Versicherung vorzu-

Digitized by Google

beugen ist, verliert nach Einrichtung der entsprechenden Versicherung seine Gefahr; wer sich von der Versicherung ausschließt, kann sich über den etwaigen Nothstand nicht mehr als über einen unverschuldeten beklagen. Hierher gehört nicht nur Brand-, Hagel- und Viehversicherung, sondern auch die Versicherung gegen Einbruch, gegen Untreue der eigenen Angestellten und gegen Verluste durch Insolvenzen der Schuldner (Delkredereversicherung).

Wo Versicherung und eigener Reservefond nicht ausreicht, da hat die Interessensolidarität des Berufsstandes, der Gemeinde, der Provinz, des Staates einzutreten; es ist ein gemeines Interesse, daß ein wirthschaftlich tüchtiges Glied der Gesellschaft nicht durch Creditmangel an einem unverschuldeten Nothstande zu Grunde gehe, sondern für das Ganze erhalten werde. Dazu gehören Organisationen, die den Nothstandscredit unter angemessenen Bedingungen vermitteln, damit der Nothleidende nicht dem Wucher in die Hände falle. Das Vereins- und Genossenschaftswesen mit oder ohne Unterstützung durch Verwaltungsinstanzen hat diese Aufgabe zu lösen und ist hierbei mit rasch fortschreitendem Erfolge am Werke, so daß die Zeit nicht mehr fern scheint, wo die Frage des Nothstandscredits als gelöst wird gelten können.

Unentbehrlich ist auch der Ameliorationscredit. Nur unter besonders günstigen Verhältnissen wird der Grundbesitzer so viel Capital ersparen können oder aus anderen Quellen verfügbar haben, um Amelioration vorzunehmen, die doch für den Nationalwohlstand ebenso wichtig und vielleicht noch wichtiger sind, als für seine Privatinteressen. Auch hier also ist das Eintreten öffentlicher Anstalten geboten, seien es landschaftliche Pfandbriefinstitute, Ablösungscommissionen, Landescultur-Rentenbanken, Kreissparkassen oder sonstige Behörden. Die wünschenswerthen und lohnenderen Amelioration des vaterländischen Bodens dürfen durchaus nicht aufgeschoben werden, bis die Grundbesitzer zufällig über das nöthige Capital verfügen können, sondern müssen zur Mehrung des Bodenertrages überall da ermöglicht werden, wo der Besitzer und der sachverständige Vertreter des öffentlichen Interesses über ihre Rentabilität nach dem jeweiligen Stande des Zinsfußes einig sind. Zu solchen Amelioration gehört auch die Herstellung von Wohn- und Wirthschaftsgebäuden bei der Theilung von Gütern, die als getheilte einen besseren Ertrag liefern können; leider wird sie in unserer jetzigen Gesetzgebung noch nicht dazu gerechnet.

Aller anderer Credit als der Nothstands- und Ameliorationscredit kann nicht als unentbehrlich behauptet werden, d. h. der Fortschritt des Wirthschaftslebens geht dahin, ihn in wachsendem Maaße entbehrlicher zu machen, und die Formen des jetzt noch üblichen Credits so umzuwandeln, daß er aufhört, dem Begriff des Credits zu entsprechen.

Schlechthin entbehrlich ist der unproductive Staats- und Gemeindecredit. Nur wenn der Grundsatz der Berechtigungslosigkeit eines solchen zum gesicherten Bestandtheil der öffentlichen Meinung wird, nur dann ist zu hoffen, daß die Parlamente und Gemeindevertretungen endlich den Muth finden werden, für nothwendige, aber unproductive Ausgaben die erforderlichen Steuererhöhungen zu bewilligen, diejenigen Ausgaben aber, für welche eine zeitweilige Deckung fehlt, trotz des Wehegeschreies der Interessenten zu vertragen. Ja es ist noch mehr nöthig, nämlich die Tilgung der vorhandenen Schulden. Niemals sollte eine Zinsermäßigung zu einem anderen Zwecke vorgenommen werden, als zu dem, den ersparten Zins auf Amortisation zu verwenden; für diesen Zweck aber sollte auch jede thunliche Zinsermäßigung rücksichtslos durchgeführt werden.

Entbehrlich ist ferner der Erbtheilungscredit, wie er sich als hypothekarische Belastung des Stammgutes zu Gunsten der Miterben darstellt. An seiner Statt hat ideelle Theilhaberschaft oder Realtheilung zu treten, soweit das Gut groß genug ist, um mehrere Familien standesgemäß zu ernähren; wenn aber das Gut dazu zu klein ist, so muß Anerbenrecht eintreten, und die Miterben müssen sich mit dem begnügen, was der Erblasser im Laufe seines Lebens für sie an Ersparnissen zurückzulegen vermocht hat. Kann das Gut mehr als eine Familie ernähren, so ist es besser, daß alle von ihm ernährten Familien auch als Landleute auf ihm wohnen und ihm ihre Arbeit zuwenden, als daß bloß eine derselben auf ihm lebt und die Uebrigen den ungesunden Zug in die Städte vermehren. Kann es aber nur eine Familie ernähren, so darf dieser auch ihre Ernährung nicht mehr durch Eintragung von Hypotheken zu Gunsten Anderer verkümmert werden, wenn sie die Tüchtigkeit zur Erfüllung ihrer wichtigen socialen Aufgabe behalten soll.

Ebenso entbehrlich ist der hypothekarische Kaufgeldcredit. Niemand soll einen größeren Grundbesitz kaufen, als er mit eigenen Mitteln baar auszahlen kann. Zur Bewirthschaftung größerer Objecte steht die Theilhaberschaft in den verschiedensten rechtlichen Formen offen. Es wäre besser, die Hypothekengläubiger und der nominelle Besitzer eines großen Geschäftshauses verwalteten dieses gemeinsam, als daß die Verwaltung dem Letzteren allein ohne Controle anvertraut ist. Alle Grundstückskrisen hätten dann ein Ende, wenn die unbedingte Verpflichtung des Besitzers zur Zinszahlung durch ein Recht der verschiedenen Theilhaber auf Dividende ersetzt würde und ihnen dafür auch der entsprechende Antheil an der Verwaltung zustände. Die jetzigen Hypotheken müßten zu dem Zweck in bevorrechtete Besitzantheile umgewandelt werden, deren Vorrecht sich sowohl auf das eingeschossene Capital im Falle der Liquidation und des Concurses, als auch auf den vereinbarten Zins erstrecken könnte. Auch Nachzahlung des ausgefallenen Zinses aus dem Ertrage besserer Jahre könnte festgesetzt werden; nur der Anspruch auf einen Zins, der nicht herausgewirthschaftet ist, und das Recht der Capitalkündigung bei fehlendem Ertrage müßte fortfallen, womit dann die massenhaften Subhastationen und die Häuserkrache in schlechten Zeiten beseitigt wären.

Danach ist aber überhaupt der Hypothekencredit für Private etwas Ueberflüssiges, für öffentliche Anstalten aber nur soweit nothwendig, als er Ameliorationsdarlehen betrifft, wogegen die Nothstandsdarlehen als persönlicher Credit zu behandeln sind. Wegen der Zwecklosigkeit und Gemeingefährlichkeit des Hypothekarcredits müßte deßhalb alle Neueintragung von Hypotheken in die Grundbücher für Private gesetzlich verboten werden. Wenn die Nothlage des Grundbesitzes aus der Hypothekenlast stammt, so ist dauernde Hülfe nur möglich durch Verstopfung dieser Quelle seiner Noth. Soweit eine Umwandlung der bestehenden Hypotheken in Besitzantheile nicht durchführbar scheint, muß mindestens für die in der ersten Hälfte des Werthes stehenden Hypotheken ein gesetzlicher Amortisationszwang sowohl den Gläubigern, als den Schuldnern auferlegt werden, damit die Verschuldung nicht eine ewige wird. Der jetzige Zeitpunkt ist wegen seines sinkenden Zinsfußes für eine solche Maaßregel besonders günstig, da die Zinsermäßigung als Amortisationsrate dienen kann.

Was für den Grundbesitz gilt, das gilt auch für die Großindustrie. Alle Obligationenschulden sind verwerflich, weil sie die Verpflichtung zur Zahlung von Zinsen und Amortisationsraten auferlegen, während gar nicht abzusehen ist, ob auch Erträge da sein werden, aus denen die Zahlung geleistet werden kann. Deshalb muß allen Unternehmungen die behördliche Genehmigung zur Ausgabe von Prioritätsobligationen unbedingt versagt werden. Erweiterungsanlagen sind aus neu auszugebenden Actien oder Prioritäts-Actien zu bestreiten, welchen Letzteren das Vorrecht auf Zins allein oder auf Zins und Capital und das Recht auf Nachzahlung ausgefallener Zinsen vertragsmäßig zugesprochen werden kann. Auch Prioritätsactien verschiedenen Ranges sind zulässig, desgleichen die allmälige Amortisation derselben mit oder ohne

Digitized by Google

Ausgabe von Genußscheinen. Bei den bestehenden Actiengesellschaften hören mit vollendeter Amortisation die jetzt noch bestehenden Obligationen von selbst auf, können aber auch vorher in Prioritätsactien umgewandelt werden.

Die kleinere Industrie, die im Privatbesitz ist, verliert mit dem Recht, auf ihren Grundbesitz Hypotheken eintragen zu lassen, beziehungsweise mit der Pflicht, die vorhandenen Hypotheken zu amortisiren, ohnehin die Möglichkeit, sich größere langfristige Darlehen auf Grund hinreichender Pfandobjecte zu verschaffen. Der Personalcredit aber hat in der Industrie und im Handel in der Regel die Form von kurzfristigen Darlehen, sei es den des Wechselcredits oder den des Contocorrentcredits mit verhältnißmäßig kurzen Kündigungsfristen. Mehr und mehr erlangen in der Industrie die großen Unternehmungen das Uebergewicht über die kleinen, und in immer größerem Umfange wandeln sich die großen Unternehmungen spätestens in der dritten Generation in Actiengesellschaften um. Die kleinere Privatindustrie ist darauf angewiesen, entweder die Erweiterung ihrer Unternehmungen von dem Zuwachs ihrer Ersparnisse abhängig zu machen oder stille oder thätige Theilnehmer mit neuen Capitalien heranzuziehen. Was nicht auf einem dieser Wege zu einem großen Unternehmen emporwächst, pflegt selten mehr als zwei Generationen zu überleben; wird es aber groß, so gelangt es schließlich doch zur Umwandlung in eine Actiengesellschaft.

Der Wechselcredit kann sich, so weit er nicht unsolid ist, nur auf Waren und Erzeugnisse beziehen, deren Kaufpreis erst später fällig wird; der Contocorrentcredit aber wird entweder von Familienangehörigen und Freunden oder von Bankgeschäften und solchen kaufmännischen Geschäften gewährt, die diesen Zweig des Bankgeschäftes als Nebenberuf betreiben. Der Wechselcredit wird um so solider, auf je kürzere Fristen er läuft, weil in kurzen Fristen die Gefahr einer Aenderung der Marktlage geringer ist. Er kann aber um so kurzfristiger sein, je mehr die Gewohnheit der Baarzahlung des Publicums an die Detailhandlungen um sich greift und der Mißbrauch des Anschreibens aufhört. Deßhalb trägt nichts mehr zur Gesundung des Geschäftslebens bei als die Consumvereine und Warenhäuser, die nur gegen Baar verkaufen und dadurch das Publicum zum Verzicht auf Credit erziehen.

Im Großhandel muß der Wechselcredit allmälig in Check- und Lombardcredit übergeführt werden. Die Bankgeschäfte, die den Wechselcredit vermitteln, eröffnen schon jetzt den größeren Firmen, mit denen sie arbeiten, offenen Credit in bestimmter Höhe, bis zu welcher gezogen werden kann, ohne die Warenunterlage der einzelnen Wechsel nachzuweisen. Sie gewähren aber diesen Credit billiger, wenn sie zugleich die Guthaben derselben Firmen verwalten, d. h. von diesen die eingehenden Zahlungen, soweit sie nicht sofort anderweitig verwendet werden, überwiesen erhalten. Je größeren Umfang diese Banken haben, desto mehr Einblick in das Geschäftsleben und seine Schwankungen steht ihnen offen, und desto eher sind sie in der Lage, bei drohenden Krisen ihre Kunden rechtzeitig zu warnen und zur Einschränkung ihrer Operationen anzuhalten. Der nächste Schritt zur Consolidirung muß dann darin bestehen, daß die Kaufleute nicht nur die augenblicklich unverwendbaren Baarbestände, sondern auch ihren Reservefond bei der betreffenden Bank anlegen, sei es in baar, sei es in lombardfähigen Werthen. Wenn die Form des Wechsels dann auch aus juridischen Rücksichten noch beibehalten wird, so geht doch der Wechsel in geschäftlicher Hinsicht bei baarem Guthaben in den Check, bei Effectendepot in Lombardcredit über. Beide aber sind gar nicht mehr Credit im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur Verfügungen über und Anweisungen auf einen bestimmten Theil des eigenen Guthabens. So kann aller Wechselcredit die Bedeutung und Gefahr des Credits abstreifen, wenn nur die Kaufleute über hinreichend große Capitalien im Verhältniß zu ihrem Umsatz verfügen.

Wer noch kein so großes eigenes Capital besitzt, um sein Geschäft in dem Umfange zu betreiben, wie seine Verbindungen es ihm gestatten und wünschenswerth machen, der sucht deshalb Leihcapital dazu zu bekommen. So lange es sich um kleine Posten handelt, die von Verwandten oder Freunden dem Kaufmann anvertraut werden, haben solche Geschäftsbeziehungen den Charakter einer Gefälligkeit von der einen oder von der anderen Seite. Sobald aber größere Posten in Betracht kommen, tritt sofort das Bedenkliche dieses Credits zu Tage. Denn wenn die geschäftliche Lage des Kaufmanns schwierig wird, und er das geliehene Geld am wenigsten entbehren kann, dann wird der Gläubiger mißtrauisch und kündigt. Vielleicht wäre sein Interesse besser gewahrt, wenn er zeitweilig Zuschüsse gewährte, bis die Schwierigkeit überwunden ist; da er aber keinen genauen Einblick und oft auch kein genügendes Verständniß besitzt, so sucht er für sich zu retten, was er retten kann, und führt gerade dadurch oft genug nicht allein den Ruin seines Schuldners, sondern auch eigene Verluste herbei. Deßhalb ist es allemal rationeller, größere Posten nicht als Darlehn, sondern als Betheiligung in einem Handelsgeschäft oder industriellen Unternehmen anzulegen, dafür aber auch das Recht zur Controle zu erlangen und auszuüben.

Die neuere Gesetzgebung hat gerade darin Großes geleistet, der Betheiligung die mannigfachsten Formen zu eröffnen, die den verschiedensten Zwecken und Umfängen der Unternehmungen angepaßt sind, und wenn sich in dieser Hinsicht neue Bedürfnisse herausstellen sollten, wird die Gesetzgebung nicht zögern, ihnen entgegenzukommen. Alles, was bisher der Credit leisten mußte, kann die Betheiligung auch leisten; aber die Gefahren des Credits werden bei der Betheiligung ganz vermieden. Die Unternehmer werden den Credit nicht entbehren, sobald sich ihnen nur eine genügende Betheiligung erschlossen haben wird. Die Schwierigkeit liegt nur darin, alle die kleinen Quellen, die jetzt den Credit speisen, so zu fassen und zu leiten, daß sie künftig die Betheiligung speisen. Dazu bedarf es allerdings vermittelnder Einrichtungen, wie wir sie auch jetzt schon in ausgedehntem Maaße für den Credit haben. Die Sparkassen, kleineren Bankgeschäfte, Großbanken, Pfandbriefinstitute ꝛc. suchen heute noch größtentheils durch Creditgewährung an Creditsuchende die ihnen anvertrauten Capitalien zu verwerthen; theilweise aber sind sie auch schon zu Betheiligungen übergegangen, allen voran die Großbanken, denen neben den Sparkassen überhaupt in Zukunft ein immer größerer Antheil am Vermittelungsgeschäft in der Geldverwerthung zufallen dürfte.

Der solide kleine Rentner oder Sparer wird sich zunächst bekreuzigen vor einer Zukunft, in der alle Staatsanleihen der geordneten Culturstaaten, alle Prioritätsobligationen, Pfandbriefe und Hypothekenantheilscheine vom Kurszettel verschwunden sein werden. Aber er kann sich trösten. Der Kurszettel einer solchen Zukunft wird, mit dem heutigen verglichen, noch viel mehr angewachsen sein, als der heutige es gegen den vor dreißig und fünfzig Jahren ist. Es wird dann die größte Auswahl von einheimischen Bank- und Industrieactien nebst Prioritätsactien zur Verfügung stehen, die im Durchschnitt sehr viel größeren, älteren und darum auch solideren Unternehmungen als die heutigen angehören werden, freilich auch eine entsprechend niedrigere Rente abwerfen werden. Daneben wird eine große Zahl von Antheilscheinen ausländischer und überseeischer Unternehmungen den Kurszettel füllen, die bei geringerer Sicherheit einen entsprechend höheren Ertrag abwerfen, aber unter europäischer oder gemischter Leitung immer noch solider fundirt sein werden als die heutigen exotischen Staatsanleihen. Wer nicht selbst Actien erwerben oder sich als Commanditist, stiller Theilhaber, Gesellschafter oder Genossenschafter bei einem Unternehmen betheiligen will, der wird sein Geld Sparkassen oder Großbanken zur Verwerthung übergeben können, die ihm bei langen Kündigungsfristen einen mäßigen aber festen Zins gewähren,

Digitized by Google

und statt seiner die Auswahl der Betheiligungen, den Ausgleich der schwankenden Erträge und die Controle der unterstützten Unternehmungen übernehmen.

Der Zinsfuß wird nach dem Aufhören der Krisen sehr viel beständiger werden, als er es im letzten Jahrhundert gewesen ist. Allerdings wird er noch weiter heruntergehen durch Verminderung der Risicoprämien; aber darein müssen die Capitalisten sich mit Geduld finden. Denn ein solches Heruntergehen des Zinsfußes durch Beseitigung der Nachfrage nach ungesundem und unsolidem Credit und durch Verminderung der Risicoprämien ist ein Sympton des volkswirthschaftlichen Gedeihens und trägt mehr als irgend etwas anderes zum Culturfortschritt der Nation bei. Einerseits werden nämlich bei sinkendem Zinsfuß eine Menge culturdienlicher Capitalinvestitionen möglich, die bei höherem Zinsfuß als nicht rentabel genug unterbleiben mußten, z. B. Canalbauten, Moor- und Haideculturen, Boden-Ameliorationen, Verbesserung der ländlichen und städtischen Arbeiterwohnungen, Assanirungsarbeiten ꝛc. Andererseits bedeutet das Sinken des Zinsfußes eine Verminderung des Antheiles des Capitals am Arbeitsertrage, so daß bei gleicher Größe des gesammten nationalen Arbeitsertrages eine größere Quote als bisher für den Antheil der Arbeiter übrig bleibt und nothwendig diesen zufallen muß.

Das Aufhören der Creditwirthschaft würde demnach in mehr als einer Hinsicht zur Lösung der socialen Frage beitragen: durch Beseitigung der Krisen und Conjuncturschwankungen nebst ihren verharrenden Folgen, durch Förderung der Cultur- und Wohlfahrtseinrichtungen und durch Erhöhung des Antheiles der Arbeiter am nationalen Arbeitsertrage. Die Beseitigung der Creditwirthschaft in dem angegebenen Sinne ist aber auch nicht eine Utopie, sondern ein schon jetzt deutlich erkennbares Ziel, auf das unsere wirthschaftliche und geschäftliche Entwickelung hinstrebt. Es ist in unsere Hand gelegt, diese Bewegung in verblendeter Verkennung aufzuhalten oder durch befördernde Maßregeln zu beschleunigen. Damit aber das Letztere geschehe, ist es vor allen Dingen nöthig, die öffentliche Meinung über die Schädlichkeit und Entbehrlichkeit der Creditwirthschaft aufzuklären und hierzu ein Scherflein beizutragen, war der Zweck dieser Zeilen.

Das Glück, berühmt zu sein.

Von Professor Ludwig Büchner.

Wie singt doch unser großer Nationaldichter Schiller über das Glück, berühmt zu sein?

„Von des Lebens Gütern allen,
Ist der Ruhm das Höchste doch!
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Namen noch!"

Und dennoch konnte der Ruhm seines Namens nicht verhindern, daß der große Dichter gezwungen war, sein Leben unter demüthigenden Entbehrungen hinzubringen, daß er in Weimar in einer elenden Mansardenwohnung leben mußte, und daß, als er gestorben war, man kurze Zeit darnach nicht im Stande war, die Stelle aufzufinden, wo man seinen Leib bei Nacht und Nebel der Erde übergeben hatte. Nicht einmal seine glühende Sehnsucht nach dem Lande der Kunst und Classicität war er zu befriedigen im Stande. Wie rührend lautet seine Klage aus gepreßtem Dichterherzen:

„Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der feuchte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausweg finden,
O, wie fühlt' ich mich beglückt!"

Hätte er nur den hundertsten oder tausendsten Theil dessen zur Verfügung gehabt, was später zu Ehren seines Andenkens aufgewendet wurde, er würde uns vielleicht noch Größeres hinterlassen haben oder im Stande gewesen sein, den Keim der heimtückischen Krankheit, welche in dem trüben nordischen Klima seinem Leben vorzeitig ein Ziel setzen sollte, im ersten Entstehen zu unterdrücken. Aber so ist leider die Welt! Was sie hat, schätzt sie nicht und lernt es erst schätzen, nachdem sie es verloren hat. Was helfen jetzt dem unglücklichen Dichter die steinernen Monumente, die man ihm setzte, oder die Vereine und Stiftungen, die man seinem Andenken widmet, oder die Summen, die man zur Ehre dieses Andenkens verschwendet! Welchen Genuß oder Vortheil hat er von demjenigen Gut des Lebens, das er als das Höchste bezeichnet, dem Nachruhm? Gerade die bedeutendsten Geister müssen sich in der Regel an diesem Nachruhm genügen lassen, da sie meistens in ihrem Denken und Fühlen der Mitwelt so weit vorausgeeilt sind, daß die Mitlebenden sie wenig oder gar nicht verstehen und schätzen, während erst die Epigonen im Stande sind, ihren wahren Werth zu erkennen. Hat es doch mehrerer Jahrhunderte bedurft, bis der größte aller Dichter, Shakespeare, in seinem wirklichen Werth erkannt wurde. Nur er selbst besaß diese Erkenntniß und mußte schwer unter dem Bewußtsein leiden, daß seine Mitlebenden davon keine oder nur geringe Ahnung hatten, und daß sogar der Stand, dem er angehörte, tief verachtet war.

„Kein Marmor, kein vergoldet Monument
Wird diese mächt'gen Reime überleben,
Die größ'ren Ruhm und höh'ren Glanz Dir geben,
Als schmutzger Stein aus rohem Element.

Wenn greuelvoller Krieg und wilder Mord
Denkmale und Paläste niederrennen,
Wird Dein Gedächtniß leben in dem Wort,
Das Stahl nicht tödten, Gluth nicht kann verbrennen.

Nicht Tod, noch feindliche Vergessenheit
Bedrohen Dich — Dein Ruhm wird nicht vergehen,
So lange bis die Menschen Rede stehen
Dem Tage des Gerichts am End' der Zeit.
Und so, bis man Dir selbst das Urtheil spricht,
Lebst Du durch meine Lieb' und mein Gedicht." *)

Sollten diese stolzen Worte an einen Andern und nicht an den Schreiber selbst gerichtet gewesen sein, so hätten sie das letztere doch mit vollem Rechte sein können und haben sich an dem Andenken des großen Dichters in einer Weise bestätigt, welche alle seine Vorhersagungen zur Wahrheit macht. Die Mitwelt freilich hatte, wie gesagt, so wenig eine Ahnung seiner vollen Größe, daß wir uns bis auf den heutigen Tag in vollster Ungewißheit über seine Lebensschicksale befinden.

Wenn nun so der Nachruhm zwar an sich ein höchst schätzenswerthes, aber für den Inhaber selbst sehr werthloses Gut ist, so kann von dem Ruhm bei Lebzeiten kaum viel Besseres gesagt werden. Mit wenigen oder seltenen glücklichen Ausnahmen (wie z. B. Fürst Bismarck eine solche ist) kann man ohne Uebertreibung sagen, daß der Ruhm für seinen Besitzer mehr eine Beschwerde, als ein Glück oder eine Freude bildet. Warum macht Ruhm nicht glücklich? fragt schon Shakespeare und antwortet treffend: „Weil es der Neid nicht zuläßt." In der That verfolgen Neid, Mißgunst und Verleumdung in der Regel jeden, der über die Mittelmäßigkeit oder über die große Menge hervorragt, mit giftigem Zahn und sind allein schon hinreichend, um demselben sein Leben zu vergällen oder seinen eignen Ruhm verwünschen zu lassen.

Aber auch das Gegentheil des Neids oder die Bewunderung hat ihre kaum minder großen Nachtheile. Welchen Zudringlichkeiten jeder Art ist der berühmte Mann von Seiten seiner Bewunderer und Verehrer ausgesetzt! Auf seinem Tische häufen sich Tag für Tag Stöße von Briefen, welche er alle mit Aufopferung seiner ihm kostbaren Zeit erwidern muß, wenn er nicht unhöflich erscheinen oder seine Verehrer zu seinen Feinden machen will. Der erträglichste unter diesen

*) Eigene Uebersetzung.

Digitized by Google

Briefschreibern ist der einfache Bewunderer, der nur seinen Gefühlen Ausdruck verleihen will. Aber wie viel häufiger sind diejenigen, welche mit der Bewunderung auch bestimmte Wünsche verbinden. Der Eine will ein Autograph, der Andre eine Photographie, der Dritte Briefmarken, der Vierte bettelt um ein Buch, der Fünfte wünscht Erklärung über eine ihm unklar gebliebene Stelle in des Adressaten Schriften, der Sechste will Widersprüche oder Unrichtigkeiten darin entdeckt haben, der Siebente glaubt seine Einwendungen nicht verhehlen zu dürfen. Der Achte will Geld, der Neunte Vermittelung eines Verlags für ein von ihm geschriebenes Buch, der Zehnte eine Empfehlung oder Vorrede für sein Werk, der Elfte schickt gleich ganze dickleibige Manuscripte zur Prüfung ein. Dazu kommen zahllose Kreuzbänder aller Art mit allen denkbaren Anerbietungen und Aufforderungen, welche jede Woche zwei große Papierkörbe füllen, weil von den Adressensammlern der Name des berühmten Mannes gewöhnlich in erster Linie genannt wird. Endlich die Besucher, welche es sich nicht versagen können, bei ihrer Durchreise die persönliche Bekanntschaft des berühmten Mannes zu machen, und denen wieder eine kostbare Zeit geopfert werden muß, oder die Collegen vom Handwerk, welche um ein Viaticum betteln. Dabei darf aber der Gequälte niemals den Humor verlieren, wenn er nicht als ekelhafter, langweiliger Mensch verschrien sein will. An Gelegenheit zum unvorhergesehenen Geldausgeben fehlt es selbstverständlich auch nicht, da jedes gemeinnützige oder mildthätige Unternehmen oder jeder Vorleser, jeder Concertgeber u. s. w. zuerst an der Thüre des berühmten Mannes anklopft. Unberühmte Leute wissen sich unbequeme Bittsteller vom Leibe zu halten, indem sie ihnen sagen: „Da müssen Sie sich an den N. N. wenden, das ist der richtige Mann dafür.“ Von den vielen Vereinen, in denen der berühmte Mann zum Besten der Allgemeinheit sein Licht soll leuchten lassen, gar nicht zu reden!

Dazu kommen die argen, persönlichen Enttäuschungen, die der berühmte Mann denjenigen, die ihn zum ersten Mal zu sehen oder zu sprechen Gelegenheit haben, nothgedrungen und wider Willen bereiten muß. Denn die meisten Menschen stellen sich unter einem solchen Ruhminhaber ein Wesen ganz besonderer Art vor, welches schon durch sein Aeußeres seinen inneren Gehalt verrathen und durch seine ganze Persönlichkeit imponirend auf den Beschauer wirken müsse. Ihre Achtung vor dem Manne pflegt dann in demselben Grade zu sinken, in welchem er diesen Anforderungen oder Erwartungen nicht entspricht. Was aber soll der arme Verkannte machen? Es bleibt ihm nichts übrig, als sich vor solcher Gönnerschaft mit all seinem Ruhme in seines Nichts durchbohrendes Gefühl zurückzuziehen.

Dieses Gefühl gewinnt aber seine volle Kraft erst dann, wenn der berühmte Mann aus dem ihn eng umgebenden Kreise seiner Familie und seiner nächsten Bekannten heraus in fremde Umgebungen tritt Er glaubt die Welt mit seinem Ruhme wenigstens insoweit erfüllt zu haben, daß sein Name den Kreisen der Gebildeten seines Landes oder auch fremder Länder nicht unbekannt geblieben sein könne. Aber wie sehr ist er erstaunt, zu bemerken, daß kaum der zehnte oder zwanzigste Mensch seinen Namen kennt oder von dem, was er im Interesse der Kunst, der Wissenschaft oder der Menschheit geleistet hat, etwas weiß! Nur derjenige, welcher durch hohe bürgerliche oder politische Stellung oder durch ein ungewöhnliches persönliches Auftreten den Augen der großen Menge erreichbar ist, darf auf deren Beifall und Anerkennung rechnen, während das wahre Verdienst wie ein Veilchen im Verborgenen blüht und in der Regel erst durch die Wohlthaten, die es der Nachwelt bereitet, zur allgemeinen Anerkennung gelangt.

Aber auch an seinem Wohnort oder in den Kreisen seiner nächsten Umgebung findet der berühmte Mann in der Regel nicht die ihm schuldige Anerkennung oder Aufmerksamkeit nach Maßgabe des bekannten, oft erprobten Sprüchwortes, daß der Prophet nichts im Vaterlande gilt.

Wer sich dieses Alles in seiner Nacktheit und ohne verschönernde Zuthat vor Augen stellt, wird wahrscheinlich geneigt werden, die berühmten Leute nicht um ihren Ruhm zu beneiden und der Weisheit letzten Schluß in dem Horazischen Spruch zu finden:

Bene vixit qui bene latuit.

Literatur und Kunst.

Musikalische Rück- und Ausblicke.

Von Heinrich Ehrlich.

Fünfundzwanzig Jahre sind bald verflossen seit dem Tage, da die „Gegenwart“ in ihrer Probenummer meinen ersten Beitrag veröffentlicht hat. Damals traten nur die ersten Anfänge der gewaltigen Umgestaltungen im musikalischen, künstlerischen, gesellschaftlichen und geschäftlichen Leben hervor, die seither Thatsachen geworden sind und neue Erscheinungen voraussehen lassen. Richard Wagner's Riesenwerk „Ring der Nibelungen“ war nur in einzelnen Theilen bekannt, zum Bayreuther Theater ward erst der Grundstein gelegt. Eine verhältnißmäßig noch kleine, aber von einflußreichsten Persönlichkeiten unterstützte Partei trat mit voller Thatkraft und Rücksichtslosigkeit für den Schöpfer des Riesenwerkes in die Schranken; eine andere kleinere Partei hielt zum herrlichen Brahms, viel weniger herausfordernd und rücksichtslos als die Wagner'sche, aber vielleicht noch einseitiger. Richard Wagner feierte dann höchste Triumphe mit seinem „Ring“ und „Parsifal“; in jenem mit der Darstellung der Selbstvernichtung des Willens, in diesem mit der Verherrlichung jener neochristlich-mystischen Richtung, die mit den Lehren Christi in geringstem Zusammenhange steht. Joh Brahms stieg mit seinen vier Symphonien von Höhe zu Höhen.

Rich. Wagner's Tod bewirkte durchaus keine Schwächung der Partei; es muß vielmehr eine starke Zunahme bestätigt werden; in Paris, das bis vor wenigen Jahren jedem Versuche der Aufführung eines Wagner'schen Werkes mit Hohn und Spott entgegentrat, gehört jetzt die „Walküre“ zu den mit größtem Zulauf und Enthusiasmus begrüßten Vorstellungen; in Italien, das vordem ebenfalls vom „neudeutschen Musikdrama“ nichts wissen wollte — nur Bologna galt als Ausnahme — tragen alle neueren erfolgreichen Opern, von Verdi's Othello bis zu Mascagni's „Cavalleria“ und Leoncavallo's „Pagliazzi“ in der Textanlage, sowie in Behandlung der Recitative, der Orchestration und Harmonisation entschieden den Stempel Wagner'scher Grundsätze. Auch in dem großen, verdienten Erfolge der neuen, kleineren deutschen Oper „Hänsel und Grethel“ von Humperdinck und „Evangelimann“ von Kienzl traten die Wirkungen der Wagner'schen Anschauungen vom Text und dessen musikalischen Behandlungen zu Tage. Man mag von Rich. Wagner denken wie man will, daß er als der kühnste und mit Riesengaben ausgerüstete künstlerische Vertreter der erregendsten Zeitideen gewirkt hat und noch fortwirkt, kann nur ein Kurzsichtiger leugnen, oder Einer, der nicht weiter sehen will, als seine Parteinase reicht.

Das Wagner'sche Musikdrama hat im Opernhause die Oberhand gewonnen durch die Zugkraft, die es ausübt. Im Concertsaale dagegen ist neuester Zeit eine Richtung hervorgetreten und besonders von Berliner Musikkritikern unbedingt gepriesen worden, die man als musikalischen Impressionismus bezeichnen kann. Diese Richtung verwirft alle Gesetze, die bisher von den Großmeistern beachtet wurden, und

Digitized by Google

anerkennt nur das eine Gesetz der eigenen Willkür, der „Subjectivität". Es wird ein Titel erdacht und Musik dazu gemacht für ein Programm, das dem Hörer jeden Tact erklärt und ihm vorschreibt, was er dabei eigentlich zu hören und zu denken hat. In vergangenen Zeiten nannte man derartige Anleitungen „Eselsbrücken", heute heißen sie „Einführung in das Werk". Das ist die neueste Phase des Programmwesens.

Ich habe in der „Gegenwart" in einem Artikel „Aesthetische Schlagworte" dargelegt, daß jedes gute Instrumentalwerk, auch das kleinste, eine Art Programm-Musik ist, d. h. daß es im Hörer Vorstellungen erwecken muß, die mit dem absolut musikalischen Inhalte nicht in unmittelbarer Verbindung stehen, und daß ein Werk, das solche Wirkung nicht erzeugen kann, gehaltlos ist. Ich habe darauf hingewiesen, wie der edle Schumann, bei aller Begeisterung für Berlioz' phantastische Symphonie „Episodes de le vie d'un artiste" sich gegen das mit ihr veröffentlichte Programm erklärt hat mit den Worten: „Solche Wegweiser haben immer etwas Unwürdiges und Charlatanmäßiges." Aber ich gestehe, alle Darlegungen und Hinweise sind nutzlos gegenüber der jetzt herrschenden Strömung, gegenüber dem Bedürfnisse des großen Publicums so wenig als möglich selbstständig zu denken und zu empfinden, dagegen immer stark angestachelt zu werden. Dieses Bedürfniß zeigt sich in allen Verhältnissen, also auch in der Kunst. Und die Impressionisten, Symbolisten, Decadenten, und wie sie noch heißen oder sich benennen mögen, hausen noch zahlreicher in der Malerei und in der Dichtkunst als in der Musik.

Nun aber ist der unermeßliche Unterschied der Wirkung festzustellen, die solche Anschauungen hervorbringen bei der Beurtheilung von Dichter- oder Malerwerken einerseits, und musikalischen Erzeugnissen andererseits. Wenn Einer schlechten Stil schreibt, schlechte Satzbildungen, Fehler gegen die Syntax begeht oder falsch scandirt, so läßt sich das leicht darlegen, und man kann einem etwaigen Vertheidiger ganz ruhig sagen, daß er mehr Keckheit als literarische Kenntnisse besitzt, daß gewisse „moderne" Werke zwar eine Zeit lang in Leihbibliotheken viel verlangt, sogar in mehreren Auflagen gedruckt werden, dann aber von anderen derartigen Büchern verdrängt werden, die meistens noch schlechteren Stil, aber noch stärkere prickelnde Gewürze enthalten. Auch läßt sich einem guten Schriftsteller leicht der psychologische Irrthum nachweisen, wenn er abnorme Erscheinungen des Seelenlebens als Richtschnur für allgemeine Anschauung aufstellen will, oder wenn er gesellschaftliche Conflicte, die in anderen Ländern nicht selten vorkommen, in die deutsche Sphäre versetzt; so z. B. ist Bourget's „Cruelle énigme" bei allem Bedenklichen in seiner Art ein Meisterwerk in Schilderung mancher französischer gesellschaftlicher Verhältnisse; die Versuche deutscher Schriftsteller Aehnliches auf deutschem Boden abspielen zu lassen, finden selbstverständlich ebenfalls Leser und Bewunderer, aber es haftet der Darstellung immer etwas Gezwungenes, fremdes Aufgepfropftes an, und sie wird zuletzt langweilig und ermüdend. In der Malerei hat der Alt-Großmeister Ad. Menzel gar herrliche Werke in „Naturwahrheit" und höchster Kraft, der andere Alt-Großmeister Böcklin wunderbare poetische Landschafts- und Phantasiebilder geschaffen, lange bevor die Worte „Freilicht und Impressionismus" erfunden und mit ihnen groß Geschrei erhoben worden war. Die Hauptvertreter neuester Richtung Uhde und Klinger haben gezeigt, wie starkes Können mit nationalem, tapferem Gemüthe vereint Meisterwerke schafft, denen der aufrichtige Kunstfreund gerne Bewunderung zollt, der die dabei auftauchenden Bedenken gegen zu subjective Auffassung, gegen manches sehr Seltsame gerne zurückdrängt; auch an den frischen, kecken Gebilden Skarbina's wird er sich ergötzen. Das verhindert jedoch nicht, daß man gegenüber manchen allerneuesten Farbenexperimenten, gegenüber manchem Geklexe — das eine Landschaft heißen soll — gegenüber dem in einem Kunstblatte darauf ausgesprochenen Grundsatze, man könne orangegelbe Himmel und dunkelblaue Felsen, Blumen als Brillanten malen und in dieser Weise einer „neuen Welt eine neue Stimmung schaffen", eine „Kathasis herausbringen", den alten Spruch geltend macht: non est pictum.

Wo aber in aller Welt soll ein Maßstab gefunden werden für die feste Beurtheilung der neuesten Programm-Musiken, dieser Erzeugnisse musikalischer höchst gesteigerter Subjectivität? In einem Symphonieconcerte der Königl. Kapelle, die jetzt unter Herrn Weingartners ganz ausgezeichneter Führung glänzende Erfolge auf allen Gebieten erringt, ist unlängst ein Stück von Richard Strauß aufgeführt worden „Tyll Eulenspiegel". Mir persönlich hat es den Eindruck einer höchst geistreichen, interessanten und sehr geschickt gemachten Humoreske erzeugt. Nun aber: wie soll es vom musikalisch kritischen Standpunkte beurtheilt werden? Wenn Einer den Tyll malt mit Allongeperrücken und Seidenschuhen oder im kriegerischen Anzuge wird ihn Jeder auslachen; ebenso wird es unserem Dichter ergehen, der gleiche Anachronismen beginge oder schlecht scandiren würde. Kein Vertheidiger könnte solche Verstöße entschuldigen oder gar loben. Wer jedoch sagen wollte, dieser oder jener Accord habe zu Tyll Eulenspiegels Zeiten nicht existirt, diese oder jene Stelle schildere keinen lustigen Streich, würde dem Hohn der Partei keine gültigen Beweise entgegen setzen können. Denn die Formen der Musik sind mit Ausnahme des Contrapunkts, den die Neologen mit Achselzucken betrachten, an keine feststehenden Gesetze gebunden. Beethoven hat in seinen letzten Sonaten und Quartetten in der neunten Symphonie (jetzt die fast „populärste") viele bis dahin gültige Gesetze umgestoßen. Allerdings hat er auch an deren Stelle unerreichte Größe der Gedanken gesetzt. Aber die Anführung dieser Thatsache und ihr Hervorheben bei der Beurtheilung der neuen gesetzlosen Erzeugnisse würde nichts fruchten, denn die neue Schule antwortet: „Es kann nicht Jeder componiren wie Beethoven, deshalb ist aber noch Niemand verpflichtet, die alten Regeln zu befolgen"; und wenn man dann bemerkte: „Nur wer Großartiges leistet, darf sich den Regeln entziehen," würde die Antwort erfolgen: „Sind etwa die Symphonischen Dichtungen Liszt's nicht große Werke?" Was soll man dann sagen?

Ich wiederhole, daß mir Strauß' „Tyll Eulenspiegel" als ein bedeutendes Werk erschienen ist, in welchem sich geistreiche Erfindung und starkes Können kundgeben. Der Titel erschien mir als der schwächste Theil; aber er hat mir zwei lustige Eulenspiegeleien ins Gedächtniß gerufen, die hier angeführt und verwendet werden können. Der schlaue Kauz wanderte einmal als Maler umher; einem regierenden Herrn, von dem er sich Vorschuß geben ließ, pinselte er ein Heiligenbild, von denen eigentlich nichts zu sehen war, von dem er aber sagte, nur ganz reine Jungfrauen und treue Eheweiber könnten das Bild richtig erkennen, worauf denn alle Hofdamen in Entzücken geriethen. Einem anderen großen Herrn stellte er das Anerbieten, in seinem Speisesaale den Uebergang der Juden über das rothe Meer und den Untergang der Egypter zu malen, ließ sich selbstverständlich ebenfalls Vorschuß geben und strich die ganze Wand roth an. Als dann der Besteller fragte: „Was soll denn das bedeuten?" antwortete Tyll: „Sehen sie nicht, das ist der Uebergang der Juden über das rothe Meer." „Aber wo sind denn die Juden?" „Schon hinüber." „Und die Egypter?" „Alle ertrunken."

Es giebt nun im großen Publicum viele Leute, die etwas sehr schön finden, was der musikalisch gebildete unbefangene Beurtheiler, der sich durch keine Eulenspiegelei verblüffen läßt, nicht anerkennt; auch giebt es solche, deren Phantasie so lebhaft ist, daß sie in einer roth angestrichenen Wand hinübergezogene Juden und ertrunkene Egypter erkennen und daher aus mancher Composition heraushören, was die Ausleger als deren unverkennbaren Inhalt schildern. Der Unbefangene

Digitized by Google

will vor Allem interessante Musik hören, originelle Grundgedanken, die auch ohne harmonische excentrische Wendungen und rhythmische Verrückungen schön zu nennen sind, ein starkes musikalisches Können, welches instrumentale Färbung und Harmonisation vollkommen beherrscht, feste Rhythmik, kurz wahrhafte Eigenthümlichkeit, nicht die Sucht nach Neuem, der ideales Streben nicht abgestritten werden soll, die aber so in Versuchen abquält und eine künstlerische genaue Prüfung nicht verträgt, sondern nur durch preisende Phrasen in die Höhe gehoben wird. In Berlioz'schen excentrisch'sten Werken wird der Unbefangene viele Motive, viele durchgeführte Perioden finden, die ohne irgend welchen Commentar als musikalisch schön oder sehr interessant anzuerkennen sind; vielen anderen modernen Compositionen gegenüber war es nothwendig, ein eigenes Wörterbuch zu besitzen. So ist zum Verständnisse der Ausleger-Phrasen denn auch in Paris ein eigenes Erklärungswörterbuch („Glossaire") erschienen zur „Einführung" in die Werke der Impressionisten und Symboliken. Ich bin weit entfernt der Symbolik alle Berechtigung abzusprechen, halte sie im Gegentheile für ein starkes Moment; nur verlange ich symbolische Kunst, nicht künstliche Symbolik, Potenz und nicht schwächendes Erhitzen der Phantasie; das mag vielleicht auch symbolisch klingen, steht jedoch jedenfalls im Gegensatze zu jenen modernsten Anschauungen, die an die rothe Eulenspiegel-Wand erinnern.

Vielfach ist die Frage aufgeworfen worden, ob denn die musikalische Kritik nicht Abhilfe schaffen könnte gegen das Parteigetriebe, ob denn nicht eine Reform der Kritik herbeizuführen wäre, die auf die allgemeinen Tonkunstverhältnisse läuternd, klärend wirkte? Die Antwort ist nicht schwer: Wenn einmal im Publicum ein Bedürfniß nach ruhigerem Kunstgenusse entstehen wird, wenn im ganzen Zeitungswesen eine Reform eintritt, dann kann auch die Kritik läuternden Einfluß gewinnen. Bei der jetzigen allgemeinen Lebenshast wird der gewissenhafte unbefangene Musikkritiker vielleicht sehr geachtet aber wenig beachtet; das Hauptfeld gehört den rücksichtslosen Parteigängern, sie imponiren dem großen Publicum und flößen reellen Musikern Furcht ein. Es ist hier auch hervorzuheben, daß unter allen Kritikern dem musikalischen die schwerste Stellung beschieden ward. Er muß über jede neue interessante Erscheinung sofort berichten, muß unmittelbar nach dem ersten Concerte eines bedeutenden Künstlers, nach der ersten Aufführung einer Oper für den nächsten Morgen, also in der Nacht, abgespannt und abgehetzt, eine längere Notiz über den Erfolg u. s. w. schreiben, damit die Leser des Blattes beim Frühmahle schon wissen, wie es am Abende vorher im Opernhause zugegangen ist; dann muß er noch für den Abend eine genauere, ausführliche Beurtheilung verfassen, die doch nur zu bestätigen hat, was von ihm in der Nacht vorher gemeldet wurde. Von einer ruhigen, abwägenden Prüfung kann bei solcher Hast keine Rede sein, und die natürliche Folge ist, daß zuletzt der Schwerpunkt nicht in die Richtigkeit des Urtheils, sondern in die Wirkung des Stiles fällt; ist dieser nur recht pikant, so ist ein sehr großer Theil des Publicums befriedigt. An dieser Thatsache ist jetzt nichts zu ändern, denn die Zeitungs-Inhaber müssen dem Verlangen der Abonnenten Rechnung tragen, nicht den idealen Wünschen der kleinen Zahl wahrhaft gebildeter Kunstfreunde. Diese finden allenfalls in Monat- oder Wochenschriften einige Befriedigung, obwohl auch hier die Parteisucht vielfach die Oberhand gewonnen hat; das liegt nun einmal in den allgemeinen öffentlichen Verhältnissen, wie soll es in der Kritik anders sein? Man müßte einen Isolator erfinden, auf welchem der Musikkritiker der allgemeinen Strömung vollständig entzogen bliebe; bis zum Erscheinen dieses Wunders wird er wohl mit berührt werden, und wenn er sich noch so sehr zu schützen sucht.

Doch genug hiervon! Fassen wir noch einmal die schaffende Tonkunst unserer Zeit in's Auge und überlegen wir, was von ihr zu erwarten steht. „Tyll Eulenspiegel" von Richard Strauß und die große Symphonie mit Chor von Mahler waren die letzten Werke neuer Richtung, die in Berlin zu Gehör gekommen sind. Auch die Symphonie enthält manches sehr Interessante, leidet jedoch an Längen und Ueberladungen, während Strauß' Composition durch feurigen Zug und geschickteste Handhaben der Orchestration entschiedenen Erfolg gewann. Ich halte Strauß für den begabtesten Vertreter der neuen Richtung, und für den, der ein festeres Ziel erreichen kann. Von seinen ersten Werken an hat er immer Weiterschreiten bekundet, und bei allen Abschweifungen doch starkes musikalisches Können gezeigt. Und wer viel kann, der will auch zuletzt das Können zur vollen Gestaltung bringen und nicht bloß in genialen Versuchen abnützen. Es wäre unnütz, hier den Raum bemessen zu wollen, in welchem die Phantasie eines so begabten Tondichters sich bewegen sollte! Grenzen werden auf allen Gebieten erst dann abgesteckt und festgestellt, nachdem sie von beiden gegnerischen Seiten überschritten worden sind, also auch auf künstlerischem Gebiete. Hier kann allerdings nur die Selbstkritik des schaffenden Künstlers eine Läuterung, eine Feststellung der Grenze herbeiführen, vom Parteigetriebe der Lober und Tadler darf er einen richtigen Wegweiser nicht erwarten. Wenn Richard Strauß von dem Wege des genialen Versuchens auf dem des abgeschlossenen Könnens tritt, dann kann und wird er bleibende Werke schaffen; dann wird er den Nachahmern der Wegweiser sein für das richtige Schaffen. Auf allen Gebieten waltet Gährung, die oft unangenehme Blasen in die Höhe sendet. Aber die Kunst allein erhält nur das Wahre, in ihr verändert sich das Gesetz der Schwere, das Leichte geht unter, das Gewichtige bleibt oben. Und die jungen begabten Künstler werden das einsehen, und aus der Gährung wird Neues, Bleibendes hervorgehen.

Aus Ernest Renan's Seelenkämpfen.

Von Ludwig Geiger.

Vor einigen Monaten erschienen die anmuthig-rührenden Erinnerungen, die Ernest Renan seiner vor nun 30 Jahren gestorbenen Schwester Henriette unmittelbar nach ihrem Tode gewidmet, aber des intimen Charakters der Aufzeichnungen wegen während seines Lebens nicht hatte veröffentlichen wollen. Der Inhalt dieser Mittheilungen läßt sich in wenig Worten wiedergeben: Henriette war eine hochgebildete, aufopferungsvolle Frau, die Jahrzehnte lang als Lehrerin und Erzieherin thätig war, um ihr Brod zu verdienen und für die Ihrigen zu sorgen, und später in gemeinschaftlicher Arbeit mit ihrem Bruder lebte, als dessen Begleiterin auf einer Reise im Orient sie gestorben ist.

Den eben charakterisirten Aufzeichnungen folgten sodann die Briefe der Geschwister, die, zuerst in einer französischen Revue, sodann in einem Buche veröffentlicht wurden.*) Die Briefe beginnen 1842 und schließen 1845, sie umfassen also nur eine kurze Zeit des Lebens der Geschwister. Während dieser Zeit befand sich Henriette als Erzieherin bei dem Grafen Zamoyski in Polen, in Zwierziniec, dann auf einer Reise in Italien; Renan zuerst in Issy, dann im Seminar St. Sulpice in Paris, zuletzt als Laienlehrer und Studirender in der französischen Hauptstadt. Die Briefe brauchten zur Reise etwa vier Wochen; schon aus diesem Grunde waren sie nicht allzu häufig und entsprechend den langen Pausen recht ausführlich. Henriette als die Aeltere sprach gewissermaßen als die Lehrende, Zurechtweisende, Ernest als der Zögling, der Rath und Belehrung Suchende. Renan begann damals

*) Ernest et Henriette Renan, Correspondance intime. Paris, Levy.

Digitized by Google

Philosophie zu studiren, er versenkte sich in Kant's System; die Schwester bat er, wenn sie je nach Königsberg käme, eine Pilgerfahrt nach Kant's Grab zu machen. Er war zuerst noch zum geistlichen Beruf entschlossen, nicht aus besonderer Devotion, sondern aus Neigung zu einem stillen Gelehrtenleben und aus Abneigung gegen die frivole Welt und aus Widerwille gegen den Lehrerberuf. Priester zu sein heißt ihm „Depositar der Weisheit und des guten Raths, Mann des Studiums und des Nachdenkens und Bruder seiner Brüder". Er war zufrieden mit dem Seminar in Issy, in dem er seit 1842 lebte. Dort blieb er zwei Jahre, eifrig mit theologischen Studien beschäftigt und in seinen Gedanken durchaus im Priesterberufe webend. Dazu sollte er nun im Sommer 1843 einen entscheidenden Schritt thun, nämlich die Tonsur nehmen. Dies war, wie er 16. Juni 1843 schrieb, nicht unwiderruflich, „kein Gelübde, sondern ein Versprechen, aber ein auf Ehre und Gewissen abgegebenes, Gott geleistetes Versprechen, das einem Gelübde nahekam". Einstweilen blieb er unentschlossen und verlangte Bedenkzeit, nicht als wenn er an seinem Beruf zum Priesterthum gezweifelt oder an der Göttlichkeit des Christenthums den geringsten Unglauben gehegt hätte; die christlichen Theorieen über Mensch und Glück galten ihm für bewiesen; die dagegen von den modernen Schulen erhobenen Vorwürfe schienen ihm unbegründet. Erst nachdem er das Seminar zu Issy verlassen hatte und das von Saint Sulpice in Paris besuchte, unterzog er sich der Tonsur (April 1844), aber ohne Begeisterung, in dem Bewußtsein, daß dies kein definitiver Schritt sei, nur den augenblicklichen Entschluß ankündigte, ohne für die Zukunft zu verpflichten. Trotzdem schrieb er: „Wenn ich Haupt einer Philosophenschule gewesen wäre, so würde ich meinen Schülern die Ceremonie auferlegt haben, welche die Kirche als ersten Schritt der Priesterweihe bestimmt hat, da deren geistiger Inhalt in dem Verzicht auf das besteht, was weder gut, noch schön, noch wahr ist und ohne diesen Verzicht keine Philosophie möglich ist. Würde ich jemals ein leerer, den verächtlichen Weltgenüssen oder einer noch elenderen Gesinnung ergebener Mensch, — ich spreche nicht vom Ruhm, der, wenn man ihn richtig auffaßt, keine Eitelkeit ist — so würde ich allerdings, aber auch nur dann, glauben mein Versprechen gebrochen zu haben."

Freilich wünschte Renan trotz dieser Neigung zum geistlichen Stande sich seine Stellung auszuwählen. Ein gewöhnlicher Landpfarrer wollte er nicht werden. Sein Absehen war vielmehr auf eine Wirksamkeit an einer höheren geistlichen Lehranstalt gerichtet. Eine solche sollte durch den Erzbischof von Paris errichtet werden; der Leiter des Seminars, in dem Renan sich befand, war zu einer Hauptkraft für diese Lehranstalt bestimmt. Aber auch eine solche Thätigkeit sollte nur ein paar Jahre dauern; der Traum seines Lebens war ein den Wissenschaften geweihtes Dasein in kleinem Kreise, zu dem die geliebte Schwester gehörte, „als nothwendiges Element meines Glücks". Dazu beizutragen war nun auch der Traum, oder vielmehr nicht der Traum, sondern die klar erfaßte Lebensaufgabe der muthigen kräftigen Schwester, die ihren Erwerb nur als ein Mittel betrachtete, dem Bruder das Leben behaglicher zu gestalten. Dieser konnte, nach der Rückkehr aus den Ferien (1844) melden, daß er in seinem Seminar einen Lehrauftrag für das Hebräische erhalten habe, meldete aber zugleich, er habe sich geweigert, die ihm angeboten volle Bezahlung dafür anzunehmen, um nicht dadurch sich Verpflichtungen für die Zukunft zu unterziehen. Denn den entscheidenden Schritt zu thun, der von ihm immer dringender seitens der Vorsteher des Seminars verlangt wurde, die Weihen anzunehmen und ein Subdiakonat anzutreten, sträubte er sich; er verschob es zunächst (1845) auf noch ein Jahr; er wünschte am liebsten in einer deutschen Universitätsstadt eine Hauslehrerstelle, die ihm möglichst viel freie Zeit ließe. Diese Ungewißheit bereitete ihm schwere Sorge; fast wurde ihm das Leben zur Pein. Einmal (11. April 1845) schrieb er die bemerkenswerthen Worte: „Ich tröstete mich mit der Erwägung, daß ich für mein Gewissen und die Tugend litte. Der Gedanke an den Jesus des Evangeliums, der so rein, so schön, so ruhig und so wenig selbst von seinen Verehrern begriffen wird, war mir eine wunderbare Stütze. Wenn ich das höchste Leidens- und Jugendideal mir vorzeichnete, fühlte ich die Wiederbelebung meiner Kräfte und die Stärke weiter zu dulden."

Zum Geistlichen fehlte ihm — der Glaube. „Ich glaube nicht genug," schrieb er in dem eben angeführten Briefe; „ich sehe im Christenthum nicht mehr die unbedingte Wahrheit. Jesus wird immer mein Gott sein. Aber wenn man von diesem reinen Christenthum, das wohlverstanden nur die Vernunft selbst ist, zu den engen und niedrigen Ideen herabsteigt, zu der ganzen Mythologie, die vor der Kritik nicht bestehen kann, so kann ich solchen Gedanken nicht anhängen, ich beginne zu zweifeln, und ich kann es nicht zu Wege bringen, anders zu sehen als ich sehe. Und trotzdem heißt es, daß man alle diese Dinge zugeben müsse, daß man nur dann wahrer Katholik sei." Es wurde ihm schwer genug, solche Aussprüche zu thun, danach zu handeln und damit der Pflicht zu folgen, denn er wußte, daß er mit solchem Bekenntniß der Mutter das Herz zerrisse und daß er die Ruhe, Behaglichkeit, das Glück, das er, äußerlich gesprochen, im Priesterberufe finden würde, zerstörte. Er wollte dann sich dem Specialstudium der orientalischen Sprachen widmen, dachte daran, die Ecole normale zu besuchen und zwar die philosophische Abtheilung, und sich dadurch zur Universitätscarriere vorzubereiten. Für das eine hoffte er in Quatremère, dessen Vorlesungen er besuchte, für das Andere in Dupanloup, dessen großen und weiten Blick er rühmte, eine Stütze zu finden. Aber mitten in allen diesen Plänen wurde er von Angst ergriffen. „Ich so schwach, so unerfahren, so ohne jeden Halt als Dich, ich soll versuchen, so starke Bande zu zerreißen, mich von einem Wege zu entfernen, auf dem mich bisher eine höhere Macht geleitet hat. Ich erschrecke bei diesem Gedanken, aber ich werde nicht zurückweichen. Und dann, könnte ich mich ohne Bedauern von dem alten Glauben trennen, von den Plänen, die so lange mein Leben und Glück ausgemacht haben, von der ganzen Welt, die mir so gewohnt war und die mich nun verläugnen wird? Sie liebte und verwöhnte mich, sie redet noch zu meinem Herzen; wird mich die andere wollen? Wenn sie es auch will, bin ich dann sicher, mein Ideal zu verwirklichen, zu werden, was ich sein will? Oder, wenn ich auch meiner sicher wäre, kann ich fest auf die Umstände rechnen? Wie oft habe ich den Tag verflucht, an dem ich zu denken anfing, und habe das Los der Einfältigen und Kinder beneidet, die ich so ruhig und zufrieden sah. Gott bewahre sie vor dem, was mir geschehen ist, und doch danke ich ihm dafür."

In diesem Zweifel war nun die Schwester die Stärkere, die Entschiedenere. Ihre Briefe bestehen in Mahnungen und freundlichem Zuspruch, in Liebesäußerungen, die der Bruder einmal als Ausdruck „grenzenloser Zärtlichkeit" charakterisirt, oder von denen sie selbst schreibt: „mein Herz lebt nur in meiner Correspondenz", in Schilderungen ihres ruhigen Lebens und in Bemerkungen über Land und Leute. Henriette war eine aufgeklärte Frau, die ihren Schmerz über die Bedrückungen des Landvolks und ihre religiöse Toleranz offen aussprach. Ihre Lebensanschauung war trübe. Leben heißt leiden und kämpfen, schrieb sie einmal. Gelegentlich betrachtet sie den Bruder als ihren Lehrer. Sie ließ sich einmal von ihm ein Verzeichniß der bedeutenderen griechischen und lateinischen Geschichtsschreiber schicken, mit Angabe der von ihnen behandelten Epochen. Hauptsächlich aber sah sie ihn als ihren Zögling, „ihr Kind" an und sprach zu ihm mit zärtlicher, treuer Sorge. Zu seinen Gemüthskämpfen, während deren er einmal völlig verzweifelt den Tod herbeiwünschte, schrieb sie: „Richte Dich doch auf, in dem Gedanken, daß Du nicht

Digitized by Google

allein in der Welt stehst, sondern daß Du zur Theilnahme an Deinen Nöthen und zu deren Erleichterung eine vom Schicksal geprüfte Schwester besitzest, deren theuerster Trost Du bist."

Sie versicherte ihn in jener Periode schweren inneren Ringens, daß die Mutter sich an sein Aufgeben des geistlichen Standes gewöhnen würde, sie bestimmte ihn, nicht in das Seminar zurückzukehren, sie suchte ihm den Gedanken an eine Hauslehrerstelle fern von Frankreich auszureden und ihm klar zu machen, daß er zuerst seine wissenschaftliche Ausbildung, sei es nach dieser oder jener Seite, in Paris vollenden müsse, sie gewährte ihm auch Alles, was sie entbehren konnte, für seine weltliche Equipirung und zunächst für ein Jahr völlig sorgenfreien Studiums. Renan nahm nach einigem Schwanken das Anerbieten an. Selbst der vom Erzbischof von Paris ausgehende Antrag, an einer neubegründeten theologischen Lehranstalt eine Stelle zu übernehmen, konnte ihn nicht mehr erschüttern. Im October 1845 verließ er das Seminar St. Sulpice ohne Aufsehn, ohne Entfremdung. Vielmehr kam er durch Empfehlung der Lehrer jener Anstalt als Hülfslehrer an das collège Stanislas, wo er aber, wegen des halbgeistlichen Charakters der Anstalt, nur kurze Zeit blieb. Er trat in die Pension eines Herrn Crouzet als freier Pensionär ein und übernahm, als Entgelt dafür, täglich eine anderthalbstündige Beaufsichtigung von Zöglingen und Wiederholung mit ihnen. Nun drang er in die Schwester, Polen zu verlassen, die Reise nach Italien, die sie mit den Eltern ihrer Zöglinge angetreten hatte, nach Frankreich fortzusetzen, dort dauernd zu bleiben, und mit ihm zusammenzuleben. Freilich dauerte es noch einige Zeit, bis sie zurückkehrte, noch längere, bis Renan selbst seine Ausbildung vollendet, seine Vorbereitung zum definitiven Beruf traf und die ersten Schritte zur Lebensstellung machte; aber der Bruch mit dem geistlichen Stande war geschehen, und damit der Weg geebnet zur eigentlichen Lebensbahn.

Auch in den Briefen des Bruders, des großen Gelehrten, ist es, neben den schweren Seelenkämpfen gerade das Gemüthliche, das uns besonders anzieht. Sein Gemüth muß befriedigt sein, wenn ihm die Studien die rechte Freude gewähren sollen. „Mein normaler Zustand wird erst dann erreicht, wenn ich mit Studium und Denken die Freuden des Herzens und der Freundschaft verbinden kann." Es ist rührend seine Berichte über seine Mutter zu lesen, die er während eines Ferienaufenthalts in Tréguier (Sept. 1845) niederschreibt und in die kurzen Worte zusammenfaßt: Elle vit de notre pensée. Sie soll durch beide Geschwister beständig geschont werden; alle Vorsichtsmaßregeln werden angewendet, um ihr peinvolle Stunden zu ersparen und sie sanft und allmälig zum Anhören und Ertragen des Unabwendbaren vorzubereiten.

Aber seine ganze Zärtlichkeit widmete er der Schwester und drückte sie in Worten aus, die oft überschwänglich klingen, aber nur die Darlegung wahrhaften Gefühles sind. Einmal, da er sie auf einer weiten Reise vermuthete, ohne genau zu wissen, wo sie sich befand, schrieb er ihr: „Welch' Glück, wenn Dir endlich das häusliche Leben mit allen seinen Süßigkeiten wiedergeschenkt ist. Wir werden glücklich sein, liebe Freundin, denn mein Charakter ist gut und sanft; ich werde mit Deiner Hülfe mein einfaches Denkerleben fortführen und Dir Alles sagen, was ich überlege und empfinde. Wir werden ferner zur Verschönerung unseres Lebens edle und ausgezeichnete Freunde haben. Kurz, Theuerste, ich schmücke mein Ideal mit den schönsten Farben aus; aber bedenke, daß ohne Dich das ganze Gebäude zusammenstürzt."

Für deutsche Leser ganz besonders interessant sind Henriettens Aussprüche über deutsches Wesen. Einmal schreibt sie: „Deutschland ist das Land ruhiger Träumerei und metaphysischer Speculationen. Zur Höhe der deutschen philosophischen Schulen werden sich die anderen Länder schwerlich erheben; denn bei dem Norddeutschen wirkt Alles: seine contemplative Laune, seine ruhigen Sitten, selbst sein Klima zusammen zur Entwickelung jener Geistesfreiheit, die er, als ein Theil seines Wesens, voll genießt. Unser lebhafter, liebenswürdiger, leichtfassender französischer Geist, ist meist zu leicht, um tief philosophisch zu sein; der Engländer ist kalt berechnend und unterwirft Alles dem kühlsten Urtheil; nur der Deutsche, der auch in den höchsten Fragen seine Gutmüthigkeit bewahrt, vermag beim Fühlen und Denken Alles poetisch zu verklären. Du wirst, wenn Du Deine Studien in der Sprache Kant's, Hegel's, Schiller's und Goethe's fortsetzest, in dieser reichen, von der unsrigen so verschiedenartiger Literatur süße Zerstreuungen finden; ich genieße schon an den Stückchen dieser Reichthümer, die ich fassen kann, großes Vergnügen." Aber auch Renan selbst spricht von dem Deutschen. Freilich wurde er, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nie ein großer Kenner des Deutschen, in seiner Jugendzeit trieb er freilich eifrig Deutsch, bis er es aus Mangel an Hülfsmitteln durch das Hebräische ersetzte. Als er zu letzterem einen französischen Auszug der „berühmten Grammatik" von Gesenius benutzte, meinte er: „Auch hier gebührt die Palme den Deutschen, sie haben aus dem Hebräischen eine wirkliche völlige rationelle Wissenschaft, mit einem Worte eine Geometrie gemacht." Später nahm er das Studium des Deutschen wieder vor, wurde darin durch einige deutsche Mitschüler unterstützt, las Lessings Fabeln und erklärte als wirkliche Schwierigkeiten seines Sprachstudiums nur „die Seltsamkeit der Construction und die Anomalie der unregelmäßigen Verba". Dann meinte er, er habe die Schwierigkeiten des buchstäblichen Uebersetzens besiegt und beginne in den Geist der Werke einzudringen; „diese Einweihung bezeichnet eine Epoche in meinem Leben." Darauf läßt er unmittelbar diese Worte folgen, die unseren Ohren sehr angenehm klingen: „Ich glaubte in einen Tempel einzutreten, als ich diese so reine, erhabene, moralische und im höchsten Sinne religiöse Literatur betrachten konnte. Welch' großartige Auffassung des Menschen und des Lebens! Wie fern sind sie von jenen niedrigen Gesichtspunkten, wo die Bestimmung der Menschheit in ein directes Verhältniß zu Nutzen und Vergnügen gesetzt wird. Sie bildet in der Geschichte des Menschengeistes eine völlige Reaction gegen unser 18. Jahrhundert, dadurch, daß sie an die Stelle des Materialismus und der gemeinen Auffassung jener Zeit das Ideal und die reine Moral setzte."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Sitzredacteur.

Von Gustav Beßmer.

„Verantwortlich für den politischen Theil: Dr. Karl Hacker". Da stand's in kleinen Lettern, am Fuße des Blattes; die Druckerschwärze war noch feucht; eben erst hatte der Corrector den Abzug durch das kleine Fenster geschoben, das in die Thüre zum Setzersaal eingelassen war. So unscheinbar die Notiz sich ausnahm — für ihn, den sie betraf, bedeutete sie ein erreichtes Ziel.

Das feuchte Blatt vor sich, saß er im Redactionsbureau und überflog den Leitartikel, der seiner Feder entsprossen war. Vom Vater, einem eingefleischten Achtundvierziger, hatte er die demokratische Ader geerbt, über die der Leiter eines Blattes, wie der „Volksbote", gebieten mußte, sofern er aus eigener Ueberzeugung schöpfen wollte. Schon seine heutige Leistung war ein kleiner Aderlaß in der Richtung: „Reaction" hatte er den Erguß betitelt. Die heutige Nummer war die Karte, die er der Oeffentlichkeit abgab.

Ein Lächeln stiller Genugthuung huschte über sein Gesicht. Am Ziel, dachte er, das Blatt weglegend und nach der letzten Post greifend, um sich mit dem Ernste des Neulings im Amte darein zu vertiefen.

Digitized by Google

Aus dem Nebenzimmer, das zugleich Vorzimmer war, drangen das Klappern einer Papierscheere und das Kratzen der Federn; ein wohliges Gemisch der Düfte von Druckerschwärze und sauer gewordenem Stärkekleister vertrat die Stelle der Luft. Vom Maschinensaal herüber tönte das Geräusch der arbeitenden Schnellpressen, ein leises Zittern ging durch den alten Bau, der Druck der Nummer hatte begonnen. Draußen rieselte der Schnee in feinen Flocken unablässig hernieder; dann und wann folgte ein Windstoß, der die weiße Last gegen die Scheiben warf. Es war so wohlig hier zu sitzen, im freundlichen Lichte der Glühlampe und sich geborgen wissen.

Eine Stunde verstrich so; die Pressen rasselten noch, auch die Federn hatten ihr melodisches Kratzen fortgesetzt. Dr. Hacker war mit der Durchsicht der Einläufe zu Ende; er starrte auf das papierene Chaos, das sich vor ihm aufgehäuft hatte und gab sich einige Augenblicke dem erquickenden Bewußtsein erfüllter Pflicht hin. Ein Wagen fuhr in den Hof; es war der Zeitungswagen, der von der ersten Ausfuhr zurückkehrte, eine zweite Ladung zu holen. Die Wanduhr holte zum Schlage aus: Fünf. Wie vielen Vorgängern mochte sie schon die Stunden verkündet haben?! . . . Der Bote des Volkes hatte in den letzten Jahren einen etwas starken Verbrauch an Redacteuren gehabt; er war das Oppositionsblatt der Stadt; Hinz und Kunz pflegten seinen Inhalt noch feucht zu verschlingen. So vorschriftsmäßig gutgesinnt die guten Leute waren, von ihrer Presse verlangten sie nun einmal das Gegentheil: für ihre fünfundsiebenzig Reichspfennige monatlich wollten sie „etwas haben", dies etwas aber hieß Opposition. Anderer Auffassung war die Regierung. Nicht nur, daß sie an den Tagen, da der heißersehnte Regen der Gnadenverleihungen und Orden auf den loyalen Bürger herniederträufelt, die Lenker des Blattes schnöde überging — ab und zu beraubte sie sie sogar der freien Verfügung über ihre Zeit. Das aber erträgt auf die Dauer kein Sterblicher; so waren sie denn gegangen, einer nach dem andern; der letzte hatte den Platz bereitet für ihn, der nun hier saß.

Und er gedachte diesen Platz nicht so bald zu verlassen. Eine gewisse Vorsicht in der Form würde ihn vor den Klippen bewahren, an denen das Redactionsschiff seiner Vorgänger gestrandet. Es hatte zwar unstreitig etwas Erhebendes, sich als Märtyrer einer Idee zu denken . . . in der Theorie wenigstens war dies der Fall. Blieb nur die Frage, ob sich dies Erhebende der rauhen Wirklichkeit gegenüber nicht verflüchtigte . . . Also — Vorsicht in der Form! . . . Es war ja immerhin ein Unterschied, ob man einem Minister in einem elegant geschriebenen Artikel seine Unfähigkeit vorrückte, oder ob man den Mann kurzweg einen Dummkopf hieß . . . Ueberhaupt — hatte er denn die Stellung nur seiner selbst wegen angenommen! . . . Für seine Bedürfnisse hätten das kleine Vermögen, das er besaß, und seine literarischen Einkünfte ausgereicht. Wie aber, wenn die Summe für Zwei oder gar — der Fall war ja immerhin in Betracht zu ziehen — für Drei genügen sollte?! . . Jener Ausspruch Michelet's, daß zwei Personen weniger brauchen sollten als eine, erschien ihm doch etwas gewagt.

Fünf . . . Wenige Stunden, und er war bei ihr, konnte in ihre lieben Augen blicken und —

Wieder zog ein Lächeln über sein Gesicht. Wenn der alte Papa Professor eine Ahnung hätte, wie manches Mal er und Bertha sich in den zwei Jahren ihres Verlobtseins unter seinen Augen geküßt . . . Es ging doch nichts über einen kurzsichtigen Schwiegervater!

Ueber's Jahr würde ihn bei der abendlichen Heimkehr eine gewisse junge Frau begrüßen, und dann, dann würde er nicht mehr sich um Zehn verabschieden müssen, um in Nacht und Nebel seine kalte Junggesellenhöhle aufzusuchen . . . Wenn er an die Pläne Bertha's für ihr gemeinsames Heim dachte, Pläne, die sich in den letzten Tagen zu wirklichen Bestellungen verdichtet! . . . Für den Einzug in dieses irdische Paradies konnte man zum Nothfalle auch 'mal das Fegefeuer einer kleinen Freiheitsstrafe auf sich nehmen.

Eine Stimme, eine ganz gewöhnliche menschliche Stimme ließ ihn aus dem Zukunftstraume, darin er sich versponnen, aufschrecken.

„Herr Doctor, Besuch," hatte die Stimme gesagt. Er wandte sich; im Thürrahmen stand einer der im Vorzimmer thronenden Redactionsgehilfen.

„Ich lasse bitten," beschied er, zur Feder greifend. Von der Arbeit aufblickend, sah er sich zwei uniformirten Herren gegenüber.

„Herr Doctor Hacker?" frug der Zunächststehende höflich.

„Zu dienen," gab er, sich erhebend, zurück.

„Ich bedaure den Anlaß, der uns herführt . . . Wir sind beauftragt, den noch vorhandenen Theil der Auflage unter Beschlag zu nehmen." Er knöpfte den Ueberrock auf, brachte ein Papier zum Vorschein und überreichte es dem Redacteur. Der las, vielmehr er ließ die Blicke darüber gleiten; seine Hand zitterte. Doch rasch hatte er die äußerliche Ruhe wieder erlangt; der schwere Augenblick sollte ihn groß finden! Mit einer Handbewegung lud er die Besucher ein, ihm in den Maschinensaal zu folgen. Dem Personal schien der Zweck des Besuches geläufig; ein Wink des Maschinenmeisters, und die Pressen stellten ihre Thätigkeit ein. Die Beamten constatirten, daß der größere Theil der Auflage nicht nur schon gedruckt, sondern auch schon expedirt war. — — —

Zehn Minuten später saß Dr. Hacker wieder vor seinem Schreibtisch, den Kopf in beide Hände gestützt, die Finger in's Haar vergraben. Das also war sein erster Tag! . . . Und er . . . er hatte geglaubt klüger zu sein als die Vorgänger! . . . Wieder nahm er das Blatt vor sich, wieder durchlas er den Leitartikel, seinen Leitartikel, der den Anlaß zur Beschlagnahme gegeben. Vergebens zerbrach er sich den Kopf nach Gründen, nahm Satz für Satz, Wort für Wort vor: jene Erleuchtung, von der sich die Behörde zweifelsohne hatte leiten lassen, überkam ihn nicht. Schon glaubte er an des Räthsels Lösung verzweifeln zu müssen, da stieg der Gedanke an den dolus eventualis in ihm auf und wie nächtliches Nebelgewölk unter der Frühsonne strahlen, so schwanden seine Zweifel im Lichte dieses Paragraphen. Der dolus eventualis mußte die Grundlage bilden des behördlichen Vorgehens. Und eine innere Stimme sprach zu ihm: Dr. phil. Carl Hacker, derzeitiger Redacteur des Volksboten, Du hättest Dir sagen sollen, daß unter Deinen Lesern sich zweifelsohne Leute befinden, die Deinen Worten einen schlimmeren Sinn unterlegen konnten. Du hast diese Vorsicht in leichtsinniger Weise versäumt, Du bist schuldig. Doch selbst wenn Dein Gewissen rein wäre, wie das eines Hofpredigers — Strafe hast Du dennoch verdient. Der Mensch ist ein Gefäß der Sünde. So nimm denn an, die Strafe, die Dir bevorsteht, sei die Strafe für diese Deine natürliche Sündhaftigkeit. Das kann und muß Dir zum Troste gereichen.

Und siehe — es gereichte ihm zum Troste. Eine wunderbare Ruhe überkam ihn; er murmelte ein Wort, das nicht in Knigge's „Umgang" zu finden ist, erhob sich und griff nach Hut und Ueberrock, um den Eigenthümer des Blattes aufzusuchen und ihn über das Vorgefallene zu unterrichten. Der Druckereihof hatte sich mit einer Decke frischgefallenen Schnees bedeckt, auf die das elektrische Licht der auf hohem eisernen Traggerüst angebrachten Bogenlampe einen mondlichtartigen Schein warf. Ein Windstoß ließ ihn den Kragen des Ueberrockes aufstülpen; vor sich, im Schnee, sah er noch die Fußspuren der Beamten, daneben die Radeindrücke des Zeitungswagens, diese schon halb verhüllt durch die unablässig niederfallenden Flocken. Unter dem Hofthor stieß er mit einem Herrn zusammen, einem kleinen Herrn in dickem Pelzmantel. Schon wollte er mit kurzem „Pardon!" vorüber, da sah er sich am Arme gefaßt. Er hatte den Gesuchten vor sich.

„Sie, Herr Doctor! . . . Lupus in fabula," rief der Angerempelte. „Ich wollte eben zu Ihnen."

„Da wissen Sie wohl schon, was vorgegangen. Ich wollte Sie aufsuchen," sagte der Redacteur, seinen Aerger mühsam dämmend.

„Und ob ich's weiß! . . ." rief der Andere. „Famoser Anfang! Doctor — Sie haben Schweineglück! . . . Lassen Sie sich 'mal bei Licht besehen! . . . So also schaut der Mann aus, von dem augenblicklich die ganze Stadt spricht! . . . Famos! Ich rechne, daß wir morgen fünfhundert Abonnementserklärungen haben werden. Ach, Doctor — die Regierung! . . . Ich sage immer, es ist noch 'was Schönes, in einem geordneten Staatswesen zu leben, wenn ich an die dreihundert Leser des alten „Anzeiger" denke, mit denen ich begonnen, und dann an die zwanzigtausend, die wir heute haben! . . . Und wer hat uns denn dazu geholfen — die Behörde! Doctor, ich habe das Bedürfniß, eine Flasche auf das Wohl unserer Obrigkeit zu leeren. Kommen Sie mit. Sie sind mein Mann . . . Famos, dieser Artikel! . . . Ha, ha! . . . So geben Sie mir doch Ihren Arm . . . Sie seufzen! . . . Mensch, welchen Grund zu seufzen, können Sie haben?! . . ." Er war stehen geblieben, hatte sich vor ihm aufgepflanzt und focht mit dem Stocke.

„Welchen Grund!? . . ." seufzte der Redacteur. „Sagen Sie 'mal: wer von uns Beiden ist's, der sitzt, wenn die Sache schief geht?"

„Na . . . Sie natürlich!" rief der Kleine. „Aber so weit sind wir doch noch nicht. Und wenn! Ich dächte, so ein paar Wochen Ruhe bringen den Menschen doch auch nicht um . . . Und dann: bedenken Sie die Fortschritte auf dem Gebiet der Gefängnißhygiene! . . . die hohen luftigen Zellen, die vorzügliche Verpflegung, die täglichen Promenaden im Gefängnißhofe: kurz, der wahre Pensionsaufenthalt! Im Hôtel sind Sie nicht annähernd so gut aufgehoben . . . Sie hatten noch nicht Gelegenheit? Praktisch? meine ich."

„Zu meiner Schande: nein," versetzte der Redacteur verschämt.

„Giebt sich noch," tröstete der Kleine. „Früher, ja, da hatte man ein gewisses Aber. Doch heut zu Tage — Altes Vorurtheil! Werden's ablegen, wenn Sie erst 'mal —" Er brach ab und erwiderte den Gruß eines Vorübergehenden. „Ja, was ich sagen wollte:" — fuhr er fort — „ich wäre es manchmal zufrieden, auf die Weise von meiner — hm! Sie werden errathen, wen ich meine — loszukommen."

Dr. Hacker lächelte sarkastisch. Eine Art Galgenhumor überkam ihn.

„Nichts einfacher!" sagte er. „Sie zeichnen ein paar Tage verantwortlich; ich schreibe den Text, soweit sich's nicht mit der Scheere machen läßt."

„Ha, ha! Sie meinen, ich solle den Sitzredacteur abgeben! Verantwortlich für den politischen Theil: Amadeus Wipfel . . . Was dazu die Herren Leser sagen würden?! . . . Doctor, Sie sind ein Schelm."

„Wieso? Ist denn mein Vorschlag so unausführbar! . . . Oder sollte der Name Amadeus Wipfel irgend einem Blatte zur Unehre gereichen! . . : Na also! . . . Doch, Scherz bei Seite: wie viel verdienen Sie jährlich?"

„Doctor!" rief Herr Amadeus Wipfel, etwas gezwungen lachend.

„Gut. Dann behalten Sie's für sich . . . den Verdienst und die Zahl," sagte Hacker ironisch. „Eine andere Frage: sind Sie in der Lage, außer mir und Herrn Markus noch einen weiteren Redacteur zu halten? Mitredacteur, Hülfskraft . . . vielleicht geübter Setzer, der sich nebenbei in der Officin beschäftigen ließe."

„Hm! In der Lage, in der Lage wäre ich schon. Obgleich —

Digitized by Google

die Zeiten!... Aber wozu wollen Sie den Mann eigentlich? Thät's nicht auch 'ne weitere Scheere?"

„Doch nicht ganz," gab Dr. Hacker lächelnd zurück. „Aber hier ist nicht der Ort zur Erörterung; wir werden noch eingeschneit. Also: erst die Flasche."

„Auf's Wohl unserer Regierung!" ergänzte der Verleger begeistert.

„Gewiß. Auch das," sagte Dr. Hacker.

Und Arm in Arm schritten sie fürbaß ihrem Ziele zu.

* * *

Dem stürmischen Abend folgte ein klarer Morgen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der Verleger des Volksboten sich aus den Federn erhob und — ein dumpfes Druckgefühl in der Stirne — zum wohlbesetzten Frühstückstisch schritt. Die letzten Vorgänge der verflossenen Nacht waren ihm nur noch dunkel in Erinnerung; sein Gedächtniß reichte bis zur dritten Flasche. Erst, nachdem er sich in der Küche den Inhalt eines Syphons hatte über den Kopf spritzen lassen, erstarkte sein Erinnerungsvermögen etwas, wenngleich der dumpfe Druck, der auf dem Sitze der Wipfel'schen Intelligenz lag, vorläufig bestehen blieb. Dunkel war ihm auch jetzt noch der Vorgang seines Nachhausekommens. Statt sich jedoch in dieser Frage an die Gattin zu wenden, die finsteren Blickes durch die Zimmer schritt, verließ er eilig das Haus.

Auf der Redaction war inzwischen die amtliche Nachricht der Freigabe der beschlagnahmten Nummer eingelaufen. Trotzdem, oder eben deßhalb, wurde die Nachfrage nach dieser Nummer im Laufe des Tages eine so starke, daß ein theilweiser Neudruck nöthig wurde. Dr. Hacker hatte die Freigabe mit doppelter Genugthuung begrüßt. Wie die Umstände lagen, mochte die Behörde von der Erhebung einer Anklage absehen. That sie dies nicht, dann — —

Ja, dann?!...

Er trat zum Fenster und blickte hinaus in den klaren Wintermorgen. Im sonnigen Lichte des jungen Tages erschienen ihm die Ereignisse des vergangenen Abends wie nächtlicher Spuk. Vielleicht, daß auch dieser letzte Schatten, die Aussicht auf ein gerichtliches Nachspiel, schwinden würde... Jetzt, vor der Hochzeit, mußte ihm ein Beilegen der Sache doppelt wünschenswerth sein. Und dann — klebte er nicht dies Land, dessen Regierung er bekämpfte! War er nicht ein Kind dieses Landes, an dessen Scholle seine Seele mit tausend Fasern hing! Hatte er einen andern Wunsch, als es groß und geachtet zu wissen! Er wußte sich frei von Haß oder persönlicher Gegnerschaft gegen jene, die die Zügel der Regierung führten; nicht die Personen, das Handeln dieser Personen war ihm Gegenstand der Kritik. Und das Recht der Kritik war und blieb heilige Pflicht der Presse; mit der Erfüllung dieser Pflicht stand und fiel sie. Verzichtete sie darauf, dann erniedrigte sie sich zur bloßen Dienerin des Tages.

Er trat zum Schreibtisch zurück. Dort lag ein mit der Bleifeder bekritzeltes Papierblatt, ein Ausriß aus einem Notizbuche. Darauf ermächtigte ihn der Verleger, einen dritten Redacteur zu engagiren, der mit seiner Person einzustehen hätte für den Inhalt des Blattes — für ihn.

Eine Röthe der Scham zog über sein Gesicht. Ein feiger Tropf würde er sein, wenn er davon Gebrauch machte. Dieser Gedanke, den er in der Erbitterung des Augenblicks ergriffen und in nächtlicher Weinlaune weitergeführt, erschien ihm jetzt — im Lichte des Tages — eine Entwürdigung seiner selbst, seines Berufes.

Er nahm das Blatt, zerriß es, und warf die Fetzen in den Papierkorb. Dann trat er zum Schreibtisch zurück — zur Arbeit.

Aus der Hauptstadt.

Gehetztes Edelwild.

Zwei durch's Weltmeer, das sie jingohaft bramarbasirend den großen Teich nennen, von einander getrennte Mächte bedrohen sich mit Krieg; Armeen werden aus der Erde gestampft, im Handumdrehen ungeheure Flotten geschaffen, Vaterlandsliebe, Schlachtenfurie, nationale Eitelkeit flackern wild auf, die halbe Erde brennt in purpurnem Lichte. Da zieht ein Rothschild etliche hundert Millionen Mark Gold aus dem Lande zurück, das sich am wüthendsten geberdet, die Bankiers von Carthago künden denen von Carthagena den Credit und geben ihnen ihre Papiere zurück, der Börsenkrach donnert heran — und mit einem Schlage herrscht wieder Frieden auf Erden, wenn auch nicht weihnachtlicher Frieden. Es ist keine blutige Auseinandersetzung zwischen feindlichen Völkern mehr möglich, wenn die haute banque sie nicht wünscht, und die herrlichen Leidenschaften, die uns auf den Schulbänken fiebern und glühen machten, Hellas und Rom's Unsterbliches, dürfen heut nur noch in Jambendramen ein schemenhaftes Dasein führen. Denn Hoheit Geld verweigert ihnen das Recht, im aufgeklärten Jahrhundert entfesselt durch die Welt zu toben; mit Fug befürchtet Hoheit tiefgehende Schädigung ihres Besitzstandes vom unvernünftigen Rasen des bewaffneten Patriotismus, der schrankenlosen Hingabe an eine nicht dividendentragende Idee. Es sind die Fürsten nicht und nicht die Staatsmänner, die den Frieden sichern, ob sie sich dessen gleich bei jeder Gelegenheit rühmen; der Rothschild-Dynastie verdanken wir seine Segnungen. Nicht Drei- und Zweibund halten die Kriegtreiber in Schach, die Rothschildgruppe thut's. Frau Klio arbeitet in ihren Bureaux als schlichte Correspondentin an der Schreibmaschine.

Die Kunst, Geld zu haben und Geld zu verwenden, macht den Mann. Wer sich darüber satirisch aufhält, vergeudet thöricht seine Zeit und thäte besser, sich mit Kunstkritik oder hoher Politik zu befassen, in welchen beiden Fächern Kenntniß wie Erkenntniß ungemein schädlich sind und am Fortkommen hindern. Lebte der lustige alte Reactionär noch, der die Frösche schrieb und die Wolken, er machte sich vielleicht trotz alledem über den prachtvollen Stoff her und ließe im Privatcomptoir eines Geldwechslers der großen, stolzen Welt Geschicke entscheiden, ließe Kaiser, Könige und Republik-Präsidenten sich zitternd vorm Hauptbuch goldgelber Allmacht beugen. Wir Modernen sehen gar nicht mehr den Humor davon. Wir erkennen es als ganz selbstverständlich an, daß der bewegliche Besitz, der anfänglich wimmernd Schutz erbetteln mußte bei den Mächtigen, nun den Mächtigen gebietet und Schutz gewährt. Und wir sprechen nicht allein officiell dem Vielhabenden höhere Weisheit und größere Einsicht als uns selbst zu, was wir dadurch ausdrücken, daß wir das Gewicht seiner Wahlstimme hundert- und tausendfach schwerer ansetzen, als das der unsrigen; wir neigen uns von ganzem Herzen, aus innerster Ueberzeugung vor ihm. Der Mann, der Geld in Massen erwirbt und verthut, ist der wahrhafte Uebermensch an der Jahrhundertwende. Ihm ist erlaubt, was ihm gefällt; für ihn bestehen die armseligen Schranken und Mundbinden nicht, die uns Kleinen allenthalben winken. Dem Edeling ward ein ander Recht geschrieben, als dem Niedriggeborenen. Erliegt er aber bei all seinen Vorzügen und Bevorzugungen doch einmal den Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geschickes, so darf er mit gutem Grund von sich als von gehetztem Edelwild sprechen und darf mit gutem Grund die Hunde schmähen, die ihn verfolgen. Fritz Friedmann ist deßhalb kein Futter für die Witzjäger, und die bewährten freisinnigen Humoristen gaben wiederum einen Beweis ihres Tactes und ihres historischen Weitblickes, als sie in ihren Sonntagsplaudereien von dem unglücklichen Manne schwiegen. Ihnen genügt, und das trifft sich gut, immer noch der Fall Hammerstein, wie der Fall Hammerstein immer noch ihren ernsthaften Collegen überm Strich genügt. Hammerstein war, mit seinen lumpigen zehntausend Thalern Gehalt jährlich, ein närrisches Junkerlein, das aus allerhand schäbigem Betrug seine paar Schmutzgroschen zog und dafür Sonntags Leckerbissen zu schleckern suchte, die den wirklichen Grandseigneurs, Friedmann und den von ihm Vertheidigten, längst vulgäre Wochenkost waren. Der Hammerstein ist eine komische Figur, Friedmann eine im schönsten Sinne tragische. Dort der lüsterne begehrliche Heuchler, der sich, weil sein Contract es so verlangte, Tag für Tag grauenhaft erbosen wußte wider Unsitte, Unreligion und Unordnung, der dann, sobald die Sonne sank, in Galoschen zur außerehelich Geliebten schlich und in angstvoller Heimlichkeit verbotene Küsse naschte, vor jedem Geräusch zitternd Wechsel fälschte und erblassend unreelle Provisionen einstrich. Hier dagegen der Gewaltige, Einflußreiche, der Mann, der Dank seiner Geisteskraft finstere Rehmrichter hypnotisirte, daß sie notorische Schufte, gemeine Verbrecher jeder Schuld ledig sprachen; hier der unerschrockene Kämpe, der stolz darauf war, Anwalt des Unrechtes zu sein, und der die Moral an der Unmoral hinterdrein doch in höchst origineller Weise rächte, indem er der Unmoral ungeheuerliche Vertheidigerhonorare abknöpfte. Hier der Reine, der vornehm jede kleinliche Freveltat verschmähte und keinen Pfennig auf unredlichem, d. h. gesetzlich strafbarem Wege gewann; hier der Ehrliche, Offene, der seinen Lebenswandel vor Niemandem verbarg und öffentlich luderte, daß es hohe Lust war. Sehet, welch ein Mensch!

Man soll sich hüten, in eine Schilderung Fritz Friedmann'schen Treibens, Fritz Friedmann'schen Seins auch nur die leiseste Ironie einfließen zu lassen, trübt man doch dadurch tendenziös das schöne, klare Bild Neuberliner Geistes- und Gesellschaftslebens. Er war sein vornehmster Repräsentant. Er besaß all die glänzenden Eigenschaften, durch die man Vermögen gewinnt und verliert, Prunkvillen im Thiergartenviertel baut und zur Subhastation bringt, durch die man aber in jedem Falle die Hochachtung seiner Mitmenschen dauernd erwirbt. Ein Mann von eisernem Fleiß, und in vielen Sätteln gerecht, begierig, Lorbeern auf meilenweit von einander entfernt liegenden Feldern zu erobern. Der frühe Morgen schon traf ihn bei der Arbeit, und ein Gerücht ging um, er käme täglich mit zwei Stunden Schlaf aus, mit zwei Stunden eines Schlafes, dessen stille Freuden er dazu in den seltensten Fällen einsam genoß. Wer ihn vor der Barre stehen sah, den eleganten Mann mit dem scharfen Neuberliner Gesichtsschnitt, den lebhaften Augen und dem graziösen, weltmännischen Lächeln, der glaubte nicht, daß dieser selbe unerschrockene, unermüdliche Schützer bedrängter Spitzbuben vor kaum fünf Stunden bezecht und ausgebeutelt aus der Schadowstraße nach Hause gefahren war. Dieser einzige Mann sah selbstverständlich in seinem Geschäft, dem Advokatenberuf, vor allen Dingen das Geschäft, und darum schon wandte er sich mit Vorliebe solchen Angeklagten zu, denen es am Nöthigsten nicht gebrach. Aber nicht minder lockte ihn die Schwierigkeit der Aufgabe, wenn er just die verzweifeltsten Fälle übernahm, und es kümmerte ihn wenig, daß sein Können und Vollbringen dadurch in der Philisterwelt mehr als anrüchig ward. Er brauchte derbe Nervenerregungen, wie andere ihren täglichen Spaziergang

Digitized by Google

brauchen. Die heiße, trockene Luft der Spielsäle, glühende Spieleraugen, glühende Frauenaugen, viel nacktes Fleisch; dann die hochdramatischen Scenen spannender Kriminalprocesse, darin nicht der triste Angeklagte, darin der hochgemuthe Verteidiger selbst der Held war, aus einer wuchtigen Erschütterung in die andere geworfen wurde, Tage lang, Minute für Minute auf dem qui vive sein, sich und den Angeklagten nicht nur gegen Richter und Staatsanwalt, sondern noch vielmehr gegen den Angeklagten selbst schützen mußte — das war Lebensodem für den Spieler. Die Verhandlungen mochten sich noch so endlos in die Länge ziehen, er ermattete nie, und jeder unvorhergesehene Angriff fand ihn auf dem Posten, während seine Attacken, ausgeführt freilich auf inferiore Gegner und Nichtkünstler, zu glänzenden Erfolgen führten. Bei seiner Riesenpraxis, die ihn zum weitaus bestbezahlten Geistesarbeiter Berlins machte, behielt er noch Zeit genug für litterarische Bethätigung, und wenn ihm hier auch seine mangelhafte Kenntniß der deutschen Sprache manche Hindernisse bereitete, so vermochte er's doch mit den anderen wohl aufzunehmen. Das wichtige und schöne Instrument der Rede freilich handhabte er mit unvergleichlich bewundernswerterer, mit hinreißender Meisterschaft, und es versagte nie in seiner Hand, ob er nun champagnerselig oder unterm Drucke zermalmender Sorgen zu ihm griff. Dank dieser Waffe hatte der Uebermensch eine solche Macht gewonnen, dank ihr beherrschte er noch, als der Boden unter seinen Füßen versank, so souverän die Berliner Gesellschaftsgefilde, daß Niemand seinen Wünschen, seinen Plänen entgegenarbeiten mochte. Das ehrengerichtliche Erkenntniß hatte seine sociale Stellung dort, wo es ihm auf diese Stellung ankam, nicht erschüttert, und seine leuchtenden Vorzüge, das feste Vertrauen auf seinen Stern, fascinirte kühle, klare Geschäftsleute so, daß sie nicht müde wurden, dem lachenden Verschwender immer von neuem Hunderttausende zur Rangirung darzuleihen. Es verschlug den Gründern nichts, daß er die Darlehen nur säumig, in kleinen Procenten zurückzahlte; sie fragten nicht danach, daß die professionellen, die geriebensten Wucherer Friedmann'sche Accepte selbst mit dem höchsten Damno nicht kauften und das dem geistvollen Rechtsanwalte selbst dann erklärten, wenn sie ihn in unangenehmen Gerichtsangelegenheiten sehr nöthig brauchten. Friedmann vergalt ihnen wucherisch ihre Hartherzigkeit; die er vor'm Zuchthause rettete, klagten lebhaft darüber, durch ihn in nächste Nähe des Armenhauses gekommen zu sein. Seine nie versagenden Retter controllirten indeß die fürstlichen Einkünfte ihres Schützlings grundsätzlich nicht. Was er mit seiner forensischen Beredtsamkeit erwarb, schien ihnen ein Bettel im Vergleich mit den Vortheilen, die dies Genie, dieser leuchtende, dieser Extrakt der Neuberliner Gesellschaft in naher Zukunft zu bringen versprach. Der schlimme Krach des gemäßigten Freisinns, die Undankbarkeit der Pöbelmassen, die zwar gern die spottbilligen „liberalen" Zeitungen abonnirten, aber durchaus nicht zu bewegen waren, nun zum Dank dafür auch „liberale" Kandidaten in den Reichstag zu schicken, diese Fatalitäten durchkreuzten wunderschöne Pläne. Einmal schon, im Jahre 1888, als die Schrader mit ihrer Freundschaft Palais-Vordertreppen hinaufsteigen durften, schien die goldene Zeit, die absolute Herrschaft des Neuberlinerthums anbrechen zu wollen; es war ein rechter Jammer, daß damals nicht mehr die 102 Männer des Deutschfreisinns im hohen Hause saßen. Aber die Hoffnung auf zukünftige günstige Constellationen, die man rücksichtsloser ausnutzen wollte, war im Juni des Dreikaiserjahres mit nichten zu Grabe getragen, und Fritz Friedmann's parlamentarisches Genie harrte nur der belebenden Sonne.

Den freisinnigen, den politisch oppositionellen Advocaten zieht es mit besonderer Gewalt in die große Sprechhalle; vom Amtsgerichtsrath Klotz geht ein schnurgerader Weg über Herrn Justizrath Munckel zum Dr. Grelling. Ein Friedmann, der sie an Begabung und Weltkenntniß alle bei weitem übertraf, hätte der Gambetta des Thiergartenviertels werden können; durch ihn hätte sich aber auch der Neoberolinismus, den er verkörperte, endlich den ihm längst gebührenden Platz auf den Bänken der Volksvertreter erobert. Alle deutsche Eigenart hat ihr Eckchen im Palaste am Königsplatze; nur die letzte und duftigste Blüthe unseres Volkes, die Gesellschaft von Berlin W, darf sich keines Vertrauensmannes unter den 397 rühmen. Greise Spießer oder langweilige Tiraden-Revolutionaire aus der Confections- und Budikerbranche repräsentiren im Reichstage das Berliner Volk. Kein eleganter Bankier, kein angesehener Caféhaus-Poet, kein Künstler von Salonruf, kein gut erhaltener Lebemann aus der Gegend der Hohenzollernstraße vermag auf der höchsten Tribüne des Vaterlandes die Interessen seiner Gesellschaftsschicht wahrzunehmen. Fritz Friedmann hatte das Schicksal dazu auserkoren. Alle sublimen Eigenschaften des Deutschen, der zwischen der Rousseau-Insel und dem Zoologischen Garten im schönsten Sinne des Wortes groß geworden ist, vereinigten sich im Brennpunkte der Fritz Friedmann'schen Individualität. Er war ein Raffer, er war ein Genießling, ein Halbasiat im Erwerben und Schlemmen, und er war dennoch ein Feinschmecker, der sich seine Menüs durch vorhergehende, harte Arbeit zu würzen wußte und Schaffen und Rast, Moral und Verbrechen, Pandecten und Frauenarme, Literatur und Jus unter dem Gesichtswinkel eines augustianischen arbiter elegantium betrachtete. Ihm war es gleich, von woher er seine Freuden bezog, ob aus dem Zuchthaus, dem Schlamme oder den Sälen, wo die Steinthal ihre Elise Sanke treffen; er vergoldete ja kraft seines Geistes den Schmutz. Seiner Eitelkeit gelüstete es danach, der Höchste unter den Gemeinen zu sein, und das gelang ihm glänzend. Man vergötterte dort seinen Genius, man zwang ihn dadurch, sich immer prächtiger zu entwickeln, Prahlhansereien wahr zu machen, die ihm anfänglich nur in der Sectlaune entschlüpft waren. So ward er fast ganz der große Großberliner, dem wir alle fiebernd, erwartungsselig entgegenlechzten. Und diesem prachtvollen Gewächs einer Cultur, von der die Sittenprediger und noch weniger die Culturhistoriker unserer Zeit kaum eine bloße Ahnung haben, zerstörte eine Reihe widriger Zufälligkeiten die Existenzbedingungen, ehe es sich zur vollen Blüthe entfalten und aller Welt zeigen konnte, was und wie dies neumodische Berlin ist. Die, die Tagesgeschichte und den Fall Friedmann schreiben, zerstören nun bestenfalls mit plumpem Finger den Farbenschmelz einer exquisiten Blume des Berlinischen Capitalismus und würdigen schwatzhaft-albern zu einem „bedauerlichen Einzelfall" herab, was prachtvoll, unsagbar prachtvoll typisch ist.

Gehetztes Edelwild, dem der Hahn zu früh die letzte Stunde krähte. Es ging ihm wie dem mir persönlich gar nicht unsympathischen Könige Ahab von Jerusalem. „Ein Mann aber spannete den Bogen ohngefähr und schoß dem König Ahab zwischen den Panzer und Hengel. Und der König starb des Abends ... Und die Hunde leckten sein Blut."

Nur daß klärlicherweise Fritz Friedmann nicht so bald mit dem wirklichen Tode abgehen, sondern sich noch eine geraume Zeit mit schlanken, blonden Huris, so gut es geht, amüsiren wird. Aber zu rechtem Leben erwacht er nimmer wieder. Dies Pflänzlein gedeiht nirgendwo, als in den warmen, modrigen Sumpfwässern unserer geliebten, Deutschland führenden und beherrschenden Hauptstadt. Caliban.

Notizen.

Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst. Von Julius Meyer. Herausgegeben von Konrad Fiedler. (Leipzig, Grunow.) Aus dem Nachlaß des bekannten Kunstgelehrten sind obige Zeitungsartikel und Vorträge gesammelt, die sich vornehmlich mit der Kunst der Jahre 1861—1865 beschäftigen und bei ihrer ersten Veröffentlichung Aufsehen erregten. Unsere Zeit lebt so rasch, daß es beinahe als ein Wagniß erscheint, so „veraltete" Kunstanschauungen heute wieder auf den Markt zu werfen. Rechnet man dazu, daß manche Themata etwas obsoleth geworden sind, so scheint das Buch allerdings ein Anachronismus. Und dennoch! Die Münchener Maximilianstraße mit ihren Miethkasernen und dürftigen Verputzmauern vermag uns nicht mehr zu interessiren, aber die daran geknüpften Bemerkungen und Belehrungen über den modernen Baustil sind auch heute noch lesenswerth. Dasselbe gilt auch von den Aufsätzen über die bayrischen Könige Ludwig I. und Maximilian II. mit abermaligen Ausblicken auf die moderne Architektur, oder von der Besprechung von Kaulbach's Zeitalter der Reformation. Sogar der Bericht über die Internationale Kunstausstellung in München 1863 bietet noch manches Interesse, schon weil darin die Gegensätze in der modernen Kunst und die Bildung unserer Künstler in tiefbohrenden Untersuchungen mitbehandelt werden. So kommt es, daß uns diese alten Aufsätze fast alle wie neu und für unsere moderne Kunst fruchtbringend scheinen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummers bestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamen- zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Abonnement
auf das
I. Quartal 1896.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das I. Quartal der **„Gegenwart“.** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Anzeigen.
Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart“
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart“ machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und **Karolinen.**
Ein Spaziergang durch die Eifelberge
von
Hermann Rubel.
Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana“** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß“, in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina“,** nicht fehlt.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!
Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten.
Herausgegeben von **Theodor Schiemann.**
Sechster Band:
Michail Bakunins
Sozial-politischer Briefwechsel
mit
Alexander Iw. Herzen und Ogarjow.
Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Professor **Michail Dragomanow.**
Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. **Dr. B. Minzès.**
Preis geheftet 6 Mark.

Die vertrauliche Korrespondenz Bakunins, des Begründers der internationalen Anarchistenpartei, mit seinen Freunden darf den Anspruch erheben, als ein Denkmal der sozialen Krankheitsgeschichte der Gegenwart eine Lücke in unserer Kenntnis auszufüllen, die ohne diese Briefe nie hätte geschlossen werden können.

Man darf wohl erwarten, daß diese heute besonders aktuelle Publikation in weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Stellung dazu muß jedenfalls jeder nehmen, der an den sozialen Problemen der Gegenwart nicht gedankenlos vorübergehen will.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien:
Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt.
17 Bogen 8°
mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer,**
in hochelegantem farb. Umschlag, geh. Preis M. 3.—.

Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

In den grösseren Buchhandlungen vorräthig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger
A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Wunder-Cigarren-Spitze.
Der Rauch zaubert im Röhrchen reizende Bilder auf Blättchen hervor. Amüsant für jeden Raucher. Echt Weichsel mit echt Bernstein **M. 1,25,** desgl. Cigarettenspitze M. 1,10. Von 2 Stück an **frankirte** Zusendung überallhin: von ½ Dtzd. an 20% Rabatt. Briefmarken in Zahlung. Zu beziehen von
Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.

Hierzu eine Beilage von G. Hirth's Kunstverlag in München und Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 11. Januar 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

LUX ET VE
INDIANA UNI

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die beendete Zuckerkrisis und das verspätete Nothgesetz. Von Dr. Rudolph Meyer. — Der englisch-amerikanische Conflict. Von Wm. Weber (Belleville, Illinois). — **Literatur und Kunst.** Pestalozzi und Preußen. Zum 150. Geburtstage Pestalozzi's. Von einem preußischen Schulmann. — Octave Mirbeau und die französische Kriegsbelletristik. Von Carl Busse. — **Feuilleton.** Der Automatenstuhl. Humoreske von Georg Falkenheim. — **Aus der Hauptstadt.** Die schwarze Venus. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten. Nochmals die Schöpfung des Menschen. Von Wilhelm Haacke und Prof. Ludwig Büchner. — Anzeigen.

Die beendete Zuckerkrisis und das verspätete Nothgesetz.

Von Dr. Rudolph Meyer.

Vor Monaten verkündete der Landwirthschaftsminister von Hammerstein den Entschluß der Regierung Preußens, die Zuckerindustrie in ihrem internationalen Concurrenzkampf zu stärken. Die preußischen Domänen in den westlichen Provinzen, auf denen Zuckerrüben gebaut wurden, brächten, sagte er, 81 Mk. Pacht pro Hectar, solche ohne Rübenbau nur die Hälfte. Das Sinken der Pacht (und damit des Bodenwerths — bei 3 % Verzinsung 2700 Mk.) auf die Hälfte müsse verhindert werden. Die Motive der neuen Gesetzvorlage, zum Schutz der Zuckerindustrie, die Ende November 1895 bekannt wurden, geben den für einen angemessenen Rübenpreis und eine angemessene Verzinsung des in der Zuckerindustrie angelegten Capitals nöthigen Preis des Rohzuckers von 88 % mit 23—24 Mk. pro 100 Kilo an. Nach der Auffassung, welche diese Motive beherrschen, hat der Staat angemessene Zins- und Grundrente der Landwirthschaft und landwirthschaftlichen Industrie zu garantiren. Man kann der Ansicht sein wie wir, daß dies nur auf Unkosten der an Beiden nicht betheiligten Mitbürger geschehen könne und auf die Dauer unausführbar sein werde — heute jedoch liegt ein solcher Versuch bezüglich der Zuckerfabrication und des Rübenbaues vor. Prüfen wir, ohne uns weiter um das unserer Ansicht nach falsche Princip zu bekümmern, ob der Versuch, selbst wenn man jenes Princip anerkennen wollte, nothwendig und aussichtsvoll ist, um das angestrebte Ziel zu erreichen.

Die Motive sagen, der niedrigste Preis im Januar der folgenden Jahre für 100 Kilo Rohzucker sei in Hamburg gewesen, 1891 24,54 Mk., 1892 28,50 Mk., 1893 28,30 Mk., 1894 24,75 Mk., also durchschnittlich in 4 Jahren 26,52 Mk., das heißt $2^1/_2$—$3^1/_2$ Mk. mehr, als die Motive nöthig für eine angemessene Rentabilität halten, nämlich als 23—24 Mk. Im Januar 1895 habe der Zucker nur 17,05 Mk. gekostet; zwar habe sich der Preis bis auf 22 Mk. im October gehoben, aber das „sei noch bei weitem nicht als normal anzusehen" und könne nicht von Bestand sein. Man sollte meinen, eine Industrie, welche über angemessene Verzinsung Jahre hindurch noch $2^1/_2$—$3^1/_2$ Mk. Profit mehr pro Metercentner Zucker brachte, werde wohl auch einmal mit etwas verringerten Zinsen existiren können. In der übrigen Großindustrie kommen Jahre vor, in denen nicht nur gar kein Zins, sondern Verlust heraus kommt. Aber bei Landwirthschaft und landwirthschaftlicher Industrie ist das augenscheinlich ganz was Anderes.

Cato und Cicero waren derselben Ansicht. Das, und das allein sind „senatorische" Geschäfte. Und als solche haben die Cäsaren von Augustus ab sie rentabel und den Bodenpreis hoch zu halten versucht, durch einen sehr energischen — Staatscapitalismus. Allerdings gelang es ihnen nicht für die Dauer.

Der Verfasser der Motive hat kein Vertrauen in die Dauer der Preissteigerung des Zuckers, welche seit Januar eingetreten ist. Das Mißverhältniß zwischen Zuckerproduction und geringerem Consum sei zu groß. Ziemlich richtig wird die Weltzuckerproduction für das am 31. Juli 1895 abschließende Jahr mit 7,8 Millionen Tonnen, richtig 7,67, angegeben und das sei zu viel. Unbestreitbar! Aber Jedermann, welcher sich um diese Angelegenheit kümmert, weiß — nur der Verfasser der Motive anscheinend nicht, daß zur Zeit, als die Motive zur Vorlage kamen, also Anfangs December 1895, die bereits abgeschlossene und eingeheimste Rübenmasse ein ganz anderes Resultat ergeben hatte und die Rohrernte ein geringeres ergeben werde, als das Vorjahr, mit dessen gänzlich veralteten Zahlen die Motive hergestellt wurden. Man weiß jetzt, daß die Rübenzuckerproduction von 1895/96 höchstens 4 Millionen Tonnen, und die Rohrzuckerproduction höchstens $2^1/_2$, vielleicht nur 2 Millionen Tonnen ergeben wird, in Summa 6—$6^1/_2$ Millionen Tonnen, während der Consum 1893/94 6,9 und 1894/95 7,2 Millionen Tonnen betrug. Man sagt trivial: „Fürs Gewesene giebt es nichts", und dieses Sprichwort hat sehr Recht. Was geht uns eine frühere Production von fast 8 Millionen Tonnen an, welche wir in den nächsten Jahren gar nicht wieder erreichen können?

Die Abnahme der Rübenzuckerproduction um 6—800,000 Tonnen entstand durch geringere Rübenerzeugung pro Hectar wegen der großen Dürre und Einschränkung des Anbaues auf weniger Hectaren. Ein Jahr gute Preise, und man baut so viel Land oder mehr mit Rüben an als bisher, und tritt fruchtbares Rübenwetter ein, so kann die Rübenproduction wieder $4^1/_2$—5 Millionen Tonnen erreichen. Aber die Rohrzuckerproduction wird es sobald nicht wieder auf 3 Millionen Tonnen bringen, und von ihrem Ausfall, der sicher einige Jahre dauert, wenn nicht länger, rührt die Preisbesserung seit Ende Sommer her, die massenhaften Zuckerkäufe für Nordamerika in Deutschland und Oesterreich im December 1895, und dieser Ausfall hat den Cubanischen Aufstand zum Grunde, um den

Digitized by Google

sich die Motive gar nicht kümmern, der für sie nicht existirt. Aber für die Magdeburger Zuckerbörse existirt er sehr stark. Es wird sich empfehlen, ein Bild von der Entwickelung der Weltproduction des Zuckers, das aus neuesten österreichischen amtlich festgestellten Zahlen zusammengetragen wurde, hier mitzutheilen:

Roh-Zuckerproduction der Welt in 1000 Tonnen à 1000 Kilo.

	I. Rübenzucker.						Geschätzte
	1875/76	1885/86	1889/90	1894/95	Consum 1894/95	Ueberschuß 1894/95	Production 1895/96
Deutschland	358	838	1,261	1,832	617	1,215	1,369
Oesterreich-Ungarn	322	370	739	1,043	363	680	725
Frankreich	462	294	778	702	436	266	590
Rußland	247	542	446	600			
Belgien	105	163	209	230			
Holland	31	28	64	90			
Andere Länder	4	22	68	108			
Sa. I.	1,529	2,257	3,565	4,605			
Cuba	567	680	530	1,050			
Andere Länder	1,335	1,558	2,538	2,017			
Sa. II.	1,902	2,238	3,068	3,067			
Sa. I und II	3,431	4,495	6,633	7,672			
Weltconsum		4,640	5,781	7,200			

Hiernach ist Deutschland jetzt der größte Zuckerproducent der Welt, und Oesterreich und Cuba folgen unmittelbar darauf. Eine Productionsstockung in einem dieser drei Reiche kann die Weltüberproduction in Mangel verwandeln. Das geschieht jetzt in Cuba.

Die Rohrpflanzung wird in Cuba seit Aufhebung der Sclaverei von Pächtern auf kleinen Farmen besorgt, welche fast alle Arbeitskräfte in ihrer Familie besitzen. Dagegen wird das Rohr in sehr großen Fabriken, die bis zu 400000 Metercentner Rohzucker erzeugen können, in Zucker verwandelt. Der Farmer liefert seine Rohrernte an diese Fabrik ab und erhält dafür ein bestimmtes Gewichtsquantum Zucker, das dem Rohrgewicht entspricht, zurück, wovon er dem Grundeigenthümer einen proportionalen Theil als Naturalpacht abgiebt. Seitdem diese Combination von Kleinbetrieb in der Rohrproduction und Großbetrieb in der Zuckerfabrication besteht, hat sich die cubanische Zuckererzeugung verdoppelt. Allein nun wüthet der Aufstand bereits etwa ein Jahr. Im Sommer 1895 schätzte man, daß die diesjährige Production höchstens noch 600000 Tonnen betragen könne, und jetzt ist es fraglich, ob die Insel überhaupt Zucker exportiren wird. Die Insurgenten haben das Mahlen des Rohrs schon im Juli für 1895 und 1896, sowie den Export von Landesartikeln nach Orten, die sich unter spanischer Botmäßigkeit befinden, d. h. also nach allen Häfen, verboten. Pflanzer, die dem Verbot entgegenhandeln, sollen, falls die Insurgenten ihrer habhaft werden, erschossen und ihre Baulichkeiten und Rohrfelder abgebrannt werden. In Folge dieser Drohung, welche schon hie und da zur Ausführung gelangte, hat für Pflanzer und Fabricanten der Credit ganz aufgehört — und somit fast jede Arbeit in den Plantagen. Auch auf den übrigen spanischen Colonien, Portorico, den Philippinen (Manila) geht die Production zurück, weil durch den Krieg auf Cuba das in Spanien und seinen Colonien stets seltene Geld noch viel knapper und darum theurer geworden ist. Von der rund $1^1/_2$ Mill. Tonnen betragenden Zuckerproduction der sämmtlichen spanischen Colonien wird man in den nächsten Jahren vielleicht nur auf $^1/_2$ Mill. Tonnen rechnen können. Denn gelänge es auch, den Aufstand in Cuba bald zu unterdrücken, würde man 1896 keine Rohrbestellung mehr zu erwarten haben. Wer weiß, wie viele Pflanzungen und Fabriken zerstört sein werden? Viele Unternehmer muß ein zweijähriger Ausfall in den Einnahmen ruiniren, zumal hohe Verschuldung die Regel ist. Hier ist ein wirthschaftlicher Rückgang möglich, wie er nach Beendigung des nordamerikanischen Secessionskrieges im Süden der Vereinigten Staaten stattfand. Mit Grauen habe ich noch 16 Jahre nach dessen Beendigung ein fast wüstes Land und Gras in den Straßen der Hauptstadt Richmont gesehen. Umstände ändern die Sache. Noch vor 8—9 Monaten standen wir mit großen Lagervorräthen an Zucker einer Ueberproduction gegenüber. Jetzt kann man sagen, daß die Anbaubeschränkung der europäischen Rübenbauer im Jahre 1895 mit den Vorräthen aufräumt und der Krieg in Cuba Production und Consum für 1896 in's Gleichgewicht setzt, selbst wenn der Rübenanbau im Jahre 1896 wieder so groß werden sollte, wie er 1894 war. Vorläufig ist also die Zuckerkrisis beendet und kein Gesetz zu ihrem Schutz nöthig. Trotzdem will die Gesetzvorlage die Zuckerindustrie schützen. Zu den von ihr geforderten Schutzmaßregeln gehört die Contingentirung auf die Herstellung eines Zuckermaximums von 1400 Tausend Tonnen. Es dürften also in Zukunft nicht mehr Hectare mit Rüben angebaut werden als in dem Jahre großer Productionsbeschränkung 1895, nämlich 370000 bis 380000 Hectar. Dagegen sträuben sich mit Recht alle Rübenproducenten aller Theile Deutschlands, am meisten die der östlichen Provinzen, die recht gut wissen, daß eine Production im Umfange von 1894/95 so lange wieder möglich für sie ist, als die Rohrzuckerproduction sich von dem Schlag, der sie jetzt trifft, nicht erholt hat.*) Sicher werden sie wohl auf die Erhöhung der Exportprämie — die sie wahrscheinlich zur Erzielung eines Preises von 23—24 M. pro 100 Kilo auch gar brauchen — verzichten, als auf die Erweiterung der Production über das Maß von 1895/96. Ohne die Bedingung der Contingentirung werden sie sich natürlich die dargebotene Erhöhung der Exportprämie von $1^1/_4$ auf 4 M. pro 100 Kilo, der Zuckerverbrauchssteuer von 18 auf 24 M. und des Einfuhrzolles von 36 auf 45 Mark gern gefallen lassen, obschon die Verdoppelung des deutschen Zuckerconsums seit 15 Jahren hauptsächlich darauf beruht, daß der Zucker jetzt nur noch $^3/_8$ des damaligen Preises kostet. Sollte also der Gesetzentwurf durchgehen, so hat man mit einer Abnahme des Consums in Deutschland zu rechnen. Allein der Minderabsatz in Deutschland würde durch den Mehrconsum des Auslandes wohl mehr als aufgewogen werden, da dort die erhöhte Exportprämie der in der Natur des verringerten Angebotes liegenden Steigerung des Zuckerpreises entgegen wirken würde. Die Differenz zwischen theurem Zucker in Deutschland, das ihn producirt, und billigem Zucker in England, das ihn consumirt, dieses „auf den Kopf stellen" eines natürlichen Verhältnisses, wird dann noch größer werden. Die deutschen Consumenten sollen 31 Mill. Mark mehr Zuckerconsumsteuer zahlen, in welche sich die deutschen Zuckerfabricanten mit ihren ausländischen Consumenten theilen werden.

Sollte das Gesetz durchgehen, so wird es den wirthschaftlichen Gegensatz zwischen Nordost- und Restdeutschland noch verstärken. Die ostelbischen Provinzen Preußens incl. Provinz Sachsen und Hannover, Mecklenburg, Braunschweig, Anhalt und Thüringen mit circa 27 Mill. Einwohner haben 368 Zuckerfabriken, d. h. pro Million 17 Fabriken, der Rest Deutschlands mit 28 Mill. Einwohnern hat nur 35, d. h. pro Million Einwohner $1^1/_4$ Fabriken. Das käme zu der wirthschaftlichen Benachtheiligung hinzu, welche der Rest Deutschlands schon durch die Staatssubvention des Branntweins erleidet. Er producirte 1892 nur 681.000 Hectoliter Alkohol, pro Mill. Einwohner 24.000 Hectoliter, jene östlichen Landestheile mit nur 21 Mill. Einwohnern aber 2.267.000 Hectoliter, oder pro Mill. Einwohner 108.000 Hectoliter. Das neue Margarinegesetz bringt ebenfalls nur dem Norden Deutschlands Nutzen auf Kosten des Rests. Glaubt man wirklich

*) Während dieser Artikel im Druck war, haben die Zuckerproducenten von Vorpommern und Posen förmlich gegen die Contingentirung protestirt.

Digitized by Google

die Wirthschaftsgesetze Deutschlands so machen zu können, wie sie dem Interesse Ostelbiens entsprechen, sie, wie Professor Conrad spottet, nach den Wirthschaftsbüchern des Gräflich Kanitz'schen Latifundiums Polangen zuschneiden zu dürfen?

Zur Ausfuhrprämie sollen nicht nur jene 31 Millionen aus der Consumsteuer, sondern noch $3^1/_2$ Millionen Mark Betriebsabgabe beitragen, welche von den Fabriken erhoben werden, die Fabriken erhalten also $34^1/_2$ Mill. M., wovon sie $3^1/_2$ Mill. M. selbst beisteuern.

Diese merkwürdige Einrichtung ist getroffen worden, um den jetzt sehr populären socialpolitischen Gedanken des „Schutzes der Kleinen gegen die überlegene Concurrenz der Großen" zur Thatsache werden zu lassen. Bei Erzeugung einer Fabrik von weniger als $^1/_2$ Mill. Kilo (d. h. Ertrag von ca. 125—150 Hectar) soll die Betriebsabgabe 5 Pfennige pro 100 Kilo betragen, von $^1/_2$—1 Mill. Kilo 10 Pfennige ꝛc. bei je $^1/_2$ Mill. Mehrproduct um 5 Pfennige steigend.

Es wird sehr interessant sein, ob man dies socialpolitische Princip auch auf anderen Gebieten durchführen wird. Beim Kanitz'schen Antrage wird man ja sehen, ob seine Vertheidiger ihn so zu gestalten wußten, daß der Bauer mehr Vortheil davon haben muß, als der Latifundienbesitzer. Jedenfalls liegt hier eine ganz entgegengesetzte Politik vor, wie jene war, welche die gesetzliche Behandlung der Zuckerindustrie bis vor Einführung der Productsteuer im Jahre 1891 bestimmte und unter welcher die Zuckerproduction sich zu einer der am rationellsten betriebenen Fabricationen der Welt entwickelte. Die Materialsteuer bewirkte Erhöhung des Zuckergehalts der Rüben, Vergrößerung der Fabriken und Verminderung der General- und Productionskosten der Zuckererzeugung, also den technischen Fortschritt. Die neue Politik besteuert die technisch vollendetesten Fabriken höher als die zurückgebliebenen, man könnte sagen, sie bestrafe den technischen Fortschritt! Aber aus einem höheren socialpolitischen Gesichtspunkte. Folgerichtig müßte z. B., angenommen ein Nagelschmied erzeuge im Jahre 1 Million Nägel und zahle 1 Mark Gewerbesteuer, ein Schmied, der einen Gesellen hat und 2 Millionen Nägel erzeugt, 4 Mark Steuer zahlen, und so fort — bis dann die Größe einer Fabrik dort enden würde, wo die Steuer den ganzen Profit absorbirt. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß die Concurrenzstaaten dies neue Princip ebenfalls acceptiren, würden diese also der deutschen Industrie hierdurch überlegen werden. Derselbe Gedanke ist zwar auf der im Frühjahr 1895 abgehaltenen österreichischen Zuckerenquête auch befürwortet worden, allein es stellte sich heraus, daß Galizien und Ungarn, wo riesengroße Fabriken in den letzten Jahren entstanden und noch entstehen, dieses Princip nicht in die Gesetzgebung übergehen lassen wollen, so sehr es die alten Zuckerproductionsländer Cisleithaniens wünschen, in denen noch viele alte kleine und schlecht eingerichtete Fabriken in Thätigkeit sind.

Dieser Gegensatz der Interessen alter und neuer Zuckerfabriken und Zuckerproductionsgebiete existirt auch in Deutschland. Die alten Zucker producirenden Provinzen und Staaten, welche von den 405 i. J. 1894/95 in Betrieb stehenden deutschen Fabriken $288 = 72\,^0/_0$ besaßen, Schlesien, Sachsen, Hannover, Braunschweig und Anhalt, besitzen durchschnittlich alte, aber kleine Fabriken. Jede derselben verarbeitete in jenem Jahre durchschnittlich das Rübenquantum von 1030, resp. 970, 930, 820 und 810 Hectaren Anbaufläche. In den nordöstlichen Landestheilen ist die Zuckerfabrication neu, aber hier baute man sofort große Fabriken. Es kamen in jenem Jahre auf jede Fabrik in Westpreußen 1380, Pommern 1430, Mecklenburg 1610 und Posen gar 2430 Hectar Rübenboden. Die alten Länder, welche den Profit langjähriger hoher Zuckerpreise genossen haben, würden nunmehr steuergesetzlich prämiirt werden auf Kosten der neuen Provinzen, welche schon bei stark gesunkenen Zuckerpreisen Fabriken bauten, aber nun auch gleich sehr große. Zumal da auch bei der Contingentirung nicht die Leistungsfähigkeit, sondern die thatsächliche Production der letzten fünf Jahre, mit Ausschluß des Jahres der größten und der kleinsten Production maßgebend sein soll. Neue Fabriken können selten sofort so viel Rüben finden, wie sie verarbeiten können, alte in der Regel. Das System der Contingentirung und die progressive Betriebssteuerumlage werden also im Reichstage wohl nur auf die Stimmen aus jenen fünf alten Zuckerländern zu rechnen haben.

Die östlichen Provinzen Preußens, sowie Galizien und Ungarn können noch ganz gute Renten, auch bei den jetzigen Preisen, aus dem Rübenbau erzielen, weil der Boden dort weniger Pacht kostet als in Sachsen und Böhmen. Darum haben sie auch ihre Rübenanbauflächen i. J. 1895 weit weniger eingeschränkt als die alten Rübenländer, wie aus der folgenden Tabelle ersichtlich ist.

Rübenanbauflächen in je 1000 Hectaren:

	1883	1894	1895
Deutschland			
Schlesien, Sachsen, Hannover, Braunschweig, Anhalt	229	274	222
Rest Deutschlands	68	167	152
Summa	297	441	374
Oesterreich-Ungarn			
Böhmen		188	133
Mähren, Schlesien und Rest bis Leithanien		98	72
Ungarn		90	85
Summa		376	290

Während die Fabriken i. J. 1894 in Böhmen 1,20 bis 1,40 fl. für 100 Kilo Rüben zahlten, waren die Gutsbesitzer mit 90 Kreuzern in Ungarn und Galizien ganz zufrieden. Der Osten ist also wenig am Zustandekommen eines solchen Gesetzes interessirt.

Ueberhaupt ist eigentlich nur die Branntweinbrennerei eine „senatorische", d. h. Junkerindustrie. Ueber die Hälfte aller Branntweinbrennereien gehören dem politisch seit dem Aussterben der Askanier maßgebend einflußreichen ostelbischen Kleinadel. Die Zuckerrübenfabrication ist dagegen nur eine „Ritterindustrie"; neun Zehntel der Fabriken, soweit sie nicht Actiengesellschaften gehören, befinden sich im Besitz schnell reich gewordener Bürgerlichen, wie Rimpau, Wrede, wovon erst ganz kürzlich die Reichsten, z. B. Dietze-Barby „senatorisch", d. h. geadelt wurden, und wenn sie als Einzelne auch hier und da Einfluß haben — sie sind und werden doch noch lange keine Junkerclasse und können also ihre Interessen im Parlament nicht mit solcher sehr reellen Macht fördern, wie die echten Agrarier.

Das Gesetz ist also 1) durch die neue Conjunctur, welche der cubanische Aufstand geschaffen hat, überhaupt zur Zeit unmotivirt, 2) hat es wenig Aussicht auf Annahme im Reichstage. Käme es dennoch zu Stande, so würde es seinen Hauptzweck — das ist der Druck auf die Concurrenzländer, denn die Motive bezeichnen es ausdrücklich als ein Kampfgesetz — wahrscheinlich verfehlen. Am 5. December 1895 bezeichnete Minister von Hammerstein-Loxten das Gesetz ausdrücklich so im Landes-Oekonomie-Collegium und setzte hinzu, wenn Oesterreich und Frankreich sich zur Aufhebung der Zuckerexportprämien entschlössen, so werde Deutschland das auch thun. Man will also jene beiden Reiche zur Aufhebung ihrer Exportprämien zwingen. Mitte October hatte die „Kreuzzeitung" die Kampftheorie in einem eigenen Artikel befürwortet. Die deutsche Regierung solle Frankreich, das sich weigere, die Prämien abzustellen, ein Ultimatum mit der neuen Kampfprämie stellen — denn Oesterreich wollte die Prämien abstellen, es vermittelte sogar deßhalb mit Frankreich, wie das auch die „Kreuzzeitung" anerkennt. Hier sei nur durch „festes Zugreifen" zu helfen. „Die Zuckerindustriellen selbst haben so und so oft erklärt, daß sie sich gern ge-

Digitized by Google

trauen, ohne Prämien den Concurrenzkampf mit den Nachbarstaaten aufzunehmen, nur das eine verlangen sie mit Recht, daß mit gleichen Waffen gekämpft werde." War die Drohung nöthig? Ich bringe die Rübenanbaufläche der letzten zwei Jahre:

Rübenanbauflächen in 1000 Hectaren

	1894	1895	Reduction
Deutschland	441	374	15 %
Oesterreich-Ungarn	376	290	23 „
Frankreich	236	200	15½ „
Belgien und Holland	104	90	
Rußland	334	346	
Summa	1,491	1,300	
		— 191	
		— % 13	

Die beiden Concurrenzstaaten Deutschlands, Frankreich und Oesterreich, haben ihren Rüben-Anbau im letzten Jahre freiwillig mehr eingeschränkt als Deutschland. Ist es wahr, daß die drei Staaten mit gleichen Waffen kämpfen würden, wenn die Prämien abgeschafft wären? Nein! Dann würden die deutschen Fabriken begünstigt sein, wenigstens die preußischen, und das sind 80 % der deutschen, denn ihr Boden zahlt keine Staatsgrundsteuer, der böhmische Zuckerrübenboden ca. 8 fl. vom Hectar, in Frankreich wohl ebensoviel, das macht im Durchschnitt der vier Jahre 1891—94 32 Kreuzer pro 100 Kilo Rohzucker, dazu kommen ca. 0.80 bis 1.20 Mk. Fracht von Prag bis Hamburg. Die Exportprämie ist auf 5 Mill. fl. in Oesterreich-Ungarn contingentirt und betrug im laufenden Jahre ca. 90 Kr. Die deutsche 1¼ Mk. = 75 Kr. Alles compensirt, steht der böhmische Zuckerfabricant um ca. 75 Kr. oder den Betrag der deutschen Exportprämie pro 100 Kilo schlechter im Kampfe auf dem z. B. englischen Markt als der deutsche. Ferner erntet Deutschland mehr Rübe vom Hectar, und diese ist zuckerhaltiger als jene der anderen Länder, so daß im Durchschnitt der obengenannten vier Jahre vom Hectar producirt wurden in Deutschland 36.6 Mtc., in Frankreich 29.5, in Oesterreich-Ungarn 25.1, in Rußland sogar nur 17.8 Mtc. Rohzucker. Dieser Productionsunterschied ist das ausschlaggebende Moment im Concurrenzkampf. Wie hoch die Arbeit in der deutschen Zucker- und Rübenindustrie zu stehen kommt, weiß ich nicht. In Frankreich erhielten in den Fabriken 1893 die Männer 3.71, Frauen 1.79, Kinder 1.49 Frcs. Tagelohn. — Für Rübenernte giebt v. Inama-Sternegg den Frauentagelohn im Bezirk Rican in Böhmen auf 50 Kreuzer, den Accordverdienst auf 120 bis 220 Kreuzer an. Der Lohn mag in Oesterreich billiger sein als in Deutschland, in Frankreich aber ist er theurer. Als die englische Industrie, namentlich die Textil- und Eisenindustrie, durch ihre ganze Entwickelung so weit war, daß sie ohne Staatsschutz alle ähnlichen Industrien aller anderen Länder niederconcurriren konnte, proclamirte sie auch das Princip der „gleichen Waffen", des absoluten Freihandels, und die sogenannten „Freihandels-Hausirburschen" Prince-Smith, Faucher u. A. predigten diese Lehre ebenso geistreich mindestens, wie jetzt die „Kreuzzeitung" die gleichen Waffen für die ungleich entwickelte und unter ungleichen Umständen producirenden Zuckerindustrien. Aber der Cobdenclub bedrohte den Continent doch nicht mit Kampfexportprämien. Hat man schon die üblen Erfahrungen vergessen, welche Graf Caprivi mit seinen Kampfzöllen gegen Rußland machte? Ich bin sicher, das Experiment mit Zuckerkampfzöllen wird noch viel kläglicher enden. Frankreich hat die älteste Rübenzuckerindustrie, die schon in den 20er Jahren blühte, während Deutschland erst in den 50er Jahren erheblich producirte, aber wie aus der ersten Tabelle ersichtlich, producirte es vor 20 Jahren noch ⅔ soviel, wie Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen. Die Production nahm von da ab, erholte sich jedoch und erreichte 1888/89 ihr Maximum, betrug aber damals doch nur noch ⅛ der Gesammtproduction von Deutschland und Oesterreich-Ungarn; während diejenige dieser Länder von 2000 Tonnen in 1889/90 auf 2875 Tonnen in 1894/95 wuchs, fiel jene Frankreichs von 787 auf 702 Tonnen, unter ¼ der Production jener Länder. Und im laufenden Campagnejahre wird Frankreich kaum 150 000 Tonnen zum Export übrig haben, Deutschland dagegen 7—800 000 und Oesterreich-Ungarn 350—400 000. Kann man da ernsthaft behaupten, Frankreich werde Deutschland vom Weltmarkt verdrängen? Dies ist unmöglich, da es seine Zuckerindustrie gar nicht so weit steigern kann. Deßhalb ist das projectirte Kampfgesetz überflüssig. Aber es wird seinen Zweck gegen Frankreich auch vollkommen verfehlen, denn, so viel man durch Vernunft und Artigkeit von den Franzosen erreicht, so wenig erreicht man durch so unkluge Drohungen, wie es jene der „Kreuzzeitung" sind. Die Franzosen werden eben sofort auch ihre Exportprämie erhöhen. Um 150—300 000 Tonnen zu exportiren, macht eine Prämienerhöhung von 2¾ M. pro 100 Kilo nur 4—11 Mill. M. aus, selbst wenn Frankreich seine beschränkte Production wieder so entwickelt wie vor fünf Jahren. Aber reducirte Deutschland die seine durch Contingentirung auf 1400 000 Tonnen, so machte die Prämienerhöhung für 800 000 Tonnen 20—24 Mill. M. Prämienerhöhung aus. Frankreich kann also den Kampf mit Prämien länger aushalten als Deutschland. Thatsächlich würde die Prämienerhöhung nur Oesterreich-Ungarn, den politischen Dreibundsgenossen, tief schädigen. Oesterreich hat bereits seine Production, wie aus der Anbautabelle ersichtlich um 50 % mehr beschränkt als Deutschland und wird kaum halb soviel Zucker exportiren können als Deutschland. Ist von ihm mehr zu verlangen? Es müßte die Exportprämie erhöhen, sowie Deutschland es thut — aber wird das möglich sein? Der Zuckerpreis ist in Oesterreich vornehmlich durch Uebergang zur Goldwährung seit 1892 bis zur Unrentabilität gesunken. Für dieselbe haben die böhmisch-mährisch-schlesischen liberalen und auch die in den Deym-Hohenwartclubs vereinigten conservativen Großgrundbesitzer gestimmt, die conservativen Vertreter der Alpenländer ohne Zuckerindustrie unter Baron Dipauli aus Tyrol und Baron Morsey aus Steyermark aber nicht. Die nun gegen die künstliche Preiserniedrigung aller Producte gestimmt haben, sollen auch in Zukunft mit ihren niedrigen Wein-, Korn-, Käsepreisen vorlieb nehmen, jene aber, welche für die künstliche Preissteigerung des Geldes gestimmt haben, sollen das Parlament darum ansprechen, daß es sie gegen den Preisfall ihres Hauptproductes, des Zuckers, schütze? Dabei sind diese Magnaten und Latifundienbesitzer, jene Bauern und höchstens adelige Großbauern. Und eine Versammlung der Großgrundbesitzer Böhmens im Palais Lobkowitz zu Prag, der Wähler des Deymclubs, hat vor zwei Monaten ausdrücklich diesen Preisdruck durch die neue Währung anerkannt und ihre eigenen Abgeordneten desavouirt. Man begreift, welche erbitterten Angriffe auf die Regierung es von Seiten der Vertreter aller Länder außer Böhmens, Mährens und Schlesiens, insbesondere von den Landvertretern, dann auch von den immer mächtiger werdenden Antisemiten geben wird, wenn die Regierung eine Erhöhung der Zuckerprämien fordern sollte. Andererseits, kann sie dem Ruin der größten Exportindustrie Oesterreichs ruhig zusehen? Wird diese Zwangslage, in welche sie ein unnöthiges und seinen Zweck gegen Frankreich verfehlendes deutsches Gesetz bringt, ihre Liebe für den politischen Alliirten im Norden vergrößern? Ob da die Herren v. Posadowski und v. Hammerstein dem Herrn v. Marschall nicht entgegenarbeiten? Das ist die momentane Situation: Dem „Erbfeinde" Frankreich wird das Gesetz gar nicht, dem Verbündeten Oesterreich sehr viel schaden.

Auf die Dauer steht, ob mit oder ohne Gesetz, doch der Ruin der Zuckerindustrie in sicherer Aussicht. Bismarck hat

Digitized by Google

etwa ein Dutzend Jahre später geklagt, man sehe das Jahr 1870 fast schon wie alte römische Geschichte an. Ich sehe die Zuckerkrisis wirklich als solche — eine Wiederholung der alten römischen Geschichte — an. Sardinien, Sicilien, Afrika, endlich Aegypten werden erobert und senden Tributweizen nach Rom, der Preis des italienischen Weizens fällt. Man baut anstatt dessen Weinstöcke und Oelbäume. Der Geldwerth steigt später, da die Kriegsbeute aufhört und die Handelsbilanz passiv ist. Auch Oel und Wein sinken im Preise und werden nun unrentabel. Schon dicht vor Ende der Republik schreitet der Staat für hohe Product-Preise, hohe Grundrente, hohe Grundstückspreise ein; er vernichtet die auswärtige Concurrenz für Wein und Oel, die damals aus Gallien kommen, indem er dort den Anbau von Weinstöcken und Oelbäumen untersagt. Nun baut alle Welt in Italien Wein und Oel und die Preise fallen nach kurzer Erholung wiederum, so daß Domitian neue Anlagen auch in Italien untersagt und versucht, in den Provinzen, z. B. Afrika, die Hälfte aller Weingärten zu verwüsten. — Bei uns sollen wo möglich keine neuen Zuckerfabriken mehr angelegt werden. Ist das nicht sehr ähnlich? Vor 1800 Jahren kaufte Plinius der Jüngere im ersten Bodenkrach unserer Zeitrechnung ein Gut zu 60% des Preises, den es vor 20—30 Jahren hatte, und die Güterpreise fielen noch viel tiefer, denn auch Wein und Oel und schießlich sogar die Viehzucht wurden unrentabel.

Nun, was für die antiken Grundbesitzer Wein und Oel bei sinkenden Korn- und Bodenpreisen waren, das sind für unsere Grundbesitzer Branntwein und Zucker geworden. Die billigen Korn- und Güterpreise der Agrarkrisis von 1818 bis 1835 erzeugten die Branntweinbrennerei, welche den Gütern wieder eine Rente und höheren Werth gab. Der seit 20 Jahren wieder sinkende Getreidepreis hat in Deutschland, Oesterreich und auch in Frankreich und den kleineren Staaten die Zuckerindustrie geradezu verdoppelt bis verdreifacht. Ein paar Jahre mag man sie künstlich durch Prämien und dergleichen aufrecht erhalten. Einige Jahre mag sie sich auch ohne solche erholen, wenn hier und dort außerhalb Europas ein Krieg ausbricht, welcher der europäischen Zuckerproduction jenen Dienst leistet, den die Wohlfahrtspolizei Caesar Domitians den italienischen Weinbauern in den Provinzen leistete — allein gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Es ist nicht nöthig, daß Herr von Hammerstein Studien über antike Wein- und Oelschutzpolitik macht. Lebt er noch ein Dutzend Jahre und hat er jetzt gewünschten Erfolg, so wird er dann an sich selbst erfahren, daß bei uns der Verlauf wirthschaftlicher „Evolutionen" schneller ist als vor 1800 Jahren, aber im Princip ein durchaus ähnlicher! Früge er mich, was er jetzt thun solle, würde ich ihm mit Quesnay rathen: „Nichts, Excellenz!"

Der englisch-amerikanische Conflict.

Von Wm. Weber (Belleville, Illinois).

Die Extra-Botschaft, die Präsident Cleveland am 17. December 1895 an den Congreß der Vereinigten Staaten gesandt hat, um diesem zu empfehlen, eine Commission zur Schlichtung des Grenzstreites zwischen Großbritannien und Venezuela zu ernennen, ist von großer Tragweite. Da dieser ungewöhnliche Schritt allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, ist es nicht unwesentlich, sich einmal in die amerikanische Auffassung der Sachlage zu versetzen.

Großbritannien hat Britisch-Guiana, vormals eine holländische Besitzung, in den napoleonischen Kriegen beschlagnahmt und im Jahre 1814 endgiltig zugesprochen erhalten. Die Grenzen dieses Landes waren natürlich nur in den allgemeinsten Umrissen bekannt, da wirkliche Vermessungen nicht stattgefunden hatten. Unter diesen Umständen wäre es angemessen gewesen, wenn England mit Venezuela eine gemeinschaftliche Commission zur Regulirung der Grenze eingesetzt hätte. Statt dessen hat England seit dem Jahre 1841 diese Grenze unter stetem Protest Venezuelas nach eigenem Gutdünken bestimmt und sie wiederholt weiter westlich verlegt. Die 1841 von England gezogene Grenze heißt die Schomburck Line, 1844 wurde die Aberdeen Line gezogen, 1881 die Granville Line und neuerdings, seitdem westlich von der Granville Line Goldfelder entdeckt worden sind, beansprucht England auch dieses Gebiet. Die neueste englische Grenze von Guiana reicht im Westen bis an den Caroni-Fluß, der in den Orinoco mündet, und im Norden bis beinahe an den Orinoco.

Das streitige Gebiet, das in Stieler's Handatlas z. B. noch zu Venezuela gehört, ist ein Rechteck, das sich ungefähr vom 60.—63.° ö. L. und vom 5.—9.° s. B. erstreckt, also etwa so groß ist wie Süddeutschland und einige Nachbarprovinzen.

Da die Proteste Venezuelas von England gar nicht beachtet wurden, nahmen die Vereinigten Staaten sich der Schwesterrepublik an und ersuchten England, den leidigen Streit durch ein internationales Schiedsgericht zu beseitigen. England verstand sich erst nach jahrelangem Zögern zu einem Schiedsgericht unter der Bedingung, daß nur über die neuesten Gebietsansprüche Englands, nicht über die früher beschlagnahmten Landstrecken, die zum Theil schon von englischen Ansiedlern bewohnt sind, verhandelt werde. Darauf konnten jedoch weder Venezuela noch die Vereinigten Staaten eingehen.

Cleveland's Botschaft ist unter diesen Umständen ein Ultimatum. Wenn England nicht sehr schleunig mit Venezuela ein gütliches Abkommen trifft, wird die von den Vereinigten Staaten dazu ernannte Commission den Streitfall untersuchen und die wirkliche Grenze zwischen Venezuela und Britisch-Guiana bestimmen. Wenn dann England diesen Schiedsspruch nicht anerkennt, werden die Vereinigten Staaten es dazu zwingen.

Nach europäischer Auffassung ist damit wohl ein Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten wahrscheinlich geworden. Denn England ist eine europäische Großmacht und wird sich nicht ohne Weiteres von einer amerikanischen Republik dictiren lassen.

Jedoch so mächtig England wegen seiner Lage in Europa ist, so schwach ist es in Amerika, wo es in Britisch-Nordamerika unmittelbarer Grenznachbar der Vereinigten Staaten ist und zwar mit einer vollständig ungeschützten Grenze von 3540 englischen Meilen Länge.

Die englische Flotte würde in einem Kriege gegen Nordamerika eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Da die amerikanische Flotte nicht groß genug ist, um sich in eigentliche Seeschlachten einzulassen, würde sie sich wahrscheinlich auf die Vertheidigung der Küsten und die Verhinderung der Blockade der Haupthäfen beschränken. Der amerikanische Seehandel könnte schwerlich zerstört werden, da er schon jetzt fast ausschließlich durch europäische Schiffe vermittelt wird, denen als unter neutraler Flagge segelnd alle nicht factisch blockirten Häfen offenständen. Die Küsten der Vereinigten Staaten können aber schon deßhalb nicht blockirt werden, weil ihre Ausdehnung zu bedeutend ist. Die Seeküsten der Vereinigten Staaten sind nämlich nicht weniger als 33000 englische Meilen lang, wovon 19800 allein auf die Europa zugekehrte atlantische Küste kommen.

Dagegen würden die Vereinigten Staaten sofort in Canada einrücken und dieses Land möglicherweise annectiren.

Canada hat nur 4324810 Einwohner, während die Vereinigten Staaten über 60 Millionen zählen. Die kriegerische Macht von Britisch-Nordamerika besteht aus 50000 Milizsoldaten und 2000 regulären britischen Soldaten, die die

Digitized by Google

Besatzung von Halifax in Nova Scotia bilden. Quebec ist als Festung veraltet und werthlos. Die Wälle stehen nur noch deßhalb, weil sie die Landschaft zieren. Halifax ist zu weit vom Kriegsschauplatze entfernt und zu isolirt, um selbst als Landungsplatz und Stützpunkt für englische Truppen dienen zu können. Die Eisenbahnverbindungen in Canada, einem weiten, dünnbesiedelten Lande, sind ebenfalls verhältnißmäßig unvollkommen. Die Canadian Pacific, die einzige Verbindung zwischen dem Osten und Westen, würde im Kriegsfalle sofort westlich von den großen Seeen unterbrochen werden.

Dem gegenüber verfügen die Vereinigten Staaten über ein stehendes Heer von 25778 Mann und 2144 Officieren, das jeden Augenblick ins Feld rücken kann. Die Miliz der verschiedenen Staaten, die selbstverständlich sofort in den Dienst der Vereinigten Staaten treten würde, war Ende 1893 112597 Mann stark. Die Eisenbahnverbindungen innerhalb der Vereinigten Staaten und mit allen für die Besatzung Canadas wichtigen Punkten sind die denkbar günstigsten.

Canada würde aber im Kriegsfalle von England unterstützt werden. Allein England ist durch den Atlantischen Ocean von Canada getrennt und hat vor allen Dingen nicht die ausreichenden Truppen zu unmittelbarer Verfügung bereit. Es müßte ein solches Heer erst ausheben, einexerciren, über See schaffen und dort in einem rauhen, unwirthlichen Lande von England aus erhalten. Die Größe dieses Heeres ist abhängig von der militärischen Leistungsfähigkeit Großbritanniens, d. h. beschränkt durch dessen Einwohnerzahl. England, Schottland und Irland haben zusammen nur 35 Millionen Einwohner. Sie ist ferner beschränkt durch die Transportmittel und die Schwierigkeit der Verpflegung in einem überseeischen Lande. Außerdem haben die Engländer noch nie zuvor Gelegenheit gehabt, sich in der Verwendung größerer Truppenmassen, wie sie dabei in Verwendung kommen würden, zu üben und im Allgemeinen in Landkriegen keine hervorragende Rolle gespielt.

Die Vereinigten Staaten dagegen sind an Ort und Stelle, verfügen nach dem letzten Census über eine kriegspflichtige Mannschaft von 13230168 Mann, worunter nicht weniger als 2717898 in Europa geboren sind. Von diesen letzten ist wenigstens der dritte Theil in Europa militärisch ausgebildet worden. Es würde z. B. ein Leichtes sein, in den Vereinigten Staaten zwei Armeecorps von je 25000 von ehemaligen Angehörigen des deutschen Heeres aufzustellen. Außerdem haben die Amerikaner in ihrem Bürgerkriege reiche Erfahrungen in der Aufstellung, Ausbildung und Handhabung großer Heere erworben. Auf der nördlichen Seite allein haben im Bürgerkriege 2 Millionen Menschen unter Waffen gestanden.

Die Aufstellung von einer Million Streiter würde sich in überraschend kurzer Zeit vollziehen und zwar ohne eine eigentliche Aushebung. Dafür giebt es verschiedene Gründe. Die amerikanische Jugend ist sehr kriegslustig. Seit dem Bestehen der Republik sind bereits vier Kriege geführt worden, der Unabhängigkeitskrieg, der Krieg vom Jahre 1812, der Krieg gegen Mexico und der Bürgerkrieg. Da die Vereinigten Staaten erst hundert Jahre alt sind, wird diese Kriegsgeschichte im Schulunterrichte und in Geschichtswerken unverhältnißmäßig eingehend behandelt. England ist die einzige Macht, die die Vereinigten Staaten bisher zu Kriegen gezwungen hat, und wird deßhalb in den Vereinigten Staaten sozusagen als Erbfeind betrachtet. Gerade die gemeinsame Sprache und Abstammung tragen mit dazu bei, den Gegensatz schärfer und erbitterter zu machen. England behandelt die Vereinigten Staaten gern von oben herab, wie z. B. in der Venezuelafrage, und die Vereinigten Staaten sind dagegen doppelt empfindlich. Außerdem ist ein sehr großer Bestandtheil der amerikanischen Bevölkerung irländischer Abstammung, und diese glauben einen ganz persönlichen Grund zur Feindschaft gegen England zu haben. So ist auch die Thatsache, daß 957403 Irländer in Canada leben, während sich nur 881301 Engländer und 669863 Schotten dort befinden (der Rest der canadischen Bevölkerung ist französischer Abstammung), bei einem Kriege zwischen England und den Vereinigten Staaten in Betracht zu ziehen. Der Hauptgrund aber, der Unzählige veranlassen wird, in das Heer der Vereinigten Staaten einzutreten, ist die gute Bezahlung der Soldaten und die treffliche Fürsorge für die Invaliden, Hinterbliebenen von Gefallenen und alten Soldaten, sowie deren Nachkommen. Leute, die im letzten Bürgerkriege z. B. als gemeine Soldaten ein Bein verloren haben, beziehen eine monatliche Pension von 75 Dollars oder 300 Mark. Beinahe Jeder, der noch aus jener Zeit am Leben ist, auch wenn er nur einen Tag lang Soldat gewesen sein sollte, erhält gegenwärtig eine Pension von 8 Dollars oder 32 Mark im Monat. Ein Mann, selbst als Familienvater, kann daher gar nichts Besseres thun, als im Falle einer Kriegserklärung so schnell wie möglich Soldat werden. Dazu werden außerdem noch viele durch Arbeitslosigkeit getrieben. Schon jetzt hat die Botschaft Cleveland's ein Sinken amerikanischer Werthe zur Folge gehabt. Das führt nothwendig zu geschäftlichem Rückgang in Amerika, erzeugt Arbeitslosigkeit und Kriegseifer. Sollte gar erst der Krieg erklärt sein, so werden die meisten großen, industriellen Unternehmungen, die nur im Frieden prosperiren können, ihre Thätigkeit reduciren oder ganz einstellen. Die kleinen Geschäfte müssen aber erst recht darunter leiden. Das so entstehende und entstandene Heer der Arbeitslosen wird mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, als Soldaten der Vereinigten Staaten eine sichere Existenz zu finden.

Da aber diese Verhältnisse in England besser bekannt sein sollten als irgendwo sonst in Europa, ist es mehr als unwahrscheinlich, daß sich die Engländer der Gefahr aussetzen werden, ihre Besitzungen in Nordamerika zu verlieren. Canada bildet nämlich ein überaus wichtiges Bindeglied in der Kette der englischen Colonien. Es vermittelt durch die eigens zu diesem Behufe erbaute Canadian-Pacific-Eisenbahn und die in Verbindung damit eingerichteten Schnelldampferlinien zwischen England und dem östlichen, wie Australien und dem westlichen Endpunkt dieser Bahn die schnellste und im Kriege mit einem europäischen Gegner sicherste Verbindung zwischen England und Australien und außerdem sogar mit Indien. Denn aus demselben Grunde, aus dem die Vereinigten Staaten jetzt Venezuela gegen England beschützen, würden sie auch die Besetzung Canadas durch irgend eine andere Macht Europas verhindern. Der Verlust Canadas wäre für England in der That der Anfang des Endes seiner Weltmachtstellung. Diese Gefahr aber ist zu groß, als daß sie von den englischen Staatsmännern wegen eines verhältnißmäßig kleinen und mit Bezug auf den englischen Besitztitel mehr als zweifelhaften Gebietes in Südamerika heraufbeschworen werden sollte. Sie werden einsehen, daß sie mehr als unvorsichtig verfahren sind und vor allen Dingen den Vereinigten Staaten gegenüber den verkehrten Ton angeschlagen haben. Das Ende wird sein, daß sie gute Miene zum bösen Spiele machen. Der Knüppel liegt in diesem Falle, wie man zu sagen pflegt, allzu nahe beim Hunde.

Die einzige Gefahr, die dem Frieden drohen könnte, besteht darin, daß man in Europa den Ernst der Lage und die Entschlossenheit der Amerikaner in diesem Falle unterschätzte. Präsident Cleveland ist ein weit über das Gewöhnliche hinausragender Mann, der sich durch sein energisches Vorgehen in der Silberkrise wie beim großen Eisenbahnstrike in Chicago, das unbedingte Vertrauen des Landes erworben hat. Er treibt keine Spiegelfechtereien, sondern meint immer genau das, was er sagt. Persönliche oder Parteiinteressen kommen hierbei gar nicht in Betracht. Das beweist die absolute Einmüthigkeit aller Parteien im Congreß, wie aller Organe im ganzen Lande in ihrer jubelnden Zustimmung zu Cleveland's Vorgehen. Es giebt für Amerika kein Zurückgehen mehr in dieser Frage.

Digitized by Google

Man sagt allerdings in Europa die „Monroe-Doctrin", auf die sich Amerika beruft, sei nicht anerkannt im Völkerrecht. Als ob solche Fragen jemals von Juristen entschieden würden! Die Monroe-Lehre, daß die Vereinigten Staaten keine Einmischungen und Uebergriffe europäischer Mächte in amerikanische Angelegenheiten, Vergewaltigungen amerikanischer Staaten, dulden dürfen, ist mehr als ein Paragraph eines geschriebenen Rechtsbuches. Sie ist ein Glaubenssatz aller amerikanischen Bürger ohne Ausnahme, und diese werden sich keinen Augenblick besinnen, dieser ihrer Ueberzeugung auch in Europa Anerkennung zu verschaffen, wenn es sein muß, durch einen Krieg. Der amerikanische Wahlspruch lautet: „America for the Americans!"

Literatur und Kunst.

Pestalozzi und Preußen.

Zum 150. Geburtstage Pestalozzi's.

Von einem preußischen Schulmann.

Mit dem mächtigen nationalen Aufschwunge Preußens im Anfang unseres Jahrhunderts ist der Name des großen schweizerischen Pädagogen für alle Zeiten innigst verknüpft. Ein Fichte rief in seinen „Reden an die deutsche Nation" begeistert aus: „Er (Pestalozzi) wollte bloß dem Volke helfen, aber seine Erfindung in der ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, giebt, statt der gesuchten Volkserziehung, Nationalerziehung und hätte wohl das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlecht aus der Tiefe seines dermaligen Elends emporzuhelfen." Stein erhoffte von der Anwendung der pestalozzischen Methode die Emporbildung eines neuen, physisch und moralisch kräftigen Geschlechtes und eine bessere Zukunft. Damals, nach dem Zusammenbruche des Staates, erscholl von Preußens Throne das herrliche Wort: „Zwar haben wir an Flächenraum verloren, zwar ist der Staat an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken, aber wir wollen und müssen dafür sorgen, daß wir an innerer Macht und innerem Glanze gewinnen"; und der König war tief überzeugt, daß diese innere Regeneration nur vermittelst einer durchgreifenden Verbesserung der Volkserziehung nach pestalozzischen Grundsätzen zu bewirken sei. In jenen düsteren Königsberger Tagen schrieb nach der Lectüre von „Lienhard und Gertrud" die Königin in ihr Tagebuch: „Wäre ich mein eigener Herr, ich setzte mich in meinen Wagen und führe zu jenem Manne in der Schweiz, um ihm in der Menschheit Namen zu danken. Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm!" — Und der edle Staatsrath Nicolovius rief im Februar 1809 dem schweizerischen Reformator zu: „Wir werden aufleben in Deinem Licht, und Du wirst auch in uns Wunderkräfte wecken ... Hilf uns überall; wir verdienen es, weil wir die Hände nach Dir ausstrecken." —

Und er antwortete: „Was könnt Ihr mir Größeres, was könnt Ihr mir Erhabeneres geben, als dieses: Euer zu sein? Ganz Euer zu sein, ist jetzt meine Pflicht." Und er half, und sein und seiner Schüler Wirken gebar die preußische Volksschule.

Schon ein Mal, in viel früherer Zeit schienen die Ideen eines großen Pädagogen allgemein praktische Gestaltung gewinnen zu wollen. Wie Pestalozzi, so war einst Comenius der Name, bei dessen Klange allen wahren Volksfreunden das Herz höher schlug. Fürsten und Städte traten mit ihm in Verbindung, um nach seinen Plänen das Volksbildungswesen zu organisiren. Aber die Zeit war dazu noch nicht gekommen. In den Wetterstürmen des dreißigjährigen Krieges mußte sein Lobenswerk scheitern. Er wurde vergessen, seine Ideen aber wirkten in der Stille weiter. Doch es war nicht die Ungunst der Zeiten allein, die einen durchschlagenden Erfolg der pädagogischen Gedanken des Comenius vereitelte. Pestalozzi hatte etwas vor Comenius voraus, was durch keine Anstrengungen des Fleißes, durch keine Schärfe des Verstandes erworben werden kann: das war die geniale Tiefe seiner Persönlichkeit. Pestalozzi war kein geborener Philosoph, nicht einmal ein mittelmäßiger Gelehrter; er war ein künstlerisches Genie, eine mächtige Individualität voll glühender Begeisterung für das, was er mit genialem Tiefblick erschaut, was in der harten Schule der Täuschungen und Enttäuschungen unter tausend Schmerzen in ihm gereift war, von einer Aufopferungsfähigkeit, die keine Grenzen kannte. Hierin liegt das Geheimniß seiner Kraft, seines gewaltigen Einflusses auf die Zeitgenossen und die Nachwelt. Die edelsten Gemüther wurden von seinen Ideen hingerissen; Fürsten und hohe Staatsmänner wallfahrteten nach Burgdorf und Yverdon, um, wie der preußische Staatsrath Süvern 1809 schrieb, sich „an dem heiligen Feuer zu erwärmen, das in dem Busen glüht des Mannes der Kraft und der Liebe", und um dann im fernen Vaterlande seine Ideen zu verwirklichen. Keinem Staate aber ist dies in so nachhaltiger Weise gelungen, als Preußen.*)

War doch in Preußen der Boden zur Aufnahme dieser Ideen besonders vorbereitet. Man muß den Hohenzollern das Verdienst lassen, das sie der Aufzucht des jungen Geschlechtes von jeher ihre Fürsorge zugewandt haben. So handelte Friedrich Wilhelm III. als rechter Sohn seiner Väter, indem er bald nach seinem Regierungsantritt fest und bestimmt aussprach, daß es nun endlich einmal an der Zeit sei, „für zweckmäßige Erziehung und Unterricht der Bürger- und Bauernkinder zu sorgen"; das sei für die Wohlfahrt des Staates von höchster Wichtigkeit. Es ist eine irrige Ansicht, daß erst nach den Unglücksjahren 1806 und 1807 die pestalozzische Pädagogik in Preußen Eingang fand. Schon früher hatte man hier, wie überall, die Blicke auf den Mann gerichtet, dessen freudiges und nimmermüdes Wirken im Dienste der Armen, Verlassenen, dessen erhabene Ideen allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Bereits 1803 und 1804 wurden unter Zustimmung des Königs Schulmänner und Geistliche zu Pestalozzi gesandt, um an Ort und Stelle seine Methode zu studiren. Friedrich Wilhelm nahm jedoch die Berichte über diese Sendungen noch mit großer Vorsicht und Zurückhaltung auf. Einerseits hatte er die pestalozzischen Ideen noch nicht in ihrer ganzen Tiefe und Tragweite erfaßt, andererseits waren die Regierungen seit einem halben Jahrhundert von einem Heere von Erfindern neuer Lehr- und Unterrichtsmethoden belagert und an der Nase herumgeführt worden. Daher verdachte es selbst Pestalozzi dem Könige gar nicht, daß er von einer allgemeinen Einführung der Methode auf Staatskosten nichts wissen, sondern vorläufig zwanglose, private Versuche angestellt haben wollte. Dennoch behielt der König die Sache fortgesetzt im Auge und förderte sie auch durch Unterstützung aus Staatsmitteln. So genehmigte er u. A. die Gründung des Plamann'schen Instituts in Berlin, einer pestalozzischen Erziehungsanstalt, die sich durch Heranbildung von Lehrern in pestalozzischem Geiste, von denen später Viele in hervorragenden Stellungen thätig waren, große Verdienste erworben hat. In der mit dem Institut verbundenen Erziehungs- und Pensionsanstalt wurde u. A. auch Otto von Bismarck aufgenommen.

Intensiver wurden die auf die Hebung des Volksschul-

*) Pestalozzi in Preußen." Von L. W. Seyffarth. Liegnitz 1895. Verlag von Carl Seyffarth. — Die Einführung der Pestalozzischen Methode in Preußen. Von Dr. B. Gebhardt. Berlin 1895. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

wesens gerichteten Bestrebungen nach dem Unglück von 1806 und 1807. Nun wurde ein directer Schüler Pestalozzi's K. A. Zeller, als Leiter des Waisenhauses nach Königsberg gerufen, mit dem Auftrage, in dem mit dieser Anstalt verbundenen Normalseminar Lehrer und Geistliche in den Geist der pestalozzischen Erziehung einzuführen. 1808 wurde Wilhelm v. Humboldt an die Spitze des neuerrichteten „Departements des Cultus und öffentlichen Unterrichts" berufen; Nicolovius, Süvern, Schleiermacher, wissenschaftliche Größen, die zum Theil mit Pestalozzi persönlich verkehrt hatten und tief in seine Ideen eingedrungen waren, wurden in die höheren Zweige der Unterrichtsverwaltung gezogen. Die Königin nahm persönlich den lebhaftesten Antheil an alledem, ja sie war das belebende Princip dieser ganzen Bewegung. „Pestalozzi, voll Genialität und Tiefe, Kraft, Fülle und Kindlichkeit in seiner Liebe zum Volke und den Aermsten darin, in seinem freien Sichaufopfern für das Wohl Anderer, in seiner Begeisterung und ausharrenden Kraft des Wirkens, Pestalozzi war ein Mann nach ihrem Herzen und sie hoffte von der allgemeinen Einführung seiner Erziehungs- und Lehrmethode in allen Stadt- und Landschulen die Regeneration des lebenden Geschlechts und sprach mit warmer Theilnahme davon." So berichtet Bischof Eylert. Ihre Begeisterung riß auch den König fort. Nun entschloß er sich zu dem, was schon 1804 ein begeisterter Jünger Pestalozzi's ihm gerathen hatte: zu der allein beglückenden Revolution der Veredlung und Verbesserung von oben herab. Er entschloß sich, die Hebung der Volksbildung zu einer Nationalangelegenheit zu machen.

Zwei Vorbedingungen waren zu erfüllen, um das schwierige Werk durchzuführen: die Befreiung des Volkes aus schwerer Frohn, und die Gewinnung geeigneter Lehrkräfte. Dem Hörigen, dem Leibeigenen konnte die Bildung nichts fruchten; die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit schuf erst den Boden für eine Schulreform. Im Frühjahr 1809 wurden dann die ersten preußischen Eleven zu Pestalozzi nach Yverdon entsandt, um dort zu Trägern seiner Ideen und zur Realisirung derselben in ihrem Vaterlande ausgebildet zu werden. Ihnen folgte später eine ganze Anzahl Anderer. Sie blieben mehrere Jahre bei Pestalozzi und erhielten dann nach ihrer Rückkehr ihren Anlagen und Kenntnissen entsprechende Stellungen im Schuldienst und in der Schulverwaltung. Viele von ihnen entwickelten eine hervorragende Thätigkeit, auch auf pädagogisch-litterarischem Gebiete. „Die preußische Volksschule," schreibt Seyffarth, „entwickelte sich herrlich; mit Eifer ging man überall an die energische Durchführung der allgemeinen Schulpflicht, baute Schulen, errichtete Seminare, suchte auch vom Auslande tüchtige Pädagogen zu gewinnen, und das innere Leben der Schulen zeugte von Geist und Kraft. Der pestalozzische Geist ergriff auch solche Männer, die mit Pestalozzi selbst nicht persönlich in Berührung gekommen waren, die aber im pestalozzischen Geiste erfolgreich am Ausbau der Volksschule arbeiteten, z. B. einen Diesterweg und einen Harnisch, und die stillen Segensströme ergossen sich bald über das ganze deutsche Vaterland, so daß die deutsche Volksschule und die deutsche Pädagogik zu Ansehen und Ruhm gelangte und das Ausland — auch Frankreich — Gelehrte sandte, die unser Volksschulwesen kennen lernen sollten." —

Man muß die Lage Preußens in jener Zeit bedenken, um die Anstrengungen des Staates für die Hebung der Volksbildung recht zu würdigen. Stand doch Preußen geradezu am Rande des Ruins, befand es sich doch in der furchtbarsten finanziellen Bedrängniß, wußte es doch kaum, wie es die ungeheuren Kriegscontributionen aufbringen sollte. „Es ist rühmend, großartig, erhebend, noch nie da gewesen," sagt der bedeutendste Pestalozzi-Forscher unserer Zeit, der Schweizer Dr. H. Morf, „wie mitten in schwerer Zeit, wo unabwendbare Nothwendigkeit alle Hülfsmittel des Staates und der Privaten in Anspruch nahm, die sorgenbeschwerten Staatsmänner hoffnungsvoll aufblickten, wenn sie der Heilmittel durch die Schule der Zukunft gedachten, und wie sie vor Opfern, welche die Umstände kaum erlaubten, nicht zurückschraken." Wer die Quelle jener Aufopferung, den reinen Idealismus, den großartigen Glauben an die Besserung der politischen und socialen Zustände durch innere Regeneration der Menschheit, recht kennen lernen will, muß die herrlichen Briefe lesen, die damals zwischen preußischen Staatsmännern und dem Vater Pestalozzi gewechselt worden sind.

Aber diese Begeisterung hielt nicht vor. Erst leise und heimlich, dann immer offener machte sich die Reaction bemerkbar. Die orthodox-kirchliche Richtung, die sich schon früher gegen die Einführung der pestalozzischen Pädagogik feindselig aufgebäumt hatte, gewann immer mächtigeren Einfluß und arbeitete den freieren Bestrebungen Altensteins und Süverns entgegen. Luise war todt; der König war mit der Zeit bedächtiger geworden. Das Walten eines neuen Zeitgeistes machte sich bemerkbar in der Beseitigung des Süvernschen Unterrichtsgesetz-Entwurfes. Altenstein aber verhütete wenigstens, daß schon in den dreißiger Jahren die Reaction zur Herrschaft gelangte. Als aber nach seinem Rücktritt (1840) Eichhorn den Ministersessel einnahm, wurde die pestalozzische Pädagogik förmlich in Verruf gethan. Aber der Strom der Liebe und Begeisterung, der von Pestalozzi ausgegangen war, ließ sich nicht eindämmen, seine pädagogischen Ideen waren durch kleinliche Staatskünste nicht zu vernichten. Er hat nicht nur eine Volksschule im heutigen Sinne des Wortes, sondern auch einen Stand der Volksschullehrer erst geschaffen, in dem der Geist seiner Pädagogik fortlebt. So steht denn noch die moderne preußische Volksschule unter dem Zeichen Pestalozzis.

Im Bewußtsein der Gebildeten aber, vor allem derjenigen, welche die Macht in Händen haben, die Volksbildung zu heben oder verkümmern zu lassen, der Staatsmänner, Politiker, Fürsten, ist die Volksschule heute nicht mehr, was sie einst war, das Kleinod der Nation. Daher ist denn auch das preußische Schulwesen hinter demjenigen anderer Staaten beträchtlich zurückgeblieben, und Preußen marschirt, was diesen Punkt anbelangt, schon lange nicht mehr an der Spitze der Civilisation. Es ist fauler Zauber, heute noch von Preußen als vom „Lande der Schulen und Kasernen" zu reden. In Preußen hat lange schon die Kaserne die Schule erdrückt; wer das nicht glaubt, der möge sich die denkwürdigen Januartage des Jahres 1893 vergegenwärtigen, wo der Cultusminister im preußischen Abgeordnetenhause mit flehenden Worten um das „tägliche Brod" für die Schule bat, indem er von einer „Gefahr des Stillstandes und des Zerfalls einer einheitlichen Entwicklung unseres gesammten Volksschulwesens" sprach; der möge sich erinnern, daß nach der amtlichen Statistik vom Jahre 1891 (herausgegeben 1893 vom Königl. Stat. Bureau) noch 21,472 preußische Volksschullehrer den Wagenschieberlohn von 900 Mk. und weit darunter (Dienstwohnung und Feuerung nicht mit eingerechnet), daß noch 2791 Lehrer den Knechtslohn von 600 Mk. und darunter als Gehalt beziehen. In den vergangenen Monaten hat sich — in einer Zeit, wo für Militär- und Marinezwecke seit Jahren Hunderte von Millionen geopfert wurden — ein geradezu erbitterter Kampf zwischen dem Cultus- und Finanzminister abgespielt um 2—3 lumpige Millionen, die ersterer flüssig zu machen sucht, um nur die nothwendigsten Verbesserungen zu treffen. Ob schließlich das Almosen von der Volksvertretung bewilligt werden wird, ist zum mindesten zweifelhaft; entscheiden doch in dieser Frage nicht sachliche Erwägungen, Liebe zur Schule, Sorge für das Gedeihen der Volksbildung, sondern einzig parteipolitische Rücksichten. So werden auch diesmal Ultramontane und Hochconservative alles Mögliche versuchen, um das bevorstehende Lehrerbesoldungsgesetz zu Falle zu bringen.

Das sind traurige Erscheinungen, die gar zu deutlich beweisen, daß der Geist Pestalozzis, der einst Preußens Staats-

Digitized by Google

männer und Politiker beseelte, in jenen Kreisen nicht mehr lebendig ist. Es hat fast den Anschein, als hätten gewisse Schichten der Gesellschaft jedes Verständniß für Pestalozzis Ideen verloren. Daß die Erziehung des Volkes, und gerade des niedersten, ärmsten, verlorensten Volkes, das Heilmittel des socialen Elends sei und daß alles Hoffen auf eine bessere Zeit ein Traum bleiben werde, solange man die Hülfe nur in Veranstaltungen und Verordnungen von oben herab suche; daß die Ausbildung der körperlichen und geistigen Anlagen eines jeden Menschen, auch des geringsten, eine Nothwendigkeit der Menschennatur, daß sie nicht bloß eine Zier und ein Weg zum Glücke, sondern die Aufgabe und Bestimmung des Menschendaseins sei; daß die Arbeit an der Erhebung des Menschen aus thierischer Selbstsucht zu seinem wahren Menschenthum, zur reinen Sittlichkeit seiner Natur, die wahre sociale Arbeit sei —: wer will das heute hören, wer will davon wissen? — Was ist den höheren und höchsten Ständen heute die Volksbildung? — Elementarschule, Elementarbildung — mit Gleichgiltigkeit oder Verachtung sieht man darauf herab. Diesen Kreisen ist die Elementarschule die Anstalt, welche den Kindern der Armen, also einer besonderen Classe, die nothwendigsten Elemente des Wissens, Lesen, Schreiben, Rechnen und viel, recht viel religiöse Memorirstoffe „beibringt"; Einprägung von Wissensstoffen, mit weiser Beschränkung jedoch — denn es ist heilsam, das Volk in einem gewissen Dunkel zu lassen —, ist die einzige Aufgabe der Schule. Wie anders faßte Pestalozzi den Begriff „Elementarbildung" auf! „Elemente der Bildung," so schreibt Natorp*), „besagt für Pestalozzi nicht schwache Anfänge, sondern wahre Fundamente; statt ‚Elementarbildung' gebraucht er auch den treffenden Ausdruck ‚Grundbildung'." So wie ihre Idee ihm vor Augen steht, enthält sie eigentlich das ganze der Entfaltung der menschlichen Anlagen und Kräfte; jenseits ihrer liegen dann nur noch deren mannigfache Anwendungen auf diese oder jene besondere Berufsarbeit, die, wo sie nicht auf dem sicheren Fundament einer wohldurchdachten, der Menschennatur in ihrem vollen Umfang genügenden Grundbildung ruht, nothwendig in Einseitigkeit, Disharmonie und Inhumanität führt. Diese Grundbildung muß für Alle erreichbar sein, denn das Wesentliche der Menschennatur ist in Allen gleich; „weder Stand noch Verhältnisse noch Umstände vermögen irgend eine Abänderung in der Befolgung ihrer ewigen Gesetze anzusprechen (Pestalozzi). In dieser Bildung aber wäre dann auch für Alle gleichermaßen die volle Gesundheit, Reife und Mündigkeit des Menschenthums gesichert." — Diese Auffassung der Elementarbildung ist der denkbar schärfste Gegensatz gegen jede Vorstellung, welche die Bildung des Menschen nach Stand, Rang und Vermögen abgestuft sehen möchte. Pestalozzi vergleicht einmal das Bildungswesen seiner Zeit einem großen Hause, „dessen oberstes Stockwerk zwar in hoher vollendeter Kunst strahlt, aber nur von wenigen Menschen bewohnt ist; in dem mittleren wohnen dann schon mehrere, aber es mangelt ihnen an Treppen, auf denen sie auf eine menschliche Weise in das obere hinaufsteigen könnten .... im dritten, unten, wohnt eine zahllose Menschenheerde, die für Sonnenschein und gesunde Luft vollends mit den Oberen das gleiche Recht haben; aber sie wird nicht nur im ekelhaften Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen, sondern man macht ihnen durch Binden und Blendwerke die Augen sogar zum Hinaufgucken in das obere Stockwerk untauglich."

Es wäre traurig, wenn es im unteren Stockwerk des großen Bildungsgebäudes heute nicht anders aussähe. Er, der Mann der Kraft und heiligen Menschenliebe, ist eben durch dieses Stockwerk gegangen, hat die Fenster weit geöffnet und Sonnenlicht und reine Himmelsluft hineinströmen lassen; er hat den Kindern der Armuth die Binden von den Augen genommen, indem er sprach: „Ich habe dein Zurückstehen, ich habe dein tiefes, dein tiefstes Zurückstehen gesehen und mich deiner erbarmt, liebes Volk! Ich will dir aufhelfen!" — Und er gab Alles, er opferte sich selbst hin für jenen großen Lebenszweck, und unvergänglich steht es da, was er gegründet.

Aber allerdings, die starre Scheidung der Stockwerke besteht in Preußen bis heute. Als die ersten preußischen Eleven zum Vater Pestalozzi entsandt wurden, erhielten sie eine vom Staatsrath Süvern verfaßte Instruction auf den Weg, in der es u. A. heißt: „Vergessen Sie nicht, daß gerade das Elementarische in allen Wissenschaften nicht das Leichteste ist; daß die tiefsten Kenntnisse der Sache zu einer gründlichen Bearbeitung derselben für die Schule erforderlich sind." Und weiter: „Das ist mit das Charakteristische der pestalozzischen Methode, daß sie ebenso fruchtbar für die wissenschaftliche und industriöse, als gedeihlich für die humane Bildung ist." — Diese Wahrheiten hat man in den Kreisen der Gelehrten, der Lehrer des höheren Schulwesens nicht genügend beachtet. Mit Recht schreibt Professor Theobald Ziegler in seiner „Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen": „Man geht in der Geschichte des höheren Unterrichtswesens meist mit einer Achtungsverbeugung an ihm (Pestalozzi) vorüber. Es ist eine Schande, aber es ist wahr, die höheren Schulen haben sich um dieses größte pädagogische Genie, das je gelebt hat, fast gar nicht gekümmert ... Es hat sich nach zwei Seiten hin gerächt: an pädagogischem Können waren die Lehrer der pestalozzischen Volksschule den Lehrern an den neuhumanistischen Gymnasien bald überlegen, und erst in diesen Tagen ist man bemüht, diesen Vorsprung einzuholen. Und weil der Neuhumanismus individualistisch und aristokratisch war, so verlor er in dem Maße, als die Welt demokratisch und social wurde, an Boden im Bewußtsein des Volkes. Daß der Ansturm gegen das Gymnasium in unseren Tagen so gefährlich geworden ist und in weiten Kreisen freudig begrüßt wurde, hängt damit zusammen ..."

„Was kann Friedrich Wilhelm seinem Volke, was kann er der Menschheit werden, wenn er nur will! Ich träume mir Friedrich Wilhelm als den Helden der Liebe, den das Menschengeschlecht gegen die einseitige Heldenkraft des Schwertes heute mehr als je bedarf. Gott bereite Deinem Könige den Weg und mache ihm seinen Pfad also eben." So schrieb 1809 voller Begeisterung Pestalozzi. Daß dieses Wort Wahrheit würde in unseren Tagen! Dann würde Pestalozzi in Preußen seine Auferstehung feiern; dann würde — an Stelle der heutigen Standes- und Classenschulen — der stolze Bau der preußischen, vielleicht der deutschen Nationalschule erstehen. „Fürst, der Segen der Welt ist gebildete Menschlichkeit ... Stand des Fürsten, Bild der Gottheit, Vater einer Nation — emporzubilden das Volk zum Genuß der Segnungen seines Wesens!" (Abendstunde eines Einsiedlers).

*) Pestalozzi's Ideen über Arbeiterbildung und sociale Frage. Von Dr. Paul Natorp, Professor der Philosophie an der Universität Marburg. Heilbronn. Verlag von Eugen Salzer. 1894.

Octave Mirbeau und die französische Kriegsbelletristik.

Von Carl Busse.

Wir haben alle schon darüber geklagt, daß der Krieg von 1870 so gut wie gar keinen würdigen Sänger gefunden hat. Selbst die begeistertsten Freunde unsrer Dichtung werden nicht behaupten wollen, daß die weltgeschichtlichen Thaten auch einen nur in annäherndem Verhältniß gleich gewaltigen Ausdruck in unsrer Literatur erhalten haben. Ein paar hübsche Verse, viel Klingklang, viel Brimborium, viel Chauvinismus — und das war Alles! Es ist thöricht, darüber zu wehklagen. Man muß es begreifen. Nicht an den Dichtern lag die Schuld

Digitized by Google

oder an der fehlenden Begeisterung. Sondern daran, daß die Erfüllung so jäh kam, so überraschend, daß die gewaltige, jeden Einzelnen berührende, aus Knechtschaft und Unterdrückung hervorgegangene Freiheitssehnsucht, die in allen Revolutionen emporlodert, die 1813 aufflammte, hier mangelte, mangeln mußte. Die Begeisterung kam mit dem Kriege, aber nicht vor ihm. Es war wie eine Hochzeit ohne Brautzeit. Jedoch nur diese als Sehnsuchtszeit ist lyrisch productiv. Auch die Nachtigallen singen nicht mehr, wenn sie das Nest bauen. Und die Begeisterung für noch unerreichte Ideale ist am meisten schöpferisch; sie schafft Propheten. Bei uns hat nicht der Krieg die Literatur sofort befruchtet. Ebenso wenig wie es der Siebenjährige Krieg gethan. Aber beide haben lange nachwirkend einen neuen Lebensinhalt der Poesie zugeführt.

Wie spiegelt sich der große Krieg nun in der französischen Dichtung? Hat auch sie vergebens nach einem würdigen dichterischen Ausdruck dafür gesucht? Um es gleich zu sagen: mir will scheinen, als ob die französische Dichtung, was speciell den Krieg betrifft, ungleich Bedeutenderes aufzuweisen hat, als wir; daß ihr naturgemäß jedoch das ermangelt, was uns für unsre Literatur zu so schönen Hoffnungen berechtigt, ja was sich vielfach schon erfüllt hat: die Gewinnung des neuen Lebensgehaltes, um mit Goethe zu reden. Sie konnte aus einem verlorenen Kriege unmöglich das für die Zukunft Triebkräftige nehmen.

Der Greifswalder Professor Koschwitz hat unter dem Titel „Die französische Novellistik und Romanliteratur über den Krieg 1870/71", ein sehr hübsches Werk veröffentlicht. Es hat culturhistorischen Werth, denn es steigt auch in die Niederungen der Journalliteratur und giebt so ein getreues Bild der im Volke lebenden Vorstellungen und Ideen. An dieser Stelle soll jedoch nur auf einige Leute hingewiesen werden, die zu den Trägern der modernen Literatur Frankreichs gehören. Victor Hugo's Proclamation kennen wir ja alle. Sie ist charakteristisch für ihn, ja man darf sogar mit halber Berechtigung sagen: für die Franzosen. Wir Deutsche haben jedoch für den Bombast nur dann Verständniß, wenn er nicht in die Politik kommt und in unsre Rechnungen, sondern hübsch draußen bleibt, mit recht viel moralischen Tendenzen auftritt und uns selbst feiert. Deßhalb haben wir Victor Hugo ausgelacht — unbeschadet seiner sonstigen Bedeutung. Wenn wir mit dem Säbel nach Frankreich kommen, haben wir für seine schöne Literatur kein Interesse. Klarer als Hugo ist schon Alphonse Daudet. Wie Maupassant tritt er in Reih und Glied. Und als er 1871 seine Lettres à un absent veröffentlichte, da waren ihm die verdammten prussiens zwar auch verhaßt, aber er beschönigte auch nichts und sagte seinen lieben Landsleuten ziemlich derbe Wahrheiten. Daß er die Pendulendiebstähle natürlich auch verwerthete, dürfte uns mehr amüsiren als ärgern, und dadurch daß der Dichter später einige der gröbsten chauvinistisch gefärbten Skizzen aus den lettres ausschied, gab er stillschweigend selber zu, daß er gefehlt und Zorn und Schmerz (wer will den ersten Stein aufheben?) ihm den Blick getrübt hatten. Er hat einige ganz vollendet schöne Skizzen geschrieben, die Kriegsepisoden behandeln. Darunter „die Belagerung von Berlin", die prächtig gelungen ist. „Robert Helmont" war Daudet's zweites Werk nach dem Kriege. Hier steht der Dichter sozusagen außer Schußweite; das Geräusch des Kampfes tönt ferner. Vielleicht sollte der große Krieg hier mehr als Ganzes wirken, während in den Lettres à un absent die Episode im Vordergrund stand. Aber „Robert Helmont" ist vorbei gerathen. Desto vorzüglicher sind einige der „Contes du lundi". Eine daraus kann ich nicht vergessen: Der alte Schulmeister nimmt Abschied von seinen Schülern, denn vom nächsten Tage an soll der deutsche Unterricht im Elsaß beginnen. Und der Alte läßt seine Schüler die ganze Stunde nur immer die beiden Worte schreiben France, Alsace. Immer diese zwei. Dann schlägt es Zwölf. Noch einmal will er zu seinen Schülern sprechen, sie ermahnen — er kriegt kein Wort über die Lippen. Da nimmt er die Kreide und schreibt, hart aufdrückend, an die Tafel: Vive la France! —

Maupassant hat eine Kriegsepisode in „Mutter Sauvage" behandelt. Er sieht mit dem ungetrübten Blick der Götterlieblinge. Es ist schade, daß er den Kriegsroman, den er geplant und, irre ich nicht, schon angefangen hatte, nicht vollenden durfte. Vielleicht wäre er besser geworden als Zola's Débacle; sicherlich anders. In Débacle will Zola wahr und gerecht sein. Die Folge: er mußte sich gegen die Chauvinisten vertheidigen. Das Gleiche passirte einem jüngeren Schriftsteller. Nur waren die gegen ihn, den Unberühmten, gerichteten Vorwürfe heftiger. Und über den Rhein drang nichts davon, denn wie gesagt, er hatte noch keinen Namen, der tapfre Octave Mirbeau. Erst allmälig erfuhren wir von ihm, als sein so viel angegriffener Roman schon eine Reihe von Jahren und Auflagen hinter sich hatte, als im „Figaro" immer wieder „Octave Mirbeau" unter allerhand Aufsätzen stand, als Maurice Maeterlinck für die Welt und Knut Hamsun für Paris entdeckt wurde und der Entdecker immer wieder Octave Mirbeau hieß.

Ein Jahrzehnt ist nun seit dem Erscheinen von Le calvaire vergangen. Damals war sein Verfasser für die guten Patrioten ein deutscher Spion, denn er gestand die Niederlage der Franzosen ein, war er ein Fahnenflüchtiger, denn man muthmaßte, sein Werk werde demnächst in's Deutsche übersetzt, was sonst doch keinem französischen Roman passirte. Nun, der „Calvarienberg" ist damals nicht übersetzt worden. Erst jetzt erscheint er in deutscher Sprache unter dem Titel „Ein Golgatha" (München, Albert Langen). Er hat ein Titelbild wie ein Colportageschauerroman. Ein französischer Soldat mit leuchtenden rothen Hosen und leuchtendem rothem Käppi beugt sich auf einen todten Prussien, dem leuchtendes rothes Blut aus dem Halse rinnt. Sonst alles grau, die ganze Erde ringsum. Darüber aber wölbt sich ein Himmel, goldig und rothdunstig, wie geröthet vom Blut der Schlachtfelder. Und dazu ein Vorwort von Mirbeau, das eine Anklage, eine Entschuldigung, eine Vertheidigung gleichzeitig ist. „Aus Allem," heißt es darin, „was über Ein Golgatha geschrieben ist, erhellt: daß ich ein Schänder der Heiligthümer bin, weil ich es gewagt habe, in die schonungslosen Grausamkeiten des Krieges ein Flehen um Mitleid zu mischen. Daß ich ein ruchloser Bilderstürmer bin, weil meine Seele, Angesichts der Vernichtung der Dinge und des Todes junger lebenskräftiger Männer, aus ihrer Ruhe aufgescheucht wurde und in Erschütterung gerieth." Mirbeau erzählt weiter, daß selbst die wohlwollendsten seiner Kritiker ihn verworren genannt, um den Ausdruck verrückt zu umschreiben, und daß man sich völlig darüber einig gewesen, daß er eine verbrecherische antifranzösische Handlung begangen. Er hat es nicht begriffen, ich auch nicht. In ganz Deutschland wird es kein Mensch begreifen. Aber erinnern wir uns auch, ehe wir verurtheilen, daß man bei uns die „Visionen eines deutschen Patrioten" von Richard Voß verbot. Weßhalb? Ja, sie sollten gleichfalls von unpatriotischer Gesinnung zeugen. Jedenfalls hatte der junge Dichter diese dadurch bewiesen, daß er sich als freiwilliger Krankenwärter das Bein hatte zerschießen lassen. Das erregt Bitterkeit. Auch Mirbeau ward bitter. Er erstaunt nicht mehr, denn er ist „schon längst in die Gewohnheiten eines gewissen Pariser Journalismus eingeweiht, der heute hochachtet, was er morgen beschimpft" — ohne Grund, nur der lieben Abonnenten wegen. Aber es kränkt ihn, daß keiner einem Stendhal wegen der Beschreibung der Schlacht bei Waterloo, daß keiner Halévy wegen der „Invasion" Mangel an Vaterlandsliebe vorgeworfen hat. Nur er mußte das dulden. Und so zeigt er zornig jenem „Patriotismus" die Zähne, der durch „unzeitige Manifestationen und strafbare Aufreizungen die Sicherheit der Durchreisenden, ja die Ehre des Landes auf's Spiel setzt". Man weiß, worauf das ab-

Digitized by Google

zielt. Und wir wünschten, daß recht viel Franzosen Mirbeau's fernere Worte beherzigen möchten. Denn sie lauten: Man lebt ja förmlich in Angst und Beben, daß der Patriotismus an Tagen der Nationalfeste, der öffentlichen Trauer, jener Ereignisse, die die Volksmassen auf die Straßen treiben, uns irgend einen gefährlichen Possenstreich spiele und dadurch ein unabwendbares Unglück über uns heraufbeschwöre.

Und nun, nach dieser Einleitung, nach der man weiß Gott was erwartet, der Roman selber. Er verblüfft. Denn was da über den Krieg von 1870/71 gesagt ist, das wissen bei uns alle Schuljungen. Und wenn man glaubt, die Deutschen seien für französische Verhältnisse herausgestrichen, so irrt man sich auch. Das ganze, den Krieg behandelnde Capitel zählt sechzig Seiten. Das Majestätsverbrechen, das Mirbeau begangen, besteht nur darin, daß er auf die Deutschen nicht schimpft und daß er die Franzosen nicht schont. Er spricht gar nicht über die Armee, sondern nur über ein zusammengewürfeltes „Marschregiment", das unfähige Officiere und unfähige Mannschaften hat, das sich gern den Prussiens ergäbe, um sich einmal satt essen und in der Gefangenschaft ausruhen zu können. Die Leute sind erschlafft durch zwecklose und lange Märsche, sie sehen das Unnütze ein, sie vergessen sich. Die thierischen Instincte wachen auf in ihnen. Man sieht: Alles nur menschlich. Wahrscheinlich hätten unsere Marschregimenter im gleichen Falle es nicht anders gemacht. Von hungrigen, abgehetzten und schlecht geführten Soldaten erwarte man keinen Patriotismus. Alles Wahrheiten, die uns schrecklich seicht vorkommen, abgegriffene Münzen. Aber in Frankreich läßt man das nicht gelten. Für den Feind wohl, jedoch nicht für sich. Die grande nation will mit ihrem Patriotismus Naturgesetze aufheben. Dabei sagt nicht einmal Mirbeau selber: so war es. Nein, er schreibt nur die Empfindungen und Beobachtungen seines Helden nieder. Und dieser Held ist ein nervöser, halbkranker Mensch, ohne Ziel, ohne Energie, und er mag vielleicht, besser: er muß sogar Manches schwärzer sehen, als ein normaler, kräftiger Bauernbursch, der die Strapazen leichter aushält. Und wegen derartiger harmloser Dinge läßt die französische Kritik Octave Mirbeau Spießruthen laufen!

Soll ich den Roman „Le calvaire" jetzt rein ästhetisch betrachten? Dann möchte ich Folgendes sagen. Octave Mirbeau ist nicht umsonst als Kritiker bekannt. Der Kritiker Mirbeau hat dem Dichter auf die Finger gesehen. Wird da die Entwickelung eines jungen Mannes erzählt, der in den Bann einer besseren Dirne geräth, sich schließlich von dem Sündengeld dieser Dirne ernähren läßt und vergebliche Befreiungsversuche macht. Dieser junge Mann sollte möglichst klar vor uns stehen; die Bildung seines Charakters sollte offen vor uns liegen. Nun schien es mir, als ob Mirbeau genau nachgedacht hätte: welche Eltern muß solch ein Mensch haben, um so nervös, so molluskenhaft, so haltlos durch die Welt zu taumeln? Und so construirte sich Mirbeau das würdige Paar, construirte er sich die Jugend des „Helden", schickte er ihn schließlich in den Krieg, damit er dort ganz zermürbt, Alles in ihm gebrochen würde. Erst dann war besagter junger Mann reif für die Geschichte, die Mirbeau erzählen wollte. Die ersten hundert Seiten sind nur die Einleitung dazu.

Besonders die Art, wie die Eltern gezeichnet sind, bestärkte mich in der Vermuthung, daß hier zu viel verstimmende Absicht walte. Ein Duckmäuser von Vater, weich, energielos, aber brav, der nur eine Leidenschaft hat: in seinem Garten nach Katzen und Vögeln zu schießen. Ihm zur Seite Jean's Mutter: noch weicher, zarter, stets in der Furcht dem Irrsinn zu verfallen. Und der Knabe immer einsam. So geht die Geschichte auf wie ein Rechenexempel. Beinahe hätte ich gesagt, wie ein Rechenexempel von Paul Bourget. Jean lernt ein Weib kennen, die Maitresse eines Andern, eine sanfte Schönheit mit sittsamen Augen, und sie ruinirt ihn allmälig. Von Station geht das zu Station. Sie wohnen schließlich zusammen, und die kleine Frau bringt sein Vermögen durch, und die kleinen zarten Hände zerbrechen sein Genie (er ist natürlich Schriftsteller), seine Ehre, seinen Stolz. Alles so, ohne daß die kleinen zarten Hände das merken. Das Weib hier ist in der That das Weibliche. Es ist glänzend gelungen. Juliette bildet sich ein, daß sie Jean liebt, daß sie ihn glücklich macht, daß sie Alles ist: eine sparsame Hausfrau, ein gutes Geschöpf — kurz, ein Ideal. Sie weiß gar nicht, daß sie ihn ruinirt, daß sie ihm sein Talent nimmt. Als er ihr gesteht, daß er nur noch viertausend Francs besitzt, schmiedet sie Pläne, wie sie fern von Paris leben wollen, in einem ganz kleinen Hause, ganz, ganz einfach, und sie phantasirt sich schon ihre Bäuerinnentracht zusammen. Aber im nächsten Augenblicke verlangt sie von den viertausend Francs die Hälfte, um sich eine Reisenecessaire zu kaufen, damit sie hübsch reisen können. Das Kindliche im Weibe, das Unbewußte, das Sphinxhafte hat Mirbeau sehr gut gegeben. Juliette weiß von sich gar nichts. Sie ist in ihrer Art ein Stück Natur, sie handelt wie ein Baum blüht, sie erstickt Jean, wie der Epheu den Baum erstickt.

Wozu den Roman weiter verfolgen? Wir kennen ihn Alle. Die vergeblichen Fluchtversuche kennen wir, die moralische Niederlage Jean's, seine Verzweiflung, seine Selbstverachtung kennen wir auch. Es ist alles sehr fein und sehr richtig von Mirbeau erzählt — bis auf den Schluß. Diesen Schluß glauben wir nicht. Jean soll an der Natur, in der Arbeit genesen. Nachdem dies Experiment längst verunglückt ist, nachdem wir diesen Helden so gründlich in seiner elenden Schwäche und Haltlosigkeit kennen lernten! Dieser Mensch geht unter; er muß untergehen. An diesem „Helden" wird das Buch in Deutschland scheitern. Wir werden die feine Kunst der Analyse bewundern, aber es wird nichts in uns auslösen, das uns veranlassen könnte, noch einmal zu ihm zurückzukehren. Gerade vor diesem Roman ist mir die tiefe Kluft wieder aufgefallen, die unsere Empfindungsart von der französischen trennt. Denn ich halte gerade Mirbeau's Werk für ein eminent französisches. Ein solches Buch kann kein deutscher Dichter schreiben. Er soll es auch nicht. Dieser Held ist uns unverständlich, so sehr wir ihn andererseits auch begreifen. Man steht davor wie vor einer fremden Welt. Diese Sentimentalität, diese Schlaffheit, diesen Mangel an Männlichkeit verzeihen wir nicht. Ich messe hier nicht mit moralischem, sondern ästhetischem Maßstab. Wir empfinden vor dieser Jammergestalt nicht einmal Mitleid, obwohl der Dichter das doch wohl beabsichtigte. Es packt uns kein Zorn, kein Grauen; kein großes reines Gefühl, nur Ekel. Diese weinenden Männer à la Claude Larcher (denn Bourget hat Mirbeau den Typus vorgezeichnet); diese maßlose Sentimentalität, die nur „oh, ma mère!" zu hören braucht, um loszubrechen; diese eitle Selbstbespiegelung in der Analyse der eigenen Seele — ich sage noch einmal: wir verstehen es nicht. Andererseits möchte ich fast glauben, daß hier ein guter französischer Roman vorliegt. Nicht einer, der irgend etwas Neues in die französische Literatur bringt, aber einer, der zusammenfaßt, was der modernen Literatur Frankreichs eigenthümlich ist.

Catulle Mendès hat von Octave Mirbeau gesagt: „sa hautaine originalité, c'est qu'il ne cherche pas à être original". Ein gutes Wort, dem man zustimmen darf, das wohl auch paßt zu dem, was ich soeben zu Le calvaire sagte. Eben weil sich Mirbeau nicht krampfhaft bemüht, originell zu sein, weil er sich selbst giebt ohne Grimassen, schreibt er vielleicht Bücher, die wir so sehr als französisch empfinden. Es gehört hierher, daß die Franzosen von deutschen Dichtern den am meisten lieben, der Grimassen schneidet: A. Th. Hoffmann. Es mag ein Ideal sein, den nationalen Gegensatz beider Völker zu überbrücken. Für die Kunst aber existirt dieses Ideal nicht.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Automatenstuhl.

Humoreske von Georg Falkenheim.

Schon damals, als Paul Püschel noch seine Sechserbarbierstube hatte, war er im bewußten Gegensatze zu seinen meisten Kunstgenossen ein abgesagter Feind aller Neuerungen gewesen und alles Dessen, was er für Neuerungen hielt. Die Witze, die er seinen bevorzugten Clienten erzählte, hatten sich im Laufe der Jahrzehnte wenig geändert und waren seit ihrer Aufnahme durch Püschel kaum jemals gründlich renovirt worden. Den Vorschlag, sein Repertoir aus den wöchentlichen Witzblättern zu modernisiren, lehnte er kurz und entschieden ab. So wie seine Witze eben waren, paßten sie gerade für eine Sechserbarbierstube, wem sie nicht gefielen, der brauchte ja nicht hinzuhören.

Auch die Handtücher, die er seinen Kunden zur Verfügung stellte, sahen aus, als ob sie seit Püschel's Etablirung nicht gewechselt worden seien. Die Geologen, sagt man, berechnen das Alter eines Gebirges nach der Art und Zahl seiner Gesteinschichten; wer diese Methode auf Herrn Püschel's Handtücher anwenden wollte, der konnte aus der Stärke und Farbe der Schmutzablagerungen auf die Zahl der Generationen schließen, die das Tuch schon überdauerte. Ebenso hatten seine Rasirmesser ein beängstigend antiquarisches Aussehen, so daß selbst beherzte Menschen erleichtert aufathmeten, wenn sie die Procedur heil und gesund überstanden hatten. Wer aber dabei verwundet worden war — und das passirte den Meisten — der hatte die Wahl unter mehreren Blutstillungsmethoden. Man konnte z. B. eine Viertelstunde warten, bis das Blut gerann, nachdem es auf Kragen und Oberhemd verdächtige Spuren zurückgelassen; dies war Püschel's Lieblingsmethode, er sagte dann, das Blut stoppe sich selber. Oder man konnte sich die klassendsten Wunden mit Löschpapier oder mit Zunder überkleistern lassen; dann sah man ungefähr aus, wie ein abgezogener und gespickter Hase. Nur Heftpflaster gab es nicht, oder Alaun, oder wie die neumodischen Mittel sich sonst nennen mochten.

Aber diese schöne Anhänglichkeit an das Althergebrachte wird in unserer neuerungssüchtigen Zeit immer seltener, wenigstens unter Püschel's Kunden war sie rapide im Abnehmen. Der Eine beschwerte sich darüber, daß man den Geruch von Püschel's Seife die ganze Woche über nicht wieder los werde — als ob das ein Unglück sei! Ein Anderer fand, Püschel's Hand werde immer schwerer und zittriger, und man schwebe unter seinen colossalen Messern in steter Lebensgefahr — wie krampfhaft sich diese Menschen an ihr bischen Leben klammern! Der Dritte hatte wieder etwas Anderes auszusetzen, und so brauchte Püschel, als er sich zur Aufgabe des Geschäfts entschloß, nicht mehr viel aufzugeben. Das, was er seine Geschäftseinrichtung nannte, wollte ihm Niemand abkaufen, selbst der Trödler fand nicht den Muth, ein Gebot zu machen, und so hatte er mit dem Gerümpel seine Junggesellenkammer seltsam genug ausstaffirt. Ueber dem Waschtisch paradirten ein paar Seifnäpfe, die Spiegel, deren jede Wand einen aufwies, waren mit Kämmen und Streichriemen garnirt, über dem Bette prangte, von Schröpfköpfen umgeben, eine Pincette, so daß die Stube auf den Uneingeweihten etwa den Eindruck einer Folterkammer machte.

Aber ein Uneingeweihter that selten einen Blick in dies armselige Heiligthum, die wenigen Bekannten, die ihn hier in der ersten Zeit bisweilen aufsuchten, hatte er Einen nach dem Andern durch den vollkommenen Mangel an Gastfreundschaft abgeschreckt. Ihn selbst litt es nicht in diesem Raume und er hatte sich nach und nach daran gewöhnt, einen Theil des Tages in einem nahen öffentlichen Parke zuzubringen. Zwar allzu gemüthlich war es auch dort nicht: die vielen Kinder störten ihn, jedes Kindergesicht erschien ihm wie eine Mahnung, daß eine neue Zeit heraufkomme, die keinen Püschel mehr brauchte. Er haßte die Kinder.

Und sie wußten das und erwiderten seine Gefühle. Alles an ihm unterzogen sie einer strengen und nicht immer gerechten Kritik seinen steifen, zitterigen Gang, seine weit ausholenden Bewegungen, den sonderbar geformten Hut und den noch viel seltsameren Schirm, den er vor vielen, vielen Jahren einmal fast neu gekauft hatte. Diese Maschine war jedenfalls aus zwei verschiedenen Schirmen zusammengestellt, der tellerförmige Knopf aus Knochen hatte ehedem wohl zu einem Damenknicker à la mode gehört und schwerlich zu diesem colossalen Familiendache; das Ganze wurde zusammengehalten durch einen enormen Messingring, der an einer Schnur von der Spitze herabhing und den man abstreifen mußte, wenn man den Schirm aufspannen wollte. Es war ein ganz ungewöhnliches Instrument, das immer von Neuem wieder das Interesse des Spielplatzes an sich zog.

Langsam ging Püschel heute durch die wohlbekannten, gutgepflegten Gänge, keiner Ueberraschung gewärtig, als vor ihm an einer Biegung des Weges ein Automatenstuhl auftauchte, ein hübscher, bequemer Gartenstuhl, dessen Sitz sich nur nach Einwurf eines Zehnpfennigstückes herunterklappen ließ. Steif ging er an diesem Eindringling vorüber, er wollte ihn nicht gesehen haben, er betrachtete ihn als nicht vorhanden, er war auch fest überzeugt, daß jeder Vernünftige ebenso denken müsse. Welcher Mensch, der seine Sinne beisammen hat, wird sich Ausgaben machen für eine Sitzgelegenheit, wo er sie umsonst haben kann? Und nun gar zehn Pfennige! Warum verlangt die Gesellschaft nicht gleich ein Zwanzigmarkstück? Sein Aerger stieg, als ihn sein Weg an einem zweiten und dritten Klappsitz vorbeiführte; einfach zu ignoriren war die Sache also nicht. Er konnte es sich nicht versagen, die höllische Erfindung eingehender zu untersuchen, sah aber bald ein, daß er den Mechanismus nur im Betrieb würde ergründen können: der Versuch hatte nur den Erfolg, daß er sich den Finger schmerzhaft einklemmte und einen Kreis von kleinen Zuschauern um sich sammelte.

Aber die Galle stieg ihm hoch, als er ein gleiches Möbel dicht neben seiner Lieblingsbank bemerkte. Er empfand dies als eine persönliche Beleidigung, aber man sollte sehen, daß er sich so leicht nicht aus dem Felde schlagen ließ. Ostentativ ließ er sich in die gewohnte Ecke nieder, seinem Beleidiger den Rücken kehrend. Aber der Groll fraß in ihm weiter. Ein junger Mensch ging an ihm vorüber, blieb vor der Höllenmaschine stehen und probirte daran herum. Püschel kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst, aber es half nichts, er mußte sich umdrehen. Jetzt griff der Andere in die Tasche und holte ein paar Nickel hervor, von denen er einen in die Automatenöffnung steckte. Püschel fürchtete, einen Schlaganfall zu bekommen, der Fremde aber klappte ganz gleichmüthig langsam den Sitz herunter und setzte sich bequem zurecht. Nach ein paar Secunden stand er wieder auf, beobachtete das Zurückschnellen des Sitzes und ging.

Natürlich hatte dieser Vorgang unter den jugendlichen Stammgästen des Parkes Sensation erregt und in Püschel's Seele reifte ein großer Entschluß. Ihm war, als müsse er sich an der Automatengesellschaft rächen für den Tort, den sie ihm angethan. Er selbst, Paul Püschel, wollte einen Groschen opfern und dann wollte er auf dem Automatenstuhle sitzen, sitzen und sitzen, stundenlang sitzen, bis in die Nacht sitzen. Er hatte das dunkle Gefühl, als könnte er die Gesellschaft dadurch empfindlich schädigen, als müßte man bei gehöriger Ausdauer den Stuhl zersitzen können. Und er hatte Ausdauer. Er hatte auch Uebung, noch jeder Kellner war in Erstaunen gerathen, der ihn sein kleines Helles absitzen sah. Und nun erst hier, wo das Sitzen an sich Geld kostete, hier gedachte er, geradezu Verblüffendes zu leisten. Gemessen erhob er sich, gemessen trat er auf den Stuhl seiner Wahl zu, mit einer gewissen Feierlichkeit holte er seinen Obolus hervor und untersuchte auf der Fläche der Armlehne, ob er nicht etwa verbogen sei, denn eine Bemerkung am Einwurfe sprach verbogenen Groschen das Vermögen ab, die Hemmung des Klappsitzes auszulösen. Selbstverständlich verschaffte diese Procedur Herrn Püschel wieder ein zahlreiches Publicum. Die Trennung von seinem Groschen wurde ihm übrigens doch recht schwer, die Rührung

Digitized by Google

wollte ihn übermannen; aber er blieb stark, mit fester Hand warf er den Nickel ein, klappte den Sitz herunter und setzte sich mit Ernst und Würde.

Dabei war ihm der Schirm entfallen und ehe sich der alte Mann noch danach bücken konnte, hatte ein rothhaariger Bengel das Monstrum aufgehoben und unter allgemeinem Jubel versuchten die Jungen, das Ding zu öffnen. Püschel griff danach, aber die Hauptattentäter waren schon aus dem Bereich seiner Arme, und wie sehr er sich auch streckte, der Schirm blieb unerreichbar. Unruhig rückte er auf seinem Stuhle hin und her; erst befahl er energisch, ihm sein Eigenthum zurück zu geben, dann bat er, immer dringender und immer demüthiger, aber seine kleinen Peiniger dachten gar nicht daran, das Gaudium zu enden.

Der Schirm hatte endlich seinen Widerstand aufgegeben und ließ sich aufspannen, wobei eine losgebrochene Stange gewaltsam durch den dicken, baumwollenen Stoff fuhr. Püschel stand auf seinem Marterstuhl Höllenqualen aus, vergeblich suchte er nach einem Gegenstande, womit er das Zurückschnellen des Sitzes hindern könnte; da bemerkte er ziemlich abseits auf seiner Bank ein kleines Mädchen, das an der Profanation des Reliquienschirmes gar keinen Antheil nahm und auch sonst einen vertrauenerweckenden Eindruck machte. Noch kämpfte er gegen eine Regung des Mißtrauens, als er aber sehen mußte, wie die Jungen seinen schönen Schirm aufgespannt mit dem Griff nach oben in's Springbrunnenbassin setzten und ihn mit Sand und Steinen füllten, um die Tragkraft zu prüfen, da hielt es ihn nicht länger: Er winkte die Kleine heran, die auf seinen Vorschlag, den Stuhl provisorisch zu besetzen, mit verdächtiger Bereitwilligkeit einging und stelzte in holperigem Galopp auf den Springbrunnen zu. Aber schon nach ein paar Schritten veranlaßte ihn ein durchdringendes Geplärr, sich umzudrehen und da stand auch schon die Kleine, strahlend vor Schadenfreude, neben dem hochgeklappten Stuhle, machte ihm eine lange Nase und stieß dazu ein höhnisches Triumphgeheul aus. Als Püschel, helle, ohnmächtige Wuth im Herzen, sich von diesem Bilde des Treubruchs und der Hinterlist abwandte, hatte man seinen Schirm durch eine Handvoll Kiesel eben vollends zum Sinken gebracht; nur der tellerförmige Knopf ragte noch wie ein großer Pilz aus der Wasserfläche.

Püschel holte den Parkwärter, der mit einem langen Haken erschien, und dies Schauspiel lockte die Kinderschaar des ganzen Parkes herbei, in dichten Gruppen umstanden sie das Rundell, aber Keines wollte mit den Missethätern identisch oder auch nur bekannt sein. Der Parkwärter faßte mit seinem Haken den Knopf und zog mit einem kräftigen Ruck den —Griff heraus, der Schirm jedoch blieb unsichtbar in der Tiefe.

Nach mehreren mißglückten Versuchen, wobei einmal ein Fetzen Tuch am Haken hängen blieb, wurde endlich das Wrack gelandet und seinem Eigenthümer übergeben. Der Schirm sah grauenhaft aus, dies Rettungswerk hatte ihm den Rest gegeben. Selbst Püschel sah ein, daß er ihn nicht mehr werde brauchen können, aber hier wollte er ihn nicht lassen, er reinigte ihn so gut es ging von Sand, und dann verließen Püschel und sein Regenschirm an Leib und Seele gebrochen den Park, der Schirm melancholische Tropfen weinend, sein Besitzer giftige Blicke schießend nach dem letzten Automatenstuhl, an dem er vorbei mußte.

— — — Seit gestern noch sind sie das Allerneueste, der blanklackirte Automatenstuhl und die frischwangige, fröhliche Jugend im Park; aber auch ihnen wird die Zeit kommen, wo sie zum alten Eisen geworfen werden, abgebraucht und überholt.

Aus der Hauptstadt.

Die schwarze Venus.

Um die Zeit, wo jeder Federschwinger sich politisch-philosophischen Erwägungen hingiebt und das entschwundene Jahr feierlich verflucht, trotzdem ihm doch sein Gehalt an jedem Ersten pünktlich ausgezahlt worden ist, um dieselbe Zeit mehrten sich plötzlich die Depeschen aus Johannesburg via London. Das funkelnde, schwirrende Getriebe in den südafrikanischen Goldländern, das in mehr als einer Beziehung an die Tage des gottgesegneten Pizarro erinnerte, hatte längst mit verworrenem Geräusch das alte Europa aufhorchen gemacht. Doch die Zeitungen und ihre getreuen Heerschaaren hefteten alle Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Fundberichte der Minengesellschaften; die Namen der companies mit den unmenschlich hochgetriebenen Kursen waren populär geworden, ihre tägliche Ausbeute wußte jeder Bankierlehrling bis auf den Bruchtheil einer Unze anzugeben, aber um die politischen Bedingungen, unter denen sie arbeiteten, kümmerte sich Niemand. Einige Feuilleton-Correspondenzen zwar ergriffen die günstige Gelegenheit und ließen sich aus dem alten und dem neuen Brockhaus lebenswahre Schilderungen des Transvaal-Landes abschreiben. Wer belehrt sein wollte, oder welche Redaction ihren Lesern solch' köstliche Belehrung gütigst zukommen lassen wollte, die vergewisserten sich auf diese Art schon acht Tage vor allen Nebenmenschen der klimatischen Verhältnisse, der Fruchtbarkeit, der Constitution des märchenhaften Buern-Gebietes. Denn acht Tage später war bereits ein sicherer Dr. Jameson, von dem bis dahin Niemand ein Sterbenswort gehört hatte, auf's Haupt geschlagen und Oom Paul war ein berühmter Mann geworden.

„In überraschender Weise haben sich plötzlich die Dinge in Südafrika zugespitzt," hieß es zu Neujahr in den Blättern, denen der Fall Hammerstein keine Ueberraschung mehr bringen konnte. Man gestand ein, daß man von den Ereignissen überrumpelt worden war, aber man machte nicht die eigene Kurzsichtigkeit, sondern die Ereignisse dafür verantwortlich. Gleichwohl giebt es keinen Fleck Erde, der seit langer Zeit liebevollste und genaueste Beobachtung so sehr verdiente, wie die Transvaal-Republik und ihr englischer Nachbar. Die moderne Manier, Politik und Weltgeschichte zu machen, moderne Auffassung vom Rechte und moderne Ideale fanden drüben typischen Ausdruck und eine so reine, unverfälschte Darstellung, wie sie im Europa der Rücksichten und der Heuchelei schlichtweg unmöglich war. Selbst Amerika, das nicht im Geringsten mehr jungfräuliche, trägt alleweil den Schleier, wenn es auf Raub ausgeht. Was den Genuesen und den Iberiern des Mittelalters Atlantien war, das Feld, darauf alle Erwerbslüste und alle ungebundenen, uncivilisirten Triebe sich austoben konnten, das ist den Modernen Afrika, die schwarze Venus. Ihre Reize entzücken nur den rohesten, den gewaltthätigsten Freier, und ihre Mitgift fällt nur dem Unbedenklichen zu. Die komischste Rolle in Afrika spielt Deutschland, das ehrliche, gesittete und trotz Leist sanftmüthige; Männer nach dem Herzen der schwarzen Schönen sihd der Capitain Lothaire, dem freilich nur ein autokratischer Mord nachgewiesen werden konnte, sind Cecil Rhodes und seine Cumpane, die ihre Goldfelder lächelnd mit dem Blute von zehntausend arglosen Wilden düngten. Und Cecil Rhodes überragt noch thurmhoch den Condottiere des Congostaates, der sich erwischen ließ, der halsgerichtlich bestraft werden wird; Cecil Rhodes ist der in Wahrheit Große, seiner Zeit Gewachsene. Man muß es beklagen, daß Dr. Fritz Friedmann sich überall hin, nur nicht nach Afrika geflüchtet hat; fünf deutsche Militair- und doppelt so viele Civil-Gouverneure vermögen nicht annähernd das für die Ausbreitung und Nutzbarmachung unserer Colonien zu thun wie ein deutscher Cecil Rhodes.

Dieser Baron Hirsch des Caplandes, den man, Gott weiß aus welchen Gründen, auch mit Napoleon, leider noch nicht mit Bismarck verglichen hat, zeigt allen Staatsmännern der Gegenwart deutlich den einzig gangbaren Weg zu Ruhm und Erfolgen. Stammelnde, rhachitische Kinder sind, an seiner Größe und Beredtsamkeit gemessen, die Beutezügler der Vereinigten Staaten, die Panama-Minister Frankreichs, die Protections-Hofräthe Cisleithaniens. Ein armer Bursch, unbekannt und einflußlos, kommt der grobknochige Mann mit den rohen Gesichtszügen in die Capcolonie, und nach wenigen Jahren gebietet er über ein Vermögen, das die der Yankee-Millionäre beschämt. Nach wenigen Jahren ist er thatsächlich und officiell der unbeschränkte Beherrscher des Landes, die Person, ohne deren Zustimmung im unermeßlich weiten Gebiete kein Stein verrückt, kein Spaten in die Erde gestoßen werden darf. Wie gelangte er zu solcher Macht? Durch hervorragende Gaben des Geistes, rastlosen Eifer im Dienste der Allgemeinheit, aufopfernde Thätigkeit für sie? Unsinnige Plutarch-Märchen. Er verband sich einfach mit etlichen braven Leuten, die auf den kurz vorher entdeckten Diamant-Feldern zu vielem Gelde gekommen waren, und zwang sie, Dank seiner Geriebenheit und wilden Thatkraft, so völlig in sein Joch, daß sie ihm begeistert durch Dick und Dünn folgten, seinen weitausgreifenden Speculationen mit Freuden den materiellen Untergrund liehen. Seine Chocks gelangen, er und die verbündete Cumpanei hinterlegten phantastische Depots in der Bank von England; mit einem kleinen Theil des erbeuteten Geldes aber kaufte Cecil Rhodes fast alle Zeitungen Caplands auf, begründete neue Zeitungen im Transvaal. Der moderne Politiker in ihm, kaum erwacht, zeigte auch sogleich seine Meisterschaft. Er münzte von Neuem das auch

Digitized by Google

bei uns einigermaßen giltige Wort, es gäbe Niemanden, der nicht für Banknoten zu haben sei, und er proclamierte es ganz offen als den Hauptpunkt seines wirthschaftpolitischen Programms. Ihm konnte nunmehr die höchste Stelle im Staate nicht entgehen, denn mit einem Rucke hob ihn die Presse auf den Schild, die auch in Capland mit der öffentlichen Meinung identisch ist und sich das von keinem Brausewetter nehmen läßt. Queen Victoria bestätigte ihn in einem lichten Momente gern als den Premierminister ihrer Capcolonie. Von nun an mühte sich der neue Baronet, darzuthun, daß nur durch die Verschmelzung der hohen Politik und der **haute finance** ein großes Reich zur Blüthe gebracht werden könne. Der Director der **Goldfields of South Africa**, Excellenz, übernahm auch die Leitung der **British South Africa Company**, einer äußerst rührigen Gesellschaft, mußte aber bald erkennen, daß die Terrains der Commanditisten dringend einer Verdreifachung bedurften. So begann er denn in seiner Eigenschaft als Premierminister des Caplands den vielbesprochenen Matabelekrieg. Es ist wahr, hierbei sind Scheußlichkeiten vorgekommen, die den Verwüstern Perus eine Gänsehaut über den Rücken gejagt haben würden, aber die Engländer sühnten sie, indem sie Entrüstungs-Meetings gegen türkische, wenn auch von ihnen provocirte Greuel in Armenien einberiefen. Als die Matabele vernichtet und Lobengula eingekerkert war, floß ein unendlicher Goldstrom in die Taschen Cecil Rhodes' und seiner Geschäftsfreunde; nun ward er Haupt-Theilhaber auch bei den letzten Organen der öffentlichen Meinung Caplands. Und nur das schien ihm etwas störend, daß unter seinem glorreichen Regimente die Finanzen der Colonie vollständig zerrüttet wurden. An und für sich mußte ihm diese Thatsache ja gleichgiltig sein, indeß kam sie zu Ohren des Colonialen Amtes in London und stärkte die Reihen der politischen Gegner, die ihm im eigenen Lande erwachsen waren. Diese politischen Gegner leiteten andere Compagnien und Handelsgesellschaften als Sir Cecil Rhodes, Handelsgesellschaften, die den seinen zum Teil erbitterte Concurrenz machten; er konnte es nicht ruhig mit ansehen, daß sie ihn allmälig überflügelten. Denn diese politischen Nebenbuhler waren Geist von seinem Geiste, schurkisch, brutal, hinterlistig und tückisch wie er, erfüllt nur von dem einen Gedanken, ihr Vermögen zu mehren und in der Verfolgung dieses Ziels vor keinem Hinderniß, keinem sogenannten Gesetze zurückschreckend. Paßte ihnen ein Gesetz nicht und ließ es sich des Decorums halber nicht gut umgehen, so wurde es von der Volksvertretung einfach mit Mehrheit abgeschafft. Cecil Rhodes aber hatte mehrere Gesetze, die ihm Gold und Diamanten in Menge brachten, so die prächtige Bill über das Monopol der Diamantengrube De Beers. Bei Zeiten mußte er dafür Sorge tragen, daß keine Opposition stark genug wurde, ihm das Heft aus der Hand zu reißen und gegen ihn Gesetze zu machen. Der erfahrene Politiker wußte sich Rath.

An die Capcolonie grenzte die Transvaal-Republik, ein Staat von märchenhaftem Reichthume. Er hatte die Captruppe zwar wiederholt geschlagen, sich aber dennoch die Controle der Rhodes'schen Regierung gefallen lassen; er war letzthin in eine besonders pretäre Lage durch die Entdeckung immer neuer Goldfelder und die dadurch bewirkte Einwanderung von Diggerbanden gekommen. Und dies Land blühte dabei rasend schnell auf. Aus dem stillen Ackerbau-Staate ward es im Handumdrehen zum Rendezvous-Platze der Goldjäger Ganzeuropas; die Züge vermochten die Menschenmassen nicht zu schleppen, die herbeiströmten, unmöglich war es, mit der Bahn so viel Maschinen und Materialien herbeizuschaffen, wie dies gewaltige Heer gebrauchte. Cecil Rhodes glaubte mit Recht, sich die Verwirrung zu Nutzen machen zu können. Ihm schien Transvaal gut zu einem Markte für die Caplandburen, die er sich geködert, die er eng an sich gefesselt hatte; Transvaals enorme Ueberschüsse sollten das Gleichgewicht in Caplands ruinirtem Budget wiederherstellen, Transvaal sollte dazu helfen, daß die Eisenbahnen der Capcolonie einträglich gemacht und die nicht englischen Linien zu Grunde gerichtet würden. Cecil Rhodes Pläne zur Erreichung dieser schönen Ziele machten dem Meister Ehre. Eine schlichte Revision der Verfassung, wodurch die einheimischen, altangesessenen Bauern in die Minderheit kamen den ausländischen, nur auf kurze Zeit im Lande weilenden Goldgräbern gegenüber, sollte die Annexion auf kaltem Wege ermöglichen. Langer Hand waren alle Vorbereitungen getroffen, die Agitation trefflich im Gange, als Jameson's Streifzug das fein abgekartete, trumpfreiche Spiel verdarb.

Es ist kaum denkbar, daß Cecil Rhodes Jameson's albernes Unternehmen gebilligt hat. Diese unglückliche Fahrt, die, ganz wider Sir Cecil's Grundsätze, Gewalt da anwandte, wo gegen Gewalt geschrieen werden konnte, hat seine der Erfüllung nahen Hoffnungen zu Schanden gemacht. So grobe Fehler sollte man dem schlauen, südafrikanischen Staatenlenker nicht in die Schuhe schieben. Wenn er auch Kaiser Wilhelm's Machtwort, das auf absehbare Zeit alle reellen englischen Absichten schroff durchkreuzt, nicht erwarten konnte — zu einer in Europa sofort sichtbaren, ungesetzlichen Maßnahme wider Europäer wäre er nie zu haben gewesen. Denn er kannte die europäische, rückständige Feinfühligkeit, die er oft von Herzen und fröhlich verspottete, aber trotzdem nicht öffentlich zu verletzen wagte. Europa, das wußte der Geld- und Staatsmann genau, hielt streng auf äußeren Anstand, strenger noch auf Wahrung der Formalitäten. Er durfte zudem seine englische Heimath kurz nach dem Venezuela-Scandal nicht von neuem in üblen Geruch bringen, sie nicht von neuem einer ärgerlichen Demütigung aussetzen.

Das Telegramm des jungen, deutschen Monarchen war Herrn Rhodes' aber nicht Chamberlain's wegen uud nicht allein wegen des besonderen Streitfalls mit Transvaal aufrichtig unangenehm. Der Fuchs hat aus ihm herausgelesen, daß ein neuer Gegner in Afrika auf den Plan getreten ist, ein Gegner, der den festen Entschluß verräth, nun auch seinerseits die Gunst der schwarzen Göttin zu erringen. Und dieser neue Feind ist um so gefährlicher, als es ihm nicht um Golderwerb, auch nicht um Landdiebstahl, sondern um Principien geht. Sir Cecil weiß darum so genau, was ein Princip bedeutet und wie unangenehm fatal es werden kann, weil er nie eins gehabt hat. Er weiß ganz genau, daß von nun an sein lichtscheues Thun und Treiben in Europa eifrig besprochen werden wird und er ist überzeugt, daß hinfort alle Berliner und Pariser Börsenblätter mit Argusaugen dem Capspeculanten scharf auf die Finger blicken werden. Denn sie kommen dadurch in die angenehme Lage, daheim mancherlei übersehen zu dürfen, was dann wieder gut bezahlte Semestral-Uebersichten im Inseratentheile einträgt. Cecil Rhodes täuscht sich nicht darüber, daß er seine Finanzgeschäfte jetzt unter steter Controle der deutschen Regierung machen muß und daß diese Regierung gegebenenfalls so rücksichtslos eingreifen wird, wie er es nur je gethan. Der Südafrikaner hat seinen Mann gefunden. Er tröstete sich darüber vielleicht, wenn dieser Mann zu allem Unglück nicht vollkommen immun gegen englisches Gold und vollkommen unbewandert in Bank-Transactionen wäre. Mit dem deutschen Unterofficier macht der gescheiteste Jobber kein Geschäft. Und da demissionirt er lieber.

Der sprichwörtliche Deutschenhaß Cecil Rhodes', der aus unserer ablehnenden Haltung gegen seine transafrikanische Kabelgesellschaft erwuchs, wird in's Ungemessene steigen. Lächelnd in wüthendem Hohn, steht der blitzmoderne Realpolitiker, der raffinirte Rechner und Speculant, der glänzende Abenteurer einer drohend erhobenen, derben Faust gegenüber, die nichts weiß von seinem klugen Schaffen und Raffen, sein feines, neumodisches Spiel nicht versteht, deren rauher Ueberlegenheit er aber zähneknirschend weichen muß, wie die schwachen Matabele seiner Faust wichen. Dem scrupellosen Emporkömmling, der die schwarze Venus mit Gold und gelegentlichen, brutalen Püffen zu erobern glaubte, der ihr stilles, dunkles Reich zum Tummelplatze einer Politik machte, wie sie selbst im verwesenden Europa und Amerika **fin de siècle** kein frechgenialer Jobber zu üben wagte, dem verwegenen Schwindler dämmerte nun vielleicht die Erkenntniß, daß es noch eine höhere, klügere und einträglichere Staatskunst als die seine giebt. Die Staatskunst, die mit ruhiger, fleißiger Culturarbeit klare Entschiedenheit und Festigkeit verbindet, die Afrika erobern muß und wird, nicht mit dem Kurszettel in der Hand, nicht der Goldeingänge im Comptoir halber, sondern um des germanischen Volkes willen, das den schwarzen Erdtheil für seine Zukunft, seiner Zukunft Söhne gebraucht. **Caliban.**

Dramatische Aufführungen.

Florian Geyer.

Bühnenspiel aus dem Bauernkriege in einem Vorspiel und fünf Akten von Gerhart Hauptmann.

Wohl die gewaltigsten Tage deutscher Geschichte, da ein Neues von unerhörter Pracht werden wollte, da Mittelalter und zwanzigstes Jahrhundert heiß erbittert miteinander rangen und es zwei Monate lang schien, als sollte anno 1525 im Fluge durchgesetzt werden, was wir heute erst zur Hälfte erreicht haben; wohl die edelste und sympathischste Gestalt der deutschen Geschichte, ein Mann so wahr und rein, so groß und liebevoll, daß selbst gemeiner Haß sein weißes Ehrenkleid nicht zu beschmutzen vermochte — so erhabene Verbündete hatte sich Gerhart Hauptmann gewählt, um dem lärmenden Erfolg der „Weber" einen noch tosenderen an die Seite zu stellen. Und alle Vorbedingungen waren gegeben. Die gigantisch gedachte, social-religiöse und wirthschaftliche Umwälzung, die wir „Bauernkrieg" nennen, steht dem modernen Empfinden näher als irgend ein zweites, historisches Ereigniß; schlichtweg bewunderungswert sind die Ideen, die damals klar und schön an's Tageslicht traten und einen tiefen Kenner der Bewegung zu dem Ausspruche veranlaßten, die Führer der aufrührerischen Bauernschaaren seien ungleich weitblickendere, im besten Sinne **modernere** Politiker als Marx und Bebel gewesen. Unsere wild erregte Zeit ähnelt so frappant jener verschollenen, das Sehnen und Begehren der Menschenherzen, die vor 370 Jahren schlugen, war dem unsrigen so gleich, daß es dem echten Dichter ein Leichtes sein muß, die Geschehnisse und die Männer von 1525 rund und lebendig vor unsere Augen zu stellen, uns mit ihren Gedanken zu flackernder Begeisterung hinzureißen, und zu inniger, brüderlicher Antheilnahme an ihren Schicksalen zu zwingen. Greift gar ein Gerhart Hauptmann zu diesem Stoffe, so scheint der glänzende Sieg von vornherein gewiß. Denn neben dem Hauptmann-Enthusiasten **à tout prix** sitzen Hunderte im Theater, die in ihm seit seinen „Webern" den heiß geliebten Parteidichter grüßen und mit der festen Absicht hergekommen sind, sich auch an seiner neuen, vielversprechenden Schöpfung zu berauschen; der Rest des Publicums aber empfindet mindestens weihevolle Hochachtung vor dem Poeten und ist durchaus geneigt, sich von ihm führen zu lassen. Da haben die paar ärmlichen Neider nichts zu be-

Digitized by Google

deuten, die keinem „Collegen“ einen Erfolg gönnen; sie, die bei jeder andern Première so vortrefflich flau zu machen verstehen, regen nun durch ihren Widerspruch nur zu verdoppelten Beifallskundgebungen an.

Wenn Hauptmann mit seinem Florian Geyer trotz alledem eine Niederlage erlitten hat, so muß die Schuld klärlicherweise an der Dichtung selber liegen. Und in der That ist sie in keiner Weise den hochgespannten Erwartungen gerecht geworden, mit denen man an sie herantrat, den Erwartungen, die ausgiebige und nicht immer geschmackvolle Reclame seit mehr als Jahresfrist wachzurufen bemüht war. Wohl hat kein Verständiger ein dramatisches Meisterwerk erhofft, denn ein dramatisches Meisterwerk läßt sich nicht wie ein Gummiball zusammenpressen; Florian Geyer aber, der anfänglich zwei Theaterabende ausfüllen sollte, wurde „auf Wunsch des Directors“ vom Verfasser so gekürzt, daß er sich in vier Stunden herunterspielen ließ. Da der Autor einmal beim Streichen war, hätte er ein Uebriges thun und auch die verbleibenden, peinlichen Längen, das endlose Parlamentgerede seines Werkes entfernen sollen; der Geist des Ennuis, der durch volle vier Akte bleiern auf ihm lastete und erst gegen zehn Uhr Abends zu weichen begann, wäre dann früher gebannt worden, und der dröhnende Applaus an jedem Aktschlusse hätte minder tragikomisch geklungen.

Die „alte Schule“ dramatisirte ein historisches Ereigniß, eine weltbewegende Idee, indem sie den Helden zu ihrem Träger machte und die Vorgänge, die Gedankenkämpfe dazu benutzte, buntfarbige Lichter auf seinen Charakter fallen zu lassen. Der Poet fühlte sich nie als Geschichtsprofessor, sondern allein als Menschenschöpfer; nicht der Reiz des Stoffes, sondern die tiefe Freude an der Seelensyntheſe zwangen ihm die Feder in die Hand. Dieser, vielleicht sehr altfränkischen, aber jedenfalls künstlerischen Art des Schaffens verdanken wir Shakespeare's und Schiller's historische Dramen, denen man nicht gut all' und jeden Werth und all' und jede Bühnenwirkung absprechen kann. Anders lautet das Credo Hauptmann's des Modernen. Er schildert die Vorgänge selbst oder richtiger, er versucht sie zu schildern; er dialogisirt die Darlegungen des Geschichtsforschers. Er trachtet nicht, Lücken auszufüllen, Räthsel zu lösen, die der Wissenschaftler aus Mangel an Urkunden, Ueberlieferungen und sonstigem Material offen lassen mußte; ihn treibt es nicht, wie den alten Poeten, mit der Kraft des Genius an die Ergänzung des Torsos, er beschäftigt sich mit dem tragischen Schicksale Florian Geyer's nicht, *weil* es so viel unaufgeklärte, dunkle Stellen darin giebt, sondern *trotz* dieser dunklen Stellen. So kommt es, daß er statt Geschichte Geschichten vorträgt, daß er eine Ueberfülle von verworrenen Vorgängen darstellt, die nur lose miteinander verbunden sind und eine treffliche Illustration des Lessing'schen Wortes von den mit Handlung gefüllten Sandsäcken bieten. „Florian Geyer“ ist ein Bezirtitel, denn in Wahrheit beschäftigt sich der Dichter nicht sowohl mit ihm als mit den Heerschaaren, die er führt, und auch die Angabe „Bühnenspiel in fünf Akten und einem Vorspiel“ muß eine Täuschung genannt werden, da dies „Vorspiel“ nur erfunden wurde, um die ominöse Bezeichnung „Stück in sechs Akten“ zu vermeiden. Begänne das Drama mit dem zweiten, dem dritten, dem fünften Aufzuge, es verschlüge ihm nichts; fehlten ganze Akte, es schadete dem Verständniß dieses curiosen Trauerspieles nichts. Es liegt mir fern, gegen Hauptmann den Vorwurf zu erheben, den die meisten seiner Nachahmer redlich verdienen: daß er liederlich arbeite und keine Kenntniß der einfachsten Bühnengesetze habe. Hauptmann lehnt sich vielmehr mit bewußter Absicht, aus Grundsatz gegen diese Regeln auf; seine gewaltige Persönlichkeit soll im Laufe der Jahrtausende erprobte Gesetze umstoßen, alte Tafeln zerbrechen, sein Genie will neue dafür schreiben. Ihn warnte die schmähliche Niederlage des „Biberpelz“ nicht, weil er diese Warnung verlachte, weil er die siegreiche Opposition die Opposition der Beschränktheit und Dumpfheit nannte. Und er ahnt gar nicht, daß er nur darum in seinen Dramen die Concentration, die einheitliche Handlung verschmäht, weil ihm die Gabe fehlt, zusammenzufassen und mit starker Faust einen großen Conflict zu gestalten.

Es hält sehr schwer, den Inhalt des neuen Hauptmann'schen Dramas zu erzählen. Wer das bekannte Buch Zimmermann's über die Bauernkriege gelesen hat, kennt damit den Florian Geyer unseres Dichters; es ist ganz augenscheinlich, daß er sein Wissen und schlimmer noch, seine Auffassung von der Empörung ausschließlich diesem Tendenzschriftsteller verdankt. Nur giebt er sich noch tendenziöser, noch einseitiger, und während Zimmermann auch das scheußliche Blutbad von Weinsberg, diese Greuelthat ohne Gleichen, mit ehrlicher Entrüstung beschreibt, begnügt sich Hauptmann damit, die Schändlichkeit der sieghaften Ritterschaft und ihre Verbrechen gegen wehrlose Gefangene an den Pranger zu stellen. Dadurch kommt in das bis dahin nur langweilige, aber nicht verletzende Opus ein Zug allzu offensichtlicher Parteilichkeit, der den Widerspruch Andersgesinnter nothwendig herausfordert, und so konnten Hauptmann's Gegner just in dieser, an sich recht effectvollen, theilweise sogar grandiosen Scene einen tumultuarischen Widerspruch entfesseln, der die Darstellung des Stückes auf Minuten unterbrach und zu höchst unwürdigen Auftritten führte.

Das Bestreben Hauptmann's, kein abgeschlossenes, einheitliches Bild, sondern bunte, nur leicht verknüpfte Bilder zu geben, statt dramatischer Spannung und innerer Theilnahme politische Empfindungen zu wecken, die mit der Kunst nichts zu schaffen haben, prägt sich im ganzen Aufbau des Dramas aus — wenn man hier von einem Aufbau im bühnentechnischen Sinne überhaupt sprechen darf. Und allenthalben, in jeder Scene fast verräth sich der epische Charakter des Stoffes. Es wird ungeheuer viel geredet von Ereignissen, die in den Zwischenacten und hinter den Coulissen passiren; Florian Geyer selbst schwätzt endlos von tausend erhabenen, herzbewegenden Dingen, aber wir vermögen ihn vorm letzten Akte beim besten Willen nicht für einen Mann der That, des Entschlusses zu halten. Der stolze, freie Held wird ein Phrasenheld, ein Volksversammlungs-Schwadroneur. Aber selbst, wenn dem Dichter diese unentschuldbaren Mißgriffe nicht begegnet wären, würde das ständige Gewimmel, das tolle Durcheinander von Personen auf der Scene jede dramatische Wirkung verhindert haben. Einige sechzig Menschen tummeln sich auf den Brettern, und zu Anfang reden nie weniger als zwanzig „auf einmal“. Possirlich, zum Mindesten aber gar nicht realistisch ist es anzusehen, wie Hauptmann aus diesem babylonischen Gewühl die Hauptpersonen heraushebt und uns an ihren Unterhaltungen theilnehmen läßt: die übrigen Anwesenden im Raume sehen sich dann einfach genöthigt, plötzlich taubstumm zu werden, ihr Gespräch und ihren Lärm nur noch zu markiren. So sinkt der kühne Reformer unvermittelt jäh auf den Standpunkt des naiven Dilettanten zurück, der von Bühnengesetzen überhaupt keine Ahnung hat; ein armer Jambendichter hätte sich nicht den dritten Theil der Harmlosigkeiten, des Radaus und der Schablonen-Effecte zu Schulden kommen lassen dürfen, mit denen Gerhart Hauptmann dies Mal wirthschaftete. Ein Unding ist daneben die Sprache des Stückes, ein phantastisches, ermüdendes Gemisch aus Hochdeutsch, süddeutscher Mundart und Bibelworten, mit hundertfach wiederkehrendem „gewest“, „nit“, „lan und gahn“, „itzt“ u. a. Auch dies Mittel zur Hervorzauberung einer Stimmung, die doch nur der dichterischen Größe und dramatischen Kraft des Werkes entkeimen konnte, versagte vollständig.

So muß, bei manchen unleugbaren Schönheiten, die jüngste Arbeit Hauptmann's als völlig verfehlt bei Seite gelegt werden. Soweit sie Erfolge erzielt, dankt sie es ihrer grobschlächtigen Tendenz, der ein Dichter nun und nimmer seine Siege verdanken darf. Florian Geyer bedeutet einen weiteren, bedauernswerthen Rückschritt in der Entwickelung unseres Poeten, von dem das deutsche Theater doch immer noch das Höchste erhofft. Es hofft zu Unrecht, scheint es. Denn die Freude am Episodenkram überwuchert zusehends Hauptmann's geordnetes Schaffen; in diesen langathmigen Schilderungen des Milieus geht nicht nur die Kunst der Charakteristik, die höchste, dramatische Kunst, sondern auch das Interesse an der Idee unter, die doch den Dichter an die Arbeit trieb.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Schöpfung des Menschen.

I.

In Nr. 50 der „Gegenwart“ 1895 theilt Herr Ludwig Büchner mit, nach meinem Werke „Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale“ habe „Alles in der Natur seine Ideale, eine Rose, eine Nachtigall, ja sogar der Krystall — —“. Diese Mittheilung entbehrt jeder thatsächlichen und scheinbaren Grundlage. **Wilhelm Haacke.**

II.

Die Stellen, auf die sich mein Citat bezieht, lauten a. a. O. S. 376 und 77 wörtlich:

„Was ist das Ideal einer Rose, was das einer Nachtigall, was das eines Menschen?“ — —

„Eine Antwort auf die Frage, was das Ideal einer Rose sei, läßt sich schwerlich geben. — — Es würde wohl kaum ohne jahrelanges Studium gelingen, eine Antwort auf die Frage, was das Ideal einer Rose sei, zu geben. — — Deßhalb wollen wir nicht eine Rose, die schon ein viel zu complicirtes Gebilde ist, in's Auge fassen, noch weniger eine Nachtigall oder gar den Menschen, sondern ein Gebilde der anorganischen Natur, einen Krystall.“

„Was also ist das Ideal eines Krystalls?“ — — —

„Zu dem Ideal eines solchen Krystalls gehört es also, daß er so charakteristisch für seine Art ist, wie es nur irgend möglich ist.“ — „Der *wissenschaftliche* Begriff eines Krystalls deckt sich aber nicht mit dem *Ideal* eines Krystalls. Denn den Gesetzen, denen die Krystalle einer Art gehorchen, muß eben jeder Krystall der betreffenden Art folgen, sonst würde er nicht zu dieser Art gehören“ ꝛc. ꝛc.

Es ist ein bloßes Mißverständniß des Wortlautes, wenn der Verfasser sich falsch citirt glaubt. Er meint, ich hätte sagen wollen, daß Rose, Nachtigall, Krystall für sich ihre eigenen Ideale hätten, was ich gar nicht beabsichtigte, *obgleich eine solche Auslegung nach Haacke's eigener Theorie*, zu Folge welcher Alles in der Natur und die Materie selbst *beseelt* ist, nicht einmal unmöglich oder undenkbar wäre.

Prof. **Ludwig Büchner.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 83.

Staats- und Socialwissenschaft.

Etwa 1800 Nummern.

Oscar Schack in **Leipzig,** Königsstr. 15.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

HANS VON BÜLOW

Briefe und Schriften

herausgegeben von

Marie von Bülow.

I. Briefe.

Band I u. II mit Bildnissen und Faksimilen. ℳ 10.—, geb. in Leinw. ℳ 12.—, in Halbfranz ℳ 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände „Briefe" vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind soeben erschienen von

Kuno Fischer:

Goethe's Sonettenkranz.

(Goethe-Schriften 4.)

8°. Brosch. Mk. 2.

Die langerwartete Fortsetzung der Goethe-Schriften.

Kritische Streifzüge wider die Unkritik.

(Kleine Schriften 4.)

8°. Brosch. Mk. 3.20.

Wir machen besonders aufmerksam auf die sehr lehrreichen polemischen Erörterungen, den Tasso betr., mit Bezug auf des Verfassers Buch: **Goethe's Tasso.**

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Der Alchymist

Zweiter Theil der Dichtung „Laskaris"

von

Arthur Pfungst.

Zweite durchgesehene Auflage

broschiert M. 2.—; eleg. geb. M. 3.—.

In dem gleichen Verlage erschien früher:

Laskari's Jugend

Erster Theil der Dichtung „Laskaris"

von

Arthur Pfungst.

Zweite durchgesehene Auflage

broschiert M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Obiges Werk, welches von der maßgebenden Presse als eine der hervorragendsten Dichtungen des letzten Jahrzehnts bezeichnet worden ist, ist für Geschenke sehr geeignet.

Nr. 3 der „Jugend",

Münchener Wochenschrift für Kunst und Leben.

Herausgeber: **Georg Hirth**, Redakteur: **F. von Ostini,** erscheint **am 18. Januar** mit dem farbigen Titelbild von Professor Rud. Seitz:

„Bismarck leimt den Reichsadler wieder zusammen."

Preis pro Quartal (13 Nummern) 3 Mk.

Die einzelne Nummer 30 Pf.

G. Hirth's Kunstverlag in München.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen, sowie Post- und Zeitungs-Expeditionen.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung.) — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

INDIANA UNIVERSITY

№ 3. Berlin, den 18. Januar 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Schuldentlastung der landwirthschaftlichen Betriebe. Von P. Seger. — Das Asylrecht. Von Jul. Lubsczynski. — **Literatur und Kunst.** Das Handwerk des Dramatikers. Von Franz Servaes. — Eine neue Ethik. Von A. v. H. — **Feuilleton.** Wie sie die Treue brach. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Justiz im Recht und im Unrecht. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Schuldentlastung der landwirthschaftlichen Betriebe.

Von **P. Seger.**

Die Schuldentlastung der Bauern war eine alte demokratische Forderung, die zuerst in Frankreich auftauchte, wo die Bauern nach der Befreiung von den feudalen Lasten durch die große Revolution bald die neuen bürgerlichen Lasten drückend fühlten. Marx, ein zeitgenössischer Beobachter, schildert das in den Artikeln „Die Classenkämpfe in Frankreich 1848—1850" folgendermaßen: „Man begreift die Lage der französischen Bauern, als die Republik ihren alten Lasten noch neue hinzugefügt hatte. Man sieht, daß ihre Exploitation von der Exploitation des industriellen Proletariats sich nur durch die Form unterscheidet. Der Exploiteur ist derselbe: das Capital. Die einzelnen Capitalisten exploitiren die einzelnen Bauern durch die Hypothek und den Wucher, die Capitalistenclasse durch die Staatssteuer. Der Eigenthumstitel der Bauern ist der Talisman, womit das Capital ihn bisher bannte, der Vorwand, unter dem es ihn gegen das industrielle Proletariat aufhetzte. Nur der Fall des Capitals kann den Bauern steigen machen, und eine anticapitalistische, eine proletarische Regierung, kann sein ökonomisches Elend, seine gesellschaftliche Degradation brechen. Die constitutionelle Republik, das ist die Dictatur seiner vereinigten Exploiteurs, die socialdemokratische, die rothe Republik, das ist die Dictatur seiner Verbündeten."

Um das zu verstehen, muß man bedenken, das der französische Bauer, welcher hier gemeint ist, nicht der Großbauer ist, welchen wir in vielen Gegenden Deutschlands haben, ein landwirthschaftlicher Unternehmer; sondern der Parcellenbauer, der ohne Knecht, nur mit seinen eigenen Händen und denen seiner Familie schafft. Der verschuldete Großbauer ist nichts als ein Unternehmer, welcher mit theilweise fremdem Capital arbeitet; und hier ist zunächst keinerlei Grund zu elegischen Betrachtungen, denn da sich das Betriebscapital höher verzinst als das Grundcapital, so ist eine Verhypothekirung der Güter, die relative Vergrößerung des Betriebscapitals gegen das Grundcapital, nur vortheilhaft für ihn. Der verschuldete selbstarbeitende Kleinbauer aber ist meistens in einer viel schlechteren Lage wie der industrielle Arbeiter. Im Kleinbesitz sind die Landpreise so hoch, daß sie weit über den Capitalwerth der Grundrente hinausgehen, die ohnehin bei der unrationellen Bewirthschaftung des kleinen Besitzes niedriger ist als sie sonst wäre; und wenn ein hoher Procentsatz des Gutswerthes verschuldet ist, so hat der Bauer in vielen Fällen nicht nur die gesammte Rente abzugeben, sondern auch noch einen Betrag außerdem, der einen Theil seines Arbeitslohnes darstellt. Während so der Großbauer mit dem bürgerlichen Unternehmer in Parallele gestellt werden muß, ist der Parcellenbauer als etwas Ähnliches anzusprechen wie der Hausindustrielle.

Schon in Frankreich hatten sich die Socialisten der demokratischen Schuldentlastungidee angenommen. Der Staat sollte die Hypotheken übernehmen und dafür von ihm garantirte Schuldbriefe ausgeben. Da der Staat einen besseren Credit hat wie der einzelne Kleinbauer, so würde er billigere Zinsen zu zahlen haben und deßhalb auch von den Bauern billigere Zinsen verlangen können. Zu diesem Gewinn würde dann noch kommen, daß die Unkosten beim Kündigen alter und Aufnehmen neuer Hypotheken, relativ um so größer, je kleiner die Schuld ist, wegfielen.

Mit anderen demokratischen und socialistischen Ideen kam auch der Schuldentlastungsplan nach Deutschland. In einem interessanten, wie es scheint wenig bekannten Document, den „Forderungen der communistischen Partei in Deutschland 1851" heißt es in § 8: „Die Hypotheken auf den Bauerngütern werden als Staatseigenthum erklärt. Die Interessen von jenen Hypotheken werden von den Bauern an den Staat bezahlt."

Dann verstummt plötzlich Alles in Bezug auf diese Forderung.

Der Grund liegt in dem mächtigen Fortschreiten der Landwirthschaft in diesen Jahrzehnten. Die großen Goldmassen, welche aus Californien hereinströmten, steigerten die Preise, während gleichzeitig die Löhne wenig oder gar nicht in die Höhe gingen; die Eisenbahnbauten und der große industrielle Aufschwung, die Kriege, wie der Krimkrieg und der amerikanische Secessions-Krieg, die außerhalb des europäischen Productionsgebietes geführt wurden, hier also nichts zerstörten, dabei aber europäische Production absorbirten, dann die Verbreitung besserer landwirthschaftlicher Einsicht, Verkoppelungen, Gemeinheitstheilungen, Meliorationen, der Uebergang zu höheren Wirthschaftsordnungen — alles das verursachte eine Blüthe der Landwirthschaft, an der auch die kleinsten Besitzer Theil nahmen.

Der Rückschlag kam bekanntlich seit 1874, seit dem Eindringen des billigen überseeischen Getreides. Nachdem die Landwirthe einige Zeit sich in der Illusion gewiegt hatten,

Digitized by Google

daß durch den „Raubbau", der in den überseeischen Ländern getrieben werde, bald die productiven Kräfte des dortigen Bodens erschöpft sein würden und damit die neue Concurrenz ihre Bedeutung verlieren werde, sahen sie die Gefahr schließlich doch in ihrem vollen Umfang ein. Dazu kam, daß die guten Zeiten eine wahnsinnige Steigerung der Güterpreise herbeigeführt hatten, die womöglich noch nicht einmal auf die damaligen Kornpreise berechnet waren, sondern noch höhere escomptirten; daß gleichzeitig mit dem scharfen Steigen der Löhne die Productionskosten stiegen; und endlich, daß die Hoffnung auf weiteres Steigen der Grundrente dazu geführt hatte, daß Viele mit unzureichendem Capital sich eine zu große Fläche aufgeladen hatten, die sie nunmehr, bei fallender Grundrente, nicht mehr halten konnten. Die aus diesen Ursachen schnell acut gewordene Krisis machte natürlich Alle geneigt, sich nach Hülfsmitteln umzusehen, die in den stolzen Zeiten des Aufschwungs, des damit zusammenhängenden Freihändlerthums und der liberalen Wirthschaftspolitik stolz zurückgewiesen sein würden.

Jetzt tauchte auch der Grundentlastungsplan wieder auf. Dr. Meyer, der Mitarbeiter dieser Blätter, fand in einer alten Schrift von Friedrichs Engels die Idee kurz angedeutet und theilte sie dem damaligen Führer der österreichischen Clerical-Conservativen, dem Freiherrn von Vogelsang, mit. Dieser gestaltete sie in verschiedenen Arbeiten weiter aus und erreichte, daß das, was ursprünglich von Revolutionen erfunden war, um die Kleinbauern gegen den Capitalismus und die reactionären Regierungen feindlich zu stimmen, jetzt als bestes Mittel betrachtet wurde, den großen und bäuerlichen Besitz im conservativen Interesse zu stärken. Von Oesterreich kam die Idee nach Deutschland, zunächst als Besitz socialreformatorischer Professoren, dann immer populärer werdend, bis sie heute den eisernen Bestand agrarischer Forderungen des Grafen Kanitz, der Antisemiten, und, wenigstens nach den Intentionen der Verfasser des Agrarprogrammvorschlags, der Socialdemokraten bildet.

Um den ganzen Zusammenhang zu verstehen, müssen wir zunächst die in Frage kommenden einzelnen Thatsachen genau analysiren. Wir werden dann finden, daß je nach den Umständen dieselbe Forderung die verschiedenste Bedeutung hat.

Die Grundrente ist derjenige Reinertrag eines Gutes, welcher übrig bleibt, nachdem das investirte Capital seine Verzinsung und seinen Unternehmergewinn erhalten hat; das investirte Capital ist nicht das Capital, das für ein Gut beim Ankauf gezahlt wird; dessen Herkunft ist vielmehr noch zu erklären; sondern das, welches für Geräthe, Vieh, Urbarmachung, Melioration ꝛc. angewendet ist. Sie entsteht dadurch, daß landwirthschaftliche Producte als allgemein nothwendige Producte bei gegebener Bevölkerungsziffer in einer gewissen Quantität gebraucht werden; auf Wegen, deren genaue Erörterung hier zu weit führen würde, haben dadurch die Besitzer des Landes, vorausgesetzt, daß nicht noch herrenloses Land existirt, daß sie also ein Monopol ausüben, die Möglichkeit, für die Benutzung ihres Landes einen Tribut zu fordern, indem sie ihre Producte zu höherem Preis verkaufen, als die Productionskosten betragen; diese Differenz zwischen Productionskosten und Verkaufspreis ist die absolute Rente. Außerdem, da Land verschiedener Qualität zum Anbau verwendet wird, auf dem die Productionskosten für die Producteneinheit verschieden sind, der Preis aber durch die theuersten Productionskosten bestimmt wird, erhalten die Besitzer der besseren Bodenarten noch eine weitere Differenz zwischen ihren (individuellen) Productionskosten und dem Preis, die Differentialrente. Beide Renten zusammen bilden die Grundrente.

Der Besitzer eines bestimmten Stückes Land hat also, immer abgesehen von Verzinsung und Gewinn auf etwaige Capitalaufwendungen, die Erwartung, jährlich eine bestimmte Summe, die Grundrente, ohne weitere Aufwendung seinerseits zu erhalten. In einer Gesellschaftsorganisation, in der jedes feste Einkommen, das nicht durch eigene Arbeit verdient wird*), nothwendig als Capitalzins erscheint — was zu der Paradoxie führt, daß selbst verzehrte Capitalien, die ganz aus der Welt verschwunden sind, wie alle nicht productiv angelegten Reichsanleihen, immer noch als zinstragend vorgestellt worden — erscheint auch die Grundrente als Zins, als Zins des Capitals, das man fingirt, indem man die Grundrente capitalisirt, das heißt, je nach dem Stand des Zinsfußes von 3, 4 oder 5% mit $33^1/_3$, 25, oder 20 multiplicirt. Jeder gegenwärtige Besitzer eines Gutes ist dadurch zum Besitz gekommen, daß er nicht nur das investirte Capital dem Vorbesitzer ersetzt hat, sondern ihm auch die Grundrente abgekauft hat durch Zahlung eines Capitals, welches das Vielfache jener Grundrente betrug. Wollen wir genau sprechen, so dürften wir also nicht sagen: Jemand hat ein Gut gekauft, sondern: Jemand hat ein investirtes Capital ersetzt und eine Rente gekauft.

Wenn der Preis des Gutes — sehen wir der Einfachheit wegen von dem Ersatz des Capitals ab — die capitalisirte Rente ist, so ist er zunächst abhängig vom Zinsfuß. Steigt der Zinsfuß, so fällt der Multiplicator des Rentenbetrages und damit der Güterpreis; fällt der Zinsfuß, so findet das Umgekehrte statt.

Der Käufer bezahlt nun nicht den ganzen Preis, sondern läßt einen Theil des Kaufpreises auf dem Gut als Hypothek stehen. Der Hauptgrund ist bereits oben angeführt. Die Hypothek ist eine fest verzinsliche Schuld, eine Capitalsumme, für welche jährlich eine bestimmte feste Geldsumme bezahlt werden muß.

Kommen nun Veränderungen des Zinsfußes vor, so hat das Reibungen in dem Verhältniß von Rente-Hypothekenzins und Güterpreis-Hypothek zur Folge.

Wir leben bekanntlich in einer Periode fallenden Zinsfußes. Die Güterpreise mußten also steigen (wir werden nachher sehen, daß sie das nicht thun), soweit nur der Capitalisirungsmultiplicator in Frage kommt. Wenigstens erscheint die Grundrente als eine Geldsumme, welche nicht die hohen Zinsen eines niedrigern, sondern die niedrigern Zinsen eines höheren Capitals darstellt. Mit dem allgemeinen Fallen des Zinsfußes fällt aber der Hypothekenzinsfuß nicht gleichmäßig. Es wirken da verschiedene Gründe mit, wie ja überall die ökonomischen Bewegungen sich nicht Schlag auf Schlag durchsetzen. 5 und $5^1/_2$ Procent wird noch heute häufig bezahlt für Hypotheken.

Nun scheint ja, wenn das Gut in derselben Hand geblieben ist, practisch hier keine große Besorgniß nöthig zu sein. Das, worauf es ankommt, die Grundrente, ist ja dieselbe geblieben, der Abzug von der Grundrente, als welchen sich der Hypothekenzins darstellt, gleichfalls, und die Einnahme des Besitzes ist gleichfalls ungeschmälert.

Indessen wird von einer andern Seite her dieser Zustand gefährlich: durch das Sinken der Preise und Steigen der Löhne ist die Grundrente stark gesunken, dadurch der Multiplicand kleiner geworden, und die Güterpreise, statt zu steigen, sind zurückgegangen. In Wirklichkeit also ist die Einnahme, weil der Abzug, der für die Zinsen gemacht werden mußte, der alte ist, bedeutend geringer geworden. Wir hatten bis jetzt das Schwanken der Gutspreise als nur durch die Veränderungen des Zinsfußes verursacht aufgefaßt; jetzt sehen wir, daß sie auch durch die Veränderungen der Grundrente ins Schwanken gerathen können.

*) Mit lächerlicher Consequenz haben Nationalökonomen sogar den Lohn als Capitalverzinsung betrachtet, und aus dem jährlichen Lohnsatz den „Capitalwerth" des Arbeiters berechnet, der ihn verdient. Das ist natürlich, da wir ja freie Arbeit haben, der reine Unsinn; nur bei Sclavenarbeit kann ein Mensch Capitalwerth haben, wie bei Leibeigenschaft die Arbeitskraft eines Menschen.

Digitized by Google

Der Fall der Grundrente ist nun, wie bereits erwähnt, die Ursache der großen landwirthschaftlichen Krisis. Die Höhe der Zinsen kommt erst in zweiter Linie, denn wir haben ja gesehen, daß sie an sich, ohne die Complication mit dem Fall der Rente nichts würde zu bedeuten haben; denn nach einiger Zeit muß sich der Zinsfuß ja doch ausgleichen, und bis das geschieht, geht nur ein geringer Theil des Bodens in andere Hände über, wo er zu den, dem Fall des allgemeinen Zinsfußes entsprechenden theueren Preise gekauft wurde.

Unzweifelhaft würde die Uebernahme der Hypotheken auf den Staat den Grundbesitzern außerordentlich vortheilhaft sein. Dreiprocentige Consols stehen jetzt über Pari, und einen gleichen Kurs würden natürlich die vom Staat ausgegebenen und garantirten Schuldbriefe erreichen. Die Differenz zwischen dem Parikurs und dem thatsächlichen, die der Staat bei der Emission zum größten Theil für sich behalten könnte, würde vielleicht also hinreichen, um die Verwaltungskosten zu decken, und die Landwirthe brauchten dann dem Staat nicht mehr wie 3% Zinsen zu zahlen, während sie heute unter 4% überhaupt kein Capital erhalten, sehr oft bis $5^1/_2$% zahlen müssen, und bei nicht hypothekarisch eingetragenen Schulden noch viel mehr, die sie natürlich nie verdienen können.

So einfach die Sache zunächst aussieht, so große Bedenken erregt sie indessen bei näherem Zusehen.

Zunächst würde die Entlastung ganz verschieden wirken auf die beiden großen Kategorien von Landwirthen, die man unterscheiden muß, auf die mit fremder Arbeitskraft haushaltenden, die Unternehmer, und auf die nur auf ihre eigene Thätigkeit angewiesenen Kleinbauern. Der Vortheil, den die Ersteren haben, geht aus dem bereits Ausgeführten hervor. Sie kaufen zum Preis der capitalisirten Grundrente, und wenn sie die Hypotheken niedriger verzinsen, so wird der Theil der Grundrente, welche ihnen gehört, größer. Indessen ist zu bedenken, daß die Reform wahrscheinlich zur Folge haben würde, daß nunmehr Leute mit kleinerem Capital sich ankaufen würden wie früher. Für ihre Existenz nöthig war die Differenz zwischen Rente und Zinsen; ist diese größer, so können sie eine größere Hypothekenschuld aufnehmen, welche die neue Zinsensumme bei dem niedrigern Fuße doch wieder der alten bei dem höhern Fuße gleichmachen wird. Da der Boden, gerade durch die Krise, immer mehr Handelsgegenstand wird, so ist die Gefahr doch nicht gering zu schätzen. Dauernder Vortheil für die Gesundung unserer landwirthschaftlichen Verhältnisse wird nur in den Fällen entstehen, wo das Gut im Erbgang übernommen wird gegen Auszahlung an die Geschwister.

Viel schlimmer sind die Verhältnisse bei den Kleinbauern. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Kleingüter viel höher im Preise stehen, wie die größeren, trotzdem die Rente hier geringer ist. Das erklärt sich daraus, daß die Berechnung nach der Rente hier überhaupt nicht stattfindet. Der Kleinbauer kann nicht calculiren. Seine ganze Berechnung geht darauf hinaus: was er für den allerdürftigsten Lebensunterhalt braucht, das muß er von der Wirthschaft haben; Alles, was darüber ist, erscheint ihm als Reingewinn — Rente darf man das nicht nennen. Nun hat der Mann scheinbar vielleicht nur, sage 60% des Werthes seines Gutes verschuldet; in den meisten Fällen aber giebt er den ganzen „Reingewinn" in Form von Zinsen ab. Die 40%, die er am Gut hat, verzinsen sich gar nicht, seine Lebenshaltung ist vielleicht schlechter wie die des Tagelöhners und seine Arbeit sicher schwerer. In Wirklichkeit bezieht er nichts als das Arbeitsverdienst, das, wenn er Arbeiter wäre, in Form von Lohn erscheinen würde. Fällt durch die Reform sein Zinsfuß und damit die zu zahlende Zinssumme, so daß er außer seinem Arbeitsverdienst noch etwas von Reingewinn hat, so steigt in seiner Anschauung sofort der Werth des Gutes, und bei der nächsten Erbübernahme wird es sofort durch entsprechend höhere Auszahlungen an die Geschwister belastet, so daß der Nachfolger doch nichts von der Reform hat.

Außerdem aber, daß die Reform doch nicht die große Bedeutung hat, wie es auf dem ersten Blick erscheint, ist noch zu bedenken, daß sich durch sie der Staat in eine ernste finanzielle Gefahr stürzen kann.

Die fallende Bewegung der Grundrente ist noch lange nicht zu Ende. Ganz abgesehen davon, daß die Getreidepreise durch die überseeische Concurrenz immer noch weiter fallen werden, beginnen auch noch andere Momente auf einen weiteren Sturz der Grundrente einzuwirken. Zunächst die Benutzung von Kraftmaschinen an Stelle der in der Industrie schon längst verdrängten, in der Landwirthschaft aber bis jetzt immer noch gebräuchlichen Pferdekraft. Die Dampfmaschine konnte für die landwirthschaftliche Arbeit die Bedeutung nicht gewinnen, weil sie zu massiv war und sich den verschiedenartigen Bedürfnissen der landwirthschaftlichen Arbeit nicht anpassen konnte. Die elektrische Kraft aber scheint nach allem Bisherigen die Bedeutung für die Landwirthschaft zu gewinnen. Schon hat eine Firma in Halle einen elektrischen Pflug construirt, welcher auf hügeligem wie auf ebenem Terrain, flach wie tief pflügt, leicht zu bedienen ist, und billiger arbeitet, wie der von Pferden oder Ochsen gezogene Pflug. Wird die Benutzung der thierischen Kraft in der Landwirthschaft eingeschränkt, so wird viel Land frei, das bis jetzt für Hafer gebraucht wurde und nunmehr zur Production menschlicher Nahrungsmittel benutzt werden kann; das ist ebenso, wie wenn Deutschland um ein großes Stück neuen, unangebauten und unbewohnten Gebietes größer würde. Dadurch wird natürlich ein Druck auf die Rente ausgeübt. Außerdem wird die Production verbilligt, dadurch sinken die Preise wieder weiter und die Grundrente mit ihnen. Noch viel folgenschwerer aber, als Alles das, sind die Versuche, welche jetzt mit Erfolg gemacht werden, Nahrungsmittel im Großen auf chemischen Wege darzustellen. Wenn das Acetylen auch die großen Hoffnungen nicht zu erfüllen scheint, welche anfänglich an die Entdeckung der neuen Herstellungsmethode geknüpft wurden, so ist es doch nur noch die Frage einer vielleicht nur sehr kurzen Zeit, daß auf die eine oder andere Weise die industrielle Herstellung der Nahrungsmittel möglich wird. Dann aber ist es mit der Grundrente überhaupt vorbei.

Hat der Staat die Hypotheken übernommen, so ist er den Gläubigern gegenüber haftbar, und die zu erwartende große Krisis der Landwirthschaft, von der wir heute nur erst das Vorspiel sehen, würde dann auch ihn mit in das Verderben hineinziehen. Man kann ja freilich sagen, daß die Erschütterung, welche jene Krisis hervorrufen wird, so ungeheuer sein muß, daß der Staat so wie so in schwerste Mitleidenschaft gezogen wird; indessen gerade deßhalb sollte man doch Alles vermeiden, was die Katastrophe noch verschärfen könnte.

In der zweiten Ausgabe des Buches „Die Creditnoth des Grundbesitzes" von Rodbertus befindet sich eine Einleitung von Meyer, welche in Anbetracht des Sinkens der Grundrente für Berechnung der Zinsen nach den Kornpreisen plaidirte, und im vorigen Jahrgang des „Socialdemokrat" stand ein langer Artikel über die preußische Rentengesetzgebung, in welchem gerade das Sinken der Grundrente mit der Grundentlastung in Verbindung gebracht wurde. Der Vorschlag war in Kurzem der folgende:

Die Landwirthe haben an den Staat die Zinsen zu zahlen, wie nach dem bisherigen Vorschlag. Die Coupons der Schuldverschreibungen jedoch, welche die Gläubiger des Staates bei den Staatscassen einlösen, lauten nicht auf eine bestimmte Summe in Geld, sondern auf so viel Centner Roggen, wie zu dem Preise der Zeit, wo die Verschreibungen ausgegeben sind, dem Zinsbetrag entsprechen; jährlich wird nun etwa nach den Lieferungspreisen der Hauptgetreidebörsen ein Durchschnittspreis für Roggen festgestellt, und zu diesem die Coupons eingelöst. Auf diese Weise participiren die

Digitized by Google

Gläubiger an dem Falle der Grundrente pro rata ihrer Hypotheken, und der Staat hat jährlich immer weniger auszugeben; seine Einnahmen aber bleiben dieselben und machen einen immer größeren Theil der Grundrente aus, bis schließlich der Güterwerth auf den Werth der Hypotheken gesunken ist und der Staat damit die Güter für sich selber übernimmt. Auf die weiteren Ausführungen soll hier nicht eingegangen werden, nur möge bemerkt sein, daß natürlich ein irgendwie demokratisirter Staat supponirt war.

In den Agrarprogrammvorschlägen, die dem socialdemokratischen Parteitag zu Breslau vorlagen, ist dieser Gedanke nicht berücksichtigt.

Eine kürzlich erschienene Schrift von Zakrzewski, die denselben Titel trägt wie dieser Aufsatz, beschäftigt sich mit dem Problem, ähnlich, wie in jenem Artikel gedacht war, mit Anknüpfung an die Rentengütergesetzgebung, nur daß nach diesen Vorschlägen die Gefahren beim Sinken der Grundrente viel größer werden. Durch Gewährung von Nothdarlehen denkt er, zunächst große Schäden zu heilen, die durch elementare Ereignisse der letzten Jahre entstanden sind, durch Ausdehnung der landschaftlichen Creditinstitute mit ihren billigeren Zinsen die Nachtheile zu heben, welche durch den zu hohen Zinsfuß entstehen; dann sollen auf Antrag der Schuldner Güter Seitens der Generalcommissionen in Rentengüter umgewandelt werden, und zwar — das ist das besonders Gefährliche — auf Grund der in dem zweiten Rentengütergesetz vorgesehenen „besonderen Taxe", welche höher ist, als die bisherige; und endlich soll der Staat, womit er am allersichersten hineinfallen würde, gar Güter ankaufen und an die bisherigen Besitzer verpachten.

Daß sich auf solche weitgehenden Aussprüche der Staat nicht einlassen kann, ist wohl selbstverständlich. Er könnte da unter Umständen noch schlimmere Consequenzen erzielen, als mit dem Antrag Kanitz.

Das Asylrecht.

Von Jul. Lubszynski

Die äußeren Erscheinungen, unter denen sich die Verhaftung des Freiherrn v. Hammerstein abspielte, und die langwierigen Maßnahmen, die unsere Strafverfolgungsbehörde treffen mußte, um sich der Person des Flüchtlings zu bemächtigen, haben in der Oeffentlichkeit zu interessanten völkerrechtlichen Erörterungen geführt, interessant nicht wegen ihrer Neuheit, als darum, weil sie von Neuem zeigen, wie die „öffentliche Meinung" leichten Herzens bereit ist, jedes Maaß staatswissenschaftlicher Bildung über Bord zu werfen, sobald Parteirücksichten mit dieser in Concurrenz zu treten beginnen. Wenn es auch offenbar niemals Absicht der völkerrechtlichen Lehre und Praxis sein kann, fremde Nationen oder etwa die ganze Welt mit angemaßten Ansprüchen den Satzungen einer Weltstrafmaxime zu unterwerfen oder gar als Interpret des Naturrechts als eines fictiven Municipalrechts aufzutreten, so muß doch aus dem Dasein der völkerrechtlichen Staatengemeinschaft immer ein gewisses Maaß von Uebereinstimmung an sittlichen Anschauungen gezogen werden, das auch durch Parteirücksichten niemals niedergedrückt werden kann.

Die Verhaftung Hammerstein's hat zunächt mit hinreichender Deutlichkeit von Neuem zum Bewußtsein gebracht, daß das Netz von Auslieferungsverträgen, welches die Culturländer umspannt, bei Weitem nicht so dicht ist, daß nicht durch seine Maschen sich noch Tausende von Verbrechern in rettende Strafloſigkeit bringen können. Man sollte meinen, daß je enger die Verbindung und der Verkehr der Staaten untereinander sich gestaltet, desto höher damit auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der völkerrechtlichen Gemeinschaft steigt; daß der Dualismus zwischen dem national begrenzten Staatsrecht, welches als Aufgabe des Staates zunächst die Sorge für den eigenen Rechtsschutz auffaßt und es den Nachbarstaaten überläßt, für seine eigene Rechtssicherheit zu sorgen, auf der einen Seite und das moderne Rechtsgefühl der Culturvölker auf der anderen, das sich dagegen sträubt, daß schwere Verbrecher nach Begehung ihrer Missethat sich unbehelligt im Auslande der Früchte ihres Vergehens erfreuen können, mehr und mehr zu Gunsten des Letzteren zurückweicht. Indem das internationale Recht ein Zusammenleben, eine Gemeinschaft staatlich constituirter Völker zur Voraussetzung nimmt, würde es mit sich selbst in Widerspruch treten, wenn es den eines Verbrechens bezichtigten Ankömmling gegen die berechtigte Strafgewalt des Auslandes durch Asylgewährung in Sicherheit bringen wollte. Trotzdem haben wir gesehen, daß ein Staat, der durch Handelsbeziehungen wie durch Verwandtschaft seines Herrscherhauses mit dem Deutschen Reich verknüpft ist, sich nicht veranlaßt gefühlt hat, dem Verlangen eines wegen gemeiner Verbrechen verfolgten Flüchtlings nachzukommen, und lediglich, um sich nicht durch die lästige publicistische Thätigkeit des Flüchtlings in eine unangenehme Lage zu setzen, von dem ihm zustehenden Recht der Ausweisung gegen Herrn v. Hammerstein Gebrauch gemacht hat. Wer hätte es hindern können, wenn der Ausgewiesene, der frei und ungehindert den Weg bis zur Grenze zurücklegen konnte, sich durch Selbstmord dem rächenden Arm der Nemesis entzogen oder neue Mittel und Wege zur Flucht gewonnen hätte?

Eine Verpflichtung zur Auslieferung bestand für den griechischen Staat nicht. Griechenland ist einer derjenigen Staaten, welcher sich bisher von einer Verwirklichung der internationalen Rechtsgemeinschaft durch Abschluß gegenseitiger Auslieferungsverträge in sonderbarer Scheu zurückgehalten haben. Außer Griechenland sind es noch Dänemark, Rumänien, Portugal, die Türkei und Bulgarien, mit denen das Deutsche Reich bisher keinen Auslieferungsvertrag geschlossen hat. Für die letzteren beiden Staaten mag der Mangel eines Auslieferungsvertrages nicht so in's Gewicht fallen, weil in diesen Staaten dem Reiche die Ausübung der Consulargerichtsbarkeit eingeräumt ist, und die Consulargerichte in der Lage sind, Angehörige ihres Staates, die in ihrem Heimathsstaat ein Verbrechen begangen haben, innerhalb des türkischen bezw. bulgarischen Territoriums zu verhaften. Immerhin muß es doch geradezu als ein Hohn auf die vielgepriesene Völkersolidarität unseres Jahrhunderts erscheinen, wenn vier Staaten, welche bei dem europäischen Völkerconcert eine mehr oder minder bedeutende Rolle sich anmaßen, sich billig dazu bereit finden, ihr Gebiet Leuten zu öffnen, die aus anderen Ländern wegen gemeiner Verbrechen flüchtig geworden sind.

Giebt es für dieses Verhalten eine Rechtfertigung? Wir finden keine. Eine Macht, die mit solchen Auffassungen ihrer völkerrechtlichen Beziehungen Ernst macht, die sich dem Eintritt in die internationale Rechtsgemeinschaft durch Abschluß von Auslieferungsverträgen entzieht, die allen auf ihr Territorium sich begebenden Flüchtlingen Strafloſigkeit für die im Auslande verübten Verfehlungen unterschiedslos unter Berufung auf ihre Incompetenz zusichert, die folgerecht es auch ruhig mitansehen mußte, wenn vor ihren Augen Vorbereitungen und Complotte gegen die Angehörigen eines fremden Staates oder diesen selbst sich bilden: solche Staaten sind unwürdig, in die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden.

Für politische Verbrechen hat das Princip der Territorialität allerdings seine Berechtigung. Es ist ein Grundsatz des modernen Völkerrechts, daß die Auslieferung politischer Verbrecher der Völkermoral zuwiderläuft, eine Verpflichtung zur Auslieferung politischer Verbrecher daher nicht besteht. Die Anschauungen über politische Verbrechen wechseln im Allgemeinen, ferner wird das Verbrechen gegen die staatliche

Digitized by Google

Ordnung wegen der mangelnden ehrlosen Gesinnung als milder erachtet werden müssen als irgend ein gemeines Verbrechen. In den meisten Fällen politischer Vergehung endlich erscheint nicht der gelehrte Jurist und der Volksrichter, sondern die Geschichte als vollkommen unparteiische Instanz der Beurtheilung. Jede Partei ist, wie Holtzendorff bemerkt, eben weil sie Partei ist, in der Behandlung politischer Gegner befangen, zum Gebrauch der Macht geneigt, und auch der Richter, der vom Staate berufen ist, die gesetzlich hergebrachte Verfassung zu schützen, fühlt sich oft genug, ohne zu wissen, als Parteigänger der Regierung und der öffentlichen Ordnung. Es ist beinahe unvermeidlich, daß das politische Strafgesetz gelegentlich über die Linien der Gerechtigkeit hinausgeht, zumal dasselbe weniger den Forderungen der Gerechtigkeit als dem Bedürfniß der Sicherheit zu dienen bestimmt ist. In welchem Maaße endlich ist der Begriff politischer Verbrechen dem Wechsel der Anschauungen nach Zeit und Raum unterworfen. Aus diesen Gründen ist das Asylrecht politischer Verbrechen gerade bei hochcivilisirten Staaten von jeher aufrecht erhalten und geachtet worden.

Anders die gemeinen Verbrecher! Hier verlangt das allgemeine Rechtsgefühl eine Sühne der schweren Missethat. Solange die Sühne nicht erfolgt ist, geht ein Gefühl der Unzufriedenheit und des Mißbehagens in der Volksseele herum. Jedem Staat erwächst daher die Verpflichtung, zu seinem Theil bei der Sühne der auch außerhalb seines Gebietes verübten Vergehen, soweit es in seiner Macht liegt, und von den betheiligten Staaten verlangt wird, mitzuwirken. Eine sittliche Pflicht zur Mitwirkung liegt ihm allerdings nur dann ob, wenn die Handlung des flüchtigen Verbrechers nach doppelter Richtung hin als verbrecherisch erscheint, sowohl nach dem Rechte desjenigen Staates, in dessen Gebiet das Vergehen verübt worden ist, als auch desjenigen, von welchem die Auslieferung verlangt wird. Denn nur unter dieser Voraussetzung doppelter Strafbarkeit besteht ein gemeinsames, also völkerrechtliches Interesse an der Bestrafung. Unsere Kenntniß von den griechischen Strafgesetzen ist nicht groß, unsere Achtung von den dortigen sittlichen Anschauungen strafbarer Handlungen noch weniger. Immerhin besteht doch in der Auffassung wenigstens der gemeinsten Verbrechen in der gebildeten Welt eine ziemlich vollständige Uebereinstimmung der sittlichen Anschauungen, und man wird selbst von einem Staate, der von dem Treubruch gegen ausländische Staatsgläubiger seine Existenz fristet, annehmen dürfen, daß wenigstens Wechselfälschungen und Unterschlagungen Begriffe sind, die als strafwürdig ihrem sittlichen Bewußtsein nicht fremd sind.

Der Zustand der Vertragslosigkeit bildet geradezu eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft, weil er dem gewiegten Verbrecher von vornherein die Möglichkeit bietet, sich durch eine geschickte Flucht von jeder Strafverfolgung zu befreien, damit die Furcht vor der folgenden Strafe hemmt und so auf eine Steigerung der Verbrechen direct hinwirkt. Daß alle civilisirten Staaten daher ein gemeinsames praktisches und sittliches Interesse daran haben, schwere Verbrechen gesühnt zu sehen, mag die begangene That im Inlande oder im Auslande verübt worden sein, darüber besteht wohl unter normalen Umständen bisher in Deutschland nicht der geringste Streit. Erst der Fall Hammerstein war dazu berufen, in einem Theil der deutschen Presse eine neue wunderbare Völkerrechtslehre zur Entstehung zu bringen. Anstatt aus diesem Fall die Lehre zu ziehen, wie nothwendig es für den deutschen Staat ist, die bestehenden Auslieferungsverträge nach Möglichkeit zu vervollständigen und dem Beispiele des Königreichs Belgien, einem „Neuling" der europäischen Staatenfamilie, zu folgen, welcher als erster Staat die hohe Mission zu planmäßiger rationeller Pflege der völkerrechtlichen Beziehungen des Friedensstandes aufgenommen und das reichste Netz von Staatsverträgen über alle Erdtheile entwickelt hat, läßt sich ein Theil der dem Verhafteten nahe stehenden Presse sogar so weit fortreißen, in eine moralische Entrüstung über den von den deutschen Behörden eingeschlagenen Weg zu berathen und der griechischen Regierung vorzuwerfen, daß die von ihr verfügte Ausweisung einen „offenen Rechtsbruch" bedeute und den „Regeln des Völkerrechts" in's Gesicht schlage.

Wenn wir heute mit Emphase die lächerliche Thorheit von einem Asylrecht geflüchteter Verbrecher vorgetragen sehen, wir glauben uns in die Zeit zurückversetzt, wo in Frankreich am Anfange dieses Jahrhunderts die Rechtsliteratur, in den abenteuerlichsten Rechtsdeductionen schwimmend, den Satz vertreten konnte, das Asylrecht sei überhaupt nicht eine völkerrechtliche Attribution des Zufluchtsstaates, es sei vielmehr ein Recht des Flüchtigen, das nicht bloß dem politischen Flüchtling, sondern jedem entkommenen Verbrecher ein unentziehbares Privilegium auf Schutz und Duldung des Zufluchtsstaates von Rechts wegen gewährt; und wo die erste Autorität der Criminalwissenschaft, Carnot, sogar den Zweifel aufwerfen konnte, ob überhaupt Auslieferungen dans les principes d'une bonne administration lägen. Aber damals befand sich Frankreich in einem krankhaften Zustande, das Fieber der allgemeinen Menschenrechte hatte phantastischen Schöngeistern den Sinn bedenklich verwirrt. Dazu kam die anmaßende Haltung, welche um dieselbe Zeit das Land ödesten Manchesterthums und nacktesten Utilitarismus, England, in der Asylangelegenheit einzunehmen begonnen hatte. Das britische Reich hatte, zumal seit Canning's Eintritt in das Ministerium, um politische Auslieferungen unmöglich zu machen, jede Auslieferungsbeziehung aus hochmüthigem Eigennutz abgelehnt. Wie heute noch England, lediglich um seine Rechtspflege in wesentlicher Weise zu entlasten, sich zu dem willkürlichen Princip bekennt, daß Verbrechen, die im Auslande, wenn auch von Inländern begangen werden, einer Bestrafung im Inlande nicht unterliegen, somit also dem Verbrecher, der es verstanden hat, auf vaterländischen Boden zu flüchten, in bewußter Absichtlichkeit noch eine Prämie für die gelungene Flucht zugesteht und auf diese Weise im rücksichtslosen Gegensatz zu den Cardinalsätzen des bestehenden Völkerrechts seine Unterthanen mit dem Freibrief ausstattet, auf dem Continente Verbrechen zu begehen, vorausgesetzt, daß sie sich dabei nicht erwischen lassen: so hätte der britische Staat auch damals sich nicht gescheut, die heiligsten Völkerrechte mit Füßen zu treten, wo es seinen Nutzen zu gestalten galt.

Aber allzubald mußte auch England erkennen, in welches völkerrechtliche Chaos das Asylrecht ausländischer Verbrecher führen mußte. Nicht ungehört verhallt war die tiefe Wahrheit des unsterblichen Denkers, des Vaters der modernen Völkerrechtswissenschaft, der sich dem Banne eines ungerechten Urtheils selber durch Flucht aus der Heimath entzogen hatte, Hugo Groots: daß ein Regent, der dem Entwichenen Aufnahme und Schutz gewährt, sich zum Mitschuldigen an dem von jenem begangenen Unrecht mache.

Nur für eigene Unterthanen erkennt das moderne Völkerrecht — eine Regel, die auch im deutschen Strafgesetzbuch positive Anerkennung gefunden hat — eine Auslieferungspflicht nicht an. Aber der Vorwurf, daß in diesem Rechtssatz der Nichtauslieferung Nationaler ebenfalls eine Asylfreiheit flüchtender Verbrecher zu finden sei, bezeichnet Martitz mit Recht als eine wunderliche Unterstellung. Die Auslieferung Einheimischer an einen fremden Staat behufs Abstrafung würde das Innerste unseres Nationalitätsgefühls beleidigen. Die staatsbürgerliche Freiheit, die den Unterthanen verheißen ist, sie findet ihren kostbarsten Inhalt in dem richterlichen Schutz für Freiheit, Ehre und Vermögen, den die Staatsgewalt ihren Unterthanen verheißt und verbürgt, und die Anweisung eines Surrogats des Rechtsschutzes durch Auslieferung würde einen flagranten Eingriff in die staatsbürgerliche Freiheit bedeuten.

Wer einen solchen Vorwurf erhebt, verkennt aber außerdem vollkommen die bestehenden Zustände. Das Verbot der

Digitized by Google

Auslieferung Einheimischer ist keineswegs gleichbedeutend mit ihrer Straflosigkeit. Die Mächte können gar nicht, wenn sie sich nicht den Consequenzen ihres Strafensystems selbst gewaltsam und zu ihrem eigenen Schaden entziehen wollen, ihre Pflicht zur Bestrafung derjenigen Staatsbürger, die in der Fremde eine nach eigenem Recht als strafbar erklärte Handlung begangen haben, von sich weisen. Und wie die modernen Strafrechtscodificationen, so insbesondere auch das deutsche Strafgesetzbuch, beweisen, sind die Staaten thatsächlich fast insgesammt bestrebt, jene Haftbarmachung der Nationalen für im Ausland begangene Delicte in zunehmendem Umfange und mit wachsender Entschiedenheit durchzuführen. Wenn jetzt aber sogar in Deutschland ein unfruchtbarer und hohler Doctrinarismus sich zu dem Vorschlag versteigt, die aus dem Rechtsbewußtsein der Jahrhunderte geborene Personalmaxime mit dem Territorialprincip Großbritanniens und Amerikas zu vertauschen und die gerichtliche Verfolgung der Auslandsdelicte gänzlich abzulehnen, so muß sich schon gegen derartige Gedankenexperimente unser Rechtsgefühl auflehnen. Sollte der Fall „Hammerstein" wirklich dazu angethan sein, die harmonische Entwickelung der continentalen Strafrechtssysteme in diesem Punkte durch Reception englischer Vorstellungen zu durchbrechen? „Nicht in der Extradition der Staatsbürger, sondern in dem Personalprincip liegt die Lösung des völkerrechtlichen Problems, daß der wahre Verbrecher nirgends auf Erden ein Asyl finde."

Literatur und Kunst.

Das Handwerk des Dramatikers.

Von Franz Servaes.

Avonianus: nicht wahr, ein schöner Name?! Shakespeare war der „Schwan vom Avon", und sein rückwärts schauender Prophet heißt „Avonianus" (man muß es wohl „Ehwonjehnöß" aussprechen). Viel schöner aber wäre es gewesen, wenn Herr Avonianus, der soeben (im Verlag von Hermann Walther, Berlin) eine „Dramatische Handwerkslehre" hat erscheinen lassen, seinen wahren Namen bekannt hätte. Pseudonyme auf dicken Büchern, die einem großen Theile der Oeffentlichkeit zu Leibe gehen, haben immer etwas Mißliches. Der angriffsmuthige Verfasser sitzt hinterm Busch und verschießt Bolzen auf Bolzen. Ihn freut's bald Dem, bald Jenem Eins auf den Buckel zu brennen. Er selbst aber erwählt das klügere Theil: er mag die eigene Haut nicht riskiren. Ein Schüler Falstaff's, dieser Herr „Avonianus"!

Trotzdem, als ich sein Buch durchblätterte, machte es zunächst einen günstigen Eindruck auf mich. Ich fand, daß manches Nützliche darin munter vorgetragen sei. Der Ton oft ein wenig burschikos, zuweilen an die Corpskneipe oder an's Officier-Casino erinnernd, — aber wirkliche Sachkenntniß, treffsichere Beobachtung und ein warmes Herz. Vor Allem auch der ehrliche Wille, zu helfen, so wie er's just versteht! Nach dem Mißtrauen, das er junger Begabung entgegenbringt, offenbar ein Dramaturg, der amtlich viel „Schund" lesen mußte und nun seine wohlbegründete Skepsis hat! Dann aber wohl auch zweifellos ein Mann, der sich selbst im Handwerk versucht hat, sich nach den besten Mustern heranbildete, und nun das Resultat seiner praktischen Erfahrungen der strebsamen Jugend vorsetzt! Jedenfalls ein Buch, das man brauchen kann, das Manchen vor'm Straucheln zu bewahren vermag.

So beim Durchblättern. Beim Lesen fand ich diesen Eindruck zum Theil bestätigt, zum Theil freilich sehr anderweitig ergänzt.

Zunächst ist der Verfasser wirklich ein höchst routinirter Praktiker, der auch mit den „maßgebenden Kreisen" offenbar eine gute Fühlung unterhält. Er ist gewiß mit allen Hunden gehetzt. Er kennt nicht bloß die Schwierigkeiten, ein Stück zu schreiben, sondern auch, es anzubringen. Er versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß alle Erstlings-Dramen, die er in Berlin habe zur Annahme kommen sehen, „ausnahmslos durch die Hinterthür" eingereicht worden seien. Der junge Dramatiker möge daher seine Chancen vorher genau erwägen. Aussicht auf Annahme hat er bloß dann, wenn er „entweder in einer literarischen Familie erwachsen, oder ein einflußreicher Kritiker, oder ein Wunderkind, oder ein Capitalist, oder ein Rechtsbeistand großer Bühnen" ist. Das bloße Talent hingegen, wie lange muß es warten! Oft indeß nicht zu seinem Schaden: es wird älter und reifer dadurch! Denn das ist wohl das Klügste, was Avonianus den Anfängern zu rathen hat: nicht zu früh herauszutreten, um nicht zu früh „fertig" zu sein. Wer erst einmal in der Mühle ist, der wird auch gemahlen. Da kommen denn die jungen Talente zu Stande, die beim besten Willen mit dreißig Jahren nichts mehr zu sagen haben. Das Drama aber erfordert, durch die Schwierigkeit seiner Technik und die Complicirtheit seiner Erfolgbedingungen, von Anfang an einen in den Widerwärtigkeiten des Lebens erprobten, kühl-besonnenen Mann. Das werden aber die Meisten, zumal wenn ein ungestümes Dichterherz in ihnen pocht, erst um die Wende der Dreißig. Wer bis dahin seine Manuscripte fleißig verbrannt hat, wird sie von jetzt ab um so vertrauensvoller an die Oeffentlichkeit bringen können.

Doch das ist gleichsam das Hinterher der Schwierigkeiten. Was vorher zu bedenken ist, ist völlig anderer Art. Es ist das eigentlich Technische, intim Handwerkliche, wie: zweckmäßige Wahl des Themas; Vertheilung der Stoffmassen auf Acte und Scenen; geschickte Exponirung, natürliche Steigerung, logischer Abschluß; Einführung und Verwendung der handelnden oder mithandelnden Persönlichkeiten; Motivirung der Auftritte und Abgänge; discrete Vorbereitung kommender Entwickelungen; Sammlung und Entladung der Hauptkraft in Scenen großer Controverse; Innehaltung und leise Verschiebungen des Tempos; Umsetzung directer poetischer Absichten in einen verhüllenden, natürlich fließenden Dialog; Bannung, Wechsel, Aufhebung der Stimmung; Verhütung von Längen und Widerholungen; Berechnung der Wirkungen auf's Publicum u. s. w. — wobei der Anschauung der Charaktere, des persönlichen Stils, der Regsamkeit der Erfindung noch nicht einmal gedacht ist, weil das von der Technik unabhängig ist, als die individuelle Mitgift des schaffenden Dichtergeistes.

Also Schwierigkeiten genug! — und Avonianus erweist sich in den meisten als ein vertrauenswerther Führer. Seine Specialität sind goldene Regeln und kleine Recepte. So z. B. wenn er sagt: „Gefühle, Seelenstimmungen, die zu keinem Entschluß führen, sind im Drama widrig und werthlos", um von der heute so beliebten detaillirten und mittelpunktlosen Situationsmalerei abzumahnen. Die „That" aber, empfiehlt er, diene nur zur Lösung einer entstandenen Spannung: „Ohne daß eine Willensspannung angehäuft war, wirkt eine That plump und täppisch", mit anderen Worten: Ueberraschungen sind zu meiden; sie wirken unkünstlerisch. Als ein rechter Pfifficus zeigt sich Avonianus, wenn er als oberste Regel hinstellt: „Niemals darf Etwas, das gewollt wird, anders als schwierig erscheinen." Denn, meint er, das Leichte interessirt nicht, das Mühelose weckt keine Spannung. Und darauf kommt's ihm vor Allem an. Daher immer wieder die Frage: wie spannt man am wirksamsten? „Eine rothe Weste", sagt er einmal, „ist eine bessere Einführung, als eine lange Geschichte." Man merkt sie sich sofort, und wenn die

Digitized by Google

Person auftritt, denkt man: Aha, der mit der rothen Weste! — während man eine complicirte Geschichte sich erst mühsam zusammenstoppeln müßte und dadurch an Aufmerksamkeit und innerer Sammlung einbüßen würde.

Wer aber Avonianus in seiner ganzen Glorie kennen lernen will, der muß die Anweisung nachlesen, wie man beispielsweise einen Vermögensverlust vorzubereiten habe, um ihm die rechte Bühnenwirkung zu sichern. „Im ersten Akt muß (!) der Vater vorübergehend, doch deutlich mit sorgenvoller Miene, stirnrunzelnd, unruhig erscheinen. Irgend eine Speculation scheint ungewiß; sein Geschäft steht auf dem Spiel. Im zweiten Akt mag ein Freund ganz beiläufig die Warnung geben: „Sehen Sie zu! . . . Ich komme eben aus der Hauptstadt. Man flüstert, daß mit der Firma NN. nicht Alles richtig sei." „Was?", so stöhnt der Vater auf. „Da habe ich ja mein Vermögen liegen . . . Was thun?" Im dritten Akt wird am besten die Speculation als ganz gefährdet erscheinen, so daß alles darauf ankommt, daß wenigstens das Vermögen gerettet werde. Im vierten (dem Schlußakt) muß plötzlich die Hoffnung aufleuchten, daß Beides gelingt: die Speculation und die Erhaltung des Vermögens. Jetzt, im füglich ausgerechneten Zeitpunkte, nachdem die Hoffahrt sich noch einmal gründlich bloßgestellt hat, kann ein Telegramm den Zusammenbruch und die Strafe zugleich bringen. Dann erst prägt sich dem Zuschauer das Gefühl wirksamer Vergeltung ein, während er vorher, d. h. ohne Vorbereitung, nur den flüchtigen Eindruck eines plumpen Zufalls gehabt hätte." — Wer's nun noch nicht lernt, dem ist factisch nicht mehr zu helfen.

— — Aber wenn nun das Publicum selber lernt, wie dergleichen gemacht wird?!

Dann ist der Zauber zerstört. Dann sind die Kniffe verbraucht. Es bedarf neuer Kunstmittel, um die Menge zur Illusion zu zwingen. Die Kunst selber bedarf einer neuen Sprache.

Das ist's, was Avonianus nicht erkannt hat. Er ist der Mann der Tradition, der „bewährten" Methode. Er ist nicht der Mann der lebendigen Entwicklung, des neuen Suchens und neuen Findens. Man kann vielerlei bei ihm lernen, aber man wird rasch bei ihm auslernen. Und die Schüler werden dem Meister bald über den Kopf wachsen.

Er nennt sich Avonianus, weil er der Ansicht ist, seine künstlerischen Anschauungen Shakespeare zu verdanken. Aber er verdankt sie doch weit mehr Scribe und Sardou (weßwegen er wohl besser „Scribesax" hieße). Ueber „Hamlet" schreibt er äußerst mäßig, unter Anlehnung an die rhetorisch-dialektischen Ergüsse eines Karl Werder, die man doch durch Loenings tiefgreifende Untersuchungen (Die Hamlet-Tragödie Shakespeare's, Cotta 1893) endgiltig abgethan glauben sollte. Dagegen schreibt er ganz vorzüglich und mit innerstem Behagen über das „Glas Wasser", deckt die verborgensten Kunstmittelchen auf, verfolgt von Sprosse zu Sprosse das Wachsen der Handlung, durch Einfädeln, Aufschürzen, Retardiren, Verschlingen, Entwirren, Zusammenraffen, Drüberweggleiten und Herauspuffen, und zeigt sich so als Meister im Aufdröseln einer raffinirt gesponnenen Intrigue. Seine Freude an der Intrigue ist so groß, daß er eben auch aus der Hamlet-Tragödie ein Intriguenspiel machen will, daß er Schwierigkeiten aufthürmt, wo keine sind, und Fäden zerhaut, die nicht existiren. Er hat keinen Blick dafür, daß der ganze „Hamlet" aufgebaut ist auf der subtilsten Psychologie, daß die inneren Erlebnisse des Helden die „Handlung" bilden und nicht die äußere Entlarvung eines gleichgiltigen und längst durchschauten Missethäters. Das alles bloß, um zu beweisen, daß Hamlet etwas „will", — weil ihm das Wollen der intimste Lebensnerv des Dramas ist, und weil er eine Ausnahme davon nicht dulden kann.

Und doch handelt es sich beim „Hamlet" durchaus nicht um ein Wollen, eher schon um ein Nicht-Wollen. Besser gesagt: um ein intimes Widerstreben gegen ein äußerlich aufgedrängtes Wollen. Hamlet soll zur Action schreiten; er thut aber Alles, um in Passivität verbleiben zu können. Es ist nicht, wie Goethe meinte, weil seine Schultern zu schwach sind, weil er nicht *kann*; sondern weil die Aufgabe seiner Seele fremd ist, weil er nicht *mag*.

Hamlet ist der Mensch zwischen zwei Weltzeitaltern, mit einer alten und einer neuen Seele. Beide können sich zu einander nicht in organischen Rapport setzen. Je mehr das Individuum grübelt, desto weniger findet es eine Erklärung für sich selbst und sein Verhalten. Sein „Zaudern" ist daher nur der nothwendige Ausfluß seiner inneren Unklarheit, einer Instinctlosigkeit, Gleichgewichtlosigkeit. Die Blutrache für den ermordeten Vater erscheint als Pflicht, mit dem ganzen Schwergewicht der Tradition vieler Jahrhunderte. Diese „Pflicht" ist in's Blut übergegangen. Aber ebenso steckt im Blut ein geheimes und mächtiges Widerstreben, vielleicht ein verfeinertes culturelles Bewußtsein oder eine vertiefte sittliche Einsicht. Genug, der Conflict kennt keinen Ausgleich. So oder so muß Hamlet wider die Natur verstoßen. Er kann nicht über sie hinwegschreiten. Somit muß er zu Grunde gehen.

Hamlet steht also gleich Macbeth unter einem furchtbaren dumpfen Zwang. Sein Wille ist nicht frei. Er wird gelenkt von dämonischen dunklen Mächten, über die er keine Gewalt hat. Das Zeitalter Shakespeare's, unter der Optik des mittelalterlichen Christenthums, empfand eine derartige Gemüthscomplication als einen sittlichen Defect. Das Christenthum sagt: der Mensch muß das Rechte wollen, nämlich das, was das Christenthum als das Rechte aufgestellt oder anerkannt hat — und dazu kann zu Zeiten auch die „Blutrache" gehören. Die Natur aber sagt: der Mensch *kann* nur ein Bestimmtes wollen, gleichviel ob es unter dem Gesichtswinkel einer bestimmten Moral als Recht oder Unrecht erscheint. Shakespeare ist Hamlet. Innerlich ahnte er dumpf die Freiheit der Natur, äußerlich bekannte er sich zum Zwang des Christenthums, — jenes Christenthums, das eine nicht existirende Freiheit construirt, um seinen Zwang desto härter ausüben zu können.

In Shakespeare's Augen erschien also Hamlet's Willensunfähigkeit gleichsam als eine Sünde, für die er büßen mußte. Uns erscheint sie als eine Unzulänglichkeit, an der er zu Grunde gehen mußte. Das Zwitterhafte in „Hamlet", die Unstäte der Beleuchtung, beruht großentheils darauf, daß Shakespeare auch unsere Einsicht schon vorausfühlte, daß er sie aber noch nicht auszusprechen vermochte.

Was soll man nun dazu sagen, wenn Shakespeares natürliche zeitliche Bedingtheit als ein unbedingtes Gesetz von ewiger Giltigkeit aufgestellt wird, wenn die „Freiheit des Willens", an die wir nicht mehr zu glauben vermögen, zusammt der christlichen Moral uns als die unzerstörbare Grundachse des Dramas aufgedrängt werden sollen?! Avonianus versucht dieses, und zweifellos gerade deßhalb fühlt er sich als einen Jünger Shakespeare's. Er hat das Vergängliche seines Meisters adoptirt und proclamirt es als ein Unvergängliches. Kein Wunder, daß er für das wahrhaft Unvergängliche Shakespeare's nur stumpfe Organe hat!

Was kann es also für eine Bedeutung haben, wenn Avonianus nicht müde wird, Shakespeares „untrüglichen sittlichen Takt" der „moralischen Verwahrlosung" der Neueren entgegen zu stellen? Shakespeare stand auf dem Boden einer für unerschütterlich geltenden, codificirten Moral, nach deren Paragraphen sich leicht Richter sein ließ. Heute hingegen, wo fast alle moralischen Werthe in der Umbildung begriffen sind, ist es weit schwieriger, Stellung zu nehmen, und es kann andererseits auch vorkommen, daß eine sittlich höchst distinguirte Stellungnahme vom großen Haufen einfach nicht verstanden wird. Shakespeares' „Moral" ist aber gerade etwas, was uns heutzutage den Genuß des großen Britten erschwert.

Digitized by Google

Wer keine feineren Ohren hat, die auch das Ungesprochene vernehmen, der hört zum Schluß regelmäßig: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit", — und es giebt schon Leute, die das langweilig und trivial finden. Freilich giebt es auch wieder Leute, die darüber wegzuhören verstehen, — und die wissen wohl den Dichter am feinsten zu genießen.

Nun aber die „Willensfreiheit"! — ein so gründlich zerblasenes Phantom, wie nur je eines gespukt hat! Avonianus aber sagt: „Die schönste Frucht der germanischen Cultur: der Glaube an die Freiheit des Willens, muß auch in unseren Dramen erwachsen." Und ferner: „Ein von finsteren Mächten hülflos gebundener, vollends gar ein innerlich gebrochener Mensch, kann uns Heutigen als Held eines Dramas nicht taugen". Uns Heutigen nicht? Aber wohl den Gestrigen? z. B. Lear, Hamlet, Macbeth, Othello, die doch sicherlich „von finsteren Mächten hülflos gebunden" sind? Oh, oh, mein lieber Herr Avonianus! wo sind Sie hingerathen?!

Kein Zweifel, uns „Heutigen" haben diejenigen „Helden" zu „taugen", die das Leben uns spendet und unser Scharfblick uns finden läßt. Das Leben hat sich nicht das Drama, sondern das Drama hat sich das Leben auf den Leib zu schnallen und zu sehen, wie es damit fertig wird. Das Leben heutzutage kennt aber feinere Conflicte als immer „Hart auf Hart", was nach Avonianus der heimliche Nebentitel jedes Dramas sein sollte. Es kommt uns gar nicht darauf an, daß die Menschen des Dramas immer „aneinandergerathen", daß Einer fortwährend etwas „will" und ein Anderer etwas Anderes will. Die Menschen können auch einmal aneinander vorbeigehen, sie können sich einen schweigenden Blick zuwerfen, in dem ihre ganze Seele liegt, während der Mund conventionelle Phrasen spricht, wie's ungefähr zugeht in der Begegnung zwischen Hedda Gabler und Eilert Lörborg Ein ehemaliges Liebespaar, das sich plötzlich wieder gegenübersteht: was hätte ein Dramatiker der alten Schule daraus gemacht! welche Capitalscene voll explodirender Leidenschaften! Wie still und ruhig und ganz alltäglich geht's bei Ibsen zu! Aber es vibrirt etwas darin, das auch in uns vibrirt, und das weiter vibrirt, wenn wir das Theater verlassen haben.

Avonianus meint's gut: er will den jungen Leuten das Fortkommen erleichtern. Sie sollen was schreiben lernen, wobei was herauskommt, nämlich was Klingendes Dazu ist denn freilich die alte Mache mit ihrem „Hart auf Hart" immer noch der beste Weg. Und wenn's lustig dabei zugeht, so ist's noch viel besser. Lachen wollen die Leute, vor allem lachen heutzutage. Und so kommt Avonianus denn zu dem Schluß (den er mit fetten Buchstaben drucken läßt): „Daß der Dichter, der uns aus unserer unerträglichen dramatischen Verfahrenheit heraushilft, entweder ein Lustspieldichter oder daß er überhaupt nicht sein wird". Le théâtre sera naturaliste ou il ne sera pas, hat Zola einst gesagt. Hier hören wir die deutsche Antwort. Bravo, oh bravo!!

Gegen einen genialen neuen Lustspieldichter hätte ich ganz gewiß nicht das Mindeste einzuwenden. Er thut uns ebenso noth wie ein genialer Tragiker. Wenn er aber kommt, wird er ganz gewiß nicht nach dem Receptbuch von Avonianus arbeiten. Denn wer damit seine Siege erficht, der ist kein Fechter für die Kunst, sondern um den Erfolg.

Avonianus ist einer der naivsten Erfolg-Anbeter, die mir je vorgekommen sind. Es hat beinahe etwas Rührendes, für wie selbstverständlich er es hält, daß dem Erfolg alles Uebrige, auch die feinste Kunst, das lauterste Seelenbekenntniß zum Opfer gebracht wird. Sein besonderes Schmerzenskind ist Kleist. Warum hat dieser Mensch eigentlich die „Penthesilea" geschrieben, die „so gewaltsam über die Möglichkeiten der Bühne hinausgriff"?! Und „mit wie wenig Strichen, selbst ohne Aufopferung (?) des Princips, das ihn leitete, hätte er das Aeußerste beseitigen können, was seine Zeitgenossen am Prinzen so sehr verletzte!" Jenes „Aeußerste" ist natürlich die Scene der Todesfurcht, eine der genialsten Eingebungen, die je ein Dichter gehabt, weil darin mit furchtloser Hand an das Menschlich-Tiefste gerührt wird. Avonianus aber, der sich auf seinen Stoicismus was zu gute thut, spottet über den „wächsernen Achill", und — man traut seinen Augen kaum! — „wie schön wäre es gewesen", wenn Kleist für seinen Prinzen „einen Gran jener Bescheidenheit mitgebracht hätte, die immerhin unter der völligen Unterordnung unter die Wünsche des Publicums liegt!" Ja, wie schön wäre es gewesen! Wir hätten einen Dichter weniger gehabt! Und wenn alle so gedacht hätten: wir hätten keinen einzigen Dichter gehabt! Sich dem Publicum nicht unterzuordnen, ist für jeden wahren Dichter Lebenselement. Er ist unfähig zum kleinsten Federzug, dümmer als der eselhafteste Penny-a-liner, wenn er denken müßte, daß er irgend jemand Anderem zu folgen habe als ausschließlich sich selbst. Avonianus aber, als echter Advocatus barbarorum, will dem Dichter noch nicht einmal die Stoffwahl freigeben. „Der Stoff steht nicht zur freien Wahl. Nicht das, was uns persönlich, nein, was ganz andere Leute interessirt, empfiehlt sich zur Behandlung." So steht's, mit gesperrtem Druck an der Spitze eines neuen Capitels. Man muß seine Weisheit nur sichtbar machen!

Geradezu possierlich wird unser Shakespeare-Prophet, wenn er auf die Firma „von Schönthan & Kadelburg" zu sprechen kommt. Er widmet ihrem Machwerk „Der Herr Senator" eine Untersuchung von über sechs Seiten, um darzuthun, daß hier der „allerglücklichste Griff" gethan sei. Dabei fühlt sich indeß das Fossil, welches sich sein „künstlerisches Gewissen" nennt, doch ein wenig unbehaglich, und so muß denn der Vortrag eine überlegen-ironische Färbung annehmen. Selbstverständlich, Herr Avonianus verachtet diese oberflächliche Mache, diese „über alle Begriffe nichtssagende" Charakteristik, diese stete Sorge, nur ja immer „liebenswürdig" zu bleiben. Er „hat sogar" in jüngeren Jahren die Kadelburg-Schönthan'schen Stücke angegriffen, „so heftig er konnte." Aber er thut's nicht mehr. Er hat „milder darüber denken gelernt." Sie haben den Erfolg verstanden. Sie haben — „ihr lachlustiges Publicum verstanden. Und dieses Publicum ist nun einmal der Brodherr des Dramatikers". Es will „durchkosten, was es bezahlt hat" (S. 239), und der „Dichter" hat dafür zu sorgen. Kleist, der Narr, freilich dachte, er müsse das Publicum zu sich heraufziehen! Na, der hat ja auch sein Theil dafür gekriegt!

So hat also, nach Avonianus, die Kunst dem Publicum zu dienen. Aber sie hat noch eine andere Dienstherrin, und die hat gar feierliche Falten im Gesicht. Diese Dame heißt „Volks-Hygiene". Avonianns hält sehr viel von ihr. Sie heißt mit anderem Namen „Moral", und wir haben sie oben bei Shakespeare schon kennen gelernt. Moralisiren heißt daher in der Sprache des Herrn Avonianus „ein Shakespeare'sches Verhältniß zu seinem Stoff haben." Das hatte z. B. Goethe, als er die Gretchen-Tragödie schuf. „So in der That müssen junge Mädchen, die sich vergehen, gezwiebelt werden, wenn man nicht alle warmblütigen und unerfahrenen Dinger nach der verbotenen Frucht lecker machen will." — Das „gezwiebelte" Gretchen! Goethe, du bist erkannt!

Das typische Beispiel von Sorge für die Volkshygiene ist also: Das Laster wird bestraft und die Tugend belohnt. Damit säet man nationale Gesundheit aus, auf die die Teufelskerle von Modernen so wüst loswirthschaften. Weiß man denn nicht, daß bei uns „die ganze Familie bis zum Kinde herab gewöhnt ist, im Theater ein durchaus reines und bekömmliches Vergnügen zu suchen?" Der Dichter soll nicht bloß für das Berliner Premièren-Publicum (auch nicht für sich selbst?) schreiben, er soll vor Allem an die Provinz denken, an die „ungeheuere Mehrheit des Volkes" und sich bemühen, deren „Geschmack und Gemüthsrichtung" zu treffen. Diese Gemüthsrichtung ist aber in Deutschland —

Digitized by Google

leider, leider! — trostlos moralistisch, d. i. antikünstlerisch: man läßt die Dinge nicht mehr naiv auf sich wirken, man sieht sie durch die Pedanten- und Philisterbrille. Dieses Volk in seiner moralischen Verdummung zu erhalten, das ist dann also wohl der tiefste Sinn der famosen „Volks-Hygiene".

Nach der Hygiene der Kunst aber fragt er nicht, der Herr, der sich nach der Heimath Shakespeares zu benennen wagt! Wir aber, die wir fort und fort dafür sorgen, die wir die Kunst für die höchste Blüthe des Lebens halten und von dieser Blüthe stets den heilkräftigsten Duft verspürten, wo sie auch gewachsen sei, und sei es auf einem Mistbeet, — wir wollen uns nicht unseren Shakespeare verekeln lassen, weil man ihn dazu mißbraucht hat, der Reaction und der Unkunst zum Vorspann zu dienen.

Eine neue Ethik.

Wenn ein Theologe in das philosophische Fachgebiet übergreift, so liegt das Bedenken nahe, daß er die von allen Voraussetzungen freie Unbefangenheit zur Behandlung rein philosophischer Fragen durch seine theologische Vorbildung mehr oder weniger eingebüßt habe. Die Theologie kann ihren alten Anspruch, die Herrin aller Wissenschaften zu sein, noch immer nicht ganz vergessen; wenn sie aber auf ihre heutige Stellung reflectirt und sich der Einsicht nicht verschließen kann, daß die anderen Disciplinen in vollständiger Unabhängigkeit von ihr existiren, so beliebt es ihr sehr oft, sich von der Berührung mit den anderen Wissensgebieten, vor Allem der Naturwissenschaft und der Philosophie, ängstlich abzuschließen. In dieser Besonderung liegt aber keine Bescheidung, sondern die Anmaßung, eine höhere Anschauung als die durch die anderen Wissenschaften gewährleistete darzubieten. Zum kastenartigen Abschluß neigen übrigens auch andere Wissenszweige, die fast alle den hochmüthigen Anspruch erheben, als allein wahre Erkenntniß und wahren Fortschritt vermittelnde angesehen zu werden, und in der Vereinzelung ein so fest geschlossenes Kastenwesen ausbilden, daß der geistige Fortschritt dabei in die Brüche geht. Insbesondere die Philosophie, im Mittelalter ein leicht übersehbares, geschlossenes Ganzes, bietet jetzt eine solche Fülle der Disciplinen dar, daß es nur noch wenige Philosophen gibt, welche den Anspruch auf eine umfassende Beherrschung aller erheben können. Einzelne Fächer, wie Religionsphilosophie, Staatswissenschaft, Nationalökonomie werden kaum noch von Philosophen gelehrt. Die Pädagogik ist ein umstrittenes Grenzgebiet, die allerdings noch von Philosophen vorgetragen wird, aber in den Lehrerseminarien wenig mehr von philosophischem Geiste erfüllt ist, sondern, zur Methodik des Unterrichts verflacht, nur noch auf den praktischen Zweck der Ausbildung Bedacht nimmt.

Aehnlich ergeht es der Ethik, der man in den letzten Jahrzehnten eine höhere Beachtung zugewendet hat. Trotzdem erscheint es Vielen fraglich, ob man sie noch innerhalb des Rahmens der Philosophie dulden solle. Wenn man sie, wie Viele wünschen, von dem Boden der Metaphysik loslöst und ganz auf sich selbst stellt mit der Begründung, daß die Ethik nichts mit theoretischem Erkennen zu thun habe und um so mehr an Selbstständigkeit gewänne, je weniger sie an den unklaren, schwankenden und wechselnden Speculationen der Metaphysik theilnähme, so bildet sie allerdings neben der Philosophie im engeren Sinne, die es mit dem Erkennen und den Gesetzen des Erkennens zu thun hat, eine vollständig unabhängige Disciplin, ähnlich wie die Nationalökonomie und die Staatswissenschaft. Diese Richtung verfährt entweder rein theoretisch, indem sie aus dem menschlichen Handeln durch Abstractionen ethische Regeln abzieht, oder mehr praktisch, indem sie Anweisungen für das sittliche Leben gibt und eine Erweiterung der theoretischen Erkenntniß als für dieses Gebiet unwesentlich ablehnt. Im letzteren Falle wird es immer schwerer, eine einheitliche Unterlage für das Ethische zu gewinnen, und man verfällt der Neigung, zu immer mehr auseinanderfallenden Einzeluntersuchungen fortzuschreiten. In dieser Vereinzelung der Disciplinen eines Gebiets liegt eine große Gefahr. Es wird die Aufgabe der Philosophie der Zukunft sein, in großartiger Synthese alle abtrünnig gewordenen Glieder wieder mit sich zusammen zu schließen und alle Gebiete des Lebens mit einem einheitlichen Geiste zu durchdringen. Was im Mittelalter die Kirche war, der Hort des geistigen Lebens, die Trägerin der Cultur, der Boden jeglichen Fortschritts, das wird in kommenden Jahrhunderten die Philosophie sein müssen, denn nicht auf dem Grunde theologischer Beschränktheit, sondern auf der weiten Ebene der Alles umspannenden Natur- und Geisteswissenschaften wird sich die Erhebung der Menschheit zu ihrem letzten höchsten Ziel vollziehen. Ob die Erreichung dieses Zieles ein ethisch oder eudämonologisch werthvolles sei, ob die Sittlichkeit den Vorspann des Verstandes braucht, oder in sich selbst Kraft genug findet, das Endziel zu erreichen, ist eine Frage, die noch viele Geister beschäftigen wird, da die jeweilig herrschende Sittlichkeit ein zu werthvoller Factor in der Entwicklung ist, um bei Seite geschoben zu werden; aber die Sittlichkeit oder das Sittengesetz ist inhaltlich keine ein für alle Mal feststehende Norm, sondern wie Alles in der Welt der Veränderung unterworfen.

Die Theologen haben sich mit Vorliebe der Behandlung ethischer Fragen zugewendet, selten wohl einer mit mehr Objectivität als Professor A. Dorner, dessen soeben erschienenes großes Werk „Das menschliche Handeln — Philosophische Ethik" von einer für einen Theologen von Fach geradezu staunenswerthen Unbefangenheit zeugt. Der Grundgedanke bleibt jedoch theistisch gefärbt. Zwar giebt Dorner zu, daß die Religion nicht die Ethik ersetzen kann, sondern vielmehr selber der Metaphysik bedarf, um die religiösen Wahrheiten vor dem Forum des Verstandes zu rechtfertigen, aber die von ihm angenommene Metaphysik ist doch eine durchaus theistische, wenn sie auch die höchste Stufe des Theismus, die speculative, repräsentirt, die dazu bestimmt ist, in der Entwicklung der protestantischen Theologie die Führerrolle zu übernehmen.

Die Sittlichkeit ist nach Dorner das unbedingt verpflichtende Sittengesetz, zugleich aber die freie Thätigkeit des Ich. Von dem Fichte'schen Standpunkt des sich selbst setzenden Ich ist Dorner stark beeinflußt. Er übersieht dabei die Fichte eigenthümliche Vermengung von empirischem und absolutem Ich. Alles sittliche Handeln geht nach Dorner aus einem individuellen Grundwillen hervor, der ein guter sein muß. In diesen Grundwillen schließt sich das Ich mit seinem durch die Vernunft erkannten sittlichen Ideal zusammen. Das Ethische ist nicht abzuleiten, weder aus der Natur und dem Naturleben, noch psychologisch, noch historisch. Die Activität des Ich ist etwas durchaus Eigenartiges, es entfaltet sich in der sittlichen Erkenntniß und dem vernünftigen Wollen, bedarf aber der metaphysischen Voraussetzungen, wenn es nicht haltlos in der Luft schweben soll. Keine Handlung kann isolirt betrachtet werden; sie ist nur ein Theil der Gesammtaufgabe des Menschen, die darin besteht, alles Wirken, selbst auf die Natur, ethisch zu vergeistigen. Das hat schon Schleiermacher betont, auf den Dorner sich auch vielfach bezieht.

Der unbedingte Charakter des Sittlichen ist ein Dogma, dessen Glaubwürdigkeit für die Vergangenheit Dorner selbst nicht annimmt. Wenigstens schrumpft es zu einer formalen Kategorie zusammen, wenn gesagt wird: „Der unbedingte Charakter des Sittlichen wird sich darin zeigen, daß, wenn auch in verschiedenen Zeiten die Aufgaben in concreto wechseln, doch jedes Mal das das Unbedingte für den Willen ist, was unter den gegebenen concreten Verhältnissen ethisch nothwendig ist,

Digitized by Google

und daß, wenn auch das Sittliche von der empirischen Natur des Menschen abhängig und theilweise durch die besondere Eigenthümlichkeit einzelner Gebiete des Handelns begrenzt ist, doch dasselbe auf seine Weise alles Handeln bestimmt und dem Einzelnen seine Stelle in der Totalität des ethischen Kosmos giebt."

Verwirklicht werden soll der jedesmalige Inhalt des Weltwillens, der ein absolut vernünftiger ist. Das ist die Aufgabe des Menschen, und wenn man die ethische Seite derselben rein auf die phänomenale Sphäre beschränkt, so läßt sich gegen eine solche Ethisirung des Logischen auf höherer Stufe nichts einwenden. Das Logische setzt sich auf die dem Menschen eigenthümliche Art durch, die logische Nothwendigkeit kleidet sich in das Gewand der Freiheit, der sittlichen Freiheit, um sich mit festem Entschluß den als vernünftig erkannten Zielen des Logischen hinzugeben. Ueberspannt man den Begriff der Freiheit, so kommt man leicht zu einer Verabsolutirung der Individuen, wie dies bei Fichte der Fall war; überspannt man den Begriff der logischen Nothwendigkeit, so fällt mit der Freiheit leicht die für die Sittlichkeit so unentbehrliche Verantwortlichkeit. Hier ist eine Antinomie, deren Lösung zu den schwierigsten Fragen der Philosophie gehört. Dorner nimmt auch hier eine vermittelnde Stellung ein: „Die Verantwortlichkeit ergiebt sich aus dem Bewußtsein der Aufgabe, nicht der Wahlfreiheit." Die Betonung des Schuldgefühls als hemmende Last erinnert sehr an Hartmann's Verwerfung der Reue, wie denn überhaupt dieser ganze Abschnitt den Hartmann'schen Ansichten sehr nahe steht. Nach Beurtheilung einer Handlung, die man mißbilligen muß, vorwärts zu schauen und der Zukunft eine fester gegründete sittliche Kraft darzubieten, ist jedenfalls fruchtbringender, als wenn man sich in contemplativer Reue verzehrt, wie die Kirche das vielfach wünscht.

Um die Ethik fest zu begründen, muß die erkennende Vernunft metaphysische Postulate aufstellen. Da aber das Sittliche Realität ist, so könnte man auch von der Ethik aus eine Metaphysik gründen. In der That ist es Dorner fast Ernst mit einer solchen Forderung, denn dem sittlichen Zwecke allein hat alles Erkennen zu dienen. Die Persönlichkeit ist ihm Selbstzweck, aber doch nur, weil sie durch vernunftgemäßes Handeln ihren guten Grundwillen bethätigt. Dabei ist ganz außer Acht gelassen, daß man den Namen der Persönlichkeit doch auch denjenigen Individuen nicht versagen kann, die ihren Grundwillen nicht in gutem Sinne bethätigen. Das Sittliche mit dem absolut Logischen gleichzusetzen, geht nicht wohl an, selbst wenn zugegeben wird, daß die Absolutheit des Sittlichen in der Welt nur in quantitativ unendlicher Reihe zur Verwirklichung kommt. Auch daß der Geist seinem Wesen nach ethischer Geist sei, kann ebenfalls angefochten werden; man müßte dann das Logische als absolute Sittlichkeit fassen, weil man dem Absoluten ein gefühlsmäßiges Werthurtheil zuschiebt, das der absoluten Sphäre ganz fern liegt. Im Uebrigen zeigen die Ausführungen Dorner's über die Berechtigung einer Metaphysik, wenn er sie in diesem Werke auch nur von Seiten ihrer ethischen Bestimmtheit darstellt, den belesenen Philosophen, der daneben den Muth besitzt, in unserer metaphysikscheuen Zeit eine Lanze für die auf den Index gesetzte Metaphysik einzulegen, indem er zugleich den Theologen zuruft, daß die Religion die Metaphysik nicht ersetzen könne. Ja, er betont die Nothwendigkeit der Metaphysik auch für die Religion, sobald sie sich mit der Skepsis auseinanderzusetzen habe. Solange man die Unmöglichkeit einer Erkennbarkeit des Absoluten, welches für die Religion doch immer das religiöse Object bleibe, behaupte, sei alle Religion Illusion, denn die persönliche Erfahrung könne doch nur so lange Anspruch auf allgemeine Giltigkeit erheben, als ihr Inhalt nicht bezweifelt sei.

Mit dem Grundsatz, daß auch die religiösen Vorstellungen sich mit der wissenschaftlichen Erkenntniß auseinanderzusetzen haben, wird der Theologie eine Entwicklung angewiesen, die sie ganz in eine Reihe mit den übrigen Wissenschaften stellt. Es ist dies zwar keine neue Forderung, aber sie berührt wohlthuend in einer Zeit der kirchlichen Reaction, wo der freie Geist der Forschung auf der Hochschule und in der Kirche systematisch unterdrückt wird, so daß man Gefahr läuft, sich eine Anklage wegen Atheismus zuzuziehen, wenn man das augenblicklich der göttlichen Idee umgehängte Gewand nicht unterwürfig als das niemals zu ersetzende, jedes andere übertreffende verehrt. Die Verwechslung der Form mit dem Inhalt hat eben nicht nur auf ästhetischem Gebiete statt, sondern überall im Leben; wo aber die Staatsgewalt sich mit ihrer Macht zum Schutz einer theilweise veralteten Tradition aufwirft, da treten leicht Stockungen ein, die dem ethischen Fortschritt hinderlich sind.

Die nähere Ausführung der drei Grundformen des Sittlichen, die Pflichtenlehre, Tugendlehre und Güterlehre enthält neben vielem Selbstverständlichen, wozu der Verfasser durch die wie gewöhnlich zu übermäßige Gründlichkeit des Gelehrten veranlaßt wird, manche höchst werthvolle und treffende Betrachtungen. In dem Abschnitt über Berufspflicht kommt er auch auf die Stellung der Frauen im heutigen Berufsleben zu sprechen. Er mahnt die Männer energisch an ihre Pflicht, eine Familie zu gründen. Das ist eine Ansicht, der man die weiteste Verbreitung wünschen möchte, denn nur in einem Zurückdämmen der immer mehr überhand nehmenden Ehelosigkeit namentlich der höheren Stände ist eine wenigstens theilweise Lösung der brennenden Frauenfrage zu sehen. Dann aber warnt Dorner die Frauen auch davor, sich bei dem Entschluß zur Ehe von allzu sentimentalen Empfindungen beherrschen zu lassen. Den richtigen Mittelweg zwischen dem zügellosen Gehenlassen aufgebauschter Gefühle und der nüchternen Erwägung zu treffen, ist eine der schwierigsten Aufgaben der Eltern der heutigen weiblichen Jugend gegenüber, die ebenso wie die männliche von der elterlichen Autorität sich nicht mehr leiten lassen will. Die Mädchen sind fast alle von den Ideen der Frauenemancipation angesteckt und sehen in einer Eheschließung, bei der anstatt der „Liebe" der Verstand ausschlaggebend gewesen ist, nur eine Erniedrigung, ein Verkaufen ihrer freien Persönlichkeit, während doch bei einer Eheschließung, wo die Vernunft trotz der heißesten Liebe mißbilligend den Kopf schüttelt, viel eher von einem Unterliegen der sittlichen Persönlichkeit unter niedere Motive der Sinnlichkeit geredet werden kann. Daß die Ehe nicht um der Gatten, sondern um der Kinder willen geschlossen wird, kann der Menschheit, vor Allem aber den Frauen, die sich jetzt so oft widerwillig ihren nächsten Pflichten entziehen, nicht nachdrücklich und oft genug gesagt werden, indem man dabei zugleich die auf den Theil der Frau entfallenden hohen Aufgaben für die Culturentwicklung bedeutsam hervorhebt.

Man muß bei Dorner die weitgehende Toleranz in religiösen Dingen ebenso bewundern wie den klaren Blick für die krankhaften Auswüchse des Zeitgeistes. So ist uns z. B. aufgefallen, daß der Verfasser einem religiösen Vorbereitungsunterricht das Wort redet, der confessionslos ist. Das erinnert fast an den katholischen Theologen im Anfang dieses Jahrhunderts, der, bei einer Erkrankung seines lutherischen Amtsbruders diesen vertretend, alle Schüler in einem Raum vereinigte, beide Lehrmeinungen gewissenhaft vortrug und lakonisch hinzufügte: „Ihr glaubt dieses und Ihr jenes." Wie die Sachen in Wirklichkeit jetzt liegen, sind wir mehr als je von einer Erfüllung der Wünsche des liberalen Theologen entfernt. Gegenüber der naturalistischen Rechtsschule, wonach das Recht nichts mit dem Sittlichen zu thun hat, vertritt Dorner die Ansicht, daß das Recht an sich sittlich nothwendig sei, damit das Sittliche in die Erscheinung treten könne. Seine unbedingte Berechtigung leitet es daraus her, daß es für die ethische Vervollkommnung der Gesellschaft unbedingte Voraussetzung sei. Dabei ist außer Acht gelassen, daß das

Digitized by Google

Recht, wie es einmal besteht, doch nur der Niederschlag früherer sittlicher Anschauungen ist, das sittliche Bewußtsein also das Prius des jetzigen Rechtsbewußtseins ist. Allerdings bildet der Staat, wenn er einmal constituirt ist, die Grundlage des sittlichen Lebens, weil des Lebens überhaupt, aber das in ihm verkörperte Recht bedarf einer steten Wandlung, weil das sittliche Bewußtsein mit dem Erheben auf eine höhere Stufe ihm immer neue Rechtsaufgaben stellt. Ebenso wie das sittliche Leben einer rechtlichen Grundlage bedarf, muß diese durch das sittliche Leben stets neu gebildet werden, um den Aufgaben der Menschheitsentwicklung zu dienen. Natürlich ist Dorner ein Gegner des Duells, aber er spricht sich für die Todesstrafe aus. Den Bestrebungen der Socialdemokratie steht er vermittelnd gegenüber, indem er das humane Element betont. Er wünscht den Arbeitern einen wachsenden Antheil am Capital zu sichern, damit die Berufsgenossenschaft den Classenhaß überwinde, will aber keine allgemeine Ueberführung des Capitals in einen rein socialistischen Staat.

Bei dem Abschnitt über die Weisheit vermißt man die Angabe eines letzten Zweckes der Sittlichkeit. Soll man nur sittlich sein, um sittlich zu sein? Wenn die Weisheit die Erkenntniß des sittlichen Ideals und die Einsicht in den unbedingten Werth des Sittlichen ist, so wird man doch unwillkürlich zu der weiteren Frage nach dem Inhalt des sittlichen Ideals fortgedrängt. Daß dieser Inhalt ein vernunftnothwendiger ist, weiß Dorner sehr wohl. Die Antwort des Theologen, daß sich in dem sittlichen Ideal Gottes Wille zeige, kann nicht als eine endgiltige angesehen werden. Die weitere Antwort, daß die Welt dazu da sei, um eine sittliche Weltordnung zu realisiren, und die Menschen, um mittelst ihrer Vernunft die von Gott beabsichtigte sittliche Harmonie zu vervollständigen, muß Angesichts der mangelhaften Veranstaltungen zur Verwirklichung dieser Harmonie ebenfalls abgelehnt werden. Es ist kein verbohrter Pessimismus, sondern eine der vernünftigen Erkenntniß entspringende Ansicht, wenn man behauptet, daß das ethische Ideal in der Weise, wie Dorner es will, nicht durchführbar ist. Ethisch handeln und vernünftig handeln, bedeutet Dorner dasselbe, das Ethische vermittelt sich ihm nur durch die Erkenntniß; da könnte man auch den Spieß umkehren und sagen: das Vernünftige, die Durchsetzung des Logischen ist der Endzweck des Weltprocesses, ethisch handelt, wer logisch handelt, den Inhalt des Logischen zu erkennen und zu seiner Verwirklichung beizutragen, ist die höchste Sittlichkeit, nicht weil es sittlich, sondern weil es logisch ist. Nicht das ethische Ideal ist zu einer Weltanschauung auszugestalten, sondern der Inhalt des Logischen; das Ethische erhält dadurch seine Rechtfertigung, daß es an den logischen Kategorien Theil nimmt, und nur soweit es logisch zu begründen ist, ist es von sittlicher Bedeutung.

Den Inhalt des Weltwillens zu erfassen, haben die Theologen von jeher die redlichsten Anstrengungen gemacht, und da im Allgemeinen ihre Fassung dem Verständniß der Gegenwart genügt, so dürfen sie ihre Anstrengungen mit Recht als gelungen betrachten. Wenn wir die Dorner'sche Ethik in diese Gruppe einreihen, ihr in derselben sogar den höchsten Platz anweisen, so wollen wir damit zugleich den Ausdruck des Dankes verbinden, daß ein geistig so hochstehender Mann seine Kraft der Philosophie zugewandt hat, denn je mehr zur Geistesarbeit gerade auf diesem Gebiete von allen Seiten beigetragen wird, um so werthvollere Resultate werden der Nachwelt überliefert werden können. A. v. H.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Wie sie die Treue brach.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Soweit sie zurückdenken konnten, waren sie Braut und Bräutigam.

Das erste Bewußtsein seiner Existenz überhaupt datirte von einem kühlen Maitag, wo Wind und Regen die mattgrünen Kronen der jungen sprossenden Birken heftig hin und her peitschten. Vor der Freitreppe zu Hagerum hielt der Wagen vor, auf dem Emil mit seinen Eltern nach Tuna zu Onkel und Tante hatte fahren dürfen.

„Leise, leise!“ mahnte Papa, und „Wie geht's der jungen Frau?“ fragte Mama besorgt bei ihrer Ankunft. Dann schlich man auf den Fußspitzen nach der Schlafstube. Hier lag Tante, etwas bleicher als gewöhnlich in einem Halbdunkel, neben ihr stand ein eigenthümliches kleines Bettchen, noch viel kleiner als Emils, welches beständig hin und her geschaukelt wurde.

Mama fiel Tante um den Hals und schluchzte: „Gottlob! Gottlob!“ aber Papa schaute ganz fröhlich drein, trat an das kleine Bettchen heran, lüftete den Schleier am Kopfende ein wenig und rief leise: „Komm einmal her, Emil. und schau, hier hast Du eine kleine Braut!“

Ein rothes, trübes Gesichtchen mit großen, blauen, verwunderten Augen starrte ihm entgegen, und später, als er älter wurde, war ihm klar, daß dies seine allererste Erinnerung im Leben gewesen sei. Der Bräutigam war vier Jahre, die Braut 24 Stunden alt.

Von der ersten Scheu, welches kleine Knaben Mädchen gegenüber haben und die dann später, um die Confirmationszeit, sich in stille Bewunderung und, noch weiter hin, in Liebesbezeugungen verkehrt — hatte Emil keinerlei Ungelegenheiten. Seine kleine Cousine war ihm stets zur Seite, zu Pferd und zu Wagen, auf den Höhen der Berge und im Dickicht des Waldes; für ihn gab's überhaupt kein anderes Mädchen auf der Welt, und Elvira war für Emil der Inbegriff alles dessen, was brav und gut und fröhlich und lustig genannt werden mag.

Als Emil Student und Elvira eingesegnet worden, waren sie schon fünfzehn Jahre verlobt gewesen. Das kleine rothe Gesicht mit den verschwommenen Zügen war inzwischen hübsch geworden mit Grübchen in den Wangen und Locken über der Stirn, und des Jünglings Augen blitzen, wenn sie den Blicken ihrer blauen Augen begegneten. „Bemüh' Dich nicht um sie; sie hat nur Augen für ihren Vetter!“ warnten sich gegenseitig die Freunde aus der Umgegend von Hagerum.

Onkel und Tante starben. Tuna wurde verkauft und Elvira wie eingehüllt in Trauerflor und Thränen. Der Schmerz reifte die junge Rose, mit Kinderspiel und Kindeslust war's vorbei, und das nächste Mal, als Emil von der Universität nach Hause kam und mit einem „liebste Vira!“ sie wie sonst in seine Arme schließen wollte, trat er betroffen vor der jungen Dame im langen, schwarzen Kleide zurück und wagte nur, sie auf die Stirn zu küssen.

Sie sprachen weniger mit einander als früher, jagten und fingen sich auch nicht mehr auf Berg und Wald; betrat aber Vira den Salon, dann leuchteten Emils Augen, und sie erröthete sofort bei Erwähnung seines Namens. „Sie fangen an zu erwachen,“ sagte Mama. „Das geht Alles nach Wunsch,“ meinte Papa. Da kam eines Abends Vira in die Wohnstube. Ihre Tante war allein im Zimmer. Sie warf den Hut auf's Sopha und barg ihr Gesicht an Tantes Brust.

„Gottes Segen mit Euch, theures, geliebtes Kind!“

„Wie, was . . . weißt Du es denn schon?“

„Das habe ich schon viele Jahre gewußt.“

„Aber, das ist doch unmöglich, Tante, denn erst heut Abend hat Emil mit mir gesprochen.“

„Ich bin aber seine Mutter, verstehst Du wohl?“

Und wieder ging's, wie früher so oft, im kleinen Boot über die Bucht, und wieder sah die Drossel von der Trauerbirke herab, wie sie unten Arm in Arm vorbeikamen.

Digitized by Google

Sobald Emil sein Examen absolvirt hatte, erst dann sollte die ganze Welt ihr Glück erfahren. Als hätte die Welt es nicht schon längst gewußt! In Gedanken baute man jetzt schon eifrig am neuen Heim und richtete die Wohnung ein. Mama war mit Beschaffung der Wäschevorräthe noch lange nicht fertig, und das erste Jahr wollte Papa gar nicht dran denken, Geld zur neuen Wohnung des jungen Paares aufzunehmen, trotzdem waren Emil und Vira im Geiste schon fertig mit der Einrichtung des Salons und des Eßzimmers.

So traf er sie eines Morgens mit umwölkter Stirn und sorgenvoller Miene in der Fliederlaube.

„Fehlt Dir Etwas, Vira?"

„Nichts weiter, liebes Herz."

„Du siehst aber sorgenvoll aus?"

„Das mag wohl sein."

„Ach, bist Du Deiner Sache auch ganz gewiß, daß Du mich liebst? Es bringt mich zur Verzweiflung, Dich so zu sehen!"

„Denke nur, Emil, wenn wir also Mama's Rococotisch ins kleine Cabinet bekommen, was sollen wir denn im Salon der Etagère gegenüber hinstellen?"

Andere Sorgen kannte sie keine. Und so berechneten, zeichneten und bauten sie in Gedanken ihr Heim, gerade so fröhlich und sorglos, wie der Vogel mit dem Zweig im Munde in der hellen Frühlingssonne seinem wohlverborgenem Nest im nahen Walde zufliegt. So lebten sie weiter von Erinnerung und Hoffnung, Gedanken und Briefen, aber das Examen, die Zeit, da sie der ganzen Welt ihr Glück und ihre Freude vorjubeln wollten, rückte inzwischen immer näher heran.

Der letzte Termin stand bevor. Emil hatte es eilig; er arbeitete Tag und Nacht. Wie eilig er es hatte, konnte man daran zunächst erkennen, daß die Briefe an Vira nicht einmal mehr ihre gewöhnliche Länge hatten. Mit Einrichten der Wohnung konnte er sich in seinen Gedanken gar nicht mehr befassen; das müsse sie Alles nach eigenem Ermessen thun. Und das that sie auch redlich. In ihrem Köpfchen ordnete sie allmälig ein Zimmer nach dem andern, und als sie damit zu Ende war, genoß sie schon in hoher Vorfreude ihr zukünftiges, sonniges Leben. Zuerst dürfe man nur geringe Ansprüche machen. Eine kleine und zunächst untergeordnete Anstellung am Gericht in der Residenz war ja hinreichend für den Anfang; sie hatten ja eigene Mittel, um zuzuschießen.

Als Emil zurückkehrte, sah er schlecht aus; er war ernst und mager geworden und dabei still und in sich gekehrt. War er krank gewesen? Er hatte sich offenbar überarbeitet. Noch ein Termin und Alles war überstanden. „Dann ist's fertig!" aber wie ruhig, ja fast müde sagte er dieses! Aber so juble doch Emil! „fertig!" Hast Du vergessen, was dieses große Wort für uns bedeutet? O, wie müde und herunter er sich fühlen muß.

Er ruhte sich die ganze Weihnachtszeit aus, aber es ward nicht anders mit ihm. Er brachte jetzt keine neuen Vorschläge oder Pläne für die zukünftige Wohnung. Nur Zustimmungen zu dem, was Vira sich ausgedacht, äußerte er: „Gewiß Vira" — „das wird ja Alles ausgezeichnet" — „Dein feiner Geschmack verleugnet sich nie." Dergleichen Aeußerungen waren Alles, was er zu Neste trug, jenem Heim, welches sie mit so jubelnder Freude ausstattete.

Nun, es mag wohl seine Zeit brauchen, die Seele vom Kanzleiexamen zu erheben, aber am Ende geht es doch.

Ein Lied vor sich her summend, sprang sie die Treppe zu ihrem eignen, kleinen Zimmer hinauf. Horch! was ist das? es klingt wie schluchzen . . . es ist seine Stimme? Die Thür stand halb angelehnt, auf dem Sessel saß Emil, vornübergeneigt und weinte. Weinte . . .? Sie hätte schon in seinen Armen gelegen, wenn ihre Füße nicht wie am Boden gefesselt wären. Offenbar hatte ihn ein Leid getroffen, das sie nicht theilen durfte! War die Post gekommen? Nein, erst vor zehn Minuten ging er ruhig und zufrieden die Treppe hinauf . . . froh? nein, aber in der letzten Zeit war er ja immer so anders gewesen. Er konnte doch inzwischen gar keinen Brief oder Berichte erhalten haben . . .?

Der Sessel stand dicht an der Thür und die Nachmittagssonne schien hell in's Zimmer. Sein Kopf war ihr, als sie so da stand, ganz nahe. Was hielt er in der Hand? Eine Photographie, das Bild eines Mädchens . . . eines andern Mädchens . . . und dies war offenbar die Ursache seiner Thränen!

— — — Wie sie wieder zurück auf ihr Zimmer gelangt war? Das wußte sie nicht. War es denn mit ihr zu Ende? zu Ende mit aller Lebensfreude? Nein, nein sie wollte nicht, sie konnte nicht weichen; sie wolle ihn festhalten mit aller Kraft ihrer Liebe, aus Pflicht, mit der Heiligkeit des Gelübdes, mit all ihren Erinnerungen an Vater und Mutter, an ihre eigene Kindheit; nie, nie würde sie von ihm lassen! Trotz aller Demütigung, die für sie darin lag, wollte sie ihm dennoch nicht nachgeben, nicht auf alles Glück verzichten, denn nie konnte es werden wie zuvor, — aber weichen . . . ihn einer Andern lassen . . . ihn frei geben . . . nein! Es war offenbar eine Sinnesverwirrung, eine vorübergehende Leidenschaft, die ihn in Fesseln geschmiedet und die mußten zerbrochen werden; wer hätte ihm auch „seine Vira" je ersetzen können, — seine eigenste, liebe Braut, ihm verlobt in der ersten Morgenstunde ihres Lebens!

Aber die neuen Fesseln schienen stark zu sein. Der Termin war abgelaufen, das Examen bestanden, aber Emil derselbe geblieben; nein, nicht nur das; die Falte in der Stirn war tiefer, der Blick noch trüber und seine Begrüßung ruhiger, denn je zuvor.

Da riß Vira das ganze Nest, an dem sie nun 22 Jahre lang mit froher Hoffnung gebaut, herunter und gab es allen Winden preis. Aber das Weib thut in solchen Fällen selten etwas halb; es giebt ganz und mit vollen Händen Alles, was sie hat und vermag, dem Geliebten. Mußte sie ihn also frei geben, so wollte sie es auch ganz und allein thun.

Und wieder gingen sie eines Abends Arm in Arm mit einander nach der Trauerbirke. Aber sein Blick war abwesend, und er versuchte dieses zu verbergen.

„Ja, Emil! nun stehen wir am Ziel."

„Du meinst an der alten Trauerbirke, Vira?"

„Nein, an die dachte ich nicht, Emil. Ich meinte unsere junge Hoffnung, die Hoffnung unsrer Kindheit."

„Ja, Vira, und wenn du willst, so . . . machen wir unser . . . so veröffentlichen wir jetzt unser . . . Glück . . ."

„Ach Emil, es wird mir schwer, Dir jetzt zu sagen, was ich will. Ich schäme mich fast vor Dir, und es ist die schwerste Stunde meines Lebens, und Du wirst mir Vorwürfe machen, bittere, vielleicht gar mich anklagen . . . ich . . ."

„Aber Vira, was in aller Welt meinst Du?"

„Denke von mir, was Du willst. Nein, denke nicht allzu böse von mir, verurtheile mich nicht zu hart, aber ich kann . . . ich kann nicht Deine Frau werden."

„Aber Vira!"

Es kam ihm zu plötzlich, zu unvorbereitet, um gleich Freude in ihm zu wecken. Sein erstes Gefühl war Schrecken und die Furcht, sie möchte etwa sein Geheimniß entdeckt haben; sein zweites ein Verdacht, sie habe Neigung für einen Andern. Was sonst hätte sie bewegen können?

So sind wir; es gewährt uns einen eigenen Genuß, das Herz, welches wir von uns geworfen, noch immer zu besitzen.

„Phantasirst Du oder hat Dich mir Jemand gestohlen?"

„Nein, Emil, ich habe Niemand so lieb wie Dich, ich habe aber unsere gegenseitige, innige Zuneigung, wie wir sich von frühester Kindheit empfunden, mit jener allgewaltigen Liebe, die Mann und Weib beim Eingehen der Ehe für einander empfinden müssen, verwechselt. So ist's . . . verzeih mir und gieb mich frei! Vielleicht . . . wer weiß . . . ob Du bei genauer Prüfung nicht eben so empfindest?"

Sie sah zu ihm auf. Sie war leichenblaß, und die blauen Augen starrten ins Leere vor sich hin. In seinem Blick versuchte der Wille vergeblich einen Trauerflor über die innere brausende Freude zu legen.

Digitized by Google

„Was ich fühle oder nicht fühle, ist nach Deinem soeben abgelegten Bekenntniß, liebe Vira, von wenig Belang für Dich. Ach Vira, es kommt alles so plötzlich, so unvorbereitet; ich muß allein sein, meine Gedanken sammeln und mich aus diesem Chaos wieder zurechtzufinden suchen, in welches Du mich durch Dein Bekenntniß gestürzt hast. — Lebe wohl!“

Sie wankte und stützte sich an den weißen Stamm der alten Birke. Das Opfer war ihr zu schwer geworden. Sie war im Begriff, sich ihm weinend in die Arme zu werfen, ihm Alles zu bekennen und ihn anzuflehen, sie zu behalten.

Da verzog sich das Gewölk von der hellen Mondscheibe, und sie sah wie die bleichen Wangen ihres Jugendfreundes sich färbten, wie hoffnungsstrahlend sein Blick war, und wie die vorhin geäußerten unwahren Worte seine innere Freude nicht zu verbergen vermochten, eine Freude, wie sie nur der Verbrecher zu empfinden vermag, dem, vor dem Stufen des Schaffot's „Gnade!“ zugerufen wird.

Da kam ihr der weibliche Stolz, die aufopfernde Liebe zu Hülfe, und mit übermenschlicher Kraft zwang ihr Wille die bleichen Lippen zu einem tonlosen: „Lebe wohl!“

Aus der Hauptstadt.

Justiz im Recht und im Unrecht.

Dem unglücklichen Auchredacteur, der den Herrn Oberstaatsanwalt Drescher im Zusammenhange mit dem Falle Hammerstein, nicht sonderlich schwer, beleidigt hatte, wurden für seine Strafthat drei Monate Gefängniß zuerkannt. Vom Gerichtshofe waren ihm mildernde Umstände zugebilligt worden; man stellte nicht in Abrede, daß das Verhalten der Staatsanwaltschaft auf Uneingeweihte allerdings den Eindruck machen konnte, dem Herr Rauch als tapferer Parteischreier in seiner Art Worte verlieh. Die Uneingeweihten und die Laien ekelt der Fall Hammerstein mit all' seinen Einzelheiten bereits so an, daß sie nichts dringender wünschen, als von diesen Einzelheiten verschont zu bleiben, und daß Preßäußerungen, Handlungen der Staatsanwaltschaft u. a. m. in dieser Sache schon längst keinen Eindruck mehr auf sie machen. Dagegen konnte ihnen allerdings der Umstand auffallen, daß der hochnothpeinliche Proceß just gegen den Schreiber eines Provinzblättleins eingeleitet wurde, das aus Existenzgründen standhaft gegen das Verbot kämpft, Käse in bedrucktes Papier einzuwickeln. Es ist kein sogenanntes freisinniges, kein noch immer nationalliberales Blatt in Berlin, das gelegentlich der Erörterungen über Hammersteins Escapade nicht die gröblichsten Verdächtigungen gegen den pflichttreuen Beamten, als den man Herrn Drescher kennt, schleuderte; der „Kladderadatsch“ in seinem rasenden Haß und seiner Stoffarmuth überbot noch den wackeren Vorwärts an versteckten Anklagen, und allenthalben zog man sehr ungenirt Vergleiche mit der curlosen Flucht des Pariser Arton. Die freve Hetze mag Herrn Drescher endlich über den Spaß gegangen sein, aber dann hätte er einen der großmäuligsten Gesellen beim Schopf nehmen sollen, nicht den zitternden, kleinen Hannoveraner, der sich noch dazu in äußerst vorsichtiger, zweideutiger Weise ausgedrückt hatte. Es ist nur nöthig, die Beleidigungen, deren der Dreimonats-Märtyrer sich schuldig gemacht hat, sachlich und formell mit denen zu vergleichen, die der Staatsanwalt Lorenz zu Erfurt einem dortigen, socialistischen Redacteur an den Kopf geworfen hatte; sie erscheinen dann wie ausgesuchte Liebkosungen und galante Schmeicheleien. Trotzdem soll der Mann des Volkswillens ein Vierteljahr lang der Oeffentlichkeit entzogen werden, für deren Wohl er rastlos die Schere schwang, der Erfurter Verurtheilte indeß kommt mit fünfzig Mark Geldbuße davon.

Am Brauweiler Proceß, der sonst nicht eben zu Betrachtungen anregt, ist doch die Thatsache interessant, daß er gleichfalls einem Schreibmenschen drei Monate Gefängniß eintrug, obwohl ihm, man mag über seine Enthüllungen denken, wie man will, die Entschuldigung zur Seite stand, daß er das Beste, das Wohl hülfloser und immerhin bedauernswerther Mitmenschen im Auge gehabt hatte. Assessor Wehlan traf es besser; der Potsdamer Gerichtshof hielt sein Verbrechen mit einer Geldpön von fünfhundert Mark und der Versetzung in ein anderes Amt gleichen Ranges für ausreichend gesühnt. Es soll nichts gegen Assessor Wehlan gesagt werden, die Schuld an seinen schändlichen Unthaten trägt zumeist der Staat, der einen so jungen und naturgemäß noch haltlosen Mann mit derart verantwortungsvollen Aufgaben betraut. Nichtsdestoweniger ist es ein ungemein spaßiger Zufall, der zu ungefähr gleicher Zeit den gegen rohe Prügeleien eifernden Philanthropen und den prügelnden Beamten auf die Armsünderbank führt. Die Cultur unserer Zeit braucht gar keinen Historiker, sie sorgt selbst für hinreichende Beleuchtung ihrer Irrgänge. Weniger spaßig muß schon die grelle, auffallende Verschiedenheit der Buße genannt werden, die beiden Verurtheilten auferlegt worden ist.

Die Potsdamer Disciplinarkammer trat zu einer Staatsaction zusammen, die Augen Deutschlands schauten auf sie, und daß ihre Mitglieder sich dessen bewußt waren, geht nicht allein aus dem feierlichen Frackgewande hervor, das sie trugen. Sie alle sind im Dienste der Gerechtigkeit ergraut und wissen zweifelsohne rechtzeitige Strenge mit rechtzeitiger Milde zu paaren. Von einem der Beisitzer wird erzählt, daß er vor nicht zu langer Zeit in einer Berufungssache dem Angeklagten mit erhobener Stimme verboten habe, ihn „Herr Vorsitzender“ zu nennen, weil das die Verhandlung unnütz aufhalte. Der Zurechtgewiesene wird sein Urtheil über preußische Rechtspflege ganz wesentlich geändert haben, als er die Gründe las, derentwegen Herrn Assessor Wehlan mildernde Umstände für seine Tropenkollereien zugebilligt worden sind. Die preußische Rechtspflege zeigt nicht immer ein strenges, finsteres Gesicht, Themis erblickt nicht immer im Verklagten den nichtsnutzigen, verderbten Uebelthäter, der nur deßhalb Alles ableugnet, weil er dem hohen Gerichtshof recht viel Zeit kosten will; zuweilen befaßt sie sich mit Psychologie, dringt in die Tiefen der Herzen ein und sucht zu verstehen, weßhalb Inculpat sich versündigte. Und wer Alles versteht, verzeiht Alles — ein schönes Wort, das zum Leidwesen des Herrn von Boetticher leider nicht auch umgekehrt giltig und dann auf Ressortfragen anwendbar ist. Assessor Wehlan nicht minder wie Staatsanwalt Lorenz hatten das Glück, Richter zu finden, die sich nach Art guter Aerzte nicht mit dem Schulfall, sondern mit dem Individuum befaßten; diese Richter betrachteten aufmerksam jeden Zug des Gemäldes, das vor ihnen entrollt wurde, sie versetzten sich in die Seelen der Angeklagten, entwirrten die letzten Gründe ihres Thuns. Und als sie damit zu Rande waren, fanden sie die Missethäter zwar schuldig, straften sie aber mild, wie ein liebevoller Vater straft.

So sollte es immer und in jedem Falle sein. Leider ist es meist ganz anders. Mechanisch, oft in unwürdiger Hast, in eilfertiger Handwerkerei wird über Menschenschicksale entschieden. Der gute Wille, eine Sache klar zu legen bis in ihre letzten Verzweigungen hinein, fehlt nicht, aber wohl fehlt die Zeit und das geistige Vermögen. Die Kunst der Psychologie ist höchste, aber auch schwierigste Menschenkunst, es wird ungemein viel Wesens von ihr gemacht, doch ihrer begnadeten Jünger sind wenig. Weder Dichter noch Richter können ihrer entrathen: der Eine braucht sie, um lebende Geschöpfe zu schaffen, der Andere, um lebende Geschöpfe nicht ohne Fug in ihrer Entwicklung zu stören, aber auch, um sie zu bessern, um auszurotten, was ihnen selbst und der Gesellschaft Schaden bringen muß. Die immer gewaltiger anwachsende Unzufriedenheit mit unseren Rechtsverhältnissen, die von Jahr zu Jahr gefahrdrohender wird, entspringt wahrlich nicht schlechten Gesetzen. An ihnen bosseln und feilen Bundesrath und Reichstag, die Geheimräthe der Ministerien und die Deputirten der Reformparteien ruhelos herum; es ist zumeist eine Freude, sie anzusehen, so blank polirt sind sie, so sauber durchgearbeitet. Alle gährende Wuth, aller Tadel wendet sich gegen das Richterpersonal. Und hier sind es zwei Vorwürfe, die hundertönig widerhallen. Einmal wird die Existenz einer Classenjustiz behauptet, und dann soll das niedrige Niveau, die Unfähigkeit des Durchschnittsjuristen Schuld an dem Mangel an Vertrauen zu unserer Rechtspflege ein — einem Mangel, den der Justizminister ziemlich unumwunden zugegeben hat.

Eine Classenjustiz wird überall vorhanden sein und empfunden werden, wo herrschende Stände den unterjochten den kraftvollen Aufstieg nicht gönnen, und weil wir allzumal Sünder sind und des Ruhmes entbehren, fehlt auch unseren Tagen die Classenjustiz nicht. Arglos, ohne uns ihrer Existenz bewußt zu sein, üben wir sie aus, und der richtende Beamte, den ein Anarchist etwas besonders Abscheuliches dünkt, der Staatsanwalt, der dem socialistischen Redacteur keine Preßsünde durchgehen läßt — sie pflegen Classenjustiz, meinen, dem ganzen Staate, ja der ganzen Menschheit zu nützen, und schützen doch in Wahrheit nur die Gesellschaftsschicht, der sie selbst angehören, die Patricier gegen die Plebejer. Es giebt nichts Menschlicheres, nichts Erklärlicheres. Die Socialdemokraten selbst sind gegen Andersgläubige von einer Unduldsamkeit, die sich mißduftend in ihren Volksversammlungen, empörend in den wüsten Schimpfereien ihrer Zeitungen äußert; ihnen ist die Gegnerschaft eine einzige „Sippe“ durch und durch corrupter Ausbeuter und gesinnungsloser, knechtschaffener Hallunken. Kämen sie ans Ruder, so hätten sie von ihrem Standpunkte aus ganz Recht, wenn sie mit dem Feuer und dem Schwert der Paragraphen gegen diese elenden Creaturen, nicht werth, den Namen Deutsche zu tragen, vorgingen, und daran kein Zweifel — sie thäten es. Classenjustiz muß sich auch im Rechtsstaate — der nur phrasenhalber so heißt — Jeder gefallen lassen, der den herrschenden Gewalten entgegentreten zu sollen meint. So lange sich die Untergebenen ruhig verhalten, giebt es keine Classenjustiz im heutigen Wortsinne, keine Justiz, die sociale und wirthschaftliche oder gar politische Kämpfe vor der Barre auszufechten sucht. Wo derlei Schlachten aber einmal toben, da findet sich gegen die Classenjustiz kein Mittel, denn die Richter nehmen Partei im öffentlichen Leben und tragen unter der Robe ein von ganz gewöhnlichen, ganz menschlichen Leidenschaften bewegtes Herz. Nur darum kann es sich handeln, Excessen dieser Justiz vorzubeugen, Excessen nach der schlimmen, Leben vernichtenden Seite hin. Es kam im Grunde wenig darauf an, ob die Vierzig zu Venedig keinen

Digitized by Google

Geschlechter verurtheilten, der den Dogen geärgert hatte; die freisprechenden Vota der römischen Geschworenen, wenn ein Feind Cäsar's vor ihnen stand, änderten den Lauf der Dinge nicht, und es thut vielleicht höchstens überfeinem Rechtsgefühl Abbruch, wenn heute hier oder da vornehme Männer, Mitglieder der „Gesellschaft", für gewisse Vergehen weniger hart bestraft werden, als es die Norm ist. Ich sage vielleicht. Gefährlich wird das Messen mit zweierlei Maaß jedenfalls erst dann, wenn der Prolet sich offenkundig nicht nur dem Aristokraten, sondern auch dem Gesetze, dem Geiste des Gesetzes gegenüber benachtheiligt sieht, und das einzig aus dem Grunde, weil er der niederen Classe angehört.

Fast scheint es, als säße das Rechtsschiff bereits fest auf dieser verderblichen Klippe.

Die Gleichheit vorm Gesetze, die die Verfassung ja wohl gewährleistet, ist ein Unding, wie es das Princip der Wahlfreiheit ist, so lange thatsächliche, unüberbrückbare sociale Klüfte bestehen, so lange der Herr den Knecht und — man verzeihe die Anwendung der thörichten Wortbildungen — der Arbeitgeber den Arbeitnehmer regiert. Das weiß das Volk trotz aller demokratischer Redensarten sehr gut, es erregt sich keineswegs darüber, daß ein Großer, der einen Kleinen beschimpft oder schädigt, bei Weitem nicht die Strafe zu erwarten hat, auf die im umgekehrten Falle erkannt werden würde. Dergleichen ist so natürlich und verletzt das Empfinden des Volkes selbst dann kaum, wenn ähnliche Vorgänge sich häufen. Im Wesen des Staates liegt es, daß die Einen bevorzugt werden und die Andern sich genügen lassen müssen. Nur eine Benachtheiligung, die über die gäng und gäbe, stillschweigend geduldete hinausgeht, läßt sich die misera plebs nicht bieten. Sobald Beweise eines solchen Unrechts vorliegen, zeigt plötzlich die Oeffentlichkeit mit dem Finger und schreiend auf die Begünstigungen hin, die sie bisher neidlos allen vor den Kadi gerufenen Vornehmen gönnte, und sie stachelt ihre Wuth zur Siedehitze am Anblicke des nun allerdings gewaltigen Abstandes zwischen der Gerechtigkeit für die Herren und der Justiz für die Knechte.

Das Staatsgefüge wird dadurch erschüttert und seine festesten Pfeiler ins Wanken gebracht, ohne daß die Regierenden hervorragend grobe Fehler begangen oder irgendwie die Absicht verspürt und dargethan hätten, den Classenkampf zu schüren. Die Verantwortung für den solcherweise um sich greifenden, sich rapid vertiefenden socialen Haß trägt heute allein der Umstand, daß ein großer Theil der Richtercollegien seine Wissenschaft zur Kunst, und zur milden Kunst, nur bei den durch Geburt und Lebensstellung Ausgezeichneten werden läßt, nur ihre Vergehen menschlich milde betrachtet und beurtheilt. Kein Zweifel, sie thäten ein Gleiches auch bei dem Geringen, wenn sie nur Zeit hätten. Daran liegt's.

Die Ueberhäufung der Richter mit Arbeit, die sie jede neue Sache als neue Plage empfinden läßt, bedingt es, daß sie mit wirklicher, herzlicher Theilnahme nur sehr wenige Proceßfälle betrachten. Fälle, die ihr ganz besonderes Interesse wachrufen, die sich grundlegend unterscheiden von den Sackpack-Zänkereien und den groben Uebelthaten der Durchschnittsmenschen, womit man sie jahrein, jahraus in schrecklicher Tretmühl-Arbeit quält. Was ist natürlicher, liegt bei der Erziehung, dem Werdegang, dem socialen Milieu unserer akademisch gebildeten Richter näher, als daß die Ausnahmsfälle, die ihnen unwillkürlich nahe gehen, sie gerade durch Namen und Rang der dabei betheiligten Personen interessiren? So lange der Richter mit Gewalt zur Maschine gemacht wird, durch die Semester des Studiums, die besonders den Rechtsstudenten sehr selten am Studium sehen und ihn nachher einem Einpauker in die Arme treiben, durch die Schreibsclaverei des angehenden Juristen, durch die scandalöse Ueberlastung des Einzelrichters, die ihm auch die letzte Lust an privater Weiterausbildung und frischer, schaffensfroher Bethätigung im öffentlichen Leben nimmt — so lange der Richter fast als Automat arbeiten muß, darf man billiger Weise keine Tiefe und Gründlichkeit von ihm verlangen. Genug, daß er sich je zuweilen, unterm Anreiz einer nicht alltäglichen Erscheinung, über mechanische Handwerkerei erhebt. Das Eine aber verdient wohl bedacht zu werden von den Sparsamen und den Verantwortlichen am Staatsruder. Dem gelehrten Richter von heute muß nothwendig der Volksrichter folgen, dem oberflächlich, theilnahmlos hastenden Studierten das grob zupappende, nichtswissende Laienthum. Die Kunst des Rechtes war selten in größerer Gefahr; die Barbaren stehen vor der Thür, und Rom schläft! Entweder starke Vermehrung der Richterstellen, oder besser noch stärkere Verminderung der Anklagemassen, die das Land überschwemmen und zur öffentlichen Calamität geworden sind, können verlorenes Land wieder gewinnen, den Richter wieder zu dem erheben, was er dereinst war: zum Weisesten seines Volkes.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Das Hohe Lied. Versspiel in einem Akt von Felice Cavalotti. In's Deutsche übertragen von Ludwig Fulda. (Deutsches Theater.) — Comtesse Guckerl. Lustspiel in drei Akten von Franz v. Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld. (Lessing-Theater.) — Das Hungerlos. Lustspiel in vier Aufzügen von Heinrich Bollrat Schumacher und Georg Malkowsky. (Kgl. Schauspielhaus.)

Von den Berliner Bühnen müht sich allein das Deutsche Theater, ein modernes Kunstinstitut zu sein. Hin und wieder gelingt ihm sogar, was es erstrebt, und das liegt wahrscheinlich daran, daß sein Director im Theater so wenig zu sagen hat. In der Schumannstraße müht sich das leitende Consortium, dem es besser als Herrn Abrahamsohn-Brahm gelingt, sich mit den Schauspielern zu stellen, tapfer weiter um die realistische Dichtkunst; was die literarischen Freigeister aller Völker ersinnen, findet hier gastliche Unterkunft. Solcher Freigeister aber ist Legion, und man kann sich von ihrer Productivität keine Vorstellung machen, wenigstens keine einigermaßen besuchte.

So ist denn Cavalotti's anticlericales Späßchen „Das Hohe Lied" rascher wieder von der Bildfläche verschwunden, als die seiner Aufführung vorangegangene, geschäftige Reclame erwarten ließ. In Felice Cavalotti's Brust wohnen, ach, zwei Seelen; eine davon gehört dem muthigen, ein bissel schreisüchtigen und ein bissel übermäßig neapolitanischen Politiker, die andere aber dichtet. Solange Cavalotti Signor Crispi's kleine Spitzbübereien aufdeckt, ist er uns als guter Gesellschafter baß willkommen, obgleich gerade diese seine Thätigkeit die officiöse, von Köbner, Stumm & Co. geleitete Kunstkritik gegen ihn einnimmt; sobald er aber fünfaktige Dramen oder auch minder langwierige Lustspiele schreibt, entfremdet er sich seine besten Freunde. Im Hohen Liede führt er sich als idealen Freidenker unter der Maske eines harmlosen Obersten vor; ihm blühen ein nicht minder freidenkendes Töchterlein und ein Neffe, dem pfäffischer Geist das Hirn umnebelte und zum Seminaristen machte. Wenige Tage nur trennen noch den Letzten aus dem Heldengeschlecht der Soranzos vom Empfange der Weihen, da treibt ihn ein Wink der Vorsehung — aber Pardon, die giebt es ja gar nicht! — in des Onkels Haus. Und die schlaue Pia durchschaut den Cousin, der trotz der grauslichen Kutte die Schönheit liebt und sogar Verse macht; sie liest mit ihm seine Uebertragung der flackernden Strophen des guten Salomon, Königs in Judäa, an seine Freundin Sulamith:

„Du bist
So schön wie Thirza, wie Jerusalem
So lieblich, schreckensvoll wie Heeresspitzen.
Wend' deine Augen von mir, Sulamith,
Sie gießen wilde Gluthen in mein Herz!"

Und richtig — die Erdenschönheit siegt, Antonio's überirdische Schwärmerei concentrirt sich geschwinde auf das liebe, junge Blut vor ihm, aus dem heiligen Chorrock läßt er sich einen patenten Hochzeitsfrack machen. — Ein Poet hätte die Kleinigkeit recht wohl vertiefen und mit charakteristischen Lichtern illuminiren können; Cavalotti läßt nur seinen Haß gegen alles Kirchliche grell hervortreten und bleibt, wie jeder Tendenzschreiber, lehrhaft-klein. Gute Absichten, gute Verse, aber doch schlechte Musik.

Franz v. Schönthan verfolgt keinerlei Absichten, weder gute noch schlimme; um sein Budget in Ordnung zu halten, muß er Jahr für Jahr ein Lustspiel für den verdammten Pöbel ausschwitzen — „das Dramenschreiben kommt gleich hinter'm Pferdestehlen", behauptete der berühmte Sudermann neulich im Verein Berliner Presse. Da Schönthan weiß, was gefällt, amüsirt er noch immer recht ausgiebig. Er hat die Wiener Witzblätter mit Eifer studirt, nicht nur der Dialogschlager halber, wie sein Meister Blumenthal, den neulich der Dirnen-Pschütt deßhalb anfrakehlte, sondern auch der guten Lehren halber, die ihre Mache giebt. Ein paar hübsche bunte Costüme, ein hübsches Gesicht, etwas hübsches Fleisch — Alles Dinge, bei denen man nichts, wenigstens nichts Unangenehmes, zu denken braucht: Witzblatt-Illustrationen und Lustspiel-Milieu sind fertig. Allein Comtesse Guckerl, welch eine Figur! Jenny Groß hat wirklich noch immer, trotzdem sie ein wenig fett wird, eine brillante Figur. Comtesse Guckerl verdankt den niedlich-dummen Spitznamen ihrem strahlenden Augenpaar; aber sie ist auch ein braves, nicht nur ein schönes und reiches Frauenzimmer, sie bewahrt einen alten Hofrath vor der Pensionirung, bringt ein schüchternes, deßhalb höchst originelles Liebespaar zusammen und beglückt am Ende mit ihrer eigenen, wohlgepflegten Hand einen schneidigen, preußischen Officier, nachdem sie den übermäßig Verwegenen zur Strafe längere Zeit zappeln ließ. Neben dem Herrn Lieutenant, der sauberen, verwittweten Gräfin mit den Brillanten im Gesicht und auf dem Nacken, neben dem klapprigen Hofrath, seiner Miether suchenden Gattin und dem scherzhaften Liebespaar spukt ein russischer General durch die Scenen, Gott weiß, weßhalb; man hört von Beethoven, Catalani und Goethe erzählen, der gerade in Karlsbad weilt. Denn in Karlsbad, anno 1818, spielt das neue Stück Kotzebue's des Jüngeren. Und das Zeitcostüm, die bunten Fracks und Jabots der Männlein, die phantastische, verschnörkelte Haartracht, die hochgebundenen Taillen und Gewänder der Weiblein sicherten den Erfolg. Man konnte sie schmunzelnd betrachten, sich über das Gefunkel freuen und brauchte sich nichts dabei zu denken. Ein paar sehr schöne Scherze, so der Umstand; daß Jemand hinter einander mehrere Gläser saure Milch trinkt, um dadurch einen Kuß von der Liebsten zu erhaschen, daß der komische Hofrath alle Straßenbeleuchtung heftig angreift, daß ein unangenehmer Zugwind polternd die Fenster aufreißt, die Menschen im Zimmer, besonders die rheumatisch veranlagten, zur Verzweiflung bringt und dann noch die Thüren mit lautem Krach zuschlägt, Platzverwechslung in der Postchaise, eine alte Wäscherin, die für Comteß Guckerl gehalten wird — diese sprudelnde Situationskomik und die Treffer im Dialog thaten das Uebrige. Und während ein Witz den anderen jagt, merkt man gar nicht, daß zwei volle Akte eigentlich ganz überflüssig sind und Interesse an den heftig komischen Leutchen im Großvatergewande auch nicht für einen Augenblick

Digitized by Google

auftaucht. Schaumschlägerei für die süßen Backfische, die süßen Bankierweibchen und ihre Ritter.

Gewichtiger traten die Herren Schumacher und Malkowsky auf, und man war fast erstaunt, in den Autoren, die nach dem zweiten Akte vor die Rampe geklatscht wurden, so gutmüthig dreinschauende, lammfromme Gentlemen begrüßen zu dürfen. Ich kenne sie Beide nicht und nicht ihr bisheriges Schaffen, doch möchte ich beinahe annehmen, daß Herr Schumacher einen Roman geschrieben hat, den Herr Malkowsky zum Abdruck brachte und späterhin als prächtigen Dramenstoff erkannte. Dann haben sich offenbar Erfinder und Entdecker in die mühevolle Arbeit des Dramatisirens getheilt; die Disposition entwarfen sie einträchtiglich, aber von den Scenen wählte sich jeder die aus, die ihm am meisten zusagten, und jeder schaffte in Einsamkeit für sich. Nachher klebten sie die einzelnen Geisteswerke aneinander, entfernten allzu schreiende Widersprüche, ließen das Ganze sauber abschreiben und reichten's ein. Das hohe Lesecomité war mit der Arbeit so zufrieden wie die Dichter; die öffentliche Meinung jedoch hub nach dem dritten Akte gewaltig zu zischen an und bereitete den Poeten, wie geistvolle Kritiker mit Recht behaupten könnten, ein Hungerlos.

Da ist einmal ein Freiherr gewesen, Rochus hat er geheißen, der gewann in der Lotterie viel Geld. Aber dies Geld gehörte nicht ihm, wenigstens nach seiner unmaßgeblichen Meinung; der Mammon, den das Los in's Haus gebracht hatte, eignete vielmehr dem bekannten, vor der Ziehung nach Amerika gegangen wordenen Vetter, dem rechtmäßigen Besitzer des Loses. Freiherr Rochus scharrte und pracherte nach Leibeskräften, mußte er doch immer auf die Rückkehr des verschwundenen Vetters gefaßt sein und ihm jeden Tag sein Geld aushändigen können. Die Schilderung der Uebersparsamkeit des Barons, der sich, so lebensfreudig er ist, auch nicht den kleinsten Genuß gönnt, selbst seiner Hausehre traurigen Gemüthes armselige Bitten abschlagen zu müssen glaubt, diese Schilderung ist nicht übel gelungen, und auch sonst, auch bei den anderen Figuren, finden sich manche erfreulich humoristische Züge. Plötzlich verkündet das Amtsgericht den Tod des Verschollenen. Und nun geht mit dem früheren Rochus eine jähe Veränderung vor, nun, wo er sich Eigenthümer des Schatzes weiß, hebt er an, Austern und Sekt zu schlemmen, ein notleidender Agrarier nach dem Herzen des Berliner Freisinns zu werden. Ueberhaupt entpuppt sich der anfänglich so sympathische, strebsame, abgerackerte Mann immer mehr als ein vollendeter Erzschelm. Doch das Unglück schreitet schnell. Der Todtgeglaubte kehrt zurück, sonst wär' es kein Lustspiel. Freiherr Rochus thut das Aeußerste, selbst das Unsauberste, um das Geld in seinem Besitz zu behalten; als er jedoch nicht mehr vor- noch rückwärts kann und den Goldklumpen herausgeben will, findet es sich, daß der Vetter das Los seiner Zeit für Rechnung der gnädigen Frau kaufte, daß es also trotz Alledem Rochus und den Seinigen gehört. Ein vergnügtes Ende folgt, denn Niemandem von den adligen Leuten auf den Brettern ist die Nichtsnutzigkeit und niedre Gesinnung des Freiherrn aufgefallen. Daß man im Parkett weniger vergnügt war, daran trug neben der häßlichen Fratze des Helden die Stillosigkeit der Arbeit die Schuld. Zu geschmacklos wird Scherz und Ernst darin durcheinander geworfen, und die kindischen Requisitenspäße gehen zuweilen auch naiven Seelen über den Spaß; in ihrer krampfhaften Effecthascherei, die widerwärtig nach dem Circus Busch riecht, schlagen die Autoren rücksichtslose Purzelbäume und schädigen ihre besten Scenen durch plumpe, verletzende Clownsprünge. Ueber den Werth dramatischer Compagnie-Arbeit läßt sich gewiß Manches sagen, wenn aber wie hier jeder der Socien unbekümmert um das Ganze seine eigenen Wege geht, wenn keine ordnende und glättende Hand den erforderlichen, oberflächlichen Zusammenhang zwischen den auseinanderfallenden Theilen herstellt, dann ist über die Compagnie-Arbeit nichts mehr zu sagen. Ein Weihnachtsbaum, den ein Schneider und ein Conditor mit ihren Erzeugnissen schmücken, wird ein trübseliges Ding. Es müssen zwei Zuckerbäcker sein, Franz von Schönthan lehrt das. Die farbigen Anhängsel haben mit dem Baum nichts zu thun, und das mit Flittern aufgeputzte Gewächs ist kein Kind der Natur mehr, ist verwelkt, wenn es dreißig Abende lang auf den Brettern gestanden hat. Aber es gefällt doch am ersten Abend, weil es wirklich so hübsch bunt und liebenswürdig aussieht.

Notizen.

Erinnerungen von Hans Victor von Unruh. Herausgegeben von H. von Poschinger. (Deutsche Verlags-Anstalt.) Es war bekannt, daß der auch bei unseren Lesern beliebte geistreiche Plauderer eine Niederschrift seiner Erinnerungen hinterlassen hatte, und man konnte mit Recht auf deren Erscheinen gespannt sein. Was man sich von ihnen erwartet hatte, erfüllen sie nun freilich nicht, denn es sind nur unkünstlerisch aneinander gereihte Notizen oder Skizzen, die umsoweniger unmittelbar wirken, weil sie erst viele Jahre nach den Ereignissen niedergeschrieben sind. Ueberdies hat Unruh das Wesentliche bereits in seinen „Skizzen aus Preußens neuster Geschichte" schon vorher veröffentlicht. Ein nicht unwichtiger Nachtrag findet sich über die Niederschießung harmloser Bürger bei der Kammerauflösung vom 28. April 1849. Wenn hier auch Unruh nicht als Augenzeuge berichtet, sondern nur nach den Aussagen seiner Gewährsmänner, einiger Abgeordneten, so treibt der Herausgeber seine Objectivität zu weit, wenn er dagegen in einer Fußnote den ganz anders lautenden Bericht der als Zeugin hierin etwas anrüchigen Kreuzzeitung in's Treffen führt. Interessant ist das Verhältniß des damals sehr demokratischen Unruh zu Bismarck, den er sofort in seiner ganzen Bedeutung erkannte. Bismarck hatte er es auch zu danken, daß er 1848 nicht aus Berlin ausgewiesen wurde, obgleich der Minister v. d. Heydt dem „Gegenkönig von 1848" gar nicht gewogen war. Noch fesselnder werden die Erinnerungen gegen das Ende der fünfziger Jahre, wobei ein langes Gespräch mit Bismarck geschichtliche Bedeutung annimmt. Bismarck sprach es damals aus, daß es für Preußen nur einen Bundesgenossen gebe, „vorausgesetzt, daß es ihn zu behandeln verstehe," — und antwortete auf Unruh's Frage: „Das deutsche Volk". Leider unterließ es Bismarck, dem Freunde seine neuerliche liberale Sinneswandlung anzudeuten, wodurch sonst vielleicht der Militärconflict später vermieden worden wäre. Ein anderes Gespräch 1862 auf der Eisenbahn ist nicht minder interessant. Hier sagte Unruh dem Ministerpräsidenten, der jeden Gedanken an einen Staatsstreich von sich wies, daß Bismarck nach längerem Streite endlich doch zum Nachgeben werde gelangen müssen. Leider schenkten die Collegen vom Nationalverein der Betheuerung des Ministers keinen Glauben, und ähnlichen Mißerfolg hatten spätere Vermittelungsversuche Unruh's zwischen seiner Partei und Bismarck. Schließlich trat Unruh aus derselben aus, Twesten und Lasker schlossen sich ihm an, und so wurde die nationalliberale Partei gegründet. Wir schließen mit dem bedeutsamen Urtheil Unruh's über die Ergebnisse des Jahres 1848: „Stellt man jetzt nach 29 Jahren die Frage: was ist durch die Kämpfe des Jahres 1848 in Preußen erreicht worden, sind dieselben nützlich oder schädlich gewesen? und bemüht man sich die Frage möglichst objectiv oder doch vom liberalen Standpunkt aus zu beantworten, so läßt sich gar nicht verkennen, daß trotz der vielen und großen Fehler, die auf allen Seiten damals gemacht wurden, jene Vorgänge des Jahres 1848 die Grundlagen unserer politischen Entwickelung und unserer heutigen politischen Zustände bilden, die kein liberaler Mann und kaum ein conservativer, der nicht reactionär ist, mit jenen vor 47 vertauschen würde. Ja, die Reaction selbst dürfte nicht geneigt sein, zu jener Zeit absoluter bureaukratischer Willkür zurückzukehren. Gewiß wäre es besser gewesen, wenn die Regierung schon lange vor 48 die bessernde Hand zu den unbedingt nothwendigen organischen Umformungen des Staates geboten hätte; aber daran war bei der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. gar nicht zu denken. Ohne jenen allerdings revolutionären Anstoß würde Preußen hinter Sachsen und Bayern zurückgeblieben und immer unfähiger geworden sein, die Führung in Deutschland zu übernehmen. Oesterreich hätte trotz oder vielleicht in Folge seiner inneren Kämpfe die Oberhand in Deutschland bekommen und seiner unverkennbaren Tendenz gemäß Preußen immer mehr herunter zu bringen gesucht, während es offenbar ganz außer Stande und auch nicht Willens war, aus Deutschland etwas Anderes zu machen, als einen unselbstständigen Appendix von Oesterreich. Wir Alle waren 48 politische Dilettanten, um nicht zu sagen politische Kinder. Wir klebten am Rotteck-Dahlmannschen constitutionellen Schematismus und glaubten, mit Verfassungsparagraphen lasse sich alles Wünschenswerthe erreichen. Wir haben erst durch bittere Erfahrungen lernen müssen, daß es auf thatsächliche Umgestaltungen im Staate ankommt und insbesondere auf Organisationen, die eine ruhige, consequente Fortbildung, möglichst ohne Sprünge und Experimente, zu ermöglichen geeignet sind."

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Eine neugegründete Verlagsbuchhandlung sucht mit

Schriftstellern

in Verbindung zu treten und erbittet Verlagsangebote, auch solche größeren Umfanges, unter G. S. 300. Leipzig. Postamt Täubchenweg postlagernd.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Pasty, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und Karolinen.
Ein Spaziergang durch die Eifelberge
von
Hermann Aubel.
Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana"** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß", in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina"**, nicht fehlt.

Von einer thätigen **Leipziger Verlagsbuchhandlung** werden

Manuscripte

wissenschaftlichen Inhalts unter coulanten Bedingungen zu erwerben gesucht. Angebote sub **J. 280** an **Rudolf Mosse, Leipzig** erbeten.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung.) — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Nr. 3 der „Jugend",

Münchener Wochenschrift für Kunst und Leben.

Herausgeber: **Georg Hirth**. Redakteur: **F. von Ostini**, erscheint **am 18. Januar** mit dem farbigen Titelbild von Professor Rud. Seitz:

„Bismarck leimt den Reichsadler wieder zusammen."

Preis pro Quartal (13 Nummern) 3 Mk.
Die einzelne Nummer 30 Pf.

G. Hirth's Kunstverlag in München.

Zu beziehen durch alle **Buch-** und **Kunsthandlungen**, sowie **Post-** und **Zeitungs-Expeditionen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Tulmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 25. Januar 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Große und Kleine Volksvertreter. Statistisches von Fab. Landau. — Das Recht der Ehescheidung. Von Franz Schäkel. — Der Durchstich des Simplon. — **Literatur und Kunst.** Guy de Maupassant. Von Benno Diederich. — Ueber den musikalischen Werth der Worte in der Dichtung. Von Ludwig Klages. — **Feuilleton.** Trennung. Von Amalie Skram. — **Aus der Hauptstadt.** Der neue Bauernkrieg. Von Caliban. — Aus Gurlitt's Kunstsalon. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Große und Kleine Volksvertreter.

Statistisches von Fab. Landau.

Bis auf Rußland, die Türkei und Montenegro erfreut sich die Bevölkerung Europas eines constitutionellen Regimes und des Vergnügens, Theile ihrer gesetzgebenden Körperschaften aus ihrer Mitte wählen zu dürfen. Wenn sich auch diese Länder im Allgemeinen zum parlamentarischen Princip bekennen, so ist doch der Modus, wie bei jedem einzelnen derselben, der Wille des Volkes zum Ausdrucke gelangt, so mannigfaltig und verschieden, wie die Länder selbst.

Vorherrschend ist das Zweikammer-System; bis auf wenige Ausnahmen aber kann bei der ersten Kammer sehr wenig von Wahl gesprochen werden. Da dieser Körper — dessen Mitglieder ernannt werden — fast nur den oberen 3734 (Summe der Senatoren, Peers ꝛc.) der Aristokratie, der Hierarchie, der Plutokratie und — — der Wissenschaft reservirt bleibt, so kann derselbe doch nur als eine Vervielfältigung des monarchischen Willens oder auch als Hemmschuh für den — nach conservativer Ansicht stets dem Abgrunde zurollenden — Staatswagen betrachtet werden. Das wirkliche Treibrad der ganzen Maschinerie repräsentiren die Abgeordnetenhäuser, in denen die Strömungen Ansichten und Wünsche, welche momentan die Masse beherrschen, zum Ausdruck kommen.

Wir wollen nicht die verschiedenen Verfassungen, wie dieselben die Wahlen anordnen, aufzählen und mit den mehr oder weniger schlechten Bestimmungen derselben rechten; da überhaupt ein, allen Einwohnern eines Landes, zusprechender Wahlmodus gar nicht denkbar und jedes System rechts oder links Mißbilligung und Opposition hervorrufen wird, weßhalb auch in allen europäischen Culturstaaten Reformprojecte für Parlamentswahlen ein stets wiederkehrendes Thema bleiben; — wir wollen nicht die Form, wie die Seele der Massen sich äußert oder äußern soll, beleuchten, sondern das Factum, in welchem Maßstabe die Mandatare der verschiedenen Staaten unseres Erdtheils ihre Auftraggeber vertreten, mittels der Zahlen demonstriren.

Die „Herren-Häuser" unter ihren verschiedenen Benennungen sind zwar, wie erwähnt, unmöglich als ein Product des Volkswillens anzusehen, doch wollen wir der Vollständigkeit halber auch diese in unserer Betrachtung hineinziehen. Auch den Umstand, daß meistentheils die Einwohner außereuropäischer Besitzungen nicht als vollwichtig, wie die Insassen ihres Mutterlandes, von den betreffenden Gesetzgebern betrachtet werden, haben wir als einen Auswuchs an dem von Gebrechen aller Art strotzenden Körper der Wahlsysteme bei unserer Berechnung berücksichtigt. Ferner haben wir bei folgender Aufstellung die zur Zeit der Ermittelung der Einwohnerzahl in dem bezüglichen Lande sich aufhaltenden Fremden (d. h. nicht Staatsangehörenden) nicht als solche — Wahlunberechtigte — in Abzug gebracht, sondern überall die Zahl der Ortsanwesenden zur Grundlage genommen, weßhalb eine ziemliche Compensation zwischen den Wahlberechtigten aller Staaten entstand.

Mit den „Hohen Häusern" anfangend, finden wir den Deutschen Bundesrath (58 Mitglieder) an der Spitze, indem jedes Mitglied desselben über das Wohl und Wehe von nicht weniger als 892,386 Einwohnern bestimmen kann. Hierauf folgt das Haus der Peers von Großbritannien (541 Mitglieder) von denen jeder 692,430 resp. 71,954 des Stammlandes repräsentirt. Ein Senator in Frankreich (300) vertritt 255,311 resp. 127,810 Bewohner. Ein Mitglied des Herrenhauses in Oesterreich (226) verfügt mittels seiner Ernennung über 108,618 Seelen. Dies sind die wirklichen Großherren; unter hunderttausend Einwohner vertreten finden wir: einen Senator in Italien (390) mit 78,779, je ein Mitglied der ersten Kammer der Generalstaaten in den Niederlanden (51 Mitglieder) mit 92,802; auf das Stammland reducirt wiegt sein Veto das von 735,633 auf. Von den 101 Senatoren in Belgien bestimmt jeder über 62,003 der Bevölkerung, ein Pair, der der portugiesischen Pairskammer angehört (254 Mitglieder) über 76,184 resp. 20,009 des engeren Vaterlandes und ein Mitglied des Bundesrathes in der Schweiz (44) über 67,883. In Spanien kommen auf je einen Senator — deren es 360 giebt — 75,419 Einwohner, in Schweden auf je ein Mitglied der ersten Kammer (150 Theilnehmer) 45,419 und in Dänemark, wo im Landsthing 66 Mitglieder sitzen, auf je einen 34,842 Ortsanwesende.

Ein Theilnehmer an der Magnatentafel in Ungarn, welche außer den volljährigen Erzherzögen 371 Mitglieder zählt, hat nur ca. 25,000 und ein edler Hellene in der ersten Kammer in Griechenland (150 Mitglieder) 14,581 Personen im Schlepptau.

Digitized by Google

Eine ganz andere Reihenfolge finden wir bei den von Volkes Gnaden im weiteren oder engeren Sinne ihr Dasein verdankenden Abgeordneten-Häusern.

Ein „Gemeiner" (House of commons, 670 Mitglieder) vertritt 559,112 beziehungsweise 58,100 Einwohner und je einer der 100 Mitglieder der zweiten Kammer in den Niederlanden 375,173 resp. 47,329. Ein Deputirter in Frankreich soll 70,000 Einwohner vertreten, doch wird es mit dieser Norm nicht ganz genau genommen. Bei der letztvollzogenen Neuwahl sind aus den früheren 576 Abgeordneten deren 584 geworden, die nach der letzten Zählung je 65,656 Ortsanwesende vertreten. Die 38,250,112 Einwohner in den Besitzungen in Afrika, Amerika, Asien und Oceanien sind als Nullen zu betrachten, welche die verfassungsmäßigen 70,000 Einwohner auf die Höhe von 131,153 bringen.

In den deutschen Reichstag, wohin je 100,000 Seelen einen Vertrauensmann wählen sollen, vertritt je einer der 397 Mitglieder 130,374 Meinungen. In Portugal kommen 107,519 — resp. 28,234 des Mutterlandes — Bewohner auf je einen Deputirten (180 Mitglieder). Im Abgeordnetenhaus in Oesterreich mit seinen 353 Mitgliedern vertritt einer derselben 70,074 und in den Cortes in Spanien (432 Mitglieder) 62,849 Ortsanwesende. In Belgien kommt auf je 41,200 Einwohner je ein Repräsentant (zusammen 152) und an der ungarischen Repräsentantentafel (453) einer auf 38,551 der Bevölkerung. 20,974 Bewohner entsenden ein Mitglied zur zweiten Kammer in Schweden (230). Im Nationalrath in der Schweiz (147) äußert einer den Willen für 20,319 und in der Skupschtina in Serbien (134) einer für 16,836. Das Zutrauen von 16,000 spricht das Gesetz jedem Mitgliede des Folkething in Dänemark zu, während ein Mitglied des Storthing in Norwegen (114) dasjenige von 17,444 besitzt. Das Interesse von 120,000 Bewohnern soll ein Mitglied der zweiten Kammer in Griechenland wahren. Daß die ungeheure Last der Sorgen der Erwählten für die Einwohner mit den Grenzen der Staaten auch zusammenschrumpft, bemerken wir bei Luxemburg (45), Lichtenstein (15) und Andora (24 Mitglieder), wo nur 4691 resp. 628 resp. 250 Einwohner auf einen Abgeordneten kommen.

Daß es in den 21 constitutionellen Staaten Europas keine zwei giebt, in denen dieselbe Zahl Einwohner einen Vertreter wählen, kann bei den verschiedentlichen culturellen und intellectuellen Zuständen deren Bevölkerung kaum auffallend erscheinen. Wenn wir aber in ein und demselben Staate, wo ein und dieselbe Verfassung herrscht, 26 verschiedene „große und kleine Abgeordnete" finden, das ist mehr als auffallend.

„„Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen!"" Diese Worte des Fürsten Sapieha könnten auf das Gewicht eines Volksvertreters im deutschen Reichstage, nach der Anzahl der von ihm zu vertretenden Mandatoren, gelten.

Der § 5 des Wahlgesetzes für den deutschen Reichstag bestimmt auf durchschnittlich 100,000 Seelen einen Abgeordneten. Ein Ueberschuß von mindestens 50,000 Seelen der Gesammtbevölkerung eines Bundesstaates wird vollen 100,000 Seelen gleich gerechnet. In einem Bundesstaate, dessen Bevölkerung 100,000 nicht erreicht, wird Ein Abgeordneter gewählt. Diesem Grundgesetze gemäß sollen in Berlin — nach dem Resultate der letzten Erhebungen — 518 Abgeordnete tagen.

Wie die factische Vertretung des deutschen Volkes ist, und wie dieselbe nach dem Buchstaben des Gesetzes sein müßte, können wir aus folgender Aufstellung ersehen. — Wir wollen auch nicht jene 100,000 Seelen, sondern die 130,374, welche durchschnittlich auf je einen Abgeordneten kommen als Maßstab anlegen; und die Differenzen, welche noch dann entstehen, fixiren.

	soll wählen	wählt aber nur	1 Mitgl. des Reichstages vertr. Einw.	(+) mehr od. (−) weniger als 130,374	1 Mitgl. des Bundesrathes vertr. Einwohner	(+) mehr od. (−) weniger als 893,386
	Abgeordnete					
Hamburg	7	3	226,298	+ 95,924	678,894	— 213,492
Bremen	2	1	191,624	+ 61,250	191,624	— 700,762
Sachsen-Altenb.	2	1	178,719	+ 51,655	178,719	— 718,667
Sachsen	38	23	163,190	+ 32,816	938,343	+ 45,957
Anhalt	3	2	146,228	+ 15,854	292,457	— 599,929
Braunschweig	4	3	145,208	+ 14,834	217,817	— 674,569
Preußen	315	236	133,441	+ 3067	1,852,424	+ 960,038
Reuß j. Linie	1	1	129,102	+ 1272	129,102	— 763,284
Lippe	1	1	123,515	— 6859	123,515	— 768,871
Oldenburg	4	3	123,255	— 7119	369,754	— 522,632
Baden	17	14	122,417	— 7957	571,281	— 321,105
Württemberg	21	17	121,847	— 8527	517,852	— 374,534
Bayern	58	48	120,288	— 10,086	962,306	+ 69,920
Sachsen-Meining.	2	2	116,409	— 13,965	232,818	— 659,568
Hessen	10	9	114,643	— 15,731	343,930	— 548,456
Sachsen-Weimar	3	3	113,036	— 17,338	339,106	— 553,280
Sachs.-Cob.-Gotha	2	2	108,795	— 21,579	217,591	— 674,795
Elsaß-Lothringen	16	15	108,086	— 22,288		
Mecklenb.-Strelitz	1	1	103,373	— 26,998	103,373	— 789,013
Mecklenb.-Schwer.	6	6	101,103	— 29,271	303,309	— 589,077
Schwarzb.-Rudolst.	1	1	89,492	— 40,882	89,492	— 802,894
Lübeck	1	1	82,813	— 47,561	82,813	— 809,573
Schwrzb.-Sndrsh.	1	1	77,589	— 52,785	77,589	— 114,797
Reuß ä. Linie	1	1	66,641	— 63,733	66,641	— 825,745
Waldeck	1	1	61,128	— 69,246	61,128	— 831,258
Schaumb.-Lippe	1	1	41,148	— 89,226	41,148	— 851,238

Das Recht der Ehescheidung

nach dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.

Von Franz Schäkel.

Das Bild, welches unser heutiges Ehescheidungsrecht bietet, ist gewiß nicht erfreulich. Die Zersplitterung und Unsicherheit in der Rechtsprechung sogar innerhalb derselben Rechtsgebiete macht sich denn auch in empfindlicher Weise geltend, weßhalb eine einheitliche Regelung der Materie im zukünftigen deutschen bürgerlichen Gesetzbuch als dringendes Bedürfniß erscheint. Der allgemeine principielle Standpunkt des Entwurfes geht davon aus, daß die Ehe nach ihrem Begriffe und Wesen unauflöslich, die Ehescheidung daher etwas Anomales ist, weßhalb die Zulassung derselben keine Begünstigung verdiene, vielmehr auf anomale Zustände zu beschränken und nur insoweit zuzulassen sei, als diese die Scheidung nothwendig machen. Diese Erwägungen weisen auf eine strengere Gestaltung des Ehescheidungsrechtes, als es in den meisten Gebieten die Praxis oder die Gesetzgebung gestaltet hat, mit Nothwendigkeit hin. Aber auch vom staatlichen Standpunkte aus sprechen dafür die gewichtigsten Gründe, denn der Staat hat ein dringendes Interesse daran, auf das Bewußtsein des sittlichen Ernstes der Ehe und die Auffassung derselben als einer vom Willen der Ehegatten unabhängigen sittlichen Ordnung hinzuwirken. Es wird dadurch einerseits der leichtsinnigen Eingehung von Ehen vorgebeugt, andererseits werden die Gatten darauf hingewiesen, ihre Ehe dem Wesen derselben entsprechend zu gestalten, weil sie wissen, daß dieselbe nicht leicht wieder gelöst werden kann. Ferner beruht auf der Festigkeit der Ehe im Gegensatze zum Concubinate die höhere sittliche Stellung des weiblichen Geschlechts und der mit dem Familienleben verbundene Segen. Auch wird durch eine zu große Erleichterung der Scheidung der öffentliche Wohlstand gefährdet und den in der Ehe erzeugten Kindern durch Vernachlässigung der Erziehung, sowie durch Zersplitterung des Vermögens der größte Nachtheil zugefügt. Andererseits hat die staatliche Gesetzgebung zu berücksichtigen, daß es thatsächlich Ehen giebt, in denen jede Hoffnung auf

Digitized by Google

Aussöhnung ausgeschlossen ist, und deren Fortdauer daher den Wohlstand der Familie zerrütten und auf die Erziehung der Kinder nachtheilig wirken würde.

Die rechtliche Seite der Ehe endlich legt dem Staate die Pflicht des Rechtsschutzes zu Gunsten eines Ehegatten gegen den anderen auf, wenn dieser seine ehelichen oder sittlichen Pflichten verletzt. Ein wirksamer Rechtsschutz kann dem unschuldigen Theile aber nur durch das Recht auf Ehescheidung gegeben werden, wenn ihm in Folge des Verhaltens des anderen Theiles die Fortsetzung der Ehe nicht mehr zugemuthet werden kann. Auf der anderen Seite muß aber dieser rechtliche Charakter der Ehe auch dahin führen, den einen Gatten gegen willkürliche Auflösung der Ehe durch den anderen zu schützen und demjenigen Gatten das Recht auf Scheidung zu versagen, der sich zur Begründung desselben auf sein eigenes schuldvolles Verhalten beruft.

Ihrer Natur nach lassen sich die Scheidungsgründe in drei Kategorien eintheilen, je nachdem sie auf Verschuldung, auf Willkür oder auf zufälligen Ursachen beruhen.

Was die erste Kategorie anlangt, so haben die meisten Codificationen vom Gesichtspunkte der Verschuldung aus nur einzelne bestimmt bezeichnete, einen absoluten Charakter an sich tragende Scheidungsgründe aufgestellt. Nun kann zwar in manchen Fällen der Gesetzgeber beim Vorhandensein gewisser thatsächlicher Voraussetzungen ohne Weiteres annehmen, daß dadurch dem unschuldigen Theile die Fortsetzung der Ehe als Rechtspflicht nicht mehr zugemuthet werden kann, allein in den weitaus meisten Fällen wird sich mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Bildung, des Charakters und der gesellschaftlichen Stellung der Ehegatten nicht im Voraus bestimmen lassen, ob gewisse Handlungen, die zwar unter Umständen die Fortsetzung der Ehe unerträglich machen können, auch im gegebenen Falle diese Wirkung haben. Vielmehr vermag dieselbe Thatsache in dem einen Falle die Ehe völlig zu zerrütten, in dem anderen dagegen den ehelichen Frieden entweder gar nicht oder doch nur vorübergehend zu stören, was in jedem einzelnen Falle erst unter Würdigung aller concreten Umstände festgestellt werden kann.

Aus diesem Gesichtspunkte ergiebt sich die Nothwendigkeit, nicht in casuistischer Weise eine Anzahl abstracter Scheidungsgründe aufzustellen, sondern die auf Verschuldung der Ehegatten beruhenden Scheidungsgründe auf ein allgemeines Princip zurückzuführen. Dieses Princip hat der Entwurf darin gefunden, daß bei Verschulden eines der Ehegatten die Scheidung dann zulässig ist, wenn einer der Ehegatten durch schwere Verletzungen der ihm gegen den anderen Ehegatten obliegenden ehelichen Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten, insbesondere durch entehrende Verbrechen oder Vergehen, welche er nach Eingehung der Ehe begangen, eine so tief gehende Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem anderen Theile die Fortsetzung der Ehe als eine Rechtspflicht nicht zugemuthet werden kann und nach den Umständen des Falles auch keine Aussicht auf Wiederherstellung eines dem Wesen der Ehe entsprechenden Verhältnisses vorhanden ist.

Nach dieser clausula generalis hat der Richter zu prüfen, ob im concreten Falle die für die Ehescheidung verlangten Voraussetzungen vorhanden sind. Auf Grund dieses Princips der Relativität der Scheidungsgründe würden folgende in den verschiedenen Rechten anerkannten Gründe zur Scheidung führen können, wenn sie in concreto die oben bezeichnete Natur und Wirkung gehabt haben: gefährliche Drohungen; Mißhandlungen, Ehrenkränkungen, falsche Anschuldigung, Unverträglichkeit und Zanksucht des einen Theiles, welche sich in solchen vorsätzlichen Handlungen äußert, wodurch Leben und Gesundheit des anderen in Gefahr gesetzt wird; fortgesetztes liebloses und pflichtwidriges Verhalten des einen Theiles, absichtliche Entziehung des Unterhaltes, hartnäckige Versagung der ehelichen Pflicht, welche ein Essentiale der Ehe ist; Entführung einer Frauensperson; Versuch des Ehebruchs; entehrende Verbrechen oder Vergehen, wobei das entscheidende Moment nicht die Verurtheilung zu einer Freiheitsstrafe oder zum Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte ist, sondern die durch die betreffende Handlung an den Tag gelegte ehrlose Gesinnung; ferner aus dem Gesichtspunkte eines ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens: Ergreifung eines schimpflichen Gewerbes; unverbesserliche Trunksucht; verschwenderisches und unordentliches Leben, wenn es einen solchen Grad erreicht, daß es als unsittlich betrachtet werden muß und den Nahrungsstand gefährdet, absichtlich oder durch sittliche Verschuldung herbeigeführte Unfähigkeit zur ehelichen Beiwohnung; Abscheu und Ekel erregende Krankheiten des anderen Theiles, welche er sich durch sittliches Verschulden zugezogen hat.

In allen diesen, keineswegs erschöpfend aufgezählten Fällen ist es Pflicht und Recht des Richters, in concreto zu ermessen, ob dem auf Scheidung Klagenden unter den obwaltenden Umständen die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann und ob auch keine Aussicht auf Wiederherstellung eines dem Wesen der Ehe entsprechenden Verhältnisses vorhanden ist.

Da die clausula generalis der relativen Scheidungsgründe aber dem richterlichen Ermessen einen sehr weiten Spielraum gewährt und damit das Recht des Klägers auf Scheidung ein weniger festes und gesichertes ist, so stellt der Entwurf daneben noch einzelne besonders schwere Verletzungen der ehelichen Pflichten als absolute Scheidungsgründe hin, nämlich Ehebruch und die demselben gleich zu achtenden Fleischesverbrechen, bösliche Verlassung und Lebensnachstellungen. Zwar brauchen auch diese Fälle nicht unbedingt die Zerrüttung der Ehe zur Folge zu haben, allein es ist die darin liegende Verletzung der ehelichen Pflichten objectiv eine so schwere, daß man die Scheidung nicht erst davon abhängig machen darf, ob der Richter die Ueberzeugung gewinnt, daß dem verletzten Gatten thatsächlich die Fortsetzung der Ehe unerträglich geworden ist.

Im Gegensatze zum Code Napoléon, welcher der Frau wegen Ehebruchs des Mannes nur dann ein Recht auf Scheidung giebt, „lorsqu'il aura tenu sa concubine dans la maison commune", räumt der Entwurf auch der Frau ein unbedingtes Scheidungsrecht wegen jeden Ehebruchs des Mannes ein. Auf Seiten des Schuldigen wird ein rechtswidriges, vorsätzliches Handeln vorausgesetzt, weßhalb solche Fälle ausgeschlossen sind, in denen der Ehebruch in Folge von Nothzucht oder Irrthum oder unter solchen Umständen stattgefunden hat, welche die freie Willensbestimmung ausschließen, z. B. im Zustande von Geisteskrankheit. Der Versuch des Ehebruchs ist als absoluter Scheidungsgrund nicht hingestellt, doch kann er, wie bereits erwähnt, unter Umständen nach der clausula generalis die Scheidung herbeiführen.

Was sodann Lebensnachstellungen als absoluten Scheidungsgrund betrifft, so setzen sie begrifflich rechtswidrige Handlungen des einen Ehegatten voraus, welche in der bestimmten Absicht vorgenommen sind, dem anderen Gatten das Leben zu nehmen. Ausgenommen sind selbstverständlich in Nothwehr begangene Handlungen und solche, in welche der verletzte Gatte ernstlich einwilligte, während der Umstand, daß der Verletzte den Anderen durch sein Verhalten zu der fraglichen Handlung gereizt hat, das Scheidungsrecht nicht ausschließt.

Aus dem Princip, daß die Scheidung nur zulässig, wenn in Folge der Verschuldung des einen Gatten dem anderen die Fortsetzung der Ehe nicht mehr zugemuthet werden kann, ergiebt sich von selbst, daß das Scheidungsrecht des verletzten Theiles durch Verzeihung des Ehebruchs oder der Lebensnachstellung wegfällt, denn diese Verzeihung bildet eine neue Grundlage für die Ehe und beweist, daß dieselbe nicht zerrüttet worden oder doch nicht zerrüttet ist.

Bezüglich der Scheidung wegen böswilliger Verlassung

Digitized by Google

bestimmt der Entwurf: „Ein Ehegatte kann die Scheidung der Ehe verlangen, wenn der andere Ehegatte ohne ausreichenden Grund die häusliche Gemeinschaft aufgegeben hat, und, nachdem der Letztere rechtskräftig zur Herstellung des ehelichen Lebens verurtheilt worden ist, dem Urtheile sechs Monate lang wissentlich ohne ausreichenden Grund keine Folge geleistet hat."

In diesem Falle wird vorausgesetzt, daß der verlassene Gatte seinerseits die Fortsetzung der Ehe ernstlich will und nur deßhalb die Scheidung beantragt, weil er durch die Hartnäckigkeit des anderen Theiles an der Wiederherstellung des ehelichen Lebens verhindert und ihm daher die Fortsetzung eines Zustandes auf die Dauer unerträglich wird, wonach er seinerseits zwar an die Ehe gebunden bleibt, der andere Theil aber eigenmächtig die eheliche Gemeinschaft aufgiebt.

Zu diesen auf Verschuldung beruhenden Scheidungsgründen trifft der Entwurf noch die Bestimmung, daß das Recht des einen Ehegatten auf Scheidung dadurch nicht ausgeschlossen wird, daß auch dem anderen Ehegatten ein Recht darauf zusteht. Es wird also durch schuldvolles Verhalten beider Ehegatten keine Compensation geschaffen, denn so lange die Ehe noch nicht aufgelöst ist, ist auch derjenige Ehegatte, welcher ein Recht auf Scheidung erlangt hat, seinerseits der Erfüllung der ehelichen Pflichten nicht enthoben und kann daher durch Nichterfüllung derselben das Recht des anderen Theiles verletzen.

Im Gegensatze zu den hiermit erledigten, auf Verschuldung beruhenden Scheidungsgründen haben wir als zweite Kategorie die auf Willkür beruhenden angeführt. In Betracht kommt hier die Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung und auf Grund unüberwindlicher Abneigung. Die Stellungnahme des Entwurfes zu der Frage, ob diese Gründe ein Recht auf Scheidung geben können, folgt aus der principiellen Auffassung des Wesens der Ehe. Danach ist diese eine für die ganze Lebensdauer bestimmte Gemeinschaft. Sind die Ehegatten mit freiem Entschlusse die Ehe eingegangen, so haben sie damit alle Pflichten übernommen, welche aus dem Wesen der Ehe hervorgehen. Der menschliche Wille ist nun zwar nicht im Stande, jene Liebe hervorzubringen, welche die eigentliche Grundlage der Ehe bilden soll, allein, wenn einmal die Ehe geschlossen ist, so muß die übernommene Pflicht auch ohne jene von dem Willen unabhängige Liebe durch die sittliche Unterwerfung des Willens unter den Zweck der Ehe erfüllt werden. Gemeinschaftliches Tragen von Glück und Unglück, Gemeinsamkeit der materiellen und geistigen Interessen, Ertragen der beiderseitigen Schwächen, die geschlechtliche Gemeinschaft, die Erziehung der Kinder, alle diese Pflichten sind lediglich durch Unterwerfung des Willens erfüllbar, und wer sie ohne die echte Gemüthsliebe durch die Eingehung der Ehe übernimmt, der muß sie tragen, mögen sie ihm schwer werden oder nicht. In richtiger Verfolgung dieser Grundsätze verwirft der Entwurf die beiden in Frage stehenden Scheidungsgründe.

Was zunächst die Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung betrifft, so ist dagegen noch besonders anzuführen, daß wenigstens nach außen hin als Grund der Scheidung lediglich die Willkür der Ehegatten hervortritt und dadurch im Volke die Würde der Ehe und ihr Ansehen als einer über dem Willen der Gatten stehenden Institution geschädigt wird. In Folge davon würde einerseits der leichtsinnige Abschluß von Ehen gefördert, andererseits auch häufig die Auflösung solcher Ehen, welche durchaus nicht als vollständig zerrüttet anzusehen wären, herbeigeführt werden und zwar lediglich deswegen, weil die Gatten es vorziehen, die ihnen nicht mehr behagende Ehe zu lösen, um vielleicht eine andere, ihnen mehr zusagende einzugehen. In den meisten Fällen aber, in denen die Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung beantragt wird, ist der wahre Grund ein tiefer liegender und wird in der schuldvollen Zerrüttung des ehelichen Lebens durch einen Theil zu suchen sein. Es würden also die gegenseitig einwilligenden Ehegatten nur den eigentlichen Grund verschleiern, den sie nach dem Entwurfe als absoluten oder relativen Scheidungsgrund geltend machen mußten, um thatsächlich zu demselben Ziele zu gelangen.

Ebensowenig wie die gegenseitige Einwilligung, erkennt der Entwurf die einseitige oder gegenseitige unüberwindliche Abneigung als Scheidungsgrund an, da, wie bereits erörtert, die durch die Ehe übernommenen Pflichten auch ohne Zuneigung geleistet werden können und müssen. Ist jedoch die unüberwindliche Abneigung durch das schuldvolle Verhalten eines Ehegatten hervorgerufen, so ist sie nicht der Grund der Scheidung, sondern nur die Wirkung eines anderen Scheidungsgrundes, welcher nach den Grundsätzen der absoluten oder relativen Scheidungsgründe zu behandeln ist. Liegt aber der Grund in einem Umstande, welcher bereits vor Eingehung der Ehe bestanden hat, dem anderen Theile jedoch erst nach Schließung derselben bekannt geworden ist, so ist die Ehe nach dem Entwurfe dann anfechtbar, wenn einer der Eheschließenden solche Umstände, deren Kenntniß den anderen Theil von Schließung der Ehe zurückgehalten haben würde, zu dem Zwecke verschwiegen hat, damit der andere Theil nicht von Schließung der Ehe zurückgehalten werde, z. B. Virginitätsmangel, Schwangerschaft der Frau von einem Dritten, vor Eingehung der Ehe begangene strafbare Handlungen, absichtlich verheimlichte Ekel erregende Gebrechen.

Als dritte Kategorie der Scheidungsgründe haben wir die auf zufälligen Ursachen beruhenden bezeichnet, wobei namentlich geschlechtliches Unvermögen und körperliche Krankheiten, Geisteskrankheit und Religionsveränderung in Frage kommen. Auch diese hat der Entwurf nicht als Scheidungsgründe anerkannt. Denn aus dem Wesen der Ehe folgt, daß die Ehegatten ebenso wie Freude und Glück auch Leid und Unglück mit einander tragen müssen, und gerade im Unglück soll sich der sittliche Gehalt der Ehe besonders bewähren. Es würde daher im directen Gegensatze zum Wesen der Ehe stehen, wenn das Gesetz einem Gatten gestattete, den anderen wegen während der Ehe entstandener Krankheit oder geschlechtlichen Unvermögens zu verlassen, anstatt ihm sein Leiden durch Theilnahme und Pflege zu erleichtern. Hat dagegen der eine Gatte sich die fraglichen Gebrechen durch schuldvolles Verhalten zugezogen, so tritt die Scheidung auf Grund der clausula generalis ein.

Aus dem Wesen der Ehe folgt ebenfalls, daß auch im Falle der Geisteskrankheit der gesunde Gatte dem kranken treu bleiben und das Unglück mit ihm tragen muß.

Endlich verwirft der Entwurf auch die Veränderung der Religion als Scheidungsgrund, da die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses auf die Giltigkeit der Ehe überhaupt ohne Einfluß ist. Nun kann der Wechsel der Religion Seitens eines der Ehegatten allerdings den ehelichen Frieden stören, allein wollte man diese Thatsache als Scheidungsgrund anerkennen, so würde darin einerseits eine Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit liegen, während andererseits mit Rücksicht auf den Charakter der Ehe als eines Rechtsverhältnisses nur schuldvolle Handlungen des einen Gatten dem andern ein Recht auf Scheidung geben können. Zu den schuldvollen Handlungen ist aber der Uebertritt zu einer anderen Religion oder Confession nicht zu rechnen.

In verschiedenen Rechtsgebieten Deutschlands hat sich in Anknüpfung an die oberbischöfliche Gewalt der Landesherren das Institut des Ehescheidungsrechtes kraft landesherrlicher Machtvollkommenheit entwickelt. Auch dieses ist durch den Entwurf beseitigt, da durch dasselbe der Willkür ein ungemessener Spielraum gegeben würde, und da es Aufgabe eines bürgerlichen Gesetzbuches ist, das Ehescheidungsrecht in einer dem Wesen der Ehe und den Bedürfnissen des Lebens entsprechenden Weise erschöpfend zu gestalten.

Digitized by Google

Der Durchstich des Simplon.

Der mächtige Grenzwall desjenigen Theiles der Alpen, der das nördliche Italien von Deutschland und Frankreich scheidet, wird bis heute nnr an drei Stellen, dem St. Gotthard, dem Mont Cenis und der Corniche, von Schienenwegen durchquert, und zwischen dem St. Gotthard und dem Mont Cenis liegt eine gegen 35 Meilen breite Zone, die keine Bahnverbindung zwischen Italien und der Schweiz und dem nordwestlich derselben gelegenen weiten Ländergebiet des östlichen und nordöstlichen Frankreichs aufweist. Den directesten natürlichen Zugangsweg von diesen Gebieten und der wohlhabenden, zum Theil reichen, westlichen und südwestlichen Hälfte der Schweiz nach Italien, bildet das obere Rhonethal, das Wallis, und bei dem Städtchen Brieg in demselben führt die alte, von der Westschweiz am meisten benutzte Heerstraße zwischen diesem Lande und Italien, die des Simplon, nach der wegsamen Thalebene des Tosa-Flusses, bei Domo d'Ossola. Schon Napoleon I. erkannte die große commercielle und für die damalige Zeit auch strategische Bedeutung dieses Verbindungsgliedes zwischen der Schweiz und Italien bezw. dem östlichen Frankreich und ließ in den Jahren 1800 bis 1806 mit einem Kostenaufwande von 18 Millionen Francs eine Kunststraße über den Simplon bauen. Heute handelt es sich jedoch bei dem geplanten Bahn-Durchstich nicht sowohl um die Verfolgung strategischer Ziele, als ausschließlich um die Interessen des Verkehrs zwischen den benachbarten Ländern, und die Herstellung eines Schienenweges, der auch, wie erwähnt, dem Verkehr zwischen Italien und Frankreich zu Gute kommen wird. Immerhin aber erscheint bei der Bedeutung, die ein neuer Schienenweg über die Alpen neben dem des St. Gotthard, namentlich für den Zugang zu der starken südschweizerischen Defensivfront der Berner Alpen zu gewinnen vermöchte, ein Blick auch auf die militärischen Consequenzen des Simplon-Durchstichs nicht ohne Interesse.

Zum Glück für die Schweiz eröffnet der nunmehr beschlossene Durchstich keinen strategischen Zugang zum Innern dieses Landes, in welchem Falle die Bundesregierung demselben kaum zugestimmt haben dürfte, sondern er mündet einfach in das wie ein breiter Festungsgraben den Berner Alpen südlich vorgelagerte Walliser Thal der Rhone, welches im Osten durch die starken Befestigungen des Gotthard-Massivs, im Westen durch die in der Anlage begriffenen Werke von St. Maurice gegen das weitere Vordringen eines Angreifers der südlichen Schweiz hermetisch abgeschlossen ist. Die mit Gletschern und Felsgipfeln bedeckten Ketten der die Nordfront dieses Thales bildenden Berner Alpen sind für Truppen und namentlich große Heereskörper aller Waffen absolut unpassirbar, und der einzige, für kleinere Truppenabtheilungen überdies höchst schwierig passirbare Weg über dieselben, der der Grimsel, wird sowohl durch die bereits an und demnächst vor die Furka vorgeschobenen Werke der Gotthardbefestigung beherrscht, wie, falls die Grimsel-Straße nach Süden verlängert wird, durch besondere Befestigungen von der Schweiz geschützt und gesperrt werden. Die in den Tagen Napoleon's bedeutende, zur Zeit sehr geringe strategische Bedeutung der Simplonstraße, bezw. heute die der gleichnamigen Bahn, vermöchte nur dann in Betracht zu kommen, wenn, ein so gut wie ausgeschlossener Fall, die an ihrer Neutralität festzuhalten entschlossene, im Verhältniß zu ihren mächtigen Nachbarn militärisch schwache Schweiz dieselbe in einem europäischen Kriege wider alles Erwarten aufgäbe und eine Offensiv-Diversion gegen Italien beabsichtigte, oder andererseits, wenn Italien in einem solchen Kriege, was ebenfalls so gut wie ausgeschlossen gelten kann, die Neutralität der Schweiz nicht respectirte und eine Offensive durch die westliche Schweiz gegen Frankreich plante, oder endlich wenn, was allerdings eher möglich erscheint, Frankreich in jenem Kriege, ungeachtet der bestehenden Verträge, die schweizer Neutralität verletzte und zur Umgehung der italienischerseits stark gedeckten und befestigten westlichen Alpenfront eine Diversion über den St. Bernhard und den Simplon gegen Italien versuchte. Alle diese Fälle besitzen jedoch so geringe Wahrscheinlichkeit, und überdies ist die Simplonbahn auf schweizer Seite leicht durch einige Werke und ihr Tunnel durch einfache Vorrichtungen zu sperren, so daß die Bundesregierung, unbeschadet der Sicherheit ihres Landes im Süden, dem Bau der Simplonbahn und dem Durchstich zuzustimmen vermochte. Er ist nunmehr durch die Berner Conferenz beschlossen. Die Schweiz und Italien haben sich über die verschiedenen materiellen Punkte, die bisher Schwierigkeiten boten, geeinigt, die Baupläne und Contractabschlüsse liegen bereit, und es bedarf noch der allerdings besonders wichtigen Aufbringung der Mittel, hinsichtlich deren jedoch in den betheiligten Kreisen einige Bedenken gehegt werden.

Die Idee zur Durchbohrung des Simplon ist nicht neueren Datums, denn bald nach Beginn der Durchstechungsarbeiten des Mont Cenis dachte man bereits an die Herstellung einer directen Verbindung zwischen der Schweiz und Italien, und die sie betreffenden ersten Projecte faßten den Simplon in's Auge. Es wurden dazu Capitalien aufgebracht; allein entweder waren dieselben nicht beträchtlich genug, oder die Angelegenheit wurde ohne Geschick angefaßt, denn es währte bis zum Jahre 1881, bis die ersten ernster gehaltenen Entwürfe entstanden. Der frühere schweizerische Bundesrath Cérésole ging nach Paris, und obgleich Frankreich bei den früheren Projecten angeblich über 20 Millionen eingebüßt hatte, ging Gambetta, damals am Ruder befindlich, auf seine Vorschläge ein und war der Hoffnung, daß die französische Kammer auf seinen Rath eine Subvention von 30 Millionen für den Bau der Simplonbahn bewilligen würde. Alles befand sich bereits auf dem besten Wege, als Gambetta starb, und sein Nachfolger beschäftigte sich nicht mehr mit dem Simplonproject. Fast $1^1/_2$ Jahrzehnte sind seitdem verstrichen, allein die Förderer des Unternehmens wurden dadurch nicht entmuthigt und fuhren sowohl in der Herstellung der Pläne wie in ihren bezüglichen politischen Schritten fort. Inzwischen wurden Gotthard und Arlberg durchbohrt, und nunmehr gelangt der Simplon an die Reihe. Dem Schweizer Bundesrath lagen darüber verschiedene Entwürfe vor, er ließ sie durch Sachverständige prüfen und entschied sich für denjenigen eines Hamburger Hauses. Dieser umfaßt eine Ausgabe von 59 Millionen und sieht einen Tunnel von einer Länge von 19 730 m vor. Allein die Annahme des Entwurfs durch die Schweiz genügte nicht, es bedurfte auch der Zustimmung Italiens, namentlich hinsichtlich der Kosten. Hierin lag der schwierige Punkt, und man muß heute zugeben, daß, wenn Italien die meisten Vortheile von dem Tunnel haben dürfte, die Schweiz die Kosten desselben trägt. Der Bund und der interessirte Canton, Wallis, sind mit 15 Millionen an der Herstellung des Durchbruchs betheiligt, und die Jura-Simplon-Gesellschaft beabsichtigt, 40 Millionen durch öffentliche Anleihe aufzubringen, während Italien nur während der Dauer der Concession, die sich auf 99 Jahre erstreckt, einen jährlichen Zuschuß von 66 000 Francs und vier von den lombardischen Städten gezeichnete Millionen giebt. Was die Aufbringung der 40 Millionen betrifft, so ist allerdings die Schweiz dafür heute kein besonders günstiges Terrain; denn die Bundesregierung zielt bei ihren heutigen Centralisationsbestrebungen auch auf die Verstaatlichung der Schweizer Bahnen ab. Allein bei dem heutigen, noch vorhandenen Stande der Kurse würde ein Ankauf die Bundesfinanzen sehr belasten, überdies beschuldigt man die Bundesregierung. Alles zu thun, um den Stand der Actien der Eisenbahngesellschaften herunterzudrücken. Nach Erreichung dieses Zieles würde der Bund allerdings die betreffenden Ankäufe leicht bewerkstelligen können, und bereits gehen die schweizer Bahnactien erheblich herab. Der Augenblick erscheint jedoch kein günstiger,

Digitized by Google

um mit einer Anleihe von 40 Millionen vorzutreten, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die Besitzer der genannten Actien ihr Geld behalten und es der Jura-Simplon-Gesellschaft nicht zur Verfügung stellen, so daß die Durchführung des für den schweizerisch-italienischen Verkehr so wichtigen Werkes noch einen Aufschub erleiden kann.

Literatur und Kunst.

Guy de Maupassant.

Von Benno Diederich.

Die nachfolgenden Ausführungen werden sich mit dem unlängst verstorbenen Schriftsteller beschäftigen, der durch zwei ungleiche Gaben des Schicksals zu hohem Ruhm und weiter Bekanntheit gelangte: einmal durch seine dichterische Thätigkeit, die ihn zu den höchsten Gipfeln der französischen Literatur trug, und dann durch ein entsetzliches Verhängniß, das die mitleidsvolle Theilnahme der civilisirten Welt auf ihn lenkte.

Guy de Maupassant ist geboren am 5. August 1850 auf Schloß Miromesnil im Departement Seine-Inférieure, also in der Normandie. Nachdem er die Knaben- und Jünglingsjahre in der Heimath unter seinen Landsleuten zugebracht, von deren Bosheit, Habsucht und Geiz er in seinen Schriften genugsam spricht, und nachdem er, ein zwanzigjähriger, den Krieg gegen Deutschland mitgemacht, begiebt er sich nach Paris — natürlich nach Paris — um zweierlei zu werden, einmal employé, d. h. Beamter, im Unterrichtsministerium, und dann Freund des alten Flaubert, beides höchst wichtig für seine Entwickelung. Maupassant war zu der Zeit recht harmlos und sanftmüthig, sagt sein Verehrer Lemaitre, aber er sah recht gut aus, nur das Gesicht etwas zu roth, wie ein robuster Bewohner des flachen Landes. Recht harmlos und sanftmüthig, Herr Lemaitre? Aeußerlich vielleicht, und Sie waren Literat und kamen auf des Altmeisters Flaubert Empfehlung zu ihm. Aber ob seine Collegen vom Bureau ihn ebenfalls recht harmlos gefunden haben, scheint zu bezweifeln; denn jedes Mal, wenn unser Dichter Beamte schildert, und das geschieht oft genug, merkt man ihm das Gefühl des Hochmuths und des Widerwillens an, mit dem er den ehemaligen Collegen gegenüber steht.

Den Rückhalt für den Hochmuth, mit dem Maupassant auf seine Collegen vom Bureau und ihren engen Kreis der Interessen herabsah, fand er in dem Verkehr mit seinem Landsmann Flaubert, mit dem er allerdings über andere Dinge als über Gratificationen und Beförderung verhandelte. Flaubert hatte nicht bloß einen gefeierten, sondern auch einen geachteten Namen in der französischen Literatur; er galt und gilt noch als einer der besten Sittenschilderer in seinem ergreifend wahren und unerquicklichen Roman Madame Bovary, als ein Meister des historischen Romans durch die in glühendsten Farben voll exotischer Phantasie geschriebene Salammbo. Sein Charakteristicum als Künstler ist eine peinliche, sich auf jedes Wort erstreckende Durchfeilung, sein Charakteristicum als Mensch eine weitgehende Menschenverachtung, eine weitergehende Hypochondrie. In allem war Maupassant sein gelehriger Schüler, ein Schüler im wahren Sinne des Wortes, was die Literatur anlangt, der lernte, arbeitete, angestrengt und rastlos, sieben lange Jahre hindurch, ohne ein Wort zu veröffentlichen.

Flaubert sagte zu ihm, wie er selbst erzählt: „Alles, was man beschreiben will, muß man so lange und so aufmerksam betrachten, bis man eine Seite daran entdeckt, die noch Niemand gesehen oder beschrieben hat. Es giebt in Allem etwas noch Unbekanntes.“ Ein gewagter Satz, der der Effecthascherei das Wort zu reden scheint, aber durch das Folgende deutlich gemacht, sich als unzweifelhaft richtig erweist. Flaubert lehrt nämlich weiter: „Um ein flammendes Feuer zu beschreiben, oder einen Baum in einer Ebene, stellen wir uns diesem Feuer und diesem Baume gegenüber, so lange, bis sie für uns keinem andern Feuer und keinem andern Baume gleichen. Es giebt ja in der That keine zwei Dinge in der Welt, die sich vollständig gleich sind.“ Wir haben also das Gesetz des Individualisierens, das von Homer an seine Giltigkeit in der Kunst hat, und auch dadurch, daß es von einer ganzen Schule karrikirt wird, nicht umgestoßen wird. Ob sich Maupassant von Uebertreibungen fern gehalten hat, werden wir sehen. Vor der Hand studirt er noch, und der alte Menschenfeind Flaubert zwingt seinen Landsmann und Bureaukraten in einigen Sätzen irgend ein lebendes oder todtes Object so darzustellen, daß es Individualität gewinnt. In einigen Sätzen, wohlgemerkt, nicht auf einigen Seiten!

Unterstützt wurde Flaubert durch Zola, in dessen Kreis Maupassant trat, und durch den französischen Schriftsteller Bouilhet, der ebenfalls Lehrerstelle an dem jungen Mann versah. Auch ihm war Arbeit, heiße Arbeit das Eingangsthor zur Laufbahn eines Schriftstellers. „Hundert Verse, wenn sie gut sind, genügen für den Ruf eines Künstlers“, pflegte er zu sagen; „nur eine tiefgehende, durch angestrengte Arbeit gewonnene Kenntniß des Handwerksmäßigen bei der Schriftstellerei vermag zur guten Stunde eines glücklichen Wurfes etwas Vollkommenes zu schaffen“.

Etwas Vollkommenes wollte Maupassant schaffen, und so schuf er rastlos Verse, Novellen, Erzählungen, ein Drama sogar, und las es seinem Meister vor und zerriß es wieder, und es verflossen in Schaffen und Zerreißen sieben Jahre; und als die sieben mageren Jahre um waren, da war er fertig, da brauchte er nur über sich zu langen, um die herrlichsten Früchte zu brechen, und sie seinen Franzosen auf silberner Schale zu bieten; daß diese nun einmal einen Geschmack für das Wurmstichige haben, war schließlich nicht seine Schuld.

Literarisch selbstständig war Maupassant, als er, wie ein nicht weiter bekannter Schriftsteller sagt, aus dem warmen Nest des alten Flaubert hinausflog, sich auf den Thurm von Notre-Dame setzte, von wo aus man unten, tief unten das weite Gebäude des Ministeriums wie ein Gefängniß lasten sehen konnte, und nun den erstaunten Parisern ein neues Lied vorpfiff, sein eigenthümliches, zuerst nur von Wenigen vernommen, dann aber bekannt und bekannter, bis schließlich ganz Frankreich und noch ein gut Theil der Erde dazu den Kopf nach dem seltsamen Sänger wandte, dessen metallhelle Kehle von ätzendem Weh erbarmungslos, ohne zu lachen von der Menschen schnurrigem Gebahren in rascher Folge nie gehörte Stücklein hinausschmetterte.

Auch mit seiner Weltanschauung war Maupassant im Klaren, wenn er auch bis zu seinem Ende sich mit religiösen Zweifeln trug. Die Menschen sind schlecht und verächtlich, um so verächtlicher, je höher sie geistig stehen; die Menschen handeln nach thierischen, dunkeln Instincten, und dieses blinde Handeln heißt Leben. Schließlich schlägt der Tod mit täppischer Hand hinein, und Alles hat ein Ende. Der gewaltigste Instinct, der Instinct κατ' ἐξοχήν ist die Neigung von Mann zu Weib und von Weib zu Mann; sie ist das Thema, das er anzuschlagen nicht müde wird. Es ist nichts so schwer zu ertragen, sagt er, als der Mangel an Wasser und der Mangel an Weibern. Aber er entkleidet das, was wir Liebe nennen, jedes Gedankens, jedes Ideals — es ist Alles, was die Geschlechter zu einander zieht, eine Falle, von der Natur gestellt. Und es heißt sich beeilen, denn die Liebe bleibt nicht, wenn Jugend und Schönheit weg sind, und hinter Allem steht das Bild des Todes. Denn der Einzelne

Digitized by Google

vergeht, während die Welt immer bleibt. „Wenn wir daran dächten," schreit er auf, „wenn wir nicht durch Zerstreuungen und Freuden abgelenkt würden, blind gemacht durch alle die Ereignisse, die sich vor uns abspielen, wir wurden nicht mehr leben können, denn der Anblick dieses Massacres ohne Ende würde uns wahnsinnig machen".

So denkt Maupassant. Wie er fühlt, sagt er an einer anderen Stelle: „Ich fühle in mir Etwas schwingen von allen Arten der lebenden Wesen, von allen Instincten, von allen unklaren Wünschen der niederen Creatur. Ich liebe die Erde, wie sie und nicht, wie ihr Menschen. Ich liebe sie ohne Bewunderung, ohne poetische Verherrlichung, ohne Verzückung. Ich liebe mit einer Liebe thierisch und tief, verächtlich und heilig, Alles, was lebt, Alles, was denkt, Alles, was man sieht, denn Alles dies läßt meinen Verstand ruhig, erregt mir die Augen und mein Herz, Alles, die Tage, die Nächte, die Flüsse, die Meere, die Stürme, die Wälder, der Sonnenaufgang, der Blick und der Körper der Frauen."

Stoßen wir den Künstler nicht zurück, indem wir eine Kritik an seiner Weltanschauung üben, oder das, was er fühlt, mit dem, was er denkt, zusammenhalten; achten wir es als den schmerzlichen Erguß eines gequälten Herzens, das sich selten nur öffnet, weder dem Freund noch dem Papier. Denn Maupassant war stets der Verschlossensten einer: seine Weltanschauung gestattete ihm nicht, sich mittheilsam zu öffnen, und so wandelte er einsam durch das Leben, von Vielen bewundert, von Niemandem im Innern seines Wesens erkannt. Und für uns, die Fernstehenden, ist auch das Aeußere seines Lebens nur in verwischten Umrissen zu erkennen. Er selbst schreibt wenig über sich, fast gar nichts, und die Leute, die über ihn schreiben, erzählen von seinen Büchern, seinen Ansichten, analysiren seine Werke, umgeben ihn mit einem Wolkenschleier literarischer und ästhetischer Betrachtungen, der nur selten und auf einen Augenblick sich theilt, einen forschenden Blick hindurchzulassen.

So sehen wir ihn voller Gesundheit und Kraft im Jahre 1878 zur Zeit seiner ersten Reise nach Afrika, dem Lande seiner Sehnsucht, das zu betreten ihm der reiche Ertrag seiner literarischen Arbeit zweimal ermöglichte. Wir sehen ihn bei einem Diner in Paris, weltmännisch, vornehm, unter dem Strahl der Kerzen, unter Blumen und schönen Frauen; er mischt sich nur wenig in die allgemeine Unterhaltung; leise, mit weicher Stimme, spricht er zu seiner Nachbarin, er spricht gut, beredt sogar, von allen möglichen Dingen, von Reisen, Kunst, Wissenschaft, nur — nicht von seinen Werken. Wir sehen ihn wieder in Triel an der Seine, wo er sich ein Sommerhäuschen gemiethet. Da ist er in seinem Element, dem geliebten Element seiner normännischen Heimath, dem Wasser. Er sitzt mit dem Freund und Mitarbeiter Jaques Normand in seiner Yacht, die er selber steuert, ein Meister in der Kunst, mit festem Blick und Maaß ein Schiff zu lenken, das Antlitz geröthet durch den kräftigen Hauch der Brise, die mit dem großen blonden Schnurrbart spielt — und zuweilen streichelt er liebkosend das abgegriffene Holz des Steuerruders, unbewußt und leise. Und die Yacht, seine „wogende Einsamkeit", wie er sie nennt, gleitet dahin, die weißen Segel vom Winde gebläht und in der hellen Sonne schimmernd, die kupfernen Beschläge tausend Lichter verstreuend bei jeder Bewegung. Er giebt seinem Freund für einen Augenblick das Steuer, das Schiff fühlt die schwache Hand des Unkundigen und will ihn unmuthig abwerfen — da stößt Maupassant einen kräftigen Seemannsfluch aus, entreißt dem Ungeschickten schimpfend das Steuer, und sie fahren sicher weiter, die Seine hinab, an Meudon vorüber, dem Landsitze Zola's. — — — — Der Schleier zieht sich zu und wir sehen nichts mehr.

Der rastlose Mann geht weiter in seiner Wolkenhülle, er geht zweimal nach Algier, er wirft Buch um Buch auf den Markt, aber er selbst ist uns unkenntlich. Da reißt noch einmal der Schleier, wir können einen schnellen Blick auf den Schriftsteller richten — Himmel, wie hat er sich verändert! Er sitzt zusammen mit Jaques Normand im Theater, in der kleinen Directionsloge; es ist am Abend des 4. März 1891, die Première ihres gemeinsamen Dramas, Musotte. Der Erfolg ist durchschlagend und steigert sich von Akt zu Akt. Das Publicum klatscht begeisterten Beifall, und die Erregung malt sich auf jedem Antlitz. Gewiß, Maupassant ist froh über den Erfolg, der alle Erwartungen übersteigt, aber seine Freude ist stumm. Er leidet sehr an den Augen und klagt unaufhörlich über den hellen Glanz der Bühne. Im Schatten, in einer Ecke der Loge, rückt er unablässig an dem Lichtschirm mit nervöser Hand, und sein Freund hört ihn murmeln: „O, dies Licht, dies Licht, es verbrennt mir die Augen." Nach der Vorstellung, draußen auf der Straße schütteln sie sich die Hände und trennen sich. Maupassant geht in die Nacht hinein, mitten in der Menge, mit seinem festen Gang, ein wenig wiegend, wie die Seeleute. Den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Rockkragen hochgeschlagen — er fürchtet die Kälte so sehr — verschwindet er in der Dunkelheit. — —

Schon hatte der Wahnsinn seine Krallen nach ihm ausgestreckt. Die beunruhigenden Anzeichen mehrten sich. Eine unablässige Sorge um seine Gesundheit, die sich unter Anderem in einem steten Wechsel des Arztes zeigte, ein kurzsichtiger und leicht verflackernder Enthusiasmus für jedes neue Heilmittel, eine immer rege Reizbarkeit, eine übertriebene Empfindlichkeit bei gleichgiltigen Dingen, die nicht werth waren, daß er sie beachtete. Seine Zeit war ihm nur karg mehr bemessen. Mitte 1892, ein Jahr ungefähr, nachdem wir ihn aus dem Theater in der Dunkelheit verschwinden sahen, verlor er seinen Verstand, am 6. Juli 1893 drückte ihm der Tod die Augen zu in der Irrenanstalt zu Passy bei Tours im dreiundvierzigsten Jahre seines Lebens. — —

Hinterläßt das Leben und die Weltanschauung Maupassants so einen trüben, kranken Eindruck, aus seinen Schöpfungen weht eine gesunde, scharfe Luft, von den Franzosen gern mit dem Seewinde seiner normännischen Heimath verglichen, und seine Anschauungen von der Kunst sind, als Principien für das künstlerische Schaffen gedacht, auch für manchen Schriftsteller anderer Nation ein Ziel auf's innigste zu wünschen.

Gegenstand der Kunst ist ihm das, was sich ereignen *kann*, nicht, was sich ereignet *hat*, und er stellt damit die innere Wahrscheinlichkeit über die äußere Wahrheit. Das wahrscheinliche Factum, welches der Künstler schildern will, erhält seine Beleuchtung durch die Weltanschauung desselben, und er hat, nach Maupassants eigenen Worten, keine andere Aufgabe, als das Bild der Welt, welches er in sich trägt, mit allen Mitteln der Kunst, welche ihm zu Gebote stehen, treu zu reproducieren. Damit ist für die Freunde literarischer Etiketten gesagt, daß Maupassant kein Naturalist war, sondern einer der Realisten größeren Stils. Die Kunstübung besteht für ihn darin, mit aller Vorsicht schroffe Uebergänge zu meiden, allein durch geschickte Composition das Wesentliche in's Licht zu setzen, und alles Andere nach dem Grade seiner Wichtigkeit für die Haupthandlung mehr oder weniger herauszuarbeiten.

Diese Anforderungen an die Kunst sind so hoch gespannt, wie sie einfach klingen. Daß es ihm ernst damit war, erhellt aus seinem Abscheu gegen ästhetische Kannegießereien, der so weit ging, daß er im persönlichen Verkehr zu erklären pflegte, er schreibe nur um das liebe Brod und um Geld zu verdienen. Dann ersieht es sich aus einer tiefen Bescheidenheit den eigenen Schöpfungen gegenüber, und aus einer unbegrenzten Verehrung vor der Hoheit seiner Kunst. „Diejenigen, welchen nichts genügt," heißt es an einer Stelle, „welche alles anwidert, weil sie es in ihren Träumen besser sehen, welche an allem schon die Blüthe abgestreift finden, welchen ihr eigenes Schaffen stets den Eindruck einer nutz-

Digitized by Google

losen und gewöhnlichen Arbeit macht, die kommen zu dem Urtheil, daß die Kunst des Schriftstellers etwas Geheimnißvolles, Unfaßbares ist, welches uns kaum einige Seiten der größten Meister entschleiern. Wir Andern aber, die wir nichts als gewissenhafte und hartnäckige Arbeiter sind, können nur durch ununterbrochenes Streben gegen die unbesiegbare Entmuthigung angehen."

Aus diesen Anschauungen heraus, die wohl zum Theil auf den alten Flaubert zurückgreifen, verfaßte Maupassant seine Schriften. Er debütierte mit einer Sammlung von Gedichten, kurzweg „Verse" betitelt, und mit der Novelle „Boule de suif", die er für Zola's „Soirées de Médan" lieferte, und schrieb dann in bunter Reihe Novellen, große Romane, Reisebilder, denen die algerische Reise die Grundlage bot, ein Drama, von dem wir schon oben hörten. Die Titel all dieser Schöpfungen aufzuzählen wäre so ermüdend wie unmöglich, da so Manches in Pariser Zeitungen sich finden mag, was den Weg in die Ausgabe letzter Hand noch nicht genommen. Es genüge deßhalb von den Romanen, es sind fünf oder sechs, „Pierre et Jean" zu erwähnen, deßhalb von Interesse, weil Maupassant in der Einleitung sich über seinen Beruf des Breiteren ausspricht: viele der von uns gebrachten Citate stammen aus dieser Einleitung. Im Uebrigen liegt Maupassant's Stärke nach dem Wahrspruch aller seiner Beurtheiler nicht auf dem Gebiet des Romans, sondern auf dem der Novelle, und die Neigung für diesen Zweig seiner Kunst war so vorherrschend in ihm, daß er in allen Werken unwillkürlich in den Novellenton verfiel. Seine Verse sind zum Theil in Reime gebrachte, seine Romane ausgesponnene, und deßhalb zu Zeiten etwas lange Novellen. Die eigentlichen Novellen pflegte Maupassant ungefähr dutzendweise in einem Bande zu vereinigen, dem er dann den Titel der ersten Geschichte als Gesammttitel gab.

Wie schuf nun Maupassant seine Dichtungen, die großen Romane und die kleinen Meisterwerke? Zuerst ist es charakteristisch, daß er nicht aus einer Stimmung heraus Situationen erfand, sondern umgekehrt aus Situationen, die er erlebte, Stimmung zur Reproduction schöpfte. So haben fast alle Leute, die er auftreten läßt, existirt, zum großen Theil sogar mit den Ereignissen, in die er sie hineinstellt; diese hat er theils selbst miterlebt, theils von Bekannten sich erzählen lassen, manchmal stellt er sich auch selbst in den Mittelpunkt der Handlung, besonders in den Erzählungen phantastischer Art, wo er herzzerreißende Bilder seines eigenen seelischen Zustandes zeichnet. Ein Schriftsteller, der so arbeitet, muß die Gabe der Beobachtung in hervorragendem Maaße besitzen. Diese Bedingung erfüllte Maupassant, und hatte sie durch die Flaubert'sche Schulung zu höchster Virtuosität ausgebildet. ‚Ich erinnere mich seiner', erzählt Paul Bourget, ‚wie er, zur Zeit als er die entzückende Novelle „Yvette" schrieb', mit mir und einigen Kameraden am Ufer der Seine spazieren ging, mitten unter den Bootsführern, welche er beschreiben wollte, und ich bemerkte in seinem Blick einen Ausdruck, wie ich ihn nur bei ihm gesehen habe. Der Blick war zugleich nachdenklich und beinahe schläfrig, er nahm die Landschaft, die Menschen, die Dinge auf, ohne zu zergliedern, indem er sie nur auf sich wirken und sich in ihm reproduciren ließ. Seine Art zu beobachten bestand darin, daß er sich vollständig dem Object unterwarf, es auf seine Phantasie, wie auf die Platte des Photographen wirken ließ, sicher, daß das Bild später in ihm wieder erstehen würde, ohne daß es einer besonderen Anstrengung bedurfte. Deßhalb brauchte er auch niemals Notizen zu machen.' Soweit Paul Bourget, und er selbst konnte bei Gelegenheit, als er einen alten Freund nach langer Trennung wiedersah, von sich sagen: „Durch einen einzigen Akt meiner Einbildungskraft, schneller, als meine Bewegung ihm die Hand zu reichen, kannte ich seine Existenz, seine Lebensart, seine Geistesverfassung, seine Weltanschauung."

Wer so beobachten will, muß kalt und ruhig sein, und es gab wohl keinen Menschen, der einen ruhigeren und kälteren Blick auf seine Umgebung warf, als Maupassant mit fünfundzwanzig Jahren. Diese Kälte der Beobachtung übertrug sich auf seine Schriften. Niemals, selbst wenn er von sich spricht, eine Aeußerung der Sympathie, niemals eine Aeußerung des Mitleids, des Abscheues, sondern stets die grausame Kälte eines leblosen Beobachters, die den Leser frieren macht bis in das tiefste Herz.

Scharf und kalt also beobachtet Maupassant; fragt sich aber, was beobachtet er; mit anderen Worten: welche Stoffe sucht er sich zur Darstellung aus. Das ist ein verfängliches Capitel, besonders für uns Deutsche, die wir gewohnt sind, in unseren classischen Romanen das Volk bei der Arbeit zu sehen, bei der Pflicht des Tages und bei irgend einem Streben, das den ganzen Mann erfordert. Und etwas von dieser Arbeit wird auch den Hintergrund der kleineren Erzählungen bilden müssen. Bei dem Franzosen dagegen giebt es keine Arbeit, weder im eigentlichen noch in irgend einem Sinne, und es ist gerade für Maupassant charakteristisch, daß die betrogenen Ehemänner meist fleißige und stark beschäftigte Arbeiter im Ministerium oder sonst wo sind. Die Beschäftigung seiner Helden und der Inhalt seiner Erzählungen ist die Liebe in den mannigfaltigsten Situationen und Variationen, so mannigfaltig und so frei, daß es selbst den Franzosen auffällt.

Es enthält z. B. der letzte Band seiner Novellen, aus einem mir unbekannten Grunde la main gauche (die linke Hand) betitelt, folgende Erzählungen:

Allouma, der Name einer Araberin, die mit einem Franzosen zusammenlebt, bis sie ihm mit einem armen Hirten durchgeht.

Hautôt père et fils. Der Vater, auf der Jagd zum Tode verwundet, erzählt seinem Sohn, daß er nach dem Tode seiner Frau aus Pietät nicht zum zweiten Mal geheirathet, sondern eine Maitresse genommen hat; er bittet den Sohn, für das Mädchen zu sorgen, was dieser verspricht und hält.

Boitelle. Ein junger normannischer Bauer will eine Negerin heirathen; als die Eltern ihre Zustimmung versagen, verkommt er, da das Leben ihm interesselos geworden ist.

L'ordonnance. Ein Officier, gebrochen vom Grabe seiner heißgeliebten Frau zurückkehrend, findet einen Brief derselben auf seinem Schreibtisch, worin sie ihm mittheilt, daß sie ihn mit einem seiner Kameraden und mit seinem Burschen hintergangen hat.

Le Lapin. Ein gestohlenes Kaninchen wird in den Händen eines Mannes gefunden, der unter einem fremden Bett in fremder Wohnung im Beisein der Frau des andern hervorgezogen wird.

Un soir. Die Geschichte eines Mannes, den seine junge Frau mit einem fünfundsechzig Jahre alten Manne hintergeht.

Les épingles. Ein Mann unterhält zwei Mädchen, die durch eine Art Haarnadelsprache Kunde von einander erhalten, und sich befreunden, während sie ihm den Laufpaß geben.

Le rendez-vous. Die Frau eines vielbeschäftigten Bankiers, des einen Liebhabers überdrüssig, nimmt einen andern.

Le Port. Ein Matrose entdeckt in einem freien Hause, daß das Mädchen, welches er sich ausgesucht, seine Schwester ist.

La Morte. Ein Mann entdeckt durch eine Art übernatürlicher Offenbarung, daß seine Geliebte ihn betrogen hat.

Duchoux. Ein alter Junggeselle besucht unerkannt ein Kind seiner Liebe.

Von diesen elf Erzählungen ist also eine, die des Normannen, der die Negerin heirathen möchte, nicht vergiftet, und das ist das durchschnittliche Verhältniß bei allen Novellen-

Digitized by Google

sammlungen Maupassant's. Ziehen wir nun die Moral davon — doch nein, ziehen wir sie lieber nicht. Man sagt ja, die Moral hätte mit der Poesie nichts gemein; die Unmoral freilich auch nicht, was nicht so allgemein zugestanden ist. Bedenken wir nur, daß Maupassant ein Franzose ist, der schon seinem Nationalcharakter nach einen anderen Maßstab von erlaubt oder verboten in die Beziehungen der beiden Geschlechter legt, und überlassen wir seinen Landsleuten die Entscheidung der Sittlichkeitsfrage. Stellung nehmen aber wollen wir dazu, und ruhig erkennen, daß Maupassants Werke, wie wir oben sagten, vergiftet sind. Mit dieser Erkenntniß aber fällt er selbst für immer aus der Reihe derer, die auserwählt sind, Ruhe, Lust und Harmonieen und ein kräftig rein Bestreben in die müden Seelen ruhesuchender Menschen zu flößen. Wer aber nicht der Erquickung bedürftig ist, der mag die giftigen Früchte verschmähen und die bewundernden Augen auf die Schale richten, in der sie Maupassant reicht, sie ist des Ansehens werth und hoher Kunst voll. Und ein deutscher Schriftsteller, der ebenso ernsthaft arbeiten will, wie jener es gethan, kann viel aus dem Franzosen lernen. Zunächst, wie man erzählt.

Mannigfach sind die Einkleidungen seiner Novellen: bald spricht er von sich, bald erzählt er von anderen, bald läßt er erzählen, in einer Gesellschaft, bei einer Gerichtsverhandlung, auf der Jagd, und immer steht der Leser nach den ersten Worten mitten in der Situation, und in einer Situation, die ihm, mag sie auch noch so einfach sein, interessant scheint. So beginnt die Novelle: Das Rendez-vous: ‚Den Hut auf dem Kopf, den Umhang über den Achseln, einen Schleier vor dem Antlitz, einen anderen in der Tasche, den sie über den ersten binden wollte, wenn sie in die verhängnißvolle Droschke gestiegen, klopfte sie mit der Spitze des Sonnenschirmes gegen ihren Schuh, und blieb im Zimmer sitzen, ohne sich entschließen zu können, es zu verlassen, um zu diesem Stelldichein zu gehen.' Was giebt es Anspruchsloseres, als diesen Anfang, und doch sehen wir ein vollständiges Bild vor uns, mit festen Strichen für die Vorstellung hier gezeichnet, keinen zu viel und keinen zu wenig, und zugleich fühlen wir etwas von der Luft, in der die schuldige Frau athmet, von dem Patschouli-Duft, der sie umströmt, und all das in fünf Zeilen mit den einfachsten Mitteln der Darstellung.

Anspruchsvoller ist die Schilderung eines Betrunkenen im ‚Rosier de Mme Husson': ‚Er schoß heran, den Kopf nach vorn, die Arme schlenkernd, die Beine ohne Festigkeit, in Absätzen von drei, sechs oder zehn schnellen Schritten, denen immer eine Ruhepause folgte. Wenn ein energischer kurzer Anlauf ihn mitten in die Straße gebracht hatte, stand er still und wiegte sich auf seinen Füßen, schwankend zwischen Fallen und einer neuen Anspannung seiner Energie. Dann stürzte er plötzlich in irgend einer Richtung weiter. Er prallte gegen ein Haus und schien daran festzukleben, während es zugleich aussah, als wollte er durch die Wand in das Innere dringen. Dann wandte er sich mit einem Ruck um und sah vor sich, den Mund offen, die Augen in den Sonnenstrahlen blinzelnd; jetzt machte er sich mit einem Stoß seines Körpers von der Wand los und schoß weiter.'

Das kleine Stück ist meisterhaft, was Klarheit der Anschauung und Durchsichtigkeit der Schilderung anlangt und würde sicher die Befriedigung des alten Murrkopfes Flaubert erreicht haben. Vielleicht auch die Befriedigung anderer Leute? Der denkende Leser sieht Lessing sich über die Schulter des Schriftstellers neigen und freundlich mit dem Kopfe nicken: denn hier ist Alles Bewegung und Handlung nach seinem ersten Kunstgesetz, und weiter sieht er gen Sonnenaufgang den alten Homer, der den Wagen der Hera beschreibt und den Apollo, der mit dem klirrenden Köcher todbringender Pfeile in das Lager der Griechen hinabsteigt, und er merkt, daß auch der französische Dichter in seiner Weise die berechtigte Hand nach dem ewigen Erbe des Griechen ausgestreckt hat.

Ferner ist die Grazie, mit der Maupassant erzählt, ebenso bewunderungswürdig, wie sie, bei den heiklen Stoffen, die er sich wählt, ein nothwendiger Bestandtheil gerade seines Schaffens ist. Sie zeigt sich überall, auch da, wo sie nicht das sittliche Gefühl des Lesers hinwegzugaukeln berufen ist. Man denke sich z. B. als Schriftsteller in die Lage, daß man die Katastrophe einer unglücklichen, jungen Frau schildern will, die an der Gemüthsrohheit ihrer Umgebung zu Grunde geht, Man hat sich als die eindringlichste und geeignetste Form die vorgesehen, daß man einen Augenzeugen den traurigen Hergang erzählen läßt. Selbst will man der Augenzeuge nicht sein, denn man ist Pariser und die Geschichte muß, um wahr zu sein, nothwendig in einer kleinen Provinzialstadt spielen. Man will aber, den Eindruck des Berichtes zu stärken, selbst einen kleinen Antheil daran haben: so wird man selbst der, dem erzählt wird, und zwar läßt man sich als einem ganz Fremden — jeder Leser der Novelle ist ja solch Fremder — erzählen, und zwar in dem Augenblick, wo das Drama seinen Abschluß findet, d. h. bei der Beerdigung der Frau. So ist also der Erzähler einer aus dem Leichengefolge und der, dem sie erzählt wird, der zufällig anwesende Fremde. Nun aber erhebt sich die große Schwierigkeit: der Fremde muß den Leidtragenden um Auskunft bitten, hinter dem Sarge aus Neugier um Auskunft über die Todte! Wie leicht könnte das roh erscheinen und so abstoßend wirken, wie leicht unwahrscheinlich, und damit die Erzählung um den besten Theil ihrer Wirkung bringen, wie leicht albern, und die Wirkung der Geschichte in ihr Gegentheil verkehren. Diese gefährlichen Klippen ungezwungen zu umgehen ist nur die größte stilistische Gewandtheit im Stande, verbunden mit dem feinsten Gefühl für das Schickliche und formell Zulässige, kurz das, was wir mit dem Wort Grazie zusammenfassen. Maupassant entledigt sich seiner Aufgabe meisterlich. Man merkt kaum, daß hier Schwierigkeiten liegen, und daß der Schriftsteller mit den Mitteln seiner Kunst so wenig aufdringlich ist, haben seine Landsleute stets rühmend hervorgehoben.

Es ist schwer, bei diesem anziehenden Capitel nicht länger zu verweilen, schwerer noch, als die Auswahl eines passenden Beispieles aus Maupassant's Novellen, deren eigentlich jede einzelne eine Fundgrube ästhetischer Freude ist. Ungern steht man auch von der genaueren Betrachtung seiner Phantasiestücke ab, in denen der Leser das traurige Schicksal ihres Verfassers in schauervoller Vorahnung seinen Schatten vorwärts werfen sieht. Indessen ganz ausführen läßt sich das Bild des kunstreichen Mannes doch nicht im engen Rahmen, und so mag denn das Beliebte hinter das Nothwendige zurücktreten.

Nothwendig aber ist zur Kenntniß Maupassant's, daß wir einen prüfenden Blick auf seinen Stil werfen. Was Wahl der Worte, Satzbau u. a. betrifft, so behauptet Paul Bourget, selbst ein Meister des Stils, daß Maupassant mit Renan und Flaubert die einzigen Schriftsteller aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts seien, welche ein Leser aus dem vorigen sowohl, wie aus dem folgenden Jahrhundert vollkommen verstehen würde. Der Grund davon sei der, daß die Mode und das Moderne fast gar keinen Antheil an seinem Stil haben, sondern daß Maupassant in Wahrheit ein Classiker der Sprache sei; hierin liege auch die sicherste Gewähr, daß die Nachwelt ihn ebenso verstehen würde wie die mitlebende Generation.

Die Haupteigenthümlichkeiten seines Stils aber sind die verstandesmäßige Klarheit und das immanente Pathos. Ersteres ist eine Eigenschaft, deren Erwerbung den Schriftstellern französischer Zunge durch den Charakter ihrer Sprache an's Herz gelegt wird, und wenn ein Schriftsteller wie Maupassant den größten Theil seiner Arbeit darauf verwendet, ohne viel Umschreibungen stets das richtige Wort und nur das richtige

Digitized by Google

Wort für das, was er schildert, zu finden, so zeigt er eben, daß er seine Sprache so weit verstanden hat, um zu erkennen, auf welche Weise er sie zur höchsten Vollendung bringen und mit ihrer Hilfe selbst zur höchsten Vollendung gelangen kann. Nun darf man sich den Stil Maupassant's nicht simpel oder nüchtern vorstellen, im Gegentheil, Maupassant schildert sehr voll und plastisch, — nein, das Verstandesmäßige in seiner Schreibart äußert sich in einer krystallenen Klarheit, einer wunderbaren Reinheit der Conturen, die vortrefflich zu der oben geschilderten Kälte paßt. Aus dieser Eigenheit seines Stils ergiebt sich einerseits eine Vorliebe für Antithesen, dem verstandesmäßigsten Kunstmittel der Rhetorik, und andererseits ein Mangel an Bildern und Vergleichungen. Wendet er solche indessen an, so dienen sie vortrefflich zur Schilderung von Gegenständen und Situationen, und sind mit vollendetem Geschmack ausgewählt.

Hier einige Beispiele: „Der Kirchhof mit den vielen Officieren hatte das Aussehen eines Feldes voller Blumen: die Käppis und die rothen Hosen, die Tressen und die goldenen Knöpfe, die Achselschnüre der Generalstabsofficiere, die Umhänge der Jäger und Husaren schimmerten zwischen den Gräbern, deren weiße oder schwarze Kreuze ihre Arme von Eisen, Marmor oder Holz trauernd über das heimgegangene Volk der Todten ausbreiteten." Ein ander Mal beschreibt er eine Gegend in Algier: „sie war bucklig und gelb, gelb, als wenn alle diese Hügel mit zusammengenähten Löwenhäuten bedeckt wären. Manchmal richtete sich in der Mitte dieser Bodenwellen ein höherer Buckel auf, scharf und bräunlich, gleich dem Höcker eines Kameels." Diese Vergleiche sind höchst treffend und für den Aesthetiker noch deßhalb interessant, weil beide Gegenstände, die zusammengehalten werden, dem gleichen Stoffgebiete entnommen sind, und ein künstlerisch interessirter Mann, der nach dieser Seite hin Sammlungen anlegen und Beobachtungen anstellen wollte, möchte manches Maßgebende finden.

Zum Schluß bleibt bei der Betrachtung von Maupassant's Stil noch das Pathos zu erwähnen; unser Schriftsteller ist objectiv bis zur Gefühlsrohheit und kalt bis zur Grausamkeit, das wissen wir. Nun liegt aber in jeder Erzählung, in jeder Geschichte, die man hört, ein Etwas von Stimmung, das unabhängig vom Erzähler, aus den geschilderten Thatsachen spontan heraufquillt. Diese unwillkürliche Stimmung bewußt zu erzeugen, gelingt dem Pathos des Dichters, und ihm ist es zu danken, daß seine Erzählungen trotz der Objectivität eine so intensive Wirkung ausüben. Er schildert z. B. in Mlle. Fifi die Zügellosigkeiten einiger deutscher Officiere in einem normännischen Herrensitz während des Krieges 1870/71. Ein Officier steht am Fenster und sieht in das Land hinaus: „Der Regen fiel in Strömen, ein wahrer normännischer Regen, *man hätte sagen können, von einer wüthenden Hand geschleudert*, er rauschte schräg herab, dicht wie ein Vorhang, eine Art Wand von schiefen Streifen bildend, ein schmutziger Regen, der alles durchpeitschte und durchtränkte, ein echter Regen aus der Umgegend von Rouen, der Regentonne Frankreichs." Ohne Pathos wäre dies eine Schilderung der Natur, wie sie ist, so aber ist es eine Schilderung der Natur, wie sie sich dem fremden Eindringlinge zeigt. Der Himmel selbst ist ergriffen von der Stimmung, die die Bewohner des schönen Frankreichs gegen die Deutschen beseelt, und so sendet er seine Regengüsse herab, nicht doch, er schleudert seine Regenmassen mit wüthender Hand auf sie nieder. So entsteht ein Stimmungsbild, das den Leser mitten hinein in die Atmosphäre der deutschen Invasion versetzt.

Maupassant fährt fort und schildert den einen der deutschen Officiere: „der Major war ein Hüne, mit breiten Schultern und einem langen Vollbart, der eine Art Serviette über seiner Brust bildete, und seine stattliche, feierliche Persönlichkeit erweckte in ihrer Gesammtheit die Vorstellung eines militärischen Pfaus, der sein Rad unter dem Kinn auseinandergespreizt trug." Man hat wohl selten geschmacklosere und schiefere Bilder gelesen, als die, welche hier angewendet werden. Da sich aber nicht annehmen läßt, daß Maupassant, der fleißige Schüler Flaubert's, solche stilistische Tollheiten versehentlich begangen hat, so müssen wir schon zusehen, ob er nicht von einer bestimmten Absicht dabei geleitet ist. Lebendig ist die Schilderung offenbar und der preußische Major steht greifbar vor Augen. Das ist für einen Künstler wie Maupassant conditio sine qua non. Außerdem aber haftet ihr eine gewisse Lächerlichkeit an, sie läßt den Major in etwas despectirlichem Lichte erscheinen, und das ist die Absicht, denn der Franzose *will* offenbar an dem Deutschen nichts Gutes sehen. So wird ihm der starke Vollbart, gewiß ein Zeichen männlicher Schönheit, zu einer Serviette, die über der Brust liegt. Dadurch wird aber die Vorstellung von etwas Ungraziösem, Geschmacklosem erweckt, und es ist bekannt, wie die Franzosen den Mangel an Geschmack den Deutschen immer vorgeworfen haben. Die imponirende Erscheinung des stattlichen Officiers wird ebenfalls unter einem schiefen Winkel gesehen, sie wird mit dem gemessenen Wesen des Pfaus verglichen und erhält dadurch den Beigeschmack der thörichten Gespreiztheit. Der lange Bart aber wird durch einen ungeheuerlichen Sprung der Phantasie zum Schweif des Pfaus gemacht, und dadurch dem Ganzen etwas Albernes verliehen. Also auch hier wieder ist es durch das Pathos der Schilderung gelungen, über die geschilderte Person ein eigenthümliches Licht zu verbreiten, dadurch mehr zu sagen als es scheint und den Leser in die vom Dichter beabsichtigte Stimmung für oder vielmehr gegen das Geschilderte zu versetzen.

Auch der deutsche Soldat wird in derselben Novelle mit einen paar kühnen Strichen gezeichnet. So heißt es z. B.: „Als es an der Thür kratzte, rief der Commandant ‚herein', und ein Mensch, einer ihrer Automaten in Uniform, erschien in der Oeffnung, allein durch sein Erscheinen anzeigend, daß das Frühstück bereit sei." Vortrefflich ist hier die von den undisciplinirten Franzosen unwillkürlich bewunderte Willenlosigkeit des Einzelnen hervorgehoben, aber zugleich mit einem Stich in das Menschenunwürdige: der Soldat klopft nicht, er kratzt wie ein Hund furchtsam an der Thür, und er sagt Nichts, sondern nur seine Anwesenheit genügt für die Meldung, es ist eben ein Automat und kein Mensch.

Jenes Pathos der Schilderung findet sich natürlich nicht bloß auf diesem Gebiet, sondern überall, man darf nur mit offenem Auge lesen. So sagt Maupassant von einer lachenden Frau: „ihr Lachen war trocken, nervös, zischend; ein Lachen, das feines Glas zerschneiden zu können schien", so sagt er bei der Beschreibung einer kalten Winternacht, die Sterne sähen aus, als seien sie unter dem Frost erstarrt und funkelten nicht wie Feuer, sondern wie glänzende Krystalle, wie Sterne von Eis, und so findet man Aehnliches fast auf jeder Seite, es gilt nur, sehen zu wollen.

Wir aber sind mit unserer Betrachtung am Ende. Da ziemt es sich wohl, nachdem wir uns etwas in Einzelheiten verlieren mußten, und um das Eigenthümliche des Mannes zu würdigen, eine Art mikroskopischer Beobachtung anstellen, da ziemt es sich, zum Schluß auf die literarische Persönlichkeit Maupassant's in ihrer Gesammtheit noch einen Blick zu werfen und uns zu fragen, was wir von ihm lernen können und lernen sollen. Er wußte sich nicht zu zähmen, und darum zerrann ihm sein Leben, denn ihm fehlte die sittliche Reinheit dort wie in der Kunst; das wollen wir vergessen und nicht von ihm lernen; aber sein Dichten zerrann ihm nicht, denn er besaß im höchsten Maaße eine ästhetische Reinheit und einen feinen Sinn für das Schickliche in der Kunst, der sie freihielt vom Trivialen und Gewöhnlichen. Das wollen wir nicht vergessen, sondern ernst und freudig von ihm lernen.

Digitized by Google

Ueber den musikalischen Werth der Worte in der Dichtung.

Von Ludwig Klages.

Das Wort ist in erster Linie Bedeutung, Inhalt. Nur in verhältnißmäßig sehr wenigen Fällen ist noch etwas von der früher vielleicht innigeren und häufigeren Beziehung zwischen Klang und Bedeutung zu spüren. In der Sprache des gewöhnlichen Lebens, welche vorwiegend einfache Gedanken zu vermitteln hat, tritt diese Beziehung völlig in den Hintergrund. In der auf Festhaltung unzweideutiger Gedankengänge gerichteten Rede der Wissenschaft würde man ihre Hervorkehrung geradezu als störend empfinden. Dagegen bedient sich die Erregung musikalischer Hülfsmittel. Besonders freilich durch Veränderung des Tonfalles. Leidenschaftlich bewegte Ausdrucksweise unterscheidet sich von der gewöhnlichen weniger durch die Wahl der Worte als durch die Modulation der Stimme. Es kommt Rhythmus und Melodie in die Sprache. Sodann aber auch durch bevorzugte Verwendung klingender Worte. Sofern die Poesie wesentlich Ausströmung leidenschaftlicher Gefühle in der durch die Form beherrschten Rede ist, gehört auch das musikalische Element des Sprechens zu ihrem Wesen. Hierin liegt begründet die Besonderheit des poetischen Vortrages, ferner die Eigenart der dichterischen Form und schließlich die Verwendung gewisser Worte aus vorwiegend musikalischen oder besser gesagt klanglichen Rücksichten.

Es ist wahrscheinlich, daß das musikalische Element im Urzeitalter dichterischer Hervorbringungen eine außerordentlich große Rolle spielte. Vielleicht geht man nicht zu weit mit der Annahme, daß bei den primitiven Völkern rhythmisch betonte Rede auch stets zugleich gesungen wurde. Gleichmäßige Wiederholung eines äußerst einfachen Inhaltes mit stets denselben oder periodisch nur wenig veränderten Worten und unter liedartiger Hebung und Senkung der Stimme — das dürfte die Urform des Gedichtes sein. Noch heute finden wir sie in den einförmigen Melodieen, bei welchen sich die Kinder im Ringeltanz belustigen (Ringel-Ringel-Rosenkranz ꝛc.). Es scheint, daß hierbei neben der rhythmischen Gliederung und der Melodie des Vortrages auch eine Wahl der Worte aus rein klanglichen Rücksichten nicht unerheblich in Frage kommt. Dies geht daraus hervor, daß an gewissen Liedstellen mit Vorliebe ganz inhaltleere, aus klingenden Silben sinnlos zusammengesuchte Wortgebilde eingestreut werden. — Wiewohl selbst ohne anknüpfbaren Sinn stehen diese Silbenverbindungen dennoch in einem durch gewisse Gefühlsassociationen vermittelten Zusammenhange mit dem Inhalt des Gedichts. Bestimmte Silben erregen durch dunkle Anklänge mit großer Unmittelbarkeit Empfindungen, die, wenngleich unausgesprochen, doch keineswegs durch die bloß quantitative Reihe des mehr oder minder Angenehmen erschöpfend gekennzeichnet werden. Die mehr besonderen Gefühle eines ungewissen Bangens, einer unklaren Sehnsucht oder Hoffnung ꝛc. schwingen in den durch sie geäußerten Erregungen mit und schlagen die Brücke zu dem genauer bestimmten Gefühlsinhalt des betreffenden Gedichtes. Durch diese Verbindung gewinnen beide Theile außerordentlich an associativen Beziehungen. Jeder wird durch den Andern erläutert und scheint die von ihm entliehenen Bestimmungen aus eigenem Vermögen zu enthalten. Vermuthlich weisen solche Silbenklänge in ein vorsprachliches Stadium der Entwickelung des menschlichen Geistes zurück. Mit unartikulirtem Warn- und Lock-Ruf wird, wie überall in der Thierwelt wohl auch unter Menschen, der seelische Verkehr begonnen haben. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der an die Silbenklänge geknüpfte besondere Stimmungsgehalt wenigstens theilweise das Ergebniß unbewußter Erfassung der mit klangverwandten Lauten jener Ursprache verbundenen Bedeutungen ist. Die merkwürdige Thatsache, daß einige primitive Völker wohl gar Lieder in der den meisten unverständlichen Sprache eines Nachbarstammes zu singen pflegen, darf als Ausnahme betrachtet werden. Zudem wissen wir zu wenig über die Beweggründe zur Einführung und Annahme derselben, um die Art des ursprünglichen Vergnügens daran hinreichend genau feststellen zu können. Von diesen näherer Aufklärung noch bedürftigen Fällen abgesehen, gilt für die erste Stufe der Poesie die Regel, daß sie durch Darbietung eines nach unseren Begriffen meist äußerst einfachen für naive Hörer aber unzweifelhaft erregenden Inhalts zu wirken bemüht ist und sich dabei einer musikalischen Art zu sprechen einschließlich klanglicher Verwendung von Worten und Silben als des ursprünglich erfolgreichsten Mittels der Gefühlsübertragung bedient.

Einem vorgeschrittenerem Zustande der Geistesentwicklung gehört diejenige Stufe dichterischer Darstellung an, welche man kurz die epische nennen könnte. Sie ist nur möglich in einer Sprache von schon erheblichem Wortreichthum, welche auch für differenzirtere Gefühle Bezeichnungen aufzuweisen hat. Die durch musikalische Redeweise vermittelte Erregung tritt zurück hinter der durch den mitgetheilten Inhalt selbst erzeugten. Die Menge der mit einer fest begrenzten Bedeutung verknüpften Worte ist groß genug, um mit ihrer Hilfe die darzustellende Begebenheit ohne wesentliche Rücksicht auf klangliche Wirkung vorzutragen. Dies geht soweit, daß das musikalische Element für die Bedeutung des Ganzen überhaupt wegfällt und sein Recht nur noch in einzelnen Wendungen geltend macht. (Roman). — Auf diese Weise sind die Grenzen dichterischer Darstellung auf Kosten sehr wesentlicher Vorzüge erweitert. Durch Hineinversetzung in eine Folge bedeutungsvoller Ereignisse gelingt es weit speciellere und verwickeltere Empfindungen zu erwecken als mittelst des vereinzelten, gleichsam dem Zusammenhange einer verborgenen Seele entrissenen Liedes je möglich ist. Die Dichtung ist aber damit auch so ziemlich des letzten Restes sinnlicher Unmittelbarkeit des Eindrucks beraubt. In gleichem Grade hat sie auch die Eigenschaft verloren, unmittelbarer Ausdruck einer in ihr sich lösenden Gefühlsspannung zu sein. Ein planender Verstand hat die Empfindungen des Augenblicks zurückzuhalten und gewissermaßen aufzuspeichern und die Einbildungskraft ist angewiesen, die Welt mit Rücksicht auf eine zusammenfassende Hervorbringung auszubeuten. Und selbst dabei hat es alsbald nicht mehr sein Bewenden. In dem Maaße, als der Verstand an der Erfassung des Lebens Antheil nimmt, beginnen denkerische und sittliche Absichten die künstlerische Darstellung zu trüben. Dies geht bis zur Vertauschung des wirklichen Zwecks der Dichtung mit einem lehrhaft-erzieherischen und endet mit einer unerquicklichen Vermischung doctrinärer Lebensansichten mit dichterischen Gemüthsbewegungen.

Zeitalter, welche in Welterkenntniß und Lebensführung bedeutenden Wendungen zustreben, haben besonders unter der entarteten Zweckdichtung zu leiden. Oft werden gerade die der stärksten Leidenschaften fähigen Geister von der mächtigeren Zeitströmung ergriffen und müssen ihre Kraft an künstlerisch werthlose Gedankengänge verschwenden. Stürmische oder auch nur hervorragend „strebsame“ Zeiten sind nie in solch hoher Kunstblüthe gewesen. Wohl aber pflegt dann nicht selten, unterstützt und getrieben durch ein Gefühl der Auflösung gegen die Zweckfälschung der Kunst ein Umschlag zu Gunsten der äußersten Ursprünglichkeit einzutreten. Dies äußert sich in der Dichtung als eine Art Umkehr zur musikalischen Stufe. Der Inhalt wird als für die Dichtung unwesentlich bezeichnet. Man zieht von Neuem auf jene starke aber unbestimmte Erregung durch dunkle Anklänge tönender Worte. In einer solchen Wendung ist stets ein tief entsprungener Zug zum ächt Künstlerischen. Doch darf man diese wieder erworbene (zweite) Einfachheit nicht mit der natürlichen (ersten) verwechseln. Es ist in jener ein Element, welcher dieser völlig fehlt. Sie hat es aus der epischen Dichtung herübergenommen.

Digitized by Google

Sie kann gar nicht mehr auf Darstellung hochgeistiger Gefühlsabschattungen Verzicht leisten. Deßhalb bedient sie sich einer durch sehr langen dichterischen Gebrauch für ihren Zweck bereits gebildeten Sprache. Sie bevorzugt jene höchst dichterischen Worte und Wendungen, welche durch ihre längst gewohnte Verbindung mit einem über ihre eigentliche Bedeutung hinausgreifenden sinnbildlichen Inhalt auch sehr differenzirte Gefühlsbewegungen ohne Rücksicht auf einen erläuternden Zusammenhang auszudrücken gestatten. Indem sie solche Worte vorwiegend nach Maaßgabe ihres musikalischen Stimmungsgehalts verwendet, gelingt es ihr wirklich, mit Hilfe verhältnißmäßig geringer Mittel überraschend starke Wirkungen zu erzielen. Dieser höchst künstlichen Einfachheit droht jedoch eine große Gefahr. Um die Stärke des Eindrucks unvermindert zu erhalten, muß sie mit der Zeit zu immer entlegeneren und bedeutungsreicheren Wortverbindungen greifen und, wenn sie ihrem Princip getreu bleibt, bei einer in ungeheuerlichen Umschreibungen schließlich erstarrenden Symbolik enden. Dies war das Schicksal der nordischen Scaldenpoesie, welche unter anderem die Thatsache eines Sonnenuntergangs durch die conventionelle Metaphor: „Das Futter des Fonriswolfs fiel!“ mitzutheilen suchte.

Eine andere in der Richtung dieser Bestrebungen gelegene Abirrung ist in der neuesten Dichtung zu beobachten. Man geht in der Begünstigung des Musikalischen so weit, daß man von einem Inhalt überhaupt absehen zu können glaubt. Man sucht durch völlig sinnlose Zusammenstellung klingender Worte oder gar Silben zu wirken. Dies ist nun zunächst offenbar ein Mißbrauch der Rede. Für uns, die Inhaber einer hochentwickelten zur Bezeichnung der abstractesten Gedankengänge wie der zartesten Gefühlstöne fähigen Sprache, ist, wie schon hervorgehoben wurde, das Wort weit eher nur Inhalt ohne Klangwerth als umgekehrt etwa auch nur vorwiegend Klang ohne Inhalt. So wenig wir eine Reihe lesbarer Schriftzeichen für nichts als ein System gerader und krummer Linien zu nehmen vermögen, ebensowenig sind wir im Stande, die in ihrer Bedeutung gleichsam verloren gegangenen Wortklänge gewaltsam von ihrem Inhalt zu trennen und sie als bloße Laute aufzufassen. Man hat das genannt: „Das Wort in eine leuchtende Sphäre erheben“; in Wahrheit heißt es: „Das Wort seiner Seele berauben und die Sprache zurückzerren auf die Stufe vorsprachlicher Gebilde. Aus Worten und Wortbestandtheilen, als nur klanglichen Größen, eine Dichtung zusammenstellen zu wollen, das ist ein ebenso unleidlicher Widerspruch als wenn man aus schon fertigen Bildhauerwerken, etwa Götterfiguren, als Bausteinen ein Gebäude zu errichten gedächte. — Ferner aber vergißt man, daß man die zur Stimmungserhöhung irgend eines Inhalts ungemein brauchbaren Silbenklänge ihres associativen Werthes fast gänzlich beraubt, wenn man sie von jedem Inhalt losgelöst verwendet. Jene Laute, die in Begleitung dichterischer Wendungen die ganze Gewalt der Stimmung in sich zusammenzudrängen scheinen, sind nichtssagend bis zur beinahe völligen Leerheit ohne sinnvolle Beziehungen. Was da an Eindruck übrig bleibt, ist ein unerfreuliches Gemisch eines schwachen musikalischen Vergnügens mit einer Lust am Aufsuchen ganz dunkler, jeder Bestimmtheit entbehrenden Gefühlsassociationen. Das Letztere ist das Wesentliche. Daraus erhellt, daß nur solche Geister, denen eine gewisse Gefühlsunklarheit und schwankende Verworrenheit unaussprechlicher Stimmungen zu eignen pflegt, zu so seltsamer Mittheilung ihrer Empfindungen neigen und daran Freude empfinden können. — Der wirkliche Künstler wird diesen Abweg nicht beschreiten und das klangliche Element als ein mächtiges Hülfsmittel bei der Mittheilung eines erregenden Inhalts zu werthen wissen. —

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Trennung.

Von Amalie Skram.

Aus dem Dänischen.

Nun ist er weg, und sie geht in den Schmerzen des herzzerreißenden Verlustes, der wilden Sehnsucht umher.

Sie hatte gedacht, daß es gut sein würde, allein zu sein, denn da konnte sie ja Gardinen stopfen, die Wäsche nachsehen, Alles einholen, was sie in dieser leidvollen Zeit versäumt hatte. Und nun zeigt es sich wieder, daß sie nur immer an ihn denken muß. Jedes Möbelstück im Zimmer wendet sich wie eine Waffe gegen ihr Herz; da stand er damals und damals — hier that er dies und das. Sie geht in sein Zimmer, der Schreibtisch, der leere Stuhl und das verlassene Sopha — es ist, als ob ihr Inneres verbluten wollte. Sie greift sich an's Herz und ringt nach Luft und weiß nicht, was sie eigentlich empfindet.

Sie findet keinen Vergleich und fühlt nur, daß es rinnt und rinnt, wie ein stiller Strom aus offenen, schlimmen Wunden.

Ach! Wie sie doch diesen Mann liebt! Sie wirft sich kopfüber in das verlassene Sopha und weint.

Weint und weint, wie Einer, für den es keine Hoffnung mehr giebt. Es ist vorbei! Vorbei — vorbei!

Und nichts in der Welt kann ihr seinen Verlust ersetzen. Mochte sie Ehre und Ruhm erringen, Geld und Gut, mochte der beste Mann der Welt ihr seine Liebe bieten, sie würde sich abwenden und auf sein verlassenes Sopha sinken und weiter weinen.

Und wenn sie alle ihre Thränen geweint, wenn ihr Inneres trocken und leer geworden, dann wollte sie ihren Bruder an der Hand nehmen und hinauswandern mit ihm in die Wüste.

Denn nun hatte sie ihre Heimath in der Wüste — ach, wie sie sich nach der Wüste sehnte!

Theuer, theuer mußte Alles im Leben bezahlt werden. Langsam hatte sie dies gelernt. Am allerlangsamsten, wie theuer.

Leichten Sinnes war sie die Seine geworden. Leichten Sinnes hatte sie die Schätze in alle Winde verstreut, die er zärtlich und verschwenderisch ihr zu Füßen legte. Nun hatte sie gebüßt und büßte noch mehr. Die Göttin Nemesis war eine strenge Göttin. Sollte es niemals genug erscheinen? Nein, es war nicht genug, und es wurde nie genug.

Gleich einer bußfertigen Sünderin würde sie den Rest ihres Lebens verbringen.

Noch tiefer erniedrigt sollte sie werden. Wenn sie hinausging in die Wüste, ihren Bruder an der Hand, dann würde sie sich nach dem Handschuh sehnen, den er ihr in der letzten Zeit des Mitleids hier und da zugeworfen und den sie demüthig aufgenommen und geküßt hatte.

* * *

Endlich, spät Nachts, schleppt sie sich, noch immer weinend, in das Schlafzimmer und sieht ihr braunes Kleid mit dem verschnörkelten Muster über dem Bettpfosten liegen. Wieder preßt sie die Hand auf das Herz und ringt nach Luft. Diese dünnen, langen Schnörkel sind wie die tausend unsichtbaren Fangarme, mit denen sie im Laufe des Winters, als sie dieses Kleid trug, vergebens nach ihm gegriffen hatte. Nun war es Sommer, und nun war er fort.

Sie nimmt die Decke von den Betten und legt sie zusammen. Da findet sie sein Nachthemd am Fußende des einen Bettes, nimmt es vorsichtig auf und drückt es an ihr Herz. Sie küßt es wieder und wieder, indeß viele Thränen darauf fallen. Liebkosend bettet sie es in ihren Armen, als wäre es ein lebendes Wesen, ein kleines liebes Kind. Sie kleidet sich aus, legt sich in ihr kaltes, schmales Bett, drückt das Gesicht in die Kissen, wickelt die Decke um sich und denkt an ihn. Denkt auch daran, wie wunderlich es ist, daß ein Menschenherz so krank sein kann, so krank, ohne zu sterben und zu brechen. Wenn die anderen

Digitized by Google

Körpertheile von einer wirklichen, ernsthaften Krankheit erfaßt wurden, so starben die Leute doch — aber das Herz, das Herz . . . . .

Es wird draußen geläutet. Man wirft einen Brief hinein. Schnell fährt sie aus dem Bett und stürzt hinaus. Der Brief ist von ihm. Sie reißt ihn auf und liest ihn draußen im Vorzimmer, stehend, im bleichen Licht der Mittsommernacht. Er schreibt zärtlich und lieb. Er vertraut sich ihr und erzählt Alles, was ihn von ihr getrennt hat. Er sagt, daß er zu ihr zurückkehren will. Sie drückt den Brief an ihr Herz, sinkt auf dem nackten Boden in die Knie nieder und schluchzt. Ach, daß er ihr dies Alles sagt, daß er sich ihr anvertraut! Sie ist nicht mehr sie selbst, hat keinen Körper, nur eine fest zusammengepreßte Seele, blutend in demüthiger Dankbarkeit.

* * *

Es wird an ihre Thüre geklopft, und sie richtet sich im Bett auf. Wo ist der Brief? Der Brief, ihr Reichthum, ihr Glück, ihr Frieden für's Leben!

Nein, nein, es ist ja kein Brief gekommen, es war nur ein Traum.

Sie ruft der Klopfenden zu, daß sie den Thee hereinbringen kann. Dann preßt sie die Hände fest an ihre Stirn, und der Gedanke an die Wüste bringt ihr Herz zur Ruhe und giebt ihrem Körper die Kraft, aufzustehen und sich der Klopfenden mit ruhigem, freundlichem Gesichte zu zeigen.

* * *

Vielleicht nahm sie es allzu schwer. Vielleicht konnte sie es leichter nehmen. Sich sagen, daß man nun einmal so ist und sich nicht umschaffen kann.

Nein, das ging nicht. Gerade, weil sie war, wie sie war, mußte sie leiden, sich durchleiden, durch all' diesen Schmerz.

„Die Zeit heilt alle Wunden". Ja, wer das wüßte, ob dieses Wort wirklich wahr war, das sie so oft gehört hatte, schon von ihrer frühesten Kindheit an. Ja, Todesfälle — darüber kamen die Menschen hinweg. Sie selbst hatte liebe Menschen sterben sehen und gedacht, daß sie nie wieder eine frohe Stunde im Leben haben könnte. Und doch war es wieder vergessen worden.

Aber ein Todesfall war ja auch etwas Anderes. Daran hatte man selbst keine Schuld.

Aber sie — sie ging herum mit einem Berge von Schuld auf ihren Schultern. Nein, sich durchleiden — oder auf dem Wege umkommen.

Ja, umkommen — das wollte sie am liebsten. Denn das Leiden war so grauenvoll, so zerstörend, unüberwindlich.

Aber wenn sie nun umkam, dann konnte sie ja nie mehr sein liebes Antlitz sehen, nie mehr seinem Schritte auf der Treppe lauschen, nie mehr jenes berauschende Herzklopfen fühlen, das gleich warmen Wellen ihr Inneres überfluthete, wenn sie ihn unerwartet auf der Straße traf.

Nein, nein! Umkommen wollte sie nicht. Leiden, leiden ohne Hoffnung. Ohne ein einziges Mal flehend das Haupt zu der Göttin Nemesis zu erheben, die so grausam und unerbittlich schien, aber in deren Antlitz doch ein Zug von mildem Mitleid leuchtete. Nicht sie war es, die die Menschen strafte. Sie war nur das drohende Symbol der ewigen, unausweichlichen Wahrheit. Wie ihr säet, also sollt ihr ernten.

* * *

Sie sitzt in einer Apotheke und wartet. Viele Tage und Nächte sind gegangen, und sie hat sich durch alle durchgeweint. Plötzlich kommt er herein. Alles vergessend, außer sich, fährt sie auf und fällt ihm um den Hals. Sanft, aber doch unwillig, schüttelt er sie ab und sagt, sie möge bedenken, wo sie seien.

Dann gehen sie Seite an Seite über die Straße. Sie ist stumm und versteint, und sie sprechen nicht miteinander.

Dann sagt er: „Ja, nun siehst Du aus, ich weiß nicht, wie. Daß ich Dir nicht so begegnen kann, wie Du haben willst, mußt Du doch einsehen. Liebe läßt sich nicht erweinen, nicht erleiden, nicht ertrotzen. Wie schlecht verstehst Du, die Folgen Deines Lebens zu tragen! Meine Liebe zu Dir hast Du einfach selbst aus der Welt geschafft. Ich fühle mich, gottlob, voll gesunder, glücklicher Lebensfreude, aber gerade Dir gegenüber bin ich eine Leiche."

* * *

Sie steht reisefertig da. Die Koffer werden heruntergebracht, und der Wagen wartet. Langsam zieht sie den linken Handschuh an, während er ungeduldig, die Hände in den Hosentaschen, in der offenen Thüre seines Zimmers steht. Jetzt ergreift sie seine Hand und murmelt bebend und halberstickt: „Ja, ja, in Gottes Namen! leb' wohl, mein Geliebter, mein Einziger! Ich weiß nur das Eine, und das ist, daß das Leben tausendmal ärger ist, als der Tod!"

„Dein Regenschirm!" erwidert er. Vergiß ihn doch nicht".

„Nein," sagt sie und nimmt ihn still.

Aus der Hauptstadt.

Der neue Bauernkrieg.

Ein trüber, regnerischer Tag, unter dessen nassem Hauche alles Fahnentuch erdwärts kriecht, alles Guirlandenwerk grau verschleiert zu Boden blickt. Die Straßen sind leer, leer und stumpf wie an anderen Wochentagen; den eintönigen Zug der Omnibuskasten, Pferdebahnwagen und klapprigen Droschken unterbricht allein in gemessenen Zwischenräumen soldatisches Gepränge. Aber die Musik elektrisirt heute nicht, die feuchte Luft trägt den Schall nicht weiter, erstickt die feinen, prickelnden Töne des Widerhalls, und die Regenschirme auf den Bürgersteigen stehen keine Secunde lang still. Man ist nicht neugierig, ist so wenig interessirt.

Und dabei feiert heute das deutsche Reich den fünfundzwanzigsten Jahrestag der Kaiserproclamation. Heute vor fünfundzwanzig Jahren ward, wenn wir den Schulgeschichtsschreibern trauen wollen, herrlich vollendet, woran unsere Väter ein halbes Jahrhundert lang rastlos arbeiteten. Heute vor fünfundzwanzig Jahren setzte der Bruder des Mannes, dem die Kaiserkrone „überschwenglich verunziert mit ihrem Ludergeruch der Revolution . . . ein imaginärer Reif, aus Dreck und Letten gebacken" war, setzte Wilhelm Weißbart das Diadem auf seine greise Stirn; heute vor fünfundzwanzig Jahren ward der neuen Macht der neue Titel verliehen, dessen sie bedurfte.

Den Abend dieses großen Tages haben wir Alle mit Bedacht, vielleicht ein bißchen übermüdet von Jubiläen, bei Wein und unedlerem Getränk gefeiert. Es sind allenthalben glänzende Reden gehalten worden, und wo der Herr Regierungspräsident verhindert war, sprang der im Range nächste Beamte ein — Vaterlandsliebe und Autorität feierten ihre Triumphe. Die officiellen Feiern trübte kein Mißton, wie sich kein Mißton einzuschleichen wagte in die lichtstarrenden, prachtdurchschwirrten Säle des alten Königsschlosses. So viel Herrlichkeit und Glanz und Macht und Schönheit versammelt, und ein Gedanke, eine freudige, stolze Erinnerung darüber schwebend —

„Nun laßt die Glocken von Thurm zu Thurm
Durch's Land frohlocken im Jubelsturm . . ."

Schade, daß dort, wo Drei oder Vier versammelt saßen in Deutschlands Namen, das bunte Feuer der Illumination kalt und herzlos schien, daß nach dem ersten Zusammenklingen der Gläser und dem ersten, froh begeisterten Wort die Gedanken andere Richtung nahmen und grauer Ernst sie umkroch . . .

* * *

Der Fürst Reichskanzler, der im Sachsenwalde thront, ist den Berliner Festlichkeiten fern geblieben. An der Feier des gloriaumstrahlten Tages, den er herbeiführte, an der Feier der großen Zeit, deren gewaltigster und im erhabenen Sinne einziger Repräsentant er ist, nahm der alte Staatsmann nicht Theil. Tags vorher konnte ein simpler Abgeordneter im Reichstage dem echauffirten Vertreter der Regierung Seiner Majestät und den siegesfroh brüllenden Massen der Mehrheit das Wort entgegenschleudern, der Einsiedler von Friedrichsruh sei für den Antrag Kanitz, für den grundstürzenden Vorschlag, den des Herrn Ministers Gnaden soeben gemeingefährlich gescholten hatte. Am Tage vor der Jubelfeier wetterte mit unerhörter Schärfe, den ministre étranger aux affaires noch übermarschallend, der Landwirthschaftsminister gegen den Plan, von dem Deutschlands Bauernschaft allein noch Hilfe vor völligem Ruin erhoffte. Der Antrag Kanitz mag so verfehlt und phantastisch wie nur immer möglich sein — er stellt sich als das einzige, ernsthaft gemeinte Mittel

Digitized by Google

zur Rettung unseres Getreidebaues dar, und die Herren, die ihn beschimpften und verlachten, hatten die heilige Pflicht, Besseres zu ersinnen und Heilsameres. Sie wissen genau, sie erkennen es freundlich an, daß unterm Drucke zermalmender Noth gerade der Theil des Volkes stöhnt, der Deutschlands Schlachten schlug und auch in Zukunft schlagen muß: des Herrn Ministers Excellenz ist der Jammer nicht fremd, der wie der schwarze Tod unsere Bauern frißt, denn des Herrn Ministers Excellenz wohnten selbst einer sturmvollen Versammlung der Landwirthe als huldvoller Förderer bei. Aber Alles, was man zur Rettung der Bedrängten austüftelte, beschränkte sich auf ein Margarinegesetz und ein Gesetz über die Errichtung von Kornspeichern. Der ekelsten und gesundheitsschädlichsten Betrügerei, soweit sie sich auf's Butterbrod erstreckt, soll gesteuert werden; der Börsenbetrug am Brode selbst bleibt frei. Den fünf Landwirthen von tausend, die ihre Ernte nicht auf dem Halm oder gleich nach dem Drusch an den Speculanten verkaufen müssen, werden Silos gezimmert ... Unter solchen Umständen wird es kaum Wunder nehmen, daß eine einsichtsvolle Regierung der Vergrößerung des Flachs- und Hanfbaues wenig sympathisch gegenübersteht. Es darf dem Bauer nicht allzu leicht gemacht werden, den Strick zu bekommen, an dem er sich über kurz oder lang doch aufhängen muß.

Aus unsern Budgetdebatten ist die Bildung geschwunden, mit der die geehrten Herren Abgeordneten in den Glanztagen des Parlamentarismus paradirten. Einige, zumeist falsche Citate noch, einige Excurse in die Geschichte der Antike — aber im Uebrigen belehrt selbst der verstimmte Bennigsen seine Collegen nicht mehr. Um so sicherere Wirkung erzielt, wer zu gelegener Stunde überraschendes Wissen prunkvoll entfaltet. Dank Gerhart Hauptmann spricht man heut in der Welt, die sich langweilt, hier und da was Weniges über den Florian Geyer, und Herr v. Hammerstein-Loxten beeilte sich, dem erschrockenen Reichstage mahnend die Worte zuzurufen, man möge doch gefälligst um Gottes Willen an den Bauernkrieg denken, wo es auch nicht mehr möglich gewesen sei, die gerufenen Geister zu bannen (vgl. auch Goethe, Zauberlehrling). „Lernen Sie aus der Geschichte!" schleuderte der Würdenträger der unruhvollen Opposition entgegen. Er hätte das ungemein fatale Thema besser nicht aufrühren sollen. Im Reichstag zwar, wo ein Köller von den Bänken des Bundesrathes aus ungestraft und unverlacht bodenlose Unwissenheit prahlerisch an den Tag legen durfte, im Reichstage war auch Herr v. Hammerstein vor sofortiger, öffentlicher Blamage geschützt. Trotzdem handelte er unklug, als er über Dinge sprach, von denen er offenbar keine Ahnung hat und die nicht einmal in sein Ressort gehören. Wollte man Jemand für den Ausbruch der Bauernkriege verantwortlich machen und die fürstlichen Regierungen dabei schonen, so müßte man gegen den Dr. Martinus Luther anreiten, dessen reformatorische Bestrebungen den äußeren Anlaß zu der Erhebung boten. Seine Kirchenverbesserung rief die Geister, die noch jetzt des Herrn v. Hammersteins Excellenz so über die Maßen entsetzen; seine flammenden Worte vom evangelischen Christenmenschen entzündeten den fränkischen Süden. Daß er nachher abwiegelte, und in ungemein scharfer Weise, hat er mit Herrn v. Hammerstein-Loxten gemein, der ja auch auf einer constituirenden Versammlung des Bundes der Landwirthe die Vertretung gemeinsamer Interessen pries und billigte, am 17. Januar l. J. aber die Consequenzen einer solchen Vertretung schaudernd ablehnte. Aber im Grunde trägt Luther so wenig Schuld an dem Ausbruche von 1525 wie Herr v. Hammerstein an der Einbringung des Antrages Kanitz und der gährenden Wuth, die seit 1893 Deutschlands ackerbautreibende Bevölkerung erregt. Wenn der Bauernkrieg irgend Etwas lehrt, und wenn er irgend welche Persönlichkeiten Etwas lehrt, so mögen unsere Regierungen die Ohren spitzen. Denn zu ihrer Information, scheint es, hat Mutter Klio ihn hervorgerufen.

Alle Lasten waren im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert auf die Schultern der Bauern gewälzt worden. Zwar schlug man mit ihren Leibern keine Gratis-Kriege, wie man heute zu thun pflegt, sondern dem frumben Landsknecht, der sich freiwillig an den Raufereien betheiligte, ward reicher Sold. Eine Wehrpflicht ohne Entschädigung gab es in jener rohen Zeit nicht, diese neue und drückende Bürde nahm auf sich erst der moderne Bauer, ohne den ja kein Heer mehr möglich wäre — der Städter ist dienstuntauglich bis auf die Knochen. Die Lage der fränkischen Landleute von 1525 ähnelte der ihrer im Bunde der Landwirthe vereinigten, neuzeitlichen Brüder in der That nur insofern, als man heute von einer Aehnlichkeit zwischen der Lebensführung württembergischer und ostelbischer Dörpler reden darf. Die Regierung verlangte hohe Gült von ihnen, die Geistlichkeit zehrte von ihnen, die Ritter nahmen ihnen ihre Gemeindewiesen, die Fugger und Welser betrogen sie mit redlicher Inbrunst. Zu schwach, dem Unwesen zu steuern, das sie wohl erkannten, ließen die Fürsten Jahr um Jahr ungenutzt verstreichen; alles Raubgesindel im Lande heftete sich an Karsthans, zwackte ihn weidlich und saugte ihn aus. Plötzlich setzte ein heller Kopf die zwölf Artikel auf, ein wirthschaftlich-politisch-religiöses Programm von einer Dreistigkeit und Begehrlichkeit, — ich brauche die Worte mit vollem Vorbedacht — die heute einen Orkan der Entrüstung bei allen Freisinnigen, gouvernementalen und Centrums-Leuten wecken würden. Fern sei es, den Antrag Kanitz überhaupt in einem Athem mit jenen revolutionären, unverschämten Forderungen zu nennen, aber das muß gesagt werden: im Laufe von 370 Jahren haben sich die deutschen Bauern unglaublich zu bescheiden gelernt. Heute bitten sie eine hohe Regierung nur noch flehentlich um eins: sie nicht geradezu verhungern zu lassen, ihnen den Hof ihrer Väter wenigstens noch so lange zu erhalten, wie es die Bankfirma in der Stadt gütigst erlaubt, ihnen für die Frucht unermüdlichen, sauren Schweißes, für ihr Brodkorn, einen Preis zu bewilligen, bei dem sie nicht noch daraufzulegen brauchen. Lest dagegen die Artikel der Bundschuhmänner! Diese insipiden Gesellen begehrten eine freie Jagd, freien Fischfang, unbedingte Gewissensfreiheit und Freiheit, sich ihren Pfaffen nach eigenem Gutdünken zu wählen! Die Ritter dagegen, die heute an der Spitze des Landvolkes reiten, und ihre Gefolgschaft ünd's reichlich zufrieden, wenn man ihnen „einen Kornpreis gewährleistet, der die Productions- und die Existenzkosten des Producenten deckt." —

* * *

„Herrlich auferstanden
Bist du, deutsches Reich!"

singt Herr Julius Wolff, der, erinnere ich mich recht, auch ein Sänglein aus den Bauernkriegen geschrieben hat, ein so tapferes sogar, daß die Schreibsclaven des regierenden Herrn v. Stumm ihr Anathem dagegen schleuderten. Und Herr Julius Wolff hat so Unrecht nicht; erreicht ward, was die Franken 1525 begehrten: ein einiges, starkes Kaiserthum, dem die kleinen Fürsten nicht mehr auf der Nase herumhüpfen dürfen. Schon an der quellenden Fülle von Majestätsbeleidigungen verspüren wir das Vorhandensein der heißersehnten Kaiserpracht. Und auch ein — sozusagen — einiges Recht haben wir uns daneben erstritten. Im Freudenrausch der Jubeltage nimmt man's nicht so schwer, daß Maulwürfe sich herzlich mühen, dies einige Recht (wozu auch das Reichstags-Wahlrecht gehört) wieder zu zerstören und dem guten Deutschen zu stehlen, was er bei Weißenburg und Gravelotte mit seinem Blut erkaufte und was ein anständiger, ehrenfester Monarch, Wilhelm Weißbart, ohne zu markten gab. Wortbrüchiger Fürsten hat es in diesem Jahrhundert all genug gegeben und gaunerischer Diplomaten noch mehr; schon des monarchischen Princips halber sollte man streng darauf achten, daß das reine Andenken Wilhelm's I. und Otto Bismarck's nicht durch die Selbstsucht und die Gespensterfurcht etlicher übersetter Millionäre geschändet wird.

Die Zeit des neuen Bauernkrieges sieht Ideale erfüllt, wofür die Ahnen bei Leipheim, Königshofen und Frankenhausen bluteten, aber sie sieht auch das sociale Elend vertieft. Und sie sieht die alte Verständnißlosigkeit der Gegner des Landvolkes, den alten Uebermuth, die alte Unbarmherzigkeit. Sie sieht es, und dem, der ihre Zeichen zu deuten sucht, wird der Wink bemerkbar, den sie den Jäcklein Rohrbach und Nonnenmacher unserer Tage giebt, den rothen Gesellen von Weinsberg auf der äußersten Linken des Hauses. Caliban.

Aus Gurlitt's Kunstsalon.

Vielerlei und doch viel! — ein Urtheil, das man selten fällen kann. Es gilt aber in seinem vollen Umfang von der gewählten Ausstellung, die eben jetzt den „Salon Gurlitt" ziert.

Auf's Neue ein Beweis, wie gut sich das Verschiedenartigste verträgt, wofern es nur von gleichem echten Künstlergeist beseelt ist.

Bei „Gurlitt" aber geht man mit Vergnügen von Böcklin zu Israels, von Kuehl zu Liljefors, von Hamilton und Paterson zu Ury, von Leibl zu Curt Herrmann! Man lernt auch Neue kennen, wie den Liverpooler Fowler, den Münchener Cairati und den allerdings nicht unbedenklichen Berliner Munch-Imitator Hermann Rosenberg. In der Plastik erfreuen die linienschönen, lebendigen, so eigenartig beseelten Figuren des Pariser(?) Franz Flaum.

Bei Einigen will ich Halt machen, und heute gerade bei solchen, über deren Art ich mich schon wiederholt geäußert habe. Neue Anschauung schenkt neue Einblicke. Ich wähle mir die beiden „Naturalisten" Leibl und Liljefors und die beiden „Coloristen" Ury und Curt Herrmann.

Was die beiden Naturalisten verbindet, das ist die Größe der Naturanschauung. Sie sind also genau das Gegentheil von dem, was man gewöhnlich unter Naturalisten versteht: ängstliche Abschreiber der Natur. Weder zählt Leibl die Barthstoppeln im Gesicht eines alten Holzknechtes, noch Liljefors die Federn auf dem Leib eines Auerhahnes. Beide wissen, daß das Geheimniß der Gestaltung, wie das Geheimniß des Stils, im richtigen Verschweigen besteht.

Bei Liljefors erfreut vor Allem der Geruch von Waldheimath, der aus seinen Bildern schlägt. Wer den Wald liebt, der liebt vor allem die Verstecke des Waldes. Er schweift ab von den breitgetretenen Wegen, auf denen die Touristen sich ergötzen und die Geschäftsleute einherkeuchen. Da redet die Natur gleichsam eine conventionelle Sprache, ist gleichsam ad usum Philistri zurechtgestutzt. Man muß eindringen in's Unwegsame, um ihr geheimes Liebesflüstern zu erlauschen. Man darf von allem Menschlichen nur den Schlag des eigenen Herzens vernehmen, um die Fülle wundersamsten Lebens in keuschem Reiz sich umblühen zu sehen. Liljefors kennt die Wege in's Unentweihte, Unergründliche. Vor ihm fliehen die Thiere nicht, sie nehmen ihn gar nicht wahr. Und mag er auch zunächst als Jäger sie beschleichen, ich glaube, er hat manches liebe Mal die Büchse andachtsvoll bei Seite gestellt und das heilige Leben getrunken, das sich ihm darbot. Das sind die Momente,

Digitized by Google

in denen der Künstler in ihm lebendig wurde, Augenblicke des traumhaften Schauens, der betrachtenden Versenkung. Der Jäger war gleichsam todt in ihm, die Vorstellung, daß man Thiere morden könne, ausgestorben. Ein ewiges Leben enthüllte sich seinen Blicken, und dieses ewige Leben sucht er auf die Leinwand zu bannen.

Dies scheint mir das besondere Ethos der Liljefors'schen Thierbilder zu sein, eine naive Ehrfurcht, und darum ist er mir als Künstler so lieb.

Leibl ist von härterem Stoff, minder weich, minder lyrisch. Er ist Städter von Geburt, und noch dazu Rheinländer, also einem üppig entwickelten Culturboden entsprossen. Das giebt eine gewisse Resolutheit im Anpacken, eine praktische Nüchternheit im Begreifen. Diese Tugenden bleiben auch dann, wenn, längst von Heimath und Stadt entfernt, der Künstler im Hochgebirge unter nichts als Bauern lebt und nichts als Bauern malt und wieder malt. Wenn Liljefors wie ein Autodidakt erscheint, so grüßen uns bei Leibl die reifen Früchte einer mehr als dreihundertjährigen Kunstentwickelung. Steht man vor dem Kopf eines seiner Bauernjungen und Bauerndirndeln, so meint man zu begreifen, wie in den letzten Jahrhunderten kein Pinselzug von Meisterhand geschah, den Leibl nicht mit denkendem Auge nachgeprüft hätte. „Geheimnisse der Technik" giebt es für ihn nicht mehr. Er kennt sie alle, er hat sie in stiller Arbeit noch vermehrt. „Maler" müssen vor seinen Bildern ganz rasend werden. Solch ein tief fundirtes, um keine Ausdrucksnüance verlegenes Können spricht daraus. Diese Sicherheit des Vortrags, diese Gewalt der Anschauung, diese Zucht der Gedanken erscheinen bei jedem neuen Male nur noch erstaunlicher. Und dann die herrliche Gewißheit, daß ein Mensch, der so malt, vom „Publicum" nichts will, daß er nur sich selber zu befriedigen trachtet, daß er nur für sein völlig Gelungenes Gnade kennt. Man faselt immer noch so lächerlich viel vom „Moralischen" in der Kunst. Hier steckt die höchste Moral, die einzige Moral, meine besorgten Herren Hausväter und Polizei-Anwärter, in dieser besinnungslos-besonnenen Hingabe an das Werk, in dieser Treue wider den strengen Genius der Kunst.

Von Ury einmal wieder etwas Größeres zu sehen, ist nach langer Abstinenz eine Freude. Diesem Maler macht man's noch immer unsäglich schwer, sein bischen Leben zu fristen und den Dienst seiner Kunst interessenlos zu verwalten. Das Merkwürdige ist, daß die Subjectivität dieses Malers dadurch nicht gebrochen, daß sie nur noch verschärft und bis zu einem gewissen Grade überreizt wird. Jedes seiner Bilder ist gleichsam ein Verzweiflungskampf des Künstlers um die Rechte seiner Individualität. Selten spricht sich ein resignirtes Behagen, nie ein sicheres Ruhegefühl darin aus. Immer arbeitet etwas darin und sprüht und hebt an zu lodern. Flammen, dem Erlöschen nahe, speien mit gierigen Zungen gen Himmel. Aus solchem Temperament, aus solchem Lebensschicksal hat sich Ury's Farbenanschauung herausgebildet. Daß nichts Sanftes, nichts Versöhnliches darin ist, darf Niemanden Wunder nehmen. Hart und rücksichtslos, wie von Feindseligkeit gegeneinander erfüllt, treten die Farben nebeneinander hin, jede gleichsam auf den höchsten Grad gespannt, bereit, im nächsten Augenblick zu explodiren. Feuer aus den Adern der Natur scheint sich in alle Gegenstände zu ergießen, dahinter zu zittern in unruhigem Wollustkrampf. Die ganze Landschaft ist von Farben wie verschlungen, sie lauern in den Schatten, gieren in der Sonne. Und wenn dann der Abend kommt und die Lichter löscht, dann phosphoresciren und irrlichteliren sie wie verwunschene Geister umher und schmiegen sich unwillig unter das Dunstgespinnst der Dämmerung.

Diese Symbolik der Farben wird dadurch bedeutsam, daß sie sicher nicht „gewollt" ist. Sie ist mit Nothwendigkeit geboren aus dem Zwang einer Individualität. Sie enthüllt daher nicht bloß eine eigenartige Naturanschauung, sie erzählt ein Stück Lebensschicksal von typisch-ernster Bedeutung. Aber wer hat die Sinne, da zu lauschen?!

Ein völlig entgegengesetztes Naturell spricht uns aus den Farben Curt Herrmann's an. Er nennt sein Bild bei Gurlitt „Harmonie", ein Wort, das es in Ury's Wörterbuch gewissermaßen nicht giebt. Wenn Ury geflissentlich die Härten der Farben nebeneinander setzt, so zeigt sich Curt Herrmann bestrebt, alle Härten zu lösen. Jener ist als Colorist ein Fanatiker, dieser ein Wollüstling. Erst kürzlich habe ich auf den wesentlich experimentellen Charakter der Herrmann'schen Kunst hingewiesen. In seinem neuesten Bilde sehen wir etwas wie das Resultat jener Experimente. Hier sind alle denkbaren Farben, jede in ihrer Leuchtkraft und Fülle, zusammengebracht und zu einander in „Harmonie" gesetzt. Dieses unglaublich schwierige Problem, zu dem nur ein raffinirtes und fast übersättigtes Auge sich angeregt fühlen konnte, ist hier mit schönem Gelingen gelöst. Es ist das Licht in seinem stillen Gang und in seinem milden Gegensatz zur umfluthenden, noch halb durchsonnten Dämmerung, das dieses Wunder bewirkt. Durch wohlerwogene Abstufung der Licht- und Schattenintensität, durch bedachtes Ein- und Hinausrücken der Farben, durch leise Wechsel von Ruhe und Bewegung wird hier eine Fülle von Uebergängen geschaffen, die auch das Gegensätzlichste miteinander versöhnen. Mittelpunkt für das Auge ist ein Frauenhandgelenk. Das ruht weich in rother Tuchmasse, auf blauer Tischdecke, während oben die bewegten Finger der anderen Hand einen Zipfel des Tuches raffen. Eine junge Frau steht am Fenster, dessen Läden geschlossen sind und nur durch einen Spalt das Licht hereinlassen. Ihr Antlitz ist mit einem Ausdruck müden Sinnens zurückgebogen, die Linien verschwimmen beinahe im Duft des Sonnendämmers.

Das Stoffliche hat also, wie stets bei Herrmann, nichts Belangvolles. Es ordnet sich völlig den reinästhetischen Rücksichten unter. Es klingt nur harmonisch mit in der Gesammtstimmung dieses von stillem Rausch und leisem Entzücken durchbebten Bildes. Ein einsamer Mann und einsamer Sucher hat darin nach der Sehnsucht seines Kunsttriebes gehandelt. Wir schütteln vielleicht mit halbem Lächeln den Kopf, aber unsere Achtung und Anerkennung vermögen wir nicht zurück zu halten.

Franz Servaes.

Notizen.

Künstlerfahrten. Humoreske von Albert Roderich. Mit Illustrationen von C. Sellmer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der auch unseren Lesern bekannte Splitter-Dichter der Fliegenden Blätter hat hier ein sehr lustiges Buch geschrieben, das mit seinem echten Humor jeden Leser erheitern muß. Es ist die launige Schilderung von Abenteuern, welche zwei Freunde, ein Maler und ein Dichter, gemeinsam ausführen, und was der eine an Caricaturen leistet, dazu schreibt der Humorist den gleich witzigen Text. Nicht nur dem Philisterium, auch gelegentlich sich selbst, spielen sie manchen Schabernack, bis sie endlich die Rache, nämlich die Beugung unter das süße Joch der Ehe, ereilt. Wir kennen Roderich schon seit seinen Anfängen, die wir wohl zuerst durch Veröffentlichung seiner Arbeiten unterstützt haben, und freuen uns bei jedem Buche, wie sein Humor immer echter geworden ist und sich von den ironischen Sprüngen der französirenden Satire, die er früher gerne pflegte, befreit hat.

Ein Unberühmter und andere Geschichten. Von Max Kretzer. (Dresden, Pierson.) Erzählungen von verschiedenem Werth, aber alle des trefflichen Berliner Sittenschilderers nicht unwürdig. Es sind Alltagsgeschichten von meist tragischer Färbung: ein großer Künstler, der um das liebe Brod Handlangerarbeit verrichtet, ein begabter Lithograph, der verkommt, oder das jammervolle Ende eines ruinirten Adligen. Um so wirksamer heben sich von diesen ernsten Bildern die heiteren Skizzen ab, wie die von dem braven Vorstadtjungen und Waisenknaben, der sich tapfer durchschlägt, und das liebliche Geplauder des mit seinen Enkeln spielenden Großvaters. Kretzer's Vorzüge finden sich alle auch in diesen leichten journalistischen Arbeiten, seine Kunst knapper Charakteristik und die Frische seines Vortrages.

Berichtigung.

In Nr. 9 der „Gegenwart" vom vorigen Jahre befindet sich ein mit „Verleger und Schriftsteller" überschriebener und von mir verfaßter Artikel, in dem, anknüpfend an ein in der 2. Auflage des Dnimchen'schen Romans „Kopf und Herz" veröffentlichtes Vorwort die Geschäftsgebahrung des Herrn Verlagsbuchhändler E. Pierson in Dresden einer abfälligen Kritik unterzogen worden ist. Nachdem nun in einer, gegen dieses Vorwort hier angängigen Privatklagesache zwei Instanzen zu Gunsten des Herrn Pierson entschieden haben, bin ich nicht weiter gewillt, die in dem erwähnten Aufsatz an jenes Vorwort geknüpften Schlußfolgerungen gegen Herrn Pierson weiter aufrecht zu erhalten.

Dr. A. Stoessel (Dresden).

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Der Alchymist

Zweiter Theil der Dichtung „Laskaris"
von
Arthur Pfungst.
Zweite durchgesehene Auflage
broschiert M. 2.—; eleg. geb. M. 3.—.

In dem gleichen Verlage erschien früher:

Laskari's Jugend

Erster Theil der Dichtung „Laskaris"
von
Arthur Pfungst.
Zweite durchgesehene Auflage
broschiert M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Obiges Werk, welches von der maßgebenden Presse als eine der hervorragendsten Dichtungen des letzten Jahrzehnts bezeichnet worden ist, ist für Geschenke sehr geeignet.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung.) — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und Karolinen.
Ein Spaziergang durch die Eifelberge
von
Hermann Aubel.
Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana"** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß", in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina"**, nicht fehlt.

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 83.
Staats- und Socialwissenschaft.
Etwa 1800 Nummern.
Oscar Schack in **Leipzig,** Königsstr. 15.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind soeben erschienen von

Kuno Fischer:
Goethe's Sonettenkranz.
(Goethe-Schriften 4.)
8°. Brosch. Mk. 2.

Die langerwartete Fortsetzung der Goethe-Schriften.

Kritische Streifzüge wider die Unkritik.
(Kleine Schriften 4.)
8°. Brosch. Mk. 3.20.

Wir machen besonders aufmerksam auf die sehr lehrreichen polemischen Erörterungen, den Tasso betr., mit Bezug auf des Verfassers Buch: **Goethe's Tasso.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

INDIANA UNIVERSITY

№ 5. Berlin, den 1. Februar 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das bürgerliche Gesetzbuch vor dem Parlamente. Von Sisyphus. — Deutschland, Transvaal und die Niederlande. Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein. — Der letzte Vicekönig von Böhmen. Von Austriacus. — **Literatur und Kunst.** Peter Nansen. Von Arthur Eloesser. — Faust in München. Von Ludwig Fränkel. — **Feuilleton.** Die Teufelsgläser. Von A. Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Morituri, Caesar, te salutant! Von Caliban. — Japanische Kunst. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Das bürgerliche Gesetzbuch vor dem Parlamente.

Als die erste Lesung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches der Oeffentlichkeit übergeben war, da brach sie zusammen unter der Wucht der Keulenschläge, die auf ihr Haupt niederhagelten. — Das war für die Regierung eine vortreffliche Lehre: In geheimnißvoller Stille wurde eine Commission zweiter Lesung zusammengerufen, in geheimnißvoller Stille schritten die Berathungen zweiter Lesung vor. In einzelnen Fachblättern konnte man von den der Commission beigegebenen Assessoren verfaßte Berichte über das große Reinigungswerk lesen. Die weitere Oeffentlichkeit bekam nichts davon zu hören. Wie man sieht, hat das Mittel vortrefflich gewirkt. Die düstere Grabesstille hat der Kritik die Waffen aus der Hand genommen. Ueber dem eisigen Schweigen der Regierung hat sich der Beruhigungsbacillus in die Nerven des Publicums eingeschlichen; und als am 18. Januar Paukenschläge und Drommetenstöße zur Jubelfeier des deutschen Reiches weckten, da war das Wunder geschehen: voll Stolz konnte man lesen, daß am Tage vorher sich im deutschen Reichstage eine erhebende Scene abgespielt hatte, durch die das deutsche Volk über Nacht zu einem einheitlichen Gesetzbuch gekommen war.

Jetzt ist die Zeit der Ruhe vorbei. Was nutzt es auch noch, grollend die Achillesmiene aufzusetzen und unthätig abseits zu stehen! Das bürgerliche Gesetzbuch wird kommen, und wäre gekommen, wenn es auch noch zehn Mal schlechter gewesen wäre als der jetzige Entwurf. Die beklagenswerthe Zerrissenheit des deutschen Reiches macht ein einheitliches Recht zur Nothwendigkeit. Wen sollte das Wort von der Krönung der deutschen Einheit durch ein deutsches einheitliches Recht nicht bezaubern? Und wenn auch die Krönung sehr verblaßt ausgefallen, das deutsche Reich gar kein deutsches, und das neue Gesetzbuch gar kein einheitliches ist, wen kümmert es noch? Mögen doch alle die schwierigen Fragen, welche den Keim der brennenden Agrarfrage bilden, die Reallasten, die Verschuldungsgrenze, der Rentenkauf, das Anerbenrecht und das Heimstättenrecht, mag doch das Wasserrecht, das Deichrecht, das Jagdrecht und Fischereirecht, mag doch das Gesinderecht, das Recht der Familien-Fideicommisse und das Nachbarrecht weiter wie bisher hundertfältiger Zersplitterung anheim fallen. Wozu den Entwurf mit schwierigen „wirthschaftlichen Fragen" belasten? wie die Motive erster Lesung so klar und offen ausgesprochen haben. Haben doch sogar Blätter, die früher nicht genug gegen den „antisocialen" und „antideutschen" Geist des Entwurfs eifern konnten, den richtigen Weg zur Einlenkung gefunden und scheuen sich nicht, die officiösen Waschzettel nachzudrucken, in denen auf die großen socialen Fortschritte der zweiten Lesung geflissentlich mit Nachdruck hingewiesen wird.

Heute ist es zeitgemäß, für den großen Gedanken des Bürgerlichen Gesetzbuches zu schwärmen, heute ist die öffentliche Meinung in „Stimmung". Und es fragt sich nur: wie lange wird die Stimmung anhalten? Schon heute erbittern sich die Führer der Fractionen über die geschäftliche Behandlung des Entwurfs im Parlament. Ein bitterer Culturkampftropfen, der vom Centrum in den Becher der Begeisterung hineingeworfen wird, kann hinreichen, um auf der heute noch stillschimmernden Oberfläche gefährliche Wogen hervorzurufen. Dann wird es wieder Zeit sein für die Rufer im Streite, die durch unangebrachte Beruhigungsmittel eingeschläferten breiten Schichten des Volkes wachzurufen, ihnen die ganze Bedeutung einer Neucodification des bürgerlichen Rechts unserer Zeit vor Augen zu führen und ihnen zu zeigen, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt gekommen ist, wo es für den Gesetzgeber heißt, aus der Kraft und Fülle unseres Zeitbewußtseins das Lebens- und Entwickelungsfähige herauszusuchen, und durch eine den Forderungen der Gegenwart, den Ansprüchen des fortschreitenden und reifenden Zeitgeistes entsprechende Ordnung der verschiedenen Classen und Stände den Boden zu bereiten, auf dem sich die Frucht der Zukunft kräftig und ungestört entwickeln kann.

Doch wie steht heute das Schicksal des Entwurfs? Wird das Gesetzbuch die ihm von den Parteivertretern drohenden Schwierigkeiten mit derselben Leichtigkeit überwinden, mit der es die Berathungen des Bundesraths durcheilt hat? Oder was werden die Parteien vorzubringen haben?

Die Sprache und Fassung des Entwurfs, das Doctrinäre, abstracte und schleppende Juristendeutsch, das sich trotz der Angriffe erster Lesung auch in die zweite Lesung hinübergerettet hat und selbst dem gelehrten Juristen oft schwierige Räthsel aufgiebt, wird wohl kaum zu ernstlichen Verbesserungsversuchen Anlaß geben. Denn wer es besser machen will, der muß es besser verstehen. Wer aber die Reden unserer Volksboten in stenographischer Urform zu lesen sich hin und wieder die Mühe nimmt, der wird immer noch mit stiller Freude an die Sprache des Entwurfs als das Bessere zurückdenken.

Daß der Entwurf das Gewohnheitsrecht vollständig

Digitized by Google

preisgegeben, ihm jede Wirksamkeit abgesprochen und damit die erste und oberste Voraussetzung aufgehoben hat, um in inniger Harmonie mit Volksbewußtsein und Volksgeist, in stetiger Fühlung mit der fortschreitenden Gesellschafts- und Rechtsentwickelung ein alle Zeit lebendiges und wahrhaftes Volksrecht zu schaffen, darüber wird sich vielleicht nur der eine oder der andere verirrte Wanderer aufregen. Auch ethische Anwandlungen sind nicht zeitgemäß, und wer sich heute nicht vor der ehernen Souverainetät der geschriebenen Gesetzgebung beugt und den Gedanken des gemeinen Rechts vertreten wollte, daß das, was im lebendigen Werden und Wirken in den Schooß des Volkes eingezogen ist, als „Gewohnheitsrecht" denselben oder einen noch viel höheren Anspruch bei der Gesetzgebung machen kann, wie das geschriebene Gesetz: der wird vielleicht als eitler Träumer verschrieen werden.

Mit desto brutalerer Kraft wird auf dem Gebiete des Obligationenrechts das Recht um Mein und Dein gegenseitigen Boden zu erobern suchen. Hier wird der Haupttummelplatz für billige Parteikämpfe liegen; denn wie in keinem anderen Theile des bürgerlichen Rechts tritt hier der unvermeidliche Zusammenstoß der wirthschaftlichen Interessen zwischen den Besitzenden und Besitzlosen in hervorragende Erscheinung.

Das Princip, welches der Entwurf seinem gesammten Obligationenrecht zu Grunde legt, ist das der unbeschränkten Vertragsfreiheit. Mag auch der Entwurf zweiter Lesung mit mannigfachen freudig zu begrüßenden Neuerungen die socialfeindlichen Spitzen dieses Princips vorsichtig zu umkleiden versucht haben: immerhin bietet der Gedanke der unbegrenzten Vertragsfreiheit, an dem auch die zweite Lesung principiell festgehalten hat, in seinen Consequenzen der Ausbeutung des wirthschaftlich Schwachen die Hand. Ein Gesetzgeber, der sich seiner socialen Aufgabe wohl bewußt war, hätte es für seine Pflicht erachten müssen, ebenso, wie dies im Sachen- und Familienrecht geschehen ist, einen typischen Inhalt festzusetzen zur Festlegung der Grenzen, innerhalb deren sich die freie Willkür der Parteien bewegen darf. Diese Bestimmung ist namentlich bei jenen Vertragsverhältnissen unerläßlich, welche, wie der Lohnvertrag, regelmäßig zwischen wirthschaftlich sehr starken und sehr schwachen Personen abgeschlossen werden. Sehen wir auf das Vorbild, das die Gewerbe- und Fabrikgesetzgebung der europäischen Cultur-Staaten längst nach dieser Richtung hin zu geben sich bemüht, so ist es wahrlich hoch an der Zeit, daß auch das Privatrecht seinen trägen Conservativismus überwinde und dem von dem öffentlichen Recht gegebenen Beispiele folge. Während das moderne Rechtsbewußtsein die Freiheit der Berufswahl und der wirthschaftlichen Bethätigung der angeborenen und erworbenen Fähigkeiten in gewissen Schranken als ein sittliches und darum unveräußerliches Gut des Individuums ansieht, und deßhalb das Recht dieser Freiheit der rechtsgeschäftlichen Verfügung und Veräußerung entzieht, weiß der Entwurf von diesem Schutze der Persönlichkeit gegen die eigene Vertragsfreiheit, gegen die Entäußerung seines sittlichen Selbst nichts und begnügt sich unter fast wörtlicher Uebersetzung der bezüglichen römischen Pandektenstellen mit der Nichtigkeitserklärung derjenigen Verträge, welche gegen die „gute Sitte" oder „die öffentliche Ordnung" verstoßen.

Unter dem Banne solcher Anschauungen mußte insbesondere der Dienstvertrag leiden. Dieser Vertrag, durch welchen man seine Arbeitskraft und damit gewissermaßen seine Persönlichkeit in den Dienst eines Andern stellt, wird im Entwurf auf derselben Grundlage behandelt wie der Kaufvertrag, durch welchen man ein Paar Schuhe gegen Entgelt erwirbt. Abgesehen von einigen Vorschriften, welche insbesondere den Dienstverpflichteten im Falle lebenslänglicher oder übermäßig langer Bindung ein Kündigungsrecht gewähren, kennt der Entwurf kaum eine einzige Vorschrift, welche der Vertragsfreiheit würdige Schranken zieht, oder dem Dienstherrn gebietet, bei der Verfügung über die in seinen Dienst gestellten Arbeitskräfte die persönlichen Güter des Vermietheten: Gesundheit, Arbeitskraft, Ehre, Sittlichkeit zu berücksichtigen. Gänzlich von der Regelung ausgeschlossen ist das Gesinderecht. Es soll bei den geltenden Gesindeordnungen bleiben, in denen der Dienstherrschaft vielfach noch ein „gelindes Züchtigungsrecht" zugesprochen ist, in denen jegliche gesetzliche Bestimmung fehlt, welche einer Schädigung der Gesundheit durch Ueberbürdung mit Arbeiten, durch Zuweisung ungesunder Schlaf- und Arbeitsstellen vorbeugen könnte.

Hier fallen den demokratischen Parteien die Früchte in den Schooß. Volksparteiler wie Socialdemokraten werden um die Wette sie zu erhaschen suchen, und auch das Centrum wird sich an Arbeiterfreundlichkeit nicht unterbieten lassen.

Aber die Centrumspartei weist bekanntlich ein Doppelantlitz auf. Auf der einen Seite drückt sie mit der Maske des Biedermannes unter großen socialen Versprechungen die schwielige Faust der Enterbten, auf der anderen sucht sie mit der Maske des Dunkelmannes ängstlich die Lichtstrahlen einer freien Geistes- und Wirthschaftszukunft abzuwehren. Während sie dem zweiten Buch des bürgerlichen Gesetzbuches, dem Vertragsrecht, das lichtfreundliche Auge zukehren wird, wird sie das dritte Buch, das Familienrecht, mit dem lichtfeindlichen Auge betrachten. Denn der Entwurf hat sich angemaßt, die kraft Reichsgesetz geltende obligatorische Civilehe zu bestätigen. Er hat sich angemaßt, nachdem er in der ersten Lesung eine Trennung der Ehe „auf Probe" von Tisch und Bett zugelassen hatte, in der zweiten Lesung die Trennung des Bandes der Ehe als ausnahmslose Art der Scheidung zur Durchführung zu bringen. Beides, die Civilehe wie die Ehescheidung, bricht die Macht der Kirche, mißachtet die Sacramentsnatur der Ehe. Und wenn auch die katholische Partei den Vorstoß gegen die Civilehe mehr als eine vorbereitende Plänkelei ansehen wird, so wird sie doch mit desto größerem Ernst und Nachdruck den Kampf gegen die Ehescheidung zu führen wissen. Sie wird auf der einen Seite die Gründe der Trennung der Ehe bis auf ein Minimum einschränken, auf der anderen Seite neben und statt der Trennung die facultative Zulassung der Scheidung von Tisch und Bett durchzuführen suchen, um dem katholischen Ehegatten überhaupt eine thatsächliche Lösung der Ehe in kirchlich concessionirter Form zu ermöglichen. Aber gerade hier heißt es für die Regierung wie für die übrigen bürgerlichen Parteien, fest und klar zusammenstehen. Die Ehe ist das Fundament des Wachsthums und Gedeihens der Nation. Die Grundlagen der Ehe erschüttern, das heißt die heiligsten Güter der Zukunft preisgeben.

Schon in der jetzigen Fassung hat der Entwurf die Ehescheidung in bedenklichster Weise eingeengt. In erster Lesung war das „große" Princip der Verschuldung mit seinen ungeheuerlichen Consequenzen, nach denen selbst die unheilbare Geisteskrankheit keinen Scheidungsgrund bildete, wenn sie nicht verschuldet war, an die Spitze gestellt. Auch in zweiter Lesung haben die Redactoren Alles darangesetzt, das „Princip" aufrecht zu erhalten und alle socialpolitischen Bedenken, die Gefahren für den Hausstand, für Nahrungsverhältnisse, für den Nachwuchs und für die Sittlichkeit in den Hintergrund zu drängen. Auch heute hat, wenn auch zu Gunsten der Geisteskrankheit eine verclausulirte Ausnahme gemacht ist, der Ehegatte, dessen Ehe im Innersten von Zwietracht durchsät und zerrüttet ist, so lange einem der Ehegatten kein schweres Verschulden nachweisbar ist, kein Mittel zur Lösung der drückenden Kette. Auch heute sind unheilbare körperliche Gebrechen, mögen sie auch ein thatsächliches Zusammenleben vollkommen unmöglich machen, nicht als Scheidungsgrund anerkannt.

Während hier die innersten Lebensprobleme der Nation in Frage stehen, wird sich der Freisinn, der sich in seinem ohnehin desolaten Zustande vor jeder neuen Aufregung ängst-

Digitized by Google

lich in Acht zu nehmen hat, ein stilleres Plätzchen für seine schwache Lungenkraft aussuchen. Ihm wird das Vereinsrecht des Entwurfes ein willkommener Anlaß sein, um wenigstens ein kleines Lebenszeichen nach Außen von sich zu geben. Der Entwurf hat bekanntlich das System der freien Vereinsbildung aufgenommen. Er giebt allen Vereinen, welche nicht auf einen wirthschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet sind, also allen gemeinnützigen, geselligen und wohlthätigen Vereinen von Rechtswegen durch Eintragung in's Vereinsregister die langersehnte und kaum entbehrliche Rechtsfähigkeit. Eine Ausnahme besteht nur für die politischen, socialpolitischen und religiösen Vereine. Gegen die Eintragung dieser Vereine in's Vereinsregister kann die Behörde Einspruch erheben; gegen den Einspruch ist zwar Beschwerde im Verwaltungsstreitverfahren zulässig, aber die Beschwerdeinstanz hat nur zu prüfen, ob ein Verein mit der bezeichneten Richtung vorliegt, und muß in diesem Falle den Einspruch bestätigen.

Der kranke Freisinn ist es seinen Wählern schuldig, zu fordern, daß das Ausnahmerecht für die genannten Vereine beseitigt werde. Aber der kranke Freisinn kennt seine Schwäche, er nimmt dankbar, was ihm gegeben wird und, um das große, sociale Werk der Codification nicht zu gefährden, wird er sich gern zufrieden geben, wenn nur das Verwaltungsstreitverfahren mit höheren Garantieen umgeben wird.

Auch für die agrarische Partei liegt genügender Angriffsstoff vor. Der Entwurf hat der Agrarfrage jede Berechtigung zu einer reichsgesetzlichen Lösung versagt. Er hat den Versuchen auf eine allmälige Entlastung des bedrohten Kleinbauern, den Bestrebungen auf Wiedereinsetzung des Rentenkaufs ebenso eine Nichtachtung entgegengesetzt, wie in dem Abschnitt über Reallasten weder über die Ablösung bestehender, noch über die Zulassung neuer Reallasten irgend eine einheitliche Festsetzung getroffen ist. Nicht einmal das Verbot der Belastung mit unkündbaren Capitalien hat er aufgenommen. Den bedrohlichen Ausschreitungen der Güterschlächterei hat er nicht den geringsten Damm entgegengesetzt, an den Gedanken einer Verschuldungsgrenze sich nicht herangewagt. Die agrarische Partei wird sich das reiche Agitationsmaterial, das sich ihr hier bietet, kaum aus den Händen nehmen lassen.

So sehen wir, wie dem Schiff des bürgerlichen Gesetzbuchs noch weit ab vom rettenden Hafen der Stürme und Klippen viele dräuen. Nur auf dem glatten Fahrwasser nationaler Begeisterung wird der Kiel über die gefährlichen Untiefen hinweg den sicheren Port erreichen. — Hierzu ist aber auf der Bundesrathsestrade ein ganzer Mann erforderlich. — —

Und wenn es an diesem Manne fehlt? Wenn die Begeisterung nicht die erwartete Höhe nimmt? — — Dann, Ihr Herren am Regierungstisch, zittert um die kommenden Orden! Sisyphus.

Deutschland, Transvaal und die Niederlande.

Von Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

In ganz unerwarteter Weise wurde durch die jüngsten Ereignisse in Transvaal die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Interessen Deutschlands in jenem Theile Südafrikas gelenkt. Es kann, obgleich England an dem im Vertrage von 1884 stipulirten Theil seiner Souzeränetät über Transvaal festzuhalten scheint, keinem Zweifel unterliegen, daß Deutschland auf Grund des mit der Regierung Transvaals abgeschlossenen Handels- und Freundschafts-Vertrages von 1895, in welchem die Unabhängigkeit Transvaals ausdrücklich ausgesprochen ist, nicht nur ein moralisches, sondern auch ein formelles Anrecht darauf besitzt, sowohl den Schutz seiner in Transvaal lebenden Staatsangehörigen bei einem völlig ungesetzlichen Anfall eines friedliebenden Staates Seitens der Clienten einer benachbarten fremden Handelsgesellschaft auf die Republik auszuüben, wie seine in Südafrika engagirten materiellen Interessen, sowie die Entwickelung seines süd- und ostafrikanischen Colonialbesitzes gegen die Folgen sicher zu stellen, die aus einer Vergewaltigung eines durch Vertrag unabhängig erklärten, demselben fast benachbarten Staates entstehen könnten. Der Handels- und Freundschaftsvertrag von 1895 hat der englischen Regierung vorgelegen und ist von ihr nicht beanstandet worden, so daß die Bedingung des Vertrages von 1884, wonach Verträge, welche Transvaal mit auswärtigen Regierungen einzugehen beabsichtigt, der englischen Regierung zur Genehmigung unterbreitet werden müssen, erfüllt wurde. Mit diesem Vorgang wurde jedoch das Princip des im Vertrage von 1884 ausgesprochenen Theils der Abhängigkeit Transvaals von England in dem concreten Falle Deutschland gegenüber durchbrochen. Bei dieser Sachlage erscheint es begründet, den materiellen Interessen, welche Deutschland in Transvaal besitzt, einen näheren Blick zu widmen.

Die Bevölkerung der Republik beträgt nur gegen ½ Million Einwohner, darunter 370000 Schwarze und ca. 120—130000 Weiße; von den Letzteren sind außer etwa 50000 Buren und etwa 60000 Eingewanderten englischer Staatsangehörigkeit ca. 20000 Holländer, Deutsche, Portugiesen, Amerikaner ꝛc., unter denen die Deutschen die größte Anzahl repräsentiren. Es bilden dieselben in Johannesburg, dem Mittelpunkt der Goldfelder des Witwater Randgebirges, in der Anzahl von ca. 15000 den Engländern gegenüber das stärkste Gegengewicht. Der bei Weitem größte Theil derselben ist mit dem Abbau der Gold- und Diamantenfelder beschäftigt; allein es bestehen auch lebhafte deutsche Handels- und Industriebeziehungen mit Transvaal, namentlich in den Hansestädten, und der deutsche Schifffahrtsverkehr mit der Republik ist im Aufsteigen begriffen. Nach der Schätzung eines bedeutenden Londoner Handelshauses sind von den 250 Millionen Mark, die in Transvaal angelegt sind, 50 Millionen deutsches Capital. Die deutsche Einfuhr in Transvaal beträgt heute jährlich 12 Millionen. An der dortigen Nationalbank und der Netherlands South Africa-Bahn, sowie der Delagoa-Bahn, ist Deutschland stark interessirt. Allein ungeachtet dieser Verkehrslage und der Perspective, welche derselben der Reichthum Transvaals an Gold, Silber, Kupfer, Blei, Steinkohlen, Diamanten, Salz, Porzellanerde, Alaun ꝛc., sowie an Vieh, Wolle, Cerealien, Tabak ꝛc. bietet, sind die deutschen Handelsinteressen in Transvaal mit dem Maßstabe des übrigen großen Weltverkehrs gewachsen, vor der Hand nur verhältnißmäßig unbeträchtlich.

Die wesentliche Bedeutung der Republik liegt daher für Deutschland auf einem anderen Gebiete. Der Staat Transvaal ist unbestreitbar der lebenskräftigste, an natürlichen Bodenschätzen reichste, an Unabhängigkeitssinn seiner herrschenden Bevölkerung hervorragendste und zugleich, wie England bereits am Majubaberge erfuhr, der wehrhafteste Südafrikas. Geräth er jedoch, wie dies mit dem sorgfältig vorher geplanten und vorbereiteten Einfall der Chartered Company-Leute und dem gescheiterten Putsch der überwiegend aus Engländern bestehenden National-Union der Uitlanders angebahnt werden sollte, wieder unter englische Herrschaft, so würde England in Südafrika offenbar derartig mächtig werden, daß nicht nur die Selbstständigkeit des Oranje-Freistaates und der portugiesische Besitz an der Delagoa-Küste, sondern auch das Gedeihen der deutschen Colonialgebiete in Süd- und Ost-Afrika auf's Ernsteste bedroht und gefährdet erschienen. Gegen diese Ausbreitung der britischen Macht in dem neuerschlossenen Continent und auf den Schutz der dortigen deutschen Interessen erscheint die bis jetzt nur mora-

Digitized by Google

lische Unterstützung der Regierung der Republik durch das Vorgehen des Staatsoberhauptes des Deutschen Reiches, gerichtet. Allein, nachdem Deutschland weite Territorien Afrikas und Zanzibar für Helgoland geopfert und während für seine dortigen Colonien, nach Ansicht der Einen in weiser wirthschaftlicher Beschränkung, nach Ansicht Anderer in übel angebrachter Sparsamkeit, verhältnißmäßig wenig von Reichswegen geschieht, liegt im heutigen Zeitpunkte gegenüber dem überraschenden, mit jedem politischen Brauch contrastirenden persönlichen Eingreifen des Reichsoberhauptes die Frage nahe, ob neben der Unterstützung Transvaals als einer Vormauer gegen das Ueberfluthen britischen Einflusses in Südafrika, nicht noch andere gewichtige Gründe für dieses Auftreten maßgebend gewesen sind. Unbedingt ist der jetzige Augenblick vom politisch-taktischen Standpunkte aus betrachtet, da England sich mit den Vereinigten Staaten in einem ernsten Conflict befindet, da es ferner die armenische Frage noch nicht gelöst hat und seine Interessen in Ostasien, sowie in Afrika gegenüber Frankreich scharf engagirt sieht, für jenes Auftreten günstig gewählt, allein dieser Umstand und selbst die Frische des mit Transvaal abgeschlossenen Handelsvertrages vermag unseres Erachtens das damit verbundene plötzliche, wenn auch durch die Ereignisse herausgeforderte Brüskiren der öffentlichen Meinung ganz Englands, nicht genügend zu motiviren, und wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß die Adresse des Glückwunsches für den Präsidenten Krüger sich nicht nur an die Buren-Republik, sondern auch an die mit ihr stammesverwandten und durch mannigfache, namentlich Handelsbeziehungen noch heute engverknüpften Niederlande richtet.

Wir kennen aus langjährigen nahen Beziehungen und mehrfach wiederholten, längeren Aufenthalten die Niederlande und wissen, daß man dort fürchtet, von Deutschland dereinst verschluckt zu werden. Der hochbejahrte frühere Alterspräsident der zweiten Kammer der Generalstaaten bemerkte uns persönlich hierüber: „Ich erlebe es nicht mehr, aber in fünfzig Jahren, da habt Ihr uns." Deutscherseits ist jedoch bis jetzt Alles geschehen, diese Besorgniß der Niederländer nicht zu näheren, sondern vielmehr zu entkräften. Freundschaftliche Besuche der Herrscher haben stattgefunden, beide Königinnen haben in Berlin und Potsdam die zuvorkommendste Aufnahme gefunden, man kennt die Vorliebe des Kaisers für Wilhelm von Oranien, und wenn an hohen Festtagen von der Kuppel des Kaiserlichen Schlosses der Choral: „Wilhelmus von Nassovien" ertönt, so können die Niederländer dies nur als ein ihrer Nation gemachtes Compliment auffassen. Heute aber verleiht das mit dem kaiserlichen Glückwunsche verknüpfte Prestige nicht nur der Sache ihrer Abkömmlinge, sondern auch ihrer eigenen in Südafrika ein besonderes Gewicht, und in zahlreichen Meetings hat man dies in Holland dankbar empfunden und ausgesprochen. Denn auch die niederländischen Interessen sind in Transvaal lebhaft engagirt, man hat den dorthin neuerdings eingewanderten Holländern die den übrigen Uitlanders versagten politischen Rechte ohne Weiteres bewilligt und ihnen sehr vortheilhafte Concessionen, namentlich zu einem Eisenbahnbau ertheilt und eine Interessengarantie dafür bewilligt, die zu bezahlen die von 43 Millionen Steuern 2 Millionen tragenden Uitlanders sich lebhaft beklagen. Die neu eingewanderten, in Holland staatsangehörig gebliebenen Niederländer haben ihre günstige Stellung und das Verharren des größten Theils der Buren bei ihrem althergebrachten Erwerbe benutzt, um die Hand auf alle Hülfsquellen des Landes zu legen, und weniger gegen die eigentlichen Buren, wie ganz besonders gegen die eingewanderten Holländer sind die „Uitlanders" aufgebracht und richtet sich ihre Bewegung. Im unmittelbaren Interesse dieser Niederländer aber und damit demjenigen Hollands selbst, liegt das derzeitige Vorgehen des Deutschen Reiches, und in der That, man kann auch moralische Eroberungen machen, und dies Bestreben scheint im vorliegenden Falle vorhanden. Man denke sich eine Verbindung zwischen dem Erben der deutschen Kaiserkrone und der künftigen Königin von Holland und die Niederlande und ihr reicher Colonialbesitz alsdann mehr noch wie heute ihre Abkömmlinge, die Boers, durch das Ansehen und die Macht des Deutschen Reiches geschützt. Würde alsdann nicht eine entente cordiale mit der Zeit die bis jetzt niederländischerseits anscheinend unüberwindliche Abneigung gegen jede Fremd- und namentlich eine deutsche Oberherrschaft, vielleicht in Form einer Personal-Union, zu überwinden und Holland sich politisch eng an Deutschland anzuschließen vermögen und derart sich beide Staaten mit dem wichtigen Küstengebiet und dem blühenden Colonialbesitz des einen, sowie mit dem mächtigen Schutz gegen jede Aggressive zu Lande bietenden Landheere des anderen, in beiden doppelt fruchtbarer Weise zu ergänzen vermögen? Gegen eine freiwillige Hinneigung und Anlehnung der Niederlande an Deutschland vermöchte das Ausland keinen begründeten Einspruch zu erheben. Die politische Unterstützung der Abkömmlinge Niederlands und damit die der Holländer selbst in Südafrika aber erscheint als ein neuer Schritt auf dem Wege des Entgegenkommens Deutschlands gegenüber den Niederlanden. Wäre dieselbe dies nicht, so stünde man hinsichtlich ihrer Plötzlichkeit und ihres überraschenden Nachdrucks fast vor einem psychologisch nicht recht zu lösenden Räthsel. Allein es fragt sich, ob die Niederlande selbst auf ein derartig ihnen willkommenes und schmeichelhaftes Vorgehen zu reagiren geneigt sind. Sie sind ein hartnäckiges, zähes, niederdeutsches Geschlecht und halten am Alten fest. Sie wünschen nicht in den Bann der allgemeinen Wehrpflicht und großer Militärlasten zu gerathen, und noch lebt in ihnen der Sinn der Worte ihres Nationalliedes:

Wy leven vry, wy leven bly,
Op Neêrlands dierbren grond . . .

Der letzte Vicekönig von Böhmen.

Der erste Napoleon soll einmal gesagt haben, Oesterreich sei eine Oligarchie, die von etwa achtzig Familien regiert werde. Ich gestehe aufrichtig, nicht zu wissen, ob der Ausspruch authentisch ist, — ich sah wenigstens niemals eine sichere Quelle dafür angegeben. Vielleicht geht es damit, wie mit dem bekannten Wort, daß Oesterreich immer mit einer Idee und einer Armee im Rückstande sei, das auch dem großen Kaiser zugeschrieben wird und das von seinem größten Feinde, von William Pitt, herrührt. Aber gleichviel, ob das oben citirte Dictum Napoleon's authentisch ist oder nicht, will mir Eines scheinen: Zu seinen Zeiten war es kaum mehr richtig, das theresianische und josephinische System hatte die Oligarchie doch gar sehr geschwächt. Und daran möchte ich den paradoxen Satz knüpfen, daß das napoleonische Wort nach Napoleon zum Theile wahr geworden ist — im constitutionellen Oesterreich. Zu keiner Zeit hat der hohe Adel Oesterreichs solchen Einfluß im Staate gehabt, so sehr das öffentliche Leben beherrscht, als von den Tagen Schmerling's bis auf die Gegenwart. In Gutem wie in Bösem ist bei uns seit 1867 vor Allem der „historische Adel" Böhmens politisch ausschlaggebend gewesen. Er hat dem Staat seinen Stempel aufgedrückt. Es ist eine seltsame Gesellschaft dieser „historische Adel" Böhmens und — ich bitte das Wort selbstverständlich nicht im verletzenden Sinne aufzufassen, — eine sehr gemischte. Neben den Sprossen der wirklichen geschichtlichen Geschlechter des Landes „quae hanc rempublicam fundaverint", um mit Cicero zu sprechen, neben den Lobkowitz und Lazanzky, den Kinsky und Kollowrat, ge-

Digitized by Google

hören demselben Familien an, die in's Land kamen, als Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berge zu Füßen des Kaisers lag, als das Blut der „Edelsten des Volkes" auf der Richtstatt floß, als der Friedländer im Lande gebot, und als die „vernewerte Landesordnung" den Absolutismus statuirt hatte. Die deutsch-österreichischen, süddeutschen, wallonischen, spanischen, italienischen Krippenreiter, die in's Land kamen, wußten die confiscirten Güter der Protestanten und der Wallenstein'schen an sich zu ziehen, und so sehen wir heute die Tiroler Trautmannsdorff und Thun, die Steyrer Windischgrätz, die Wallonen Buquoi, die Kärntner Clam, die Bayern Schwarzenberg, die Krainer Auersperg, die Italiener Clary, sehen wir Sprossen aller Herren Länder als Mitglieder des „historischen Adels" eines Landes figuriren, in dessen Geschichte sich ihre Vorfahren zuerst dadurch einführten, daß sie seinem Volke erbarmungslos den Fuß auf den Nacken setzten, was die Herren natürlich nicht hindert, heute die „historischen Rechte" des Königreichs Böhmen gelegentlich sehr nachdrucksvoll zu vertheidigen, — tempora mutantur.

Einer aus dieser Gruppe des historischen Adels ist der Statthalter von Böhmen Graf Franz Thun, dessen angekündigter Rücktritt vom Statthalterposten als das bedeutendste Ereigniß auf dem Gebiete der inneren Politik angesehen wird, das sich in Oesterreich seit Beginn der „Aera Badeni" abgespielt hat. Der Rücktritt des Grafen Thun hat nicht so viel Staub aufgewirbelt, wie die „Wiener Frage" und die Nichtbestätigung des Dr. Lueger, aber bekanntlich sind die effectvollsten Ereignisse nicht immer gerade die wichtigsten. Ob Graf Franz Thun ein guter Statthalter von Böhmen war, das zu erörtern, ist hier nicht der Platz. Vollkommen mißverstehen würde man sein Wesen und seine Person, seine Stellung oder Bedeutung, wenn man ihn mit einem preußischen Ober-Präsidenten vergleichen würde. Graf Thun war nicht ein hinaufavancirter Beamter, er war ein Cavalier, zuerst und vor Allem Cavalier und Grand Seigneur, der die Güte hatte, nebenbei Statthalter zu sein und als solcher das Land Böhmen in General-Entrepriſe übernommen hatte. Er verwaltete es nach seinem eigenen Ermessen, gut oder schlecht, wie man will, oder richtiger gesagt, er regierte es, wie ein ehemaliger spanischer oder portugiesischer Vicekönig seine Colonie, ohne sich allzuängstlich zu fragen, ob man in der Metropole mit dem, was er that, einverstanden sei oder nicht. Vom blauesten Blut, Schwiegersohn eines Schwarzenberg, fürstlich reich, fühlte er sich. Besäße er auch nur annähernd so viel politisches Talent als Selbstbewußtsein und Charakterstärke, so wäre er der größte Staatsmann Oesterreichs. Er hat Kenntnisse, er hat Bildung, er hat Talente, was ihm fehlt, ist aber die Biegsamkeit des Geistes, der Sinn für Nuancirungen. Die Jung-Czechen griffen ihn an, sofort antwortete er mit grobem Geschütz, und das Strafford'sche „Thorough" wurde seine Devise. Man glaube aber nur um Himmelswillen nicht, daß er etwa in Böhmen „Deutsche Politik" machen wollte oder gemacht hat. Das fiel ihm gar nicht ein. Er machte nur Adelspolitik. Der historische Adel Böhmens ist Herr im Lande, und er will es bleiben. Er glaubt herausgebracht zu haben, daß das beste Mittel, um seine Herrschaft zu befestigen, eine Politik des juste-milieu, die Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts zwischen den Nationalitäten ist. Der historische Adel Böhmens, nächst dem englischen wohl der reichste und bestrangirte, der auf der Welt existirt, gleichzeitig aber auch der stolzeste und gesellschaftlich unzugänglichste auf dem ganzen Erdkreise, treibt diese Gleichgewichtspolitik nunmehr seit circa 35 Jahren und zwar mit dem glänzendsten Erfolge. Bald steht er auf Seite der Deutschen, bald auf der der Czechen. Glaubt er, daß die eine Nationalität im Lande zu mächtig zu werden im Begriffe sei, schlägt er sich sofort auf Seite der anderen und verhilft dieser dadurch zur Mehrheit im Landtag, zur Mehrheit im Reichsrath, zur Obmacht in Land und Staat. Glaubt er, daß seine Alliirten von heute zu mächtig geworden seien, so bedenkt er sich nicht einen Augenblick, sie über Bord zu werfen und seine Hülfe der Gegenseite zu leihen. Mit dieser Taktik hat er es erreicht, daß beide Nationalitäten ihm den Hof machen und daß seine Macht ununterbrochen gewachsen ist.

Im Grunde genommen ist die ganze constitutionelle Geschichte Oesterreichs von den Tagen Schmerling's und Belcredi's an bis auf die Gegenwart von diesen periodischen Frontveränderungen des böhmischen Hochadels erfüllt und bestimmt worden. Der ausgesprochenste Typus dieses ganzen Systems war Graf Franz Thun, wohl der bedeutendste Mann, den der historische Adel gegenwärtig in seinen Reihen zählt. Einen Augenblick schien es, als sei er zu einem noch bei Weitem höheren Posten als dem eines Statthalters berufen, sobald es aber entschieden war, daß nicht er, sondern Graf Badeni an die Spitze der Staatsverwaltung treten werde, mußte man sich darüber klar werden, daß auch die Frage der Nachfolgerschaft im Prager Statthaltereigebäude sehr bald acut werden würde. Der zum Ministerpräsidenten hinaufavancirte polnische Bureaukrat Badeni ist bei weitem mehr alt-österreichischer Centralist als der böhmische Magnat Thun, dessen politisches Debut darin bestand, daß er die Krönung des Monarchen mit der Krone des heiligen Wenzel verlangte. Die ganze Frage war, wer der Stärkere sein würde, ob der Minister in Wien oder der Vicekönig in Prag. Diese Frage ist jetzt entschieden. Wenn die Jungczechen sich einbilden, daß sie den Statthalter durch ihre Dreschflegelscenen gestürzt haben, so handeln sie ungefähr so wie die Heuschrecke in der Fabel, die glaubt, daß die Pferde den Lastwagen nicht weiter ziehen können, weil sie darauf sitze. Graf Thun ist gefallen, nicht als Opfer der Jungczechen, er fällt dem strammen Regiment des neuen Ministerpräsidenten zum Opfer, der keine Statthalter, die regieren und nicht bloß verwalten, haben will. Es wäre Thorheit prophezeien zu wollen, daß die politische Laufbahn eines so bedeutenden Mannes, wie des Grafen Thun, schon zu Ende sei, aber Eines will mir scheinen, geht jedenfalls jetzt mit ihm zu Ende. Graf Thun wird, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, der letzte Vicekönig sein, den ein österreichischer Kaiser in einem seiner Königreiche einsetzt.

Austriacus.

Literatur und Kunst.

Peter Nansen.

Von Arthur Eloesser.

Wem macht es nicht Vergnügen, in einen Schnellseher zu schauen, in dem sich scharf umrissene kleine Figuren so lebendig und natürlich bewegen? Was wir auch dargestellt sehen, die Deutlichkeit, mit der die schwarzen Figürchen auf der hellen Platte erscheinen, belustigt uns höchlichst, so daß wir jeder Bewegung mit gutmüthiger Spannung folgen. Da knarrt es — die zierlichen Gestalten sind im Nu weggezaubert, und wir schauen wieder in's Leere, aber mit einem angeregten, angenehmen Gefühl, da wir menschliche Vorgänge so hübsch deutlich und zugleich so zierlich verkleinert gesehen haben. Und lange noch haftet der Eindruck dieser Erscheinungen, die so rapid, aber mit allen Bewegungen der Wirklichkeit vorbeigehuscht sind.

Diesen Eindruck machte mir das erste Buch, das uns Peter Nansen*) gab, „Eine glückliche Ehe". Was sehen wir

*) Eine glückliche Ehe. Julie's Tagebuch. Maria. Gottesfriede. Berlin, S. Fischer Verlag.

Digitized by Google

in dem Guckkasten des jungen dänischen Schriftstellers? Ein allerliebstes ménage à trois, aber nicht von den allbekannten Verhältnissen, die das verbrauchte Thema „Von Dreien der Glücklichste" darstellen. Nein, unser Dichter ist ein origineller und vor allem liebenswürdiger Mann. Warum soll nur der Ehemann glücklich sein, während die beiden Anderen sich mit Liebesnöthen ängstigen und mit Gewissensbissen herumschlagen? Hier sind alle Drei glücklich. Er ist ein gutmüthiger, humorvoller Ehemann, zu verständig, um lächerlich zu sein; der Andere ist ein Frauenmann, ein erfahrener Kenner, besonnen und rücksichtsvoll, und sie, die den hübschen Namen Nancy führt, lavirt zwischen Beiden mit nie strauchelnder graciöser Sicherheit. Und das Alles mit einem schalkhaften Humor dargestellt, mit einer höchst unmoralischen Naivetät, als ob es gar nicht anders sein könnte. Es erscheint ein zweiter Dritter, der das behagliche Verhältniß zu stören droht, und der Leser macht sich auf Wellen und Stürme gefaßt. Aber er kennt Nansen's unerschöpfliche Liebenswürdigkeit noch nicht. Dieser Neue ist ein so munterer, drolliger Kauz, der zu einer tragischen Verwickelung gar keine Anlagen mitbringt, und der Leser hat wieder das beruhigende Gefühl: es kann dir nix passiren. Der Eine geht, der Andere kommt. Wieder leuchtet die trauliche Lampe über drei glücklichen Menschen in dem freundlichen Wohnzimmer; wieder waltet Frau Nancy mit graciöser Geschäftigkeit zwischen Beiden, den Mann liebkosend, dem Anderen mit den Augen reichliche Entschädigung versprechend — nur, daß sie statt Grog jetzt Wisky bereitet. Doch auch die Wiskyperiode nähert sich ihrem Ende, als am Horizonte dieses traulichen Familienlebens ein dritter Dritter, ein junger Maler, auftaucht. Am Schlusse des Buches trifft der älteste Liebhaber, der sich aus langer Weile verheirathet hat, den stets glücklichen Ehemann, der ihm die Vorzüge seines neuen Freundes, des jungen Malers, auseinandersetzt; doch hört er dem Glücklichen etwas ungeduldig zu, da er seine junge Frau mit einem ihm unbekannten Herrn vorüberspazieren sieht. Aha! denkt der moralische Leser, jetzt kommt die Nemesis! Aber der wohlwollende Dichter macht seinen Guckkasten mit einem kurzen Ruck zu, und Alles ist zerstoben.

Peter Nansen gehört zu den liebenswürdigen Ausläufern des Naturalismus, die von der Pedanterie abgekommen sind, die Dinge von allen vier Seiten auf einmal zeigen zu wollen. Nansen zeigt nur die eine Seite, die er wirklich sieht mit seinem scharfen Künstlerauge, dem keine Bewegung entgeht. So hat er in seinem ersten Buche Silhouetten von unübertrefflicher Deutlichkeit gezeichnet; aber er ist nicht nur Zeichner, er ist ein feiner Impressionist, der uns widerstandslos in seine Stimmungen hineinzuzaubern weiß. Sein künstlerisches Object ist nicht der „homme social", die Zelle, aus der sich die Gesellschaft zusammensetzt. Nansen hat eine heilige Scheu selbst vor dem leisesten Moralisiren; dann ist ihm das realistische Détail unbehaglich, er hat eine offenbare Abneigung gegen breite Milieuschilderung. Darum liebt er es, seine Personen zu isoliren und das mit wenigen Strichen angedeutete Milieu so eng wie möglich zu fassen. Was seine Darstellung an Breite verliert, gewinnt sie an lebendiger, concentrirter Wirkung. Intime Stimmungsbilder giebt er in engem Rahmen, aber die Gestalten erscheinen in seinem ersten Buche noch ein wenig wie im verkleinerten Maßstabe gehalten, als zierliche Miniaturen, denen die Perspective und der Hintergrund fehlt.

Wie Nansen selbst einmal sagt, genirt ihn das Drum und Dran der Erzählung, die mühsamen Verkleidungen, in denen der Dichter immer nur sich selbst giebt. Darum geht er in seinem zweiten Roman zu der einfachen Technik des fortlaufenden Tagebuchs über, die das Unwesentliche, Zufällige leicht übergehen kann. Diese Darstellungsart, die der feineren psychologischen Analyse zu Liebe wieder allgemeiner in Aufnahme kommt, ist ja im Grunde unnatürlich, da sie uns in eine Intimität führt, die in jedem Worte berechnet ist, und da die Hauptperson fortwährend vor den Spiegel ununterbrochener Selbstbeobachtung gepflanzt ist. Aber Nansen hat seiner Darstellung den Reiz des unmittelbaren persönlichen Bekenntnisses zu wahren gewußt, und so erscheint „Julie's Tagebuch" als ein zweites sehr überzeugendes Stück seiner Physiologie der Liebe, oder vielmehr der Erotik.

Julie Magens ist in einem freudlosen langweiligen Heim aufgewachsen. Wohl flüstert man zuweilen von den lustigen Römischen Nächten des Herrn Papa, eines mürrisch und sauer gewordenen Blumenmalers, auch von den derben Streichen einer lebenslustigen Großmutter wird noch gefabelt; aber die Sorge um das tägliche Leben hat das Haus wie mit einem grauen Spinngewebe überzogen. In diesem grämlichen Einerlei beginnt Julie ihr Tagebuch, ohne Hoffnung, etwas zu erleben, nur mit der Aussicht auf die Heirath mit ihrem Jugendfreunde Erik, der sie in den Hafen einer Philisterehe einführen wird, noch bevor sie das Meer des Lebens gekannt hat, dessen Wogen auch bis an ihr untrauliches Heim murmeln — von Glück und Liebe, von Genuß und Sünde. Und heimlich segelt sie hinaus, um sich von einem kühnen Piraten kapern zu lassen, um sich in einen Liebesrausch zu stürzen, der ihr eine stolze, glückhafte Erinnerung in ihrer öden Zukunft sein soll. Sie haßt den unwiderstehlichen Schauspieler Alfred Mörck wegen seiner stadtbekannten Erfolge, sie möchte ihn im Namen ihres beleidigten Geschlechtes auslachen, und als sie ihn kennt, giebt sie sich ohne Widerstand gefangen. Er wird ihr Führer und Lehrer in der Erotik, in der weisen, ästhetischen Erschöpfung des Genusses, und ein durch lange Erfahrung gelehrter Meister, dem die treffliche Anlage der Schülerin entgegenkommt. Wie früher, hat Nansen auch hier alles Aeußere, alles Störende bei Seite geschoben: er will keinen Augenblick auf den gewöhnlichen Romanpfaden gehen. Da giebt es keine Entdeckung, keine anonymen Briefe, keinen tragischen Zusammenstoß mit der Familie, keinen Streit mit den Rivalinnen. Mit dem unerschöpflichen Wohlwollen, das der Dichter immer für seine Personen hegt, hat er den Beiden, wenn sie lieben und über Liebe philosophiren, ein sicheres, behagliches Nest inmitten der bösen Philisterwelt gebaut. Und sie sind auch sicher vor sich selbst; ihre Wollust ist nicht mit Bitterkeit gemengt. Die Sünde macht diese Menschen besser und liebenswürdiger. Julie's Glücksgefühl verbreitet sogar etwas Sonnenschein in dem düsteren Elternhause. Sie genießt das Aufblühen ihrer Weiblichkeit, das Springen der Knospe, die plötzliche Entfaltung ungeahnter Kräfte wie ein bezauberndes Schauspiel. Auch sie findet, daß der Baum der Erkenntniß ein lustiger Baum ist, weil er klug macht, und sie empfängt den Apfel mit zierlicher Verbeugung — nicht von der Schlange, sondern von einem elegant befrackten jungen Manne mit unwiderstehlichem Schnurrbart. Nansen ist kein Pessimist. Er fragt nicht, ob die irdischen Freuden zu theuer auf dem Markte des Lebens gekauft werden. Er kommt nicht mit Illusionen, die an der Wirklichkeit vergehen, aber er haßt das Philisterium des Werktages und setzt sich mit gesundem Appetit an das Festmahl des Lebens. Seine Männer sind von einem stolzen, unbeirrbaren Egoismus erfüllt. Der schöne Alfred baut seine Liebe mit der reizenden Julie wie ein Kunstwerk auf, und als er durchaus keine neuen Nüancen mehr entdecken kann, schiebt er die Gehilfin freundlich aber entschieden bei Seite. Nach einigem Sträuben erkennt sie seine höhere Weisheit an und entschließt sich zur Ehe mit ihrem früheren Verlobten, der zwar Alles weiß, aber auch ein verständiger Mensch ist und darüber hinweg kommt.

Das Verhältniß der Geschlechter hat durch Nansen wieder eine Revision erfahren. Der Mann ist durchaus der Herrschende, und das Weib naht ihm demüthig, um sich rückhaltlos hinzugeben, solange es der Gebieter verlangt. Dieser Zug kommt noch stärker in Nansen's nächstem Buche „Maria" zum Ausdruck. Hier hat der Dichter seine Technik noch weiter ver-

Digitized by Google

einfacht. „Maria“ ist im reinen Ich-Stil geschrieben, ein Haufe losgerissener Blätter, aber diesmal von Seiten des Mannes. Es ist ein lyrischer Erguß, eine profane Schwelgerei, in der Töne aus dem hohen Lied der Liebe klingen, und deren einziges Motiv ist: O wie schön bist Du, Geliebte! In Wahrheit aber ist es ein Hymnus auf die Kraft und die Herrlichkeit des Mannes, dem die kleinen Mädchen auf seinem Siegeszuge das „Parce! precor, precor“ entgegenrufen und die doch gar nicht geschont sein wollen. Maria aber ist die Schönste von Allen. Das ist nicht die Phrase eines verliebten Jünglings, sondern das wohlüberlegte Urtheil eines Gelehrten der Erotik, der auf Grund langer Erfahrungen vergleichen kann. Julie war schlank, gaminhaft, eine aufspringende Knospe. Maria ist das gereifte Weib, das ihre Reize wie einen Korb prangender Früchte darbringt. Sie ist von einem tiefen moralischen Abscheu gegen die Frauen erfüllt, die sich zieren und mit der Gewährung ihrer Reize zurückhalten. Sie nennt das „rohe Prüderie“ in ihrer ehrlichen Verachtung, und die sogenannte Tugend erscheint ihr im höchsten Grade verdächtig als ein heimliches Zugeständniß der Unvollkommenheit oder eines verborgenen Buckels. Mit der unentwegten Stetigkeit des Gefühls, mit der Unerschütterlichkeit ihrer Philosophie bezwingt sie den Sünder, der sie als seine „reine“ Braut zum Altare führt, nicht etwa der Moral wegen, sondern weil Maria's Edelsinn seine Anschauung vom höchsten Genusse vertieft hat. Er will an dem kostbaren Becher nicht nur nippen, sondern ihn ausleeren in langen, tiefen Zügen. Die Hochzeit der beiden glücklichen Philosophen der Erotik wird mit feierlichen, mystischen Tönen besungen, ein weicher, melodischer Hymnus an die Schönheit der liebenden Natur. Der Bischof eilt dem Paare segnend entgegen, der alte Mann an der Orgel hört ergriffen auf, zu spielen; rothe und weiße Rosen fallen, wo sie wandeln, und die Engel im Himmel freuen sich über die gerettete Seele, die von der liebenden Frau aus dem Sündenpfuhl erhoben wird zu der erlösenden Erkenntniß: „Durch die Vielen zu Einer!“

Man darf „Maria“ nicht als Abkehr des Dichters vom freundlichen Leichtsinn, nicht als Läuterung des „magnus peccator“ auffassen. Die Hochzeit ist keine Verbindung zu Hausstand und Kinderfreuden, sondern nur eine symbolische Vermählung; es ist die letzte Strophe eines lyrischen Gedichts, das die Sehnsucht nach unerschöpflichem Genusse, nach einem Leben in Schönheit erfüllt. Mit „Maria“ hat Peter Nansen den ersten Theil seiner künstlerischen Laufbahn durchmessen. Er hat sich als eine feine delicate Künstlernatur bewiesen, die vor jedem groben Mittel zurückschreckt. Er reißt nicht an dem Herzen, er führt nicht in aufwühlende Probleme, sondern er zwingt uns sanft durch seine glückliche Naivetät, durch seinen feinen, spielenden Humor, der von einem weichen lyrischen Temperament getragen wird. Er ist der ungezwungenste, liebenswürdigste Plauderer, der seine Persönlichkeit unbefangen, sorglos und ohne Aufdringlichkeit hingiebt. Seine Sprache ist zuweilen scharf geschliffen, zugespitzt, wie Pointen von Maupassant, meist aber melodisch, im sanften Fluß dahingleitend, süß und zart, nicht parfümirt wie bei Catulle Mendes, sondern leise berauschend und von echtem Dufte, wie ein großer Blumenstrauß in einem engen Zimmer. Es ist nicht sein Ehrgeiz in's Große zu gehen, den Menschen in die Kämpfe des modernen Lebens zu stellen; er beschränkt sich, in engem Rahmen fein empfundene, zart colorirte Stimmungsbilder zu schaffen. Auch sein letztes Werk „Gottesfriede“ ist eine traumhafte Stimmung, eine einzige, wenig variirte Melodie, die Sehnsucht nach der Kindheit, nach Ruhe und Reinheit, die Sehnsucht nach der Mutter.

Der Dichter beginnt seine Tagebuchblätter auf dem Dampfschiff, das ihn der Hauptstadt entführt. Das Leben hat ihn aufgerieben. Er hat den Kampf um's Dasein gekämpft wie alle Anderen, er hat Partei genommen, für Principien gestritten, wie alle Anderen, er hat sich vergnügt und geliebt etwas mehr als alle Anderen, und als er sich todtmüde von dem lärmenden Kampfplatz hinwegschleicht, weiß er kaum noch, für wen und wozu er sich aufgerieben hat. Und nun beginnt er seine Pilgerfahrt in das Land der Kindheit, er will die Vaterstadt wiedersehen nicht mit den Augen des Mannes, sondern mit der unbefleckten Phantasie des Kindes. In der alten winkligen Stadt baut er seine Vergangenheit wieder auf aus den unschuldigsten Kindheitserinnerungen, die er wie ein pietätvoller Sammler Stein um Stein zusammenfügt. Er sucht die himmlischen Gefühle wieder, die im irdischen Gewühle erstorben sind. Am Grabe der Mutter, dem Ziele seiner Wallfahrt, ruft er: „Mein Herz schreit aus tiefster Noth nach einer Mutter.“ Und die Mutter wird ihm wieder lebendig. Sie schaut ihn an wie eine kluge alte Frau mit sanften Augen, sie empfängt ihn milde und gütig wie ein lange verlorenes, wiedergefundenes Kind; auch die alte Stadt nimmt ihn freundlich auf, und wo er träumend wieder zum Kinde wird, umfängt es ihn weich und kosend wie Mutterarme. — Ueber der Stadt ragt der Mühlenberg, wo die Windmühle des geheimnißvollen von den Stadtbewohnern mit scheuem Respect gemiedenen Müllers als ein Seezeichen weit hinaus in den Fjord schaut. Der alte blinde Müller, einst ein rüstiger Seefahrer, hat sie sonst zum Schrecken aller Frommen auch im stärksten Sturme gehen lassen; jetzt aber ruht sie, und an einen der Flügel lehnt träumerisch Grethe, die Tochter des Müllers. Sie ist die Göttin des großen Friedens, in den sich der müde Flüchtling rettet. Sie ist die Natur, rein und fruchtbar, Jungfrau und Mutter. Der Dichter hat sie mit Liebe besungen, wie noch keine seiner Frauen. „Ihr Schooß bietet dem Haupt des müden Wanderers das duftende Kleebett der Wiese, ihr Auge spiegelt das Blau des Himmels wieder, und ihre Stimme singt den flüsternden Wiegengesang des Windes in den Kronen der Bäume.“

Der Mann will am Weibe von den Weibern genesen. Grethe ist ihm nicht nur die Geliebte, sie ist die künftige Mutter seiner Kinder; darum fürchtet sie ihre Vorgängerinnen auch nicht, sie weiß, daß da von Kindern keine Rede war. Der Flüchtling will auf dem Mühlenberge im Schutze des Gottesfriedens mit ihr wohnen. Das Glück, das er in qualvollen Kämpfen gesucht hat, erscheint ihm als eine plötzliche Offenbarung, und er empfängt seine Gaben als ein demüthig Glaubender. Wie der alte Müller, der Sturm und Nöthen getrotzt hat, seine Mühle stehen läßt, so soll auch kein Widerhall von dem Getöse des Lebens in den heiligen Bezirk dringen. Doch dieser heilige Bezirk ist uns nirgends gegeben. Das Recht des Lebens, unsere Kraft zu verzehren, unsere Fähigkeiten zu nutzen, läßt sich nicht verleugnen. Der Traum zerschellt an der Wirklichkeit. Diese Tragik ist vom Dichter symbolisch dargestellt. Den blinden Müller packt der unbezähmbare Drang, seine Mühle, bevor er sie abreißt, noch einmal im Sturme klappern zu hören. Heimlich löst er die Stricke. Der Wind erfaßt die alten, sturmbewährten Mühlenflügel, und sie treffen die ahnungslose Grethe, die sich vertrauensvoll an die sonst ruhende Mühle gelehnt hat. Sie stirbt als Jungfrau, die sich schon als Mutter eines starken, schönen Geschlechtes auf dem Mühlenberge geträumt hat. Der Flüchtling kehrt wieder in die Hauptstadt zurück; doch den Gottesfrieden trägt er mit sich fort. Der Friede wohnt nicht nur in dem heiligen Bezirk auf dem Mühlenberge, er wohnt in der Reinheit des kindlichen Gefühls, „und er verrinnt nimmer für den, der liebt.“ Und er segnet noch den Flügel der Mühle, der Grethe getroffen. Das Leben hätte ihn doch zurückgefordert, und wenn er seine ruhende Mühle wieder in Gang setzte, hätte sie die sehende Grethe und ihn weit schmerzlicher getroffen.

Schon in der Erotik von „Maria“ ertönen starke mystische Klänge; der Gottesfriede ist rein mystisch-symbolisch gehalten, und der Dichter hat von diesem ernsten Bekenntniß seinen

Digitized by Google

neckischen Humor und seinen liebenswürdigen Muthwillen ferngehalten. Grethe sagt einmal: „Schreiben Sie wie Jemand, der auf dem Mühlenberg wohnt," und Nansen versichert, daß er es gethan hat. Er will primitiv sein, aber er ist hier nicht naiv. Wohl erscheint die hinreißend geschilderte Grethe als das Bild der Reinheit, der Fruchtbarkeit, die den Mann wieder in die fortzeugende Reihe der Generationen stellt. Sie vertritt die edelste Auffassung des mächtigsten Naturtriebes, mit dem der Mann freventlich gespielt hat, aber sie philosophirt auch sehr weise darüber und ist sich ihrer Rolle und Bedeutung sehr klar bewußt. Das einsame Kind des Mühlenberges reflectirt sehr überlegt und weiß auf alle Fragen des Lebens eine kluge Antwort zu geben. Es ist schon berührt, wie Nansen eine Auseinandersetzung mit dem Leben meidet, um eine Stimmung rein und ohne Disharmonieen in ein Object zu legen. Es gelingt ihm, weil er ein glänzender Arrangeur ist, aber eben ein Arrangeur. Der vom sündigen Leben zerriebene Flüchtling tritt ohne Kampf in den Frieden der Reinheit ein. Mit all' seinen Symbolen führt Nansen nicht in die Tiefe des Mysteriums, weil ihm die große, schmerzende Sehnsucht fehlt. Schiller sagt: „Das Bewußtlose, mit dem Besonnenen vereinigt, macht den poetischen Künstler aus." „Gottesfriede" ist mehr ein Werk der Besonnenheit. Es ist ein glänzendes Product der Regiekunst und des Stimmungszaubers, der uns in weichen Accorden umschmeichelt; aber die innerste Seele schwingt nicht mit. Denn nur die gemarterte Seele und die getäuschten Sinne flüchten vor dem grellen Tage in das nächtliche Dunkel des Mysteriums. Die Mühlensymbolik liegt zu sehr auf der Oberfläche, sie hat nichts Ergreifendes, nichts Ueberzeugendes. Nansen's Sinn ist weltlich und weltmännisch, wenn er auch die kindliche Reinheit sucht und sehr schnell findet. Darum ist die Fahrt in das verlorene Land der Unschuld nicht die Pilgerfahrt des sehnsüchtigen Herzens, das nach der Mutter ruft, sondern die Ferienreise des Künstlers, der Erholung sucht nach vielem Sündigen — und hoffentlich Kraft findet zu neuen Sünden. Denn er ist, nachdem der Traum zerronnen, schnell in die Hauptstadt zurückgekehrt, seine Mühle wieder in Gang zu setzen. Vielleicht findet er dort wieder, was ihn uns lieb gemacht hat, und was wohl auch seine eigenste Natur ist, die graciöse Muthwilligkeit, die spielende Eleganz eines feinen, reizbaren Künstlersinnes und den warmen, dem ewig blühenden Leben zugewandten Humor einer frohen und starken Künstlerseele.

Faust in München.

Von Ludwig Fränkel.

Die volksthümlich-abergläubische und spießbürgerlich-prüde „Historia Von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer vnnd Schwartzkünstler", die als ihm angeblich „newlich durch einen guten Freundt von Speyer mitgetheilt und zugeschickt" in der Herbstmesse 1587 der Buchhändler und Drucker Johann Spies zu Frankfurt am Main auf den Büchermarkt brachte, zeigt als ältester und maßgeblich gebliebener Gesammt-Niederschlag der zahllosen umlaufenden Faust-Geschichtchen Süddeutschland als deren eigentliche Heimat, wie auch der schon damals halb legendarische Träger der Erzählung die Lande südlich des Mains zum Schauplatze seiner wundersamen Wirksamkeit erkoren gehabt hatte. Dem bei aller muckerischen Orthodoxie in Geschäftssachen speculativen Verleger beziehentlich seinem anonymen Kompilator — jene Pfälzer Einsendung ist doch nur Abwälzung auf einen Strohmann — hat sich unter anderen argweltlichen Anekdoten, deren Localität wohl auf ihr zunächst oberdeutsches Publicum berechnet war, eine untergeschlichen „Von dreyen fürnemmen Graffen, so D. Faustus, auff ihr begeren, gen München, auff deß Beyerfürsten Sohns Hochzeit, dieselbige zu besehen, in Lüfften hinführete." Mit diesem 37. Capitel hielt Faust seinen Einzug in der Isarstadt, allerdings incognito und zu wenig freundlichem Rencontre mit den herrschenden Persönlichkeiten, ja sogar gewissermaßen halb in Tarnkappe. Genau drei Jahrhunderte später schritt derselbe Doctor Faust ebendaselbst einher, die staunenden Blicke festlich gestimmter Leute aus den nobelsten Gesellschaftsschichten wiederum auf sich lenkend, aber dies Mal über die Bretter des Hof- und National-Theaters. Das geschah gelegentlich der ersten Aufführung, die der gewaltigen, um seine Gestalt concentrirten Bühnendichtung Goethe's in unseren Tagen am Max-Josefs-Platze in München zu Theil ward. Freilich, voll zur scenischen Geltung kam dabei die Figur dieses allgemein-menschlichen und dabei doch durchaus deutsch gekleideten Typus damals noch nicht. Erst im Frühlinge 1895 ermöglichte dies Ernst Possart. Dieser Bühnenleiter ist als Schauspieler wie als Schauspieldirector nicht bloß ein findiger Kopf, der klug den Augenblick erhascht, um das vorzubringen, was einschlägt, sondern in gleicher Linie ein genauester Kenner des breiten Repertoires, das einer Bühne obersten Ranges offen steht, ein Bändiger schwieriger theatralischer Probleme, ein gründlicher Interpret dramatischer Absicht auf dem Wege der Praxis. Berührt es da nun wunderbar, daß ihm auch das Wagniß einer Faust-Gesammtdarstellung auf's Glänzendste gelang? In der Theaterchronik des zu Ende gehenden Jahres verzeichnen wir auf dem ersten Blatte den am 23. und 26. April 1895 aus der Taufe gehobenen „ganzen Faust". In der poesielos und poesiefeindlich gescholtenen Gegenwart machte ein klassisches, ernstes, Denken verlangendes Dichtwerk ungewöhnlicher Länge volle Häuser, lockte Fremde in Fülle herbei und „zog" selbst bis in die Wochen, da München schon im Zeichen der Touristenperiode zu stehen pflegt. Eine Zuschauerin, die Münchner Lehrerin Fräulein P. M. Reber, verlieh dann der Ergriffenheit weiter Kreise Ausdruck in einem Büchlein: „Erinnerung in Wort und Bild an die Gesammtaufführung des Goethe'schen Faust auf der Königlichen Hofbühne zu München" (München, Louis Finsterlin), dem ein theaterhistorischer Werth eignete, auch wenn es nicht mit vielen interessanten statistischen Angaben aus Vergangenheit und Gegenwart sowie einer gar liebevollen Einzelcharakteristik gewinnen würde.

Die Bedingnisse des bedeutsamen Faust-Versuches waren gar nicht leicht anzubahnen. Auch in der Residenz der Maximiliane und Ludwige brauchte es harter Kämpfe, bis das muttersprachliche Drama den geziemenden Raum erhielt. Als Lessing Mitte December 1775, mit Prinz Leopold von Braunschweig von Italien heimkehrend, in München ein paar Tage Station machte, „wo er vom dasigen hohen Adel und Gelehrten mit all' der Achtung empfangen wurde, die ein großer Mann verdient", konnte Chr. D. Schubart, dessen „Teutsche Chronik" vom 11. Jänner 1776 unter „Notizen" dies berichtet, nicht die Glosse unterdrücken: „Ich wünschte, daß man seine Gegenwart daselbst benutzte, um dem dasigen teutschen Theater eine andere Gestalt zu geben." Zwar besaß man schon seit einem Menschenalter periodisch gewordene Aufführungen deutscher Schauspiele, aber bei Leibe nicht an dem berufenen Flecke, im kurfürstlichen Thalientempel, wo die italienische Oper regierte, sondern auf der Malztenne des Eberlbräus in der „Sendlinger Gaß". Dort hatte die 1763 gestiftete Akademie der Wissenschaften in ordnungsmäßigen Stücken den Stegreif-Hanswurstiaden eine Concurrenz erwachsen lassen, dort war, am 12. März 1773, Lessing's neue „Emilia Galotti" erschienen, dort auch jene seltsame Dramatisirung „Johann Faust" des österreichischen Literaten Paul Weidmann, die 1775 in Prag und München gedruckt und

Digitized by Google

hier sofort vor die Rampen gebracht wurde. Bekanntlich hat der unermüdliche Faust-Bibliograph Karl Engel 1877 dies flüchtige Erzeugniß als „ein allegorisches Drama, muthmaßlich nach Lessing's verlorenem Manuscript" auferstehen heißen, ohne Erfolg selbstverständlich, denn Lessing's wohl dem Abschlusse nahes Drama war in einer verschickten Kiste lange vor seinem Münchner Aufenthalte für ewig verschwunden. Uebrigens hat er bei letzterem Weidmann's Machwerk nicht zu Gesicht bekommen: auch die diesem gewordene musikalische Begleitung, von einem Josef Michl stammend, hatte dem unkanonischen Stoffe über die Première hinaus das Dasein nicht fristen können. Gleichwohl muß das Thema in der in Betracht kommenden territorialen Sphäre in Uebereinstimmung mit dem oben angedeuteten Ursprunge stark beliebt gewesen sein. Wie volksmäßige Faustdramen in österreichischen Hauptstädten längst Anklang fanden, so schon 1608 zu Graz, vor 1708 zu Wien, ja, wie bereits 1588 Tübinger Studenten sich in derselben Hinsicht die Finger verbrannt hatten, so hatten des Arztes J. Chr. Frommann „Tractatus de fascinatione" (Nürnberg 1675) und des jesuitischen Pfarrers im Ries „Loncin von Gominn", d. i. A. J. Conlin in Monning, „Christlicher Welt-Weise" (Augsburg 1706—8) Doctor Faust's Person wie eine allbekannte ihren Lesern wiederholt vor Augen gestellt, ja eine lateinische Schnurrensammlung, „Doctae Nugae Gaudentii Jocosi", 1713 zu Sulzbach in der Oberpfalz herausgekommen, als „Fausti Magia" die Fabel der „Auerbach's Keller"-Scene, enthält, freilich ohne Mephisto, das feuchte Studiosenquartett und das ganze Milieu. Auch verdanken wir die Rettung mehrerer Exemplare jenes Spies'schen „Urfaust" auf der Ulmer, diejenige der erstnachgewiesenen Ausgabe der für das 18. Jahrhundert maßgebenden, oft erneuerten Faust-Darstellung des „Christlich Meynenden" (1725), die Goethe wahrscheinlich zuerst den Helden seines Lebenswerkes vermittelte, auf der Erlanger Bibliothek vielleicht keinem bloßen Zufalle. Auch der Umstand, daß Weidmann's klägliche Leistung auf dem Nürnberger Theater einige Zeit Fuß faßte, wie Pfeilschmidt 1893 in „Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden" aufgrub, bezeugt, wie man dort bis zu einem gewissen Grade dem Gegenstande Vertrautheit entgegentrug. Dazu trat die bald aufschießende Theilnahme, die das geistige Centrum des Bayerlandes dem Theater widmete. Nicht volle zwei Jahre nach jenem Wunsche Schubarts, als die noch kunstfreundlichere Pfälzer Linie der Wittelsbacher zur Thronfolge nach München übersiedelte, erstand der Muse eine feste, ruhige Pflegestätte, und diese hat sie bis heute behalten, in immer gesteigertem Grade gefördert. Von dieser Gunst hat auch der Doctor Faust reichlich zehren dürfen, der ja in München, heute der einzigen Zufluchtsstätte des alten Puppentheaters, bis dato im Volke lebendig geblieben ist: am 20. October, dem heurigen Kirchweih-Sonntag, eröffnete das bejahrte Original, Actuar J. Schmid, auf seinem „Münchener Marionettentheater" die Wintersaison 1895/96 mit dem vielgewandertsten Jahrmarktsstück „Doctor Faust".

Am „Mondtag, den 12. April 1830" ging „Faust. Eine Tragödie in fünf Abtheilungen von Goethe", das heißt so, wie er seit 1807 als erster Theil vorlag, „Zum Erstenmal" am Münchner „Hof- und Nationaltheater" in Scene. Die Vorstellung war auf drei Stunden veranschlagt; ob das genügte, ob es genügen konnte, mit andern Worten, ob der Rothstift der Regie recht unbarmherzig gewirthschaftet hatte, wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß die Münchner Hofbühne seitdem zu den wenigen unter ihren Genossinnen gehört hat, die eine besondere Ehre darein setzten, „Faust" nicht zu vergessen. Wilhelm Urban, der den Titelhelden „creirt" hatte, Friedrich Dahn, Felix' Vater, dreißig Jahre lang für ihn zu Diensten, Bernhard Rüthling, standen nach einander an der Spitze des Zettels. Schon damals scheint dem Sinne nach Ernst Possart's Motto vorgeschwebt zu haben: „Entweder bringt München eine Gesammtaufführung des Faust, würdig der Manen des unsterblichen Dichters — oder es bringt sie gar nicht." Die volle Tragweite dieser Einsicht zu vollstrecken, hat jedoch erst er selbst richtig angesetzt, und seinen darauf aufgebauten Plan zum Siege zu führen, ward ihm vollkommen vergönnt. 1864 als Dreiundzwanzigjähriger, der doch das Tasten des Coulissen-Anfängerthums schon abgestreift, der königlichen Truppe Münchens zugesellt, war er allmälig auf einen directorialen Posten unter dem Generalintendanten aufgerückt, so daß man, als er 1882 in einer Versammlung des „Kaufmännischen Vereins" für Aufnahme von „Faust II" in den Spielplan entschieden plaidirt und seine bezüglichen Gedanken entwickelt hatte, unmittelbar vor dem kühnen Experimente zu stehen wähnte. 1887 zog aber Possart von dannen, mit ihm die nachdrückliche Fürsorge für das große, künstlerisch ernste Drama. Als er in seinem Geburtsorte Berlin keine Heimat fand, kehrte er zurück, und von diesem 1. November 1892 datirt ein neuer, nicht bloß, wie seine vielen Widersacher glauben machen möchten, äußerlicher Aufschwung des Münchner Theaterlebens. Nach Jahresfrist zum Generaldirector mit Intendantenbefugniß ernannt — Intendant ist er seit der „Faust"-„Première" — räumte er unbarmherzig mit verrotteten Anschauungen auf und bewies sich binnen Kurzem als ein genialer Realpolitiker des Theaters. Die Hauptschlacht schlug er nun an den Faust-Abenden; denn für die „Nibelungen" und sonstigen Wagner-Aufführungen, durch die er die allgemeinste Aufmerksamkeit und durchschlagenden Erfolg an die Spenden des Münchner Hoftheaters bannte, fand er ungleich mehr Material vor, nicht nur weit bessere Streitkräfte, sondern vor Allem eine Tradition. Und eine Tradition fehlte für den „Faust" vollständig.

Possart's Vortrag „Ueber die Gesammtaufführung des Goethe'schen Faust an der Münchener Hofbühne" (München, A. Bruckmann) überblickt die Mühseligkeiten, die sich einer wirklichen Volldarstellung entgegenthürmen. Er hat mit diesem Vortrage, den er unmittelbar vor der Erstlingsvorstellung, zu Gunsten der Unterstützungskasse der Hofschauspieler, zwei Mal hielt, einerseits den Besuchern einen Leitfaden reichen und die Sympathien der Zweifler und Ungläubigen gewinnen wollen. Sein kurz vorher gehaltener und gedruckter Vortrag über „die Aufgabe der Schauspielkunst in Bezug auf den Stil der dramatischen Darstellung" behandelt voll die Punkte, deren Gemeinsamkeit er als Unterlage einer ebenbürtigen Abspiegelung dramatischer Idealgebilde nöthig erachtet. Die Herausarbeitung der Individualität, die doch Idee, Willen und Form des Dichterwortes nirgends verletzt, sondern vielmehr zur möglichst getreuen Veranschaulichung ausprägt, schwebt ihm danach als Ziel vor, und es scheint, als ob er mit den wenige Wochen später dargebotenen Ergebnissen vielfältigsten Uebens, dem „Gesammt-Faust", eine Stichprobe vorgelegt hat. Dieser Vortrag fordert Schulung jeglicher Art als unerläßlich, und wer erst auf diesem Wege sein Naturtalent habe reifen lassen, solle zur Mitwirkung an den schweren Exempeln der Bretterwelt Zutritt haben. Routine neben dem Verständnisse will Possart bei den Gliedern eines klassischen Ensembles, nicht kleinlichen Drill. Denn auf großzugigen Stil ist sein Absehen gerichtet. Und dies bewährte auch eben der zweitheilige „Faust", wie ihn Possart mit seiner Schaar von Darstellern, Musikern, technischen Helfern musterhaft vorführte. Er ist an das ihm winkende Ideal möglichst nahe herangekommen, indem er die Fähigkeit seiner Künstler, in deren Abwechslung — man denke nur an seinen eigenen Mephisto mit dem durchgängigen Schalkstone neben Wohlmuths ausgesprochenen Höllensohne — ein weiterer Reiz ruhte, sich ausleben ließ, die unentbehrliche Beiziehung der Schwestern Musik und decorativer Bildkunst beschnitt (erstere, durch Max Zenger's lediglich illustrirende neue Specialcomposition vertreten, noch etwas zu wenig) und den Text rein, d. h. ohne Aenderungen und Einschiebsel, brachte. In Strichen hat Sparsamkeit gewaltet, und fast nur allegorische, mythologische und ähnliche

Digitized by Google

Ranken, die beim Sehen bloß beeinträchtigen, fielen ihnen zum Opfer, ganz vereinzelt, was Possart aber zweifelsohne eben so gut empfand wie die daran mahnende Kritik, tendenziöse oder überderbe Wendungen, was der Charakter der staatlichen Anstalt und der Hinblick auf die Kirche (deren „guter Magen" fortblieb) vorschrieb. Man hat es in Folge des sorgsamsten Einstudirens, daneben wohl auch etwas auf der Anwesenden Kenntniß bauend, fertig gebracht, wie von Possart angekündigt war, „durch beschleunigtes Tempo, d. h. vorzüglich durch gutes Sprechen, die Zeit zu betrügen", und so sank der Genuß der andächtigen Gemeinde nicht einen Moment zur Erschlaffung. Aber auch nicht zur Langeweile: ohne mehr als zwei längere Pausen am Abend, durch passendes Zusammenlegen anschlußfähiger Auftritte — wie der vier „Am Brunnen", „Zwinger", „Nacht", „Im Dom" — durch jederzeitiges offenes Verwandeln mit Nebeltäuschung, wie es die Manipulationen des Bühnenmaschinisten, Karl Lautenschläger's, im Nu zu Stande bringen.

Das Meiste hiervon klingt ziemlich materiell. Und wer wollte es leugnen, daß durchgreifender Eindruck auf unsern verwöhnten Theaterbesucher auch bei höchsten Kunstobjecten nur mit Unterstützung raffinirter Technik erreicht werden kann? Aber es dreht sich hier um das Facit, und das war prächtig in jeder Weise. Doctor Johann Faust, dessen Name durch Schriftthum und Geistescultur weit erschallt, wie nur einer, ist, wie er durch Goethe's Genius Fleisch und Blut empfangen hat, an der Isar wieder lebendig geworden: wenn der Weimarer Olympier aus verborgener Loge nach der schier zehnstündigen Scenenfolge hätte hinlugen können, ein zufriedenes Lächeln wäre über sein Antlitz geglitten. Hat sich doch so mancherlei theoretisches Grübeln bei dieser realen Wiedergabe nachprüfen lassen. Die in München gewählte Manier wurde dem doppelten Princip, das im Faustproblem packt, gerecht. Charakteristisches und Typisches floß im Wesen dieser Figur ineinander, und die innige Verschmelzung zeugte jene Einheit einer trotz dämonischer Einschläge ganzen Menschengestalt, deren Form seit jenem pietistischen Frankfurter Volksbuche bis in die jüngsten Ausläufer des immer quellenden Themas wohl häufig gemodelt, deren Substanz aber nie umgeknetet worden ist. Unendlich ist der Ruhm des deutschen Geistes, der diesen Körper gebar, ihm die Seele einblies, der fertigen Fauterscheinung den Einlaß in die große Literatur, in die internationale, erwarb, und sie in Goethes Meisterstück zur denkbar vollkommensten Gestaltung brachte. Jede Epoche sieht diesen Stoff und seinen Namensträger mit andern Augen; aber nur wenn wir an die sinnliche Vorführung so herantreten, wie es in München Regel war, werden wir zum Heil der deutschen Bildung in Faust's Vermächtniß einen wahrhaft unvergänglichen Besitz pflegen dürfen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Teufelsgläser.

Von A. Hoffmann.

Recht unbehaglich ist's heute draußen, eine naßkalte stürmische Octobernacht, in der der Regen gegen die Scheiben prasselt, während in den Straßen sich das elektrische Licht in der spiegelnden Nässe der menschenleeren Trottoirs bricht. „Brr," macht Ernst Sternberg und zieht die Vorhänge seines Hôtelzimmers fester zusammen. Er ist ein nervös empfindlicher Mensch, schon unter normalen Verhältnissen abhängig in seinen Stimmungen vom jeweiligen Witterungswechsel da draußen, um wie viel mehr heute! Ihn fröstelt; so trüb, so hoffnungslos, wie zu dieser Nachtstunde ist ihm die Welt noch nie erschienen.

„O, diese Kurzsichtigkeit, diese verwünschte Kurzsichtigkeit!" ruft er aus, sich in die Ecke seines hartgepolsterten Hôtelcanapés sinken lassend, und wirft seine Brille mißmuthig vor sich auf den Tisch. Kann wohl ein Mensch üblerer Laune sein als er? Aber hat er denn nicht auch Grund dazu, mißgestimmt zu sein, ausreichende Ursache, sein Schicksal anzuklagen? Um nichts und wieder nichts saß er doch wahrlich nicht hier zu nachtschlafender Zeit, in der kalten, unwirthlichen Stube, und verwünschte seine Kurzsichtigkeit. Hatte die ihm nicht einen bösen, bösen Streich gespielt heute Abend, denn, wer anders, als sie, hatte ihn im Grunde genommen verleitet, seine „Sternbilder" dem Residenztheater einzureichen? Nur ein Kurzsichtiger hatte diese Unbesonnenheit begehen können. Und Ernst redete sich in einen großen Zorn über seine Kurzsichtigkeit, von dem er nicht recht wußte, ob er mehr dem Fehler seiner Augen oder der geringen Tragweite geistiger Sehkraft galt, die ihn zu dem, jetzt so schwer bereuten Schritte in Betreff seines Theaterstückes verleitet hatte. Eben war es nämlich ausgepfiffen worden. Noch gellte der ominöse Ton dem jungen Dichter in den Ohren, den hämmernden Schläfen, zischte durch seine Gedanken, und wollte sich durch kein von außen kommendes Geräusch übertäuben lassen.

Ernst seufzt und zieht die Reisedecke fester um seine Glieder. Welche Hoffnungen hatte er auf sein Stück gesetzt! Wo waren sie nun? Was hatte er nicht Alles zu hören bekommen am heutigen Abend, welche Demüthigung erlitten! Und wieder ruft er, ärgerlich im Gedanken an das ihm widerfahrene Mißgeschick: „O diese Kurzsichtigkeit, diese verwünschte Kurzsichtigkeit!"

Hatte ihm, wenn auch liebenswürdig umkleidet, nicht auch vorhin noch jener wohlmeinende Herr von der Kritik dasselbe gesagt, was er sich jetzt unverblümt vorwarf? Angenehm klingt es nie, wenn man sich sagen lassen muß, daß man, um schreiben und selbstständig literarisch schaffen zu können, vor allen Dingen nicht kurzsichtig inmitten der Ereignisse stecken dürfe, sondern daß man darüber stehen müsse über Stoff und Handlung, sie beherrschend mit weitem Blicke. „Und nicht nur weit," hatte der freundliche Kritiker gesagt, „soll dieser Blick sein, nein, auch scharf, den Situationen und Menschen gegenüber, die wir schaffen! Wir Heutigen sind nun einmal so, Sie und ich werden wenig daran ändern — grelle Schlaglichter wollen wir, scharf umrissene Scenerien, mikroskopische Genauigkeit vor Allem, nicht die unbestimmt verschwimmenden Bilder eines Kurzsichtigen."

Wie überzeugend hatte der Mann in dieser Weise zu reden gewußt, als Ernst vorhin mit ihm zusammengesessen beim Schoppen drunten im Gastzimmer seines Hôtels! Ernst war's, als vernähme er noch immer sein etwas umschleiertes Organ, höre den freundschaftlichen Tadel seiner Rede, sähe besonders aber das Lächeln des etwas sarkastischen, scharf geschnittenen Gesichtes, welches die dünnen Lippen umspielend im spitzen Kinnbart verlief.

Seines auffallenden Kopfes wegen hatte er den Mann beständig ansehen müssen, und selbst jetzt wieder, wo er nur seiner dachte, stand sein Bild in greifbarer Deutlichkeit vor ihm. Wahrlich, das ausgeprägteste Mephistogesicht, das er je erblickt!

„Nicht wahr?" sagt da eine spöttische, ihm ganz bekannt vorkommende Stimme hinter ihm.

Mit einem Ruck fährt Ernst herum, Niemand steht hinter ihm, kann hinter ihm stehen, in der engen halbdunklen Ecke, einzig das Bild an der Wand blickte ihn an aus seinem altergeschwärzten Rahmen heraus, jene verzerrte Teufelsfratze, seltsamer Schmuck eines Hôtelzimmers, der schon gestern dem hoffnungsfreudig zu seiner Première hergereisten Dichter, wie ein böses Omen entgegen geschaut hatte. Wie aber — dessen ward Ernst erst jetzt gewahr — hatte sich der Ausdruck jenes Gesichtes seither verändert! Es war, als habe es Leben bekommen, einen eigenen Ausdruck liebenswürdigen Spottes, als zucke es um seine Mundwinkel, genau wie vorhin um jene des Kritikers, als er mit einer Art herablassendem Mitleid von unseres Dichters kurzem Gesichte gesprochen. Ernst blickt schärfer hin, und greift unwillkürlich zur Brille,

Digitized by Google

die nach auf dem Tische liegt, den mysteriösen Kopf genauer in's Auge zu fassen.

„Spar Dir die Mühe, kurzsichtiger Dichter," lacht da das Gesicht. „Deine armseligen Gläser vermögen mich schwerlich zu schauen".

„Oho," entgegnet Ernst, „ich dächte, sie wären scharf genug, ich sehe vortrefflich mit ihnen."

„Wenn Du Dich da nur nicht irrst; so viel ich das zu beurtheilen vermag, corrigiren sie den Fehler Deiner Augen keineswegs. Schau ein einzig Mal durch diese Gläser hier, welche ich Dir biete, und Du mußt erkennen, was du Aermster bisher entbehrt hast."

Zweifelnd, mit ungläubigem Lächeln greift unser Dichter nach den gebotenen Gläsern. Er hält sie in der Hand, und blickt darauf nieder; in einem Klemmer sitzen sie, einem goldenen Pincenez mit breitem schön ciselirten Bügel. Ihm fällt ein, daß seine Frau keinen Klemmer mag, eine förmliche Aversion gegen diese Form von Augengläsern hat, und stets, im Gegensatz zu den meisten ihres Geschlechtes, der pedantischeren Brille ihres Mannes den Vorzug giebt. Leise lächelt er im Gedanken an Clarissa und blickt nochmals auf die funkelnden Gläser in seiner Hand. Dann erst setzt er den Klemmer auf. „O!" ruft er, auf's Höchste erstaunt.

„Nun?" fragt die Stimme aus dem Bilde. „Habe ich etwa übertrieben? Erkennst Du mich jetzt?"

Ernst ist's mit seinen Gläsern, als blicke er in eine neue Welt. Einen Augenblick braucht er, sich an sie zu gewöhnen, dann aber lacht er überlegen: „Ob ich Dich sehe! Mit Pferdefuß sogar und obligatem Ringelschwänzchen, denn nicht wahr, Seine höllische Majestät, der Teufel selbst bist Du doch? Daß ich Dich früher nicht erkannte!"

„Wunderte mich auch, mein Lieber, nachdem ich Dir zudem noch den ganzen Abend vorgeredet von Deiner Kurzsichtigkeit. Gelt — das wären ein paar Gläser für den Dichter! Schau durch sie die Welt um Dich her, blicke mit ihnen in die Herzen der Menschen, und Du wirst erkennen, was Dir bisher gefehlt am Dichter."

„Lieber Teufel — Dein Glas muß ich haben!"

„Oho, so schnell geht's denn doch nicht. Wirst Du denn Teufelsgläser tragen wollen, derselbe, der heute Abend gesagt, als ich ihm seine Kurzsichtigkeit vorwarf, dem Dichter genüge es vollauf, nur das Schöne, Ideale am Menschen zu sehen?"

„Geb' ich zu, bester Teufel, gebe ich Alles zu. Vorhin, als ich so sprach, war ich eben ein armer kurzsichtiger Mensch, jetzt —"

„Wirst Du zum sehenden Teufel?"

„Mag sein, denn deutlich wird mir jetzt erkennbar, daß Sie Vortheil aus der Sache schlagen wollen. Mag der Handel denn beginnen um den ‚nebligen Lichtreflex', die arme Seele, wie wir Menschen sagen, denn unter dem thut's der Herr doch nicht?"

„Wie Du schlau bist, lieber Dichter!"

„Was wollen Sie, Höllenfürst? Wir Heutigen lieben eben scharf umrissene Situationen, wollen in jeder Beziehung mikroskopische Genauigkeit. Waren das nicht Deine eigenen Worte, liebster Teufel?"

„So ungefähr. Aber ich will Dir zeigen, daß auch der Teufel zu Zeiten besser sein kann, als sein Renommé. Also — Du giebst mir Deine Seele, ich gebe Dir die Gläser. Der Handel ist einfach, und wir werden bald einig sein. Als coulanter Mann gestatte ich Dir aber noch obendrein Umtausch, ja sogar Rückgabe der gekauften Waare" —

„Unnöthig, lieber Teufel, um meine Seele braucht's nicht so viel Federlesens. Bis ich einmal sterbe, wird die Dir doch verfallen sein."

„Ordnung vor Allem, liebster Dichter, beim Geschäft hört die Gemüthlichkeit auf. Ich bleibe also bei dem, was ich gesagt habe, Rückgabe der Gläser ist Dir gestattet für den Fall, daß ein Menschenkind, sei es, wer es sei, Du selbst oder ein anderes, eine halbe Stunde lang so recht von Herzen glücklich ist, wie ihr Menschen das nennt, durch meine Gläser! Tritt der Fall ein, so bist Du jeder Verpflichtung ledig gegen mich, ich nehme meine Gläser, und Du bist — frei."

„Notabene, wenn ich will," sagt Ernst lachend und dreht sich um, um sich in die bereits vorhin innegehabte Sophaecke zu werfen. Er gähnt ein paar Mal, nimmt den Klemmer ab und freut sich an seiner blitzblanken Neuheit: dann blickt er noch einmal nach jener Ecke hin, in der das Bild hängt. Der Teufel ist verschwunden, das Bild am alten Orte. „Schauderhafter alter Stahlstich!" denkt Ernst; dann schläft er ein.

* * *

Es ist am andern Morgen. Längst sind die Geräusche, das Leben und Treiben der großen Stadt erwacht, die Vorhänge an Ernst Sternberg's Fenster aber haben sich noch nicht aufgethan. Mit etwas benommenem Kopfe ist unser Dichter aufgewacht. Im ersten Momente weiß er sich nicht recht zu besinnen, wie es gekommen, daß er gestern Abend in der harten Sophaecke eingeschlafen ist. Erst nach und nach fallen ihm die Erlebnisse des gestrigen Tages ein, sein Fiasco im Theater, der nächtliche Besuch — „Curiose Geschichte," denkt er, „ich wollte nur, ich hätte den Klemmer in Wirklichkeit."

Und unwillkürlich greift er mit der Hand nach jener Stelle des runden Sophatisches, auf welche er in der Nacht des Teufels Glas geworfen. Kaum traut er seinen Sinnen, als er factisch den goldig blinkenden Klemmer mit den blitzenden Gläsern in der Hand hält.

„Sollte ich mir das Ding etwa im Wehmuthsrausche zugelegt haben, gestern Abend?" denkt er zweifelnd und setzt den Klemmer auf. Er tritt an's Fenster und blickt hinaus. Und wirklich, es ist keine Täuschung denkbar, das sind sie ja, des Teufels Gläser, die er sich heute Nacht erhandelt um das Heil seiner armen Seele! Das Bild in der Ecke des kahlen, im Morgenlichte nicht wohnlicher ausschauenden Zimmers scheint zu lächeln, Ernst aber achtet dessen nicht. Er schaut und schaut durch seine scharfen Gläser und kann des Schauens kein Ende finden. Ist er denn blind gewesen, ersteht da eine neue Welt vor ihm? Vorläufig liegt zwar nur der weite Promenadenplatz vor ihm, auf den die Front seines Hôtels hinabschaut, doch was erblickt er nicht Alles auf jenem boskettumsäumten Carré. Sieht er nicht deutlich die graue Sorge aus den Augen jener ältlichen, mit sparsamer Beamteneleganz gekleideten Spaziergängerin blicken, dieselbe, die ihm deutlich entgegenblickt von der Stirn des Gelegenheitsarbeiters da drüben, des alten Militärs, der eben dahergeschritten kommt. Mag dieser Letztere auch ein verhüllendes Lächeln auf seine Züge rufen, eine vornehme kalte Miene zur Schau tragen, für Ernst's Augen blickt die bleiche Sorge ebenso deutlich aus den Fältchen seines feinen, aristokratischen Gesichtes, wie aus den hageren, der Verstellung ungewohnten Zügen des ihm entgegenkommenden Proletariers.

Doch nicht nur Kummer und geheime Sorgen liest unser Dichter vom Antlitz, dem Exterieur der Passanten, alle Schäden des Leibes und der Seele, die kleinsten Risse, die sorgsamst aufgeheften Flecken erblickt er, wo er sonst nur glatte Außenseite gesehen. Ja, sein Blick dringt noch weiter in ihre Seelen hinein; freundliches Entgegenkommen wird ihm zur Berechnung, schüchternes Augenniederschlagen zur Pose, Bescheidenheit wandelt sich ihm in die geschickt darunter verborgene Eitelkeit und Frömmigkeit in Heuchelei. Wie lächelt er da über seine gute, alte Brille! Mit ihr hätte er kaum vermocht, das Gesicht der Dame auf jener Seite als hübsch zu erkennen. Heute sieht er mehr als dieses, sieht ganz genau, wo und wie die Kunst der Natur mit feinen Strichen zu Hülfe gekommen ist, und erkennt deutlich den niedrig brutalen Zug im anscheinend so liebreizenden Lächeln des üppigen Mundes. Die Dame ist ihm nicht unbekannt, schon gestern hat er sie ganz in der Nähe gesehen, ist sie doch Schauspielerin, und war gestern die Trägerin der ideal schönen weiblichen Hauptrolle in seinen „Sternbildern". Gestern hat er große Hoffnungen auf sie gesetzt — heut' blickt er sie mit anderen Augen an. Wohl mag ihre Kunst, Menschen darzustellen, groß sein, mit Recht von aller Welt bewundert werden; aber welch ein unverzeihlicher Mißgriff von ihm, dieser Phryne die Rolle seiner edel keuschen, ihm heute etwas langweilig erscheinenden Melitta zu geben! Wunder kann's ihn nach dieser Einsicht nicht mehr nehmen, wie wenig befriedigend ihm gestern seine Heldin scheinen wollte. Odette, Fedora, Marguerite

Digitized by Google

Gautier, derartiges lag dem innersten Sein jener Künstlerin wohl besser, da brauchte sie nur sich selbst zu geben, und würde sicher reussiren, wie geschaffen zu etwas durch und durch Modernem, etwas fin de siècle angehauchten, ursprünglich Realistischem.

Und da kam's dem Dichter wie eine Erleuchtung. Wie wär' es, wenn er die zu seiner Muse machte, versuchte ihr etwas Aehnliches auf den Leib zu schreiben, sie selbst, die so gut verborgene Schlange in ihr zu zeichnen mit ätzender Schärfe? Wäre das nicht ein Problem, interessant über die Maaßen? Wie sonderbar, daß er früher nie auf einen ähnlichen, so greifbar vor ihm liegenden Stoff verfallen! Die Schuld daran trug jedenfalls seine Kurzsichtigkeit und nicht nur die seine, sondern auch die seiner gesammten Umgebung in seiner Heimath, der kleinen Provinzialstadt mit ihrem engen Gesichtskreis. Heute schaudert ihn förmlich, dorthin zurückkehren zu sollen, und er findet, daß er es eigentlich sich und seinem Talente, besonders aber den herrlichen Gläsern schuldig sei, vorerst hier zu bleiben. Was sollen ihm diese Letzteren bei jener Welt im Wassertropfen? Das Getriebe der Großstadt, des Weltverkehrs sollen sie schauen helfen, die gewaltigen, unter der Oberfläche pulsirenden Leidenschaften erspähen, das nervöse Vibriren des Zeitgeistes, die moderne Menschenseele gleichsam seciren und in ihre Einzelschwingungen zerlegen. Und getragen von dem Eifer, der ihn überkommen mit den Teufelsgläsern, setzt Ernst sich an den eichenen Schreibtisch, der schon so vielen Reisenden vor ihm zur Erledigung ihrer Correspondenzen gedient, und schreibt, ehe er an sein neues Werk schreitet, einen langen Brief an seine Clarissa daheim, über welchen diese vielleicht den Kopf schütteln wird, in dem aber viel von modernen Schlagworten, Pleinairismus, einem weiten Gesichtsfelde und klarem ungetrübten Dichterauge die Rede ist.

„Nach dem Gesagten wirst Du begreifen, liebste Clarissa," schließt er endlich, „daß es mir vor der Hand unmöglich ist, schon jetzt zu Dir und dem Baby zurückzukehren. Auch bitte ich Dich, nicht hierher kommen zu wollen; unbedingtes Concentriren, größte Ruhe nach innen und außen, ein völliges Losgelöstsein jeden Erinnerns thut noth, wenn das Werk, welches ich plane, gelingen soll. Dann, liebes Kind, hoffe ich zuversichtlich, soll mir der Erfolg nicht ausbleiben, soll dieselbe Menge, welche sich am gestrigen Abend mit hämisch-mitleidigem Achselzucken von meinem veralteten Sujet wandte, gepackt werden in ihrem Innersten von dem scharf umgrenzten Spiegelbilde, welches ich ihr und meiner Zeit vorhalte. Du aber, Clarissa, sollst dann stolz sein auf Deinen Gatten."

Ja, das soll sie! sagt sich Ernst und rückt den Klemmer näher an's Auge, ehe er den Brief couvertirt und zu seinem Hute greift, um, bevor er an die Arbeit geht, noch einen vollen Blick in das rollende Leben der Großstadt zu werfen.

* * *

Eine geraume Zeit ist verstrichen. Winter ist's gewesen, und Frühling, ja Sommer geworden. Wer es irgend kann, wendet jetzt der Großstadt den Rücken, hinaus zu eilen in die freie, schöne Gotteswelt, und leerer und leerer wird es um Ernst, der noch immer seine Hôtelzimmer in der Residenz bewohnt. Auf so viel Fleiß, wie ihn jetzt unser Dichter entwickelt, mag die altersgeschwärzte Teufelsfratze an der Wand wohl selten geblickt haben. Nicht nutzlos hat er die Zeit verstreichen lassen; gearbeitet hat er, geschrieben mit unermüdlich sich verjüngender Spannkraft und sogar schon einige recht annehmbare Erfolge erzielt. Ueber Nacht ist sein Name bekannt geworden, und zwar zumeist durch Angriffe von den verschiedensten Seiten, besonders aber von jener schwachen Partei veralteter Idealisten, der auch er dermaleinst angehörte. Verketzern will man ihn jetzt als der Modernen Modernsten, der Zügellosen Zügellosesten, aber ungehört verhallen jene Stimmen, die es so wenig verstehen, sich bemerkbar zu machen in dem lärmenden Beifallsgetöse der Gemeinde, die ihn jetzt auf den Schild gehoben hat. Ernst fühlt sich, der Duft des Lorbeer berauscht, ein spöttisches Lächeln nur findet er noch für das, was Fama ihm zuträgt aus der heimischen Kleinstadt. Unbeirrt geht er seinen Weg, mögen jene dort auch in Entsetzen die Hände zusammenschlagen über den Apostaten; Clarissen's Briefe haben es ihm längst verrathen, daß man ihn unter die Verirrten rechnet. Wenn nur diese Briefe nicht wären, die ihn aus jeder Arbeitsstimmung reißen! Nervösen Schrittes durchmißt er eben jetzt sein Zimmer, die jüngste Epistel seiner Frau in der Hand.

„Also ich komme, Ernst," heißt es dort kurz und bündig, „Du magst mich nun haben wollen oder nicht. Mir ist, als sage es mir eine innere Stimme, Dich nicht länger allein zu lassen, wenn ich nicht Gefahr laufen will, Dich zu verlieren. Gebe Gott, daß es nicht bereits zu spät ist! Noch habe ich Dein neuestes Bühnenwerk ‚Proletarier des Geistes' nicht einmal gelesen, doch schon sein Titel, so himmelweit entfernt von den dereinstigen ‚Sternbildern' weckt die Befürchtung in mir, daß die häßlichen Besprechungen, welche mir darüber zu Gesicht kamen, nicht gänzlich aus der Luft gegriffen sein können. Sag, lieber Ernst, wie ist es nur möglich, daß Du, mein Mann, zu dessen Schaffen ich aufgeblickt habe als zu etwas hoch über der Alltäglichkeit Stehendem, im Ernste sagen kannst, Du habest die veraltete Ansicht vom Menschen, als dem Ebenbilde Gottes, in die zeitgemäßere vom vervollkommneten Affen verwandelt! Hast Du je Dein Kind, hast Du mich unter diesem Gesichtspunkte betrachtet?" — — —

„Unpersönlich können wir Damen doch niemals bleiben," sagt Ernst und stampft mit dem Fuße auf. „Wie heißt es da doch noch weiter? ‚Genial unverständliche Poetik des unter die Lupe genommenen Kehrichthaufens', sagt sogar ein Mann von Deiner jüngsten Arbeit, auf dessen Urtheil Du sonst viel Werth gelegt." —

„Ha, ha, ha," lacht Ernst und faltet den Brief, dem ein leises Heimathsparfüm entströmt, ärgerlich zusammen, „Du gute, schwachsichtige Seele! Bemerkst Du denn nicht, wie der Neid aus jedem Worte dieses Herrn hervorlugt?"

Und Ernst fährt mit der Hand über die Stirn, als müsse er etwas verscheuchen, was sich ihm aufdrängen will. Ja, einstmals hat auch er geglaubt an Güte und Wohlwollen, an reine edle Gesinnung, doch das liegt jetzt, einem Kindertraume gleich, weit, weit hinter ihm. Wohl ihm, daß er damals noch in elfter Stunde die Kurzsichtigkeit von sich geschüttelt, Wirklichkeit zu erwerben an Stelle hohler Phantasiegebilde, den blinden Götterglauben mit dem Flammenschwerte der Reflexion vertrieben hat. Theuer genug hat er's erkauft, sie jetzt zu schauen, die bitt're beißende Wahrheit; glücklich, trotz äußerlicher Erfolge, hat ihn sein scharfer Blick, der auch am Schönsten einen verborgenen häßlichen Flecken zu entdecken weiß, noch nicht gemacht, und jetzt, wo er dem Wiedersehen mit Clarissa entgegenblickt, beschleicht ihn ein geheimes Bangen in innerster Seele. Wie wird er sie wiedersehen, die ihm sein Gott, seine Welt gewesen? (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Morituri, Caesar, te salutant!

Trotz der vaterländischen Nachschlagbücher, die in üppiger Reichhaltigkeit und zu bedeutend herabgesetzten Preisen ausgegeben worden sind und jedem Prologdichter, jedem Festredner die Arbeit beträchtlich erleichterten, ist die oratorische Feier der nun glücklich überstandenen Ruhmestage doch nicht allenthalben ganz glatt von Statten gegangen. Zwar hat der deutsche Mann die Eigenschaft, beim Bier und kurz nach einem feisten Schmause auch die erschöpfendsten Reden mit freundlicher Geduld zu ertragen, und die Aufgabe der modernen Demosthenesse wäre Kinderspiel, wenn nicht ihr eigener Ehrgeiz sie beläftigte. Aber wer, dem ein menschenfeindliches Geschick das Recht gab, schuldlose Bürger ciceronisch zu vergewaltigen, weiß sich zu bescheiden, wer läßt es sich, in richtiger Erkenntniß seiner Talente, daran genügen, aus hundert dagewesenen Reden eine funkelnagelneue zu machen und mit ihr zu glänzen? Der kleine Vereinsredner, der Dorfschulze und andere einfache Leute sind es wohl zufrieden, als schlichte Wiederkäuer Triumphe zu feiern; der Regierungsrath, der Oberbürgermeister und rang-

Digitized by Google

verwandte Größen wollen Originales bieten und blendend geistvoll sein. Der Eine vergleicht darum das neue Kaiserthum schwungvoll mit dem Reiche Alexander's oder dem der Sassaniden; der Andere widmet in einem dreiviertelstündigen Trinkspruch auf Bismarck vierzig Minuten den überragenden Eigenschaften Roon's und Moltke's, und der dritte, ein Hofprediger, hält das schimpflichste Wort der Weltgeschichte just für passend, am Tage der Reichsjubelfeier citirt zu werden:

„Ich sehe Euer Auge in Thatenlust flammen; ich höre den Herzschlag der liebevollen Begeisterung in Eurer Brust. Wir geloben auf's Neue für Kaiser und Reich Treue bis in den Tod! . . .

Morituri, Caesar, te salutant!

Auf Dich aber, Herr Jesu Christ, hoffen wir, und wir wissen, daß Du uns aufhilfst. Wir lassen Dich nicht, Du segnest uns denn! Amen!"

Bitterböse Grimassen sind von den befrackten Gladiatoren geschnitten worden, die diesen Worten lauschen mußten, und der Gottesmann, der sich ihrer bediente, mußte von den Linken und den Rechten in der Presse scharfe, oder, wie Träger sagen würde, donnernde Proteste einstecken. Sclavische Gesinnung des Sprechers glaubte man aus seiner Arenafechter-Phrase herauszuhören, undeutschen Byzantinismus, Herrenverehrung, die sogar über Gottesverehrung geht. Mit all' diesen Vorwürfen hat man dem Hofprediger aber bitter Unrecht gethan. Er wollte mit seinem Todesgruße den Männerstolz vor Königsthronen so wenig beugen, wie er des etwas peinlichen Umstandes gedachte, daß der verrückte Unhold Nero gelegentlich der ersten Christenverfolgung die Märtyrer zwingen ließ, beim Eintritt in die Arena das „Morituri te salutant!" auszustoßen. Andererseits indeß hatte Herr Faber das Wort mit gutem Vorbedacht gewählt, nicht in der Hitze des Gefechtes hingesprochen, wie thörichte Freunde glauben machen wollen. Ich sehe den Mann, dem der ehrenvolle Auftrag geworden war, vor den höchsten Herrschaften und den Deputirten des Landes die Festpredigt zu halten, über seinen Schreibtisch gebeugt, den Kopf um prunkende, glitzernde, überraschende Wendungen zermarternd, um Wildenbruch-Effecte, die seinen Ruhm als brillanter Kanzelredner noch erhöhen könnten. Er beabsichtigte, kurz vor Schluß der Predigt mit einer verblüffenden, funkelnden Pointe tiefste Wirkung zu erzielen, „welch' ein geistvoller Mann!" sollte jeder andächtig Lauschende bei sich sagen. Und da Kanzelredner niemals Widerspruch erfahren, ist der Herr Hofprediger gewiß mit der stolzen Ueberzeugung davon gegangen, ein gutes Werk vollbracht zu haben. Man darf sogar annehmen, daß er die eigentliche Bedeutung des Circusschreies gar nicht kennt, daß er dabei vielmehr an Gregor Samarow-Samowar und seinen Todesgruß der Legionen gedacht hat . . .

Dem Jahrhundert der großen Worte ist es eigentümlich, daß in ihm nicht sowohl Thaten, als Redensarten den Gang der Ereignisse, die Stimmung der Volksseele und andere schöne Dinge mehr anzeigen. Wie viel pikante Details kann der Historiker, der nach uns kommt, aus leicht hingeworfenen Phrasen errathen, wie viel geheime Beziehungen thun sie ihm kund, wie viel Entwicklung, ja selbst wie viel gährende Fäulniß, von der er aus officiellen Urkunden niemals Kenntniß erlangt hätte! Die Stellung der protestantischen Kirche zur Staatsmacht, den unheilvollen Weg, den sie betreten hat und der nothwendig mit ihrem Untergange enden muß, die unfaßbare Verkennung ihres Ursprungs und ihrer heiligsten Aufgaben — Alles das und Aergeres noch beleuchtet blitzartig der Gruß der Sterbenden. Wüßte man nichts von dem weltfernen, vorsichtigen und doch unklugen Erlaß des Oberkirchenrathes gegen Naumann, von der Wandlung, die sich anscheinend in der Gesinnung dieser Behörde vollzieht, sobald die socialpolitische Gesinnung der regierenden Gewalten sich ändert, von der unbedingten Abhängigkeit des neuprotestantischen Kirchenthums, die es deutlich zu einer Dienerin und Gehülfin der Staatsmacht stempelt — der einzige Ruf an Cäsar unterrichtete den Unwissenden, aber Aufmerksamen über all' diese Vorgänge. Justament umgekehrt wie es anno 1524, vor dem vielberühmten Bauernkriegsjahre war, ist heute das Verhältniß der katholischen und der protestantischen Kirche zur weltlichen Regierung. Damals ein in Grund und Boden verderbter Papst und eine Clerisei, die es verlernt hatte, sich um die Noth ihrer kleinen Beichtkinder zu kümmern, die selbst das vergängliche Wort vom Krummstabe, unter dem gut wohnen sei, zu Schanden machten, die nichts thaten, der wetterleuchtenden Umwälzung durch — freilich noch nicht erfundene — Blitzableiter den Weg zu weisen. Heute wohnt ein kluger, gedankenvoller Mann im Vatican, dessen Dienst sich die ersten Diplomaten der Welt, die Rampolla und Galimberti, geweiht haben, der Encykliken über die sociale Frage veröffentlicht und wo es immer angeht, die Bildung reformerischer, katholischer Volksparteien begünstigt. In den Jahren um 1520 war der Begründer des deutschen Protestantismus auch das geistige Haupt der bäurischen und ritterschaftlichen Bewegung, die wirthschaftliche und politische Verjüngung des Reiches, Erneuerung an Haupt und Gliedern, verlangte. Heute befiehlt die evangelische Kirche ihren Aposteln, die Augen zu schließen, zu vergessen, daß Jesus Christus ein Agitator, ein Reformer im eminentesten Sinne war, sie befiehlt ihnen, zu vermitteln und zu versöhnen. „Ich bin nicht gekommen, zu versöhnen", spricht der Herr.

Bei dieser Stellung der beiden Confessionen zu den Forderungen der Zeit wird die christliche Kirche, wenn wieder ein Jahrhundert zur Neige geht, katholisch sein, oder sie wird nicht sein. Und leicht kann darum der Hofprediger, der die Sterbenden Cäsar grüßen läßt, recht behalten — nur daß die Sterbenden anderswo zu suchen sind als in den Reihen seiner Hörer.

Die bunte Phrase, das große Wort, das im Anfang war, will, scheint es, seine Macht bis zu allem Ende behalten. Es zwingt immer wieder von Neuem auch die in seinen Bann, die den Opiumrausch längst abgeschworen hatten. Wir sind freie Männer allzumal, wir setzen uns einen König als primus inter pares, nahmen die constitutionelle Regierungsform an, weil wir sie als die verhältnismäßig vernünftigste und am wenigsten kostspielige erkannten; für uns ist die Kaiseridee im Grunde wenig mehr als ein Verwaltungsprincip. Die mystischen Schauer des Gottesgnadenthums wehen eindruckslos an uns vorüber und verursachen uns im schlimmsten Falle politischen Rheumatismus; die Herrscherungethüme der Vorzeit haben für uns nur den Reiz der Curiosität. Wenn Quidde den Cajus Caligula in seiner putzigen Art zu neuem Leben erstehen läßt und die Sueton-Excerpte mit actuellen Spitzen und gar nicht gelehrten Ungezogenheiten ausstaffirt, so amüsiren wir uns darüber, wie wir uns über die asiatisch-heuchlerische Frechheit in Fulda's Talisman von ganzem Herzen amüsirten. Im Uebrigen aber wissen wir sehr genau, daß die Enkel Tiber's todt sind und daß wir gleichsam in einer gemüthlichen Republik mit gleichem Recht für Alle leben, in einer Republik, deren ehrliche und billige Verwaltung wir zum größten Theile gerade der Existenz einer „Krone" verdanken. Man sollte meinen, so gestimmten Bürgern eines solchen Staates wäre es gleichgiltig, wenn ein Rhetor gelegentlich zur farbigen Ausschmückung feingedrechselter Perioden ein geflügeltes Wort aus alter Zeit benutzt. Weit gefehlt. Das Morituri te salutant freilich hätte ihm Niemand verübelt, und man hätte selbst den abscheulichen Nachgeschmack der Phrase vergessen und den Blutdunst, der sie umwittert. Nur die Anrufung Cäsar's beunruhigte allerweiteste Kreise. Und männiglich hält es für durchaus erforderlich, schroff zu betonen, daß er erstens absolut keine Neigung verspüre, zu sterben, und daß es ihm zweitens für den Fall des Eintretens dieser unangenehmen Situation keineswegs beikommen würde, irgendwen zu grüßen. Hochachtungsvoll und manchmal sogar patriotisch erregt zieht man den Hut, wenn Einem auf der Lindenpromenade der Wagen Sr. Majestät vorbeisaust, aber dann salutirt man eben in seiner Eigenschaft als Ganzlebendiger. Selbst beim Tode für's Vaterland, der süß sein soll nach der Versicherung aller derjenigen, die ihn nicht erlitten haben, wäre es immerhin noch möglich, daß man sich im letzten Augenblicke zu einem schwachen Hurrah aufrafft, wenn der oberste Führer des Volksheeres ernst und voll gütigem Mitleid dahergeritten kommt. Der oberste Führer des Volksheeres, wohlgemerkt. Nicht der Cäsar. Der Cäsarismus ist todt, und man leidet es keineswegs, daß noch irgend Jemand von ihm spricht.

Denn man besorgt insgeheim, er könnte doch wieder lebendig werden.

Es besteht gar kein Zweifel daran, der Sohn des ersten Kaisers von Deutschland, Friedrich Wilhelm, hätte seine liberal-freisinnige Vergangenheit, die ihn wirthschaftlich auf die Seite der Manchesterleute, Schrader und Genossen, stellte, als Regent niemals verleugnet. Schwer nur läßt sich aus den spärlichen Regierungs-Handlungen des wohlmeinenden, aber naturgemäß mit der Politik seines Vaters unzufriedenen Mannes feststellen, welchen Weg er der Entwickelung Deutschlands vorgeschrieben hätte. Dem Todkranken erst ward der Thron zu Theil, dem Dulder, der alle irdischen Verhältnisse schon mit dem Maßstab der Ewigkeit maß, der nicht mehr kämpfen konnte und mochte. So war sein Wirken gering, aber frei von Parteileidenschaft und deßhalb groß. Der Sturz des unglaublichen Puttkamer, der die conservativste Bevölkerung zum rothen Radicalismus getrieben haben würde, verdient als befreiende That nicht minder hohes Lob als die fügsame, staatsmännische Weisheit, die dem Fürsten Bismarck — einem politischen Antipoden! — bedingungslos vertraute und nichts von seinen Machtvollkommenheiten nahm. So ist das Bild des Kaisers, des Regenten Friedrich von rührender und bezwingender Schönheit, ergreifend, sagenhaft und bezaubernd, wie es das unvergeßliche Bild des volksthümlichen Kronprinzen ist. Es klingt pietätlos, wenn man darauf hinweist, daß der gesunde Monarch höchst wahrscheinlich ein Regierungssystem zur Anwendung gebracht haben würde, wodurch die ohnehin schwierige innere Lage Deutschlands nothwendig verzweifelt geworden wäre. Die überschwänglichen Hoffnungen, die freisinnige Macher auf den Fürsten gesetzt hatten, sprechen deutlicher als eingehende Untersuchungen. „Dies Fest gehört der linken Seite, auf dieser Seite schlägt das Herz!" sang ein fortschrittlicher Barde, als es die silberne Hochzeit des Kronprinzenpaares zu feiern galt. Die Cobdenitenwirthschaft hätte das Reich, Volldampf voraus, in wenigen Jahren so unabbringbar fest auf die Sandbänke gefahren, daß von Ladung und Mannschaft vielleicht nichts zu retten gewesen wäre. Selbst heute, wo die Regierung in ihrer Art zweifellos Alles thut, den gefährlichen Kurs zu ändern, selbst heute ist die Gefahr des Aufrennens noch nicht überstanden, trotz aller Anstrengungen der Maschine. Und doch: Kaiser Friedrich, dessen Constitutionalismus über alle Anfechtung erhaben, der sogar einer Vorherrschaft des — liberalen! — Parlamentes kaum sonderlich abgeneigt war, Kaiser Friedrich hätte nun und nimmer eine Aera der Majestätsbeleidigungen erlebt wie sein Sohn, der doch die redlichste Absicht hegt und wiederholt geäußert hat, den Bedrängten zu helfen, die Herrschaft der Geldgroßen nicht noch drückender werden zu lassen. In Kaiser Friedrich erblickte eben alle Welt den Monarchen nach englischem Muster, und aller Haß gegen die Regierung, aller Zorn gegen ihre Maßnahmen hätte sich fast ausschließlich auf seine Minister entladen. Von den Ministern Kaiser Wilhelm's II. spricht man

Digitized by Google

kaum, und es ist sehr ungerecht, diese treuen Diener ihres Herrn überhaupt zu behelligen. Wilhelm II., der selbst regieren will, selbst gern die Verantwortung für bedeutungsvolle Regierungshandlungen trägt, erschreckt das von den Zeitungen erzogene Bürgerthum. Und die akademischen Erörterungen über die Verderblichkeit des Cäsarismus nehmen an Zahl und Umfang zu; breit ausführlich wird nachgewiesen, daß es historischer Widersinn ist, heute noch cäsaristische Pläne zu wälzen. Und trotzdem — wenn ein Hofprediger, nichts Böses denkend, sondern nur um einer exquisiten Huldigung willen, das verpönte, gefürchtete Wort fallen läßt, hebt erregtes Brausen, lautes Protestiren an, und schwer beleidigter Stolz freier Männer bäumt sich wüthend auf.

Es ist ein tiefes, tiefes Mißtrauen da, das kaum minutenlang weicht, ein geheimer Groll, der sich unterfängt, alle Mißerfolge der Reichspolitik, all' den Jammer der inneren Wirren nicht auf das Conto ministerieller, sogenannter „staatsmännischer" Unfähigkeit zu schreiben. Furcht vorm Staatsstreich geht um und offenbart sich hundertfältig. Doch diese Angst und die Besorgnisse sind grundlos, auch giebt Niemand weniger Anlaß dazu als Wilhelm II., der sich als Individualität fühlt, ausspricht und offen auslebt, aber eben deßhalb beweist, daß er, der legitime Fürst, den Cäsaren unseres Jahrhunderts nicht im Entferntesten verwandt ist. Moderne Cäsaren sind nothwendig Emporkömmlinge mit ungeheuren Plänen, zu deren Ausführung sie nicht minder ungeheurer Verschlagenheit, Kälte und Beständigkeit bedürfen. Der Cäsarismus droht Deutschland nicht von oben, er droht vielleicht von jener Seite, wo man heute noch mit grunddemokratischem Fluche aus dem Bette steigt und sich grunddemokratisch gähnend zur Ruhe legt. Wo man aber des Nachts vor Ehrgeiz und wilden Träumen doch nicht gut schläft, gleich jenem Cassius, vor dem gerade Cäsar ausdrücklich warnen zu müssen glaubte.

Caliban.

Japanische Kunst.

Wer einmal das langweilige Mutterland Europa auf ein Stündchen verlassen will, und sich heimisch machen in fremden Zonen unter fremdartigen Menschen, der gehe in die Behrenstraße zu Amsler & Ruthardt und besichtige dort die japanische Ausstellung.

Die Japaner sind uns ja schon lange nicht mehr völlig fremd. Seit gut einem Menschenalter macht ihre Kunst sich in der Entwickelung der europäischen Malerei, des europäischen Kunstgewerbes geltend. Wir haben Manches von ihnen lernen müssen. Es bleibt uns noch viel zu lernen übrig. Vor Allem sind sie niemals langweilig. Wer die erste Mühe, sich in ihre bizarre Formenschrift einzulesen, hinter sich hat, der blättert mit behaglicher Frohlaune durch das vergnügliche Buch ihres emsigen Kunstschaffens, ihrer witzreichen Lebensspiegelungen.

Bei Amsler & Ruthardt sind Bunt-Holzschnitte ausgestellt, die sich über ca. zwei Jahrhunderte erstrecken (1680 bis 1860). Man kann dort aus der Fülle der Anschauung sich selber ein Privatissime-Colleg über japanische Kunstgeschichte lesen, und man wird bald erkennen, daß es in Japan ging, wie es in der Regel mit Kunstentwickelungen geht. Die Anfänge sind noch verhältnißmäßig primitiv, wenn auch nicht gar zu primitiv — um 1680 hatte die japanische Zeichenkunst schon eine respectable Höhe erreicht! — dann aber setzt ein Aufschwung ein, die Mittel verfeinern, das Sehen vervielfältigt sich, die Persönlichkeiten werden pronoucirter. So füllt ein ruhiges gleichmäßiges Wachsthum das ganze 18. Jahrhundert. Da beginnt mit unserem Jahrhundert, was wir nach unserem Sprachgebrauch eine künstlerische Revolution nennen würden. Die Optik, die Hand, das innere Schauen werden plötzlich andere. Neue Kunstprobleme treten auf, eigenwillige Individualitäten drängen sich hervor, Traditionen und Autoritäten verlieren an Credit. Im Verhältniß zu Europa bleibt diese Kunst ja noch immer „japanisch", sie wird sogar vielleicht noch japanischer. Aber die „gute alte Zeit" ist vorüber. Utamaro, Korin, Hokusai, Hiroshige sind „Genies" mit all' deren Sturm und Drang, grob, kühn, neuerungssüchtig, und doch wieder zart und schmiegsam, weil feiner differenzirt. Sie entdecken den Duft der Linie, die Gluth der Farbe, den Wunderreichthum der Perspective, den unfaßbaren Reiz der Stimmung. Sie bilden auch die decorativen Principien bewußter aus, vertiefen sich in das Seelenleben der Landschaft und der Thierwelt und lieben über Alles den Hauch ihres persönlichen Kunststils. An die Heroen reihen sich dann die Epigonen mit ihrem Hang zur Subtilität und Raffinirtheit, mit ihrer zahmeren, verletzlicheren Seelencomplexion, mit ihrer routinirten Kennerschaft und Genießerschaft und mit ihrem geschwächten Productionsfond. Jetzt soll in Japan bereits der Verfall eingetreten sein. Doch bis in unsere Zeiten führt uns die Ausstellung bei Amsler & Ruthardt nicht herab.

Man kann die japanischen Holzschnitte füglich mit den Bildern auf altgriechischen Vasen vergleichen, und ich habe das früher wiedergeholt gethan. Das Verhältniß zum Leben ist in überraschender Weise dasselbe: ein frohes Betrachten und treues Wiedergeben. Man könnte ihnen als dritten im Bunde die alten Niederländer gesellen, die gleichfalls ihr Dasein rückhaltlos und mit urkräftigem Behagen in die Kunst zu übersetzen wußten. Man könnte somit Hellas, Japan und etwa Rembrandt als die Lehrmeister bezeichnen, von denen man am besten erfahren kann, wie man die Kunst zum Leben in ein richtiges Verhältniß setzt. Man könnte auf diese drei Lehrmeister eine ganze Aesthetik der Gegenwarts-?, nein, der Zukunftskunst bauen, und es wäre nicht uninteressant, da zuzuhören. Das „könnte" man. Für jetzt will ich mich indeß zu solch weitläufigen Promenaden nicht verleiten lassen.

In einem Punkt unterscheidet sich Japan von Hellas grundsätzlich. In Hellas herrschte der Mann, in Japan herrscht das Weib. Die altgriechische Kunst ist daher im tiefsten Grunde männlich, die japanische ist weiblich. Zwar sind die Künstler, wie es scheint, ausnahmslos Männer. Aber all' ihr Sinnen und Trachten zeigt sich vom Weibe beherrscht. Was das zu bedeuten hat, kann nur der noch fragen, der die Weiber nicht kennt. Wo die einmal die Hand im Spiel haben, da mischen sie auch die Karten.

In Japan ist sogar noch etwas mehr der Fall. Das ganze Kunstempfinden ist verweiblicht worden. Die Männer haben sich den ästhetischen Bedürfnissen der Frauen so vollkommen angeschmiegt, daß sie selber ganz darin aufgehen. Natürlich sehen sie die Frauen mit Männerblicken. Aber das wollen die Weiber ja gerade. Dafür sehen sie indeß den Mann beinahe mit Frauenblicken. Und auch das ist den Weibern willkommen. Ich sage: „beinahe". Sie sehen den Mann so, wie er den Frauen gefällig ist, aber nicht wie er ihnen imponirt. Die Frauen lassen sich zwar gern imponiren, es ist ihr innerstes Naturbedürfniß. Nur, — der Mann darf nichts davon wissen. Der galante Mann stellt sich daher, als wisse er wirklich nichts davon. Die Japaner aber sind galant. Ihre Männer sind alle gehorsame Diener, nicht imponirende Herren. Was im Manne von Kraft und Rauhheit lebt, das ist bescheidentlich ausgemerzt, oder es flüchtet sich in Theatermasken. Dort aber wird es in's Groteske verzogen, wodurch selbst das Furchtbare und Grausame etwas Spaßhaft Trauriges und dadurch für die allergnädigsten Gebieterinnen Erträgliches bekommt.

Die japanischen Frauen aber zeigen nie irgendwelchen Zug von Grausamkeit oder Furchtbarkeit. Wie sollten sie auch? Derartiges ist ja bei Frauen — nicht vorhanden, darf nicht vorhanden sein . . . in den Augen des wohlerzogenen Mannes. Die japanischen Frauen sind immer lieblich, putzig, kokett. Sie sind „Damen", sorgfältig geputzte und frisirte Damen, die mit Fächern wedeln, mit den Augen spazieren gehen und mit der Riesenschleife auf ihrem verehrten Unaussprechlichen geheimnißvoll wackeln. Sie unterscheiden sich dadurch von den europäischen Damen, daß sie sich nicht den Anschein geben, als seien sie Neutra, die von allem Geschlechtlichen keine Ahnung haben. Sie legen vielmehr Werth darauf, Weiber zu sein und als Weiber erkannt zu sein. Dabei sind sie in keiner Weise unverschämt oder unverfroren. Sie haben eher etwas Zimperliches. Aber sie verleugnen nie ihr specifisches Parfüm.

Sie fühlen sich durchaus als die Herrinnen der Situation. Sie gehen bei Sonnenschein an fließenden Wassern spazieren, sie kauern sich unter den blühenden Kirschenbaum zu einem kleinen Plausch, sie lehnen sich zuzweit in süßer Trägheit über die Altanballustrade, sie hocken in lieblichen Plapperschaaren beisammen auf der großen Theevisite, oder Nachts auf dem Wasser bei Lampionbeleuchtung. Daß sie Kinder haben, scheint nicht vorzukommen. Wenigstens sind diese nie in dem obscönen und dazu so unbequemen Alter eines Babys. Wenn sie einmal ausnahmsweise dabei sind, dann können sie bereits gehen, haben prächtige Kleider an, im Uebrigen aber die Verpflichtung, das Mäulchen zu halten und Mama nicht zu stören. Denn Mama ist eine hübsche junge Frau, die vom Leben noch recht, recht viel haben und genießen will, und die jetzt gerade spazieren geht und dabei gern ihre eigenen Gedanken hat. Die Japanerinnen haben fortwährend eigene Gedanken. Man sieht es an ihren listigen Schlitzäuglein und an dem süß gerümpften kleinen Mündchen. Für sie Alle ist das Leben so schön, fast möchte man glauben: ohne Probleme.

Das Innigste und Heiligste scheint also diesem Zweig japanischer Kunstübung fast geradesо verschlossen zu sein wie das Furchtbare und Gewaltige. Die Japaner schildern das Leben, soweit es ein galantes Spiel oder ein träges Genießen ist. Eine Regenschauer, ein Schneegestöber sind die schlimmsten Unfälle, die sie darstellen. Merkwürdig, daß sie bei all' dieser Zahmheit so wenig verlogen sind! Oder haben bloß wir Europäer keine Ohren für ihre Verlogenheit? Aber ich glaube es wirklich: als Künstler sind sie nicht verlogen! Daher stellen sie die menschliche Verlogenheit so naiv-raffinirt, so liebenswürdig dar. Sie ereifern sich gar nicht über das Lügen. Das Lügen ist so was Selbstverständliches. Und zudem sind sie ja Frauenverehrer. Na, da also —!

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Lebenswende. Tragikomödie in fünf Akten von Max Halbe. (Deutsches Theater.) — Untreu. Komödie in drei Aufzügen von Robert Bracco. (Lessing-Theater.) — Hals über Kopf. Schwank in drei Akten von Alexandre Bisson. (Residenz-Theater.)

Seit der Niederlage des „Amerikafahrers", dem man im Neuen Theater mit allzu rüpelhaftem Hohne entgegentrat, hat Max Halbe hart und ehrlich gearbeitet, um einen großen, seiner „Jugend" würdigen

Digitized by Google

Erfolg zu erzwingen. Er hat ein oder zwei vollendete Dramen mißtrauisch, in strenger Selbstkritik, bei Seite gelegt, was schon etwas bedeuten will, wenn ganz unbekannte Dichter es thun, und was heroisch gehandelt ist von Jemandem, dem die Berliner Bühnen doch offen stehen. Die feine und innerlich vornehme Natur Halbe's zitterte vor dem bloßen Gedanken, daß ihm und seiner Schöpfung neuerdings das grausame Schicksal jener schlecht gereimten und hastig zusammengeschriebenen Fastnachtskomödie bereitet werden könnte. Zum Glück gelang es diesmal, trotz der Massacrestimmung einer kleinen, aber nicht ohnmächtigen Partei im Zuschauerraume, das Stück wenigstens zu Ende zu spielen und ihm den üblichen Aktschlußbeifall zu sichern. Der Abend begann unheildrohender, als er ausging, die Pfeifer aus Florian Geyer hatten neue Apostel des Hausschlüssels erweckt und übten sich frühzeitig in ihrer hohen Kunst. Da man aber diesmal gereizten, lärmvollen Widerspruch nicht durch unvernünftigen Applausradau hervorrief, wie es die Hauptmannpülcher gethan hatten, so konnte sich Herr Halbe vom dritten Akte an seinen Freunden zeigen. Doch kam er nicht als Sieger.

In der „Jugend", diesem dramatisirten, schwermüthigen Volksliedchen, hatte Halbe gegeben, was ihn vor Mitstrebenden auszeichnet: Poesie, frisches, naives Herzensleben. All die schweren Fehler, die groben, technischen Unbeholfenheiten der Arbeit hatte man gern übersehen im Hinblick auf die Klarheit des Conflictes, die schöne Einfachheit der Figuren. Mit der „Lebenswende" wollte der Dichter höher hinaus. Seine Charakterisirungskunst sollte sich hier an größeren, schwierigeren Aufgaben erproben. Verzwickte Menschen in verzwickten Situationen sollten dem verständnißvoll lächelnden und lauschenden Hörer die feinsten Fältchen ihrer sturmbewegten Herzen weisen. Kein Seelengemälde, nein, denn Halbe verachtet die bunten, unrealistischen Farben und versteht sich wohl auch so wenig wie Daniel Chodowiecki auf sie. Eine saubere Radirung wollte er bieten. Schade, daß er die kalte Nadel doch nicht so zu führen weiß wie der Danziger Altmeister.

Es sind nur ein paar Figuren, die das höchst einfache Getriebe des dramatischen Räderwerkes in der „Lebenswende" in Gang setzen. Sie, die Zimmervermietherin Olga, das Fräulein von dreißig Jahren, die einen todten Jugendfreund wittwenhaft betrauert und sich nun auf den ersten Blick in Ihn verliebt, sich verschwört, Alles für ihn zu opfern, ihn und seine Erfindung einer Welt zum Trotz durchzudrücken, sei es auch um den Preis ihrer Verehelichung mit einem ekten, alten Burschen. Er, der vielerfahrene, viel umhergeworfene Mann, der einen Capitalisten für sein neues, epochemachendes Erzgußverfahren sucht und nur die Arbeit, nichts als die Arbeit, auch die Weiber nicht mag. Sie mit ihrer Aufdringlichkeit und ihrer unwahrscheinlichen, jedenfalls nicht genügend motivirten Flackerliebe, die sie veranlaßt, aus Neigung zu dem fremden, sie überdies verschmähenden Manne ihre Hand einem x-beliebigen Patron zu versprechen, nur damit der Geliebte Geld für seine Experimente bekommt; er, ein Doctrinär und Schaffenswütherich, aber der Genußsucht baar, die gerade diese Menschenart gewaltsam, tigergleich überfällt, unglaublich und unwahrscheinlich in seiner gar nicht junggesellenhaften Starrheit — das sind die symbolistischen Typen, die sich Max Halbe für sein Spiel ausgedacht hat. Sie leben nicht, wie viel feine Züge sie auch dem Bienenfleiße ihres Schöpfers verdanken. Frischer sind die anderen Leutchen des Stückes, wenn auch weniger sympathisch, weil weniger tief und fein gedacht. Der versoffene Liederjahn von Student hatte für die Erzeugung der in einer Komödie immerhin erforderlichen Heiterkeit zu sorgen; drastisch und deutlich wie er war die nichtsnutzige, rohe, kleine Kokette, die ihn narrt; unklarer blieb ein smarter Geldgeber aus Amerika, der Fräulein Olga's Jugend gekannt hat, sich ein wenig spät ihrer Anmuth erinnert und nun doch wenigstens, Dank seinem Mammon, dem Techniker zu verdientem Ruhme verhelfen kann. Der Mann, der sie nicht mag, und der Mann, den sie nicht mag, associiren sich nachher zu gemeinsamem, ernstem Werke und überwinden so an der Lebenswende alle holde Jugendeselei.

Ob die Erfindungskraft Halbe's arm und schmal wie die Gerhart Hauptmann's ist, oder ob er, sehr irriger Weise, eine starke Handlung für den Ruin aller psychologischen Kunst hält, mag dahingestellt bleiben; zum Erbarmen matt ist der dramatische Pulsschlag des Stückes. Alles Interesse, das die saubere und geistvolle Zeichnung der Figuren in den ersten Akten einflößte, verschwand, als sich klar ergab, daß Halbe nur ein einziges Motiv zu variiren wußte und gleich im ersten Akte Trumpf ausgespielt hatte. Die dramatische Handwerkslehre des Avonianus ist neulich in diesem Blatte, nicht ganz zu Unrecht, arg mitgenommen worden, Schulmeisterei taugt nicht in die große Kunst, aber wohin es führt, wenn der junge Nachwuchs, auf dem doch die Hoffnungen unseres Theaters ruhen, jede, auch die erprobteste, selbstverständlichste Regel der Technik mißachtet, zeigt leider gerade Halbe's Beispiel. Die in den ersten vier Aufzügen angeschlagenen Accorde vereinigen sich nicht im Schlußakt zu einheitlichem, starkem Klang, sondern verhallen wirr und matt; statt die wärmste Theilnahme zu erzwingen, ermüdet und langweilt der letzte Akt, interessirt nach keiner Seite mehr. Denn auch die Charakterstudien verlieren in diesem undeutlichen Hin und Her, dieser grauen Nebelei, ihren Glanz. Halbe hat mehr gewagt, als ihm sein Talent zu wagen erlaubte; er hat aber auch mehr gewagt, als der erste, größte Dramendichter wagen dürfte. Man versuche es immerhin, ein Theaterstück ohne Wildenbruchereі zu geben, ohne das Gedröhn der „äußeren Handlung", die ja freilich, scheint es, zu den Coulissen gehört wie der Schlägel zum Gonggong. Aber will man sie ausmerzen, so muß dafür verdreifachte Dichterkraft auf die Menschengestaltung, auf Werden und Wachsen ihrer Seelen verwandt werden. Selbst das hat Halbe nicht gethan. Redet nur nicht von Kunst und Können, wo Unkunst und Unkönnen auf den Tisch hauen und noch stolz auf sich zu sein scheinen. Wollen die Jungen, die es bisher wohl zu einigen scandalvollen Theaterabenden und einer geschlossenen Phalanx fanatischer Anhänger gebracht haben, nicht nur mit ihrem Schweiß und Blut den Boden für kommende Talente, oder schlimmer noch, für ärmliche Faiseure düngen, so müssen sie jetzt endlich die ehernen Bedingungen des Theaters studiren und achten. Ihr Kopf ist doch nicht hart genug, um die Mauer zu durchstoßen — kommt es ihnen wirklich so wenig, so unverantwortlich und beschämend wenig originell vor, mit Goethe, Kleist und Hebbel durch die Thür zu gehen?

Müht das Deutsche Theater, bei zerschmetternden Mißerfolgen, sich rastlos und in seiner Art redlich um die Zukunft unserer Bühne, so glauben seine berufenen Nebenbuhler, ihrer Pflicht genügt zu haben, wenn sie von Zeit zu Zeit, sobald es im Parkett allzu leer geworden ist, eine sogenannte Novität, die dreizehnte vom Dutzend, herausbringen Mit Vorliebe wird Import-Waare serviert. Herrn Robert Bracco's Komödie: „Untreu" hat einen niedlichen zweiten Akt, der zwar äußerst starker Tabak, aber, gut gespielt, doch seiner Wirkung auch bei Feinschmeckern gewiß ist; im Uebrigen brauchen wir uns eigentlich Imitationen der Pariser Boulevardkunst nicht aus Italien zu verschreiben, das Simili wird auch hier zu Lande in reicher Fülle erzeugt. Zugegeben mag Herrn Bracco dabei doch werden, daß seiner Nachahmung wenigstens Geist und Anmuth nicht fehlen, wie dies bei einigen, geradezu verbrecherischen ein- und mehraktigen Albernheiten hiesigen Fabricates der Fall ist. Also dieser zweite Akt. Eine elegante Löwenhöhle, vom Parfüm der Verführung in jedem Winkel durchduftet, nur der Löwe selbst, der Ladykiller, macht eine jämmerliche Figur. In seinen gefährlichen Schlupfwinkel bricht das Opfer, Madame, ein. „Da bin ich — nun verführen Sie mich!" Der Don Juan steht starr, und starr lauscht Alles, was in Premièren schon viel gehört hat, aber so etwas noch nicht. Und nun beginnt ein wirklich recht vergnügliches Spiel zwischen dem stolzen Weibe, das den frauenverderbenden Mann durch ironische Ungenirtheit, poesielosen Hohn völlig einschüchtert und ihn, als er gereizt, in aufbrausender Brutalität von seiner physischen Ueberlegenheit Gebrauch zu machen droht, mit vernichtendem Spott völlig in die Enge treibt. Diese Scene verdient, bei all' ihrer Verlogenheit und Gemeinheit, ob der guten und geschickten Arbeit ein Lob; sie ist für das verfeinerte Berlin von 1896, was den Römern zur Zeit des älteren Cato die Entkleidungsscene war: rüder Sinnenkitzel. Aber sie flößt doch für den Spitzbuben von Autor so viel Theilnahme ein, daß man sich ärgerlich sagt, der Kerl hätte wohl auch etwas Vernünftigeres fertig gekriegt. Die anderen im zweiten Akt von „Untreu" enthaltenen Scenen, die das curiose Paar vom gelangweilten Gemahle Signora's überrascht zeigen, nicht minder der vorhergehende und der folgende Akt sind herzlich gleichgiltig, der erste sogar langweilig. Ein paar niedliche, sogar witzige Schluß-Frivolitätchen sorgen indeß dafür, daß die behagliche Stimmung nicht zu guterletzt in's Gegentheil umschlägt.

Nur scheinbar untreu ist die Frau dem Manne auch in Bisson's „Hals über Kopf", das Alexander's und Pansa's leider sterile, unveränderliche Komik im Residenz-Theater lange über Wasser gehalten hat. Madame, die wie Francillon geschworen hat, ihrem Gemahl Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sobald er sie betrügt, rächt sich vorschnell, auf einen bloßen Verdacht hin. Der Gatte reinigt sich glänzend von allen Vorwürfen, doch die Unglückliche, die keinen Point vorhaben will, schickt ihn fein herausgeputzt zu einer Cocotte, daß sie ihn verführe und nun wirklich zum Sünder mache. Doch das Tugendschaf widersteht heldenhaft allen Lockungen, und Madame müßte sich zu Tode grämen, wenn nicht glücklicher Weise ihr Fehltritt nur Hirngespinnst gewesen wäre. Die kecke, doch nicht neue Idee hat der alte Jongleur mit keckem, doch nicht immer neuem Witze durchgeführt; manchem seiner Tricks gaben sogar die Fliegenden Blätter zu München das Leben, andere, so das Herzklopfen Alexander's bei jeder Liebesthat, hat er von sich selbst abgeschrieben. Daß der Aufbau des Spaßes zwar schablonenhaft, aber doch, an der französischen Technik gemessen, tadellos ist, ein hochelegantes Rechenexempel, ohne eine Zahl zu viel oder ein Bindungszeichen zu wenig, versteht sich bei Bisson am Ende von selbst. Die Vorzüge des Mathematikers erbleichen indeß bedenklich, sobald seine Erfindungsgabe, wie diesmal, völlig in's Stocken geräth. Selbst der hübsch zugespitzte Dialog und der Reichthum an Nuditäten macht dann die sorgsam abgezirkelte Steppe nicht erfreulicher.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

HANS VON BÜLOW
Briefe und Schriften
herausgegeben von
Marie von Bülow.
I. Briefe.

Band I u. II mit Bildnissen und Faksimilen. ℳ 10.—, geb. in Leinw. ℳ 12.—, in Halbfranz ℳ 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände „Briefe" vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

Eine neugegründete Verlagsbuchhandlung sucht mit

Schriftstellern

in Verbindung zu treten und erbittet Verlagsangebote, auch solche größeren Umfanges, unter **G. S. 300. Leipzig.** Postamt Täubchenweg postlagernd.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung.) — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind soeben erschienen von

Kuno Fischer:

Goethe's Sonettenkranz.

(Goethe-Schriften 4.)
8°. Brosch. Mk. 2.

Die langerwartete Fortsetzung der Goethe-Schriften.

Kritische Streifzüge wider die Unkritik.

(Kleine Schriften 4.)
8°. Brosch. Mk. 3.20.

Wir machen besonders aufmerksam auf die sehr lehrreichen polemischen Erörterungen, den Tasso betr., mit Bezug auf des Verfassers Buch: **Goethe's Tasso.**

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und Karolinen.

Ein Spaziergang durch die Eifelberge
von
Hermann Rubel.

Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana"** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß", in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina"**, nicht fehlt.

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 83.

Staats- und Socialwissenschaft.

Etwa 1800 Nummern.

Oscar Schack in **Leipzig,** Königsstr. 15.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

INDIANA UNIVERSITY

№ 6. Berlin, den 8. Februar 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Lehrerbesoldungen in Preußen. Von P. Asmussen. — Das elektrische Berlin. Von Wilhelm Berdrow. — **Literatur und Kunst.** Kunst und Oeffentlichkeit. Von Hans Schmidkunz. — Angelus Silesius redivivus. Von Otto Julius Bierbaum. — **Feuilleton.** Die Teufelsgläser. Von A. Hoffmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Theilung der Türkei. Von Timon d. J. — Die tanzende Mänade. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Lehrerbesoldungen in Preußen.

Von P. Asmussen.

Kein Mensch, nicht einmal neulich im Parlament, leugnet es eigentlich, daß die Lehrerbesoldungen nicht recht zeitgemäß sind. Nun meinen Einige, daß eine Regelung der Besoldungsverhältnisse erst eintreten könne, wenn ein volles Schulgesetz erlassen wird, und Andere meinen wieder, daß ein Dotationsgesetz erst dann erlassen werden könne, wenn die allgemeine finanzielle Lage eine bessere geworden sei. Dem ersten Einwand ist entgegenzuhalten, daß die Dotationsregulirung genau ebenso gut für sich allein geregelt werden kann als seiner Zeit das Pensionswesen, und daß es sich vielleicht empfiehlt, die weitläufige und heiß umstrittene Schulgesetzgebung stückweise vorzunehmen. In diesem Falle aber läßt sich die finanzielle Seite der Schulfrage am leichtesten von der ganzen Materie loslösen. Den letzten Einwand beantworten wir zunächst mit dem Hinweis darauf, daß wenn eine Ausgabe nothwendig ist, sie altem Herkommen gemäß gemacht werden muß. Ist also eine Besoldungsaufbesserung nöthig? Die Frage ist zuerst zu beantworten.

Im Nachfolgenden bringen wir die nachweisenden Zahlen aus der Provinz Schleswig-Holstein und bemerken dazu, daß hier die Lehrer in Bezug auf Gehalt besser stehen, als in anderen, wenigstens in vielen anderen Regierungsbezirken. Zunächst darf der Satz als berechtigt hingestellt werden, daß die Einnahmen aus einem Beruf in einem gesunden Verhältniß stehen müssen zu den Ausbildungskosten für den Beruf. In Schleswig-Holstein muß der angehende Lehrer zwei Jahre die Präparandenanstalt und drei Jahre das Seminar besuchen. Mit 600 Mark im Jahre kommt auch der Sparsamste nicht aus. Die Ausbildungskosten belaufen sich also immerhin auf 3000 Mk. und darüber. Dafür wird ein Anfangsgehalt gewährt, das auf dem Lande 900 Mk. selten, in der Stadt 1200 Mk. nie überschreitet. Vor reichlich zwanzig Jahren wurde das Minimalgehalt auf 900 Mk. festgesetzt. Damals bekam ein Lehrer auf dem Lande allenthalben für 300 Mk. im Jahre freie Beköstigung, an vielen Stellen brauchte er nicht einmal so viel auszugeben. Heute bekommt er sie für 400 Mk. im Jahre nicht allenthalben, für 360 Mk. selten. Damals war die Ausbildung des Lehrers für sein Amt billiger. Mit 1500 Mk. ließ sich unter Umständen, mit 1800—2000 Mk. sicher fertig werden, denn der Besuch einer Präparandenanstalt war selten. Nach der Confirmation übernahm der junge Mensch eine Präparandenstelle. Er ertheilte unter Aufsicht und thätiger Beihülfe des Oberlehrers den Unterricht in einer Mittel- oder Unterclasse und bereitete sich für die Aufnahme in's Seminar vor und verdiente außer freier Station durchschnittlich 150 Mk. im Jahre.

Heute sind die Präparandenstellen sämmtlich eingegangen und in Minimalstellen für seminaristisch gebildete Lehrer umgewandelt worden. Private Ausbildung für das Seminar ist heute kaum mehr möglich. Der angehende Lehrer muß Präparandenanstalt und Seminar durchmachen. Verdient er nun hinterher 900 Mk., so gehen für Beköstigung und Schuldenzinsen mindestens 500 Mk. ab. Soll dann noch der Lehrer für Kleidung und Wäsche, für Beleuchtung und Reinigung seiner Wohnung Sorge tragen, sich in seinem Amte und Berufe fortbilden, Steuern und ähnliche Ausgaben entrichten und wenigstens halbwegs standesgemäß leben, so bleibt für Schuldentilgung wenig oder nichts übrig. Das brächte nun auch weiter keinen Nachtheil, wenn nur mit den Jahren das Diensteinkommen genügend stiege. Manche Beamtenkategorie muß eben mit einem Gehalte anfangen, das nur mühsam seinen Mann nährt. Sehen wir, wie es mit dem Aufrücken steht.

Ganz abgesehen davon, daß damals 900 Mk. für den jungen Lehrer mehr waren als heute — er brauchte damals an Kostgeld und Schuldenzinsen etwa 350 Mk., heute 500 Mk. — ganz abgesehen von dem, ist heute das Aufrücken in bessere Stellen schwieriger geworden. Damals gab es viele übervölkerte Classen, die seit der Zeit getheilt worden sind, die Präparandenstellen sind in Stellen für seminaristisch Gebildete umgewandelt worden, fast ohne Ausnahme mit Minimalgehalt oder wenig darüber, und zudem haben sich mit zunehmender Bevölkerung auch die Schulstellen vermehrt. Damals kamen etwa 120, heute etwa 180 Seminaristen im Jahre neu in's Amt. Die Vermehrung der Schulstellen ist aber in weitaus überwiegender Zahl, über 80 v. H., so erfolgt, daß Stellen mit 900—1000 Mk. Gehalt geschaffen wurden. Schon bei der Dotationsregulirung von 20 Jahren beging man den Fehler, daß man wohl die Stellen, die noch keine 900 Mk. einbrachten, auf 900 Mk. brachte, aber die Dotation der Stellen, die bereits auf 900 Mk. standen, nicht erhöhte. Eine Reihe von besser dotirten Stellen sanken dadurch zu Minimalstellen hinab. Und seither ist das Verhältniß zwischen

Digitized by Google

Minimal- und besser dotirten Stellen ein immer ungünstigeres geworden. Dem Inhaber einer Minimalstelle ist es immer schwerer geworden, eine besser dotirte zu erhalten. Vor 20 Jahren konnte ein angehender Lehrer noch rechnen, daß er auf der Minimalstelle 3 — 5 Jahre bleiben wolle, dann habe er Anspruch auf eine besser dotirte, etwa zu 11—1200 Mk., und nach abermals 5—10 Jahren könne er eine gut dotirte verlangen und dort für den Rest seines Lebens oder seiner amtlichen Thätigkeit bleiben. Und diese Rechnung trog selten.

Heute kommt es sehr häufig vor, daß ein Lehrer, der nach 10 Dienstjahren die erste staatliche Dienstalterszulage bekommt, nur ein Gehalt von 900 Mk. und wenig darüber hat. Mancher Lehrer kommt in seinem Leben überhaupt nicht höher, als auf ein Gehalt von 1200 Mk., wozu dann nach und nach die staatlichen Alterszulagen kommen. Wenn nun 900 Mk. für einen Junggesellen ausreichen und Mancher 10 Dienstjahre hat, bevor er mehr bekommt, so wird auch diese Zulage ihm kaum die Gründung einer Familie gestatten, und er kommt so leicht auf keinen grünen Zweig. Das zu geringe Grundgehalt und das zu späte Eintreten und das zu langsame Höhergehen der Alterszulagen sind die Calamitäten bei der gegenwärtigen Besoldung der Volksschullehrer.

Man hat nun gesagt, daß der Lehrer gar nicht nöthig habe, so früh zu heirathen, man hat ihm den Vorwurf gemacht, er heirathe leichtsinniger Weise, bevor seine Einnahme ihm die Ernährung einer Familie gestatte, er sei mithin selber Schuld, wenn er später mit Noth und Sorgen zu kämpfen habe. Dagegen ist einzuwenden, daß aus solchen Vorwürfen eine Kenntniß der Lage unserer jungen Landlehrer nicht geschlossen werden kann. In der Stadt ist es leicht, für einen Lehrer Beköstigung zu bekommen. Es giebt dort immer Familien, die durch Kostgeben Geld verdienen wollen. Sonst giebt es für den Zweck Gasthöfe und Speisehäuser genug. Auf dem Lande ist es schwer, in dieser Weise ein passendes Unterkommen zu finden. Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende wollen in der Regel von einem Kostgänger nichts wissen, betrachten es vielmehr als eine theuer zu bezahlende Gnade, wenn sie den Lehrer in Kost nehmen. Das Essen im Wirthshaus aber ist für den eben aus dem Seminar Entlassenen und sich seiner Freiheit Erfreuenden nicht nur eine Versuchung, sondern auch eine Quelle übler Nachrede. Auch sonst steht auf dem Lande der unverheirathete Lehrer ohne rechten Anhalt da. Frühes Heirathen ist für ihn nicht nur angenehm, sondern an manchen Orten eine Nothwendigkeit.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserem Thema zurück. Wer gleich nach bestandener Seminarabgangsprüfung in eine größere Stadt kommt, wo das Lehrergehalt mit den Dienstjahren steigt, der hat vor seinen Mitzöglingen einen großen Vorzug. Und doch kann man nicht sagen, daß nur die Tüchtigsten dieses Vorzugs theilhaftig werden und daß es eigene Schuld Derer ist, die sich das Land zum Wirkungskreis erwählen, wenn sie dieses Vorzugs verlustig gehen. Einmal brauchen diese größeren Städte nicht immer jedes Jahr dieselbe Zahl von Lehrkräften, sodann haben die Abgehenden nicht die Freiheit, hinzugehen, wohin sie wollen, sondern müssen sich in den ersten 3 — 5 Jahren mit der Stelle begnügen, die die Regierung ihnen zuweist. Hinterher beziehen die Städte noch immer einige Lehrkräfte vom Lande, aber wer übernimmt die Garantie dafür, daß dies immer die tüchtigsten sind? Und wenn auch, ist es nicht auch nothwendig, daß dem Lande tüchtige Lehrkräfte erhalten bleiben?

Uebrigens ist auch auf dem Lande das System der besser und schlechter dotirten Stellen ein Anachronismus, ein Ueberbleibsel aus einer Zeit, da die Dotirung der einzelnen Stellen Sache der interessirten Gemeinden war und wo der Lehrer noch von den Schülern Schulgeld bekam. Freilich wird von einigen Seiten behauptet, der Lehrer werde um so eifriger seine Pflicht an der ihm anvertrauten Jugend thun, wenn er sich dadurch eine Art Berechtigung für eine bessere Stelle empfangen. Aber die mannigfache heutige Beaufsichtigung der Schulen und Lehrer würde den faulen Drückeberger bald erwischen und ihm die Lust an ähnlichem Thun benehmen, und mit wenigen in jedem Stande vorkommenden Ausnahmen ist die Pflichttreue des deutschen Lehrerstandes über solche Zweifel erhaben. Uebrigens sind es dann allenthalben die tüchtigsten Lehrer, die die besten Stellen erhalten? Um gut dotirte Lehrerstellen bewerben sich manchmal an die 50 Lehrer. Es wäre denn doch ein Wunder, wenn unter einer solchen Schaar nicht immer mehrere gleich Würdige und Tüchtige vorhanden wären. Einer aber kann die Stelle doch nur bekommen und die Andern werden zurückgesetzt. Uebrigens steht einigen Gemeinden ein Wahlrecht zu, und daß bei den Wahlen allemal die Tüchtigkeit der Wahlcandidaten den Ausschlag giebt, wird ernstlich Keiner behaupten wollen. Ganz ähnlich geht es natürlich, wo ein Gutsherr oder dergleichen zu besetzen hat. Und selbst bei Besetzung durch die Behörden spielen Dienstalter ꝛc. mit und nicht immer die Tüchtigkeit allein. Kurz, bei dem ganzen System spielt das Glück eine Rolle, und darum ist es ungerecht.

Diese Calamitäten würden entweder gänzlich in Wegfall kommen oder doch bis zur Unkenntlichkeit in Wegfall kommen, wenn der Entwurf Gesetz wird, der demnächst den preußischen Landtag beschäftigen wird. Der Lehrer soll darnach ein örtlich verschiedenes Grundgehalt und Alterszulagen in neun Stufen bekommen, deren Höhe auch örtlich verschieden ist. Für den ganzen Umfang der Monarchie Grundgehalt und Alterszulagestufen einheilich festzulegen ist natürlich der ganz verschiedenen Theuerungsverhältnisse halber nicht möglich. So hat man denn für das Grundgehalt eine Minimalstufe von 900 Mk. und für die Alterszulage Stufen von je mindestens 80 Mk. vorgeschlagen mit dem Bemerken, daß auch in den billigsten Orten unter diese Normen nicht hinabgegangen werden darf. Zugleich ist die Bestimmung getroffen, daß von dem Grundgehalt eine kleine Familie unter bescheidensten Ansprüchen soll leben können. Die Alterszulagen beginnen nach 7 Dienstjahren statt wie bisher nach 10, steigen von 3 zu 3 Jahren um eine Stufe, statt wie bisher von 5 zu 5 Jahren und haben 9 Stufen, statt bisher 5, und endlich ist der Höchstbetrag 720 Mk. statt bisher überhaupt nur 500 Mk. für den Lehrer ist das Alles eine Besserstellung.

Freilich giebt es auch jetzt noch unter den Lehrern Schwarzseher, welche annehmen, daß das Grundgehalt selten erheblich über 900 Mk., und daß die einzelnen Stufen der Alterszulagen selten erheblich über 80 Mk. steigen werden. Aber diese Normen werden ergänzt durch die andere, daß vom Grundgehalt eine kleine Familie unter bescheidensten Ansprüchen soll leben können. Eine solche Bestimmung fehlte bis dahin, ja in manchen Regierungsbezirken war das Minimalgehalt geradezu auf einen unverheiratheten Lehrer zugeschnitten, mochte er dann selber sehen, wie er eine Stelle erlangte, wo er eine Familie ernähren konnte. Und die bescheidensten Ansprüche sind doch solche, die ein Lehrer in Bezug auf Bildung und Stellung zu machen berechtigt ist. Auf mehr als ein standesgemäßes Leben hat in Preußen und Deutschland kein Beamter einen Anspruch, also auch der Lehrer nicht. Und die Festsetzung geschieht unter Mitwirkung der Behörden, nicht durch die interessirten Gemeinden allein. Freilich werden die Gemeinden etwas stärker belastet, im Verhältniß aber die Stadtgemeinden mit über 25000 Einwohnern am meisten. Aber diese Städte sind im Allgemeinen auch so leistungsfähig, daß die Mehrbelastung nicht ins Gewicht fällt. Die Land- und kleineren Stadtgemeinden sind durch das Schullastengesetz in den Stand gesetzt worden, etwas mehr für Schulzwecke aufwenden zu können, und alle Gemeinden sind dadurch besser gestellt worden, daß Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer nicht mehr als Staatssteuern erhoben werden. So darf denn auch von Behörden und Gemeinden

Digitized by Google

erwartet werden, daß die Sätze bei Grundgehalt und Alterszulageſtufen zur Zufriedenheit billig denkender Lehrer ausfallen, zumal da die wichtigſten Mehrausgaben, die Alterszulagen nicht direct von den Gemeinden gezahlt werden ſollen, ſondern aus einer gemeinſamen Kaſſe des Regierungsbezirks fließen, in welche die einzelnen Gemeinden nach Maßgabe der Lehrergehälter Beiträge zahlen.

Die Vorzüge des neuen Geſetzes laſſen ſich kurz dahin zuſammenfaſſen: Der Lehrer bekommt ein Grundgehalt, von dem eine kleine Familie leben kann, und einſchließlich der freien Wohnung oder des Wohnungsgeldes nach 31 Dienſtjahren doppelt ſo viel. Jeder Lehrer wird ſeine erſte Stellung als eine ſolche betrachten, wo er unter Umſtänden ſeine geſammte Dienſtzeit verbringt, das unangenehme Wandern hört auf, er wird ſich vielmehr bemühen, ſich von vornherein in ſeine Gemeinde einzuleben. Seine Beförderung hängt nicht mehr von mancherlei Glücksfällen ab, ſondern ſeine amtliche Tüchtigkeit befähigt und berechtigt ihn, ein ſteigendes Gehalt zu erwerben. Die Alterszulagen treten früher auf und die einzelnen Stufen werden in kürzeren Friſten erreicht und entſprechen ſo mehr den Bedürfniſſen einer Familie. Der Lehrer wird unabhängiger von der Gemeinde und von einzelnen beſonders angeſehenen Familien in ihr, deren Gunſt er bis dahin bedurfte, um eine perſönliche Zulage zu erhalten oder eine widerruflich gewährte nicht zu verlieren.

Solchen Vorzügen gegenüber verſchwinden Unvollkommenheiten, die ſich am Entwurfe wohl noch finden ließen, ſchwindet ſogar der Umſtand, daß in den 4 erſten Jahren ſeiner amtlichen Wirkſamkeit mancher Lehrer nicht nur nicht mehr, ſondern in manchen Fällen vielleicht etwas weniger bekommt wie heute. Nämlich es braucht das Gehalt in dieſen Jahren nur 80 v. H. des Grundgehaltes zu betragen. Da nun künftighin die freie Feuerung oder das Feuerungsgeld auf das Grundgehalt angerechnet werden und der Lehrer kleine Reparaturen in ſeiner Dienſtwohnung aus ſeiner eigenen Taſche beſtreiten ſoll, was beides heute wenigſtens nicht allgemein üblich iſt, ſo muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die 80 v. H. des Grundgehaltes nicht an allen Orten den Betrag des heutigen Minimalgehaltes erreichen. Aber darüber wird ſich der junge Lehrer hinwegſetzen, weiß er doch, daß und wann ein erhöhtes Gehalt ihm werden muß. Die Hauptſache iſt, daß das Princip ein gutes iſt.

Ob nun freilich die Vorlage Geſetz wird, ſteht trotz der ihr nicht ungünſtigen erſten Leſung noch nicht feſt. Daß aber die Beſoldung der preußiſchen Lehrer namentlich auf dem Lande und in den Städten ohne Scala nicht nur an ſich ungenügend iſt, ſondern auch zu ſeinen Ausbildungskoſten, zu der Wichtigkeit ſeines Amtes und zu der Beſoldung anderer Beamtenkategorien in keinem geſunden Verhältniß ſteht, das leuchtet doch faſt Allen ein. Mag das Geſetz denn auch von Staat und Gemeinden mehr Opfer fordern, ſo ſteht doch auch feſt, daß ohne Opfer nichts geſchehen kann. Gebe man dem Lehrer, was er zu fordern ein Recht hat, damit man ſpäter Klagen ſeinerſeits mit dem Hinweis auf Unbegründetſein abweiſen kann. Wird aber das gegenwärtige Beſoldungsgeſetz abgelehnt und ſchwindet damit die Hoffnung, ein ſolches Geſetz überhaupt durchzubringen, ſo werden ſich zum Lehrfach nur ſolche junge Leute melden, die zu anderem Beruf und Amt unfähig ſind, und man muß ſie annehmen, um überhaupt die Lehrerſtellen beſetzen zu können.

Das elektriſche Berlin.

Von Wilhelm Berdrow.

Es gab eine Zeit, in der ſich die Augen der Techniker aller Welt nach Berlin richteten, um von da die Löſung eines großen Verkehrsproblems zu erwarten, an dem, im letzten Viertel des Jahrhunderts, welches man nach dem Dampfe genannt hat, eine große Zukunft zu hängen ſchien. Das war vor ſechzehn Jahren, als Werner v. Siemens ſeinen Mitbürgern die erſte elektriſche Eiſenbahn vorzeigte. — Berlin machte ein paar ſchläfrige Verſuche, die neue Sache zu verſtehen, ſetzte ſich dann in die Pferdebahn und fuhr ganz ſachte nach Hauſe. Die elektriſche Eiſenbahn wanderte aber aus, um ſich in jenem großen, widerſpruchsvollen Lande jenſeits des Meeres erſt einmal zu „entwickeln“. Wir können hier nämlich keine „unentwickelten“ Sachen gebrauchen. — Dann kam abermals eine Zeit, in der ſich die Augen aller Intereſſenten, — und wen hätte nicht vor fünf Jahren die Elektricität intereſſirt? — in der ſich alſo wiederum die Augen, nicht der Welt, aber doch Deutſchlands nach Berlin richteten, und von der größten Stadt des Landes die Initiative in einer allmälig brennend werdenden Verkehrsfrage erwartet wurde. Das war, als etwa um 1890 die kurz zuvor gegründeten oder bis dahin ziemlich im Verborgenen blühenden Elektricitätsgeſellſchaften groß und mächtig wurden, als die ſtädtiſchen Elektricitätswerke im Mittelpunkte des communalen Intereſſes ſtanden, und das elektriſche Licht aus einem Problem eine Thatſache wurde. Damals war nämlich die elektriſche Eiſenbahn „entwickelt“, eine ſehr finanzkräftige Berliner Geſellſchaft, ausgerüſtet mit den Patenten eines vorzüglichen, natürlich amerikaniſchen Syſtems elektriſcher Straßenbahnen, bemühte ſich, die urſprünglich deutſche Erfindung in Deutſchland einzuführen, und Berlin ſtand damals gerade auf dem Punkte, ſeine übrigen Verkehrsmittel unzulänglich zu finden. Es konnte durch ein aufblühendes Syſtem vorzüglich eingerichteter und glänzend gelegener Centralſtationen dem entſtehenden Netze elektriſcher Bahnen, beſonders der ſo wünſchenswerthen Nord-Südbahn, den erforderlichen Strom ſo günſtig liefern wie kaum eine andere große Stadt, und man durfte mit Spannung erwarten, wie es ſeine Aufgabe löſen würde. Nun wohl, die Väter unſerer größten Stadt ſchienen einer Neuerung gar nicht abgeneigt. Man würde abwarten, wie das Syſtem, das ſich nunmehr „entwickelt“ hatte, ſich „bewähren“ würde. Natürlich konnte man nicht nach Amerika reiſen, um zu erfahren, wie ein Wagen ausſieht, der ohne Pferde mitten durch eine Stadt läuft, man mußte eben abwarten, bis die Gelegenheit etwas näher kam. Eine Stadt würde doch ſo dumm ſein, den Anfang zu machen. —

Eine Stadt war in der That dumm genug. Im Mai 1891 erhielt Halle die elektriſche Straßenbahn. Im nächſten Jahre beſaßen Gera und Bremen den unbegreiflichen Leichtſinn, ebenfalls elektriſche Straßenbahnen zu eröffnen, und 1893 thaten nacheinander Hannover, Breslau, Dresden, Eſſen, Remſcheid, Blaſewitz und im ſpäten Winter noch Chemnitz denſelben unverzeihlichen Sprung in's Dunkle. Obwohl man noch gar nicht ſehen konnte, ob ſich die Erfindung „bewähren“ würde. Wiederum ein Jahr ſpäter, und man ermüdet ſchon, die Städte alle aufzuzählen, die in Deutſchland elektriſche Bahnen eröffneten, es war eine förmliche Manie geworden. Hamburg baute mit einem Schlage 42 Kilometer elektriſche Bahnen und ſchuf mit der großen elektriſchen Ringbahn ſeinem Innenverkehr eine Ader, die ſo ſtark benutzt wurde, daß nächſtens weitere 30 Kilometer eröffnet werden dürften. Im letztverfloſſenen Jahre endlich ging's im gleichen Tempo weiter, und jetzt beſitzen in Deutſchland ſchon 30 Städte elektriſche Bahnen, während 15 bis 20 weitere Unternehmungen im Bau ſind. Von allen Ausführungen dieſer Art in Europa

Digitized by Google

besitzt Deutschland, der Ausdehnung des Schienennetzes nach, fast die Hälfte.

Was hat Berlin gethan? Jetzt, da die so lange schon actuelle Frage für die Reichshauptstadt brennend geworden ist, da man vor der Verlegenheit steht, die unter dem Zwang der Gewerbeausstellung mit Ach und Krach genehmigte Bahn vom Mittelpunkt der Stadt zum Ausstellungspark kaum noch zur Zeit beendigen zu können, ja sie vielleicht unvollendet zu lassen, jetzt hat man es sich gottlob abgewöhnt, die Augen auf das elektrische Berlin zu richten. Die Hauptstadt könnte jetzt 300 Kilometer elektrische Bahnen mit einem Male bekommen, es würde Niemandem auffallen, und etwas Neues wäre es höchstens noch für die Berliner. Um nicht ungerecht zu sein: an den Gesellschaften und Einzelunternehmern hat es nicht gelegen. Es giebt kein System der elektrischen Eisenbahn, sei es oberirdisch, irdisch oder unterirdisch, das den Vätern unserer größten Stadt im Laufe der letzten fünf Jahre nicht zur Concessionsertheilung vorgelegen hätte, — als ob das so leicht wäre. Es scheint in der That ungleich schwieriger, in Berlin einen Kilometer elektrischer Eisenbahn zu beurtheilen und zu genehmigen, als 100 Kilometer in Gera, Lübeck oder Amerika zu bauen und zu betreiben. An den Berathern der Stadt kann es auch unmöglich liegen. Sie haben nicht nur die „Entwickelung" und „Bewährung" standhaft abgewartet, sie sind ja auch hinlänglich innerhalb Deutschlands und über seine Grenzen hinaus gereist, haben elektrische Bahnen „besichtigt", „geprüft," zweifellos sogar befahren und sind wahrscheinlich mit dem Eindruck heimgekehrt, daß das eine schöne Sache sei. Noch mehr, ist nicht eine elektrische Bahn vom Norden Berlins nach Pankow genehmigt, gebaut und im September des letzten Jahres eröffnet worden? Ist nicht ihr Betrieb ungestört fortgesetzt, obwohl er bereits, unzweifelhaft vermöge des neuen Erfindungen innewohnenden verderblichen Charakters, ein Menschenleben gekostet hat?

Welche Probleme bietet gerade Berlin dem elektrischen Eisenbahnbetriebe! An welchem Punkte von ganz Deutschland wiederholt sich ein dem elektrischen System so günstiges Verkehrsverhältniß wie das zwischen Berlin und Charlottenburg nebst der Fortsetzung bis in den Grunewald und zum Spandauer Berg, eine fast curvenlose, zur Hälfte im Freien, außerhalb der Straßenzüge verlaufende Linie von 10 bis 12 Kilometer Länge, ein Verkehr von Hunderttausenden, dem die Stadtbahn längst nicht mehr gewachsen ist, und für den ihre Bahnhöfe außerdem keineswegs günstig liegen. Ein Verkehr, der vom frühen Morgen bis in die zwölfte Nachtstunde anhält und an schönen Sommertagen lawinenmäßig anschwillt. Gerade die Elektricität mit ihrem kautschukartig dehnbaren Betriebe ist diesen Anforderungen wie keine andere Betriebsart gewachsen, und doch scheint die Möglichkeit ihrer Anwendung hier auf lange Jahre hinaus entrückt. Die gelegentlichen Versuche mit Accumulatorwagen, dem schlechtesten und sinnlosesten System, das die elektrische Bahn überhaupt kennt, machen fast den Eindruck, als wollte man das Renommé, welches der elektrische Verkehr bereits hat, lediglich untergraben. — Viel brennender, als die eben berührte, ist ja die Frage eines Massenverkehrsmittels in nord-südlicher Richtung, und einer inneren Gürtelbahn, die für das heutige Berlin das würde, was die große Ringbahn in fünfzig Jahren für das Berlin der Zukunft werden kann. Und endlich die Umwandlung, wenn auch nicht aller, so doch wenigstens der vom Centrum in die Vororte ausstrahlenden, längeren Pferdebahnlinien in elektrische Niveaubahnen, aus sehr vielen Gründen. Einmal, um dem heutigen Schneckengange des Verkehrs mit den entfernteren Stadttheilen etwas aufzuhelfen, dann, um die Leistungsfähigkeit des ganzen Netzes zu heben und die Preise zu verringern, ferner um die innere Stadt wenigstens von einem Theil der darin beschäftigten Pferde zu entlasten, deren Arbeit und Anwesenheit weder ästhetisch, noch hygienisch, noch vom verkehrstechnischen Standpunkte eine Annehmlichkeit ist. Daß gegen die elektrischen Wagen, selbst im dichtesten Straßenverkehr, vom Standpunkte der Sicherheit nichts einzuwenden ist, könnten 30 deutsche, viele englische und Hunderte von amerikanischen Städten beweisen, wenn es nicht der bloßen Ueberlegung schon einleuchtete. Denn das durch Elektricität getriebene Gefährt braucht erstens weniger Platz als dasjenige mit Vorspann, dann ist es selbst bei größerer Geschwindigkeit leichter und sicherer zum Stehen zu bringen als der Pferdebahnwagen, und endlich sind alle Zufälle, welche durch das Scheuwerden, Fallen oder die Unvorsichtigkeit unberechenbarer Thiere herbeigeführt werden können, beseitigt: es giebt nur noch zwei aufmerksame Augen, eine sichere Hand und eine gehorsame Maschine. Die Schnelligkeit der Beförderung könnte nicht unwesentlich gesteigert werden, denn es giebt selbst im Centrum Berlins und in den verkehrsreichsten Straßen immer Strecken, welche zeitweise einem Gefährt, das wie der elektrische Wagen aus dem Stillstand oder aus langsamer Fahrt fast unmittelbar in ein sehr geschwindes Tempo übergehen kann, ein beschleunigtes Laufen ohne Gefahr erlauben. Ja die Fahrtbeschleunigung kann erfahrungsmäßig als eine stete, fast von selbst der Einführung elektrischer Bahnen folgende Thatsache gelten.

Oft schlägt man den Hinweis auf ausländische Verhältnisse damit zurück, daß die Städte der Vereinigten Staaten z. B., welche für das schnelle Vordringen der elektrischen Triebkraft meistens in erster Linie angeführt werden, mit der elektrischen Eisenbahn und dem elektrischen Lichte so zu sagen groß geworden sind. In ihnen, meint man, waren vor der Einführung der neuen Systeme nicht alte und bewährte Einrichtungen, in denen Millionen stecken, zu beseitigen, wie z. B. ein Pferdebahnnetz und ein Wagenpark gleich dem berliner. — Mitunter doch! Die West-Straßenbahngesellschaft in Boston besaß im Jahre 1889 ein Pferdebahnnetz von mindestens derselben Ausdehnung wie Berlin, ihr Wagenpark war mit etwa 1800 Wagen fast doppelt so groß als derjenige unserer größten Gesellschaft. Dennoch stand er an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit, vor allem hinsichtlich der Geschwindigkeit. Da versuchte man es mit der Elektricität. Die Pferde mußten mit Verlust verkauft werden, die Geleise bedurften der Verstärkung, Centralen und Leitungen wurden gebaut, Motorwagen angeschafft, kurz ein ganzes in sich geschlossenes System umgestürzt. Bis 1892 waren 600 der alten Wagen abgeschafft, 1000 elektrische Gefährte eingestellt, 1894 aber gab es neben 1500 elektrischen nur noch 600 Pferdebahnwagen. Die ersteren leisteten jetzt vermöge ihrer Schnelligkeit mehr als 1889 die an Zahl um 20 Proc. überlegenen Gespannwagen. Die Umwandlung hatte bis 1894 bereits 35 Millionen Mark verschlungen, aber die Betriebskosten haben sich beinahe um 20 Proc. vermindert, die Gewinne sind fast auf das Doppelte ihrer früheren Höhe gestiegen. Das handelt sich um Millionen in jedem Jahre: und dieser Vortheil des elektrischen Betriebes wird sich noch bei Weitem steigern, wenn die Uebergangszeit mit ihren finanziellen Verlusten erst ganz überwunden ist.

So giebt es kein Vorurteil gegen die elektrischen Bahnen, das nicht durch die Praxis bereits zehn Mal widerlegt wäre. Der oftmals wiederholte Einwand gegen die oberirdischen Leitungen, daß sie das ästhetische Gefühl verletzen, ist in mindestens zwanzig deutschen Städten entkräftet. Nicht allein der Einheimische, der sich an die Drahtleitungen mit ihren eisernen Trägern gewöhnt hat, auch der Fremde, der sie in Hamburg, Lübeck, Hannover, Halle oder wo immer sonst zum ersten Mal sieht, bemerkt sie kaum. In der Regel machen sogar erst die eiligen, geräuschlos ohne Gespann heransausenden Wagen den Passanten darauf aufmerksam, daß sich eine elektrische Bahn in der Stadt befindet. In den Straßen von Berlin von ästhetischer Verhäßlichung zu sprechen ist

Digitized by Google

überdies ein wahrer Hohn, denn es dürfte wirklich schwer halten, diese endlosen, geradzeiligen Laufgräben voll architektonischer Zerrbilder und Geschmacklosigkeiten, welche ganze Stadttheile von Berlin bilden, durch einige gußeiserne Candelaber mit dünnen Drähten darüber häßlicher zu machen, als sie schon sind.

Wie nun durch das oben Gesagte die Möglichkeit einer theilweisen Umwandlung des Berliner Straßenbahnnetzes in ein elektrisches mindestens wahrscheinlich wird, so liegt die Nützlichkeit eines solchen Schrittes in verkehrstechnischer Hinsicht geradezu auf der Hand. Es kommt aber noch ein weiterer Punkt hinzu, der die Gleichgiltigkeit des Berliner Verwaltungskörpers gegen ein Netz elektrischer Eisenbahnen in der Hauptstadt äußerst kurzsichtig erscheinen läßt. Schon früher erwähnte ich eines gewissen Zusammenhanges, der sich zwischen dem zukünftigen elektrischen Bahnbetrieb und den Elektricitätswerken von Berlin herstellen ließe und der beiden zu Gute käme. Elektrische Centralen sind, selbst in derjenigen unübertroffenen Ausführung, wie Berlin sie besitzt, heute noch ziemlich unrentable Geschäfte. Wenn die Berliner Elektricitätswerke trotzdem Gewinne erzielen, so stammen diese wohl weniger aus der Stromlieferung als aus den Installationen, welche die Gesellschaft in den Häusern der Consumenten macht. Dieser Uebelstand haftet allen Centralstationen für elektrische Beleuchtung an, und sein Ursprung liegt zumeist in dem Umstande, daß die Maschinen und das in den ganzen Anlagen und Leitungen investirte Capital nur wenige Abendstunden hindurch arbeiten, am Tage aber brach liegen. Gasanstalten speichern ihre Tagesproduction in den Gasbehältern auf, Wasserwerke sind in gewissen Grenzen den ganzen Tag hindurch gleichmäßig beansprucht; Elektricitätswerke dagegen sind, wenn sie nicht gerade erhebliche Strommengen für Zwecke der Krafterzeugung am Tage verausgaben, — was selten der Fall ist, — verurtheilt, die ganze Amortisation und Capitalsverzinsung in 4—8 Abendstunden zu erarbeiten. Das ist ein Nachtheil der Elektricitätswerke gegenüber anderen städtischen Centralwerken, der nur dadurch ausgeglichen werden kann, daß die elektrischen Centralen auch am Tage einen ihrer Leistungsfähigkeit entsprechenden Wirkungskreis erhalten. Der Umstand, daß dieselben elektrischen Ströme zur Beleuchtung und zum Antrieb von Maschinen gleich gut verwendet werden können, ja daß sogar die am häufigsten für die Lichterzeugung gebrauchten Stromspannungen ebensowohl für den Maschinenbetrieb geeignet sind, erleichtert die mehrseitige Benutzung des elektrischen Stromes sehr. Im Grunde muß man sich wundern, daß diese Vortheile, welche vorhandene Elektricitätswerke im Betriebe elektrischer Straßenbahnen finden würden, nicht allein ausreichend sind, um die letzteren in Berlin entstehen zu lassen. Gerade die elektrische Straßenbahn ist in erster Linie geeignet, die colossale Energie, welche in den großen Elektricitätswerken Berlins im Durchschnitt des Jahres von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends (im Sommer längere, im Winter kürzere Zeit) latent ist, zu absorbiren. Die jetzt zur Verfügung stehenden Maschinen könnten bei ununterbrochenem Betriebe mindestens die Hälfte aller Straßenbahnen in Berlin elektrisch betreiben, und die Elektricitätswerke würden selbst dann noch gewinnen, wenn sie den Strom für den Bahnbetrieb zu bedeutend ermäßigtem Preise abgäben. Die einzige größere Schwierigkeit würde darin bestehen, in den Abendstunden, wenn das Lichtbedürfniß mit dem Betriebe der Bahnen zusammenfällt, beiden Ansprüchen gleichzeitig zu genügen. Hierin kann nur der Accumulator helfen, indem während der Nachtstunden, etwa zwischen 12 und 6 Uhr, wenn sowohl Beleuchtung als Bahnbetrieb fast ganz ruhen, die gesammte Kraft der elektrischen Maschinen in Batterien aufgespeichert wird, welche sie bis zum nächsten Abend reserviren. Damit wären dann die Elektricitätswerke Tag und Nacht hindurch beschäftigt und hätten vor den heute in ökonomischer Beziehung so viel besser gestellten Gasanstalten sogar noch den Vortheil, daß sie auch im Sommer, wenn der Betrieb der Gaswerke zum größten Theil ruht, den ihrigen in voller Höhe aufrecht halten können, da der Ausfall, den das verminderte Lichtbedürfniß der hellen Jahreszeit mit sich bringt, durch den verstärkten Verkehr mit den Vororten und Vergnügungsstätten wohl zum größten Theil gedeckt werden würde.

Es könnte nun allerdings noch Jemand den Einwand erheben, welches Interesse an der hier vorgezeichneten Gestaltung der Dinge die Gemeindeverwaltung als solche haben kann, — die Gemeindeverwaltung, weil ihr im Anfang dieser Betrachtungen der Vorwurf der Stumpfheit gegenüber der vielfach erhobenen Forderung elektrischer Bahnen gemacht worden ist. Es liegen in der That, ganz abgesehen von den Vorzügen, die das elektrische System in mehrfacher Hinsicht vor dem heutigen hat, auch communale Interessen vor, die eine solche Umgestaltung unserer Verkehrsverhältnisse im Interesse des städtischen Budgets sehr wünschenswerth machen. Berlin bezieht jetzt von den Elektricitätswerken eine, nach den Bruttoeinnahmen berechnete jährliche Quote, deren Betrag an sich nicht gerade bedeutend, aber jedenfalls als Entschädigung dafür, daß man alles Risico und die schlechten Jahre eines so großartigen Unternehmens auf private Schultern abwälzte, hoch genug bemessen ist. Diese städtische Einnahme würde sich verdoppeln oder verdreifachen, wenn die Elektricitätslieferung auch auf die Straßenbahnen ausgedehnt würde, ohne damit die Möglichkeit abzuschneiden, auch von letzteren, da der elektrische Betrieb in kurzer Zeit ihre Einnahmen bedeutend erhöhen muß, größere Abgaben einzuziehen. Endlich drängt aber unsere Zeit durch ihren starken communistischen Ideengehalt mit Macht dahin, über kurz und lang alle derartigen städtischen Anlagen, die zu gleicher Zeit den Interessen der Bevölkerung und der Unternehmer dienen, in den Betrieb der Gemeinde übergehen zu lassen. Sollte es da nicht zweckmäßig sein, alle Maßnahmen, die zur Verbesserung solcher Einrichtungen dienen können, bei Zeiten zu unterstützen? Ein Beispiel, wie das hier Angedeutete in der Praxis durchgeführt werden kann, wird in wenigen Monaten Dresden geben, dessen gesammtes Pferdebahnnetz vom 1. Mai an dem elektrischen Betriebe unterliegen soll. Und zwar wird auch hier die erforderliche Kraft aus dem erheblich verstärkten und gleichzeitig in den Besitz der Gemeinde übergehenden Elektricitätswerke der Stadt Dresden an die Straßenbahngesellschaften abgegeben. Welche unschätzbare Gelegenheit wird das den Berliner Stadträthen wieder geben, ihre Studien zu machen!

Literatur und Kunst.

Kunst und Oeffentlichkeit.

Von Hans Schmidkunz.

Es mag sich lohnen, das Verhältniß der Kunst zu den öffentlichen Mächten, wie Staat, Kirche ꝛc., in unserer Zeit mit dem entsprechenden Verhältniß in früheren Zeiten zu vergleichen. Die kunstgeschichtliche Vergangenheit zeigt uns im großen Ganzen zunächst die Kunst gehegt und gepflegt von den politischen und kirchlichen oder kirchenähnlichen Mächten. Dies gilt von der griechischen Staatsgemeinde wie von dem italienischen Renaissance-Fürstenthum; von den Stätten des ägyptischen Gottesdienstes wie von denen des Gottesdienstes im deutschen Mittelalter. Ueberall sehen wir, wie diese Mächte nicht nur der Kunst freundlich geneigt sind, ihr reichlich zu thun geben und ihren Vertretern die nöthigen Mittel zum Schaffen gewähren, sondern noch mehr: wir

Digitized by Google

sehen sie einerseits die Kunst mit ihrem, der Mächte, eigenstem Geist erfüllen, und wir sehen sie andererseits bemüht, der Kunst und den Künstlern entgegenzukommen und die individuellen Ergebnisse dieser achtungsvoll aufzunehmen, nicht aber sie von oben herab zu schulmeistern. An Ausnahmen wird es bei einem genaueren Verfolg der Kunstgeschichte nicht fehlen, und eine Gruppe von Ausnahmen ist ja allgemein bekannt: die religiöse Bilderfeindschaft der semitischen Völker und die der Byzantiner zur Zeit des sogenannten Bildersturmes. Es dürfte hier kein geeigneter Platz sein, zu untersuchen, wie weit diese Ausnahmen hinwegzuerklären sind; nur das sei bemerkt, daß irgend welche Mängel im künstlerischen Interesse einer Nation oder einer socialen Macht sich leicht finden und noch nicht gegen die obigen Behauptungen eines freundschaftlichen Verhältnisses zur Kunst sprechen müssen, sowie dies, daß jene Bilderstürme eine ganz eigens innerreligiöse Streitfrage, keine solche zwischen Religion (oder Staat) und Kunst gewesen sein dürften.

Fragen wir nun, wie weit unsere Behauptungen von dem Erfüllen der Kunst seitens öffentlicher Mächte mit dem Geiste dieser und von ihrem Entgegenkommen gegen die Kunst auch für die Gegenwart gelten, so wird es nicht schwer sein, die Antwort in allbekannten Thatsachen von heute zu finden. Wenn jene Mächte die Kunst mit ihrem eigenen Geist erfüllen, so wird dies wohl an der Beschaffenheit der Kunstwerke in einer ganz besonderen, gegen andere Culturen deutlich unterschiedenen Weise zu erkennen sein und wird in der höchsten Ausprägung dieses Falles das ergeben, was unter dem Namen des Stils im geschichtlichen Sinn bekannt ist. Thatsächlich hat sich auf diese Weise das Aegypterthum, das Griechenthum, das katholische Westeuropa des Mittelalters u. s. w. jeweils in seinen Schöpfungen ausgeprägt. Die öffentlichen Bauten hingegen, in denen sich bei uns die öffentlichen Mächte ausprägen könnten, zeigen kaum etwas davon; denn wenn sie es thäten, so würde erstens über ihren Schöpfungen eine einheitliche Form liegen und zweitens ihre Form sich von den Formen vergangener Schöpfungen deutlich unterscheiden. Dies ist jedoch Beides nicht der Fall. Unsere öffentlichen Gebäude — um hier bei der am meisten charakteristischen Kunst, der Architektur, zu bleiben — haben erstens eine einheitliche Form großen Theils nur in dem negativen Sinn, daß sie gleichmäßig der selbstständigen Formen entbehren; im Uebrigen baut man, um „allseitig" zu sein, das eine Werk möglichst verschieden vom andern und verhindert dadurch erst recht die ruhig fortschreitende Ausbildung irgend welcher Formen. Zweitens bemüht man sich, die gegenwärtigen Bauformen (und zum Theil auch die Formen anderer Künste) von den vergangenen nicht unterschieden zu gestalten; und stellen sich durch die Noth, die oft gescheidter ist als die Menschen, Abweichungen von den angestrebten Formen ein, so ist man darüber eher traurig als froh. Man baut einmal griechisch — als ob wir auch eine griechische Staatsverfassung u. s. w. hätten; ein ander Mal gothisch — als ob wir zugleich auch die socialen Formen des Mittelalters hätten. Und dies Alles, als ob wir nicht tüchtig ausgelacht würden, wenn wir folgerichtig auch in griechischem oder mittelalterlichem oder einem aus Beiden gemischten Costüm einhergingen. Allerdings wird sich diese Unfolgerichtigkeit erklären lassen und zwar dadurch, daß das Auftreten des Einzelnen einerseits weniger als das öffentliche Auftreten einer Gesammtheit die Lüge und den Schein verträgt, und als es andererseits unter dem Bann einer Großmacht, der öffentlichen Meinung von heute, steht, die nun einmal über die Kleidung herrscht.

Bekanntlich erstrebt man in katholischen Kreisen seit einiger Zeit eine Erneuerung der christlichen Kunst, die eingestandenermaßen verfallen war, einen Ersatz ihrer theils rohen, theils überglatten Formen durch kräftigere. Diesem Zweck diente ja besonders die Ausstellung neuerer Werke der christlichen Kunst zu München 1895. Nun sprach auf dem gleichzeitigen Münchener Katholikentag Professor Bach zu Gunsten dieser Bestrebungen, stritt aber zugleich wider die Einführung modernen, selbst nur überhaupt neuzeitlichen Geistes in die christliche Kunst und empfahl wieder, wie schon geschehn, engen Anschluß an das Mittelalter. Hier war wenigstens die Unfolgerichtigkeit geringer: denn erstens wurden nur etwa zwei Stile und ihre ursprüngliche Zeit, nicht aber alle, empfohlen, und zweitens kam diese Empfehlung von Seiten einer Culturgruppe, die auch sonst in gleicher Richtung strebt. Jene katholische Kunstreaction scheint den Gegensatz nicht nur gegen den Protestantismus, sondern auch gegen eine opportunistische Weltlichkeit im Katholicismus (z. B. den Jesuitenstil) zu betonen. Mag sie nun auch mit diesem letzteren Gegensatz Recht haben, so fragt es sich doch, ob sie auch darin Recht hat, daß sie den heutigen — ihrerseits als „rein" aufgefaßten — Katholicismus mit dem mittelalterlichen gleich setzt. Thut sie es, so verleugnet sie die thatsächliche Entwicklung (oder vielleicht Entartung), die der Katholicismus seit den Zeiten der Gothik durchgemacht hat — ich erinnere nur an das tridentinische und vaticanische Concil. Thut sie es aber nicht, so begiebt sie sich hinwider des künstlerischen Rechts auf eine gegenwärtige Gothik, wenigstens sofern diese nicht moderne Zusatzformen annimmt.

Nach all' dem kann unsere erste Behauptung von dem Erfüllen der Kunst Seitens öffentlicher Mächte mit dem Geiste dieser nicht auch oder nur eingeschränkt für die Gegenwart gelten. Auch unsere zweite Behauptung, die von dem Entgegenkommen der öffentlichen Mächte gegen die Kunst, von ihrem Bemühen, die individuellen Ergebnisse der Künstler achtungsvoll aufzunehmen, nicht aber sie von oben herab zu schulmeistern, wird in ihrer Ungiltigkeit für die Gegenwart nicht schwer zu erkennen sein. Wir sind allerdings in dieser Beziehung bereits an so Arges gewöhnt, daß wir uns das Verwundern abgewöhnt haben. Selbst das einjährige, durch sofortige Verhaftung verschärfte Gefängniß, das über den Dichter des „Liebesconcils" verhängt worden ist, erscheint uns kaum als etwas Widersinniges. Die Theatercensuren ferner, wie sie allorts blühen; wie eine noch vor Kurzem über ein völlig harmloses anderes Stück des nämlichen Verfassers („Ein guter Kerl") ergangen ist, ersichtlich seines Namens wegen; wie sie endlich in Wien, der vielgerühmten „ersten Theaterstadt der Welt", eine altgewurzelte Culturmerkwürdigkeit bilden: diese würden allein schon genügen, um zu zeigen, wie wenig verwöhnt wir sind. Der Staat, die Kirche und verschiedentliche Factoren der öffentlichen Meinung wetteifern in der Bemühung nach einem Gegenstück des Erfüllens der Kunst mit dem Geist jener, in der Bemühung, die Kunst ihres eigenen Geistes zu berauben. Wer sich darauf berufen möchte, daß es sich um vorübergehende derbe Ausnahmsfälle handelt, dem sei gerathen, aus den Plenar- und Ausschußberathungen des bayerischen Landtages die Reden nachzulesen, die über Kunstangelegenheiten gehalten worden sind. Er wird nicht nur einsehen, daß ein großes Land mit den schönsten geschichtlichen Kunstüberlieferungen unter einem geradezu barbarischen Druck steht, sondern er wird in vielen dort gefallenen Aeußerungen den nur vielleicht schärfer ausgesprochenen Geist erkennen, der die öffentliche und private Meinung durchdringt. So wie dort manche Abgeordnete über den Gegensatz der „Natur" zum „Modell" oder über „Schweinerei" in der Kunst, ebenso redet daheim unsere Tante, auf deren Höhe ja auch manche Publicistik ihren Ton stimmt, und ebenso reden drinnen und draußen oft unsere Gebildetsten, von denen schließlich das Wohlergehen der Kunst wie der Künstler abhängt.

Und woher dies Alles? Unseres Erachtens aus zwei Gründen. Erstens, weil es uns im Durchschnitt an specifischem Kunstverständniß fehlt. Paul Meyerheim hat einmal gesagt: „Der Deutsche sieht mit den Ohren." Das heißt: Werke der bildenden Kunst sind ihm nicht dazu da, damit

Digitized by Google

er ihre künstlerische Eigenthümlichkeit durch seine Augen in seinen Geist aufnimmt, sondern damit er an diese ihm günstige Gelegenheit seine alten oder jungen Ansichten anknüpft, sie sofort äußert, austauscht, vertheidigt, seine mehr minder staatserhaltende Weltanschauung betont und in der Zeiteinheit über möglichst viele Werke ein abschließendes Urtheil abgeben kann. In anderen Künsten, in denen nicht gesehen, sondern gehört werden muß, dürfte es ähnlich sein: hier hört der Deutsche nicht mit den Ohren, sondern mit seinen Ansichten. Vielleicht die Musik ausgenommen: für diese sind wir ja noch am kunstverständigsten; und wären wir es auch da nicht, so würden vielleicht auch schon die Posaunen verboten worden sein. Wir lernen grammatische Formeln und Namen von Schlachten; aber eine architektonische von einer malerischen Phantasie, eine anschauliche von einer unanschaulichen Lyrik, einen ursprünglichen von einem nachgeahmten Stil unterscheiden, und was Alles vom Einfachsten bis zum Höchsten das Kunstverständniß ausmacht, — das lernen wir nicht. Wir überlassen die Kunst großenteils unseren Frauen; gut, das wäre wenigstens ein bescheidenes Verzichten auf eigene Unberufenheit. Allein wir geben ihnen nicht auch die Mittel und die Macht, künstlerisch zu wirken, verlangen von ihnen einen sonntäglichen Schweinebraten, aber keine künstlerische Hebung unseres Heims. Unsere Kinder werden entsprechend behandelt. Zwischen Ueberreizung und Ertödtung ihrer Phantasie liegt die Lücke, die auszufüllen wäre; der heiße Durst der Kleinen nach Inhalt für Ohr und Auge bleibt ungestillt. Oder wo doch etwas dafür gethan wird, dort lernen sie das, was überhaupt unser Lieblingsersatz für Kunstverständniß ist — abstracte Ideen. Was Wunder, daß sie dann als Erwachsene ein Kunstwerk und seinen Schöpfer zuerst darnach fragen, wie er's mit Religion und Polizei hält.

Dies dürfte der eine Grund dafür sein, daß unsere öffentlichen Mächte der Kunst so wenig entgegenkommen. Ein zweiter Grund scheint uns in allgemeineren Verhältnissen zu liegen. Dem heutigen Zustand eines Schulmeisterns der Kunst von Seiten der Oeffentlichkeit könnte man immerhin eine Berechtigung abgewinnen. Dann nämlich, wenn die öffentlichen Mächte der zwar abgekürzte aber treue Ausdruck der Gesammtheit unseres Lebens wären. Das sind sie jedoch keineswegs. Früher mögen sie es gewesen sein. Heute sinken sie mehr und mehr zu einem besonderen Ausschnitt aus jener Gesammtheit herab, der noch dazu aus einem Theil des Ganzen allmälig dessen Widerpart wird. Man sehe nur einmal den Inhalt unserer nächstbesten Tageszeitung daraufhin an. Trotz oder vielleicht sogar auch wegen der großartigen Entfaltung der Publicistik finden wir hier eine bestimmte eigene Welt an Stelle der wirklichen Welt gesetzt: die Majestätsbeleidigungsprocesse an Stelle des thatsächlichen Verhaltens unseres Volkes zu seinem Fürsten, das im Augenblick officiell beliebte ökonomische Elend an Stelle des wirklichen, die Kirchenpolitik an Stelle der religiösen Seelenbedürfnisse. Und gehen wir weiter in die Aemter des Staates, in die Hallen der Kirchen, in die Sitzungen von Actiengesellschaften und dergl. mehr, so ist es uns, als hätte eine fremde Cultur die unsere unterworfen. Ging ein Mensch in früherer Zeit zu seinem Kadi oder Priester oder Schutzherrn, so ging er mitten in's Centrum seiner eigenen Interessen oder der seiner Gemeinschaft hinein, falls es sich um normale und nicht um Ausnahmsverhältnisse handelte. Ein concentrirter Ausdruck der Gesammtheit war damals in einfacheren Verhältnissen überhaupt möglich, ja sogar leicht; heute ist er sehr schwer und vielleicht unmöglich. Allerdings bestehen unsere öffentlichen Mächte auf Grund der Voraussetzung, daß sie ein solcher Ausdruck seien oder sein sollen; nur trifft die Voraussetzung immer weniger zu. Und daß sie immer weniger zutrifft, davon dürfte ein dunkles Gefühl auch in jenen Mächten leben. Sie fühlen, daß über ihre kleine Welt die große Welt hinüberwächst; darum setzen sie sich in Vertheidigungszustand gegen etwas, das sie selber vertheidigen sollten, gegen das gesammte thatsächliche Leben. Der Vertheidigungskampf wird zum Angriffskampf und sucht die billigsten Waffen; billiger als ein Theaterverbot oder als eine Anklage wegen Preßvergehens gegen die Sittlichkeit lassen sich kaum noch finden. Drüben wird die Vertheidigung allerdings mit weit kostspieligeren Waffen geführt.

Warum aber führen jene Mächte ihren Kampf nicht auch gegen die Wissenschaft, die ihnen doch bereits gefährlich geworden ist und noch gefährlich werden wird? Warum haben sie officiell die Wissenschaft und ihre Lehre „frei" gegeben? Für's Erste aus dem gleichen Grund, den wir bereits für die Feindseligkeit gegen die Kunst angeführt haben: weil in unseren Zuständen die wissenschaftliche Bildung allgemeiner entfaltet ist, als die künstlerische. Für's Zweite deßhalb, weil die Wissenschaft nicht so ersichtlich wie die Kunst ins alltägliche Leben Aller eindringt. Das Laboratorium ist harmloser als das Theater. Für's Dritte endlich, weil die Wahrheit von anderweitigen Besonderheiten immer noch, trotz aller „Parteien" und „Standpunkte", leichter zu unterscheiden und zu trennen ist als die Schönheit von dem, was mit ihr geht. Wir können die Berechtigung der Toleranzideen wohl leichter prüfen, als sie selbst in Lessing's „Nathan dem Weisen" von dem künstlerischen Werth dieses Dramas absondern. Erinnern wir uns selber, wie schwer es uns bei Kunstwerken oft wird, unseren Abscheu vor einem verabscheuungswürdigen Gegenstand oder auch nur unser Mitleid mit seiner Bemitleidungswürdigkeit von dem künstlerischen Reiz zu unterscheiden, den der Künstler eben durch die Erzeugung dieses Erfolges auf uns ausübt.

An all das Gesagte schließt sich nun selbstverständlich die kurz gefaßte Frage. „Was sollen wir thun?" Die Antwort scheint bereits im Gesagten selbst zu liegen. Vor Allem müssen wir auf die Erwartung verzichten, daß jene öffentlichen Mächte bald von selbst dazu kommen werden, die Kunst mit Eingriffen zu verschonen und sie dafür mit dem mehrerwähnten eigenen Geist zu erfüllen. Schon darum, weil sie — immer im Gegensatz gegen früher — wenig schöpferische Kraft in sich haben und desto mehr negativ wirken. Dann aber müssen wir, was freilich nicht leicht ist und beinahe eine neue Auffassung der Gegenwart bedingt, uns des Gegensatzes zwischen unserem wirklichen Gesammtleben einerseits und den öffentlichen Mächten andererseits möglichst klar und gründlich bewußt werden. Der Lohn dafür wird die vielleicht traurige, aber durch ihre Unvermeidlichkeit beruhigende Erkenntniß sein, daß wir das wesentliche Heil der Kunst positiv nicht bei jenen Gewalten zu suchen haben: nicht bei staatlichen Aufträgen und Unterstützungen, nicht bei einem Eintreiben des Publicums in die Kirchen und Katholiken- oder Protestantenvereine, nicht bei öffentlichen Concurrenzen. Negativ haben wir allerdings einen Theil des Heiles der Kunst dort zu suchen; und zwar dadurch, daß wir sie vor den Geschossen schützen, die beim Kampf zwischen dort und hier geschleudert werden, daß wir namentlich unsere besten Kräfte daransetzen, dem Gegner endlich einen Gesetzesparagraphen von der „freien Kunst" abzuringen. Ueberhaupt aber wird die Kunst an einer entschiedenen und erfolgreichen Abrechnung mit einer Welt, die ihren Aufgaben nicht mehr so nachkommen kann wie dereinst, nur ihren Vortheil haben.

Bekanntlich sind weite Gebiete der Kunst, vor Allem der bildenden, in tiefgreifender Weise abhängig von den Zuständen des Bauwesens, namentlich des Wohnungsbaues. Das Volk, das die Kunstpflege nicht beim eigenen Zimmer beginnen kann, das sogar die der Kunst vorangehenden Bedürfnisse nur in der elendsten Weise zu befriedigen vermag, wird nicht viele Kunsthoffnungen erwecken. Die Wohnungsfrage scheint uns eine Vorfrage des aufgeworfenen Kunstproblems zu sein.

Digitized by Google

Nun hat auch diese Frage eine Beantwortung gefunden, die für die gegenwärtige Behandlung derartiger Fragen typisch ist: Paul Lechler's „Nationale Wohnungs-Reform" ꝛc. (Berlin, Ernst Hoffmann & Co., 1895). So treffend auch diese Schrift die gegenwärtigen Verhältnisse kritisirt, so verdienstvoll ihr begründender Hinweis auf den Vorzug des Einfamilienhauses ist, und so bequem auch der Leser die ästhetische Ergänzung dieser nicht so weit zielenden Ausführungen vornehmen kann: ihr Vorschlag eines staatlichen Eingreifens dürfte doch lediglich die Bedeutung haben, uns auch über diese besondere Frage hinaus an die Aussichtslosigkeit derartiger Rufe zu mahnen. Dem Verfasser der Schrift liegen bereits mehrere staatliche Ablehnungen dieser Wünsche vor. Wir nehmen als selbstverständlich an, der Staat spreche sein Nein nicht aus Böswilligkeit oder Gleichgiltigkeit aus. Denken wir uns nun in einen vergangenen Despoten hinein, der just ebenfalls nicht als böswillig oder gleichgiltig gegen sein Volk zu betrachten ist, so dürfen wir erwarten, daß er eine solche Bitte seines Volkes bewilligen werde. Kann er's nicht, so ist er eben den modernen öffentlichen Mächten ähnlicher als den vergangenen. Der heutige Staat sagt: „Das kann ich nicht", und belehrt uns dadurch über sich deutlicher und radicaler, als es seine sogenannten Gegner im Stande sind.

Wir haben absichtlich ein Beispiel aus einem nicht-künstlerischen Gebiet des Verhältnisses zwischen dem thatsächlichen Gesammtleben und den öffentlichen Mächten gewählt, um zu zeigen, daß die Aussichtslosigkeit der Kunst gegenüber diesen tiefer liegt als in vorübergehenden Versäumnissen. Und ebenso müssen wir erkennen, daß die Aussichten der Kunst tiefer liegen als in Budgetbewilligungen u. dgl. Es sei hier gestattet, auf einige Veröffentlichungen des früheren Kunstberichterstatters der „Gegenwart" und jetzigen Directors der Hamburger Kunsthalle, Prof. Alfred Lichtwark, hinzuweisen: so auf seine Schrift „Zur Organisation der Hamburger Kunsthalle" (Hamburg, Otto Meißner) mit der besonders werthvollen Anregung: „Die Kunst in der Schule"; auf seine „Denkschrift über die innere Ausstattung des Hamburger Rathhauses"; auf seinen reichhaltigen Aufsatz „Neuer Wein und alte Schläuche" und auf Anderes. Nicht daß hier unserer Auffassung der öffentlichen Gewalten das Wort geredet wäre, und ein hochgestellter Staatsbeamter wie der genannte Museumsdirector wird von dem Verdacht solcher Ansichten sicherlich am freiesten bleiben. Um so werthvoller sind uns seine Ausführungen mittelbar. Sie zeigen, daß die Mängel unserer Kunst und Kunstpflege auf einem ganz anderen Boden auszugleichen sind als auf dem öffentlichen, auch wenn die Besitzer dieses als Mitwirkende positiv und negativ helfen können, und wenn man selbst mit Lichtwark von Staatsaufträgen sehr viel erhofft. Das kann vielleicht äußerlich und quantitativ nützen; das Quale kommt anders woher. Wir müssen uns vielmehr selber daran gewöhnen, ebenso wie schlechte und gute Menschen oder falsche und wahre Behauptungen auch schöne und unschöne Kunstleistungen zu unterscheiden. Wir unterscheiden schlechte und gute Menschen, ob sie nun klug oder dumm, reich oder arm sind u. dgl. m. Wir unterscheiden sie, soweit wir nicht von Vorurtheilen der Partei, des Standpunktes ꝛc. beeinflußt sind. Wir unterscheiden, mit der gleichen Bedingung, falsche und wahre Behauptungen, ob sie nun von Gott oder vom Teufel handeln. Allein wir — ich meine immer den Durchschnitt Aller — verstehen fast gar nicht, an einer Kunstleistung das Künstlerische und Unkünstlerische herauszufinden, unabhängig davon, ob die Leistung ein braves Hausthier oder eine fromme Jungfrau darstellt, ob sie theistisch oder atheistisch, bürgerlich oder unbürgerlich ist. Das müssen wir lernen; und wenn Panizza's „Liebesconcil" oder Aehnliches ein unkünstlerisches Machwerk ist, so wird nach seiner Vorführung ein so geläuterter Geschmack ihm ein gewisseres Ende bereiten, als dies der Staatsanwalt vermag. Interessiren wir uns für künstlerische Unterschiede, so werden wir uns auch für das Künstlerische überhaupt interessiren, werden es leben lassen, werden es kaufen. Und daran fehlt es so sehr, daß für einen Privatmann künstlerische Auslagen beinahe als eine der Curatel würdige Verschwendung oder als verrückt gelten.

Gewiß werden wir die Bestandtheile der Oeffentlichkeit — vor allem die Schule, die Publicistik, die Parlamente — zu all dem mit benützen. Die Hauptsache aber wird, wie auch immer im Einzelnen anzufassen, die eigene Thätigkeit des Volkes sein.

Angelus Silesius redivivus.

Von Otto Julius Bierbaum.

Ein kleines Buch, auf holländisches Büttenpapier gedruckt, mit einem grünen Deckel von der Art der Forstacten, und darauf steht: „Angelus Silesius, von Otto Erich Hartleben. Dresden, bei Georg Bondi, 1896." Wie ich es das erste Mal vor mir liegen sah, war ich verblüfft. Ich kannte von Hartleben's theologischen Beziehungen nur den „gastfreien Pastor", und der war doch wenigstens protestantisch gewesen. Will er uns mystisch kommen? dacht' ich mir. Ist er katholisch geworden, der Historiker jener Lore mit dem abgerissenen Knopfe? Oder sollte er sich gar auf die Literaturgeschichte geworfen haben?

Ich habe mich ohne Ursache geängstigt. Hartleben ist nicht unter die Mystiker gegangen, die protestantische Kirche erfreut sich noch immer seiner Mitgliedschaft, und das kleine grüne Buch zeigt nicht den Literaturhistoriker, sondern den Dichter.

Es ist ein sehr knapper Auszug aus des Angelus Silesius „Cherubinischem Wandersmann oder Geist-Reiche-Sinn- und Schlußreime", der im Jahre 1657 erschienen ist und von dem sonst wohl nur katholische Literaturforscher noch Notiz nehmen. Wie in aller Welt kommt Hartleben auf dieses fromme Buch? Liest er in seinen Mußestunden Erbauungsschriften? Sah man ihn je in der königlichen Bibliothek zu Berlin? Es kann's ihm Keiner nachsagen.

Er macht auch nicht den mindesten Versuch, sich bei den Zeitgenossen in den Geruch eines frommen und gelehrten Mannes zu setzen, er gesteht mit löblicher Ehrlichkeit, daß er zum Angelus Silesius gekommen sei, „wie die Königssöhne im deutschen Märchen, die irgendwo im tiefen Walde einen Eremiten trafen und von diesem die Kunde verschollener Dinge vernahmen".

Hartleben's Eremit heißt Sor Rodolfo, componirt (aber nur für die Nachwelt) geistliche Vocalmusik, läßt bei einem Wiener Schneider arbeiten, wohnt in einer Villa am Albanergebirge, oberhalb Frascatis, und liebt es, manchmal plötzlich bei Nacht durch die Campagna nach Rom zu fahren. Dort, so scheint es, giebt er sich Beschäftigungen hin, die mit seiner Eremiteneigenschaft nicht im vollen Einklang stehen. Wenn mich nicht Alles täuscht, kennt er die römischen Weine und Mädchen nicht weniger gut als die Alexandriner des Angelus Silesius, mit denen er Hartleben bekannt gemacht hat. Ein recht erbaulicher Einsiedelmann Alles in Allem, und seine geistliche Vocalmusik wird sehr katholisch sein müssen, wenn ihn Rom einmal canonisiren soll.

Wir aber haben alle Ursache, ihm dankbar zu sein, denn es ist, wenn auch vielleicht nicht im Sinne der katholischen Kirche, ein gutes Werk gewesen, daß er dem Weltmenschen Hartleben den Geschmack an der heiligen und holden Inbrunst der schönen Verse des Angelus Silesius geweckt hat. Wir wären vermuthlich ohne diese glückliche Fügung niemals dazu

Digitized by Google

gekommen, uns an diesen Sprüchen voll wundersamer Tiefe und rechter Seligkeit zu erfreuen. Hartleben fürchtet, von Sor Rodolfo mit schrecklichen Flüchen für die Verweltlichung des Cherubinischen Wandersmannes empfangen zu werden, wenn er ihn wieder in seiner Klause aufsucht. Er nehme sie mit der Gelassenheit, die seiner schönen Seele schönste Eigenschaft ist, ruhig hin in dem Bewußtsein, daß unser Dank für diese That nicht minder lebhaft ist als der katholische Zorn Sor Rodolfo's.

Angelus Silesius, der, wie er noch Protestant und bloß Mediciner war, Johannes Scheffler hieß, muß ein nicht minder merkwürdiger Mensch gewesen sein, wie der Eremit oberhalb Frascatis. Philosophiae et Medicinae Doctor, Archiater et Physicus olsnensis, trat er 1653, als Neunundzwanzigjähriger, zum Katholicismus über und acht Jahre später in den Orden der Franciscaner, wobei er indeß die gelindere Observanz der Minoriten wählte. Seine ehemalige lutherische Confession hat er böse angegriffen und ist dafür von den Lutheranern nicht minder böse angefallen worden. In einer 1664 erschienenen Schmähschrift wider ihn: „Wolverdientes Capitel" sehen wir ihn als Wanderkrämer mit einem Hausirerkasten voll allerlei katholischem Geräthe, Rosenkranzketten, Weihwedeln, Gebetbüchern und Aehnlichem, abgebildet. Es ist ein großer Mann mit einem sehr kleinen Kopfe, dessen Züge etwas Eckiges haben. In der rechten Hand trägt er ein Packet Flugschriften mit der Aufschrift: „Neuge Zeitung. Eütel Liegen." Aber trotz ihres Zornes auf den Convertiten haben die Lutheraner es nicht zu verhindern vermocht, daß zwei seiner Lieder („Mir nach! spricht Christus, unser Held!" und: „Liebe, die du mich zum Bilde") in ihr Gesangbuch übergegangen sind. Im Gegensatz dazu sind seine Meinungen, wie er sie eben in jenen Sinn- und Schlußreimen niedergelegt hat, in die Lehrmeinung der katholischen Kirche nicht übergegangen, wie denn Hartleben Beispiele dafür anführt, daß Anschauungen, die Angelus Silesius in Versen ungehindert ausgesprochen hat, in der Prosafassung des Michael Molinos verdammt worden sind. Wieder ein Beweis dafür, wie gefährlich im Grunde alles Verswesen ist. Die Prosa, den Klotz, kann man leichtlich packen und in Stücke hauen, aber der Vers ist wie der singende Vogel in der Luft; man kann wohl Vogelscheuchen wider ihn errichten, aber wer seinen Gesang einmal gehört hat, vergißt ihn kaum, ob auch die Scheuchmühle rasselt.

Von den Versen des Angelius Silesius haften viele schnell und fest, wenn man sie gelesen. Ich setze ein paar her:

Die Sonn' erregt das All,
Macht alle Sterne tanzen —
Wirst Du nicht auch bewegt,
Gehörst Du nicht zum Ganzen.

* * *

Blüh auf, gefrorner Christ,
Der Mai ist für der Thür;
Du bleibest ewig todt,
Blühst Du nicht jetzt und hier.

* * *

Nichts ist, das Dich bewegt —
Du selber bist das Rad,
Das aus sich selbsten läuft
Und keine Ruhe hat.

Dieses Bild findet sich bekanntlich bei Friedrich Nietzsche wieder. Ich bin nicht Nietzsche-kundig genug, um zu wissen, ob es übernommen oder aus Nietzsche selbsten gelaufen ist.

Die Rose, welche hier
Dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit
In Gott also geblüht.

* * *

Gott ist ein lauter Nichts,
Ihn rührt kein Nun noch Hier.
Je mehr Du nach ihm greifst —
Je mehr entwird er Dir.

* * *

Gott hat sich nie bemüht,
Auch nie geruht, das merk' —
Sein Wirken ist sein Ruhn,
Und seine Ruh sein Werk.

* * *

Ein Herze, das zu Grund
Gott still ist, wie er will,
Wird gern von ihm berührt —
Es ist sein Lautenspiel.

* * *

Nichts anders stürzet Dich
In Höllenschlund hinein,
Als das verhaßte Wort —
Merk's wohl! — das Mein und Dein.

* * *

Niemand hat seinen Stand
So hoch und groß gemacht,
Als eine Seel', die ihr
Gemüth in Ruh gebracht.

* * *

Die Einsamkeit ist noth,
Doch sei nur nicht gemein,
So kannst Du überall
In einer Wüsten sein.

* * *

Ein Narr ist viel bemüht, —
Des Weisen ganzes Thun,
Das zehnmal edler ist,
Heißt Lieben, Schauen, Ruhn.

* * *

Entbilde Dich, mein Kind,
So wirst Du Gotte gleich,
Und bist in aller Ruh
Dir selbst Dein Himmelreich.

* * *

Ach, lauf doch nicht nach Witz
Und Weisheit über's Meer —
Der Seelen Würdigkeit
Kommt bloß von Liebe her.

* * *

Die Braut verdient sich mehr
Mit einem Kuß um Gott,
Als alle Miethlinge
Mit Arbeit bis in Tod.

* * *

Die Ros' ist ohn' Warum,
Sie blühet, weil sie blühet;
Sie acht' nicht ihrer selbst,
Fragt nicht, ob man sie siehet.

* * *

Wirf das Gebündle weg;
Wer streiten soll und kriegen,
Dem muß kein Sack voll Geld
Auf seinen Achseln liegen.

* * *

Das edelste Gebet,
Ist, wenn der Beter sich
In das, vor dem er kniet,
Verwandelt inniglich.

* * *

Die Liebe, wenn sie neu,
Braust wie ein junger Wein:
Je mehr sie alt und klar,
Je stiller wird sie sein.

Was ist das nun Alles? Mystik? Katholicismus? Christenthum? Weltweisheit? Quietismus?

Von Allem ein Wenig, aber ganz und gar ist es Eines: Poesie. Man fühlt, daß ein Begnadeter spricht, Einer, dem plötzlich Herz und Hirn hell wird von einer Eingebung, die

Digitized by Google

in Versen voll klarer Kunst ausgegeben wird. Es ist, wie bei Nietzsche, uns ganz gleich, ob auf Seite zehn der Seite zwei widersprochen wird, — wir haben das wunderbare Schauspiel eines inspirirten Menschen vor uns, der zugleich ein Künstler ist.

Was gerade uns Heutige daran so anzieht, ist das Unzeitgemäße, die Stille dieser überleuchteten Seele, die Einfalt dieser Kunst. Um uns Getrappel, Gestampf und gierige Wuth nach allen möglichen Zielen, ein Lärm und Hasten im Leben wie in der Kunst, — und da die Klosterzelle, in die durch einen buschigen Baum grünmildes Sonnenlicht fällt.

Mystik? Christenthum? Quietismus? Nenne man's, wie man mag, — es ist für uns der gelinde Glanz aus einer Tiefe, in der mehr Trost und Segen ist, als in all' unserer klaren Höhe, wie wir ja wohl gerne sagen.

Ich muß gestehen, daß mir die Verse des Angelus Silesius eine künstlerische und seelische Berührung von größerer Kraft und Wärme gewesen sind, als seit Langem irgend eine „moderne" Kunst- und Gefühlsoffenbarung. Vielleicht bin ich, wie unsere Exacten sagen, besonders prädisponirt für so was. Mag sein. Aber ich hege die Vermuthung, daß es Vielen so gehen wird wie mir. Diese auf Hartleben's schöne Veröffentlichung hinzuweisen, habe ich diese Zeilen geschrieben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Teufelsgläser.

Von A. Hoffmann.

(Schluß.)

„Ernst!" rief eine frohe Stimme in seine Befürchtungen hinein, hinein in das dunkle Gefühl des Unbehagens, mit dem er ein paar Stunden später auf dem Bahnsteig auf- und abschreitet, während langsam rollend der Zug in die glasbedachte Halle fährt. „Ernst!" ruft es nochmals, ein, von verhaltenen Freudenthränen zitternder Jubellaut, und das liebe, vom dunklen Haar umrahmte Antlitz seiner Frau beugt sich verlangend aus dem Fenster. Ihm fehlen die Worte, die Gedanken, er sieht nur die so lang Entbehrte. Wie schön sie ist, seine Clarissa, wie schön! Der Stolz des glücklichen Besitzers schwellt ihm die Brust. Doch da — was ist das in ihrem Antlitz, den ihm so vertrauten Mienen? Jener Zug um den Mund, kennt er den? Das Fältchen dort oberhalb der Brauen, welches er sich nicht entsinnt, je vorher bemerkt zu haben? Und scharf richtet er seine funkelnden Klemmergläser auf das Antlitz der jungen Frau — da weiß er, was er gesehen hat. Häßliches, wie er gefürchtet hat, ist es nicht, doch — etwas Trauriges, die Sorge um ihn! Er fährt zusammen, es berührt ihn eigen; Clarissa sorgt sich um ihn, der ihr Glück sein soll? — — Doch schon ist sie herabgesprungen, liegt in seinen Armen, hängt an seinem Halse, und hinter ihr steht die Wärterin, die ihm seinen Jungen, seinen zweijährigen Ricco entgegenstreckt.

„Verzeih, daß ich ihn mitbrachte," sagt Clarissa, „trennen konnte ich mich nicht von ihm." Doch Ernst hört nicht auf ihre Worte, in sehnsuchtsvoller Zärtlichkeit greift er nach seinem Kinde. Der Knabe aber beginnt zu schreien, und verbirgt, sich mit beiden Händchen gegen den Vater zur Wehr setzend, sein blondes Köpfchen angstvoll an der Wärterin Schulter.

„Du bist ihm fremd geworden," sagt Clarissa, und ein Schatten leiser Trauer überfliegt ihr Gesicht.

„Ich glaube, gnädige Frau, es sind nur die funkelnden Brillengläser des Herrn, welche dem Ricco Angst machen."

„Wirklich," sagt Clarissa, und versucht ihren Blick in den des Gatten zu senken. „Du trägst unheimlich blitzende Gläser, vor lauter Gefunkel sieht man nicht einmal Dein Auge!"

Ernst lacht, das ist ihm nichts Neues mehr, Aehnliches hat man ihm oft genug schon gesagt, und heute, wie jedes Mal, entgegnet er: „Desto besser sehe ich!"

Spät am Abend, als die Erregung des Wiedersehens in ruhigere Bahnen gelenkt ist, und man sich wohnlich eingerichtet hat in den fremden Räumen, wird erst der Kleine zur Ruhe gebracht, dem zu Gefallen Ernst richtig seine blitzenden Augengläser hat ablegen müssen, vor denen der junge Herr nach wie vor eine, das Komische streifende Furcht empfindet. Behaglich, eng an einander geschmiegt, sitzt nun das Ehepaar auf dem Sopha nach der langen Trennung, der ersten in seiner Ehe. Ernst ist die Cigarre ausgegangen, ein Gefühl wohligen Behagens durchströmt ihn wieder, zum ersten Mal seit langer Zeit giebt er sich stiller Freude, ruhigem Genießen hin.

Da lächelt Clarissa von ungefähr: „Du, Männchen, weißt Du, mir geht's wie unserem Jungen; auch ich kann mich mit Deinem garstigen neuen Klemmer gar nicht befreunden. Gieb her, laß mich ein Mal durch das Ding schauen!" Das Glas von der Schnur nestelnd, entspricht Ernst dem Wunsche seines jungen Ehegesponses und reicht ihr das Verlangte. Bedächtig drückt sie das Glas auf ihr zierliches Näschen. „Pfui," ruft sie aber gleich darauf, „dadurch sieht man ja Alles verzerrt! Und so — so siehst Du die Welt?"

Ernst lächelt überlegen. „Für Dich ist das Glas eben zu scharf, mein Kind."

„Zu scharf!" sagt Clarissa und nickt vor sich hin mit einem leisen Seufzer. „Du magst wohl Recht haben, Ernst, zu scharf — wie jetzt Alles an Dir." —

„Aber, Schatz," entgegnet Ernst, und leichter Unwille klingt durch seine Stimme, „was soll das jetzt, ich glaube gar, Du spielst auf meine literarische Thätigkeit an!" Und um sie zu versöhnen, setzt er scherzend hinzu: „Dem Ehemann hast Du doch nichts vorzuwerfen, Kindchen, einzig dem Dichter, nicht wahr? Der aber *muß* schärfer sehen, als andere Menschen!"

„So?" entgegnet Clarissa gedehnt, „hast Du mir nicht einstens gesagt, Homer sei blind gewesen? Und der war doch ein Dichter, nicht wahr?"

Ernst will lachen: „Kind, Homer und — ich!" Aber das Lachen bleibt ihm im Halse stecken. Nicht ohne Grund hat er die erste vertrauliche Unterredung mit Clarissa gefürchtet in Erwartung einer „Gardinenpredigt", wie er's nennt. Nun ist die „Gardinenpredigt" ausgeblieben, aber etwas Anderes, Ernsteres ist an deren Stelle getreten. Homer ist blind gewesen! Warum mußte Clarissa auch diese Worte sagen, die ihm nun nicht mehr aus dem Gedächtniß wollen! Noch gar so lang ist es nicht einmal her, da hat er selbst Clarissa mit Begeisterung von diesem seinem Lieblingsdichter gesprochen, die Liebe zu ihm auch in ihre Seele zu pflanzen gesucht und auf ihr, in seine Rede geworfenes: „Aber, er soll ja doch gar nicht gelebt haben, seine Gesänge gesammelte Volkspoesien sein?" belehrend geantwortet: „Dem sei, wie ihm wolle, liebes Kind, das ist Sache des Gelehrten; mir, als Dichter, schwebt die Gestalt des blinden Mannes von Chios in seliger Verklärung vor, der geschlossenen Auges, durch nichts abgelenkt zu den kleinlichen Dingen der ihn umgebenden Welt, nur nach innen blickend der Gottesstimme Laut gab!"

„Ist er denn ganz gewandelt?" denkt Clarissa, als seine Antwort ausbleibt und er stumm dasitzt, während seine Hand gedankenlos mit dem Klemmer spielt. Thränen treten in ihre großen blauen Augen, hastig schlingt sie die Arme um den Mann ihrer Liebe, und ihre Wange an die seine lehnend, fragt sie leise, bittenden Ton's: „Welche Bewandtniß hat's nur mit dem neuen Klemmer? Sag's, mein Ernst, ich bitte Dich drum, mir ist's, als käme all mein Leid von ihm!"

Stille ist's im Zimmer, ganz still, die Teufelsfratze in der dunklen

Digitized by Google

Ecke schaut grimmig. Es ist, als rege sie sich hinter ihr im Bilde zu neuem Leben, als wolle und müsse sie sich dem Manne drüben auf dem Sopha bemerkbar machen und in Erinnerung bringen. Doch fruchtloses Bemühen, der kurzsichtige Dichter, dem der Klemmer in den Schooß gefallen, hat keinen Blick für jenen da hinten im Dunkel, während ihn ein paar weiche Frauenarme eng und enger umschlingen, und es licht und lichter wird in seiner Seele. Und dann — zwar nicht gleich — doch nach und nach, zwischen Stocken und ermunternden Küssen von Seiten des verführerischen Beichtigers, kommt die Geschichte heraus mit den Teufelsgläsern, eine regelrechte, ausführliche Beichte, von jenem Tage an, da Ernst mit seinen „Sternbildern" Fiasco gemacht hat. Erzählend spricht er seinem Weibe von seinen neuen Anschauungen, dem neuen Empfinden, ruhig und objectiv, als sage er's von einem Dritten, in seinem Ohre klingt es immer: „Homer ist blind gewesen", und er selbst fühlt, daß seine Sache gegen Clarissa eine verlorene ist, nun er es nicht mehr über sich gewinnt, mit voller Ueberzeugung, aus innerstem Herzen heraus für sie zu reden. Endlich ist Alles gesagt — Ernst schweigt.

„So bist Du ihm also verfallen, der Dich durch seine Brille sehen lehrte?" ist Alles, was Clarissa entgegnet.

„Nimm's nicht so tragisch, Kind. Sieh, eine halbe Stunde Glückes, die durch die Gläser einem Menschen wird, schon kauft mich los!"

„Eine halbe Stunde Glückes durch des Teufels Gläser erworben! Wahrlich, ein teuflischer Gedanke," sagt Clarissa bitter. „Sei mir nicht böse, Ernst, aber Du mußt wirklich sehr kurzsichtig gewesen sein, als Du auf diesen Handel eingingst."

Unser Dichter ist starr. Wie überzeugend klingt ihm jetzt seines Weibes Rede, er mag noch so energisch den von ihr verfehmten Klemmer aufsetzen, sie scharf fixirend, nichts entdecken die Gläser an ihr, als selbstlose Liebe, rührende Sorge, gepaart mit jener ruhigen Klarheit, nach welcher er vergebens gestrebt diese ganze Zeit hindurch.

„Ernst habe doch den Muth Deines Schaffens," sagt Clarissa eindringlich, ihn liebkosend mit Aug' und Hand. „Sieh doch um Dich mit eigenen Augen, mit denen des Poeten! Und sähen sie auch wirklich nicht so genau, wie Deine jetzigen Gläser, was ist denn groß verloren, wenn Du einen niedrigen Gedanken, ein häßliches Etwas übersiehst, das Dir am Wege liegt? Wohl werden sich alsdann Jene von Dir wenden, die Dich heute in den Himmel erheben; doch sag' selbst, ist ihr Lob nicht eigentlich Beleidigung, sind sie nicht selbst zum großen Theil bereits abgethan mit ihrem Photographiren und Mikroskopiren alles Unschönen? Wirf sie doch zu den Todten, jene häßliche literarische Danaidenarbeit, welche weder im Herzen ihres Schöpfers, noch in dem des Lesers reine Freude, wahre Befriedigung schafft. Wo ist die echte Herzensfröhlichkeit, die Dich durchdrungen, als Du die „Sternbilder" geschrieben? Lieber Ernst, nur das Eine laß mich Dich bitten, trage in den nächsten vier Wochen Deinen Klemmer einzig zu dem Zwecke, durch ihn oder mit seiner Hülfe, einen Menschen glücklich zu machen! Gelingt Dir das, so bist Du frei von den Banden, welche jetzt Dich halten, und solltest Du bis dahin dennoch die Erkenntniß gewonnen haben, nur mit des Bösen Augen schauen zu müssen, so magst Du immerhin jene Gläser behalten, hast Du doch Deine Seele losgekauft von dem häßlichen Treiben."

„Wohl," sagt Ernst, „es sei! Wo aber finde ich den Menschen, der sich beglücken läßt durch meine Gläser?"

* * *

Ja, wo findet Ernst diesen Menschen? Das ist eine Frage, welche Mann und Frau beschäftigt in den nächsten Wochen. Seinem Clarissa gegebenen Versprechen treu, ist Ernst an keine Verarbeitung irgend eines literarischen Stoffes gegangen, ihm fehlt die Lust, die Freude am erstehenden Werke. Auch fehlt ihm die Sammlung, die rechte Muße, ist seine Zeit doch vollauf ausgefüllt mit dem Suchen nach einer Menschenseele, die seine Gläser beglücken könnten. Diesem Zwecke zu genügen, kommt er auf die absonderlichsten Projecte, stets getrieben von dem Gedanken, wo ist der Mensch, der sich beglücken lassen will durch mich? Soll er Mikroben schauen und Bacillen mit seinen scharfen Gläsern, zum Wohle der Menschheit einen Vernichtungskrieg gegen diese Feinde an Leben und Gesundheit beginnen? Clarissa schüttelt den Kopf. Soll er finstere Anschläge, die er mit Hülfe der Gläser im verruchten Herzen des Einen gelesen, dem Andern offerbaren, gegen den sie geplant sind? Auch dieses Vorhaben findet nicht Clarissa's Beifall. Ach, das Warnen, besonders vor etwas noch nicht Sichtbarem, ist ein so undankbares Geschäft, und einen Menschen eine volle halbe Stunde lang zu beglücken, ist in der Theorie jedenfalls leichter gethan, als in der Praxis. Ernst ist muthlos und verzagt. Schon nahen sich die vier Wochen, die letzten der bedungenen Rückgabefrist, bedenklich ihrem Ende, und kein Bestreben, Glück zu wirken oder doch nur Gutes, ist von Erfolg gekrönt gewesen. Klar sieht Ernst, daß er bei dem Handel der Uebertölpelte war. Ruhe, Zufriedenheit hat er nicht mehr gefunden, seit des Teufels Gläser in seinem Besitze sind. Wie auch sollen diese Gläser, die so wenig vermögen, Glück zu bringen, ihren Träger bei ihrer alles Menschenelend bloßlegenden Schärfe, so frei, so freudig zu stimmen, wie der Künstler es doch sein muß, um zur eigenen Befriedigung schaffen zu können. Dahin ist Ernst's Glaube an sie und ihre Unfehlbarkeit; jenes altüberlieferte Wort vom blinden Homer will ihm nicht mehr aus dem Sinn.

So kommt er denn eines Tages nach Haus, nachdem er wieder ein Mal vergebens umhergestreift ist, mit hungrigem Blicke das Elend suchend, nicht als Stoff, nein, um seiner selbst willen, es auch findend tausendfach, und doch nie das Mittel erspähend, es in Glück zu wandeln, in eine einzige halbe Stunde des Glückes mittelst derselben Fähigkeit, die ihm das trostlose gezeigt.

„Jetzt geb' ich's auf," sagt er, sich auf den Divan werfend und Hut und Handschuhe zur Seite legend.

Auf einmal kräht neben ihm das hohe Stimmchen seines Kleinen, seines kleinen Ricco, welcher sich alle erdenkliche Mühe giebt, Papas Ruhe zu stören und auf seine Kniee zu klettern. Da beugt Ernst sich denn herab, sein Kind zu herzen, uneingedenk des Klemmers, den er in des Kleinen Gegenwart stets abzulegen pflegt, in Erinnerung der Abneigung des Kindes gegen die funkelnden Gläser, vor denen Ricco meist scheu den Kopf gewandt. Doch Kinder sind Kinder, heute lacht der Knabe ihrer, die damals sein Entsetzen erregt. Heute scheint ihm das spiegelnde Glas in des Vaters Antlitz ganz etwas Neues, Belustigendes zu sein, nach dem er in plötzlich erwachtem Verlangen die Hände streckt. Papa aber biegt neckend den Kopf zurück, biegt ihn wieder vor im fröhlichen Spiel, laut lacht klein Ricco und greift nach dem blitzenden Glase mit drollig unbehülflicher Geberde. Und Ernst vergißt für den Augenblick, was ihn drückt und quält, ihn zieht's, sich einmal aus voller Seele der Tändelei mit seinem herzigen Jungen hinzugeben. Der Kleine aber wird des ungewohnten Scherzes so bald nicht müde, mit glühendem Eifer sucht er immer wieder Papa's Kopf zu fangen. Sobald ihm dies gelungen, tippt er, scheuer Bewunderung voll, mit seinem dicken rosigen Finger gegen die Gläser, lacht, sucht sie festzuhalten, schlägt in heller Freude nach ihnen. — Ernst hat den Kopf nicht schnell genug wenden können, mit voller Wucht hat ihn dies Mal Ricco's Patschhand getroffen. Erschreckt durch die eigene That, verzieht der Kleine das Mündchen zum Weinen, denn klirrend ist das schimmernde Glas, das ihn im Lauf der letzten halben Stunde so höchlichst ergötzt, herabgefallen. Ernst aber hat unwillkürlich die Augen geschlossen in Folge des Schlages und die Rechte schützend darüber gebreitet.

Da durchzuckt's ihn beim Klirren des Glases, das zerbrochen am Boden liegt. Vermochte denn wirklich eines Kindes schwache Hand dasselbe zu brechen? Zieht nicht der Geber selbst sein Danaergeschenk zurück, nachdem es im tändelnden Spiel den Empfänger und sein Kind für jene Spanne Zeit beglückt, die zur befreienden Rückgabe ausbedungen war? War dies das einzige Glück, welches ihr geben konntet, funkelnde Gläser! Erst sein Kind mußte dem Dichter zu solcher Erkenntniß verhelfen!

Ernst's Linke tastet nach dem Klemmer am Boden, er findet ihn nicht mehr, nicht einmal die Scherben. Nebenan schlägt eine Uhr.

Digitized by Google

Langsam schlägt Ernst die Lider auf, und was erblickt er? Den Himmel über sich, der ihm entgegenstrahlt aus seines Kindes, seines Weibes Augen, die lächelnd auf ihn niederblicken. Er fährt mit der Hand über die Stirn. Ist das ein Gefühl, der drückenden Banden los und ledig zu sein! So wohlig ist ihm lange nicht zu Sinn gewesen; was ihm die Gläser nicht gegeben, fand er in seines Kindes Blick.

„Hast Du aber schön geschlafen, Mann," sagt Clarissa, ihm die altgewohnte Brille reichend. „Schade, daß ich Dir gleich beim Erwachen eine Hiobspost bringen muß."

„Nun — und?"

„Das Residenztheater hat Dein neues Stück," sagt Clarissa zögernd.

„Zurückgewiesen?"

„Ja," sagt Clarissa bedauernd, „ich begreife nicht aus welchem Grunde."

„Zu — realistisch?" meint Ernst, noch halb vom Traum befangen, erschreckt emporfahrend.

„Nein," entgegnet erstaunt die junge Frau. „Zu idealistisch seien die „Sternenbilder" heißt es."

„Gott sei Dank," sagt Ernst aus Herzensgrund, sich lachend ganz emporrichtend. „Da wären die „Proletarier des Geistes" also vor der Hand noch ungeschrieben! Dir aber, Kläre, will ich gleich, ehe ich seiner vergesse, den kuriosesten Traum meines Lebens erzählen. Merke wohl auf, er nennt sich — die Teufelsgläser!"

Aus der Hauptstadt.

Die Theilung der Türkei.

Ein Melodram.

Erster Akt.

Das Londoner Foreign Office.

Lord Salisbury: Sie glauben also, daß mit Jameson dort unten nichts mehr zu erreichen ist?

Chamberlain: Jameson! Sagen Sie schon lieber Jammerson! Weiß Gott, wenn wir nicht noch rasch die Matabele ausgerottet, die Aschanti mit Schnaps vergiftet und Kama's Reich durch Verrath an uns gebracht hätten, dürften wir uns nicht mehr Träger europäischer Cultur in Afrika nennen!

Lord Salisbury: Halten Sie es wirklich für ganz ausgeschlossen, daß man in Transvaal doch noch unsere Partei ergreift?

Chamberlain: Keineswegs — wir brauchen nur wieder eine Partei hinzusenden, die Buren werden sie dann schon ergreifen, ganz wie bei Krügersdorp!

Lord Salisbury: Hem — da halt' ich es doch für richtiger, daß wir Afrika einstweilen 'mal links liegen lassen und —

Chamberlain: Ganz meine Ansicht! Deßhalb spreche ich ja auf jedem Bankett von Afrika! Dadurch bekommen es die Leute sehr bald satt und nehmen's uns nicht übel, wenn wir die Hände ein Bißchen davon zurückziehen.

Lord Salisbury: Ja, aber was glauben Sie, das wir dann in's Auge fassen sollen? Beunruhigen müssen wir doch die Welt, dafür haben wir ein Auswärtiges Amt, und dafür werden wir bezahlt.

Chamberlain: Vielleicht Bulgarien? Man müßte Rußland, damit es ja nicht an Indien denken kann —

Lord Salisbury: Schon gar! Der arme Boris hat ohnehin Aerger und Schmerzen genug!

Chamberlain: Schmerzen? Ja, wenn es sein Vater zum Herzog von Palästina gebracht hätte, dann wäre die Umtaufe allerdings nicht auf schmerzlosem Wege möglich! Aber so!

Lord Salisbury: Der Sultan, ich bin überzeugt, wird den ganzen Vorgang mit sehr getheilten Empfindungen —

Der Chefredacteur der Daily News (blickt durch die Portièren): Diener, meine verehrten Staatslenker, unterthänigster Diener! (für sich) Sultan, sehr getheilt! sagte er eben. (laut) Fällt heute vielleicht eine oder die andere Nachricht für dero Regierung Opposition ab?

Lord Salisbury (sehr liebenswürdig): Sie wissen doch, Chamberlain ist gestern wieder furchtbar großmäulig gewesen und hat Deutschland beschimpft —

Chamberlain (einfallend): Ja, und wollen Sie da, bitte, mir nicht den Gefallen thun, mich einen Dummkopf, einen gemeinen Prahler, ein Heupferd zu nennen?

Der Chefredacteur (stenographirt): Mit Vergnügen!

Chamberlain: Dann citiren alle deutschen Zeitungen Ihr Blatt, die Berliner beruhigen sich, und ich kann morgen Abend getrost noch gröber werden, was wieder den Londonern colossalen Spaß macht.

Der Chefredacteur: Und sonst haben Sie nichts!

Lord Salisbury: Ja — schicken Sie 'mal Nachmittags Ihren Hausdiener oder sonst Jemand vom politischen Theil heran, es könnte sein, daß wegen Transvaal —

Der Chefredacteur (im Abgehen): Danke, danke — das kauft keiner mehr! (für sich) Und ich habe doch deutlich gehört, daß er von der getheilten Türkei sprach!

Zweiter Akt.

Palast am Newsky Prospect.

Fürst Lobanoff: Cuba, Cuba — was scheert uns Cuba! Ich rauche so wie so keine Havannas. Ueberhaupt, wozu neue Verstärkungen auf Cuba — die Spanier haben ohnehin schon keinen Platz mehr zur Rückwärts-Concentration.

Ober-Geheimdiplomat: In den Transvaal-Zank können wir uns auch nicht gut einmischen —

Fürst Lobanoff: Vielleicht läßt man in Asien irgendwo ein Armeecorps vorrücken? Die Geschichte des 19. Jahrhunderts wird mir sonst wahrhaftig zu langweilig.

Ober-Geheimdiplomat: Da würde ich doch schon lieber die Türkei in's Auge fassen. Ohnehin kommt mir aus London die Nachricht, daß Lord Salisbury ernsthaft an eine Theilung des Sultanats denkt.

Fürst Lobanoff: So — so? Sind wir marschbereit, eventualiter?

Ober-Geheimdiplomat: Sechs Armeecorps!

Fürst Lobanoff (mit Würde): Rußland ist die Hauptstütze des Weltfriedens, Rußland will keinen Krieg — denn es würde momentan die schönsten Prügel kriegen. Aber das muß ich sagen: Die Idee mit der Theilung ist nicht übel. Der Halbmond steht im letzten Viertel, und wenn wir dies Viertel mit Constantinopel kriegen —

Ober-Geheimdiplomat: Ob man sich mit London und Paris sofort in's Einvernehmen setzt?

Fürst Lobanoff: Auch mit Wien. Nach Berlin dagegen melden Sie vorerst nichts. Man darf die Leutchen nicht eitel machen — die sind überhaupt froh, wenn sie nichts von Schwierigkeiten hören und sehen; es macht sie immer gleich zu ängstlich. Gott, Anfänger geniren sich eben. Und später, wenn's zum Klappen kommen soll, kann man sie ja immer noch in's Schlepptau nehmen — dann machen sie mit Kußhand mit.

Dritter Akt.

Am Quai d'Orsay.

Bourgeois: Faure steht noch? Merkwürdig, was der Mann für ein zähes Leben hat! Aber was seh' ich — Sie tragen Trauer?

Der Herr Ministerial-Director: Ich kann jede Stunde verhaftet werden — da ziemt es sich doch nicht, in hellerer Kleidung —

Bourgeois: Ich verstehe, lieber Freund. Sie sind ein Mann von Geschmack und Tact. Apropos — ich habe Isidor Lévy-Mille fois pardon, den neuen Chroniqueur des Gilblas, auf zehn Uhr herbestellt, um ihm Informationen zu geben ... ich muß sagen, die früheren Herren vom Erpreß-, vom Preß-Bureau ließen mich nie warten —

Der Herr Ministerial-Director: Mille fois pardon hat die positive Schriftstellerei aufgegeben — er läßt sich jetzt nur noch für die Zeilen bezahlen, die er nicht schreibt.

Bourgeois: Fatal. — Sind Depeschen aus Petersburg da?

Der Herr Ministerial-Director: Unser lieber Alliirter fragt an, ob Ihnen der Plan einer Theilung der Türkei annehmbar scheine —

Bourgeois: Ach Gott, ach Gott! Wieder eine Unternehmung im Ausland! Denken Sie nur an die Enthüllungen, die daraus wieder entstehen können! Freilich, wenn Lobanoff durchaus will —

Der Herr Ministerial-Director: Wir werden gegebenen Falls marschiren lassen müssen. Dafür kriegen wir Syrien und vielleicht Kreta!

Bourgeois: Hem ... Die Türkei, das ist ja wohl das Land mit der Vielweiberei?

Der Herr Ministerial-Director (sehnsüchtig): Ja. — Aber der Schweinebraten ist verboten.

Bourgeois: Und Deutschland?

Der Herr Ministerial-Director (sehr überlegen): Weigert sich keine Secunde lang — thut ja Alles, wenn Rußland und wir dabei sind!

Bourgeois: Wenn es aber trotzdem zögert ...

Der Herr Ministerial-Director: Wenn! Wenn! Das wäre freilich ein Strich durch die Rechnung. Aber ich bürge mit meinem Kopfe für sein umgehendes Jawort!

Bourgeois: Herr Director, da es Lobanoff also verlangt ... Wohlan richten Sie sich nur immer schon darauf ein, demnächst einige Tage am Hofe des Sultans zu verbringen!

Der Herr Ministerial-Director: Ein paar Nächte wären mir allerdings lieber ...

Digitized by Google

Bourgeois: Ich danke Ihnen. (Erhebt sich.)

Der Herr Ministerial-Director: Was ich noch fragen wollte, Excellenz — glauben Sie, daß man im Faubourg Montparnasse schon mit Roentgen-Strahlen photographirt?

Bougeois: Eh — wie so?

Der Herr Ministerial-Director: Ich muß zu Eugénie — und es wäre mir unlieb, wenn sie herauskriegte, daß ich Wattons trage —

Bourgeois: Seien Sie ohne Furcht! Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Holz, also auch ein Brett die Strahlen durchläßt.

Der Herr Ministerial-Director: Sie meinen ...?

Bourgeois: Für den Fall Eugénie Ihren Kopf röntgenographiren läßt ...

Vierter Akt.

Das Hôtel am Franzensring.

Graf Goluchowski (singt): Krapülinski und Waschlapski, Polen aus der Polackei ... Machen wir, lieber lieber Graf! Vier Armeecorps mobilisirt, dafür nehmen wir dem kranken Manne Serbien und Bulgarien, billiger sind wir nicht zu haben. Und dann läßt sich am Ende mit Rußland auch über das neue Königreich Polen sprechen!

Graf Badeni (sehnsuchtsvoll): Wir Beide als Regenten — Jeder schwingt abwechselnd eine Woche lang das Scepter ... ich sage Ihnen, Dionys von Syracus soll seine Freude an uns haben! Vivat Polonia!

Graf Goluchowski: Falls aber Deutschland die Theilung ablehnt ...

Graf Badeni: Wo denken Sie hin! Sie erschrecken mich! Das wäre ja zu fatal ... Aber nein, das gute Deutschland macht sicherlich ahnungslos mit!

Graf Goluchowski: Gehen Sie heute in den Reichsrath, Bruderherz? —

Graf Badeni: Muß 'mal sehen — wollte eigentlich zu meinem Privatspaß heute wieder einmal ein paar Staatsgrundgesetze verletzen —

Graf Goluchowski: Gehen Sie schon hin und reden Sie mit den Führern der Vereinigten Deutschen Linken — vielleicht überlassen wir sie dem Sultan als Entschädigung für Serbien und Bulgarien. Er braucht doch neue Eunuchen.

Fünfter Akt.

In der Wilhelmstraße zu Berlin.

v. Marschall: Theilung der Türkei? Mitten im Frieden? Daß die Menschen auch gar keine Rücksicht auf unsereinen nehmen! Ich thäte Rußland ja gern den Gefallen, aber ...

Fürst Hohenlohe: Das sag' ich Ihnen aber — für eine Vermehrung der Flotte bin ich nicht zu haben. Den ganzen Ocean soll der Teufel holen! Denken Sie bloß an die Austern neulich bei Hofe — wie leicht hätte sich das gesammte Ministerium vergiften können —

v. Boetticher (schwermüthig): Es wäre ein ehrenvoller Tod gewesen! Denken Sie nur, in Preußen als Minister sterben — das ist doch 'ne Seltenheit, darauf hätten wir uns Alle 'was einbilden können!

Fürst Hohenlohe: Es muß ja nicht gerade gestorben sein. Ganz offen gesagt, ich demissionirte lieber lebendig, und dann lieber heute als morgen!

v. Hammerstein-Loxten: Sie lesen meine Gedanken!

Miquel: Dazu bedarf es freilich nur sehr kurzer Zeit.

Fürst Hohenlohe: Es war doch wirklich ein specielles Pech, meine Herren, das gerade uns zu Collegen und Mitgliedern eines Ministeriums machte!

Alle (aus ganzem Herzen): Sehr richtig!

Fürst Hohenlohe: Sehen Sie, wir stimmen Alle überein. Und dabei wirft man uns Tag für Tag das Gegentheil vor.

v. Marschall: Da Sie gerade vom Gegentheil sprechen — wir können die Theilung der Türkei —

Fürst Hohenlohe (unruhig): Frankreich liegt viel an der Sache, und deßhalb wäre ich sehr geneigt ... Aber ich möchte darüber nicht reden, ehe Bosse da ist — übergehen wir ihn, dann wimmelt's morgen von Krisengerüchten. Wo er nur wieder stecken mag?

v. d. Recke: Er wird wahrscheinlich dichten — er ahmt ja neuerdings Stephan nach!

Miquel: Es ist das sehr unrecht von den beiden Herren. Die Wassernoth ist ohnehin im Lande allenthalben sehr groß.

v. Berlepsch: Uebrigens giebt auch Phili Eulenburg im Frühjahr ein neues Bändchen Lyrik heraus.

Thielen: Sie scherzen. Aber bange machen gilt nicht.

v. Berlepsch: Bitte, keineswegs — es steht sogar schon der Titel für die Gedichte fest: „Geister, die ich rief."

Fürst Hohenlohe: Putzig! Warum gerade so?

v. Berlepsch: Weil er sie nicht los wird!

v. Marschall: Was nun die Theilung der Türkei anbelangt —

Fürst Hohenlohe (mahnend): Ich muß sehr bitten, lieber Marschall! —

v. Boetticher: Ja, wir dürfen aber Frankreich nicht verletzen!

v. Hammerstein: Rußland hat sich so darauf gefreut, wir müssen sofort mitmachen!

v. Marschall: So wollte ich nur bemerken, daß es uns heute überhaupt nicht möglich sein wird, darüber zu berathen. Der Decernent, der die Türkei unter sich und auch die Specialkarten in seinem Pulte hat, nahm vorgestern Urlaub, war etwas überarbeitet — der Arzt hat ihm eine Cur in Reichenhaller Säuerling verordnet, der bekanntlich anregend auf den Geist wirkt.

v. Berlepsch: Aber offenbar nur bei beginnender Dummheit. Von meinen Geheimräthen waren im vergangenen Sommer mehrere da, ich habe keinerlei günstige Wirkung davon verspürt.

Fürst Hohenlohe: Wann kehrt der Decernent zurück?

v. Marschall: In längstens vier Wochen. Er hat sogar seine Schlummerrolle hier gelassen.

Fürst Hohenlohe: Sehr schön. Da meine ich, wir verschieben die eingehende Erörterung der Frage so lange — (resignirt) denn bei der Theilung kriegen wir ja sowieso nichts ab! Schreiben Sie das den „betheiligten" Mächten, College Marschall, kurz und bündig — Sie verstehen ja die Kunst, mit wenigen Worten nichts zu sagen!

Sechster Akt.

Im Serail des Padischah.

Der Sultan: Allah il Allah, Mohamed rasul Allah! So nahe war mir der Untergang, mir und dem Osmanenreiche! Und Deutschland, sagst Du, hat mich gerettet?

Der Großvezier: So ist es. Deutschland theilt den anderen drei Mächten mit, daß es keinesfalls gesonnen und in der Lage sei, jetzt einer Conferenz über das Schicksal der Türkei beizuwohnen. Es beantrage eine Verschiebung der Zusammenkunft um vier Wochen. England, Rußland und Frankreich verstanden sogleich, daß dieser Bescheid eine Ablehnung bedeute, sie gaben den bereits bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Plan wieder auf, zogen ihre Truppen von der Grenze, ihre Schiffe aus den Häfen zurück — und dein Thron war gerettet!

Der Sultan (in heftiger Rührung): Ein gutes, liebes, frommes Volk, die Deutschen! Was muß es für Diplomaten haben, daß ganz Europa angstvoll seinem Winke gehorcht!

Der Großvezier: Es hat thatsächlich bedeutende Diplomaten. Bismarck läßt sich vielleicht sogar mit mir vergleichen.

Der Sultan: Wie aber erweise ich mich diesem Volke, diesen Männern für ihre Güte dankbar?

Der Großvezier: Schick' ihnen Orden!

Der Sultan: Ach — die sind durch Brausewetter ein bißchen in Verruf gekommen. Nein, ich weiß Besseres. Ich werde sie weit freudiger überraschen. Ich werde in Deutschland einen neuen Pump aufnehmen! (Er entfernt sich majestätisch.) Timon d. J.

Die tanzende Mänade.

Es hat gewiß immer sein Mißliches, die Schöpfungen fremder Meister, und fremder Culturen gar, zu reconstruiren. Unter diesem Vorbehalt kann es aber nicht leicht eine lohnendere Aufgabe geben, als die vom Kaiser in Concurrenz gegebene Ergänzung des Marmor-Torsos einer tanzenden Mänade aus dem Berliner „Alten Museum". Bekanntlich hat diese Concurrenz zu keinem Ergebniß geführt. Von den vierzehn eingelieferten Arbeiten ist keine des ausgesetzten Preises von zweitausend Mark für würdig erkannt worden. Für das nächste Jahr ist abermals dieselbe Aufgabe gestellt und dabei der Preis auf dreitausend Mark erhöht worden. Es kann unseren jüngeren Bildhauern nur dringend an's Herz gelegt werden, diese ungewöhnliche Gelegenheit, sich auszuzeichnen und — etwas zu lernen, nicht vorübergehen zu lassen.

Die diesmalige Concurrenz hat als übereinstimmendes Resultat ergeben, daß unsere Bildhauer noch recht wenig gelernt, jedenfalls für den vorliegenden Fall zu wenig gelernt haben. Sie dünken sich meist wohl schon ziemlich erhaben über die Antike. Indeß bei solchem Ringkampf zeigt sich, wie übermächtig immer noch über dem modernen Bildhauerbetrieb die antike Sculptur thront. Derjenige Plastiker, der sich am wenigsten gescheut hat, ihre Schule durchzumachen, ist auch unser größter Plastiker geworden: Max Klinger.

Wer in den langgestreckten Saal der Gipsfiguren-Abtheilung tritt, wo die Ergänzungsarbeiten nebst einem Abguß des Originals ihre Aufstellung gefunden haben, der wird schon nach einem flüchtigen Ueberblick zu folgender Wahrnehmung gedrängt: sämmtliche Ergänzungen nehmen sich gegenüber dem Original-Torso plump und steif aus, sie alle haben die Anmuth und Leichtigkeit jenes griechischen Fragmentes verloren. Man merkt sofort, daß da Etwas nicht aus einem Guß ist, daß ein raisonnirender und experimentirender Verstand sich in die naive Productionsstimmung eingedrängt hat. Das mag ja wohl in diesem Falle kaum zu umgehen gewesen sein. Wohl aber hätte es allenfalls verdeckt werden können. Das Mittel dazu ist aber nicht etwa moderne Willkür, sondern treues, empfindungstiefes Einleben in den Geist der Antike.

Es giebt kaum Schöpfungen, in denen das Hellenthum sich von einer gewaltigeren, zauberhafteren Erfindungsmacht gezeigt hat, als in der Verkörperung jener ekstatischen Dionysosdienerinnen, über deren

Digitized by Google

Wesen die Bezeichnung „Mänaden", die Raserinnen, eine helle Auskunft giebt. Aus dem tiefsten Lebensgrunde der antiken Naturerkenntniß heraus sind diese Gestalten in Dichtung und Kunst geboren worden. Der Mensch als vereinzeltes Wesen erkennt mit Schmerz und Beklemmung seine Losgelöstheit von der Allmutter Natur, seine Verwaistheit und Ausgestoßenheit. Nur in den seltenen Momenten der bacchischen Lust, des weltentrückten Taumels, wann alle Schranken einer willkürlichen Civilisation niedergerissen sind, und aus den tiefen Wirbeln der Entzückungen bloß „der Gott" noch redet, fühlt sich das Individuum wieder ganz als Kind der Natur, durchpulst von den elektrischen Strömen des Erdganzen, eins mit aller Creatur, entfesselt zu den höchsten Begeisterungen und visionären Intuitionen.

Diese eigenthümlich-mystischen Anschauungskreise schwingen und bewegen sich um die Göttergestalt des Dionysos. Die Dionysosdiener sind davon erfüllt. Der Mann wird zum bocksfüßigen Satyr, das Weib zur Mänade. Beide werden zu Offenbarungen der elementaren Naturkraft. Es war dem griechischen Scharfblick nicht entgangen, daß zumal das Weib in dieser dionysischen Verwandlung völlig aller Civilisationszügel ledig wird, daß es tiefer noch als der Mann in den höchsten Ekstasen des Wehes und der Lust schwelgt, daß es in völliger Selbstvergessenheit trunken dahintanzt und ganz zur „Raserin" wird. Das Griechenthum holte sich hier seine tiefsten Erkenntnisse über das Weib, über das in ihm schlummernde Chaos, dessen Entladungen an Gewalt und Furchtbarkeit etwas Vulkanisches haben.

Das ist der Urtypus der „Mänade", in dem der orientalische Ursprung noch wenig verdeckt, wenn auch von griechischer Geistigkeit durchdrungen ist. Die spätere, völlig helleuisirte Mänade zeigt dann freilich auch zahmere Aeußerungsformen. Die selbstvergessene Raserei wird durch einen natürlichen Rhythmus der Bewegungen gebändigt, das anfangs stark hervorbrechende Thierische wird mehr und mehr in's Menschliche übersetzt. Der dionysische Untergrund indeß bleibt stets im Bewußtsein der Kunst lebendig. Immer bleibt die Mänade die Entfesselte, die im Tanz Berauschte, die im Rausch Tanzende. Was von Schönheit und Anmuth in ihr lebt, ist Anmuth und Schönheit der Natur, am wenigsten darauf berechnet, von kritischen Zuschauern geprüft und abtaxirt zu werden. Sie weiß nichts von kühlen Beobachtern. Was von Menschlichem um sie lebendig ist, das regt sich gleich ihr im Tact und Rhythmus der dionysischen Trunkenheit. Alle sind *eines* Geistes voll, alle untereinander auf's Innigste verbunden und verschlungen, alle ihres Einzelbewußtseins entkleidet.

Dieser Geist lebt in *jeder* griechischen Mänade. Er lebt in herrlicher Veredelung ganz besonders auch in dem wunderbaren Torso, der zu den kostbarsten Besitzthümern unserer Kunstsammlungen gehört. Aber in welchen der Ergänzungen lebt er wohl? In keiner einzigen. Das Alles sind verfinzelte kleine Tänzerinnen, die sich meist ein wenig steif, mit vertrackten Kopfhaltungen, bestenfalls mit bewußter, von Koketterie nicht ferner Anmuth drehen, bei denen aber von „Gotterfülltheit" nirgends die Rede sein kann. Man erkennt: manche dieser Künstler haben einmal ein italienisches Mädchen Tarantella tanzen sehen, die Mehrzahl hatte wohl bloß Balleteindrücke zu verarbeiten, — aber von der religiösen Weihe einer griechischen Mänade hat auch nicht Einer eine Ahnung. Kaum haben sie sich den Torso genügend betrachtet, sonst hätten sie über so manche Bewegungsmotive nicht gar so arg im Dunkeln tappen können.

Für die Meisten scheint die Cardinalfrage gewesen zu sein, welcherlei Attribute sie der „Mänade" geben sollten. Da prangt die Doppelflöte, da wird das Cymbal gerührt, da knattert die Castagnette, und eine bildhauernde Dame hält es gar für angemessen, eine Rosenguirlande schwingen zu lassen. Nur wenige haben auf die Attribute verzichtet, und diese waren die Klügsten. Sie gewannen Freiheit für die Bewegungen der Arme, und machten wenigstens nichts Falsches. Trotzdem wird das Original zweifellos Attribute getragen haben. Am wahrscheinlichsten ist wohl der Thyrsosstab, möglich auch ein Trinkgefäß, oder ein Thier (Panther oder Rehkalb en miniature) oder ein gezücktes Messer. Von alle dem, worüber man sich aus Vasenbildern, Reliefen und Statuetten leicht hätte unterrichten können, ist bei unseren Ergänzern nicht das Geringste bekannt. Und doch würde der Thyrsos beispielsweise über eine unangenehme Schwierigkeit hinweg geholfen haben. Es steht da nämlich auf der linken Brust ein kleiner Pflock, welcher andeutet, daß dort etwas aufgelegen haben muß. Es ist nun possirlich, zu sehen, wie die Ergänzer bald den rechten bald den linken Arm biegen, um die Hand auf irgend welche Weise in die Nähe jenes Stützpflockes zu bringen. Betrachtet man indeß den Torso genau, so ergiebt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß der linke Arm seitlich gestreckt, der rechte aber nach vorn zu gehoben war, daß kaum aber einer von Beiden nach innen zu dürfte gekrümmt gewesen sein. Gab man den Thyrsos in eine der beiden Hände (am ehesten wohl in die linke), so konnte das Ende des Stabes die Brust berühren, ohne daß der Arm von seinem natürlichen Bewegungsrhythmus entfernt wurde.

Das Unleidlichste der gekrümmten Arme ist aber, daß der Kopf dadurch meist zu einem guten Theile verdeckt wird. In Köpfen haben die Ergänzer überhaupt das Wunderbarste geleistet. Da sind Coiffuren von modischer Eleganz und Physiognomien von confectioneusenhafter Gewöhnlichkeit. Wenn einmal ein griechischer Typus anklingt, so kann man sicher sein, daß er dem Kreise des Dionysos völlig fern steht, sowohl im Schritt wie im Ausdruck (meist klingt dann etwas Aphrodisisches an). Da der Kopf schon vom Halsansatz an fehlt, so herrscht über die Haltung große Rathlosigkeit. Alles ist versucht worden, außer dem Nächstliegenden. Kein einziger Bildhauer ist auf den bescheidenen Einfall gekommen, den Kopf der sehr auffallenden Biegung des Oberkörpers folgen zu lassen und mit gelösten Haaren tief in's Genick herabzulegen. Wiederum hätte ein einziger Blick auf ein beliebiges Vasenbild genügt, um die Künstler zu belehren, daß dieses geradezu die typische Kopfhaltung der Mänade ist. Die trunkene Ergriffenheit des Gemüths drückt sich durch das zurückgeworfene Haupt in unmittelbarster Weise aus.

So hat also die moderne Bildhauerkunst einmal wieder Fiasco gemacht. Es sind die Namen tüchtiger Künstler unter den Preisbewerbern. Manche indessen fehlen. Es ist also noch Hoffnung vorhanden, daß, wenn Einer oder der Andere diese Zeilen liest, er sich zu einem selbstständigen Versuch und vor Allem zu dem einschlägigen Studium angeregt fühlen möge. Denn so sehr auch, selbst auch im Falle dieser Restauration, das persönliche Temperament und die eigene Erfindungsgabe des ergänzenden Künstlers mitzusprechen haben, die Antike hat doch zu deutliche und bedeutsame Wege gewiesen, als daß man sie kühl oder blasirt vernachlässigen dürfte. Es sei noch besonders daran erinnert, daß sich die berühmteste Mänadenfigur des Hellenenthums an den Namen des Skopas, des muthmaßlichen Schöpfers der Niobidengruppe, knüpft. Wer also die vom Kaiser gestellte Aufgabe löst, kommt möglicherweise in sehr erlauchte Gesellschaft.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

König Heinrich. Trauerspiel in einem Vorspiel (Kind Heinrich) und fünf Akten von Ernst von Wildenbruch. (Berliner Theater.) — Die kranke Zeit. Lustspiel in vier Akten von Richard Skowronnek. (Kgl. Schauspielhaus.)

Der Preußendichter, der Hurrahdramatiker hat den bisher einzigen großen Erfolg der Saison davongetragen. Vom Vorspiele seiner Tragödie an, das doch recht äußerlich Heinrichs Werden und Verderben schildert, umbrandete jauchzender Beifall den Mann, den die Moderne abgethan, todt, in die Novellistik verbannt glaubte; ein effectüberladener erster Akt vollendete den Sieg, dessen Eindruck selbst die sehr schwachen beiden letzten Aufzüge nicht im Geringsten verminderten. Wildenbruch hat manchmal, so im Trauerspiel vom tapfern Wimar Knecht, größer dagestanden als in seiner neuen Schöpfung, aber so redlicher, unverfälschter Jubel wie diesmal grüßte ihn noch nie vorher. Mit allen seinen Fehlern entzückt dieser Mann das wirkliche, nicht das freibilletschnorrende Theaterpublicum wie kein Nebenbuhler es vermag; auf die Dauer von drei Stunden galt er wieder als Bühnenmessias denen, die sich längst von ihm abgewandt hatten. Nach den kindischen Albernheiten und Ausschreitungen der Clique, die selbst davor nicht mehr zurückgeschreckt war, einen so urkomischen Parodisten der ganzen Richtung wie Herrn Hirschfeld lärmend auszupfeifen, nach diesem Schildbürgerstreich mußte die bislang latente Reaction kraftvoll mit Thaten einsetzen. Sie äußerte sich zunächst verneinend in den Zischdemonstrationen, die zu Hauptmann's und Halbe's neuen Arbeiten die Grabmusik machten; sie bereitete dann freudig bejahend Herrn von Wildenbruch einen nicht minder demonstrativen Triumph. Der deutschen Bühnenkunst wegen ist es schade, daß König Heinrich den unbestrittenen Sieg nicht in höherem Maße verdient; von ihm ausgehend, könnte sonst eine energische, schöpferische Gegenbewegung einsetzen, die den naturalistischen Unfug und die Langweilereien seiner Apostel gründlich und für immer von den Brettern fegt. Man darf die große Gefahr nicht unterschätzen, der unser Theater durch die Experimente der Jüngsten nun schon viel zu lange ausgesetzt worden ist. Das Publikum wendet sich mehr und mehr von den Schauspielhäusern ab, die ihm völlig unreife Erzeugnisse unreifer Autoren vorsetzen und dann noch Wunders glauben, wie segensreich sie für die Kunst wirken. Mit dem bleiernen Ennui des Naturalismus hat man den Literaturfreunden das Theater verekelt oder sie in den verstockten Musentempel am Gensdarmenmarkt gescheucht; weitere Kreise des Volkes, die sonst gern einem guten, interessanten Stücke lauschten, sind geradezu in die Kunstbudiken des Herrn Richard Schultz, vormals Adolf Ernst, und in die Circus gejagt werden. In der Alten Jacobstraße und bei Busch drängen sich die Menschen, die „vornehmen" Theater stehen leer. Vielleicht zeigen die Erfolge, die Intendant Prasch erzielt, auch anderen vernünftigen Direktoren den Weg zur Besserung. —

Die realistische Fluth hat ohnehin ihren eigentlichen Zweck erfüllt und, wo es nöthig und möglich war, Frucht getragen. Deutlich verräth sich ihre Einwirkung bei Ernst von Wildenbruch, dem ja schon frühzeitig aus ihrem Schlick die „Haubenlerche" erwuchs. Auch in seinem neuen Geschichtsdrama ist er mit besonderem Eifer an die Aufgabe gegangen, Menschen statt großsprechender Heroen zu schaffen, Blicke in die Seelen derer zu eröffnen, die sich mit rasselnden Rüstungen zwischen den Coulissen tummeln. Zum Unglück ist die Kunst der Charakterisierung die einzige Kunst, von der Wildenbruch ganz und gar nichts versteht, und zum Unglück bleibt er auch bei seinem ernsthaften Bemühen, sein Werk zu verinnerlichen, vollkommen am Aeußerlichen kleben. Man sieht es den Mar-

Digitized by Google

morblöcken an, die er herbeischleppte, wie mühsam, wie unendlich mühsam ihm die Arbeit wurde, wie er aber nicht abließ und das Letzte gab, was er zu geben vermochte. Heinrich IV. und sein Gegner Gregor ringen in den fünf Akten, eigentlich auch schon im Vorspiele, um die Macht. Der Canossagang ist gewiß einer der gewaltigsten und für uns, die seine Beweggründe nur oberflächlich kennen, auch erschütterndsten Vorgänge der mittelalterlichen Geschichte. Mit seinem Drum und Dran, mit den farbigen Lichtern und den lockend romantischen Einzelheiten, die die Chroniken, nächstdem das Conversationslexikon über ihn ausgießen, hat er schon zahllose Dichter angelockt; nur die Hohenstaufen erfreuen sich einer noch höheren Anziehungskraft als der vierte Heinrich. Aber dramatisch im eigentlichen Sinne ist dieser Stoff nimmermehr. Wie in den Bauernkriegen sind es hundert durcheinander laufende, grundverschiedene Motive, die hier die Katastrophe einleiten und herbeiführen; nicht eine große, treibende Idee, nicht eine hervorragende Persönlichkeit mit ihren Antagonisten giebt den Grundton an. Will der Dichter den Stoff dennoch wirkungsvoll dramatisch meistern, so muß er ihn derart rücksichtslos amputiren, daß nicht nur die grobe geschichtliche Wahrheit, daß auch das wichtigere Zeitcolorit zum Teufel geht. Oder er muß sich darauf beschränken, Laterna magica-Bilder der Ereignisse mit erklärendem Text zu geben. Ein Mittelweg ist nicht zu finden, Herr Gerhart Hauptmann hat es schaudernd erleben müssen.

Wildenbruch malte deßhalb eine Folge farbenprächtiger Geschichtsbilder, die ganz lose der zufällige Umstand mit einander verband, daß Heinrich IV. in ihnen allen eine bedeutsame Rolle spielt. Keins seiner sechs Gemälde ergiebt sich zwingend aus dem vorhergehenden. Der letzte Akt könnte ebenso gut wie er Gregor auf dem Todtenbette zeigt, Heinrich, der vor seinem teuflischen Sohn flieht, darstellen; der vierte Akt mit seinem waschlappigen Weibergewinsel, dem der felsenharte Papst willig nachgiebt, ohrfeigt Wildenbruchs Phychologie in fast erheiternder Weise. Es waren gewichtige Gründe anderer Natur, die Gregor VII. zur Versöhnung zwangen; von ihnen, die im höchsten Sinne dramatisch genannt werden dürfen, konnte aber Herr von Wildenbruch Dank der verfehlten Anlage des ganzes Stückes keinen Gebrauch machen. Der Dichter ging von den Geschehnissen aus, die er aneinanderklebte und effectvoll dialogisirte; die „Charaktere" schuf er nachher, und indem er sich quälte, aus diesen „Charakteren" Menschen zu machen, fröhnte er einem für das Gefüge des Stückes unwesentlichen, ja gefährlichen Luxus. Er hat sein Aeußerstes gethan, uns diesen Heinrich zu erklären, und hübsche, feine Züge sind ihm dabei aus der Feder geflossen; er peitschte seine Phantasie, um den Gregor zu vermenschlichen, was ihm freilich total mißlang. In der That, unter den an Zahl nicht geringen Bühnengestalten Wildenbruch's, die schnöde Theaterpopanze sind, ist dieser Gregor so ziemlich die mißlungenste, widerwärtigste. Wildenbruch beabsichtigte darzuthun, daß er schon frühzeitig erfüllt war von dem Gedanken an seinen einstigen hohen Beruf: und flugs läßt er in Goslar den Legaten Hildebrand dem Kinde Heinrich eine Rede voll prophetischer Andeutungen halten. Wildenbruch möchte sich nicht gern nachsagen lassen, daß sein Gregor nichts als versteinerte Tendenz ist: schön, so macht er ihn sentimental und beklebt den zielbewußten Voll- und Ganzen in gemessenen Zwischenräumen mit weichmüthigen und thränenseligen Regungen, damit er nicht immer schieres, kaltes Erz bleibt. Wildenbruch wollte dem hochfliegenden Fürsten, der sein Deutschthum und den monarchischen Gedanken wie ein hoch moderner König betont, den geistesmächtigen, aber eisigen und jesuitischen Begründer päpstlicher Allmacht gegenüberstellen; als er das gethan hatte und bei genauer Prüfung des fertigen Werkes merkte, daß er nun doch bloß wieder ein Princip verkörpert, keinen Menschen geschaffen hatte, verlieh er dem Gregor rasch noch ein paar Charakterzüge, die ihn, was man so nennt, sympathisch und imponirend machen sollten. Dabei passirte es unserm Dichter jedoch, daß nun seine realistischer gemachten Gestalten nicht mehr so gut wie vorhin in die unabänderlich feste, von vornherein gegebene Handlung hineinpaßten, ihr häufig recht drastisch widersprachen und selbst mit einem gehörigen Knicks nicht mehr in's Gefüge des Dramas hineinzupressen waren. Es machten sich vom zweiten Akte an Lücken und Risse, Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche geltend, die nur darum nicht bedenklich wurden, weil die Handlung im Galopp über sie fortraste, weil im Donner der Effecte zum Kopfschütteln oder gar zum Nachdenken wirklich keine Zeit blieb. Ein minder wohlgelauntes und dankbares Publicum hätte trotzdem dem letzten Akte sicher Widerspruch entgegengesetzt, und dies um so mehr, als schon de vierte mit seinem Hin und Her bedeutend nachgelassen hatte. Daß man beifallsfroh blieb, obgleich es elf Uhr geworden war, ist ein Lob für die vorangegangenen Aufzüge des Dramas und für die robusten Theaterlungen des Dichters, das keiner weiteren Interpretation bedarf.

An die Sprechorgane der Darsteller Gregor's und Heinrich's werden von Wildenbruch Anforderungen gestellt, die man hätte unbescheiden nennen müssen, wenn die Träger der Rollen ihnen nicht in solchem Umfange, wie es geschah, genügt hätten. Die Schauspieler Sommerstorff und Krausnick erwiesen sich dem Dichter als völlig congenial; wird sein Name genannt, dürfen auch die ihrigen nicht fehlen. Schlichtweg bewundernswerth ist Wildenbruch's Kunst der Gipfelung im ersten Akte, wo ein Schlager den anderen jagt; technisch meisterhaft gebaut ist ferner der Ausgang des Vorspiels. Auf eine Kraft, die das zu ersinnen und zu fügen vermochte, darf die deutsche Bühne sehr stolz sein. In allen sensationellen Geschichtsklitterungen des schlauen Praktikers Sardou findet sich keine Scene, die — noch ganz abgesehen von ihrer inneren Gewalt — an Bühnenfeuer und Raffinement an diese Wildenbruch'schen heranreicht. Bemerkenswerth und bezeichnend ist die schöne, kraftvolle Sprache der Dichtung; wenn man mitten in ihrer vollendeten Prosa plötzlich Verse aufklingen hört wie

„Kein Gotteshaus verschließt sich dort vor Dir,
Kein Priester weigert Dir das Sacrament,"

so ahnt man, wie ungern Wildenbruch von seinen gewohnten, lieben Jamben Abstand nahm, der Moderne zu Liebe.

Dem Poeten, der lange Jahre hindurch, fast für immer, von der Bühne ausgeschlossen war, lächelte das Theaterglück, das einen verwöhnten, jüngeren Faiseur krachend vom Stuhle warf. Herr Richard Skowronnek, den man nicht in einem Athem mit Benedix nennen sollte, weil es den seligen Benedix kränken möchte, hat sich mit harmlosen, mäßig munteren und sehr liederlich gezimmerten Schwänken die Hofbühne erobert, und das machte ihm leider den Kamm schwellen. Es schreit ohnehin nach der Geißel, daß Berlins einziges Theater, Berlins einzige Kunststätte, die nicht gemeinen Gelderwerb als oberstes Ziel zu haben braucht, so jämmerliche Schmarrn spielt, platte Hanswurstereien, die wohl für Vorstadtbühnen taugen, aber für die Literatur weniger noch als Blumenthal's Gesundene und Gesammelte Werke bedeuten. Indem die Direction einem Lustspiele vom Caliber der „Kranken Zeit" ihre Pforten öffnet, macht sie sich mitschuldig an der beschämenden Niederlage, die das Institut damit erlitt, ja, sie zeigt sich schuldiger, will sagen, unfähiger als der Verfasser selbst. Denn dem Vater ist's nicht zu verargen, wenn er seines Söhnleins Wasserkopf übersieht. Herr Skowronnek wollte in satirischer Laune die „neuere Richtung" züchtigen, oder vielmehr, er wollte, auf den Rath böser guter Freunde achtend, einen vulgären Schwank dadurch kritikfähig machen, daß er ihn mit actuellen Kinkerlitzchen aufputzte. So construirte er sich denn eine Vogelscheuche, die alle Eigenschaften des geborenen, gewöhnlichsten Hallunken mit ungewöhnlicher Dummheit verbindet; die Vogelscheuche machte er zu einem hochmodernen Romanschriftsteller und verpflanzte ihn auf das Gut einer heirathslustigen Baroneß, wo er indeß als Schurke, Hansnarr und Feigling entlarvt wird, so daß der brave Gutsverwalter die minnige Baroneß ehelichen kann. Neben dem üblichen, schwerfällig kalauernden Schwankgeschwätz hängen darum leider recht salzlose Sticheleien wider die Clique der Großmäuligen — bei jedem Hiebe Skowronneks, der glänzend danebengeht, bebt Einem der Wunsch durch's Herz: stände doch ein rechter Fechter dort oben! Daß sich die „Moderne" trotzdem vor Wuth über die Kühnheit des Schwankschreiberleins nicht zu fassen vermag und übelweise ihre gallige Verachtung über ihn ausgießt, zeigt fast zu deutlich, wie schwach sie sich in ihrer Stellung fühlt. Ruhigere Menschen waren der Meinung, sie würde Herrn Skowronnek, der ihr wider Willen so tapfer geholfen hat, nun auch einmal zum Dank die Annehmlichkeiten des Auflobens à tout prix zu kosten geben. Denn welche Onkelmasse, welche Tantenphalanx könnte für Herrn Georg Hirschfeld so intensive, so beneidenswerthe Reclame machen wie Skowronnek es that, der den Neunzehn- oder Neunzehneinhalbjährigen zu einer Hosenrolle verarbeitete!

Notizen.

Afrikanische Frühlings- und Italienische Sommertage. Von Alfred Maaß. (Leipzig, Th. Grieben's Verlag.) Flott und ohne literarische Ansprüche hingeschriebene Tagebuchblätter eines jungen Weltfahrers, der zu sehen und zu plaudern versteht. Die Städte Algiers, Tunis, die Sahara und Süditalien ziehen an uns vorüber in anmuthigen Charakteristiken. Auch die oft weniger anmuthige Touristenwelt, besonders die deutsche, wird gezeichnet, zumal in einem abschreckenden Berliner Exemplar. Besonders empfiehlt sich die kleine Schrift durch die zahlreich beigegebenen photographischen Momentaufnahmen des Verfassers, die von einem künstlerischen Blick Zeugniß ablegen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

HANS VON BÜLOW
Briefe und Schriften
herausgegeben von
Marie von Bülow.
I. Briefe.

Band I u. II mit Bildnissen und Faksimilen. ℳ 10.—, geb. in Leinw. ℳ 12.—, in Halbfranz ℳ 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände „Briefe" vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

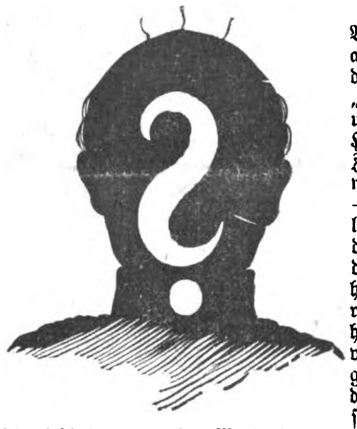
Eine neugegründete Verlagsbuchhandlung sucht mit

Schriftstellern

in Verbindung zu treten und erbittet Verlagsangebote, auch solche größeren Umfanges, unter **G. S. 300. Leipzig.** Postamt Täubchenweg postlagernd.

Eduard von Hartmann's
Philosophie des Unbewussten.
Zehnte Auflage.
3 Bde. gr. 8°. Geh. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebd. 19 M. 50 Pf.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.
Verzeichniss **sämmtlicher philosophischer Werke Eduard von Hartmanns** sendet gratis und franco
Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig,**
früher Fr. Manke's Verlag.

Bismarcks Nachfolger
Roman von **Theophil Zolling.**
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.



Das spannend aktuelle Werk muthet wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an. Wohlthuend berührt die überall im Buche aufquellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. (Deutsche Warte, Berlin.) „Hier hat die steigende allgemeine Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen, die vor keiner Autorität Halt macht, ihren klassischen Ausdruck gefunden." (Hallesche Zeitung.) — Z. gehört zu unseren besten Erzählern. Das wird durch seinen neuen Roman bestätigt . . . (Grenzboten.) — Die furchtbare nationale Erregung, welche die Entlassung Bismarcks hervorrufen mußte, hat diesem Roman das Leben gegeben . . . Mit Meisterlichkeit versteht Z. den großen plastischen Stil des historischen Romans zu handhaben . . . (Bl. f. lit. Unterhaltung.) — Die traurigen Zustände unseres Parlamentarismus, die epigonenhaften Politiker und die wilden Ausschreitungen eines vaterlandslosen Sozialismus geben den historischen Hintergrund. Eine hübsche Apotheose Bismarcks und der Gedanke, daß seine Nachfolger in der deutschen Jugend zu suchen seien, macht den Beschluß . . . (Kreuz-Zeitung.) — Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:
Antiquariats-Katalog 83.
Staats- und Socialwissenschaft.
Etwa 1800 Nummern.
Oscar Schack in **Leipzig,** Königsstr. 15.

Von einer thätigen **Leipziger Verlagsbuchhandlung** werden
Manuscripte
wissenschaftlichen Inhalts unter coulanten Bedingungen zu erwerben gesucht. Angebote sub **J. 280** an **Rudolf Mosse, Leipzig** erbeten.

Hierzu eine Beilage der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 15. Februar 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Aus der Börsengesetz-Werkstatt. Von Justus. — Ist ein Krieg zwischen England und Deutschland möglich? Von Miles. — Modernes Kurpfuscherthum. Von Dr. med. Alexander-Katz. — **Literatur und Kunst.** Das Volk auf der Bühne. Von Adolf Kahle (Berlin). — Lassalle und Herwegh. Von M. Jacobs. — **Feuilleton.** Zwei Propheten. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Die reinliche Scheidung. Von Timon d. J. — „Künstler-West-Club" und „Freie Kunst". Von Franz Servaes. — Nottzen. — Anzeigen.

Aus der Börsengesetz-Werkstatt.

In der Börsengesetz-Commission des Reichstags wird seit Wochen gehämmert und geschweißt, genietet und gefeilt. Fünfzehn weise Männer, von denen außer dem früheren Waschzettelvermittler der Deutschen Bank kein Einziger, je das glatte Parkett des Zeit- und Cassahandels unter seinen Füßen gespürt hat, sind mit sachverständigem Eifer dabei, die unreinen Bestandtheile, mit denen die Regierung das Werk der Gamp und Eschenbach in unverständiger Weise vermischt hat, zu entfernen. Nicht lange mehr, so wird das Werk in seiner ursprünglichen Schöne erstrahlen; die Regierung aber wird vielleicht geblendet die Augen schließen, und mit einem weinenden, einem lachenden Auge, einen schmerzlichen Aufblick zu der Volksvertretung und einem schalkhaften Rückblick nach der Burgstraße, „nach reiflicher Erwägung zu der Ansicht gelangen, daß sie mit Rücksicht auf die Gesammtwirthschaft der Nation einem derartigen Gesetz gerechter Weise glaube die Zustimmung versagen zu müssen".

Als auf den Katzenjammer des Jahres 1892 die erste Nachricht von dem Plane einer Reform der Börse an die Oeffentlichkeit drang, da hofften naive Gemüther wirklich auf eine erlösende That. Aber die erlösende That ist ausgeblieben. Schon der erste Bericht der Börsen-Enquete-Commission zeigte mit hinreichender Deutlichkeit, daß die Commission, statt der Börse durch eine kraftvolle Neuorganisation, deren Durchführung allerdings etwas Verständniß und Nachdenken erfordert hätte, neues, gesundes Blut in den Innenkörper zu führen, es vorgezogen hatte, durch ein Dutzend mehr oder weniger schmerzhafter Pflästerchen die Wunden äußerlich vor den Augen des Publicums zu verdecken, um sie unter der deckenden Hülle ungestört weiter wuchern zu lassen.

Wo ist der große Gedanke einer corporativen Organisation, jenes Mitteldings zwischen der continentalen und der englischen Verfassung, geblieben, der allein fähig und geeignet wäre, das große Publicum aus den Schlingen eines schleichenden Speculantenthums zu befreien, und die Börse in den Stand zu setzen, ihre gewaltige wirthschaftliche Macht in einer für Verkehr und Credit gleich förderlichen Weise auszuüben. Die Börse in derjenigen Gestalt, die sie auf dem Continente angenommen hat, ist vollständig unfähig, den Excessen der Speculation wirksam entgegenzutreten. Ihr Charakter als der eines öffentlichen und Jedermann zugänglichen Marktes macht sie durchaus actionsunfähig und nimmt ihr diejenige Macht, deren sie zur Durchführung ihrer wirthschaftspolizeilichen Obliegenheiten dringend bedarf. Selbst wenn die deutsche Börse aus eigenem Antriebe ernstlich an die Besserung ihrer Zustände gehen wollte — die Macht dazu würde ihr fehlen. Sie vermag weder sich selbst zu schützen, noch auch dem Einzelnen in wirksamer Weise Hülfe zu bringen. Sie ist ein wirthschaftliches, aber kein rechtliches Gebilde. Ihr fehlt das Haupt, das Luft und Athem in den Körper führt. Ihr fehlt aber auch das Band, die Organisation, ohne welche eine gedeihliche Wirksamkeit nicht möglich ist: die genossenschaftliche Verbindung.

Auf corporativer Grundlage nach englischem Muster kann die Börse allein die nothwendige Actionsfähigkeit zur wirksamen Durchführung ihrer wirthschaftspolizeilichen Obliegenheiten erlangen, und auf der anderen Seite die Cautelen dafür geben, daß diese Actionsfähigkeit niemals in absolute Willkür ausarten kann.

Statt dessen hat sich der Entwurf des Börsengesetzes mit einer Erweiterung der „Zulassungsbedingungen" zur Börse begnügt. Und die jetzt tagende Börsengesetzcommission glaubte ein Uebriges im Interesse des großen Publicums zu thun, wenn sie einen noch weiteren Vorstoß gegen diese Zulassungsbedingungen unternahm. An eine Verschärfung der pecuniären Garantieen hat weder der Entwurf noch die jetzt tagende Commission gedacht. Und doch liegt gerade hierin das einzige Mittel, um das wimmelnde Tages-Jobberthum, das von Jahr zu Jahr wachsende Eindringen abenteuernder Speculanten, die irgendwo im Leben Schiffbruch erlitten haben, mögen sie sich nun Commissionäre oder Makler oder Agenten nennen, fern zu halten. Um die pecuniäre Qualification der Mitglieder zu sichern, hat die Londoner stock exchange die Vorschrift, daß jeder die Aufnahme Begehrende drei Börsenmitglieder als Bürgen stellen muß, welche sich verpflichten müssen, je bis zu 750 Pfund Sterling für ihren Schützling zu zahlen, falls derselbe innerhalb einer gewissen Zeit fallliren sollte. Ebenso kann ein Candidat, der einmal in Concurs gerathen oder mit seinen Gläubigern einen Accord eingegangen ist, nur dann Aufnahme oder Wiederaufnahme finden, wenn er letztere mit mindestens $33^1/_3\,\%$ ihrer Forderungen befriedigt hat und seit Schluß des Concurses bezw. Vergleichs mindestens zwei Jahre verflossen sind, daß aber, wer mehr als einmal in Concurs gerathen ist, nur nach völliger Befriedigung seiner Gläubiger aufnehmbar ist. Welch ein erfreulicher Gegensatz zu den laxen deutschen Vorschriften! Welch

Digitized by Google

einen wohlthuenden Einfluß müßten derartige Vorschriften auf die Preisbewegung der deutschen Märkte ausüben!

Man fürchte nicht, daß durch die Fernhaltung jener capitallosen Intelligenz, die in England nur in den Comptoirs der großen Bankhäuser angemessene Unterkunft findet, der plutokratische Charakter der Börse noch eine Stärkung erfahren würde, und daß die Einschränkung der Theilnehmerzahl die Beeinflussung der Kursentwickelung, wie sie durch einen möglichst großen Markt herbeigeführt wird, beeinträchtigen und so die Preisbildung noch mehr als jetzt dem Einfluß der großen Capitalmächte preisgeben würde. Im Gegentheil, durch eine derartige Einschränkung würde der Capitalmarkt nur zu seiner natürlichen Function zurückgeführt werden. Die sentimentale Fürsorge für den „kleinen Mann", wie sie vor der hochmächtigen Enquêtecommission so drastisch zum Ausdruck gekommen ist, ist an der Börse wahrlich am wenigsten am Platze. Nur wer über Capitalien verfügen kann, ist im Stande, Kenntnisse des Bedarfs, des Vorraths einer Waare und der Leistungsfähigkeit der Production, der Güte einer Ernte, des Mangels oder Einflusses an disponiblem Capital, der Rentabilität einer Unternehmung zu gewinnen und diese Kenntnisse im Dienste des Volkshaushalts, der harmonischen Vertheilung der Capitalien auf die verschiedenen Zweige productiver Verwendung bei Handelsunternehmungen und Capitalanlagen zu verwerthen. Dem schmarotzenden Tagesspeculantenthum dagegen, dem nichts zur Verfügung steht, als raffinirte Routine, und welches an kleinen Tagesdifferenzen sein Brod zu verdienen und in erregten Zeiten ein Vermögen zu erjagen hofft, fällt nicht der geringste Antheil an der Leitung des Handels und der Preise zu. Durch die Unmöglichkeit, selbstständige Erwägungen anzustellen und zur Geltung zu bringen, und durch die damit gegebene Nothwendigkeit, einer von oben „gegebenen Parole" blind zu folgen und die Kursentwickelung nach der jeweilig vorhandenen Tendenz zu übertreiben, in der Hoffnung, seinerseits noch rechtzeitig vor dem Rückschlag „realisiren" zu können, tragen diese Elemente in erster Linie die Gefahr des Irrthums und das Gefühl der Unsicherheit in die Zukunft der Preisentwickelung.

Und welche moralische Gewähr hat der Entwurf für das zur Börse zugelassene und an der Preisbildung mitwirkende Speculantenthum vorgesehen? Er hat ein Ehrengericht eingesetzt und ihm einen Staatscommissar als Staatsanwalt beigegeben, und die jetzige Gesetzescommission hat stundenlange von ernstem Pathos durchflossene Reden über die moralische Bedeutung dieses neuen Gerichtshofes gehalten und die Befugnisse der Ehrengerichte wie die Machtvollkommenheit des Staatscommissars ohne Erfolg zu erweitern versucht. Wird man im Publicum diesem neuen Gebilde der Rechtspflege wirklich denselben Ernst entgegenbringen?

Die Ueberschätzung der Börsenehrengerichte ist ebenso lächerlich wie überhaupt jeder Versuch, ethische Momente in den Börsenverkehr zu bringen.

Zunächst kann ein Ehrengericht doch nur dort ein Feld für seine Thätigkeit finden, wo sich ein besonderer specifischer Ehrbegriff ausgebildet hat. Die Ehrengerichte der Anwälte, der Officiere mögen ihre volle Berechtigung haben. Aber mit Recht wehrt sich der Kaufmannsstand gegen die Unterstellung, eine besondere Ehre, welche von der jedes anderen ehrsamen Bürgers abweicht, zu besitzen. Geht man in diesem Entwickelungsproceß der verschiedenen Ehrengattungen weiter, so wird man mit Nothwendigkeit dazu gedrängt, auf einen besonderen Ehrbegriff für den Industriellen, einen besonderen für den Landwirth und einen besonderen für den Handwerker aufzustellen, und alle diese Personen neben der ordentlichen Gerichtsbarkeit noch einem besonderen gerichtlichen Verfahren für alle diejenigen Handlungen zu unterstellen, über die bisher lediglich das freie Urtheil ihrer Standesgenossen, deren Votum sich in größerer oder geringerer Achtung kundgab, zu entscheiden hatte.

Die oberste Voraussetzung für die gleichmäßige Entwickelung eines maßgeblichen Ehrbegriffs ist eine social annähernd gleichartige und im Durchschnitt auf einer gewissen Höhe befindliche Qualität derer, welche der Competenz der Ehrengerichte unterstehen sollen. Nun betrachte man einmal dem gegenüber die völlig chaotische und diffuse Masse von Börsenbesuchern. Glaubt man wirklich in dieser Masse eine auch nur irgend verwandte Vorstellung von dem, was kaufmännisch ehrbar ist, entdecken zu können? So verfehlt es wäre, grundsätzlich die kaufmännische Ehrbarkeit proportional mit der Größe des Vermögens steigen zu lassen, so widersinnig wäre es doch auf der anderen Seite, von dem kleinen Makler, der mit fliegender Hast von Gruppe zu Gruppe eilt, um mit dem Aufwande seiner ganzen Lungenkraft günstige Chancen zu erhaschen, und sich schreiend an die Schranken der vereideten Makler drängt, um noch während der Kursfeststellung sich $^1/_{10}$ Procentchen zu sichern, eine auch nur blasse Vorstellung von ökonomischer „Ehre" oder gar dasselbe Maß von kaufmännischem Ehrbegriff zu verlangen, wie von dem großen Bankhaus, das in dem vollen Bewußtsein seiner hohen volkswirthschaftlichen Function geräuschlos Milliarden in Bewegung setzt, das in einer Minute neue Unternehmungen fruchtbar zu machen oder brach zu legen vermag.

Oder will man etwa jenes eigenartige Collegialitätsbewußtsein, das in besonderer Weise zum Ausdruck kommt, wenn an der Börse für einen insolventen Makler oder Speculanten gesammelt wird, damit er seine Differenzen zahlen könne, als einen Beweis für den „corporativen Geist", der in das Gebäude des Welthandels seinen Einzug gehalten hat, in's Feld führen? Das ist nur der Ausdruck eines gewissen Verantwortlichkeitsgefühls der Gesammtheit für die Handlung des Einzelnen dem Publicum gegenüber, desselben Verantwortlichkeitsgefühls, das den Principal veranlaßt, die Defraudationen seines ungetreuen Cassirers stillschweigend zu begleichen, damit die Oeffentlichkeit von dem Vorgange nichts erfahre.

Auch hier sehen wir die Unmöglichkeit vor uns, durch die wirksame Ausgestaltung eines Börsenehrengerichts die moralische Qualification der Börsenmitglieder auf eine höhere Stufe zu bringen, so lange nicht eine exclusive Börsenorganisation die ungeeigneten und unsauberen Elemente aus der Börsengemeinschaft ausgeschlossen hat. Die freie Gestaltung der heutigen Börsengerichte führt neben der vollkommenen Unwirksamkeit der Ehrengerichte noch eine ungerechte Ungleichheit insofern mit sich, als ihre Wirksamkeit je nach den verschiedenen Zulassungsbedingungen der einzelnen Börsen in ihrer Ausdehnung eine ganz verschiedene ist. So würde z. B. in Hamburg, wo, mit geringen Ausnahmen, jeder Kaufmann der Börse zugehört, der ganze Handelsstand dem Ehrengericht unterstehen, während z. B. an kleinen sächsischen Börsenplätzen, die nur für einzelne Geschäftszweige bestimmt sind, nur ein ganz geringer Theil derselben dieser Competenz unterworfen sein würde.

Die vorgesehene Mitwirkung eines Staatscommissars, der die Controle über die Thätigkeit der neuen „Richter" zu führen und den Gerichtshof „gegen den Verdacht der Vertuschung" zu schützen hat, nimmt überdies dem ganzen Ehrengericht seinen beruflichen Charakter und hat, wenn man unbefangen zugestehen will, für die künftigen Ehrenrichter etwas so Beleidigendes, daß man bereits heute mit tödtlicher Sicherheit voraussehen kann, daß die angesehenen Mitglieder der Börse, welche wirklich die Träger einer solchen Function werden könnten, sich gänzlich von dem neuen Institut zurückziehen werden. Um aber nicht die Stühle hinter den Schranken gänzlich leer zu lassen, wird die Regierung sich genöthigt sehen, sie mit Leuten zweiter und dritter Garnitur zu besetzen, jenen typischen Figuren, welche in angeblichen Witzblättern regelmäßig als Vertreter ihres Standes auftauchen, und die an der Börse als Großsprecher und Streber ebenso

Digitized by Google

ängstlich gemieden werden, wie im sonstigen bürgerlichen Leben.

Ein solches Ehrengericht als Controlinstanz für den künftigen Gang des erzeugenden und verbrauchenden Getriebes der Weltwirthschaft — wie sollte das nicht bestehen!

Justus.

Ist ein Krieg zwischen England und Deutschland möglich?

Es bedarf keines besonderen Nachweises, da die Interessen Deutschlands und Englands bis auf eine etwaige Fortsetzung britischer Aspirationen auf Transvaal nirgends ernster collidiren und höchstens noch in der Concurrenz um den neu zu erobernden chinesischen Markt dereinst in Friction gerathen könnten, daß ein Krieg zwischen beiden Staaten, der den Handel beider, den bedeutendsten der Welt, auf's Empfindlichste schädigen würde, ein Unding sein würde. Einander parallele Interessen, stammverwandte Cultur, Religion, dynastische Beziehungen, sowie auf Seiten Englands das Interesse am Bestehen einer starken achtunggebietenden, ihm geneigten Macht in Mitteleuropa, und auf Seiten Deutschlands dasjenige an einer starken Seemacht gegenüber den maritimen Aspirationen Frankreichs, verbinden England sogar in einem gewissen Grade mit Deutschland, und während Großbritannien, wie die Geschichte lehrt, mehrfach in der Vertretung seiner continentalen Interessen Anlehnung an Deutschland, namentlich Preußen, fand, wurde die nordische Vormacht Deutschlands andererseits von ihm in der Gewinnung und Behauptung ihrer Stellung als solche u. A. im siebenjährigen Kriege und damit die Geschicke Deutschlands selbst, unterstützt. Ueberdieß bildet Deutschland diejenige große Landmacht, bei welcher England bei etwaigen continentalen Verwickelungen, in welche einzugreifen es etwa veranlaßt sein könnte, am ehesten Unterstützung finden würde, und andererseits England diejenige Seemacht, die, abgesehen von der der Alliirten Deutschlands im Dreibunde, uns unter Umständen einen aus zeitweisen gemeinsamen Interessen hervorgehenden wichtigen Beistand zu leisten vermag.

Allein nicht nur diese Verhältnisse, sondern auch diejenigen der Wehrmacht und der strategischen Situation beider Länder sprechen deutlich für die Unmöglichkeit eines Krieges zwischen beiden. Sowohl der Silbergürtel, welcher England umgiebt, wie die gewaltige numerische Ueberlegenheit der englischen Flotte von 29 Panzerschiffen erster, davon 7 im Bau, 12 zweiter und 11 dritter Classe, 8 Panzerfregatten, 140 Kreuzern, darunter 13 Panzerkreuzer und 12 geschützte, 13 Küstenschutz-Fahrzeugen, sowie 40 zum gleichen Zweck verfügbaren Kanonenbooten und 230 Torpedofahrzeugen und Booten gegenüber nur 5 Panzerschiffen erster Classe, davon 1 im Bau, 3 zweiter und 7 dritter Classe, 22 Kreuzern, darunter nur 4 geschützte, 20 Küsten-Panzerfahrzeugen und ca. 150 Torpedobooten der deutschen Flotte, legen einem Kriege Deutschlands mit England und namentlich dem eine rasche Entscheidung herbeiführenden Kampfe der gewaltigen Ueberlegenheit der deutschen Landmacht mit derjenigen Großbritanniens, was den letzteren betrifft, so gut wie unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, und nur an den Küsten und auf dem Meere, sowie gegen die Colonien Deutschlands vermöchte dieser Krieg, da England die Herrschaft zur See besitzt, geführt zu werden. Man könnte vielleicht einwenden, daß die britische Seemacht auf dem ganzen Erdball vertheilt ist und England die mannigfachsten Interessen in beiden Hemisphären vermittelst ihrer zu schützen hat. Man könnte ferner darauf hinweisen, daß England zur Zeit in dem Venezuela-Conflict mit den Vereinigten Staaten ernst engagirt ist, daß seine ostasiatischen und indischen Interessen es Rußland gegenüber stark und auf der Hut zu sein nöthigen, daß es am oberen Menam eine Position gegen Frankreich zu sichern hat, sowie in Armenien und hinsichtlich der Unabhängigkeitsbestrebungen Irlands engagirt ist; allein nichtsdestoweniger bleibt ihm von seinen maritimen Streitkräften eine derartige Macht gegen Deutschland verfügbar, daß es selbst einer Allianz einer anderen Seemacht, namentlich einer solchen zweiten Ranges, mit der deutschen, nicht nur die Spitze zu bieten vermag, sondern ihr überlegen bleibt. Zur Zeit hat England in seinen Küstengewässern das Canalgeschwader von 6 Panzerschiffen erster Classe, 2 großen Kreuzern und 2 Torpedokreuzern bei Portland und Portsmouth verfügbar, ferner das neuformirte fliegende Geschwader von 3 Panzerschiffen erster Classe, 2 Panzerkreuzern und 2 ungeschützten Kreuzern und 2 dritter Classe bei Spithead und vom 23. v. Mts. ab bei Bearehaven an der Südwestküste Irlands. In Summa 9 Panzerschiffe erster Classe und 10 Kreuzer verschiedener Gattung. Eine Verstärkung dieser Streitmacht aus der Flottenreserve vermag in Stärke von 24 Panzerschiffen und Panzerkreuzern, 21 Kreuzern und 26 Torpedobooten und Torpedojägern innerhalb 2—10 Tagen stattzufinden, und deutscherseits sind zur Zeit fachmännischem Urtheile zufolge nur 8 Panzerschiffe, 6 Hochseeküstenschutz-Fahrzeuge, 4 sonstige Küstenschutz-Panzerschiffe, 10 Kreuzer und 10 Torpedo-Avisos verfügbar, während überdies, beiläufig bemerkt, die Flotte der Vereinigten Staaten zwar 5 Panzerschiffe erster Classe, 3 Panzerkreuzer, 6 Zweithurm-Monitore, 13 Einthurm-Monitore für die Küstenvertheidigung, 1 Kreuzermonitor, 1 Rammschiff, 1 Torpedorammschiff, 46 Kreuzer und 6 Torpedoboote zählt, jedoch nur etwa 24 dieser Kriegsschiffe zur Zeit in Bereitschaft hat. Auf Grund dieser Ueberlegenheit der britischen über die deutsche Flotte ist daher eine Landung starker deutscher Streitkräfte an den britischen Küsten ausgeschlossen; denn die zahlreichen, die Elbe-, Jahde- und Wesermündungen, sowie das Skagerack beobachtenden englischen Kreuzer würden völlig in der Lage sein, das Auslaufen einer deutschen Transportflotte, die auf etwa 150 Schiffe zu veranschlagen ist und dasjenige der sie geleitenden Schlachtflotte zu entdecken und der in der Nordsee hinter ihnen befindlichen englischen Schlachtflotte rechtzeitig zu melden, so daß dieselbe sich mit ihrer Uebermacht gegen die deutsche Schlacht- und Transportflotte zu wenden vermöchte, eine Uebermacht, gegenüber der alle Bravour, Hingebung und Geschultheit unserer Flotte nicht aufzukommen vermöchte. Allein selbst wenn es vermöge nächtlicher oder in Folge anderer Umstände unbemerkter Fahrt der deutschen Transportflotte gelänge, als erste Staffel eine Streitmacht in Stärke eines mobilen Armeecorps von ca. 45 000 Mann incl. nur der Reserve-Division, überraschend an der Küste Englands zu landen, so würde dennoch diese Transportflotte und die sie geleitende dem Angriff der britischen Uebermacht auch ferner ausgesetzt sein und eine Wiederholung der Landung mit einer zweiten Staffel außerhalb jeder Wahrscheinlichkeit liegen. Die englische Flotte würde die Nordsee beherrschen und jeden nennenswerthen Nachschub der gelandeten deutschen Streitkräfte unmöglich machen. Dieselben würden sich daher sehr bald erdrückender numerischer Ueberlegenheit englischer Landstreitkräfte gegenüber sehen und derselben, ungeachtet ihrer weit überlegenen Kriegsgeschultheit, Führung, Organisation und inneren Tüchtigkeit, menschlicher Voraussicht nach erliegen müssen. Zwar gestattet die Organisation der englischen Landmacht, nur 2 Armeecorps und 1 Cavallerie-Division außerhalb des Königreichs zu verwenden, allein diese Streitkräfte würden im Falle eines Krieges mit Deutschland, abzüglich eines geringen etwa gegen die deutschen Colonien entsandten Theils derselben, zur Abwehr gegen das Vordringen einer Landungsexpedition verfügbar sein. Außer ihnen aber würden die britischen Besatzungs- und Festungs-

Digitized by Google

truppen in Stärke von 22 Freiwilligen-Feldbrigaden und 4 Cavallerie-Brigaden, deren Formation in 3 weitere Armeecorps für die Landesvertheidigung in Aussicht genommen ist, sowie eine Anzahl überschießender und Ersatztruppen, englischerseits verfügbar sein, und somit 5 Armeecorps gegen 3 gelandete deutsche Divisionen. Hinter den ersteren aber würde überdies ein gewaltiges für den Kriegsdienst mehr oder weniger ausgebildetes Menschenmaterial England zur Bildung weiterer Neuformationen zu Gebote stehen, da dessen Armee-Reserven 80000 Mann, seine Miliz 132000 Mann, die Yeomanry 10000 Mann, die Freiwilligen 251000 Mann zählen. Die Stärke der activen Truppen in England beträgt 117000 Mann. So mangelhaft organisirt und unerprobt diese Streitkräfte, namentlich die ersteren, auch ihrer überwiegenden Mehrzahl nach sind, so würden sie doch durch ihre numerische Ueberlegenheit auf die gelandete, verhältnißmäßig schwache deutsche Streitmacht erdrückend zu wirken vermögen, und großer Patriotismus, physische Kraft und Beherztheit, sowie vortreffliche Bewaffnung sind auch den englischen Truppen nicht abzusprechen.

Schon Napoleon I. wagte es, obgleich über verhältnißmäßig weit beträchtlichere maritime Mittel verfügend als die heutigen Deutschlands, nicht, das Boulogner Landungsproject in England über den nur wenige Meilen breiten Canal zur That zu machen; weit schwieriger aber als seine damalige Lage hinsichtlich der Durchführung dieses Projects würde heute diejenige Deutschlands betreffs einer auf den weiten Weg über die Nordsee angewiesenen Landung in England sein.

Ebensowenig wie Deutschland würde jedoch England zu einer Landung starker Streitkräfte an den Küsten des Gegners mit dem Zweck, eine Entscheidung zu Lande herbeizuführen, schreiten können. An den überall bis auf sehr wenige durch Befestigungen und die mächtigsten Geschütze und Torpedosperren gut vertheidigte maritime Zugangswege, ihrer Beschaffenheit nach völlig unzugänglichen Nordseeküsten ist eine Landung starker Streitkräfte geradezu unmöglich, und sollte sie wider Erwarten nach Ueberwältigung der hier vorhandenen starken Vertheidigungsmittel gelingen, so würden die gelandeten Streitkräfte sich sehr bald einer erdrückenden Uebermacht der deutschen Küstenvertheidigungstruppen gegenüber befinden. Dasselbe aber würde bei einer taktisch allerdings verhältnißmäßig leicht auszuführenden und durch die Geschütze der britischen Flotte erzwingbaren Landung starker englischer Streitkräfte an den zugänglichen Ostseeküsten, besonders der Lübecker Bucht, des östlichen Holsteins oder der Odermündungen und anderwärts der Fall sein, da ein gut entwickeltes Eisenbahnnetz und eine zweckmäßige Vertheilung der deutschen Streitkräfte an diesen Küsten, auch hier dem gelandeten Gegner sehr bald mit größtem numerischen Uebergewicht entgegenzutreten und ihn zu überwältigen gestattet, bevor das allerdings nicht zu verhindernde zweite Echelon der englischen Landungsexpediton eingetroffen zu sein vermag.

Ein Krieg zwischen England und Deutschland würde sich daher, abgesehen von etwa sich für ihn bildenden besonderen Bündnissen, im Wesentlichen nur zu einem Blokade- und Küstenkriege, geführt gegen die offenen und befestigten Häfen, sowie zu einem Kreuzer- und Caperkriege gestalten können. Bei ihm würde England überdies in der Lage sein, den deutschen Colonialbesitz, der der entsprechenden Streitkräfte zu seiner nachhaltigen Vertheidigung entbehrt, verhältnißmäßig leicht zu occupiren und damit ein schätzenswerthes Faustpfand für die späteren Friedensverhandlungen gewinnen. Vermöge der Ueberlegenheit seiner Flotte würden jedoch die deutschen Geschwader bei jenem Blokadekriege sich auf die Defensive und die Ausnutzung einzelner günstiger Momente zur Offensive verwiesen sehen. Sie würden zweifellos mit größter Bravour und Geschick die richtigen Momente zu offensiven Vorstößen zu erspähen und auszunützen wissen und die junge deutsche Marine eine ruhmvolle Feuertaufe erhalten; allein zu einer Blokade der englischen Häfen würde dieselbe in Anbetracht jener Ueberlegenheit nicht zu schreiten vermögen, dagegen die deutschen Küsten voraussichtlich von einem britischen Blokadesystem umspannt werden, welches ihnen die Zufuhr zur See abschneiden und dieselbe auf das Auffinden neuer Bahnen auf dem Continent verweisen würde. Wenn nun auch der noch erheblich stärkere englische Welthandel als der deutsche, dem Caperkriege der deutschen Kreuzer ein sehr ergiebiges Feld eröffnen würde, so erscheint es doch bei allem Geschick und aller Zähigkeit, mit der derselbe deutscherseits geführt zu werden vermöchte, kaum fraglich, daß die gewaltige Ueberlegenheit der englischen Marine auch an Kreuzern, von 140, darunter 13 Panzerkreuzer und 12 geschützte, gegenüber 22 deutschen, darunter 4 geschützte, die überdies britischerseits weit erheblicher durch Auxiliarkreuzer der Handelsflotte verstärkt zu werden vermöchten, als die deutsche, auf die Dauer nicht den Sieg über die deutschen Kreuzer davontragen würde. Ganz besonders käme ihr bei diesem Kampfe zu statten, daß England in allen Weltmeeren Kohlenstationen besitzt, die die Actionsfreiheit der britischen Kreuzer und Geschwader ungemein erhöhen, die Deutschland dagegen fehlen. Namhafte Statistiker haben geschätzt, daß bei diesem Handelsvernichtungskriege Deutschland über eine $3^1/_2$fache Einbuße als diejenige Großbritanniens erleiden würde, und daß einzelne deutsche Industriezweige, wie z. B. die Zuckerindustrie, die hinsichtlich ihres Absatzes ganz von England abhängig sind, völlig ruinirt werden würden. Dem sei wie ihm wolle, jedenfalls ist England nicht von der Zufuhr aus Deutschland abhängig, während das Abschneiden der Zufuhr zur See für Deutschland, dieses sehr empfindlich treffen würde. Noch eine andere Stelle aber giebt es, an welcher Deutschland für England verwundbar ist, es sind, wie erwähnt, die deutschen Colonien, die durch unzureichende Streitkräfte vertheidigt, sehr bald das Opfer eines britischen Handstreichs zu werden vermöchten, um alsdann bei den späteren Friedensverhandlungen ein wichtiges Faustpfand und Kriegskostencompensationsobject für England werden zu können. Allein das entscheidende Moment in jenem Kriege würde die schwere Schädigung des beiderseitigen Handels bilden, die unbedingt auch ernste Calamitäten für Handel, Verkehr und Industrie im Binnenlande beider Länder zur Folge haben würde. Miles.

Modernes Kurpfuscherthum.

Von Dr. med. Alexander-Katz.

Quousque tandem — wie lange soll noch dieser Unfug dauern? Keine Zeitungsnummer kann man sich zur Lectüre nehmen, ohne daß man im Annoncentheil Inserate liest, die Heilung gegen alle möglichen, und was das Scherzhafte dabei ist, auch gegen unmögliche Krankheiten versprechen. Während das eine Inserat eine Zusammenmischung harmloser, längst bekannter Thees als Allheilmittel preist, spricht ein anderes von der unfehlbaren Wirksamkeit eines Lebenselixiers, der Magnetismus oder irgend ein Fluidmus — letzterer Ausdruck erfreut sich einer besonderen Beliebtheit wegen seiner mystischen Bedeutung. Und täglich mehrt sich die Schaar dieser illegitimen Kinder des Aesculap und mit ihnen wächst die Zahl der Mittel, von denen selbst der krasseste Jesuit nicht behaupten kann, daß der Zweck sie heiligt. Allerlei Pflaster, Wasser, Einreibungen, Thees, Sympathiemittel und dergleichen mehr werden mit colossaler Reclame in die Welt hinausposaunt und abgesetzt. Unsummen werden für diese Pfuscherei ausgegeben, Gesundheit, Kraft, Zeit wird dabei vergeudet und

Digitized by Google

viele, viele Hoffnungen getäuscht. Es ist ein öffentlicher Betrug, der hier geschieht und den man auch leider geschehen läßt. Die Polizei, welche in strengster Weise gegen die kleinste Verfälschung — und wir können es ihr nur danken — vorgeht, diesem Unfug gegenüber schließt sie beide Augen. Aus den Reihen des Laien-Publicums wagt es wohl selten Jemand, dagegen öffentlich seine Stimme zu erheben und auch die Aerzteschaft, deren Interessen dabei am meisten auf dem Spiele stehen, sieht dem Treiben schweigend zu und überläßt sich einem falschen laisser faire. Nur in den medicinischen Fachblättern, die dem großen Publicum nicht zu Gesicht kommen, begegnet man hin und wieder schüchternen Klagen.

Welch ein Wunder daher, wenn diese Existenzen wie Unkraut emporwuchern, da Niemand ihnen energisch entgegenzutreten wagt. Es ist nun wahrlich an der Zeit, daß diesem maaßlosen Treiben nach Kräften Einhalt geboten wird, daß das Volk darüber aufgeklärt wird, wo es seine guten, sachverständigen, aufrichtigen Berather in körperlichen Leiden zu suchen hat und welches seine Betrüger, seine Schmarotzer sind.

Viel Gemüthsruhe und Geduld erfordert es, um — abgesehen von der Alles zu Wege bringenden Dummheit — Gründe ausfindig zu machen, warum die Kurpfuscherei sich eines solchen Zuspruches seitens des Publicums erfreut; denn nicht nur das platte Land, sondern auch die Großstadt, nicht allein die breiten Massen, nein auch leider ein Theil der gebildeten, vernünftigen Minderheit kann sich dem Zauber nicht entziehen, den dieser Dilettantismus um sich zu verbreiten versteht. Die Dummheit erklärt ja Vieles und sie ist sicher auch der Hauptgrund für diese beschämende Erscheinung; aber es giebt, wie gesagt, auch durchaus gebildete, intelligente, in jedem andern Fall vernünftig denkende Leute, welche als Patienten sich zu einem Pfuscher in Behandlung begeben. Für diese tragen wohl unsere jetzigen Zeitverhältnisse in gewisser Hinsicht die Schuld. Wir haben in den letzten beiden Decennien eine Reihe seltsamer geistiger Anschauungen auf politischem wie socialem Gebiete sich entwickeln sehen, krankhafte weltphilosophische Lehren haben Anklang gefunden, es besteht eine ausgesprochene Neigung für dunkle, mystische, abnorme Ideen. Eine Zeit, in der Theorieen, wie die des Spiritismus und menschlichen Magnetismus Verbreitung finden, wo Kartenlegerinnen und Wahrsagerinnen ihr gutes Auskommen haben, ist auch geeignet Kurpfuscher und Wundermänner hervorzubringen. Es kostet unseren heutigen Zeitgenossen keine große Ueberwindung zu glauben, daß eine einzelne Person, die sonst gar nicht über den Durchschnitt hervorragt, von besonderer Offenbarung sei, über geheimnißvolle, latente Heilkräfte verfüge, und daß es wiederum nur diesen Personen bekannte Mittel gebe, welche in verborgener Weise wunderbare Wirkungen gegen alle Krankheiten entfalten.

Noch ein zweiter gewichtiger Umstand kommt hinzu, den Ruf der Pfuscher bei dem Publicum zu motiviren; es sind dies die sogenannten Scheinerfolge.

Wer von den Lesern hat nicht schon von auffallenden, plötzlichen, wunderbaren Heilungen gehört, die durch Berührung von Reliquieen, durch Wallfahrten nach heiligen Gegenden, inbrünstige Gebete ꝛc. oder auch durch Schrecken freudiger oder trauriger Art hervorgerufen sein sollen? Und dies hat auch seine Richtigkeit; es handelt sich dabei in der Regel um lange bestehende Leiden, Krämpfe oder größten Theils Lähmungen, welche nicht durch irgend welche Veränderungen im Bewegungs-Apparat oder im Nervensystem veranlaßt sind, sondern die auf intensiver Einbildung, auf Willensschwäche oder Willenslähmung beruhen. Die mit Leiden dieser Art behafteten Personen sind der Suggestion außerordentlich zugänglich und ihr Zustand ist dadurch auch stark beeinflußbar. Gewöhnlich war ein solcher Patient lange Zeit schon in ärztlicher Behandlung, ist von einem Arzt zum andern gegangen, ohne daß eine Besserung in seinem Leiden eingetreten ist; er wird natürlich bei allen Aerzten, die seine Krankheit erkennen, nach denselben wissenschaftlichen Erfahrungen und Grundsätzen behandelt. Auf den Rath kluger Frauen, die in dergleichen Fällen immer vorhanden sind, wendet er sich schließlich an einen sogenannten Naturheilarzt, Kurpfuscher oder Wundermann. Dort unterzieht er sich irgend einer willkürlichen, anstrengenden, aufreibenden Kur, die einen wirklich Kranken noch kränker machen würde; der Patient ist überrascht, erstaunt, erschreckt und ist von seiner Lähmung befreit — oft natürlich aber auch nicht. Doch ist der Scheinerfolg da, so wird derselbe nun durch Empfehlungen, Atteste, Aufsehen erregende Reclame gehörig ausgenutzt, schafft den Ruf der Wundermänner und führt ihm zahlreiche neue Patienten zu.

Eine kleine Anekdote, die, wenn sie nicht wahr, doch recht gut erfunden ist, zeigt deutlich, daß der Kurpfuscher oft mehr das Vertrauen des Publicums genießt als der wissenschaftlich gebildete Arzt.

In einer Großstadt hatte ein Herr, der den Doctortitel führte, den Ruf eines Wundermannes und erfreute sich eines colossalen Zulaufs von Personen hohen und niederen Standes, obwohl seine Art und Weise der Behandlung von der eines Arztes sich kaum unterschied. Die Polizei wurde darauf aufmerksam und stellte sich eines Tages ein, um die Papiere des Herrn Doctors in Augenschein zu nehmen, insbesondere um sich zu überzeugen, ob er zur Führung des Titels berechtigt sei. Der Herr Doctor wurde blaß vor Schreck und in heller Angst lief und holte er seine Papiere herbei. Und siehe da, es war alles in schönster Ordnung; der Herr Doctor war ein nach allen Regeln approbirter und promovirter Arzt. Und als man ihn nach dem Grund seiner sonderbaren Aufregung fragte, erklärte er, daß er für seine weitere Existenz fürchte, wenn es bekannt würde, daß er ein wirklicher Arzt sei.

Wenn wir uns nun die Persönlichkeit der Kurpfuscher und ihr Vorleben etwas genauer betrachten, so erscheint uns die Vorliebe des Publicums für diese Leute in noch eigenthümlicherem Lichte.

Ich habe seit einigen Jahren diese Bewegung mit Aufmerksamkeit verfolgt und habe speciell der Vergangenheit der Herren etwas nachgeleuchtet. Es wäre doch möglich gewesen, daß Einige in ihrer Zusammensetzung unbekannte, aber harmlose Hausmittel und Recepte, geheim gehalten, sich in einer Familie seit Generationen fortgeerbt hätten, bis eines Tages der Vater diese Kenntniß geschäftlich fructificirte und der Sohn den Betrieb in moderner Weise fortsetzte. Doch eine solche Entwicklung von Kurpfuschern ist wohl außerordentlich selten, in der Regel geht sie etwas anders vor sich.

Die Herren haben früher den verschiedensten Berufsarten angehört — und sind darin verunglückt: ehemalige Handwerker — Tischler ganz besonders —, bankerotte Kaufleute — die Branche ist dabei gleichgiltig —, gewimmelte Rechtsanwälte, auch ihre Bureau-Vorsteher mit und ohne Unterschlagungen, Krankenwärter und Barbiere bis hinauf zum Schäfer oder Pfarrer. Das waren die Leute früher und plötzlich ist jedem Einzelnen eine Erleuchtung oder Offenbarung gekommen, daß sie die Macht hätten, die Menschheit von allen Leiden, auch denen, die sie selbst nicht einmal den Namen nach kennen, zu befreien. Und in diese Hände legt ein großer Theil des Volkes sein Heil!

Leute, die in dem Beruf, den sie erlernt haben, untüchtig waren, wollen in einem andern, mit dem sie sich vorher nie beschäftigt hatten und den sie folglich auch nicht verstehen, etwas Außergewöhnliches leisten können?!

Ein Leichtes wäre es, den Nonsens ihrer Heil-Theorieen auch dem Laien klar zu machen, aber es würde heute zu weit führen, die nach Hunderten zählenden Systeme — von denen notabene jedes Einzelne universell ist — abzuthun, so daß ich es mit einer allgemeinen Besprechung bewenden lassen muß.

Es ist schade, daß den Menschen, welche beim Kurpfuscher

Digitized by Google

in Behandlung waren und denen er nicht nur nicht genützt, sondern geschadet hat, die Scham den Mund verschließt, sonst würde manches Ungeheuerliche in die Oeffentlichkeit dringen und viele Andere warnen und zurückhalten.

Mir selbst sind schon eine Reihe auf solche Weise verpfuschter Fälle begegnet, denen man gern ihren Unverstand verzieh, als man ihre Reue darüber sah. Fälle, die mit Erblindung, Taubheit, Siechthum, ja mit dem Tode, nur durch die gewissenloseste Pfuscherei verursacht, endigten, kommen alljährlich zahlreich zur Beobachtung. Wie könnte es auch anders sein?! Ohne eine Ahnung zu haben von dem Leiden, dessenthalben der Patient ihre Hülfe sucht, wenden sie ihr System — in jedem Fall immer dasselbe — unverfroren an, und wenn es eventuell auch der Patient, Dank einer guten Constitution, verträgt, so wird doch die oft so kostbare Zeit versäumt. Das traurigste Beispiel hierfür geben leider zu häufig die Krebsleidenden; wie Mancher von diesen Unglücklichen könnte heute noch leben und hätte vor jenem schrecklichen Krankenlager bewahrt werden können, wenn im Anfang die Krebsgeschwulst von einem Arzt erkannt und beseitigt worden wäre, anstatt daß jenes Uebel während einer unsinnigen, zeitraubenden Kur weiterwuchs und sich fortentwickelte, bis es zu spät war.

An gewisse Krankheitsfälle — es sind dies insbesondere Verletzungen, Leiden chirurgischer Art, geburtshülfliche Fälle und auch alle ernsten Erkrankungen — wird sich der Charlaton nicht heranwagen, weil es dort momentanes Handeln gilt und er seine Unkenntnisse und Hülflosigkeit nicht hinter allerlei Hokuspokus und Brimborium verbergen kann.

Aber auf dem großen, reichen Gebiet der chronisch verlaufenden Krankheiten treibt er flott sein Unwesen und wird es leider noch lange weiter treiben, bis eine bessere Einsicht Platz gegriffen hat. Erst in weiter Zukunft, wenn das Gros der Menschheit eine höhere, geistige Stufe erreicht, wenn es gelernt haben wird, naturwissenschaftlich zu denken und zu beobachten, wird der Mysticismus und der dunkle Aberglaube und mit ihm die moderne Kurpfuscherei verschwinden.

Literatur und Kunst.

Das Volk auf der Bühne.

Von Adolf Kahle (Berlin).

Die Bühne ist ein Tempel der Helden. Das ist wenigstens ihr ursprünglicher Sinn, von dem sie auch in den Zeiten der Entartung niemals vollkommen abgefallen ist. Neben den Tempeln der Götter, wo der Mensch seiner Schwäche und Abhängigkeit gedachte, und von höheren Mächten erflehte, was er selbst nicht leisten konnte, erhoben sich bei allen gebildeten Völkern Tempel der Helden, wo die Stärke, das Selbstgefühl, der erhabene Stolz des Menschen sich offenbarte in der That, wie im Leiden, im Leben, wie im Tode. Der Gott in seinen verschiedenen Namen und Gestalten war immer der Mensch, aber mit dem Anspruch und dem Scheine, mehr zu sein und zu können, als dieser. Der Held ist kein himmlisches, sondern ein irdisches Wesen, — eine edle Ausnahme von der gemeinen Regel. Im Vollbringen und im Dulden ist er größer, als die Menge, welche ihn umgiebt, aber so, daß Jeder, der ihn versteht, die Anlage zu gleicher Herrlichkeit und Ehre in sich entdeckt. Die Bewunderung, die der rechte Held hervorruft, wird immer mit Beschämung gemischt sein. Das allgemeine Vermögen erscheint gesteigert im einzelnen Helden. Deßhalb ist ihm der allgemeine Antheil gewiß. Je gewaltiger seine innere Kraft, desto weiter der Kreis ihrer Aeußerung. Dieser Kreis wird von Menschen gebildet, und zwar auf doppelte Weise. Menschen braucht der Held als Mittel und Werkzeug, Menschen hat er im Auge als Zweck und Ziel seines Thuns. Zahlreiche Menschen dienen ihm, als Freunde oder als Feinde, um seine gewaltige Anlage zu entfalten; zahlreiche Menschen erfahren in Freude oder Leid die Wirkung seiner Kraft. Diese große Zahl der Mittelmäßigen und Gewöhnlichen, die dem Ausgezeichneten und Vortrefflichen in lebendiger Wechselwirkung zur Seite steht, dürfen wir wohl das Volk nennen. Für das Volk handelt der Held und durch das Volk: nur thörichte Ueberhebung könnte wähnen, das Eine sei von dem Anderen zu trennen.

Das Volk gehört zum Drama. Und nicht etwa nur als die Masse der Zuschauer, die „Bank an Bank gedrängt sitzen", um sich im Tempel des Theaters zu erbauen; nein als mitspielende Person betritt es selbst die Bretter. Verschiedenartig ist seine Rolle, wie die der Helden, und ein ebenso wichtiger, als anziehender Abschnitt in der Geschichte des Schauspiels ließe sich überschreiben: die Vertretung des Volkes auf der Bühne. Wo diese Vertretung des Volkes gänzlich mangelt, da fehlt dem Lebensbilde die bewegte Fülle, der Handlung die reiche Spannkraft, und dem Helden selbst die mächtige Hoheit, die sich am deutlichsten in der Menge derer ausdrücken würde, welche von ihm abhängen. Wessen Thaten und Schicksale nur ihn selbst, und allenfalls seine Freunde angehen, dem fehlt zum Mindesten das sinnliche Kennzeichen der Größe. Goethe's Iphigenia ist ein Werk voll reiner Schönheit, eine entzückende Verschmelzung des deutschen Wesens mit dem hellenischen. Allein, daß dieses Gemälde des Griechenthums aus der Betrachtung eines Fremden, wenn auch eines echten Dichters, hervorgegangen, und nicht aus dem Bewußtsein jenes Volkes erwachsen ist, welches die Tragödie erfunden hat, — das zeigt sich am deutlichsten im Mangel des Chores. Hätte sich dieser der Dichtung eingefügt, so wären ihre Verhältnisse großartiger, ihre Entwickelungen ergreifender geworden; auf einem erhabenen Fußgestell wären uns die Gestalten der Helden noch größer und herrlicher erschienen, und statt einer sinnigen Familiengeschichte, die an einem Königshofe spielt, hätte ein Stück Weltgeschichte vor unseren Augen gestanden. Die griechische Sage verdient den Namen „Weltgeschichte" mehr, als hundert wohlverbürgte und sehr glaubhafte Chroniken aus späteren barbarischen Zeiten. Ein anderes schlagendes Beispiel giebt der Tasso, das vornehmste Stück, welches jemals geschrieben ward. Wie schon der Schauplatz dem Getümmel der Masse fern liegt, so sondern sich die fünf auserwählten Personen von dem breiten beweglichen Volksleben ab. Vor allen Dingen sich selbst zu leben, sein Talent in der Stille zu bilden, seinen Geist in „zierlichem Denken" zu üben, und in einem kleinen ebenbürtigen Kreis die Musik traumhafter Empfindungen zu genießen, — diese Neigung ist nicht etwa nur den beiden Damen und dem gekrönten Sänger, sondern auch dem Fürsten und sogar dem ersten Minister eigen, der den Dichter nicht beneiden würde, wenn er in wahrhaft staatsmännischer Thätigkeit Befriedigung gefunden hätte. Alle diese Personen sind mit der feinsten Bildung geschmückt, und was sie fühlen oder denken, das wissen sie mit reizender Beredsamkeit zu sagen; aber trotz oder vielleicht eben wegen ihres Glanzes haben sie etwas Kleinliches und Schwächliches für den, der großes, dramatisches Leben geschaut und starke tragische Erschütterungen empfunden hat.

Gegen diese stillen, einfachen Kunstwerke, deren Aufführung ein Fest ist für den Kenner, welcher mit behaglichem Scharfblick den leisesten, zartesten Regungen der Seele zu folgen versteht, bildet einen entschiedenen Gegensatz die Oper, wo „die Masse durch Massen" bezwungen wird. Es giebt der begeisterten Freunde der Tonkunst viele, welche meinen, in der Musik liege die vorzügliche, ja die alleinige Anziehungs-

Digitized by Google

kraft der Oper. Wenn diese Herren im wollüstigen Lauschen auf eine schöne Stimme sich zuweilen unterbrechen, und einen prüfenden Blick auf das volle Haus werfen wollten, so würden sie sich überzeugen, daß von einem Genießen der Musik in ihrem Sinne bei der Mehrzahl der Anwesenden keine Rede sein kann. In Deutschland freilich, der Heimat edelster Tonkunst, wird sich in jedem Theater immer eine starke Minderheit finden, welche, aus allen Classen der Gesellschaft hervorgegangen, ein feines Ohr und ein empfängliches Gemüth mitbringt für den tieferen Reiz der Musik. Dennoch wird eine Mehrheit übrig bleiben, die, gleich den Opernbesuchern zu Paris und London, nur die sinnliche Schönheit des Klanges empfinden, und die geneigt sind, die Leistungen des Tonsetzers mit denen des Coulissenmalers, des Theatermeisters und der Tänzer auf eine Stufe zu stellen. Die Oper erscheint im Ganzen als die Empörung gegen den Kunstzweck der stofflichen Kunst gegen die geistige. Die „Künstler der Zukunft" bezwecken, an ihre Spitze einen wahren Dichter zu stellen, der ein Werk hervorbrächte, das, kraftvoll und bedeutend in sich selbst, mannigfaltigem Schmucke Raum gäbe, der von der Dichtung Weihe und Adel empfinge, nicht deren Blößen zu verdecken hätte. Diesem Dichter müßten sich Fachkünstler zugesellen, die eine rechte Achtung vor der Hauptsache, und deßhalb Selbstverleugnung genug besäßen, um sich nicht im Einzelnen und Untergeordneten hervorzudrängen, die mit liebevoller reicher Hand das Werk zierten, ohne es mit eitlem Putz zu überladen. Wie sehr indessen die geistige Kunst — die Poesie — in der Oper vernachlässigt und verachtet erscheint, so behauptet sie doch selbst in der Knechtsgestalt des Textbuches einen hohen Grad von Geltung und Einfluß. Es ist hier nicht der Ort, von der Wichtigkeit einer geschickten Scenerie zu reden, wir wollen die Aufmerksamkeit auf eine dramatische Person lenken, die der Oper ganz eigenthümlich ist, und deren Ausstattung dem Dichter eine dankbare Aufgabe bietet. Wir meinen den Chor, diesen Vertreter der vielen Volksstimmen, die in einer Harmonie zusammentönen. Wenn der Dichter einen Helden schafft, der Arien und Recitativen singen soll, so muß er sich klein machen, er darf nicht aus dem Vollen schöpfen. Armselige Worte muß er schreiben; schon die tieferen Geheimnisse der menschlichen Leidenschaft, mehr noch die reiche Mannigfaltigkeit des Gedankens und die tausend bedeutsamen Züge des historischen Lebens bleiben von seinem Werke ausgeschlossen, denn sie alle vertragen sich nicht mit der stolzen Herrin der Musik. Anders ist es, wenn er einer Masse, die von einem gewaltigen Gefühle erfüllt ist, die rechten Worte in den Mund legen soll. Hier ist die Einschränkung auf die großen Hauptrichtungen der Strömung naturgemäß; wenn er diese stark und lebendig erfaßt, und in feueriger Sprache ausdrückt, so wird er etwas Gutes und Schönes hervorbringen. Ein Opernheld ist immer lächerlich, also gerade das Gegentheil von einem Helden; kein Mann von Bildung und Charakter wird ihn als seines Gleichen anerkennen. Dagegen wird auch der Geistvollste und Tüchtigste es nicht verschmähen, in einen Chorgesang einzustimmen, dessen Worte und Melodie sein Herz treffen. Das ist die demokratische Seite der Oper, eine Seite, welche nicht wenig dazu beigetragen hat, ihr im XIX. Jahrhundert die Herrschaft auf dem Theater zu verschaffen: die Oper hat keine Helden, nur Volk.

Dagegen hat die griechische Tragödie Helden und auch Volk. Beide stehen einander scharf gesondert gegenüber: die dramatische Dichtkunst der Athener gedieh zur Zeit der Republik, aber sie wählte ihre Stoffe aus der Zeit der Könige. Wie mächtig diese waren, lehrt die Geschichte, wie mächtig das Volk sei, lehrt die Gegenwart. Um so leichter konnte man begreifen, daß auch schon in den Tagen der Herrscher das Volk einen gewissen Grad von Macht gehabt. Es bestand auch damals nicht etwa nur aus häßlichen Schwätzern und Zänkern, deren Bosheit ein vornehmer Herr zum Schweigen brachte und mit einem Stocke züchtigte, wie Ulyß den Thersites. Nicht nur den Haß kühner Helden und ihrer Schutzgötter hatten hochmüthige Tyrannen zu fürchten, wie Agamemnon den Zorn des Achilles und seiner himmlischen Freunde. Frühe schon gewannen ihre Unterthanen Ansehen und Bedeutung für sie. Die Vorstellung, daß einer gescheiter sei als alle Anderen, ist so naturwidrig, daß sie bei einem so verständigen Volke, wie die Griechen, nicht lange Bestand haben konnte. Die Könige gewöhnten sich daran, auf das Urtheil der Menge zu hören, ihr Lob zu begehren, ihren Tadel zu scheuen. Dieser früh entwickelte Einfluß der öffentlichen Meinung fand seinen Ausdruck in dem Chor der attischen Bühne. Deutlicher zeigt sich bei keiner Erscheinung, als bei dieser, wie nahe die ästhetische und die historisch-politische Betrachtungsweise der Kunst sich berühren. Der ästhetische Sinn des Chores ist die Reinigung der Handlung durch den Gedanken: der Wille mit seinen besonderen Zwecken wird beständig auf allgemeine Grundsätze bezogen; die Leidenschaft, wie sie sich gerne so blind versteckt, wird der strengen Prüfung eines freien unbetheiligten Richters unterworfen; zu dem Helden spricht in der Stimme des Chores stärker und klarer die Stimme seines eigenen Gewissens, und wie in seiner That die Schuld, so wird in seinem Schicksale die Gerechtigkeit unwidersprechlich hervorgehoben. Der Chor der alten Tragödie ist sozusagen ein Reich der reinen Vernunft, während im Opernchor die Empfindung herrscht und häufig mit dem Verstande davongeht. Diesen Unterschied hat Mendelssohn außer Acht gelassen, als er die weisen Ueberlegungen und Sprüche der Chöre im Oedipus und in der Antigone mit den vollsten Mitteln moderner Theatermusik übertönte. Seine Compositionen sind, an sich betrachtet, ohne Zweifel vortrefflich, allein für die Poesie ist es ganz dasselbe, ob sie in Wasser oder Wein ertrinkt. Die politische Bedeutung des Chors ist die Vertretung des zuschauenden Volkes, dem Walten der Könige gegenüber. Das Volk hat Verstand, und es hat auch die nöthige Ruhe und Gleichgiltigkeit, um ihn zu brauchen. Wer eigene Zwecke haben darf, wer thatlos auf die Höhergestellten blicken, und ihre Entschlüsse abwarten muß, bei dem gedeiht ungehindert ein kühl erwägendes, sicher treffendes Urtheil. Noch heute bieten sich uns mancherlei Beispiele von diesem Bedientenverstand, der den Helden übersieht. Das ist die Stellung des Volkschores auf dem griechischen Theater: er darf den Hochgebietenden Rath ertheilen, aber diesen bleibt, wenn sie ihn gehört, das Thun und Lassen. Ihr ungestümer, stolzer Geist treibt sie, die Warnung in den Wind zu schlagen; sie bereiten sich durch Ueberhebung ein böses Geschick, und der weise, aber müssige Chor hat zuletzt die Genugthuung, daß ihm der Ausgang Recht giebt. Ganz deutlich tritt dieses Verhältniß in der „Antigone" hervor. In Kreon und seinen Thebanern erkennen wir den Thoren, der unbeschränkt befehlen darf, und die Klugen, die noch nichts Besseres wissen, als zu gehorchen. Wie leicht wäre es, das Gegenbild dazu in der Gegenwart zu entdecken! Auf die Bühne jedoch können wir es nicht bringen, denn noch ist der Tag attischer Freiheit für uns nicht angebrochen. Im Lichte dieses Tages wandelten die Gestalten der Vergangenheit gehoben und veredelt. Hätten die Dichter die republikanische Volksherrlichkeit nicht vor Augen gehabt, sie würden den Chor niemals haben erfinden können; denn sie vermochte nichts auszusinnen, was sie nicht lebendig erfahren hatten. Die Volksgemeine von Athen besaß zwar, nach der Vertreibung der Tyrannen, die höchste Macht. Allein die Macht, die bei der ganzen Gemeine ist, kann nur eine richterliche sein, die nach der That bestraft oder belohnt. Die Masse ist nicht im Stande, den Plan zu einer That zu entwerfen, noch weniger ihn folgerichtig auszuführen. Die wirkliche Selbstregierung des Volkes ist nur möglich, wenn dasselbe Abgeordnete erwählt, die bei jedem Vorhaben das Für und Wider sorgfältig besprechen, verständige und nachdrückliche Beschlüsse fassen, und die ausführenden Beamten unter genauer Aufsicht halten. Ein Repräsentativsystem aber gab es

Digitized by Google

bei den Athenern nicht, und so war das Volk genöthigt, sich gegenüber einen König auf unbestimmte Zeit zu dulden, einen Einzelnen, der für Alle dachte und wollte, der den Staat lenkte und die Heere führte, einen Eintagsherrscher, der kurzen Glanz mit langem Elend bezahlte, wenn seine Stunde schlug, und das verletzte Gleichheitsgefühl der Bürger sich rächte. Wie im attischen Staate, so erscheint auf der attischen Bühne das Volk als ein ganzes und ungetheiltes; nicht treten einzelne Männer aus seiner Masse hervor, um ihre persönliche Art und Meinung in lebhafter Wechselrede kund zugeben, — es kommt nicht zu einer Auflösung des Chores in individuelle Gestalten.

Ein Sprung von zwei Jahrtausenden, und wir begegnen dieser Auflösung in buntester Fülle, in reichster Lebendigkeit. Wie Shakespeare die festen Schranken der Zeit und des Raumes durchbrach, welche das griechische Drama als ein sinnliches Vorbild geistiger Einheit innehielt, wie er in wenigen Stunden ganze Lebensläufe ausspann, und auf einem engen Schauplatz Orte wechseln ließ, die viele Meilen weit, durch Meere und Hochgebirge getrennt, auseinander lagen, so vervielfältigt er die bewegenden Kräfte, die seinem Zwecke dienen, und beruft eine große mannigfache Schaar von Menschen zur Theilnahme an der Handlung. Hohe und Niedere, Herren und Diener, Helden und gemeine Leute traten, so zahlreich als verschiedenartig, in diesen unsterblichen Skizzen auf. Jeder Einzelne behauptet sein persönliches Recht und setzt mit kraftvoller Natürlichkeit sein eigenes, besonderes Wesen durch. Diese Anerkennung der Person an jedem Platze und in allen Verhältnissen, diese Würdigung des Menschen auch im Häßlichen und Dummen, ja, im Blödsinnigen und Krüppel sogar, ist ein Fortschritt in der Weltanschauung, die mit dem Geiste des Christenthums zusammenhängt. Damit ist aber Shakespeare und vor allen Dingen die Volksscene, die er an die Stelle des Chores setzt, noch nicht erklärt. Ein Verständniß derselben ist nur möglich, wenn man den Dichter als ein Mitglied der englischen Gesellschaft des XVI. Jahrhunderts auffaßt. Er ist ein Zeitgenosse der Reformation, welche für England zunächst und vorzugsweise die Bedeutung eines patriotischen Aktes hat, einer Unabhängigkeitserklärung der Nation. In Folge der Unabhängigkeit entwickelte sich allerdings die bürgerliche Freiheit, und die Engländer, nachdem sie den fremden Einfluß los geworden, wenden sich mit steigendem Muth gegen die Unterdrücker daheim. Allein Shakespeare sah nur die ersten Anfänge dieser Entwicklung und erlebte die ernsten Kämpfe nicht, die sie hervorrief. Was die neue Zeit ihm gab, deren Morgen er genoß, das war eine hohe, freudige Vaterlandsliebe, ein allgemeines, ungebrochenes Gefühl der Hoffnung und Zuversicht. Hätte ihn diese Morgenluft der Freiheit nicht umweht, nimmermehr hätte er seine männlichen Dichtungen schaffen können. Die eigentliche Geschichte der Freiheit aber kam erst nach ihm, und er konnte die Träger derselben, die Bürger Englands, noch nicht in seine poetischen Gemälde des Lebens aufnehmen. Sein Blick, wie der der griechischen Dichter, wendet sich rückwärts. Er schilderte Zeiten, wo es noch kein würdiges und edles Bürgerthum gab, wo die Nation, noch nicht zu fester Einheit gediehen, sich schied in normännischen Adel und angelsächsischen Pöbel. Er verachtete den letzteren nicht; er wußte sehr wohl, daß die Hauptzüge englischer Nationalität sich aus dem letzteren entwickelt hatten, und so läßt er häufig seine Könige und Edelleute in ihrer Denk- und Redeweise zu den Knechten und Bauern herabsteigen, aber im Ganzen hält er, wie die attischen Dramatiker, die Trennung der Helden vom Volke fest. Auf diesen harten Gegenstand gründete er den überraschenden Wechsel ernster und lustiger Auftritte und sein Genius verstand es, die Schranke, die ihm von außen gegeben war, in eine innere Nothwendigkeit, in eine fruchtbare Quelle des Reizes und der Wirkung zu verwandeln Es liegt eine ergreifende Wahrheit in dieser kühnen, geistreichen Mischung des Erhabenen mit dem Lächerlichen. Man täusche sich aber darüber nicht, daß die Wahrheit mit solchen Mitteln nur zu treffen war unter Shakespeare's historischen Voraussetzungen. In einer Zeit, wo die bürgerliche Gesellschaft eine edlere Gestalt gewonnen hat, können aus einer Nachbildung Shakespeare's nur Zerrbilder entstehen. Ein Heldenspiel, mit Pöbelscenen gemischt, ist dem Geiste unseres Jahrhunderts ebenso sehr zuwider, als eine Tragödie mit Chören. Wir empfinden es als eine Abgeschmacktheit, wenn ein Theaterdichter heiße Leidenschaft mit kaltem Witz, hochklingende Verse mit niedriger Prosa abwechseln läßt. Daß aber der Einfluß Shakespeare's zu den ärgsten Sünden gegen den „Gott in der Geschichte", gegen den „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" verleiten kann, beweist am deutlichsten Goethe's „Egmont". Das niederländische Volk, welches das Joch der Spanier von sich warf, war doch gewiß in einem höheren und besseren Zustande geistiger und sittlicher Bildung, als das englische Volk, das dem Kampf der beiden Rassen zusah, und sich über die Kriegsnoth mit Narrenspossen tröstete. Goethe aber stellt die hochherzigen Bürger als verächtlichen Pöbel dar, und schon das wäre genug, um sein Werk zu verurtheilen, selbst wenn sein Held größere Ansprüche auf unsere Hochachtung hätte.

Während auf dem Shakespeare-Theater das gemeine Volk sich frei und keck neben den großen Herren bewegte, und mit manchem gesunden Witz auch manche schmutzige Zote zum Besten gab, so steht bei Corneille und Racine das Drama unter der Herrschaft vornehmer Sitte: „ein Reich des Wohllauts und der Schöne" ist die Bühne,

Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne.

Die Herzensangelegenheiten der Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, der Herren und Damen des hohen Adels, die unter der griechischen oder römischen Maske leicht zu erkennen waren, bildeten den Inhalt der Tragödien; obschon es wahr ist, daß ein solcher Inhalt nur eine sehr mäßige Rührung und Erhebung des Gemüthes hervorbringen konnte, so gediehen doch eben in der kühlen Luft der Hofleidenschaften wohlgesetzte Worte und wohlgebaute Verse, der zierliche Schwung, die regelrechte Glätte, die verständige Feinheit der Sprache. Neben den hochgeborenen Helden war das Volk nur in der Bedientenrolle zugelassen, in der Eigenschaft männlicher oder weiblicher Vertrauten. Das Verhalten derselben ist großenteils schlecht und gemein; nicht selten rächen sie sich für ihre Sclavenstellung an den stolzen Gebietern durch tückische Rathschläge und verderbliche Einflüsterungen. Stets aber reden sie die höfisch und akademisch gebildete Sprache ihrer Herren; in der Wahl ihrer Worte wie in der Führung ihrer Sätze unterscheiden sie sich durchaus nicht von diesen. Diesen erziehenden Einfluß auf das Volk übt der Adel nicht nur auf dem Theater, sondern auch im Leben. Die Franzosen, heißt es im ersten Gesange von „Hermann und Dorothea",

Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edlen und Bürger,
Wie den Bauern gemein, und Jeder empfahl sich den Seinen.

Dieser Umstand ist für die Geschichte der französischen Gesellschaft von der größten Wichtigkeit. Während in England trotz aller Entwickelung der „Mittelclassen", der grelle Unterschied zwischen vornehmem und gemeinem Volk fortbesteht bis auf den heutigen Tag, so fand in Frankreich durch die Verbreitung schöner Sitte und edlen Anstandes eine Ausgleichung der Stände statt, die in der Revolution Gesetzeskraft empfing. Dieselben Vorzüge, welche dem französischen Adel unter seinen Standesgenossen in ganz Europa die erste Stelle angewiesen hatten, gaben jetzt dem ritterlichen Volke Frankreichs den Vorrang unter den Völkern, die nach seinem großen Beispiel die Verwirklichung der Menschenrechte

Digitized by Google

erstrebte. Selbst die Gegner der Revolution konnten nicht leugnen, daß ein Pariser Lastträger oft durch gewählte Rede und vornehm sichere Haltung einen englischen Herzog oder russischen Fürsten übertreffe. Ob die Franzosen mit den Vorzügen der gestürzten Junker nicht auch manche ihrer Fehler angenommen haben? Ob ihnen nicht etwa ein gewisser Zug ursprünglicher, schlichter, bescheiden-großer Bürgertugend fehle? Ob sie deßhalb nicht einer Ergänzung von außen bedürfen, damit die erhabene Arbeit ganz und dauernd vollbracht werde, deren erste glänzende Anfänge ihr ewiger Ruhm bleiben? Das sind Fragen, die wir nur anregen, vorläufig nicht beantworten wollen.

So viel ist gewiß, daß die Franzosen keine Poesie hervorgebracht haben; Corneille und Racine sind ihre Klassiker geblieben. Unter dem verachteten Volke jenseit des Rheines sollten die großen Dichter erstehen, die dem Geist der verjüngten Welt einen Ausdruck gaben im Reiche des Ideals. Wer vor hundert Jahren geweissagt hätte, daß die Deutschen die heiligsten Gedanken der Zeit zuerst und am reinsten verkünden, weltbefreiende Worte sprechen und an die Spitze der geistigen Entwickelung treten würden, der hätte ein geringschätziges Lächeln zur Antwort erhalten; das Gleiche würde in unseren Tagen dem widerfahren, der da prophezeien wollte, daß die Deutschen die Wirklichkeit am tiefsten bewegen, die Gesellschaft und den Staat am gründlichsten umgestalten, kurz, weltbefreiende Thaten vollbringen würden. Und doch traten jene Wunderwerke erhabener deutscher Dichtung innerhalb weniger Jahre ans Licht; wenige kurze Jahre waren für Schiller genug, um eine klassische deutsche Bühne zu schaffen, die mit allen früheren Bühnen den Vergleich aushält, sobald man eine jede von ihnen mit ihrer Zeit zusammenhält, sie aber bei Weitem übertrifft, wenn man sie vor den Richterstuhl der Gegenwart und ihrer reiferen Erkenntniß zieht. Die deutsche Geschichte ist zu weit hinter der Hoheit dieser ewigen Werke zurückgeblieben, als daß sich das Verständniß derselben nicht getrübt haben sollte; und weil sich die Scham gern unter die Anklage versteckt, weil Trägheit und Ohnmacht sich gerne für Weisheit ausgeben, so hat man das Andenken des edelsten Dichters geschmäht und gemißhandelt, und zwar durch halbes Lob noch mehr, als durch entschiedenen Tadel. Ein besseres Bewußtsein jedoch und ein höherer Muth scheint in den Herzen des jüngeren Geschlechtes zu gedeihen; manch kühnes männliches Wort haben wir in den letzten Jahren gehört und gelesen, das zu dem alten glänzenden Gipfel der Wahrheit hoffnungsreich emporstrebt; und es steht zu erwarten, daß doch einmal die Zeit kommt, wo wirklicher Kunst die rechte Ehre gezollt wird. Wenden wir uns der bedeutsamsten Schöpfung Friedrich Schiller's zu: dem Tell, und vergleichen wir sie mit früheren Gattungen und Schulen des Dramas, die wir betrachtet haben, so erkennen wir leicht, daß wir uns auf einer höheren Stufe befinden. Hier ist das Volk nicht ein bloßer Chor, der nur zuzuschauen, zu rathen und zu richten vermag; es ist aufgelöst in eine Menge einzelner Gestalten; allein diese sind weder gemeiner Pöbel, noch ein guterzogenes Dienergefolge adliger Herren, sondern sie stehen frei auf eigenen Füßen, und sind die Meister ihres eigenen Schicksals. Der Held des Ganzen ist ein Mann aus dem Volke; er handelt, ein Gleicher unter Gleichen, und seine Kraft gehört ganz ihrem Dienst. Solch einen Helden, und solche Heldengenossen hat vor Schiller kein Dichter auf der Bühne verherrlicht; er zuerst unternahm das unerhörte Wagniß, und es gelang ihm. Damit ist Alles gesagt. Wer an die Freiheit glaubt, der muß an das Volk glauben, denn die Freiheit ist ein Eigenthum des Volkes, welches nicht als Geschenk empfangen, sondern nur erworben und verdient werden kann. Wer das einsieht, der muß mit uns bekennen und rühmen, daß in dem Tempel der Helden, welcher Theater heißt, Schiller der erste, weiseste, beredteste Priester ist. Wer freilich des Volkes und der Freiheit spottet, dem erlauben wir gern, den „Tell" für ein nichtiges Schattenspiel zu halten. Es ist unnatürlich und unwahr, wird er behaupten, daß Leute aus dem Volke so schön reden. Das feine schwächliche, nichtssagende Geschwätz des Salons scheint ihm der erhabenen Sprache der Tragödie näher zu liegen, als die derben kräftigen Worte des Bauern, die doch immer wenigstens etwas sagen. Doch lassen wir den Zweifler, welcher auf der anderen Seite so gläubig ist, daß er große Gedanken und Entschlüsse in Grafen ꝛc. immer „wahr" und „natürlich" findet. Verweilen wir lieber auf dem Umstande, daß gerade ein deutscher Dichter es war, der hochherzige Plebejer auf der Bühne gefeiert hat. Der sittliche und geistige Werth der Einzelnen aus der Menge ist groß in Deutschland, größer, als irgendwo, und wenn es richtig ist, daß doch zuletzt in den Menschen der Fortschritt der Menschheit sich zu bewähren hat, so dürfen wir auf unsere hervorragende Stellung unter den Völkern sehr stolz sein. Daß die vielen tüchtigen Einzelnen eine tüchtige Nation heute ausmachen, ist das Erbtheil großer Männer, unsterblicher Helden. Das Volk hat unter bewährter Führung Großes geleistet im Kampfe um das Vaterland, warum soll es unthätig sein in der Zeit des Friedens?

Lassalle und Herwegh.

Von M. Jacobs.

Eine ausgelassene Reisegesellschaft am Comersee, geschaart um ein fröhliches Menschenkind; ein gewaltiger Redner, der Hunderttausende begeistert; eine Verzweifelte am Sarge ihres erschossenen Freundes: drei Bilder aus der großen Tragödie Ferdinand Lassalle, die sich nun von Neuem vor uns entrollen. Nicht zu wohlgegliederter Kette zusammengefügt, sondern lückenhaft, fragmentarisch. Dafür aber persönlich, augenblicklich, lebendig. Keine Biographie, sondern Briefe.*)

Briefe Lassalle's an Georg Herwegh. Ein Denkmal der Freundschaft zwischen zwei Männern, die trotz mancher gemeinsamen Züge eine weite Kluft von einander trennt. Beide temperamentvoll, beide Meister der Sprache, beide große Hasser. Frühberühmt dürfen Beide in jungen Jahren Triumphzüge durch ihr Vaterland unternehmen. Ein ausgeprägter Hang zur luxuriösen Wohllebigkeit ist diesen Vorkämpfern des Proletariats gemeinsam. Von persönlicher Eitelkeit sind beide nicht frei.

Aber doch welch' Unterschied der Charaktere! Schon in ihrem Aeußeren tritt er hervor. Man vergleiche ihre Porträts. Bei Lassalle alles scharf, eckig, zugespitzt — bei Herwegh weiche, milde Züge. Dort der berechnende, durchbohrende Blick des Agitators — hier sinnende, verträumte Poetenaugen.

Lassalle eine Kampfnatur, der es erst beim Dreinschlagen wohl wird — Herwegh froh, dem Lärm des Parteistreites entronnen zu sein, in den er einst so erfolgreich eingegriffen. Lassalle vor Allem ein rücksichtsloser Willensmensch, dem kein Hinderniß gilt — Herwegh schwankend, bei entscheidenden Anlässen bestimmbar bis zur Willenslosigkeit. Dem Politiker ist es ein Bedürfniß, in und mit den Massen zu wirken; dem Dichter, sie in vornehmer Zurückhaltung zu fliehen. Den besten Beweis für ihr Antipodenthum liefern sie selbst, wenn der Eine sich Uebergriffe auf das Gebiet des Andern erlaubt. Der Dichter des „Franz von Sickingen" scheitert ebenso wie der Freischaarenführer der deutschen Legion.

Ungleich und ungleich gesellt sich gern. Es kann darum ein enger Zusammenschluß der beiden grundverschiedenen

*) Ferd. Lassalle's Briefe an Georg Herwegh. Herausgegeben von Marcel Herwegh. Zürich, Müller.

Digitized by Google

Männer, die unter der gleichen Fahne kämpfen, nicht Wunder nehmen. So tragen die nun veröffentlichten Briefe einen außerordentlich intimen Charakter. Leider bleibt die Beleuchtung des Freundschaftsverhältnisses einseitig, denn Herwegh kommt, abgesehen von einem kurzen Telegramm, nur in Zeitungserklärungen zu Worte.

Aber aus Lassalle's Schreiben ist eine tiefgehende gegenseitige Antheilnahme erkennbar. Seinem Freunde Herwegh vertraut er die Eindrücke an, die der mondbeglänzte Marcusplatz in ihm wach ruft, „ein Fabelduft ferner Vergangenheit, festgehalten durch Stein und Marmor"; ihm aber theilt er auch mit ziffernmäßigen Belegen die Verhandlungen über seine Zeitungsgründung mit. Ihm und Rüstow berichtet er triumphirend Lothar Bucher's Bekehrung, die „achtstündige rasende Gehirnanstrengung und Gedankencomprimirung", ihm giebt er freundschaftliche Rathschläge für die geplante Uebersiedelung nach Neapel. In Herwegh's Hände legt er die Umarbeitung seines Dramas und leistet ihm dafür Vermittelungsdienste beim Abdruck seiner Gedichte in Berliner Blättern.

Bald aber verschwinden alle diese Interessen aus Lassalle's Gesichtskreis. Nur ein Ziel, eine Aufgabe kennt er: die Förderung seines Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Und wie er in den folgenden Briefen nur von diesem seinem Lebenswerk spricht, so verlangt er auch von dem Züricher Freunde nicht nur Antheilnahme, sondern thätige Mitarbeit. Er ernennt Herwegh zum Generalbevollmächtigten des Vereins für die Schweiz. Er berichtet ihm eiligst seine rheinischen Erfolge. Er beschwört ihn, auf dem bevorstehenden Schweizer Arbeitertage für die Bundesinteressen zu werben. Doch vergebens. Mahnbriefe über Mahnbriefe machen den Dichter nicht gefügiger: er weigert sich, den Agitator zu spielen. Ja, als sein Fernbleiben falsch gedeutet wird, erläßt er sogar eine scharfe Erklärung, in der es heißt: „Bleibt mir doch über alle nationalökonomische Discussion hinaus das dichterische Recht, mich stets auf die Seite der 80, 90, 95, 97 Procent Enterbter und vom Banket des Lebens Ausgeschlossener zu stellen, mögen sie Lassalle oder Schulze-Delitzsch hoch leben lassen." Doch vermochte der Zwischenfall nicht, seine Beziehungen zu Lassalle zu lockern. Dieser kannte den Freund und wußte genau, an welcher Stelle sein Talent zu verwerthen wäre.

Es ist begreiflich, daß der Schöpfer der Arbeiterpartei ein politisch Lied nicht ein garstig Lied schelten konnte. Aber es ist erstaunlich, welch' ungeheuren Einfluß auf die Massen er der Tendenzdichtung beimißt. Doch muß man sich vergegenwärtigen, daß damals z. B. in der Presse die Parteilyrik noch eine große Rolle spielte, daß der Leitartikel, das gefräßige Ungeheuer, noch nicht alle übrigen Ausdrucksformen politischen Denkens verschlungen hatte.

So ist denn das Verlangen Lassalle's, der Freund möge sein langes Schweigen brechen und wieder einen Band Gedichte erscheinen lassen, so alt wie ihre Bekanntschaft. Herwegh beugt sich endlich der stürmischen Bitte und giebt sein Wort, es zu erfüllen. Auf diesem Versprechen, das er „durch zweistündige Anstrengung ausgepreßt und erkämpft hat," steht nun Lassalle anfänglich „wie Shylock auf seinem Schein". Aber auch diese Forderung verschwindet allmälig aus seinem Gedankenkreis und er verlangt nur noch ein Bundeslied für seinen Verein. „Nichts natürlicher, als daß Sie, wenn Sie Ideen ausdrücken sollen, zu Ihrem natürlichen Privilegium greifen, sie sofort in plastisch-poetischer, statt zänkisch-prosaischer Form auszudrücken." Auch dies jedoch muß er durch fortgesetztes Mahnen, durch aufrüttelndes Schelten erzwingen. Endlich giebt der Dichter nach. Und überschwänglich wie sein Drängen, ist Lassalle's Dank für das Lied: „Bet' und arbeit'," das in Bülow's Composition nun wirklich zum Bundesgesang des Arbeitervereins wurde.

Damit brechen Lassalle's Schreiben ab. Ein kurzes Intermezzo, Briefe von Emma Herwegh an ihren Gatten über seines Freundes Berliner Mißerfolge, leiten zum tragischen Ende, dem Genfer Duell, über. Jetzt tritt die Gräfin Hatzfeld, des Agitators excentrische Freundin, in den Vordergrund. Nichts Rührenderes als ihr knapper, leidenschaftdurchlohter Bericht vom Krankenbett des Verwundeten. „Bringen wir ihn noch durch eine Nacht, Hoffnung. Was es für mich, ist kein Mensch zu ermessen im Stande." — Endlich die lakonische Anzeige des Hinscheidens durch einen Dritten und eine ausführliche, für die Oeffentlichkeit bestimmte Darstellung des Sachverhaltes durch das Ehepaar Herwegh.

Das Drama ist aus. Aber den Einblick in ein ergreifendes Nachspiel ermöglichen die Briefe der Gräfin an Frau Emma Herwegh. „Mich hat die Kugel ebenso getroffen und mir das Herz abgerissen." „Ich kann nichts mehr, ich bin nichts mehr, ich bin todt!" Einen erbitterten Kampf führt sie um Lassalle's sterbliche Reste, die seine Verwandten ihr entrissen haben. „Wenn ich seinen Sarg nicht wieder bekomme, werde ich verrückt." Ein wahnsinniger Rachedurst gegen den „Mörder" Racowitz, vor Allem aber gegen Helene von Doenniges, die „Person", die „Creatur", das „Scheusal" reibt sie auf. Sie muß den Schmerz erleben, ihres Freundes Lebenswerk, den Verein auf falschen Bahnen zu sehen; muß sich selber schamlosen Angriffen ausgesetzt sehen. Bewegt dankt sie den Züricher Vertrauten Herwegh und Rüstow, die ihre Ehre in kräftigen Erklärungen verfechten. Ruhe aber findet sie nur im Breslauer Friedhof, am Grabe Lassalle's: „Es ist der einzige Ort, wo ich mich wieder heimisch, unter seinem Schutz und Schirm fühlte. Ich habe Nächte im Mondenschein allein da zugebracht. Wer dürfte mir, wo er, selbst todt, zugegen, etwas thun!" —

Reichhaltig ist der Inhalt der veröffentlichten Briefe, interessant ihre Ausbeute. Ob der Herausgeber, Herwegh's Sohn, die Schätze alle gehoben hat, die zu heben waren? Ob er nicht hätte verhindern können, daß das Bild des Dichters vor dem des Politikers verblaßte? Doch auf dem Titelblatt ist eine Fortsetzung der Publicationen andeutungsweise versprochen. Und so heißt es denn abwarten. Um einen weiteren Griff in die Briefschätze seiner noch lebenden Mutter seien dem Herausgeber kleine Geschmacklosigkeiten wie der „Goethe semitischen Ursprungs" und die krampfhafte Umstempelung der grunddeutschen Familie Herwegh zu einer französischen gern verziehen!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zwei Propheten.

Von Gustav Bessmer.

Er besaß Talent, Vermögen, eine kluge und hübsche junge Frau und ein schönes Heim, alles Dinge, die auch ein Maler selten zu verachten pflegt; trotzdem war er unzufrieden. Seiner Auffassung nach hatte ihm das Schicksal das Höchste verweigert, indem es versäumt hatte, den Genius der Noth an seiner Wiege stehen zu lassen. Die Freunde lächelten, wenn er auf diesen Punkt zu sprechen kam: sie kannten seine Marotte.

„Ein Wunder, daß er seine Bilder überhaupt fertig macht, ein noch größeres, daß er ausstellt!" pflegten sie zu sagen. Was das Erstere betraf, so hatten sie Recht; Hans Rittner war eine der Naturen, die häufigen Rückschlägen unterworfen sind; die Arbeit von heute konnte ihm morgen verfehlt erscheinen. Das Ausstellen aber ging — Dank Frau Minnie — sehr natürlich zu. „Einmal im Jahre muß ein Maler

Digitized by Google

hängen," lautete ihr Wahlspruch, und — ihr Gatte hing; seine Bilder hatten Käufer gefunden; er war auf bestem Wege, sich einen „Namen zu machen", wie der terminus technicus so schön ausdrückt.

Diesmal waren es nur noch zwei Wochen bis zum Schluß der Meldefrist für die jährliche Ausstellung. Rittner stand in seinem Atelier, einem verschwenderisch ausgestatteten Raume, vor sich sein neuestes Bild. Im Vordergrund des groß ausgeführten Gemäldes war ein Bauernhaus zu sehen, ein niederes, verkommenes Gebäude. Vor dem Hause, auf einer Bank, saß ein Greis und schlief, den Kopf vornübergebeugt. Auf dem Boden lag eine Flasche, daneben standen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Der Kleine war im Begriff, die Flasche aufzunehmen, das Mädchen hielt ihn zurück. Seitwärts stand ein mit Säcken beladener, unbespannter Karren; ein Sack war geplatzt, ein Theil des in Kartoffeln bestehenden Inhaltes war zu Boden gerollt, eine bis zu der Flasche.

„Ein Volksnahrungsmittel" hatte er das Ganze benannt; der Karren, dessen Ladung bestimmt sein mochte in die Brennerei zu wandern, die Flasche, deren Inhalt aus der Brennerei kam — sie sollten ein Sinnbild sein des Kreislaufes, den das Product des Landmanns beschrieb; der übrige Theil des Bildes zeigte die Folgen. Rittner hatte sich auf ein kleines vergoldetes Bambusstühlchen gesetzt und blickte auf seine Schöpfung.

„Ein echter Unglücksritter! ... werden sie sagen," murmelte er. „Ich höre sie ihre Witze reißen," fuhr er nach einer Weile düster blickend fort. „Wo ist einer unter ihnen, der eine Ahnung hätte von dem Elend, in dem unser Volk dahinlebt! ..."

Wieder vertiefte er sich in die Betrachtung des Bildes. War's nicht Aufgabe des Künstlers, die Lauen aufzurütteln zum Kreuzzug wider diese Noth! ... Er war sich bewußt, diese Pflicht erfüllt zu haben und noch zu erfüllen. In seinem letzten Bilde hatte er die Folgen der Klauenseuche und ihre Einwirkung auf das sociale Leben und das Familienleben der Landbewohner zu schildern versucht, nicht erfolglos, wie er sich gestand. Das Bild hatte Aufsehen erregt, die Kritik hatte sich ganz besonders damit beschäftigt, ein amerikanischer Eisenbahnkönig hatte es für seine Gallerie erworben.

Mochten sie also spotten! ... Er war entschlossen, weiterzuschreiten auf dem Dornenpfade seiner Kunst, er — wurde unterbrochen, das Mädchen kam und rief zum Mittagstisch ...

Auf Frau Minnies sonst so glatter Stirne thronten heute einige krause Fältchen, ihr rundes Gesichtchen erhielt dadurch einen tiefsinnigen Ausdruck. Nach Beendigung des Essens rieb sie nachdenklich die Spitze ihres zierlichen Näschens, erhob sich und trat an den Cigarrenschrank des Gatten. Sie knipste die Spitze eines Rauchstengels ab, steckte den Schlüssel zu sich und trat wieder an den Tisch zurück.

„Hans, wie weit sind wir?" frug sie, ihm lächelnd in die Augen blickend; ihre Beute hielt sie sorglich in der kleinen Faust fest.

„Ich bitte Dich, laß mich!" stöhnte er dumpf. Er machte Miene, sich zurückzuziehen, aber da waren die lächelnden Augen, der hübsche rothe Mund und die kleinen Grübchen zu beiden Seiten desselben. Wußte gleich der Gatte dies Trio nicht genügend zu würdigen, die Augen des Malers sahen es; er blieb.

„Laß das Zeug!" brummte er etwas weniger schmerzlich und machte einen Versuch, sie zu küssen.

„Nichts da!" wehrte die Inquisitorin: „Erst die Auskunft!"

Der Unglückliche steckte die Hände in die Taschen und trat zum Fenster. Nach einer Weile wandte er sich, Frau Minnie stand hinter ihm; wider Willen mußte er lächeln.

„Ist's fertig?"

„Ja," rief der Gequälte, dessen Gesicht sich wieder verfinstert hatte. Auf dieses eine Wort hatte sie gewartet, nun erst erhielt er das Gewünschte.

„Ach ja!" rief sie plötzlich erschrocken, „... beinahe hätte ich's vergessen ... Dein Freund Walz war hier ..., er wollte Dich nicht stören. Ob Du nicht heute Nachmittag auf eine Stunde abkommen könntest?.. Er möchte Dein Urtheil hören ... über seine Undine ... Er will sie auf die Ausstellung geben."

Daß diese Leute immer ausstellen mußten! ... Na ihm konnte es gleichgiltig sein ..., er würde diesmal keinenfalls mitthun. Wenn Walz durchaus das Bedürfniß empfand, seine Nymphe numerirt, katalogisirt und angegafft zu wissen — an ihm sollte es nicht fehlen ... Er war bereit zu gehen, und er ging.

Der Freund bewohnte ein kleines, steinernes Gartenhaus, das am Rande der Vorstadt in einem alten Garten gelegen war. Das winzige Häuschen, das so alt war, wie der Garten, der es umgab, enthielt zwei bewohnbare Räume; den einen hatte Nicodemus Walz beim Einzug „Atelier" getauft, ein zweiter fungirte als Wohnung. Das Atelier enthielt, außer Staffelei und Mahlstuhl, einen Tisch nebst zwei Stühlen und eine spanische Wand, letztere Eigenthum des Modells und für dessen ausschließlichen Gebrauch reservirt. Die Wohnung war weniger luxuriös ausgestattet; sie wies eine eiserne Bettstatt und einen Stiefelzieher aus gleichem Material auf; außerdem war durch eine Reihe in die Wand geschlagener Nägel reichliche Gelegenheit zum Aufhängen von Garderobegegenständen geschaffen; der Miether machte zwar von dieser verlockenden Vorrichtung nur geringen Gebrauch. Einen großen Vorzug jedoch hatte das kleine Bauwerk, auf das sein Bewohner nicht wenig stolz war — es hatte einen Keller. Hier konnte der Maler den flüssigen Theil seines Honorars einlegen; Nicodemus Walz arbeitete meist im Auftrage eines Weingroßhändlers, der ihm als erstes Bild eine „Nymphe im Rührricht" abgekauft hatte. Das Gefallen, das dieser kunstsinnige Mann an der schönen Wasserjungfrau gefunden, in Verbindung mit einer stillen Liebe für das Element, darin sie sich aufhielt, hatte ihn bestimmt, sich eine Gallerie von Nymphen anzulegen und sämmtliche seinem Schützling in Auftrag zu geben. Der Geschäftsmann in ihm hatte sich jedoch ausbedungen, ein Viertel des Honorars in Wein zu entrichten; der Maler, der kein starker Trinker war, hatte sich so einen ansehnlichen Vorrath angesammelt und denselben — Flasche auf Flasche — sorgfältig in der Kühle seines kleinen Kellers aufgestapelt. Da der Wein gut war und Nicodemus Walz billiger lieferte, als sein Mäcen, fand sich allmälig eine kleine Kundschaft ein, auf deren Mehrung er eifrig bedacht war.

Der Garten, darin das kleine Haus stand, war von einer alten, dem Einsturz nahen Mauer umgeben. Rittner öffnete das Lattenthor und schritt durch die blühende Wildniß auf das Atelier zu. Er trat ein, der Maler arbeitete an seiner Undine.

„Die Götter segnen Deinen Eingang!" rief er dem Besucher entgegen. „Wärest Du fünf Minuten früher gekommen, hättest Du sie erblickt, die ich nun zum zwölften Mal für die Nachwelt abconterfeie!"

„Du warst heute bei mir," sagte Rittner.

„Ich? ... Nein ... Ich habe das Haus nicht verlassen." Er legte Pinsel und Pallette weg und wusch sich die Hände in einer Flüssigkeit, die stark an den Durchzug der Kinder Israel durch's Rothe Meer erinnerte.

„Die alte Geschichte!" brummte Rittner. Sie hatte ihn wieder einmal düpirt. Während er hier saß, packte sie sein Volksnahrungsmittel in eine Kiste und sandte es mit einem zierlichen Handschreiben an die Ausstellungscommission. Er vergegenwärtigte sich die Gesichter der Commission bei Prüfung des Bildes ... Doch so weit kam es ja gar nicht; er war entschlossen, sie dies Mal auf der That zu überraschen. Die Arbeit des Freundes wollte er zuvor besehen.

„Orientalisch?" frug er, im Blick auf das Gewebe, das der Andere in Händen hielt.

„Nein ... Handtuch," sagte Walz lachend. „Einst weiß, blüthenweiß ... So paradox es klingt — ich muß das Wasser sparen; meine Nymphen lassen mich in der Beziehung schmählich im Stich ... Doch — Du gestattest." Er wies auf den Stuhl, schleppte eine Flasche und Gläser herbei und deckte den Tisch unter Zuhülfenahme eines Zeitungspapiers. Rittner war vor die Staffelei getreten; der Wirth war mit

Digitized by Google

seiner Arbeit zu Ende. Durch die Fenster wallte der leise Duft des verwilderten Gartens. Sein derzeitiger Besitzer, ein Grundstücksspeculant, wollte ihn noch einige Jahre hinhalten; er war glücklich in Nicodemus Walz einen Miether gefunden zu haben für das alte Gartenhaus. Der Maler bestärkte ihn bei jeder Gelegenheit in seinem Vorhaben; ihm graute vor dem Gedanken, daß eines Tages die blühende Wildniß einer finstern Miethskaserne weichen sollte.

Ein sinnender Zug hatte sich auf sein Gesicht gelegt; er trat zu dem Freunde, der noch immer vor der Undine stand.

„Laß!" bat er. „Ich möchte Dir etwas Anderes zeigen." Rittner folgte dem Voranschreitenden in dessen Schlafraum. Ein breiter Sonnenstreif fluthete durch das offene Fenster, das kleine Gemach förmlich in Licht tauchend. An der Längswand stand eine Staffelei, auf ihr ein großes Rechteck. Sein Besitzer entfernte die Hülle, trat zurück und setzte sich auf den Rand der Bettstatt.

Das Bild war ein Strandbild, im Hintergrund die Düne. An ihrem Fuße, auf einem Plaid, saß ein junges Paar. Der Mann hatte den Arm um die Schultern der Gefährtin liegen; beide blickten sie auf das Meer und seinen Wellenschlag, der im Sande langsam erstarb. Die Luft war kaum bewegt, die hochstieligen Blätter des Strandgrases, das sich den Dünenkamm entlang zog, beugten sich nur leise. Am fernen Horizonte zog ein Dampfer, die Umrisse verschwammen im Flimmern des auf der See ruhenden Sonnenlichts. Ein paar Fischerboote, halbverdeckt durch die großen Segel, glichen Schmetterlingen, die über die Fluth hinflatterten . . . Aus den Gesichtern der Beiden sprach wortloses Versunkensein; die Fluth hatte eine Muschel an den Strand gespült; sie achteten nicht darauf, ihre Hand rührte sich nicht, die Meeresspende in Empfang zu nehmen. Ein breiter aber einfacher Rahmen zog sich um das Ganze; in einer Ecke stack ein Zettel mit Aufschrift.

„Wunschlos," las Rittner. „Du glaubst, daß ein solcher Zustand im Leben möglich sei!" schickte er ironisch nach.

„Ja . . . Mehr noch . . . Ich glaube, daß es in unserer Hand liegt, uns ab und zu in diesen Zustand zu versetzen." Er erhob sich von seinem Sitze. „Ich werde das Bild ausstellen . . . Ich hoffe, es soll mich von meinen Nymphen befreien."

„Du bist mir ein Räthsel," sagte der Andere kopfschüttelnd. Sein Blick glitt unwillkürlich über die kahlen Wände; er dachte an die luxuriös ausgestatteten Räume seiner Villa und an das Bild, das auf seiner Staffelei stand.

„Du meinst, ich hätte es näher, meine Stoffe dort zu holen, wo Du sie holst . . . Keine Entschuldigung! . . . ich bin nicht empfindlich, und dann — äußerlich betrachtet — hast Du ja Recht . . . Wie aber, wenn ich in der Kunst suchte, was mir das Leben bis jetzt versagt hat — sorgenloses Genießen . . Schönheit . . . ."

„Verzeih!" sagte Rittner, mit einem Blick auf die bescheidene Kleidung des Paares: „auf sorgenloses Genießen des Lebens scheinen mir die Zwei nicht eingerichtet."

„Aber auf Lebensfreude, mein Lieber, und wo die ist, ist Schönheit. Sie mögen sich die Kosten der Reise langsam erspart haben, vielleicht nicht zum Vortheil ihrer Toilette . . . einmal wollten sie das Meer sehen und sie sehen es . . . Ein Abglanz seiner Größe wird sich in ihre Seele prägen und ihnen noch Erinnerung sein, wenn Ihr Bessergestellte die Eindrücke der letztjährigen Badereise bereits glücklich vergessen haben werdet."

„Lebt es denn, Dein Paar?" lächelte der Besucher.

„Im Bilde — ja."

„Du scheinst zugleich der Prophet Deiner Kunst sein zu wollen." Ein ironisches Lächeln lag um seine Mundwinkel.

„Ein wenig, glaube ich, sind wir das alle," war die Antwort. „Ob wir Gläubige finden — das allerdings steht auf einem andern Blatt . . . Wenn nicht, dann malt man für sich selbst . . . die Nymphen fürs Brod." Seine Augen liebkosten das stille Paar, darauf er sein Hoffen gesetzt, dann deckte er sorgsam die Hülle über Bild und Rahmen; dieser Rahmen hatte ihn eine halbe Nymphe gekostet.

Bald darauf saßen sie beim Weine; Rittner hatte den Gedanken an ein baldiges Nachhausegehen aufgegeben; die Gelegenheit, sich über den Optimismus des Freundes zu ärgern, war zu günstig. Walz war in Gedanken den Ereignissen vorausgeeilt und blickte sinnend über sein Glas weg. Sein Bild war von einer Staatsgalerie erworben worden, Auftrag um Auftrag stellte sich ein und bald saß ihr Empfänger in einer kleinen Villa, die sich an Stelle des alten Gartenhauses erhob . . .

Vor ihm lag das Leben in Licht, Farbe und Schönheit.

* * *

Acht Jahre waren vergangen; ein Theil dessen, das sich der Maler an jenem Nachmittage erträumt, war in Erfüllung gegangen; Nicodemus Walz gehörte zur kleinen Schaar der vom Glücke Begünstigten. In den letzten seiner Bilder zwar wollte die Kritik das Sonnige, Heitere vermißt haben, das seine früheren Schöpfungen ausgezeichnet.

Wieder war die Jahresausstellung eröffnet; das Publicum strich durch die Säle, die Mehrzahl ein wenig unsicher . . . die Blätter hatten noch keine Kritik gebracht. Vor einem der Gemälde hatte sich eine kleine Schaar von Kennern angesammelt, darunter Berufskritiker. Das Ausstellungsverzeichniß in der Hand tauschten sie ihre Bemerkungen. Hinter ihnen drängte sich ein Kreis von Besuchern, ab und zu ein Wort der Weisheit aufschnappend, die über der Berufenen Lippen floß.

„Nicodemus Walz — Aus dem Abfall", meldete der Katalog. Das Bild — in Lebensgröße ausgeführt — stellte ein altes Weib dar, das in einer Müllkiste kramte.

Die Berufensten aber schwiegen, sie schüttelten ihre Häupter und schritten weiter. Einer sagte im Weitergehen: „Hoffen wir, daß er uns das nächste Mal anders kommt!"

Er ahnte nicht, daß hier ein Prophet von seiner Lehre abgefallen war.

Aus der Hauptstadt.

Die reinliche Scheidung.

Erste Scene.

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers (sieht ein Päcklein für ihn eingelaufener Briefe durch, schüttelt traurig das Haupt): Wieder nischt! —

Graf Mirbach: Es scheint mir wirklich, man schneidet uns!

Graf Roon: An meinen Waden kann es nicht liegen. Als ich das letzte Mal bei Hofe tanzte —

Graf Mirbach (sehr melancholisch): Es war das letzte Mal!

Graf Roon: Da sagte mir ein Fräulein, sie könne sich nicht denken, daß Jemand seine Escarpins besser als ich auszufüllen vermöge. Meine Herren, das war so viel gesagt als: Wer seine Escarpins in dieser glänzenden Weise ausfüllt, der weiß auch (mit Größe) seinen Ministerposten auszufüllen.

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Sie haben sich Ihre Portefeuillelosigkeit selbst zuzuschreiben, Graf. Ihre radicalen Anschauungen auf wirthschaftlichem und socialpolitischem Gebiete —

Graf Roon (krampfhaft lächelnd): Hähä!

Graf Mirbach: In der That, lieber Graf. Ihr Name steht unter dem Programm der Christlich-Socialen von 1893.

Graf Roon (sehr verlegen): Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort — gelesen hab' ich's nicht. Es war damals Mode, und man unterschreibt doch auch 'mal gern etwas nicht quer.

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Ein Mann von Geschmack trägt Anno 1896 nicht die Mode von 1893. Dann gehen Sie doch lieber gleich im Costüm der Bauernkriege, mit einem rothen und einem blauen Hosenbein!

Graf Mirbach: Sie haben uns Alle geschädigt durch Ihren Radicalismus, Herr Graf. Da ist es ja freilich kein Wunder, daß uns bei Hofe Niemand mehr tappt und buddelt, daß die Minister grob wie Bohnenstroh gegen uns werden. Menschenskind, bedenken Sie doch: Ihre Jungen werden heirathen, und wenn Ihre Jungen wieder Jungen kriegen und diese Jungen haben solch einen Großvater wie Sie, dann ist von Carrière für die armen Krabben keine Rede!

Digitized by Google

Graf Roon (weint vor Aerger): Und an Allem ist der verdammte Stöcker Schuld! Der hat mich dazu verführt!

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers / Graf Mirbach (knirschend, aber aus tiefster Seele): Der verdammte Stöcker!

Graf Roon: Ueberhaupt muß ich sagen — wir Conservativen wollen doch eine Volkspartei sein, was hat ein Hofprediger a. D. dabei zu suchen? Die Herren vom Vorstand wußten längst, daß er bei Hofe übel angeschrieben ist, man hätte ihn längst eliminiren sollen — wenn sich eine Volkspartei nicht nach oben hin beliebt zu machen weiß, hat sie überhaupt keinen Zweck.

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers (nicht ohne aufrichtige Bewunderung): Ich muß sagen, Roon, ich glaube, mich in Ihnen angenehm getäuscht zu haben. Sie sind ja (er spricht mit steigender Wärme) ein denkender Politiker!

Graf Roon: Ach, wenn mein Arzt es mir nicht immer verböte, hätte ich schon weit mehr geleistet. Wirklich, meine Herren, ich will unsere Partei mit dem Hofe nicht verfeinden, ich weiß mich zu besiegen, ich opfere auf dem Altar des Vaterlandes meine heiligsten Ueberzeugungen, meine reinsten, höchsten Träume: ich verzichte (schluchzend) auf allen christlichen Socialismus —

Graf Mirbach (mit Rührung): Edler Mann!

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers (reicht ihm die Hand): Tapfer ist der Löwenzwinger, tapfrer, wer sich selbst bezwang! Sie opfern uns viel, Graf Roon, ich weiß es! Wer sich in die sociale Wissenschaft so tief eingearbeitet hat wie Sie, wer so rastlos wie Sie thätig war an der Erlösung des werkthätigen Volkes aus zerquetschender Noth —

Graf Mirbach (vom Fractionszwang gepackt): Bravo, bravo! Sehr richtig!

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Dem wird es auch leicht fallen, sich bei Hofe wieder die Stellung zu erobern, die ihm gebührt. Dichten Sie, Graf Roon?

Graf Roon: Ich muß gestehen — ich sende der Kreuzzeitung schon seit längerer Zeit Gedichte ein.

Graf Mirbach (gespannt): Und die Kreuzzeitung?

Graf Roon: Sendet sie mir seit eben so langer Zeit zurück. Aber Kropatschek erkannte neulich neidlos an, ein Fortschritt in meinen Poesien wäre unverkennbar. Ich hätte bereits gelernt, das Papier immer nur auf einer Seite zu beschreiben.

Graf Mirbach: Diese bürgerlichen Redacteure mit ihren einseitigen Anschauungen —

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers (begütigend): Kropatschek ist wenigstens kein Talent. Die Fonds sind sicher bei ihm, wenn es auch mit den Vons hapert.

Graf Mirbach: Stammt dieser Scherz nicht von Friedrich Wilhelm IV.?

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Bitte — er ist in meiner Familie erblich!

Graf Mirbach: Es ist nur gut, daß Ihnen der ehrliche olle Jeitteles Ebers doch auch solidere Worte als diesen Scherz vererbt hat!

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers (etwas hastig): Wenn Sie also dichten, lieber Roon, dann haben Sie alle Chancen gegen Eulenburg! Für's Erste ist nur nöthig, daß Sie sich öffentlich ein für alle Mal von dem Verdachte der socialen Schwarmgeisterei säubern.

Graf Roon: Wie wär's mit einer schneidigen Adresse der Conservativen, die ich dann mit unterzeichne?

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Beim Adressenschreiben kommt nichts heraus, das sehen Sie am Strike der Berliner Adressenschreiber. Nein, Graf, eine fulminante Rede müssen Sie halten, zornig das Programm zerschmettern, das Sie 1893 mit unterschrieben haben —

Graf Roon (jammernd): Ich kenn's ja gar nicht! Und wenn es im Buchhandel vergriffen ist — wenn am Ende der Stöcker aufpaßt —

Graf Mirbach: Ach was, fürchten Sie Stöcker? Das Mitglied einer echten Volkspartei darf Niemanden fürchten außer Gott, also einen Hofprediger außer Dienst schon ganz und gar nicht!

Graf Roon: Dieser Stöcker! Ach, dieser . . .! Ich sage ja, sowie man Bürgerliche in eine Volkspartei aufnimmt, hat man den größten Aerger!

Zweite Scene.

Freiherr von Manteuffel. Graf Schlieben.

Freiherr v. Manteuffel: Einladung bekommen, Herrschaften?

Graf Mirbach (schüttelt schweigend den Kopf).

Freiherr v. Manteuffel: Fatale Lage! Kanitzerei scheint oben immens verdrossen zu haben. Müssen's aufstecken, Herrschaften, müssen's aufstecken, durchaus! Hat wirklich keinen Zweck, Opposition à tout prix. Kreuzzeitung muß zur Retraite blasen. Erhielt heute Morgen aus London Bericht über Stimmung am Berliner Hofe — wissen ja, unsereins muß nach London gehen, wenn Authentisches über Berlin wissen will — sehr böse, sag' ich Ihnen! Werd' gleich zum Hammerstein fahren, muß einlenken, coûte qu'il coûte!

Graf Mirbach: Pardon — Hammerstein ist in Brindisi —

Freiherr v. Manteuffel: Ach Gott ja — bißchen vergeßlich. Soll jetzt bürgerlicher Redacteur in Kreuzzeitung sein?

Graf Schlieben: Yes. Vielleicht dies Mal nicht übel. Kerl kann wenigstens Ihren Brief lesen, versteht Englisch. Hammerstein hat nie fremde Sprachen studirt, nur fremde Fahrpläne.

Graf Roon: Es ist aber doch nicht recht, daß die Kreuzzeitung canaillisirt wird. Noblesse oblige. Und wie die Stimmung bei Hofe ist — man sollte ihr entgegenkommen, durch regierungsfreundliche und hochgeborene Redacteure —

Freiherr v. Manteuffel (eifrig): Wollen Sie sich opfern?

Graf Mirbach (eifriger): Sie hätten dann Gelegenheit, Ihre eigenen Gedichte mit Dank abzulehnen —

Graf Roon: Es geht nicht! Stöcker —

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers / Graf Mirbach / Graf Schlieben / Freiherr v. Manteuffel (einstimmig): Der verdammte Stöcker!

Graf Mirbach (leise): Wenn wir den erst 'mal los sind, haben wir Stumm für uns, und dann kann es uns Fastnacht bei Hofe nicht fehlen.

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Nachher müßten auch die anderen Demagogen beim Kragen genommen werden, die gemeingefährlichen Agitatoren, der Plötz, der Kanitz —

Graf Schlieben: Sie sind vom Adel —

Freiherr v. Manteuffel: Wird aberkannt, Donnerwetter, wird aberkannt! Wie vielen nobilitirten Bankiers ist der Adel nicht wieder aberkannt worden, wenn sie Depots unterschlagen hatten! Und Leuten, die sich gegen Sr. Majestät Regierung und Staatsrath chronisch auflehnen, solchen Leuten sollte gleichfalls der Proceß gemacht werden: Wir sind doch schließlich eine Volkspartei, meine Herren, wir dürfen eine Verhetzung der Stände gegeneinander nicht dulden —

Graf Roon: Wir wollen Frieden, die Schwätzer und Hetzer müssen heraus! Denken Sie sich nur, Graf Limburg, was Ihr seliger Herr Großpapa mütterlicherseits sagen würde, wenn er Sie in Parteigenossenschaft mit einem Stöcker sähe —

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers (zieht die Augenbrauen hoch, entgegnet aber nichts).

Dritte Scene.

Noch einige Grafen und Barone.

Der erste Graf: Wenn meine Frau mich fragt, wie der große Fastnachtsball bei Hofe ausgefallen ist, was soll ich ihr sagen?

Der zweite Graf: Mein Junge hatte sicher darauf gerechnet, beim Neujahrs-Avancement an den Landrath heranzukommen. Er wird seinem alten Vater noch im Grabe fluchen. Wie soll auch der Sohn Carrière machen, wenn man seinen greisen Vater zwingt, gewerbsmäßig Barrière für den Regierungswagen zu machen?

Der erste Baron: Amüsiren will ich mich in Berlin, nicht aber jeden Tag politisch ärgern. Sie verwüsten einem ja das Hirn mit ihren agrarischen und socialen und gewerblichen und wirthschaftlichen und was weiß ich sonst für Reformereien, an die doch früher kein Volksvertreter zu denken brauchte. Wozu bezahlt denn die Regierung ihre Geheimen Räthe, wenn wir nicht für ihre Vorschläge stimmen wollen? Ordnung muß sein, und hätt' ich das gewußt, daß ich jetzt Tag für Tag im Reichstag sitzen und zuhören soll, ich hätt' mich lieber in den Kreisausschuß wählen lassen, wo man wenigstens nicht noch in jedem Brief von der Frau verdächtigt und beargwöhnt wird.

Der zweite Baron: Sehr recht, sehr recht! Ich habe mich seit heut' Morgen unausgesetzt mit meiner Stellung zur Arbeitercoalitionsfrage beschäftigt und mir viele Gedanken darüber gemacht — ich sage Ihnen, mir ist ganz dumm im Kopfe.

Der erste Graf: Und wer trägt an Alledem Schuld?

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Und wer muß 'raus aus einer Partei, die nicht einzelne Stände, sondern das ganze Volk vertritt — und der Hof gehört doch zweifellos auch zum Volke — wer muß heraus?

Alle (einstimmig und mit Begeisterung): Der verdammte Stöcker!

Vierte Scene.

Hofprediger a. D. Stöcker.

Stöcker: Ich hörte eben, wie Sie mich in meiner Abwesenheit enthusiastisch hoch leben ließen — seien Sie herzlich dafür bedankt, liebe Herren und Brüder!

Pause.

Stöcker (fortfahrend): Wohl weiß ich, wie werthvoll Ihnen meine Freundschaft ist und wie hoch Sie sie schätzen — aber deßhalb brauchen Sie nicht in Ehrfurcht zu verstummen, sobald ich zu Ihnen komme. Unterhalten Sie sich also getrost weiter!

Pause.

Graf Roon (mit einem verzweifelten Ansatz): Die bisherige Stellung der Partei zum Hofe, die Dank Ihnen —

Graf Mirbach: Die drohende Umsturzgefahr, der Ihr heiliges Wirken bisher so viel Abbruch that, die aber nun —

Digitized by Google

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Der hoch anzuerkennende Muth, theurer Freund, mit dem Sie der Socialdemokratie, ein neuer Georg, entgegentreten —

Freiherr v. Manteuffel: Der Samen wahrhaften Christenthums, der warme Regen erlösender Gedanken, den Ihre rastlose, gesegnete Thätigkeit —

Stöcker (gerührt): Zu viel, zu viel, meine Freunde! Ihre Güte erdrückt mich! Ich weiß, ich ahne es, Sie wollen mich zum Führer der Partei machen! (Er umarmt sie.) Aber ich kann das nicht annehmen!

Graf Schlieben: Vielleicht unterschreiben Sie dann wenigstens diese kleine Erklärung hier —

Graf Roon: Ach bitte, thun Sie's! Es ist ja nur, weil viele von den Herren zur Fastnacht —

Stöcker (erhaben): Und das mir? (Er wendet sich zur Thüre.)

Freiherr v. Manteuffel (schreit auf): Haltet ihn! So war's ja nicht gemeint, Adolf!

Graf Mirbach (ihn umklammernd): Wie kann man einen kleinen Scherz gleich in dieser Weise auffassen!

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers (faßt ihn am Rocke): Sie sind doch sonst ein so geistvoller Mensch ... es sollte nur eine spaßhafte Ueberraschung sein —

Graf Roon (seine Hände haltend): Ja, eigentlich wollten wir Sie damit am ersten April erfreuen —

Ein königlicher Wagen fährt vorüber.

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Es ist aber wirklich etwas schwül hier im Zimmer — falls Herr Stöcker also doch das dringende Bedürfniß hat, hinauszugehen —

Graf Mirbach: Ja, gehen Sie nur, Herr Stöcker, wenn's sein muß!

Freiherr v. Manteuffel: Halten Sie sich nicht unnütz länger auf.

Graf Roon: Lassen Sie sich das nicht zwei Mal sagen!

Ein Baron: Kurz und gut — 'raus!

Graf Limburg-Stirum, genannt Ebers: Das war das erlösende Wort! (Stöcker etwas bleich nach rechts ab.) Es ist unglaublich, wie begriffsstutzig diese Bürgerlichen sind ... Unsereiner merkt doch gleich, wenn er in Ungnade gefallen ist, ohne daß man's ihm eine Stunde lang sagt! (zu Mirbach) Was thun Sie denn da?

Graf Mirbach (verschluckt glückselig lächelnd eine Pastille): Ich nehme immer schon ein Gegengift — für den Fall, daß die Austern bei Hofe wieder zu wünschen übrig lassen ... Timon d. J.

„Künstler-West-Club" und „Freie Kunst".

Die Physiognomie des „Künstler-West-Club's" ist bekannt. Er repräsentirt den anständigen Durchschnitt der jüngeren Berliner Künstlergeneration. Nach oben wie nach unten macht er gleich scharfe Scheidegrenzen. Er dankt für die Begabung, die Andere verdunkeln könnte, er dankt aber auch für die Talentlosigkeit, die Andere compromittiren könnte. Man will keine neuen Pfade finden, man will noch weniger die ausgetretenen Geleise weiter austreten. Man will einfach wacker mitmarschiren, wohin nun einmal die Signale unserer Zeit rufen. Auch scheint man gewissenhafte Musterung zu halten. Gegen die Vorjahre treten uns jetzt nur wenige Namen entgegen, und das gleichmäßige Niveau für die Leistungen scheint noch strenger innegehalten als früher. Wer ganz gerecht verfahren wollte, der müßte eigentlich Alle nennen und Alle mit annähernd gleichem Lobe loben, mit einem wohlwollenden, aufmunternden: „Bitte, meine Herren, fahren Sie so fort!"

Natürlich will diese liebenswürdige Aufforderung cum grano salis verstanden werden. Wenn der Eine oder Andere etwas mehr „in sich" ginge, so könnte das dem lieben Ganzen nichts schaden. Von Außen kommt noch grade viel genug. So hat sich Max Schlichting ersichtlich an den Pariser Amerikanern stark übernommen. Er stellt eine Dame in Grün und Blau aus, ganz gearbeitet auf verblüffende Bravour, aber leider so seelenlos wie ein Löffelstiel. Merken Sie sich, Herr Schlichting: bei Amerikanern lassen wir uns dergleichen gefallen und haben vielleicht unsere Freude daran, bei Deutschen aber dünkt's uns unerträglich. Warum? Ja, diese Frage mögen Sie sich gefälligst selbst beantworten! Denken Sie ein wenig darüber nach!

Ueberhaupt möchte ich nicht in den Verdacht kommen, den Herren Lectionen halten zu wollen. Sie sind ja auf dem Gebiet der modernen Kunst weit besser beschlagen, als ich. Sie haben sich alles so furchtbar genau angesehen. Sie kennen die Trucs und wissen die meisten auch nachzumachen. Sie sind gute Lerner und werden vielleicht einmal schätzenswerthe Lehrer sei. Nur Selbstschöpfer sind sie nicht.

Die leichteste Hand von allen hat wohl Max Uth. Was Andere können, das kann er auch. Und was Jene bitteren Schweiß gekostet hat, das macht er, indem er sich ein Schelmenliedchen dazu pfeift. Sehr viel hat er von Ury genommen, Anderes aus der Pointillistenschule. Da er aber im Aneignen nicht tapsig ist, vielmehr Alles wieder höchst geschickt zusammenrührt, und weil er so ein vergnügter Vogel dabei bleibt, so läßt man sich seine etwas äußerliche Art schließlich ganz gern gefallen und denkt: Es muß auch solche Käuze geben! Georg Meyn hat ihn porträtirt, so keck und frech, wie ein Uth eben porträtirt werden muß. Das ist ganz der Maler, wie ihn Backfische und Füchse sich träumen, sorglos, lebenslustig, unterhaltend, so recht Einer vom freien Künstlervölkchen, dem man gern einmal Fünf grade sein läßt. Das Bild ist wohl Meyn's Meisterporträt, in seiner coloristischen Verve ordentlich von Uth angesteckt. Der emporgezwirbelte Schnurrbart, die lachenden Zähne, die spitzbübischen Augen und der geschulterte, von Grün wie betrunkene Pinsel, das sind alles treffliche Einzelheiten, aus denen ein frohes tolles Leben sprüht. Etwas gesucht ist das große Damenporträt von Fechner. Die vielen Blumen auf dem Tisch, die Kaffeetasse in der Hand, der conversirende Mund, — man fragt: wozu das alles? Galt es doch einen Menschen hinzustellen, wie er ist, vom Zufälligen möglichst befreit! — und nun inmitten lauter Zufall?! Freilich ist dieser „Zufall" hier Decoration. Aber auch das ist schlimm. Das Bild bekommt etwas Pomphaftes dadurch, während sonst aus manchem Pinselzuge eine schlichte Innigkeit spricht, wie sie auch sonst Fechner manchmal eignet.

Die feinste Arbeit hat diesmal Rudolf Possin geliefert. Damit meine ich allerdings nicht sein großes Herbstbild mit den beiden Rückenfiguren. Das ist in seiner Größe manchmal grob. Ich meine eine kleine Interieurstudie mit Lampenlicht im Hintergrund. Gang und Spiel der Lichtstrahlen, Saugen und Wogen der Schatten sind hier von einem sehr subtilen Auge erfaßt und mit feiner Empfindung dargestellt. Aehnliche Aufgaben stellt sich ja die moderne Kunst unaufhörlich. Doch ist das Gelingen nicht immer so zweifelsohne wie hier. Auch kann es nichts schaden, wenn derartiges immer wieder versucht wird. Es muß Gemeingut der Kunst werden, wenn sich die sensible Verfeinerung, an der wir arbeiten, immer weiter vollziehen soll.

Hat der „West-Club" bei Schulte, so hat die neugegründete Vereinigung „Freie Kunst" bei Gurlitt ihre Unterkunft gefunden. Der Name klingt etwas herausfordernd, oder — etwas trivial? Soll nicht alle Kunst „frei" sein? und ist es diese mehr als manche andere? Es giebt wohl freiere Künstler als den Durchschnitt der hier Vereinigten. Aber nehmen wir das „Frei" als ein Trachten nach Freiheit, und wir werden billig anerkennen, daß davon in den meisten Bildern etwas zu bemerken ist. Die ersten paar Minuten in dieser Ausstellung waren sehr vergnügt für mich. Ich las fast lauter neue Namen und sah doch fast allenthalben ein schönes Bemühen, seiner selbst und der neuen Kunst mächtig zu werden. Wie ein unerwarteter Segen des Himmels berührte mich das. Dann aber kam ein kritischer Kollege, und als er mich so wohlgelaunt fand, zog er flugs ein Töpfchen mit ätzender Lauge aus seiner Ueberrocktasche und spritzte daraus umher. Da hatte ich die Bescheerung. Der Mann konnte sich gar nicht vorstellen, daß ich bei junger Begabung, die mir zum ersten Mal gegenübertrat, nicht splitterrichten mochte, sondern daß ich mich auch des Wollens freute und der weiteren Ausbreitung moderner Kunstanschauungen und Kunstgewöhnungen. Was aus jedem Einzelnen dieser jungen Leute wird, wer will das heute schon bestimmen? Genug, sie sind da, und das ist für's Erste genug.

Ich nenne daher auch heute bloß die Namen: die Pariser Rippel Ronay und L. Chalon, die Berliner Meng-Trimmis, Erich Hanke, Hermann Hirzel (den Radirer), den Lübecker Hermann Linde u. a. Als Bildhauer hat sich Martin Schauß zugesellt, Besonders aufmerksam zu machen ist auf Rippel Ronay, der mit einer großen Technik einen besonderen Duft der Vortragsweise verbindet, und auf Hermann Linde, der einen intuitiven Blick für das Charakteristische verräth.

Zu längerem Verweilen aber zwingt Franz M. Melchers, der auf der kleinen Nordseeinsel Walcheren wohnt, unter kleinen Leuten und kleinen Häuserchen. Kein Geringerer als Maurice Maeterlinck hat ihm bei seinem ersten Hinaustreten in die weitere Kunstwelt das Geleitwort geschrieben. Melchers und Maeterlinck, beide gehören thatsächlich zusammen.

Sie haben die Insel Walcheren miteinander durchstreift und sie haben entdeckt, daß es die Insel des Glücks sei, wohl gar eine Insel der Seligen. Nichts erinnert dort an die moderne Welt, weder das Aussehen der Leute noch das Aussehen der Häuser. Man kann sich um ein paar Jahrhunderte zurückträumen. Dazu das Meer so allseitig nahe, und der starke frische Hauch des Meeres. Die Luft hell und rein, daß die Farben ungebrochener leuchten und die Blumen üppiger blühen. Die Menschen still, bedächtig und zufrieden, so nah und so fern einander, wie's gerade gut ist. Gleichsam ein ewiger Sonntag, oder ein Erwarten des Sonntags. Märchenstimmung.

Doch das Märchen erinnert etwas gar lebhaft aus Kleinkinder-Märchen. Und kleine Kinder, das sind wir nicht mehr! Oder wir müßten es denn wieder werden? Ich weiß nicht, ob das wünschenswerth ist, trotz den Worten der Schrift. Für Melchers und Maeterlinck steht's wohl fest, es sei wünschenswerth. Darin finden sie sich zusammen, im Hang zum Primitiven, das Wort in jeder Beziehung genommen.

Der Hang zum Primitiven ist das Resultat übersättigter Culturen. Den Primitiven selbst ist dieser Hang völlig fremd. Sie kennen nur ein Arbeiten: aus ihrer Primitivität heraus, der Helle des Culturtags entgegen. Und wenn diese Helle erreicht ist, dann reizt uns wieder das Dunkel? Ja, ist denn diese Helle bereits erreicht? Giebt's keine Ziele mehr vor uns, daß wir sie hinter uns suchen müssen? Melchers

Digitized by Google

baut seine Städtebilder zusammen, daß sie wirken wie die bunten Aufstellungen von Kinderspielsachen. Da sind alle Linien wie mit dem Lineal gezogen, alle Farben blank geputzt, die Baumkronen grüne runde Kugeln, in denen gelbrote runde Aepfelchen hängen. Welch einer Zurückschraubung unserer Gesichtsnerven und unserer Seelensensibilität bedarf es, um irgend einen Theil der Natur so zu sehen! Ist die Naivetät, die so zu sehen vorgiebt, nicht recht gekünstelt? Oder steckt vielleicht eine große Müdigkeit hinter dieser Naivetät? Müdigkeit und — Furchtsamkeit? Dieser Quietismus — mich däucht, er ist nichts Anderes als das Glück der kleinen Rentner und der großen Philister. Das Glück der Schaffenden ist anders. Es scheut vor keiner Qual und keinem Martyrium zurück, vor keinem Sturmwind und keiner Unsicherheit. „Glück" ist für den Schaffenden etwas Gleichgiltiges. Sein Werk geht ihm über „Glück".

Ich will nicht etwa Melchers hier „widerlegen". Jeder echte Künstler ist unwiderlegbar. Ich möchte nur warnen, sich allzusehr mit ihm einzulassen, sich etwa gar seine Gefühlsweise anzuquälen, zu der doch hier zu Lande die psychologischen Voraussetzungen fehlen. Belgien ist eine alte, Berlin eine noch recht neue Culturprovinz. Das Leben ist noch laut und lärmend hier, von Uebersättigung nichts zu spüren. Manch Einer zieht sich wohl angeekelt vom Markttreiben zurück, flucht und zürnt über die unleidlichen Mitgifte aller Civilisation. Aber ganz heraus möchte kaum Einer. Einen Sommer in einem verborgenen Winkel Norwegens, oder meinetwegen auch ein paar Wochen auf Walcheren, das hielte man vielleicht aus. Aber dann kommen sie alle wieder zurück, um die „Welt" doch wenigstens zu hören, wenn sie sich auch nicht in ihr drehen mögen. So ist's wenigstens bei uns, in Berlin. In Belgien natürlich —, doch was wissen wir von Belgien?

Wenn ich übrigens von Kinderspielsachen sprach, so betrifft das nur etwas Aeußerliches. Man sieht schließlich drüber weg. Denn es ist noch etwas Anderes da, das gar nichts Kinderhaftes hat, gar nichts Primitives. Das ist der ganz eigentümliche Luftton dieser Bilder. Die Luft hat jedes Mal ihre besondere, schwer zu definirende Farbe, die dem Stimmungsgehalt des Bildes entspricht. Auch der Rahmen fügt sich in die Farbe contrastirend oder harmonisirend ein. Das giebt den Bildern, trotz ihrer erstrebten Einfalt, etwas vom höchsten Raffinement. Was Alle complicirt sehen, das ist hier einfach gesehen. Was aber Alle einfältig sehen, darin enthüllt sich hier eine ungeahnte Mannigfaltigkeit der Nüancen. Nur ein bis in die letzten Hintergründe geschulter ästhetischer Sinn vermag so unscheinbar und tiefdringend zu variiren. Es ist nicht etwa Nebel, oder Sonne oder Dämmerung, was Melchers in der Luft darstellt. Es ist der Reflex einer Seelenstimmung, unendlich leise ausgedrückt, so daß er wie ein Hauch über der Landschaft liegt, zart aber zwingend. So sehen wir Sonntag und Samstag Abend, das Glück der Jungvermählten und die Ahnung heranziehenden Verhängnisses, bloß durch eine Nüance im Aussehen der Häuser charakterisirt, ohne Beihülfe menschlicher Staffage. All' diese Bilderchen sind liebe kleine Stimmungsblüthen, deren bescheidenem und eigenem Zauber man sich schließlich mit seltsamem Erschauern gefangen giebt.

Und so muß es sein: der Künstler muß den Sieg davon tragen, trotz unserer Bedenken und so manches Widerstrebens! Mag man auch sein Princip und seine besondere Art der Weltbeschauung anfechten, seine Persönlichkeit muß man doch anerkennen. Er ist ja, wenigstens einstweilen noch, der Einzige in seiner Art, trotz innerer und äußerer Berührungen, nach Rechts und nach Links. Er bleibt mit seinen Widersprüchen aus unserer Zeit zu erklären, und nur aus unserer Zeit. Das ist ein Beweis für seine Echtheit. Aber nun, meine Berliner Kindlein, macht ihn, bitte, nicht nach! Es wäre schade um ihn, und selber um euch!

Franz Servaes.

Notizen.

Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge von Benjamin Vetter. 2. Aufl. (Jena, Gustav Fischer.) Die von Vetter, dem bekannten Naturforscher und Uebersetzer Spencer's, im Jahre 1892 zu Dresden gehaltenen Vorträge, liegen gegenwärtig in zweiter Auflage vor, der beste Beweis für den Anklang, welchen sie beim Publicum gefunden haben. Der Autor steht im Wesentlichen auf naturalistischem Boden, wie er insbesondere von Haeckel im Anschluß an den Darwinismus angebaut ist. Er sieht den letzteren als den Ziel- und Höhepunkt der gesammten Gedankenentwickelung an, in welcher die hervorragendsten Gipfel durch die Namen eines Kopernikus und Newton, eines Kant, Lyell und Helmholtz ꝛc. bezeichnet werden. Eine besondere Mühe hat sich Vetter gegeben, die viel bestrittene Vereinbarkeit der mechanistischen Weltanschauung mit der Ethik und dem religiösen Bewußtsein nachzuweisen. So wenig der Schreiber dieser Zeilen diesen Beweis für erbracht ansehen kann, indem er es überhaupt für unmöglich hält, zwischen jenen beiden Gebieten eine Brücke zu schlagen, so hoch ist doch der Ernst und die Wärme anzurechnen, womit Vetter gerade diesen Punkt behandelt hat. Vetter selbst hat sich, als Sohn eines schweizerischen Pfarrers, erst ganz allmälig zur naturalistischen Weltanschauung durchgerungen, und die fromme, religiöse Stimmung seiner Jugend scheint in seinen Vorträgen mit der entgegengesetzten Anschauung des gereiften Mannes ein Bündniß schließen zu wollen. Dieses Gegeneinanderstreben und sich Vereinigen der beiden verschiedenen Denkweisen verleiht den Vorträgen einen besonderen Reiz. Man hat überall den Eindruck, es mit einem Manne zu thun zu haben, dem es heiliger Ernst mit seiner Sache ist, und es ist sehr zu bedauern, daß sein allzu früher Tod ihn daran verhindert hat, jene Vereinigung auch wirklich zu vollziehen. Zahlreiche Stellen seiner Ausführungen künden einen Standpunkt an, der Vetter über seine jetzige naturalistische Anschauung hinausgehoben und ihm die Möglichkeit verschafft hätte, den letzteren doch zugleich in eine höhere Einheit einzugliedern, wofern er sie in ihren Consequenzen näher durchgeführt hätte. So wie die Dinge jetzt liegen, sind es nur vereinzelte Andeutungen geblieben, die sich mit seinen sonstigen Principien schwer vereinigen lassen. Das hindert indessen nicht, das Gebotene dankbar anzunehmen und sich über einen Naturforscher zu freuen, der zugleich Sinn und Verständniß für eine höhere Auffassung des gesammten Daseins hat. Die Vetter'schen Vorträge gehören zu dem Besten, was aus naturalistischem Lager je hervorgegangen ist, und verdienen es wohl, von Haeckel selbst mit einem Vorwort eingeführt zu werden, dessen Wärme sich von vornherein auch dem Leser Vetter's mittheilt. Haeckel beschließt dieses Vorwort wie folgt: „Möge der werthvolle, wohlgefügte Baustein, welchen Benjamin Vetter in den Vorträgen zum Ausbau der einheitlichen modernen Weltanschauung geliefert hat, nicht allein seinen Zweck erfüllen, sondern auch ein bleibender Denkstein für ihn selbst bleiben, eine schöne Erinnerung an die wissenschaftliche Ueberzeugungstreue und den lauteren Charakter des edeln und feinfühligen Naturforschers."

Arthur Drews.

Lettres intimes de Joseph Mazzini. (Paris, Didier.) Der berüchtigte Verschwörer erscheint hier in einem ganz neuen Licht, als einer der edelsten und reinsten Menschen, ein „makelloser Charakter", so wie ihn schon Graf Schack gekannt hat. Die meisten Briefe sind an seinen Freund Melegari gerichtet, den späteren italienischen Gesandten in Bern und natürlich politischen Inhalts. Auch Mazzini's Verhältniß zu den Frauen, auf die der alte Puritaner einen großen Zauber ausübte, wird hier berührt. So in den überaus zarten Beziehungen zu einer jungen Schweizerin, der er in feinster Weise indirect Trost und Mahnung spendet, „denn unser Bund kann nur ein geistiger sein." Interessant sind auch die Londoner Briefe aus tiefstem Elend, wo ihn nur der Gedanke an das Junge Italien nicht zusammenbrechen läßt. Dabei war Mazzini tief religiös und glaubte bis zuletzt an die heilige und nationale Mission des Papstthums. Wer hätte das von diesem Anarchisten der Vaterlandsliebe gedacht?

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig**.

HANS VON BÜLOW

Briefe und Schriften

herausgegeben von

Marie von Bülow.

I. Briefe.

Band I u. II mit Bildnissen und Faksimilen. ℳ 10.—, geb. in Leinw. ℳ 12.—, in Halbfranz ℳ 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände „Briefe" vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Eine neugegründete Verlagsbuchhandlung sucht mit

Schriftstellern

in Verbindung zu treten und erbittet Verlagsangebote, auch solche größeren Umfanges, unter **G. S. 300. Leipzig**. Postamt Täubchenweg postlagernd.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Eduard von Hartmann's

Philosophie des Unbewussten.

Zehnte Auflage.

3 Bde. gr. 8°. Geh. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebd. 19 M. 50 Pf.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verzeichniss **sämmtlicher philosophischer Werke Eduard von Hartmanns** sendet gratis und franco

Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig,**

früher Fr. Manke's Verlag.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Theodor Schiemann.**

Sechster Band:

Michail Bakunins

Sozial-politischer Briefwechsel

mit

Alexander Iw. Herzen und Ogarjow.

Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Professor **Michail Dragomanow.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. **Dr. B. Minzès.**

Preis geheftet 6 Mark.

Die vertrauliche Korrespondenz Bakunins, des Begründers der internationalen Anarchistenpartei, mit seinen Freunden darf den Anspruch erheben, als ein Denkmal der sozialen Krankheitsgeschichte der Gegenwart eine Lücke in unserer Kenntnis auszufüllen, die ohne diese Briefe nie hätte geschlossen werden können.

Man darf wohl erwarten, daß diese heute besonders aktuelle Publikation in weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Stellung dazu muß jedenfalls jeder nehmen, der an den sozialen Problemen der Gegenwart nicht gedankenlos vorübergehen will.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 22. Februar 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Margarinevorlage. Von Dr. J. Leuthold. — Zur Frage der Flottenverstärkung. Von Nauticus. — Die Monroe-Doctrin. Von Franz Paetow. — Irrenärztliche Glossen zu neueren Fällen. Von Dr. med. Otto Dornblüth (Rostock). — **Literatur und Kunst.** Soldaten auf der Bühne von Eugen Isolani (Dresden). — Eine socialreformerische Sensationsschrift. Von F. Schotthoefer (London). — **Feuilleton.** Die kleine Greta. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Der Streik der Mäntelnäherinnen. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Margarinevorlage.

Von Dr. J. Leuthold.

In der Thätigkeit des Reichstags scheint sich eine merkwürdige, weder den Interessen der Allgemeinheit entsprechende, noch durch die geringste praktische Rücksicht gebotene Art von Arbeitstheilung einbürgern zu wollen. Während die Plenarsitzungen eine erbarmungswürdige Leere im Raum und die fadeste Aermlichkeit in der Production von Gedanken aufweisen, geht, sobald eine Vorlage an die Commission verwiesen ist, und diese ihre Arbeit beginnt, eine nervöse Ueberspannung und förmliche Jagd nach neuen originellen Vorschlägen, die irgendwo und irgendwann von einem hinterpommerschen Bauern oder einem vergilbten Professor an's Tageslicht gebracht worden waren, an. Im großen Kreise Pflichtvergessenheit und Gedankenlosigkeit statt ruhiger Erwägung großer Entschlüsse, im kleinen Ueberstürzung und Unvernunft statt gesunder Kraftanspannung: fast jede der augenblicklich schwebenden Gesetzesberathungen zeigt uns dasselbe betrübende Bild. Man braucht nur auf die Berathungen der Strafproceßcommission oder der Börsengesetzcommission zu schauen. Nachdem das Plenum sich mit nichtssagenden Allgemeinheiten begnügt hatte, häufen sich in der Commission Antrag auf Antrag. Jeder müßige und mit der Vorlage vielleicht in gar keinem Zusammenhang stehende Vorschlag wird debattirt und discutirt, amendirt zurückgezogen und wieder aufgenommen, abgelehnt und acceptirt, bis schließlich das Ende der Session herannahen und damit der Liebe Müh' umsonst sein wird.

Auch die Margarinevorlage hat dasselbe Schicksal an sich erfahren müssen. Während das Gewand, mit dem die Regierung sie umgeben hatte, bei unbefangenen Gemüthern kaum Anstoß erregen konnte, hat es in der Commission kraft des ausgeprägten legislatorischen Berufes der deputirten Volksvertreter so bösartige Flicken und Flecken erhalten, daß sich das Auge von dieser Metamorphose mit Schrecken abwendet, und auch die Regierung, wie mit Sicherheit vorauszusehen, jede weitere Gemeinschaft mit ihrem früheren Sprößling verleugnen wird.

Zwei Gesichtspunkte sind es, deren Wichtigkeit bei einer gesetzlichen Regelung des Verkehrs mit Margarine keinen Augenblick verkannt werden dürfen. Einmal müssen durch das Gesetz energische Aufsichtsbestimmungen gefordert werden, welche das Eindringen gesundheitsschädlicher Speisefette in den Verkehr unmöglich machen, und andererseits muß der Behörde, um einer unlauteren Concurrenz vorzubeugen, eine Controle an die Hand gegeben werden, um minderwerthige Fette oder Mischungen von höherwerthiger reiner Naturbutter zu unterscheiden. Das Gesetz von 1887 ließ nach beiden Richtungen hin mancherlei zu wünschen übrig; soweit das neue Gesetz in der ursprünglichen Fassung hier eine Ergänzung anstrebt, müssen die durch dasselbe getroffenen Erweiterungen wünschenswerth und erforderlich erscheinen. Daß den Beamten der Polizei durch den neu geschaffenen § 4 das Recht eingeräumt wird, in den Räumen, in denen Margarine hergestellt oder feilgehalten wird, jederzeit Revisionen vorzunehmen, kann nur zur Beruhigung des Publicums gegen eine Gefahr der Täuschung beitragen. Daß ferner durch den weiteren § 5 die Unternehmer von Margarinefabriken verpflichtet sein sollen, den Polizeibehörden auf Erfordern Auskunft über das Herstellungsverfahren und die zur Verarbeitung gelangenden Rohstoffe zu geben, kann vom gesundheitlichen Standpunkte aus nicht mehr als recht und billig erscheinen, und hat, wenn den Beamten nur die nothwendige Discretion zur Pflicht gemacht wird, für den Betriebsunternehmer nichts Bedenkliches.

In vollkommenem Widerspruch zu dieser Tendenz der Vorlage laufen die in der Commission angenommenen Zusätze darauf hinaus, den Absatz auch der tadellosen Margarine in erheblicher Weise zu erschweren und damit den unteren Volksschichten ein wichtiges, nothwendiges und vom gesundheitlichen Standpunkte aus durchaus einwandfreies Nahrungsmittel zu entziehen. Gegen derartige Auswüchse der Gesetzgebung anzukämpfen, ist eine ernste wirthschaftliche und sociale Pflicht.

Vor Betrachtung der Zusätze im Einzelnen drängt sich aber die Frage auf: Ist eine Beschränkung der Margarine im Interesse der Landwirthschaft oder des allgemeinen Wohls billigenswerth oder gar geboten? Jeder zur Plötz'schen Fahne schwörende Agrarier wird über die Fragestellung mitleidig lächeln. Verständige Landwirthe haben längst darüber zu discutiren gelernt und mit dem ehrlichen Mitbewerb der Margarine zu rechnen begonnen.

Im agrarischen Lager ist man zunächst über den „sittenverderbenden Charakter" der Margarine einig. Man beweist dies kurz und gut damit, daß die Margarineproduction zur Verfälschung von Butter und Milch geradezu anreize. Der Ueberzeugungskraft dieses Beweises würde man sich nicht verschließen können, wenn man nur zugleich einen Beleg

Digitized by Google

dafür hätte, daß der deutsche Bürger niemals zur Fälschung von Milch und Butter gegriffen hatte, bevor die böse Margarine das Licht des Tages erblickt hatte. Wie oft ist es wohl auch vorher vorgekommen, daß Butter als „Grasbutter" verkauft wurde, die nicht von Weidekühen, sondern von Stallkühen stammte. Wie oft sind auch vorher bei der Butterbereitung verdorbene und minderwertige Rohmaterialien, verschimmelter oder ranziger Rahm verwendet worden? Im agrarischen Lager ist man ferner darüber einig, daß die Margarine der Butter die schärfste Concurrenz bereitet. Die Statistik beweist das Gegentheil. Wenn man von einer Concurrenz der Butter zur Margarine sprechen kann, so kann darunter doch nur die minderwerthige Butter fallen. Durch die von Professor Soxleth berechneten Durchschnittspreise für die in Frage kommenden drei Butterqualitäten der Jahre 1872 bis 1893 ergiebt sich indessen, daß der Preisrückgang der Butter am stärksten ist bei der feinsten, geringer bei der feinen und am geringsten bei der minderfeinen Butter. Was lehrt uns ferner die Entwickelungsgeschichte der Volksernährung in den letzten zwei Jahrzehnten? Der Buttergenuß ist von jeher in Deutschland ein Monopol der Begüterten gewesen. Den ärmeren Classen blieb das Genußmittel versagt. Als unzureichendes Ersatzmittel kam besonders in dichtbevölkerten Industriegegenden das amerikanische Schweineschmalz zur allgemeinen Anwendung. Erst als sich der Einfuhr amerikanischen Schweinefetts sanitäre Bedenken und zollpolitische Maßregeln entgegenstellten, begann der Aufschwung der deutschen Margarineproduction. Und man frage heute nur den armen Arbeiter, wie er mit diesem Tausch zufrieden ist. Was muß hiernach die Folge der Beschränkung dieses Ersatzmittels sein? Deutschlands Wohlstand steht noch lange nicht auf der Höhe, um jedem fleißigen Arbeiter reine Butter auf dem Brode zu gewährleisten. Die heute auf die Margarine angewiesenen Volksschichten werden gezwungen sein, sich wiederum dem ausländischen Schweineschmalz zuzukehren. Damit muß aber der Landwirthschaft selbst ein empfindlicher Schaden erwachsen, indem diejenigen Rinderfettmassen, die früher nur zu industriellen Zwecken Verwendung gefunden hatten, und erst durch die Margarinefabrication dem menschlichen Nahrungsbedürfnisse dienstbar gemacht wurden, wiederum zu ihrem früheren geringeren Werth herabsinken und damit der heimischen Rinderzucht selbst einen Theil ihres gestiegenen Werthes entziehen müssen.

Von vorurtheilsfreien Landwirthen wird überdies offen und unbefangen zugestanden, daß sowohl in kleineren Wirthschaften wie auch auf größeren Landgütern, die eine gute Butter selbst produciren, für den eigenen Verbrauch angekaufter Margarine der Vorzug gegeben wird, um von der zubereiteten Butter möglichst viel zu verkaufen. Vibran-Wendhausen giebt in einem Kampfartikel gegen die Margarine (Deutsche landwirtschaftliche Presse 1894, S. 963) ausdrücklich zu, daß selbst Landwirthe, welche ihren Leuten Butter als Deputat zu liefern haben, kein Bedenken tragen, denselben Margarine zu verabreichen, obgleich sie Butter angelobt haben.

Hat somit die Landwirthschaft von einer Beschränkung der Margarine nicht den geringsten Vortheil, ja sogar mancherlei Schädigungen im eigenen Haushalte zu erwarten, so ist es doppelt unverantwortlich, wenn die Commission durch so tief einschneidende Maßregeln, wie die jetzt beschlossenen, diesem wichtigen Bestandtheil der gegenwärtigen Volksernährung entgegentritt.

Zu den bei jeder Gelegenheit hervortretenden agrarischen Lieblingswünschen gehört das Gebot der Dunkelfärbung der Margarine. Das Agrarierthum weiß, daß mit der Erfüllung dieses Wunsches der Margarineproduction für immer das Lebenslicht ausgeblasen ist. Aber es weiß auch, daß es, wo auch immer ein Stückchen gesunden Sinnes sich noch in der Bevölkerung erhalten hat, auf geraden Wegen zu diesem heiß erstrebten Ziel niemals gelangen kann; deßhalb versuchen die Herren der Commission es auf ungeraden Wegen. Dem § 2 wurde bekanntlich ein Zusatz beigefügt, kraft dessen bei der Zubereitung von Margarine auf je 100 Kilogramm Margarine ein Gramm Phenolphthalein zugesetzt werden soll. Hierdurch soll eine latente Färbung der Margarine herbeigeführt werden; der genannte chemische Stoff verändert an sich weder Farbe noch Geschmack noch das Aussehen der Margarine; sobald aber eine reagirende Substanz insbesondere Lauge mit der Waare in Verbindung gebracht wird, nimmt diese sofort eine für Jedermann erkennbare rothe Färbung an.

Als Controlmittel, wofür es in der Commission ausgegeben wurde, ist diese Vorschrift durchaus unverwerthbar. Die Controle würde eine ständige Ueberwachung sämmtlicher Margarinefabriken zur Voraussetzung haben, eine Maßregel, die ebenso kostspielig wie technisch undurchführbar wäre. Wie soll es ferner mit der Einfuhr gehalten werden? Butter und Margarine zahlen denselben Zoll; bei der Einfuhr Butter von Margarine zu unterscheiden, ist praktisch unmöglich, weil zu dieser Prüfung sämmtlicher aus dem Auslande eingehenden Butter und Margarine ein Untersuchungsapparat gehören müßte, wie er praktisch kaum denkbar ist. Auswärtigen Margarinefabricanten würde somit nichts im Wege stehen, ihr Product als Butter zu declariren, und den Nachtheil würde das Publicum und die inländische Fabrication tragen.

Wäre aber selbst die Durchführung einer derartigen Controle möglich, welche geradezu gefährlichen Consequenzen müßten aus der Beifügung von Phenolphthalein besonders für die ärmeren Classen folgen, die die Margarine als tägliches Nahrungsmittel benutzen müssen? In diesen Classen verfügt man nicht über reichhaltiges Geschirr und geräumige Speisekammern. Jeden Augenblick ist es möglich, daß, absichtlich oder unabsichtlich, bei der Aufbewahrung und Zubereitung von Speisen eine Berührung der Margarine mit einer reagirenden Substanz eintritt und die Speisen dadurch eine derart widrige und ekelerregende Färbung erhalten, daß sie keinem Menschen, selbst dem ärmsten, nicht mehr genießbar sind. Um ein Beispiel herauszugreifen, es ist bekannt, daß die ärmeren Stände beim Kochen von Bohnen und Erbsen, wenn dieselben von geringerer Qualität und hart sind, etwas Soda oder Pottasche beifügen, um die Kochzeit zu verringern und die Hülsenfrüchte schneller gar zu machen. Welch' Schrecken, wenn plötzlich durch das mit diesen Substanzen in Berührung gekommene Fett die ganze Speise in eine dunkle Färbung übergeht und damit für den armen Mann jeden Genußwert verliert! Wie leicht kann ferner die Margarine zu der rothen Färbung kommen, wenn sie nur mit einem mit Soda ausgewaschenen Gefäß in Berührung kommt. Die obligatorische Vermengung der Margarine mit Phenolphthalein hat somit für den Consum, wenn auch nicht in demselben Umfange, so doch grundsätzlich dieselbe Bedeutung wie die obligatorische Dunkelfärbung der Margarine überhaupt. Wie die letztere Maßregel, so muß auch die erstere als ein verwerfliches Mittel zur Beschränkung eines wichtigen, nothwendig gewordenen und durchaus unschädlichen Nahrungsmittels betrachtet werden.

Zu demselben Ergebniß muß aber auch der zweite Zusatz zu § 2b, welcher ein Verbot aller Farbzusätze, also auch derjenigen allgemein üblichen, die der Margarine ein gelbliches der Naturbutter ähnliches Aussehen geben, führen. Auf einen Absatz in der unappetitlichen graublauen Naturfarbe kann die Margarine niemals rechnen. Auch der Aermste trägt nicht gern seine Armuth öffentlich zur Schau, und das arme Schulkind will sich nicht hinter dem wohlhabenderen Kind noch dadurch äußerlich zurückgesetzt sehen, daß die Butter auf seinem Brode eine graue Farbe hat. Welche Gründe aber sollten der heute üblichen Färbung entgegenstehen? Daß vom gesundheits-polizeilichen Standpunkte aus eine Erinnerung gegen die Färbung nicht zu erheben ist, da die nach den bisherigen Erfahrungen zur Anwendung gelangenden Färbemittel schädliche Stoffe nicht enthalten, haben die Motive der Re-

Digitized by Google

gierungsvorlage ausdrücklich constatirt. Mit Recht sprechen aber die Motive auf der andern Seite die Befürchtung aus, daß das Färbeverbot nur die unerfreuliche Folge der Verwendung minderguten Rohmaterials zur Fabrication von Margarine nach sich ziehen würde, da die Margarinefabrication alsdann, um eine dem Aussehen der Naturbutter ähnliche Margarine herzustellen, zu gelbfarbigen Fetten, wie sie älteren Thieren oder bestimmten Viehrassen eigen sind, ihre Zuflucht nehmen müßten.

Zum mindesten müßte doch consequenter Weise, wer das Färben der Margarine als verwerflich erklärt, mit derselben Entschiedenheit auch für ein Färbeverbot der Butter eintreten. Auch Butter wird — das hat Professor Soxleth unwiderleglich nachgewiesen — heute in kaum glaublichem Maße Färbungen bis zur letzten Grenze des gesetzlich Zulässigen unterworfen. Die stärkere Bevorzugung der bei der Grünfütterung producirten Maibutter Seitens der Consumenten hat, wie allgemein bekannt ist, dazu geführt, die Periode der Maibutter durch künstliches Färben der Butter zu verlängern. Ja, es wurde sogar Butter, die in Rübenschnitzeln- und Brennereiwirthschaften erzeugt wurde, im Frühjahr und Vorsommer durch Färben in künstliche Maibutter verwandelt, eine Unsitte, die so weit ging, daß sich sogar der deutsche milchwirthschaftliche Verein, der jetzt nicht laut genug für ein Verbot des Färbens der Margarine eintreten kann, sich mit einer Petition an den Reichstag wandte, um ein Färbeverbot für Butter zu erlangen.

Die Aufregung, welche sich gegen die Margarinevorlage in ihrer jetzigen Fassung wendet, ist fortdauernd im Wachsen. Man unterschätze den Ernst und die Nachhaltigkeit dieser Bewegung nicht. Nicht nur die unteren Volksschichten, deren Haushalt durch die neue Vorlage gewaltsam verschlechtert und vertheuert werden soll, lehnen sich dagegen auf, auch angesehene industrielle Verbände beginnen in dem Bewußtsein, daß es ein Hauptbestreben der deutschen Industrie sein muß, der Arbeiterschaft billige und gute Nahrungsmittel zu schaffen, eine lebhafte Opposition. So hat der vor Kurzem in's Leben getretene „Bund der Industriellen" den Entwurf in seiner jetzigen Fassung nicht nur als einen Vorstoß gegen die heimische Margarineproduction, sondern als eine schwere Schädigung der gesammten deutschen Industrie bezeichnet und im Interesse dieser energisch gegen die angeführten Zusatzbestimmungen Front gemacht. Andere Verbände sind ihm nachgefolgt, und die Regierung wird sich wohl zu überlegen haben, ob sie einer Vorlage zur Gesetzeskraft verhelfen darf, welche dem für sie allein eintretenden Stand keinen Vortheil, den übrigen producirenden Ständen aber nur gewaltige Nachtheile zu bringen vermag.

Zur Frage der Flottenverstärkung.

Es herrscht im großen Publicum offenbar keine genügende Klarheit darüber, daß das Reich, nachdem seine Flotte seit dem Kriege von 1871 sich versiebenfachte und sein Marinebudget von ca. $11^1/_2$ Millionen des Ordinariums für 1871 im laufenden Jahre auf 55 Millionen gewachsen ist, und zur Zeit, bevor noch der alte abgelaufen, ein neuer Flottenbauplan vom Obercommando der Marine ausgearbeitet wird, sich heute ganz zweifellos auf der Bahn befindet, seine Flotte in einem Maße zu verstärken, welches weder seinen allgemeinen geographischen, maritimen und wirthschaftlichen Verhältnissen, noch dem derzeitigen unbedeutenden Stande seiner colonialen Entwickelung im Mindesten entspricht. Wir stehen, wenn der Reichstag neuen Flottenverstärkungsbestrebungen Folge giebt, im Begriff, uns zu der enormen Militärlast des Landheeres noch die weit unerträglichere einer großen Flotte aufzubürden, da sie zu jener hinzutreten und die Mißstände der wirthschaftlichen Lage und den Steuerdruck ganz unerträglich verschlimmern würde. Wird daher solchen völlig verfrühten Bestrebungen nachgegeben, die unter dem Deckmantel von Stichworten eines gesteigerten Schutzbedürfnisses der Colonien und der Staatsangehörigen im Auslande sowie gesteigerter Ausfuhr und erhöhter Ansprüche an die Aufrechterhaltung der Autorität des Reiches auftreten, so schaffen wir augenscheinlich neben dem bereits vorhandenen Militär-Moloch noch einen Marine-Moloch, mit dem Unterschiede, daß der erstere d. h. eine numerisch und qualitativ ungemein starke Landmacht, bei der geographischen und politischen Lage Deutschlands für dasselbe unerläßlich ist und einen entscheidenden Factor für seine Existenz bildet, während selbst bei einer mächtigen und starken deutschen Flotte in einem Kriege niemals die Entscheidung für Deutschland bei dieser zu liegen vermag, da sein Landheer, um dieselbe zu erringen, erst überwunden werden muß. Man kann sich darüber nicht täuschen, daß, nachdem wir einmal und unseres Erachtens mit Unrecht, die Idee einer deutschen Defensivflotte aufgegeben haben, der einzigen, auf die uns vor der Hand unsere wirthschaftliche Lage und unsere sonstigen Verhältnisse hinweisen, wir mit der Schaffung einer Offensivflotte die schiefe Ebene betraten, die zu immer maßloseren Flottenverstärkungsplänen führt. Derartige Verstärkungspläne aber stellen sich, selbst in nur geringem Umfange vorgebracht, als völlig verfrüht, unfruchtbar und geradezu schädlich dar; denn erst mit einer ihnen entsprechend gesteigerten Productionskraft des Landes vermögen sie realisirt zu werden, unter der bestimmten Voraussetzung und dem Nachweis, daß sie unerläßlich und von entsprechendem Nutzen sind. Die heute vorhandene deutsche Offensivflotte ist beispielsweise, namentlich auch in Anbetracht ihrer überlegenen Qualität, bereits stark genug, um der russisch-baltischen Flotte, an deren Entwickelung Jahrhunderte schufen, mit voller Aussicht auf Erfolg die Spitze zu bieten, allein unsere Finanzlage erlaubt uns nicht, etwa eine im Laufe der Zeit intendirte Verstärkung der Flotte zu bewerkstelligen, um sie der russischen baltischen Flotte und der französischen Escadre du Nord auf Kriegsfuß, zugleich, gewachsen zu machen. Man weist darauf hin, daß die russische Ostseeflotte 10 Panzerkreuzer (1 im Bau), wir dagegen kein einziges derartiges Fahrzeug außer einem erst bewilligten besitzen; allein einerseits ist ein Theil dieser Panzerkreuzer voraussichtlich dauernd dem Pacificgeschwader zugetheilt, und andererseits ist die deutsche Flotte der russisch-baltischen um 3 Hochsee-Panzerschiffe und ferner an modernen Panzerschiffen erster Classe, sowie an Armirung mit schweren Geschützen beträchtlich überlegen und ihre bisherige Inferiorität an Schnellfeuergeschützen bereits ausgeglichen. Ueberdies zählt die deutsche Flotte 129 Torpedofahrzeuge verschiedener Art, die russisch-baltische dagegen nur 110, darunter nur 30 erster Classe, die deutsche jedoch deren 110, so daß der russischen Ueberlegenheit an Panzerkreuzern deutscherseits auch eine Ueberlegenheit an Torpedobooten, die ebenfalls einen wichtigen Factor bei heutigen Seeschlachten bilden, gegenüber steht. Das Vorhandensein der russischen Panzerkreuzer bildet daher für uns keineswegs ein besonders bedrohliches Moment, welches einen absoluten Wandel erheischte. Ueberhaupt ist unsere, überdies bereits vorhandene Gewachsenheit der russisch-baltischen Flotte gegenüber zwar wünschenswerth, allein keineswegs nothwendig. Denn eine Landung im großen Stil vermag Rußland bei einem Kriege mit Deutschland oder dem Dreibunde mit Aussicht auf Erfolg nicht in's Werk zu setzen, da die gelandeten russischen Streitkräfte, etwa ein Armeecorps von 30—40000 Mann als erste Staffel, von der überwältigenden Ueberlegenheit der deutschen Küstenvertheidigungstruppen der zweiten Linie bald erdrückt werden würden. Ferner vermag die russische Flotte unsere Ostseeküsten nicht wesent-

Digitized by Google

lich zu schädigen, da alle wichtigeren Zugänge und Städte derselben, wie Memel, Königsberg, Danzig, Colberg, Stettin, Stralsund, Wismar und Kiel durch starke Befestigungen mit ihr überlegenen Calibern, Torpedosperren und Kriegsschiffe geschützt und vertheidigt sind, und das Gleiche für unsere im Uebrigen völlig unzugänglichen Nordseeküsten gilt. Selbst wenn der russischen Flotte die Verheerung einer Anzahl Küstendörfer und kleiner Küstenorte, sowie die Beitreibung von Contributionen und Requisitionen gelänge, so würde uns hieraus nur ein verhältnißmäßig unbedeutender Schaden erwachsen, der bei der Kriegskostenberechnung, die wir im Vertrauen auf die Tüchtigkeit unseres Landheeres ohne Ueberhebung als voraussichtlich zu unseren Gunsten ausfallend annehmen dürfen, seine Ausgleichung finden würde. An die Schaffung einer Offensivflotte aber, die im Stande wäre, mit einiger Aussicht auf Erfolg den Kampf mit der russisch-baltischen Flotte und dem französischen Nordgeschwader zugleich oder mit der französischen oder gar der englischen Schlachtflotte aufzunehmen, vermögen wir in Anbetracht unserer wirthschaftlichen Lage erst recht nicht zu denken; auch fehlen für dieselbe alle sonstigen Vorbedingungen, wie die erforderliche Anzahl der seefahrttreibenden Bevölkerung, die Küstenentwickelung und unmittelbare Berührung mit den großen Weltmeeren. Die geographische Lage Deutschlands weist dasselbe bei Weitem nicht in dem Maße wie England und Frankreich mit ihrem gewaltigen und großentheils prosperirenden Colonialbesitz auf eine solche Flotte hin; denn diese Länder sind von allen oder doch drei Seiten vom Weltmeere bespült, während Deutschland nur an die Bucht der Nordsee und das Binnenmeer der Ostsee grenzt. Den Schutz unseres sehr bedeutenden überseeischen Handels und unserer Colonien vermag unsere Flotte, wie die Verhältnisse einmal liegen, einer Seemacht ersten Ranges gegenüber nicht durchzuführen, und eine wenn auch im Verhältniß zu einer solchen geringe, für Deutschland jedoch sehr beträchtliche und unerträglich kostspielige Verstärkung seiner Flotte, wie wir sie in einem neuen „kleinen Flottenbauplan" vielleicht zu erwarten haben dürften, vermöchte an dieser Sachlage nichts zu ändern. Der Moment der Leistungsfähigkeit des Reiches, wo wir das „größere Deutschland" mit unserer Flotte zu schützen vermögen, ist wirthschaftlich noch nicht gekommen und hierauf etwa abzielende Pläne daher völlig verfrüht. Denn welche Ausdehnung müßten dieselben annehmen, wenn sie mit den derzeit bei unseren maritimen Nachbarn in's Auge gefaßten Flottenverstärkungsmaßnahmen in Concurrenz treten wollten? England wird für das nächste Budgetjahr 200 Millionen Mark auf seine Flottenverstärkung verwenden, in Frankreich wird ein 875 Million-Programm für die nächsten zehn Jahre angestrebt, und Rußland hat beschlossen, eine ähnliche Summe, 850 Millionen Mark, in den Jahren 1896—1904 auf seine Flotte zu verwenden, von denen ein nicht unbeträchtlicher Theil auch seiner wichtigsten Flotte, der baltischen, zu Gute kommen wird. Von der Concurrenz mit derartigen Mittelaufwendungen für die Flotte müssen wir jedoch unbedingt abstehen und selbst ein kleiner Flottenverstärkungsplan dürfte angesichts ihrer sich voraussichtlich in der Richtung zwecklos erweisen, als derselbe uns nicht an Offensivkraft und Fähigkeit, unseren Seehandel und unsere Colonien im Falle eines Krieges zu schützen, auf ein auch nur annähernd ähnliches Niveau mit den Seemächten ersten Ranges zu setzen vermag. Wäre Deutschland ein reiches Land, wem würde da nicht die Schaffung einer Flotte ersten oder doch annähernd ersten Ranges willkommen sein? Allein da dies nicht der Fall ist, so müssen wir uns hinsichtlich ihrer bescheiden und uns mit der Erfüllung derjenigen Aufgaben durch unsere Marine begnügen, die dieselbe bei den vorhandenen Mitteln und der Leistungsfähigkeit des Landes, ohne wirthschaftlichen Druck und schädliche Belastung durchzuführen vermag, und nach ihnen die Stärke unserer Flotte bemessen. Diese Aufgaben aber sind bisher ohne wirklich ernste Mißstände von ihr erfüllt worden, und wo dies etwa nicht zu geschehen vermochte, stand der erlittene relativ unbedeutende Schaden in keinem Verhältniß zu den Opfern, die eine nochmalige Vermehrung der Flotte in beträchtlichem Maaße, wie der Staatssecretair des Auswärtigen andeutete, oder selbst in einigermaßen beträchtlicher Höhe in sich schließen würde. Sie bestehen in der Vertretung der deutschen Interessen im Auslande und der erfolgreichen Handhabung des Sicherheitsdienstes auf den Meeren gegen Piraten, wie in den ostasiatischen und marokkanischen Gewässern, sowie in dem Schutz von deutschem Leben und Eigenthum in fremden Hafenplätzen, namentlich bei Kriegen und Aufständen fremder Staaten. Bis jetzt ist die Durchführung dieser Aufgaben unserer Flotte, wie erwähnt, bis auf wenige Ausnahmen gelungen, und es rechtfertigt der letztere Umstand keineswegs die neuen Opfer einer selbst geringen Flottenvermehrung. Denn es dürfte schwer fallen, den Nachweis, sei es direct oder indirect, an der Hand der Thatsachen zu führen, daß das Reich in Folge der Unzulänglichkeit seiner Flotte, bisher erhebliche Einbuße an Werthen oder Ansehen und Einfluß im Auslande erlitten hat, so daß eine Flottenverstärkung nothwendig ist. Und selbst wenn dieser Nachweis erbracht würde, so scheint die Frage berechtigt, aus welchen Gründen bei unserer 91 Kriegsschiffe excl. der Torpedoboote starken Flotte, in den gebotenen Fällen nicht mehr Schiffe in's Ausland entsandt wurden, um dort die Interessen des Reichs zu wahren. In Zeiten namentlich, wo eine ernste internationale Verwickelung nicht wahrscheinlich ist oder droht, erscheint ein Hinaussenden zahlreicherer Schiffe der Flotte wie bisher in's Ausland, ohne gewichtigere Bedenken. Den Schutz der deutschen Küsten, auf den man exemplificiren könnte, übernimmt eintretenden Falls doch in der Hauptsache das Landheer. Unsere Nordseeküsten sind von Natur unzugänglich und beide, Nordsee- wie Ostseeküsten, an ihren wichtigsten Hafenzugängen durch starke Befestigungen geschützt. Alle Punkte der Küsten vermögen wir, namentlich an der Ostsee, nicht zu schützen, und wenn ein beträchtlicher Theil unserer Kriegsschiffe den Aufgaben der deutschen Interessenvertretung im Auslande nachgeht, so geben wir damit unsere Küsten noch nicht preis, und selbst jene Schiffe nicht, falls nicht eine Verwickelung mit einer großen Seemacht unmittelbar droht oder in Aussicht steht. Es scheint daher bei der Verwendung unserer Kriegsschiffe im Auslande der mehr oder weniger rein militärische Gesichtspunkt, wie vielmehr der höhere politische obzuwalten, und vielleicht auch zu viel Rücksicht auf die Ausbildungsverhältnisse der Marine genommen zu werden. Allein es ist nicht abzusehen, warum nicht alle die Kriegstüchtigkeit vorbereitenden Dienstzweige wie Evolutionen unter Dampf, Segelmanöver, Exercitien und Schießübungen ꝛc, von den in's Ausland entsandten Schiffen auch dort vorgenommen zu werden vermögen, um die erforderliche Kriegsfertigkeit zu erlangen und zu erhalten, und selbst Geschwaderübungen vermögen diese Schiffe dort auszuführen, sobald sie in einiger Zahl wie z. B. in den ostasiatischen Gewässern vereint vertreten sind. Den häufigen Geschwaderübungen, die unsere Flotte in den heimischen Gewässern vornimmt, liegt mehr oder weniger der Gedanke der Verwendung zur Schlacht und somit der Offensive zu Grunde. Allein diese Verwendung hat, wie unsere maritimen und politischen Verhältnisse einmal liegen, sehr wenig Aussicht, je zu einer besonders erfolgreichen Perception zu gelangen, während die Fälle, wo Kriegsschiffe im Auslande erforderlich sind, weit häufiger vorkommen. Das Reich vermag sich jedoch auch ohne die Leistungen einer Offensivflotte zu schützen, denn bei seinem Landheere liegt wie erwähnt bei allen wahrscheinlichen Constellationen eines europäischen Krieges die Entscheidung, höchstens mit Ausnahme eines überdies so gut wie ausgeschlossenen mit England. Daß die russische Flotte unseren gut geschützten und vertheidigten Küsten bis auf Handstreiche zu Contributionen und Requisitionen und der Beschießung einiger

Digitized by Google

Küstendörfer und Orte nichts Ernsteres anzuhaben vermag, haben wir bereits dargelegt, und dasselbe gilt für die französische Flotte. Denn auch eine französische Landung im großen Stil d. h. von 30—45000 Mann, kann gegenüber den für unsere Küstenvertheidigung verfügbaren Heeresmassen der zweiten Linie als ausgeschlossen gelten. Der Nutzen einer starken Offensivflotte erscheint daher für Deutschland nicht nur als ein sehr geringer, sondern geradezu als ein überdies höchst kostspieliger embarras de richesse. Ein neuer Flottenverstärkungsplan, sei er auch nur unbedeutend, ist daher unseres Erachtens als weder mit unserer wirthschaftlichen Lage verträglich, noch durch die Interessenvertretungs-, colonialen, Staatsangehörigen Schutz- und sonstigen in Betracht kommenden Verhältnisse geboten, unbedingt abzulehnen, ebenso selbst kleine Verstärkungsforderungen für die Flotte, da sonst kein Ende in dieser Richtung abzusehen ist. Wir müssen uns in dieser Hinsicht vor der Hand damit begnügen, uns nach der Decke zu strecken, so lange unsere Productionskraft keine erheblicher gesteigerte ist. Es ist bereits ein außerordentlicher Erfolg, im Zeitraum von 25 Jahren die Flotte versiebenfacht, unsern Küstenschutz durch sie zu einem vollkommenen gestaltet und ihr Offensivvermögen gegeben zu haben, während die Mittelaufwendungen für das Landheer nahezu die Hälfte des gesammten Budgets beanspruchen. Die Förderung unserer colonialen Entwickelung aber durch die Steigerung der maritimen Machtmittel liegt noch in sehr weitem Felde und ebenso ihr Schutz durch dieselben gegenüber Seemächten ersten Ranges. Sie schon jetzt anzustreben, ist offenbar verfrüht, denn Productionskraft und maritimer Rüstungsaufwand müssen Hand in Hand gehen. Man darf dem Lande nicht zuviel zumuthen, überdies unmittelbar nach einem Zeitpunkte, wo dasselbe u. a. in die Mittel für eine Heerespräsenzverstärkung von gegen 60000 Mann, 180 Millionen für neue Casernements und 50 Millionen für Uebungsplätze bewilligte, beziehungsweise zu bewilligen im Begriffe steht. Einer in jeder Richtung idealen Rüstung des Reichs müssen mindestens gesunde und prosperirende wirthschaftliche Verhältnisse und entsprechende financielle Leistungsfähigkeit als Grundlage dienen, denn dieselben bilden den Lebensnerv der Existenz der Staaten im Frieden wie im Kriege. Aus allen dargelegten Gründen aber müssen wir uns, ganz abgesehen von den abermaligen inneren Kämpfen, die mit derartig einschneidenden Maßregeln verknüpft sind, unbedingt gegen eine neue Flottenverstärkung schon jetzt erklären, um dem abnormen Anschwellen eines Factors unserer Wehrmacht entgegenzutreten, dessen Bedeutung weit hinter der des Landheeres zurücksteht und der weder eine Existenzbedingung für das Reich bildet, noch dessen Verstärkung durch die Nothwendigkeit und die Verhältnisse geboten ist.

Nauticus.

Die Monroe-Doctrin.

Von Franz Paetow.

Es ist noch immer vielfach die Ansicht verbreitet, als ob die aus der sogenannten Monroe-Doctrin für die Politik der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika als maßgebend hergeleiteten oder herzuleitenden Grundsätze den Beschlüssen eines nordamerikanischen Congresses oder besonderen Verträgen entspringen. Und doch ist dies keineswegs der Fall; es liegen jener Doctrin so wenig bindende Beschlüsse der höchsten Staatskörperschaften als Verträge zu Grunde; sie beruht nur auf dem Inhalte einer von dem Präsidenten Monroe am 2. December 1823 an den Congreß erlassenen, den Charakter einer Thronrede tragenden Botschaft, in der die damaligen inneren Verhältnisse der Union dargelegt werden und woran der Präsident an gewisse Vorkommnisse, die sich in Europa zugetragen hatten, anknüpft, um die Stellung, die die Union der Politik der europäischen zu einer Allianz vereinigten Großmächte gegenüber einzunehmen habe, zu bezeichnen.

Zu seinen Auslassungen gab ihm vor Allem Anlaß die von den alliirten Mächten unternommene Intervention in die spanischen Wirren. Monroe erblickte in dieser Intervention einen unberechtigten Eingriff fremder Mächte in die inneren Angelegenheiten eines Volkes, das seine Staatsordnung in einer den Anschauungen dieser Mächte entgegenstehenden Weise gestalten wollte. Es handelte sich um die Unterdrückung freiheitlicher Regungen in Spanien, durch die sich die europäischen Machthaber gefährdet glaubten. Da nun die nordamerikanische Union durch eine Revolution sich vom Mutterlande losgelöst und selbstständig gemacht hatte, so konnte allerdings der junge Staatenverband die Befürchtung nicht unterdrücken, daß es gelegentlich den europäischen Mächten einfallen könne, die ihnen durchaus mißliebige freiheitliche Schöpfung jenseits des Oceans wieder zu beseitigen, indem sie mit vereinten Kräften an deren Stelle eine Staatsordnung einsetzten, wie sie ihren Anschauungen entsprach. Was Spanien geschehen konnte, so sagte man sich drüben, das kann auch uns überkommen, falls es den europäischen Politikern und Mächten zur weiteren Befestigung ihrer Stellung geboten erscheinen sollte. Man traute es dem allmächtigen Fürsten Metternich, dem Hauptleiter der europäischen Politik wohl zu, daß er eines schönen Tages seine Ideen über die inneren Staatseinrichtungen auch in der nordamerikanischen Union im Interesse der europäischen Machthaber zur Geltung zu bringen suchen würde.

Der Gedanke an eine Intervention der heiligen Allianz entsprang also keinem Hirngespinnste; die Gefahr einer solchen lag in der That nahe, um so mehr als England der Allianz angehörte, das damals unter der Leitung der Whigpartei stand. Andererseits mußte man sich wohl sagen, daß gerade, weil England Mitalliirter war, es ein Gegengewicht gegen Metternich'sche Interventions-Gelüste sein würde, und zwar abgesehen von allem Anderen der Folgen wegen, die eine kriegerische Action gegen die Union auf den englischen Handel ausüben mußte. Denn ein Krieg mit Amerika bedeutete für den englischen Handel die Heraufbeschwörung der allergrößten Nachtheile und Schäden, für die die Verantwortung zu übernehmen, sich so wenig die Tories als die Whigs je entschlossen haben würden.

Als Monroe seine Botschaft erließ, gab es noch manche Streitfälle zwischen der Union und den europäischen Mächten zu regeln. Die Entschädigungsansprüche, die Seitens der Union an Frankreich wegen erheblicher Verluste erhoben wurden, die amerikanische Bürger während des europäischen Krieges in Folge von ungerechtfertigter Aufbringung von Schiffen und ausgeübter Confiscationen erlitten hatten, waren noch nicht befriedigt. Mit Rußland fanden Verhandlungen über dessen Niederlassungen im Nordwesten der Union statt und England wünschte gleichfalls wegen seiner amerikanischen Besitzungen in Verhandlungen mit der Union einzutreten. Mit Bezug auf die Erledigung dieser letzten beiden Gegenstände deutet Monroe in seiner Botschaft die Grundsätze an, von denen die Regierung der Union dabei geleitet werden soll. Er läßt an dieser Stelle der Botschaft zuerst seine Doctrin an gegebenen Verhältnissen zum Ausdruck gelangen und zwar in folgendem Wortlaute:

„Auf den von der kaiserlich russischen Regierung durch ihren hier residirenden Minister des Kaisers gemachten Vorschlag sind dem Minister der Vereinigten Staaten in St. Petersburg Vollmachten und Instructionen ertheilt worden, um durch freundschaftliche Verhandlungen die bezüglichen Rechte und Interessen der beiden Nationen an der Nordwest-Küste dieses Continentes zu regeln. Ein gleicher Vorschlag

Digitized by Google

wurde von dem Kaiser der englischen Regierung gemacht, die gleichfalls zustimmte. Die Regierung der Vereinigten Staaten wurde dabei von dem Wunsche geleitet, durch dies freundschaftliche Verfahren den großen Werth zu bekunden, den sie beständig auf die Freundschaft des Kaisers legt, und nicht minder ihren Eifer, das beste Einvernehmen mit dessen Regierung zu pflegen. Im Hinblick auf die in dieser Angelegenheit entstandenen Verhandlungen und auf deren Endergebniß, war es angezeigt, als den die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten umfassenden Grundsatz festzuhalten, daß die amerikanischen Continente auf Grund der freien und unabhängigen Gestaltung, die sie angenommen haben und aufrecht erhalten, fernerhin nicht mehr für künftige Colonisationszwecke Seitens irgend einer europäischen Macht in Betracht gezogen werden dürfen."

In der Botschaft folgen diesen Auslassungen Mittheilungen über die inneren Angelegenheiten der Union, und nachdem diese behandelt sind, greift sie zum Schluß noch einmal auf ein auswärtiges Ereigniß, den Unabhängigkeitskampf Griechenlands, zurück, um wiederholt und noch kräftiger jenem Grundsatz Ausdruck zu verleihen, der die Zurückweisung jeder Einmischung fremder Mächte in amerikanische innere Angelegenheiten in sich schließt.

„Man hatte, — so heißt es in der Botschaft — lange die feste, durch den heldenmüthigen Kampf der Griechen genährte Zuversicht gehegt, daß diese Nation in ihrem Bestreben erfolgreich sein und einen gleichberechtigten Rang unter den Nationen der Welt wieder einnehmen würde. Es ist wohl sicher, daß die ganze civilisirte Welt den lebhaftesten Antheil an der Wohlfahrt jenes Volkes nimmt. Obwohl sich keine Macht zu seinen Gunsten erklärt hat, so hat doch, nach unseren Informationen, keine gegen dasselbe Partei ergriffen. Seine Sache und sein Name haben es vor Gefahren geschützt, die sonst jedes andere Volk überwältigt haben würden. Die gewöhnlichen Berechnungen des Interesses und der Erwerbung, mit einem Hinblick auf Vergrößerung, die sich so sehr in die Transactionen der Nationen mischen, scheinen keinen Einfluß in diesem Falle ausgeübt zu haben. Den uns zugegangenen Nachrichten zu Folge, darf man glauben, daß Griechenlands Gegner für immer jede Herrschaft über dies Land verloren haben, und daß es wieder eine unabhängige Nation werde. Daß es diese Stellung erreiche, das wünschen wir auf das Innigste."

„Bei Beginn der letzten Session ward berichtet, daß in Spanien und Portugal zur Verbesserung der Lage ihrer Bevölkerungen große Anstrengungen gemacht wurden, die, wie es schien, mit außerordentlicher Mäßigung ausgeführt wurden. Es bedarf kaum noch bemerkt zu werden, daß das Ergebniß weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist. Wir sind stets eifrige und interessirte Beobachter der Ereignisse in jenem Theil der Erde gewesen, mit dem wir in so regem Verkehr stehen und von dem wir unsere Abstammung herleiten. Die Bürger der Vereinigten Staaten hegen die freundlichsten Gesinnungen für die Freiheit und das Wohlergehen ihrer Mitmenschen auf jener Seite des atlantischen Oceans. Wir haben in den Kriegen der europäischen Mächte nie Partei in Dingen ergriffen, die nur sie angingen, wie es sich auch nicht mit unserer Politik vereinigen läßt, solches zu thun. Nur, wenn unsere Rechte angegriffen oder ernstlich bedroht sind, ahnden wir Kränkungen oder rüsten uns zu unserer Vertheidigung. Wir sind nothwendiger Weise mit den Begebenheiten in dieser Hemisphäre unmittelbarer aus Gründen verknüpft, die jedem aufgeklärten und unbefangenen Beobachter einleuchtend sein müssen. Das politische System der alliirten Mächte ist in dieser Beziehung wesentlich von dem Amerikas verschieden. Dieser Unterschied rührt von dem System her, das ihre Regierungen beherrscht. Und zur Vertheidigung unseres eigenen Systems, das mit so viel Gut und Blut erkauft, das durch die Weisheit unserer aufgeklärtesten Bürger ausgebildet wurde und unter dem wir uns beispiellosen Segens erfreut haben, ist die ganze Nation entschlossen. Wir sind es deßhalb der Aufrichtigkeit und den freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Vereinigten Staaten und jenen Mächten bestehen, schuldig, zu erklären, daß wir jeden Versuch ihrerseits, ihr System auf irgend einen Theil dieser Hemisphäre übertragen zu wollen als gefahrdrohend für unseren Frieden und unsere Sicherheit ansehen müßten. Wir haben uns in die bestehenden Colonien oder Niederlassungen irgend einer europäischen Macht nicht eingemischt und werden uns auch nicht einmischen. Aber was die Staaten anbetrifft, die ihre Unabhängigkeit erklärt und sie aufrecht erhalten haben und deren Unabhängigkeit wir nach reiflicher Erwägung und gerechten Grundsätzen anerkannten, so können wir irgend welche Einmischung Seitens einer europäischen Macht, um sie zu unterdrücken oder um in irgend einer Weise ihr Geschick zu beeinflussen, von keinem anderen Gesichtspunkte aus betrachten als daß damit eine den Vereinigten Staaten unfreundliche Gesinnung bekundet werden soll. Wir erklärten in dem Kriege zwischen diesen neuen Regierungen und Spanien unsere Neutralität zur Zeit ihrer Anerkennung, und wir haben daran festgehalten und werden fernerhin daran festhalten, vorausgesetzt, daß keine Veränderung sich vollzieht, die nach dem Urtheile der maßgebenden Autoritäten unserer Regierung eine entsprechende Veränderung Seitens der Vereinigten Staaten zu deren Sicherheit nothwendig macht."

„Die letzten Ereignisse in Spanien und Portugal zeigen, daß Europa noch ungeordnet ist. Für diese wichtige Thatsache kann kein schlagenderer Beweis beigebracht werden, als daß die alliirten Mächte es für angezeigt erachteten, auf irgend einen sie befriedigenden Grundsatz hin, sich mit Gewalt in die inneren Angelegenheiten Spaniens einzumischen. Bis zu welchem Grade eine derartige Einmischung nach demselben Grundsatze ausgedehnt werden darf, das ist eine Frage die alle unabhängigen Mächte, deren Regierungsweise von der der Alliirten abweicht, angeht, und selbst die entferntesten, und sicher keine mehr als die Vereinigten Staaten. Unsere Europa betreffende Politik, die in einer frühen Periode der Kriege angenommen wurde, die während einer so langen Zeit jenen Theil der Erde erschüttert haben, bleibt die gleiche, das heißt: uns nicht in die inneren Angelegenheiten seiner Mächte zu mischen; die factische Regierung als die berechtigte Regierung anzusehen; freundliche Beziehungen mit ihr zu pflegen, und diese Beziehungen durch eine offene, feste und männliche Politik zu erhalten, indem wir zu jeder Zeit gerechten Forderungen irgend einer Macht entgegenkommen, uns aber keiner Unbill unterwerfen. Aber bezüglich der diesseitigen Continente liegen die Verhältnisse wesentlich und deutlich verschiedenartig. Es ist unmöglich, daß die alliirten Mächte ihr politisches System auf irgend einen Theil dieser beiden Continente übertragen würden, ohne daß dadurch unsere Ruhe und Wohlfahrt gefährdet würden; und Niemand kann glauben, daß unsere Brüder im Süden, wenn sie sich selbst überlassen bleiben mit ihrer eigenen Zustimmung jenes System annehmen würden. Es ist deßhalb gleichfalls unmöglich, daß wir eine solche Einmischung, wie sie sich auch gestalten möge, gleichgiltig mit ansehen würden. Wenn wir die verhältnißmäßige Stärke und die Hülfsquellen Spaniens und der neuen Regierungen und deren Entfernung von einander, betrachten, so muß es einleuchtend sein, daß es sie nie unterwerfen kann. Es ist noch die wahre Politik der Vereinigten Staaten die Parteien sich selbst zu überlassen, in der Hoffnung, daß andere Mächte denselben Weg verfolgen werden."

An diese Auslassungen der Botschaft reiht sich nun noch ein kurzer Rückblick auf das schnelle und glückliche Emporblühen der Vereinigten Staaten, dann wird dem Gedanken noch einmal Ausdruck verliehen, daß dieser erfreuliche Zustand nur der Vorzüglichkeit des von ihnen angenommenen Systems und ihrer Verfassung zu verdanken sei, und sie

Digitized by Google

schließt mit dem Ausrufe: „Müssen wir deßhalb nicht jede Maßregel ergreifen, die zur Verewigung der uns erwachsenen Segnungen erforderlich sein kann?“

Als Monroe seine bedeutungsvolle Botschaft erließ, war er sich wohl bewußt, daß er nicht nur der damaligen politischen Lage der Vereinigten Staaten ganz im Sinne ihrer Bevölkerung und Gesetzgeber Rechnung trug, sondern daß er auch ganz im Geiste der Vorfahren sprach. Er verlieh hinsichtlich der Europa gegenüber zu beobachtenden Politik nur den Ansichten einen feierlichen Ausdruck, die damals von der Allgemeinheit gehegt wurden und von denen von jeher die bisher zur Präsidentschaft berufen gewesenen Männer beseelt waren. Schon im Jahre 1780 sprach sich der Gouverneur Thomas Pownall in seinem Buche: „A memorial to the Sovereigns of Europa“ dahin aus, daß „ein Volk, dessen Reich das Uebergewicht auf einem großen Continente besitzt, innerhalb seiner Grenzen kein Monopol dulden darf, wie das der europäischen Hudson Bay Compagnie“, daß „Amerika eine Verwickelung mit europäischer Politik vermeiden muß“, und daß es „mit Europa nur commerzielle Beziehungen anknüpfen darf“. Im Jahre 1785 bittet Jefferson von Paris aus Monroe, „er möge für die Ansicht jedes denkenden Amerikaners Zeugniß ablegen, wie wichtig es für Amerika sei, alle jene Eigenarten seiner Regierung und Sitten, denen es alle Segnungen verdankt, vor jeder Ansteckung zu bewahren.“

Washington äußerte sich zu Jefferson im Jahre 1788, daß „eine kraftvolle Central-Regierung die verschiedenen Staaten davon abhalten müsse, sich in die politischen Streitigkeiten der europäischen Mächte einzumischen,“ und bei seinem Abschiede im Jahre 1792 verlieh er dem Gedanken Ausdruck, daß „die Vereinigten Staaten zu einer der unabhängigsten Nationen in der Welt sich entwickeln müßten.“

Gelegentlich der Wirren zwischen Spanien und Süd-Amerika wurde im Jahre 1818 auf Veranlassung Monroe's von der Regierung der Vereinigten Staaten der Grundsatz ausgesprochen: „daß die Vereinigten Staaten sich keinem Einmischungs-Plane zwischen Spanien und Süd-Amerika anschließen würden, der nicht die vollständige Unabhängigkeit dieser Provinzen herbeiführen würde.“ Diesem Grundsatze entsprechen die Erklärungen, die im Jahre 1823, einige Monate vor Erlaß der Monroe-Botschaft von John Quincy Adams und Jefferson abgegeben wurden. Adams spricht Rußland jedes Recht ab zu einer territorialen Niederlassung in Amerika und fordert ausdrücklich die Beachtung des Grundsatzes, daß „fürderhin die amerikanischen Continente keinen neuen europäischen Niederlassungen zugänglich sein sollen“. Jefferson stellte als ersten und hauptsächlichsten Grundsatz auf, daß „die Vereinigten Staaten sich nie in die Zänkereien Europas einmischen dürfen“, und als zweiten: „es nie zu dulden, daß Europa sich mit amerikanischen Angelegenheiten befasse.“

Im Hinblick auf alle diese rückhaltslos abgegebenen Erklärungen bedurfte es in der That keiner feierlichen gesetzgeberischen Maßregel, um der Monroe-Doctrin die Bedeutung zu verleihen, die sie für die Vereinigten Staaten gewonnen hat. Sie wurzelt in einer Tradition, die kräftiger und wirkungsvoller ist, als irgend eine gesetzgeberische Handlung.

Irrenärztliche Glossen zu neueren Fällen.

Von Dr. med. Otto Dornblüth (Rostock).

Außer der Juristerei, die jeder Laie ebenso gut zu verstehen wähnt wie der Rechtsgelehrte, hat keine Wissenschaft so sehr das von Selbstüberschätzung getragene Kannegießern jedes Beliebigen zu ertragen, wie die Medicin. Fast Jedermann glaubt, nicht nur den Arzt und seine Leistungen beurtheilen, sondern auch den Kranken und die Krankheit erkennen und das Richtige für die Behandlung angeben zu können. Am einfachsten denkt man sich die Beurtheilung des Geisteszustandes. Der Verstand liegt ja in den Reden und Handlungen klar zu Tage, meint man; wer unsinnig redet und handelt, ist „verrückt“ oder stellt sich wenigstens so; wer nur einigermaßen vernünftig spricht, ist gesund und kann nur durch den alle Zeit zu Uebergriffen neigenden Irrenarzt für etwas Anderes gehalten werden.

Wie ganz anders stellt sich die Sache dem Eingeweihten dar! So viele Schattirungen und Stufen das normale Geistesleben des Menschen hat, so viele Unterschiede bieten auch die geistigen Störungen. Es giebt Geisteskrankheiten, die mehr den Verstand, das Urtheil, das Gedächtniß, den Charakter verändern, andere, die wesentlich die Stimmung, den Gemüthszustand betreffen, wieder andere, die zunächst die allgemeine Logik und Urtheilskraft nicht stören, aber im einzelnen wahnhafte Vorstellungen zur Herrschaft gelangen lassen, und viele andere, worunter die dem Laien vorschwebenden Bilder von ganz unsinnigem Reden und Handeln durchaus nicht die häufigsten sind. So wird der Besucher einer Irrenanstalt beim ersten Anblick oft die Meinung gewinnen, daß die Mehrzahl der Insassen vernünftig sei, und er wird mit einiger Ueberraschung sehen, wie viel krankhafte Aeußerungen sich bei sachverständigem Befragen aus dem anscheinend vernünftigen Menschen hervorlocken lassen. Jeder Irrenarzt erinnert sich zahlreicher derartiger Fälle, die sich zur Belehrung vorzüglich verwenden lassen. Außer diesen Fällen, wo die Krankheit nur gewissermaßen versteckt liegt, aber bei geschickter Enthüllung und Beleuchtung auch dem unerfahrenen Auge deutlich wird, giebt es aber noch andere, die ohne eingehenderes Studium kaum zu beurtheilen sind, nämlich die zahlreichen Grenzzustände zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit. Geisteskrankheit ist, wie Krankheit überhaupt, kein fremdes, selbstständiges Wesen, das den Menschen überfällt, sondern eine Störung der geistigen Verrichtungen nach Grad und Art, durchaus damit in Vergleich zu ziehen, wenn z. B. beim Magenkatarrh die Magenschleimhaut ihre normale Verrichtung zu vermehrter oder zu verminderter Absonderung von Salzsäure und von Schleim verändert. In beiden Fällen bleibt es dem Urtheil des Beobachters überlassen, wo er die Steigerung oder Herabsetzung der Verrichtung noch in das Bereich des gesunden ziehen und wo er sie für krankhaft erklären will.

In den Grenzzuständen der geistigen Gesundheit und Krankheit ist im Allgemeinen die Art der Verrichtungen nicht gestört, es fehlen daher die Hallucinationen, die groben Wahnvorstellungen und das Irrereden, also die Erscheinungen, die dem Laien ohne Weiteres Zeichen des Irrsinns sind. Die Störung betrifft dagegen den Grad der Leistung, und zwar sind gewöhnlich besonders die höchsten Thätigkeiten des Menschengeistes am meisten beeinträchtigt: die Kritik der eigenen Person, die Beherrschung der Willensimpulse, das den Weisen so besonders auszeichnende Gleichmaß der Stimmung u. s. w. Diese Fehler bewirken erklärlicher Weise, daß die davon Betroffenen leicht erregbar, zu Selbstüberschätzung und Hochmuth geneigt, egoistisch, unordentlich, nachlässig, extravagant, excentrisch, unstät und wie alle eitlen und kritiklosen Menschen von geschickter Hand in gewissen Richtungen leicht zu leiten und zu mißbrauchen sind. Ein hervorragendes Beispiel ist der jüngst viel genannte petit sucrier, der nunmehr glücklich verstorbene Max Lebaudy, dem in einfacher Ausnutzung seines durchaus auf der Grenze des Irrseins stehenden Geisteszustandes alle seine Millionen in wenigen Jahren abgenommen wurden. Die Moral ist merkwürdig genug: der Staat will ihn nicht als unzurechnungsfähig anerkennen und nimmt auch sein körperliches Leiden so lange in Abrede, bis er daran

Digitized by Google

stirbt; Hochstapler und andere Schmarotzer haben seinen Geisteszustand längst erkannt und genießen die Früchte ihrer Einsicht. Der Behörde dient dabei nicht Unkenntniß, sondern die Furcht vor dem Scandal zur Entschuldigung, den die Entmündigung des Millionärs bei den an ihm Interessirten, also bei einem sehr lauten Bruchtheil der „öffentlichen Meinung", hervorgerufen hätte. Man denke an das Geschrei der deutschen Zeitungen um die Entmündigung des Fürsten Sulkowski, der seiner Zeit ähnlich zu beurtheilen war wie jüngst Lebaudy. In der That übt auch bei uns die unklare, durch allerlei Befürchtungen für die eigene Sicherheit aufgerührte Stimmung der Menge einen Terrorismus gegen die wissenschaftliche Meinung aus; wir kennen den Fall, daß ein hervorragender Irrenarzt einen durchaus schon innerhalb der Grenze des Irreseins stehenden, aber dem Laien nicht auf den ersten Blick klaren Alkoholistisch-Geisteskranken, der durch Verschwendung und Bedrohungen gemeingefährlich war, aus der Anstalt entließ, um den Widerwärtigkeiten einer öffentlichen Preßfehde zu entgehen. Und welcher Irrenarzt hätte wohl wagen dürfen, zu der Zeit, wo der verstorbene Brausewetter öffentliches Aufsehen erregte, die dem Fachmann schon damals ziemlich klare Diagnose auszusprechen, die inzwischen der Verlauf über allen Zweifel erhoben hat? Ein anderer Fall ist jüngst durch alle Blätter gegangen: Ein wegen Unterschlagungen im Amte verurtheilter Gerichtssecretair, der im Wiederaufnahmeverfahren auf ein Gutachten des Verfassers dieser Zeilen hin als zur Zeit der That unzurechnungsfähig freigesprochen wurde, litt schon bei der Erhebung der Anklage an ausgesprochener, dem Fachmann auf den ersten Blick erkennbarer Dementia paralytica, im Volksmunde Gehirnerweichung, und trotzdem ist weder den Richtern noch dem Vertheidiger oder den Geschworenen, ja nicht einmal der täglichen Umgebung des Kranken der Gedanke an dessen schwere, unheilbare und in kurzer Zeit den sicheren Tod bringende Geisteskrankheit gekommen. Und dabei handelte es sich um eine Krankheitsform, die im Vergleich zu den Grenzzuständen unendlich leicht zu erkennen ist. Solche Erfahrungen sollten doch zum Nachdenken anregen und vorschnell Urtheilenden die Zunge hemmen. Wer der Sache weiter nachgehen will, findet mehr Stoff und Belehrung in der vorzüglichen Schrift „Die Verkennung des Irreseins" von Dr. Brosius, die vor einigen Jahren erschienen ist.

Fast noch schwerer wiegen die Verkennungen, wo der nicht als geisteskrank Erkannte oder Anerkannte und deßhalb in Freiheit Gelassene schließlich sich und seine Familie materiell und moralisch zu Grunde richtet oder in Handlungen des Wahns und der Verzweiflung Menschenleben zerstört. Die Polizeiberichte der großen Städte bringen alle paar Tage Beispiele von gefährlichen Handlungen Geisteskranker, wobei vielleicht noch die Irrenanstalt, die ihn entlassen hat, einen Tadel davonträgt, als wenn nicht derartige Entlassungen auch ohne völlige Heilung von der öffentlichen Meinung gefordert, von den Behörden vorgeschrieben, durch den beständigen Platzmangel der öffentlichen Anstalten nothwendig gemacht würden. Wenn man genauer zusieht, liegt es außerdem in den allermeisten Fällen so, daß wieder einmal das „Ehrgefühl" der Angehörigen sich gesträubt hat, den „nervösen" Kranken dem ärztlichen Rathe gemäß, an den richtigen Ort, in die Irrenanstalt zu bringen.

Aber ist nicht nach manchen Erfahrungen der letzten Jahre das Sträuben gegen die Anstalt ganz gerechtfertigt? Im Ganzen jedenfalls nicht, obwohl es minderwerthige Anstalten giebt, denen eine scharfe Aufsicht recht nöthig wäre. Eine solche ist leider durch die bisherigen Vorschriften, so dankenswerth sie sind, nicht erreicht, weil sie nicht den richtigen Personen übertragen ist. Dazu wären unseres Erachtens nur Aerzte mit vieljähriger Erfahrung im praktischen Irrenanstaltsdienst im Stande, die etwa als Medicinalräthe bei den Provinzial-Selbstverwaltungen (denen das öffentliche Irrenwesen obliegt) in dauernder und enger Berührung mit sämmtlichen Anstalten ihres Bezirkes lebten. Sie würden auch sonst manche wichtige Aufgabe erfüllen können, worüber hier nicht zu reden ist.

Literatur und Kunst.

Soldaten auf der Bühne.

Von Eugen Isolani (Dresden).

Die Erinnerungen an die großen Tage, in denen wir jetzt leben, ist der Literaturgattung des Soldatenstückes ungemein fruchtbar. Ueberall werden Festfeiern veranstaltet, und die localen Dichtergrößen satteln den Pegasus zur dramatischen Verherrlichung der gewaltigen Kriegsjahre von 1870/71. Die usuelle Kritik entwaffnen in der Regel alle derartigen dramatischen Nichtigkeiten. Die Kritiker von Beruf gehen entweder nicht in derartige Festvorstellungen oder aber sie fühlen sich nicht berufen, an solche Stücke „Weihnachten vor Paris", oder wie sonst diese Stücke heißen mögen, die kritische Sonde anzulegen. Es geht bei allen diesen Stücken ungemein feierlich zu, man hört da die „Wacht am Rhein" singen, am Schlusse stimmt wohl gar das Publicum in ein „Heil Dir im Siegerkranz" mit ein, fühlt sich ungemein erhoben und klatscht Beifall.

Aber diese ad hoc gedichteten Werke mögen noch geduldig aufgenommen werden, der billige Patriotismus, der in ihnen gepredigt wird, macht sie immerhin harmlos. Und wer diese Art Stücke nicht vertragen kann, — ich gestehe offen, daß ich zu den Verächtern solcher patriotischen Mache gehöre, — mag am Sedantage oder sonst an Tagen, an denen diese Dramatik ihre Feste feiert, nicht in's Theater gehen.

Weit gefährlicher in ihrer Wirkung finde ich die Soldatenstücke, wie sie in den letzten Jahren die deutschen Bühnen beherrschen, die Stücke der Herren G. von Moser („Militärstaat" ꝛc.), Skowronnek („Die stille Wache"), von Eschstruth („Sie wird geküßt") und Anderer. Selbst österreichische Autoren fühlen, angezogen von den Erfolgen der reichsdeutschen Collegen, sich berufen, dies Gebiet zu beackern und bringen das österreichische Militär in derselben Weise auf die weltbedeutenden Bretter (G. Davis, „Das Heirathsnest").

Man hört da in der rohesten Weise von Officieren auf ihre Untergebenen schimpfen, selbst an Püffen und Kniffen von Seiten der Unterofficiere für die gemeinen Soldaten fehlt es nicht, und alle diese Ungehörigkeiten, die, wenn sie wirklich dem realen Leben abgelauscht sein sollten, ungemein traurig wären, sollen sein und sind auch leider in der That heitere Unterhaltungsmomente für das Publicum.

Ein Officiersbursche hat zum Beispiel die Stiefeln seines Herrn nicht blank genug geputzt. Nachdem der Herr den Unglücklichen mit allen möglichen Schimpfworten belegt, unter denen „Kameel", „Rhinoceros", „Ochse" noch die zärtlichsten sind, faßt er den Burschen an dem Ohr, der Bursche, der natürlich von dem Komiker dargestellt wird, macht clownartige Gliederverrenkungen, als ob er unsinnige Schmerzen auszuhalten hätte, und das Publicum lacht über diese Komik aus vollem Halse.

Wer hätte nicht in Soldatenstücken schon derartige oder ähnliche Stückchen oft gesehen, Dinge, die, wenn sie wahr wären, Niederträchtigkeiten und unter Strafe gestellt wären, werden von diesen Soldateska-Dramatikern als selbstverständlich und harmlos auf die Bühne gebracht und von gebildeten Zuschauern ebenso empfunden.

Daß der deutsche Soldat dabei eigentlich eine recht un-

Digitized by Google

würdige Rolle spielt, kommt kaum einem in den Sinn; daß solche Stücke wahrlich nicht geeignet sind, auf das Volk veredelnd und erziehend zu wirken, daß sie die Liebe zum Vaterlande, zum Militärdienst nicht erwecken oder vermehren können, das scheint keiner bei allen diesen Stücken zu bedenken, weder die Autoren, die sie schreiben, noch die Bühnenleiter, die sie geben.

Nach meiner Ansicht sind diese Stücke, ob sie nun realistisch oder unwahr sind, revolutionärer als Hauptmann's „Weber".

Eine beinahe in allen diesen Stücken wiederkehrende, stehende Figur ist der Officiersbursche aus Polen, der ein entsetzliches Polnisch-Deutsch spricht und so dumm ist, daß er alle Befehle verkehrt ausführt. Dafür empfängt er alle jene erwähnten Liebenswürdigkeiten von seinen Vorgesetzten, Schimpfworte und Püffe zur allgemeinen Erbauung. Ich nehme an, daß dieser Umstand ein Beweis dafür ist, daß die Autoren sich selbst schon darüber klar sind, welche unwürdige Rolle sie den deutschen Soldaten in ihren Stücken spielen lassen; und daß sie ihn in der Maske eines polnischen Dümmlings knuffen und puffen, ausschimpfen und beschimpfen lassen, ist ein Zeichen, daß ihnen das Schamgefühl über dieses Treiben selbst schon aufgestiegen ist.

Aber auch dieser arme Bursche von der polnischen Grenze trägt des „Königs Rock", und gerade die mangelnde Intelligenz dieses armen Teufels läßt die Roheit und den Cynismus seiner Vorgesetzten noch greller und beleidigender erscheinen.

Man hat in älteren deutschen Lustspielen den Schulmeister als komische Figur dargestellt: mit der Ruthe in der Hand, weiter nichts thuend, als seine Pflegebefohlenen durchprügelnd.

Aber man ist glücklicher Weise in unserer Zeit von solcher cynischen Komik abgekommen. Wohl wird heute noch in den Schulen genug geprügelt. Ich will hier nicht weiter die Frage erörtern, ob der Stock in der Schule ein nothwendiges Uebel ist. Aber überzeugt bin ich davon, würde heute in einem modernen Lustspiel ein Prügelpädagoge als komische Figur dargestellt, die deutsche Lehrerwelt würde sich beleidigt von solch' einem Stücke abwenden.

Ich habe mich daher immer gewundert, wenn ich über solche Soldatenstücke der bezeichneten Art deutsche Officiere in der heitersten Weise lachen sah, als ob sie gar nicht die unwürdige Rolle empfänden, die ihnen da selbst von den Autoren zuertheilt wird. Und Officiere pflegen doch sonst so empfindlich zu sein, und mit vollem Recht, wenn man ihre Standesehre angreift. Empfinden sie es etwa nicht als unehrenhaft, einen Untergebenen zu beschimpfen?

Ich kann an allen diesen Drillscenen, wie sie Herr G. von Moser auf der Bühne darstellt, z. B. auch in seinem vielgegebenen „Veilchenfresser", nichts Komisches finden, und sind sie wirklich so ungemein komisch, ja dann ist die ganze „Militärfrage" bisher noch nie von der richtigen Seite beleuchtet worden.

Aber selbst da, wo unsere Soldateska-Dramatiker ernst werden, wollen sie mir nicht recht gefallen. Da wird mit heiligem Ernst und mit Pathos von recht nichtigen Dingen gesprochen, die dann in der Bühnenbeleuchtung unfreiwillig komisch wirken. Die Klage hierüber ist übrigens nicht neu. Schon in einer Kritik Börne's über ein Schauspiel „Die Soldaten" von Arresto finde ich die folgende Stelle, die sich ganz wörtlich auch die Soldateska-Dramatiker von heute gesagt sein lassen können. Es heißt da: „Ich habe ein siegberauschtes Heer gesehen, da es in die Hauptstadt seiner Feinde einzog; der Anblick war schön, es kämpfte für den Ruhm und seinen Kaiser. Ich sah deutsche Heldenjünglinge den übermüthigen Zwingherrn von dem heimathlichen Boden jagen und ruhmbekränzt zurückkehren und alle ihre Lorbeeren an den untersten Stufen des Thrones niederlegen und still und fromm nichts fordern zum Lohne, als ein dankbares Lächeln und Schutz gegen die Verleumdung, und sich am häuslichen Heerde setzen und die Waffen hingeben, mit welchen sie die Fürsten vertheidigt; — der Anblick war schöner; sie hatten geblutet für das Vaterland, für Freiheit und Recht. Zeigt uns dieses oder jenes Schauspiel, zeigt uns Brutus, der seine Söhne dem Vaterlande opfert, zeigt uns ein Schlachtfeld voll Blut und Grausen, wo Menschenliebe und Menschenleben nichts gilt, wo engherziges Mitleiden sich in dem großen allgemeinen Schmerze verliert, wo die Bande der Natur zerrissen werden, um die des Staates zu befestigen — zeigt uns dieses auf der Bühne; aber nicht die parodirte Vaterlandsliebe in Garnisonen, nicht die Wachtparaden-Alfanzereien, nicht den lächerlich prunkenden Diensteifer eines steifen Corporals, nicht die Hofehre in Kaffeehäusern und an Pharotischen, nicht einen alten benarbten Feldherrn, der die Hand auf das tapfere Herz legt und stolz ausruft: ich trage den Rock des Monarchen; und zeigt uns nicht jedes Gefühl der Menschlichkeit allen jenen großen Erbärmlichkeiten untergeordnet; zeigt uns dieses nicht. Nothwendig mögen solche Spielereien sein, aber schön sind sie nicht und darum kein würdiger Stoff der dramatischen Kunst. Der Staat wie die Natur hat seine Geheimnisse, die er verschämt umhüllt; man kehre die inneren Verrichtungen seiner Eingeweide nicht heraus; wir wollen den gedeckten Tisch sehen, nicht die schmutzige Küche, worin Regierungen ihre Werke zubereiten."

So verurtheilte Börne die Soldateska-Dramatik der damaligen Zeit. Was würde er erst heute sagen, wenn er sehen würde, wie üppig diese Literatur in unseren Tagen blüht. Fast kein modernes Lustspiel, kein Schwank ohne „zweierlei Tuch". Die Liebhaber geben die schmucken Officiere auch gar zu gern, und der Darsteller, der ehedem den befreundeten Autor fragte, ob er keine Hauptrolle für ihn im neuen Stück habe, frägt heute sicherlich denselben Freund: „Haben Sie keinen Hauptmann für mich?"

Und die „oberen Zehntausend" amusiren sich heute über diese „Wachtparaden-Alfanzereien", über alle diese schneidigen Herren und Herrchen, die den „gemeinen Mann" anranzen, und halten alle diese Schneidigkeiten für ungemein komisch, am meisten die Officiere; sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie.

Aber wie ist die Wirkung auf die oberen Ränge, auf das Volk? Nun, ein socialdemokratischer Leitartikel über den Militarismus kann nicht drastischer wirken, sollte ich meinen, als die Lustspiele des Herrn von Moser und seiner Nachfolger und Nachahmer.

Würde von socialdemokratischer Seite die deutsche Soldatenehre, der deutsche Officier so schwer angegriffen, wie es meines Erachtens durch diese Soldatenstücke geschieht, der Staatsanwalt wäre sicherlich auf dem Posten. Die Soldateska-Dramatiker aber sind vor der Anklage von dieser Seite sicher; im Gegentheil, man führt sie auf den Hoftheatern auf.

Wem fiele da nicht das Exempel von Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" ein, über welches sich just auch diejenigen am meisten amusirten, gegen die das Stück und die französische Revolution sich richtete?

Eine socialreformerische Sensationsschrift.

Von F. Schotthoefer (London).

Wer von Ludgate Circus her durch die Straße der Londoner Zeitungsbureaux, durch Fleet-Street, wandert, bemerkt bald auf der linken Seite ein Schaufenster, das auf der Innenseite vollständig mit knallrothem Papier beklebt erscheint und nothwendig die Augen aller Vorübergehenden auf sich zieht. Tritt man näher, so löst sich die rothe Fläche in eine Unmasse eng an einander gelegter Broschüren auf, die

Digitized by Google

alle denselben Titel und das Bild ihres Autors tragen: Merrie England by Robert Blatchford. Es ist das Buch, das in kurzer Zeit in nahezu drei Viertel Millionen Exemplaren abgesetzt wurde und für England und den englischen Socialismus vielleicht dieselbe Rolle spielt wie Bebel's Frau für den deutschen.

Originell wie die Art der Reclame im Schaufenster der „Clarion-Office" in Fleet-Street ist das ganze Buch. He is a dreamer, let's leave him, ging mir's in Shakespeare's Worten durch den Kopf, als ich es gelesen hatte, und doch nahm ich es nachher noch sehr oft zur Hand. Das ganze Buch ist ein einziges großes Paradoxon. Der Titel läßt erwarten, daß der Verfasser uns zurückführe in die Zeiten des alten fröhlichen England, und in Wirklichkeit ist die Broschüre das Textbuch der englischen Socialisten. Nicht ein einziger neuer Gedanke erscheint in diesem „billigsten Buche der Welt", und doch ist sein Inhalt originell und fesselnd von Anfang bis zu Ende. Vielleicht darf man von dem Autor dasselbe sagen, was Wilhelm Roscher von Bacon sagte: Er ist reich an Gemeinplätzen, aber man sieht es denselben an, daß sie von ihm selbst erfunden sind. In der Form, in der sie vorgebracht werden, sind sie durchaus überraschend und oft verblüffend in ihrer Klarheit. Nach jeder Richtung hin vereinigt das Buch Contraste in sich, revolutionären Radicalismus und patriarchalisch-conservativen Sinn, zarte Empfindung und erschreckende Nüchternheit, Beherrschung aller Ergebnisse der modernen Wissenschaft und populäre Darstellung und Verwendung derselben. Der Verfasser zeigt ein feines Verständniß für alle Größen der Weltliteratur, und im Grunde ist sein Blick doch ein enger, beschränkter, der sich nicht im Entferntesten in die gewaltigen Perspectiven wagt, welche der deutsche Socialismus so kühn eröffnete und welche Bebel so genial in seinem Buche darstellte. Der Sinn des Schreibers strebt nicht über die Fluthen hinaus, die sein heimathliches Inselreich umspülen. Wenn ihm das Elend um ihn her den Wunsch nach glücklicheren Zuständen gebar, so reicht sein Wunsch doch nicht weiter, als nach einem „Merrie England". Und auch nach der qualitativen Seite hin ist er nicht ausschweifend. Trotz seines Socialismus denkt er an nichts weiter, als an ein Volk, dessen Leben in breitem behaglichen Strome dahinfließt. Wie es scheint, schwebt ihm, nach dem Titel seines Buches zu schließen, das alte fröhliche England mit seinem derben Humor vor, in das er nur einige Nuancen zarter Empfindung und Liebe für eine edlere Ausgestaltung des Daseins hineintragen möchte. Alles in Allem will er nur das heutige Mittelclassen-Ideal verwirklichen.

Originell wie sein Buch, ist der Verfasser selbst. Er hat es fertig gebracht, trotz des ungeheuren Absatzes seiner Schrift ein armer Mann zu bleiben, der seinen Unterhalt im Redigiren eines radicalen wöchentlichen Arbeiterblattes verdient. Man darf ihm das ruhig glauben. Er ist eine äußerst simple Erscheinung, in der man eher einen Baumwollspinner, als einen Schriftsteller vermuthet, der einen beispiellosen literarischen Ersatz erzielte. Nichts Außerordentliches ist an dem kleinen Manne. Was sich dem Gedächtniß einprägt, sind nur seine schwarzen, scharfen Augen, das Erbe seiner italienischen Mutter, deren er so liebevoll in seinem Buche gedenkt, die ihm außerdem die „Lust zu fabuliren", mit in dieses Leben gab. Neben „Merrie England" hat Blatchford einige Novellen und eine Sammlung Skizzen und Essays veröffentlicht, auch einzelne Gedichte, in denen ein warmes und feines Gefühl Ausdruck findet. Vielleicht darf man ihn mit zwei Persönlichkeiten vergleichen, die gleich ihm socialreformerisch in England zu wirken suchten, ich meine William Langland und Thomas Morus. Mit „Long Will", dem Sänger der Leiden des englischen Volkes im 14. Jahrhundert, hat er die Naivetät, die Treuherzigkeit gemein, mit dem Kanzler Heinrich's VIII. den klaren, durchdringenden Geist, die scharfe Kritik der bestehenden Zustände, wenn auch nicht in der klassischen Vollendung und mit der feinen Skepsis des Verfassers der Utopie. Wie „Long Will", der aus dem großen London hinauswanderte in den Maimorgen auf den Malvern-Hügeln und am Rande des Baches seine Vision träumte, so gefällt auch dem modernen Socialreformer das Stadtleben nicht. Er haßt die großen Städte, in denen die Menschen in engen ungesunden Häusern zusammengedrängt sind, er haßt das Fabriksystem mit seiner einförmigen tödtlichen Arbeit, welches aus dem England mit den grünen Wiesen ein „black country" machte. Wie Morus beherrscht er andererseits das gesammte Wissen seiner Zeit, und er operirt ebenso geschickt mit statistischen Zahlen, wie er gegen Herbert Spencer's Individualismus polemisirt. Vielleicht ist er hierin etwas zu geschickt und verdient die Vorwürfe sophistischer Künste, die ihm in diesem Jahre in einer Gegenschrift gemacht wurden.

Man darf in „Merrie England" nicht ein ausgearbeitetes, socialistisches System erwarten. Der Verfasser vermeidet das absichtlich, und darin neben seinem literarischen Geschick liegt auch das Geheimniß seines Erfolges. Das Buch will weiter nichts, als die allgemeinen socialistischen Ideen verbreiten. Socialismus ist aber weder eine gewaltsame Revolution, noch ein „wilder Traum von einem glücklichen Lande", es ist „ein wissenschaftlicher Plan einer nationalen, weisen, gerechten und praktischen Regierung". Blatchford scheidet den Socialismus dann in einen idealen und einen praktischen. Sich selbst nennt er einen idealen Socialisten und definirt den praktischen Socialismus als einen vorbereitenden Schritt zum idealen, in welchem es kein Geld giebt, in welchem Industrie staatlich organisirt und geleitet ist, wo Güter aller Art für den Gebrauch jedes Bürgers producirt werden und absolut frei sind. „Der einzige Unterschied zwischen einem Premier-Minister und einem Kohlengräber würde nur der Rang und die Beschäftigung sein."

Wie gesagt, liegt der Schwerpunkt des Blatchford'schen Buches in seiner Kritik, und hierin leistet es sicherlich mehr als Bebel's „Frau". Auch in seiner Wirkung auf die Massen ist es erfolgreicher, weil es viel klarer und mehr für das Verständniß des gewöhnlichen Mannes geschrieben ist, dabei von einer blendenden Dialektik. Es erscheint als eine Sammlung von Briefen an einen Arbeiter, der als ein „staunch Liberal" und als „a shrewd, hard-headed practical man" nicht mit besonderer Hochachtung auf die Socialisten blickt. Dieser Mann soll nun von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugt werden, und es ist der beständige Kunstgriff Blatchfords, daß er den Socialismus als die logische Consequenz des Liberalismus seine Freundes darstellt, freilich nicht selten mit einem saltus in demonstrando. Bestechend aber auf jeden Fall ist seine Argumentation. Sein Ausgangspunkt ist das „Problem des Lebens", das in folgender Aufgabe gipfelt: „Wir haben hier ein Land und ein Volk. Es ist nun zu finden, wie das Volk das Beste aus dem Lande und aus sich selbst mache." Sodann sagt er, immer an die Forderungen seines praktischen Freundes anknüpfend, die Bedürfnisse des Menschen sind körperliche: Gesundheit und Unterhalt, und geistige: Wissen, Erholung, Verkehr. Die Befriedigung dieser Bedürfnisse giebt ein glückliches Leben. Dabei ist zu beachten, daß absolut auf ein einfaches Leben gesehen und Luxus als „bad and not a good thing" hingestellt wird. Mit diesem Maßstab wird das Bestehende gemessen, wobei freilich das meiste zu kurz erscheint. Im weiteren Verlaufe marschiren dann alle die bekannten socialistischen Anklagen gegen die bürgerliche Gesellschaft auf, aber stets in originellen Combinationen. Hart verurtheilt werden der freie Wettbewerb, der „ein Haus theilt gegen sich selbst", und die Billigkeit der Preise. Bemerkenswerth ist, daß er die niedrigen Brodpreise beklagt, die mit dem Verlust der Unabhängigkeit Englands bezahlt werden müssen. „Noch 20 Jahre blühenden Gewerbes und Handels und billigen Brodes, und wir sind am Ende," ruft er aus.

Digitized by Google

Sein Ideal ist das sich selbst völlig mit Nahrung versorgende Inselreich, absolut unabhängig von anderen Ländern und gegründet auf Agricultur. Ebenso eifert er gegen die Billigkeit anderer Artikel. Ich gebe hier die Uebersetzung eines Passus über Zündhölzer, die gleichzeitig ein Bild seiner Methode und Darstellung geben mag:

„Ich fragte mich zuerst: Warum verschwenden die Leute Zündhölzer? Weil sie so billig sind.

Ich fragte mich zweitens: Warum sind Zündhölzchen-Arbeiter so schlecht bezahlt? Weil die Zündhölzchen so billig sind.

Nun sah ich klar genug, daß ich, wenn ich Zündhölzchen verschwendete, das Fleisch und Blut der Menschen verschwendete, welche sie machten. Aber ich konnte nicht sehen, wie diese Verschwendung abgestellt werden könnte.

Wenn der Preis der Zündhölzchen, dachte ich weiter, verdoppelt würde, so daß die Arbeiter gut bezahlt werden könnten, so würde ich doch keinen Schaden haben, denn ich könnte sparen und statt zwei Schachteln Zündhölzchen nur eine brauchen. Aber dann kam die große Frage:

Würden dadurch nicht die Hälfte der Zündhölzchenmacher arbeitslos?"

Diese Frage löst er dann mit Herabsetzung der Arbeitszeit.

Sehr glücklich ist er vielfach in der Zurückweisung der Vorwürfe, die man dem Socialismus macht, freilich nicht immer. So glaubt er namentlich durchaus nicht an ein Versiegen des Triebs zum Fortschritt im socialistischen Staate und begründet diese Anschauung in etwa folgender Weise: In der heutigen Ordnung, sagt er, ist der Egoismus die eigentliche Triebfeder. Sein Mittel ist das Geld. Aber, argumentirt er weiter, ist das Geld denn in der That so viel wirksamer als alle die anderen Antriebe menschlichen Handelns? Wörtlich:

„Für Geld wurde noch nie ein Martyrium erduldet. In Mammons Bibel ist der Text der christlichen Bibel verändert. Es heißt da: Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber sein Leben verlöre? Die Menschen kämpfen um das Geld, doch sie sterben nicht für dasselbe. Aber Millionen sind schon gestorben für Ehre, Liebe, Religion, Pflicht, für Vaterland und Ruhm. Wie kann nun ein Mensch bei dem brutalen Dogma stehen bleiben, daß Gewinnsucht die stärkste Macht im Menschenherzen ist?"

Die logischen Sprünge liegen klar am Tage. Glücklicher ist er in dem Zurückweisen der Beschuldigung der Arbeiterführer als „paid agitators", indem er zeigt, daß deren Leben nichts weniger als ein beneidenswerthes ist, während sich die Journalisten der großen bürgerlichen Zeitungen eines sehr anständigen Einkommens erfreuen.

Alles in Allem wird man das Buch mit gewisser Befriedigung aus der Hand legen, wenn man es gelesen hat. Es ist sehr charakteristisch für den englischen Socialismus, der so himmelweit abweicht vom deutschen. Die englischen Reconstructeure der Gesellschaft reden nie von etwas Anderem als von England und stellten den praktischen Socialismus stets vor den idealen, genau wie Blatchford. Sie sind zufrieden, wenn sie einmal „freies Gas und Wasser" bekommen und umsonst in den Communaltramways fahren dürfen. Es hat dann gar keine Eile, bis sie auch den Rock von der Commune geliefert bekommen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die kleine Greta.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Ehe Herrschaften aus der Stadt einen Ort finden, der ihnen zum Sommeraufenthalt geeignet scheint, pflegen sie oft lange zu reisen und zu wählen. Wenn aber der Arme sich ein Stückchen Land erwählt zu seinem lebenslänglichen Aufenthalt, so besinnt er sich nicht zu lange. Manchmal befindet sich freilich ein solches Heim inmitten einer so gottbegnadeten Natur, daß der Tourist mit neidischen Blicken auf das armselige Häuschen schaut und der reiche, verwöhnte Städter einen sehnsüchtigen Seufzer nicht zu unterdrücken vermag. Dem Armen, der durch Zufall in die schöne Gegend gekommen, ist die Schönheit der Natur nur etwas Selbstverständliches. Er hat ja auch keine Zeit dafür übrig. Besitzt er nur ein kleines Stückchen Land, worauf die Kartoffeln gedeihen, so ist ihm das lieber, als die schönste Fernsicht. Ein paar Erntegarben gewähren ihm mehr Glück, als der herrlichste tiefblaue Bergsee. Wenn im Frühling das Leben im Wald erwacht, der Saft in die Bäume steigt und das Häuschen sich mit Grün umzieht, dann ist sein liebster Gedanke, nun möchten die Tage bald länger und in Folge dessen die Arbeit besser bezahlt werden.

So war es auch in 22 durchlebten Frühlingen dem Anders in Sjöbo ergangen. Wenn er auch in einer so herrlichen Gegend lebte, daß reiche Leute mit einem großen Kostenaufwande hergereist kamen, so trug die Erde doch nur spärlich, und Getreide und Kartoffeln gediehen schlecht. Die kleine Greta war recht blaß, so blaß eben, wie man bei ausschließlicher Ernährung von Kartoffeln und Heringen aussehen kann.

An dem Hause vorüber floß ein kleiner Bach, der sich weiter oben zu einem kleinen See ausbildete. Der Bauer vom Dorf aber wollte dort Fische züchten und Netze auswerfen, kein Wunder, daß das Wasser dem armen Anders also auch nichts einbrachte. Aber die kleine Greta plätscherte vergnügt in dem Wasser herum, ließ ihre Füße von den Wellen bespülen und sich von den Sonnenstrahlen wärmen. Als sie größer wurde und mit der Angelruthe umzugehen verstand, jauchzte sie einmal auf, als es ihr gelang, einen kleinen Stierling zu fangen. Dann kam die Schulzeit, und dann mußte sie fleißig mit Harke und Rechen helfen, das Loos der Armen erfaßte auch sie, und mit dem Träumen am Ufer war es vorbei. Ihr ältester Bruder war im Norden bei der Eisenbahn thätig, und der andere diente im Sommer immer als Viehjunge, zuletzt war nun auch noch eine kleine Schwester gekommen, die unten am Seeufer nach Herzenslust spielen durfte. Wenn das Kind den Hügel hinauf lief und vor Freude jauchzte, so hörte Greta auf mit Arbeiten und dachte: „Jetzt hat sie wahrscheinlich dem Bauer einen Fisch ausgeführt."

Da Sjöbo von allen Seiten von Berg und Wald umgeben war, konnte natürlich nicht die Rede davon sein, das kleine Feld zu vergrößern. So kam denn die Zeit, wo die fleißigen Harken von Mutter und Tochter nicht mehr genug zu thun hatten, und eines Morgens saß Greta im kleinen Kahn und nahm weinend Abschied von den Eltern und Geschwistern, und auch von ihrem Lieblingsplatz am Ufer. Sie ging nach Malmö und Seeland, wo die reichen Bauern bessere Arbeitslöhne für ihre Feldarbeit zahlen konnten. Als sie nun so, die Augen voller Thränen, bei der Mutter unten stand, fiel es dieser plötzlich auf, wie aus dem Kind mit einem Mal ein erwachsenes schönes Mädchen geworden war. Das Leben in der freien Natur und die angeborene Gesundheit hatten trotz der schlechten Ernährung doch Wunder gewirkt. Der ganze Körper war herangereift, und die sonst so schmalen Arme hatten sich gerundet.

„Noch eins, Greta."

„Was, liebe Mutter?" fragte das Mädchen weinend.

„Bleibe mir brav und falle draußen in der Welt nicht in Schande.

Digitized by Google

Besonders nimm Dich aber vor den Männern in Acht. Du wirst doch Deinen Eltern nicht den Kummer bereiten wollen . . ." Hier wurde die Rede der Mutter von einem Thränenstrome Greta's unterbrochen, die Anfangs die Mutter nicht verstand und nun immer stärker weinte.

„Mutter, ich werde in allen Stücken zuerst an Euch denken, mich mit allen Kräften bemühen, Euch nur Freude zu machen und auch die Ermahnungen des alten Pfarrers beherzigen." Und so flog die Schwalbe hinaus in die Welt und in Sjöbo wurde etwas weniger Brod verbraucht.

— — — An der alten morschen Hütte zu Sjöbo hatten drei Jahre nichts verändert. Das Dach hatte sich vielleicht etwas mehr gesenkt, die Fensterscheiben hatten etwas mehr Pflaster bekommen. Die Kirschbäume waren gewachsen, die Stachelbeersträucher etwas dichter geworden. Das Dach am Stall und der Zaun waren, weil sie vom Winde beschädigt, etwas ausgebessert. In der schönen warmen Julinacht konnte Greta Alles erkennen. Jetzt noch ein paar Schritte, und dann die Hand auf die Thürklinke . . . Wie blaß bist du, kleine Greta! Und wie schön bist du geworden! Wie weiß leuchtet deine Hand im Mondenschein! Du hast gewiß nur leichte Arbeit drüben in der Stadt gehabt, denn deine Hände sind ohne Schwielen . . . Aber was soll das? Die Thränen rinnen ja über deine Wangen, und du schüttelst dich vor Frost in der warmen Julinacht . . . Steht es denn so mit dir, arme kleine Greta?

Sie geht vorwärts und stützt den Arm auf das Fensterbrett. Sie kann hineinschauen, denn auf Sjöbo gibt es keine Läden. Dort im Wandbette liegen Vater und Mutter . . . Wie ist der Vater grau geworden! Und wie ruhig sie schlafen! Wie wird es morgen hier aussehen, wenn sie erfahren haben, daß . . . ? Am Seitenfenster auf der Bank liegt die kleine Schwester. Auch sie ist gewachsen; zwar hat sie noch ihr Kindergesicht, aber das Haar fällt reicher um ihre Stirn, und die Brust wölbt sich unter der Decke. Es ist dieselbe Bank, worauf Greta vor drei Jahren geschlafen, arm und in Lumpen gehüllt. Ach, könnte sie diese drei Jahre mit ihren Thränen wegschwemmen! Was wohl die Kleine morgen sagen wird? Ob auch sie es verstehen wird? . . .

Nein und wieder nein, sie sollen es nie erfahren, nie! Recht leise, wie sie gekommen, will sie wieder fort. Anders auf Sjöbo und Mutter Stina sollen nie wissen, daß ihr Kind in der Nacht vor dem Fenster gestanden hat und hineingeschaut. Und du, kleine Schwester, schlafe ruhig. Du sollst dich nie Gretas schämen müssen!

Wohin jetzt? Gleichviel, nur fort von hier.

Sie besaß doch noch etwas, das sie verkaufen konnte, denn sie war jung — das Andere . . . ja, das würde doch auch vorüberziehen . . . und dann . . . ginge es nicht weiter, so würde sie den Tod unter den Eisenbahnschienen suchen und in der Zermalmten würde Niemand die kleine Greta erkennen.

Schnell hatte sie sich aus ihrer Stellung vom Fensterbrett erhoben und ein paar Schritte vorwärts gethan. Ach, hier war der Zaun, dort hatte Mutter am Ostermontag von ihr Abschied genommen! Was sagte sie doch damals? „Du wirst doch deinen Eltern nicht den Kummer bereiten . . ."

Und was denn jetzt?

Sie war so müde, so sterbensmüde. Nicht einmal in die Welt und ihren Schmutz wollte sie wieder hinaus. Leise ging sie gegen den Spielplatz ihrer Kindheit. Auf einer Stelle war ein wenig weicher Rasen. Sie warf den Hut mit der hübschen Feder und den grauen Mantel ab, zog die Stiefelchen von den Füßen und bewegte wie früher den Fuß im Wasser hin und her. Aber es war kein rauher Fuß mehr, sondern ein zartes weißes Füßchen, das vor der Berührung des kalten Wassers zurückschreckte. Schnell knöpfte sie ihre Kleidertaille auf und legte sie zum Mantel an's Ufer. Beide konnten ja dem Schwesterchen noch gute Dienste leisten. Und dann schritt sie mitten in den Fluß hinaus, bis das Wasser anfing, sie zu heben und zu tragen. Ein namenloses Grauen kam über sie und entlockte ihren bleichen Lippen einen Ruf der Angst. Dann verlor sie den Boden unter ihren Füßen, der Kopf fiel zurück, und ein letzter Blick traf noch jene moosbewachsene alte Hütte dort oben.

— — — Die Strahlen der Morgensonne fallen hell und blendend durch die gesprungenen Fensterscheiben. Anders streckt müde seine steifen alten Glieder, und die Mutter haftet nach einer Brodrinde für seine Buttermilch. Dann sitzen sie still beisammen und tauchen den Löffel langsam in die Schüssel, sind aber selbst zu alt und müde, als daß sie sich nach der Ruhe einer kurzen Sommernacht erfrischt fühlen könnten. Ein Tag vergeht wie der andere freudlos, und wenn sie vorwärts blicken, so sehen sie in eine gleich mühevolle Zukunft, einen fortwährenden Kampf gegen die Noth Aber unten am Strand auf einem der großen flachen Steine, wo einst die kleine Greta spielte und ihre Mutter wusch, ruht der Kopf einer angeschwemmten Leiche. Eine kleine rosige Zehe schimmert auf dem Wasser, und der nasse Zipfel eines blauen Seidenkleides wiegt sich darauf wie ein Floß. Die Sonne aber beleuchtet durch feine, vom Schlamm beschmutzte Spitzen einen weißen Busen.

Das ist die kleine Greta, die so gern unten am Ufer spielte, und wenn der Vater kommen wird, das lecke Boot auszuschöpfen, um über die Bucht nach seinem Felde zu rudern, dann wird ihm klar werden, weßhalb seine Tochter so lange keinen Brief geschickt an die Alten.

Aus der Hauptstadt.

Der Streik der Mäntelnäherinnen.

Erster Akt.

Der Salon der Frau Geheimen Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein.

Erste Scene.

Frau Bankier Tulpenstengel: Ja, ja, die gute Lustig mag ihre Verdienste haben — aber eine Frau, die auf dem Subscriptionsballe in Rosa erscheint, eine solche Frau kann ich nicht ernst nehmen.

Frau Commerzienrath Muthigmann: Sie hat es vielleicht geahnt, daß die höchsten Herrschaften diesmal von einem Umzuge Abstand nehmen würden und hat dagegen demonstriren wollen!

Frau Director Nulpe: Wie boshaft Sie sein können, Frau Commerzienrath! Als ob Sie nicht am besten wüßten, daß der einzige Grund für ihre Enthaltsamkeit in Toiletten die leidige Geldfrage ist!

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Der scandalöse Ausschnitt, den sie trug, ist allerdings ein vollgiltiger Beweis für ihre Enthaltsamkeit in Toiletten.

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: Was ist übrigens daran — man redet jetzt allerlei von ihr und dem jungen Schwarz?

Frau Director Nulpe: Herrgott, sie protegirt ihn — man weiß, sie hat so ihre Liebhabereien!

Frau Bankier Tulpenstengel: Liebhabereien ist gut! Sehr gut!

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: Wissen Sie, was mein Mann sagt? Es wundere ihn jetzt nicht mehr, daß Claire Lustig's Ehegemahl seine Einkäufe grundsätzlich nur bei Lieferanten gekrönter Häupter mache!

Alle Damen: Hahahaha!

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: Ja, mein Mann ist colossal witzig!

Frau Bankier Tulpenstengel: Er weiß sich an abgesprungenen Kunden in der That brillant zu rächen.

Frau Director Nulpe: Alles was wahr ist — Herr Veilchenthal ist ein Mann von Geist. Graf Eckenbrand sagte neulich zu Frau von Kannehock-Schlawauten, von unserem Hause abgesehen höre er die besten Scherze immer bei Madame Veilchenthal.

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: Die Herren amüsiren sich allerdings immer sehr gut bei uns.

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Ihre Delicatessen — Ihr Weinkeller ist berühmt. Man muß es neidlos zugestehen: was früher Pinkus Ehrlich und noch früher die Gebrüder Sommerfeld waren, das sind Sie jetzt in der Berliner Gesellschaft.

Frau Commerzienrath Muthigmann: Recht schade, daß sie so jämmerlich enden mußten!

Frau Director Nulpe: Ich will nun ganz ruhig gestehen, ich suche meine Gäste nicht sowohl durch prunkhafte Menüs und theure Tropfen, als durch anregende Geselligkeit zu unterhalten. Und Sie werden es mir nicht glauben: Prinz Schönaich-Carolath — Heinrich, der

Digitized by Google

Abgeordnete — blieb neulich bis drei Uhr Nachts bei uns, so gut hat es ihm gefallen.

Frau Bankier Tulpenstengel: Er ist ein leutseliger Herr. Excellenz Freiherr v. Marschall kennt ihn genau — wir sprachen neulich morgens gegen Elf von ihm. Freiherr v. Marschall Excellenz hatte sich nämlich auf unserem letzten Balle so vortrefflich amüsirt, daß er gleich zum nächsten Mittagsbrod da blieb!

Zweite Scene.

Frau Robert Lustig, in Firma Lustig & Co., Export en gros.

Frau Lustig: Nun — schon in die Verhandlung eingetreten, meine Damen?

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: Ei freilich! (Küßt sie.) Wir vermißten Sie bereits sehr, Liebste!

Frau Director Nulpe (küßt sie): Schöne Claire — wir haben wiederholt von Dir gesprochen!

Frau Lustig: Bis zu welchem Gegenstande der Tagesordnung seid Ihr denn schon vorgeschritten?

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Wir debattirten eben über die Ausstattung von drei armen, aber tugendhaften Bräuten, die sich bei mir gemeldet haben.

Frau Commerzienrath Muthigmann: Wir haben dafür dreißig Mark aus der Vereinskasse bewilligt.

Frau Bankier Tulpenstengel: Je zwei von uns werden an der kirchlichen Trauung theilnehmen, um den Dank und die Segenswünsche der beschenkten Paare zu empfangen.

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Du könntest bei der Gelegenheit wieder Dein entzückendes, duftiges Rosa anziehen, liebste Claire, mit dem Du auf dem Subscriptionsball Furore gemacht hast!

Frau Lustig (zeigt geschmeichelt die neuen Zähne): Ach wirklich?

Frau Director Nulpe: Lieutenant Schwarz, der sich doch bis jetzt kaum um Dich gekümmert hat, soll gesagt haben ... Aber nein, Clärchen, das muß ich Dir in's Ohr flüstern. Das dürfen die Babies nicht hören. (Sie tuscheln und kichern sehr vergnügt mit einander.)

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Zur Tagesordnung, meine Damen! Es liegt uns ein Unterstützungs-Gesuch einer schwindsüchtigen Mäntelnäherin vor. Ich beantrage, Recherchen anzustellen und zu dem Behufe eine Commission von drei Mitgliedern zu ernennen.

Frau Commerzienrath Muthigmann (Apfelkuchen mit Schlagsahne bewältigend): Bravo!

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: Nein, wirklich, Kinder, wie sachlich wir diese Angelegenheiten immer erledigen! Wenn man an andere Damen-Wohlthätigkeits-Vereine denkt, was da die ganze Sitzung hindurch für Klatsch getrieben wird — lauter persönliche Tratscherei und Großthuerei und Aufschneiderei — gar kein Ernst dahinter! Wir dagegen, ohne uns zu rühmen —

Frau Director Nulpe: Den Nähterinnen soll es ja so furchtbar schlecht gehen. Die armen Geschöpfe werden von den blutsaugerischen Fabricanten bis auf's Mark ausgepreßt —

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: Ach was, das ist übertrieben, Zeitungsschwindel —

Frau Lustig: Gestatte, liebe Freundin, Du scheinst mir in diesem Falle doch etwas Partei zu sein. Ihr lebt gewissermaßen selbst vom Schweiß dieser unserer bedauernswerthen, gequälten Schwestern —

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal (lächelt etwas krampfhaft): Bedauernswerth, gequält! Da frage 'mal die Herren! Weißt Du, wie sich (mit Betonung) Lieutenant Schwarz neulich ausdrückte? „Diese leichten Nähterinnen sollte man lieber Schwerenötherinnen nennen!"

Frau Lustig (sehr verbindlich): Das hat der Lieutenant wohl von Deinem lieben Manne gehört — ich las neulich in der Zeitung, Dein Mann habe laut gerichtlichem Urtheil seinen Arbeiterinnen einen so schamlosen und gemeinen Rathschlag ertheilt —

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Meine Damen, die Zeiten sind zu wohlthätig, als daß wir uns lange in Privatgespräche einlassen könnten. Wünscht ein Mitglied zu der vorliegenden Unterstützungssache das Wort?

Frau Lustig: Ich beantrage, Einsetzung eines Ausschusses zur Untersuchung und Besserung der Lage der Berliner Mäntelnäherinnen.

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: Ich protestire. —

Frau Director Nulpe: Wenn wir einen Aufruf in der Presse erließen — mein Mann würde ihn schreiben — so könnte das unserm Verein nur nützen.

Frau Bankier Tulpenstengel: Wir werden ihn natürlich alle unterzeichnen?

Frau Commerzienrath Muthigmann: Aber selbstverständlich! Es wird sich sehr hübsch machen!

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Freilich müßten wir uns sehr beeilen, sonst kommen uns Andere zuvor und nehmen das Verdienst für sich in Anspruch!

Frau Bankier Tulpenstengel: Herrgott, wie werden Freudenstein's sich ärgern, wenn sie uns veröffentlicht sehen! Den Neidlingen gönn' ich's von Herzen!

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Wir kommen demnach zur Abstimmung. Wer ist dafür, daß wir ein Comité zur Besserung der bedrückten Lage der Berliner Mäntelnäherinnen gründen und durch Wort und Schrift die Oeffentlichkeit über die Mißstände im Confectionsgewerbe aufklären? Den bitte ich, die Hand zu erheben!

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: Ich erkläre nochmals, daß ich —

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Der Antrag ist angenommen mit allen gegen eine Stimme.

Frau Mäntelfabricant Veilchenthal: So melde ich hiermit meinen Austritt aus dem Vereine an! (Ab.)

Dritte Scene.

Frau Bankier Tulpenstengel: Gott sei Dank! So ein spinöses Frauenzimmer!

Frau Director Nulpe: Hast Du gehört, liebe Claire, wie sie gegen Dich hetzte? Wegen des Lieutenants? Es ist doch unverantwortlich, den Ruf einer anständigen Frau —

Frau Lustig: Pah! Die! Ich will mich nicht weiter auslassen, aber was man ... nun, ich weiß zu schweigen (sie gießt sich einen Curaçao ein). Prosit, Kinder! Jedenfalls, so viel ist sicher — wenn die geht, wird's überhaupt erst gemüthlich!

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Dies banausische, geschmacklose Protzenthum — wie mir das verhaßt ist! Ich kann es nicht sagen! Darum freut mich unser Beschluß doppelt!

Frau Bankier Tulpenstengel: Geschmacklos — das ist das richtige Wort! Eine Frau, die auf dem Subscriptionsballe so mit Diamanten überladen erscheint, gleich als wollte sie den Credit der Firma auf dem eigenen Leibe zur Schau tragen, eine solche Frau kann ich nicht ernst nehmen!

(Etc.)

Zweiter Akt.

Versammlung der die streikenden Berliner Schneider und Schneiderinnen aller Branchen innigst bemitleidenden Menschenfreunde. Auf der Estrade die Vorstandsmitglieder des „Wohlthätigen Frauenvereins St. Elisabeth zur Linderung socialer Noth", Reichstags-Abgeordnete aller Parteien, Herr v. Egidy, Lehrer Tews, Professor Dr. Küster u. a.

Vorsitzende Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Von den zur heutigen Versammlung Eingeladenen fehlen nur Herr Paul Singer, Mitglied des Reichstags, der sich die Zunge verrenkt hat und deßhalb leider nicht kommen kann, und Herr Freiherr v. Manteuffel. Der Freiherr ist mir persönlich bekannt, er entschuldigt sich mit enormer Arbeitsüberhäufung. (Bravo!) Und Sie können ihm das glauben — fehlte er doch sogar auf unserem letzten Diner, die er früher nie versäumte. Freiherr v. Manteuffel ist nicht nur ausersehen für den Posten eines Landesdirectors der Provinz Brandenburg, er ist auch Landrath des Kreises Luckau, Rittergutsbesitzer auf Krossen, Vicepräsident des Herrenhauses, Präsident des Communal-Landtages der Niederlausitz, Mitglied des Brandenburgischen Provinzial-Landtages, Mitglied der Provinzialsynode und der Generalsynode, Vorsitzender des evangelisch-kirchlichen Hülfsvereins der Mark Brandenburg, Vorsitzender der conservativen Reichstagsfraction und des Elserausschusses, Generaldirector der Land-Feuersocietät für die Kurmark und die Niederlausitz —

Ein Theilnehmer der Versammlung (unterbrechend). Ich beantrage, den Freiherrn von Manteuffel zu bitten, daß er sich einen Vollbart wachsen läßt!

Die Vorsitzende: Wie wollen Sie diesen Antrag begründen?

Der Theilnehmer: Weil ich absolut nicht begreife, woher der Mann bei seiner ungeheuren Arbeitslast die Zeit nehmen soll, sich täglich rasiren zu lassen!

Die Vorsitzende: Das Wort hat nunmehr Herr von Egidy!

Herr v. Egidy: Indem ich über das Ausbleiben unseres lieben Freundes Singer den Mantel christlicher Liebe breite — (Rufe: Zur Ordnung! Zur Ordnung! Lärm. Tischglocke der Vorsitzenden.)

Die Vorsitzende: Wünscht sonst Jemand das Wort?

Ein Genosse: Jawohl, ich. Dieser Herr hat eben mit dem Mantel christlicher Liebe auf den Jenossen Singer seine frühere Thätigkeit anjespielt, was ein zielbewußter Mann nicht zujeben kann. Jenosse Singer spielt ja ooch nich auf Soldatenmißhandlungen an, die vielleicht im früheren Rejtmente des Herrn v. Egidy, der überhaupt als Eener vom Adel nischt von der Nadel versteht — (Große Heiterkeit).

Ein zweiter Genosse: Ich beantrage: Du sollst den Namen Singers nicht unnützlich führen. (Bravo! Bravo!) Ueberhaupt, wenn ich mir die ganze Sache so ansehe und bedenke, daß Genosse Singer früher Confectionär gewesen ist, dann steigt mir der Verdacht auf, der ganze Schneiderstreik sei von den Bourgeois provocirt worden, um Singern unmöglich zu machen. (Bewegung.)

Ein dritter Genosse: Man hört so viele sich darüber aufhalten, daß Genosse Singer, der sonst immer gern seinen guten Leu-Mund zeigt, bei diesem Streik mäuschenstill bleibt. Aber meine Damen und Herren, das ist doch ganz selbstverständlich. Im Reichstage redet Genosse Singer Tag für Tag über lauter Dinge, von denen er nicht die geringste Ahnung hat, da werden Sie ihm doch gütigst erlauben, sich über die einzige Frage, von der er wirklich etwas versteht, auszuschweigen.

Digitized by Google

Professor Dr. Küster: Ethische Cultur — europäischer Fortschritt — echte Philanthropie! Menschenfreundschaft — Progresse der alten Welt — ethische Cultur! (Bravo, bravo!) In dieser Frage muß Hoch und Niedrig, Professor und Dichter, Millionär und Bettler zusammenstehen; gilt es doch die Unterstützung der Allerärmsten, die darum nicht von den Segnungen der ethischen Cultur ausgeschlossen sein sollten! (Lärmender Beifall.) Nicht durch Anwendung von Gewalt, durch sittliche Mittel, meine Herren und Damen, muß diese Frage gelöst werden. Ihnen aber, Sie bedauernswerthe Opfer socialer Mißstände, rufe ich freudig bewegt zu: Es werden Erhebungen angestellt, diese Erhebungen werden zu einem Resultate führen, und wenn Sie auch darüber verhungern sollten, so wird es doch Ihren Enkeln von höchster Wichtigkeit sein, zu wissen, auf Grund welcher Gedankengänge und wissenschaftlich festgestellter Zustände Sie verhungert sind. Den Zwischenmeistern dagegen rufe ich zu: Der Mittelstand muß erhalten bleiben (Sehr richtig! bei den Zwischenmeistern), während ich die Herren Confectionäre an das Wort Friedrich Wilhelm's I. erinnere: Man soll die Manufacturen und ihre Unternehmer in jeglicher Beziehung schützen, denn sie sind das Blut des Landes! (Begeisterte Zustimmung bei den Confectionären.)

Lehrer Tews: Hiernach beantrage ich folgende Resolution: Die heutige Versammlung wahrhafter Volksfreunde spricht den streikenden Berliner Mäntelnäherinnen ihre wärmste Sympathie aus und verpflichtet sich, mit aller Kraft dafür zu sorgen, daß ihre Lebensbedingungen aufgebessert werden. (Bravo! Die anwesenden Mitglieder des Wohlthätigen Frauenvereins St. Elisabeth umarmen gerührt die ausgehungerten Näherinnen und weinen.) Gleichzeitig spricht die Versammlung Herrn Heinrich Rickert ihren tiefsten Dank aus für die unerschrockene Bekämpfung der Margarine-Vorlage und verwirft mit Entrüstung den Gesetzentwurf gegen unlauteren Wettbewerb! (Minutenlanges Händeklatschen.)

Vorsitzende Frau Geheime Sanitätsrath Professor Dr. Schneidebein (schluchzend): Im Namen von zehntausend deutschen Frauen schwöre ich, nicht eher zu rasten und zu ruhen, als bis die Lebensbedingungen unserer mäntelnähenden, armen Schwestern wesentlich verbessert worden sind! Wir wollen unser letztes Hab' und Gut opfern, wollen, thut es noth, wie die Frauen Carthago's und des Befreiungskrieges unser Haupthaar abschneiden und verkaufen, um ihnen zu helfen! (Applaus und Thränen.)

Frau Bankier Tulpenstengel (begeistert): Ich reiße mir das Haar noch heute vom Kopfe — ich habe mir überhaupt schon lange eine neue Garnitur gewünscht —

Frau Director Nulpe (an ihrer Frisur zerrend): Hier ist auch meins — ich habe zwar die letzte Rate noch nicht bezahlt —

Frau Commerzienrath Muthigmann (flammend): Reißt mich in Stücke, reißt das Herz mir aus und münzet es statt Goldes! (Sie sinkt ohnmächtig nieder.)

Dritter Akt.

Am Vormittag des nächsten Tages vorm Schaufenster eines Confections-Bazars.

Frau Commerzienrath Muthigmann: Furchtbar billig, was, liebe Adelaide? Fünfundzwanzig Mark dieser Staatsmantel!

Frau Bankier Tulpenstengel: Und sieh 'mal, der mit Krimmer, dreizehn Mark fünfzig! Meine Köchin wünscht sich längst einen — ich werd' ihn ihr zum Geburtstag kaufen. Ich glaube wahrhaftig, ich kann ihn Tulpenstengel nachher ruhig mit siebzehn Mark berechnen. Ein bißchen Profit muß man haben!

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Ich wundere mich nur, wie so etwas zu solchen Preisen fertig gestellt werden kann!

Frau Commerzienrath Muthigmann: Nun, das ist ganz erklärlich! Die Leute arbeiten ja wirklich so billig, spottbillig, besonders die Mädchen —

Frau Director Nulpe: Heute morgen bestellte ich für meine Fredegunde ein wahres Pracht-Jacket, das dreißig Mark kosten sollte und nach sechzig aussieht — ich habe doch noch vier Mark abgehandelt. Der Confectionär meinte, er müsse dann freilich der Arbeiterin weniger geben —

Frau Bankier Tulpenstengel: Du, die vier Mark legen wir gleich in der Conditorei an, was?

Frau Director Nulpe: Na, meinetwegen! — Ach, Kinder, habt ihr heut' morgen den Bericht über unsere Versammlung gelesen?

Frau Commerzienrath Muthigmann: Ach, er war süß! Zu süß!

Frau Geheime Sanitätsrath Prof. Dr. Schneidebein: Alles, was recht ist, Kinder — ein paar Törtchen mit Sahne haben wir für unsere Wohlthätigkeit redlich verdient!

Frau Director Nulpe: Ach, liebe Erika! Törtchen mit Sahne sind ja schön, aber was man für die Armen thut, dafür fühlt man sich innerlich tausendmal reicher belohnt! Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Liebelei. Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler. (Deutsches Theater.) — Der Thron seiner Väter. Lustspiel in vier Akten von Fedor v. Zobeltitz. (Lessing-Theater.) — Hôtel zum Freihafen. Schwank in drei Akten von G. Feydeau. (Residenz-Theater.)

Bereits in einer Einakterfolge „Anatol", davon Reicher vor drei oder vier Jahren den Berlinern ein Häppchen zu kosten gab, hat Arthur Schnitzler die Poesie des modernen Wiener Cavalierthums bunt und graziös aufblühen lassen. Es waren das hübsch schillernde Fächelchen, erfüllt von jenem frechen und zugleich feinen Humor, der den Donauphäaken eigen ist, wenn sie über ihr Verhältniß zum Weibe philosophiren, ein Humor, der von asiatischen Elementen so wenig frei ist wie von decadenter Gedankenblässe. Die Haupt-Typen aus dem „Anatol", den leichtfertigen Bummellebemann, der es wirklich nicht bös meint, und das gutgewachsene Wiener Vorstadtbalg hat Schnitzler auch in sein neues, am Deutschen Theater mit Erfolg gegebenes Schauspiel hinübergenommen, ja, er hat sie „wörtlich abgeschrieben". Doch siegte er nicht Dank ihnen, sondern Dank der armen, kleinen Christine, dem süßen, stillen Geschöpfe, das die erste Liebe so unnennbar selig macht und das nothwendig zu Grunde gehen muß, sobald sie erkennt, daß der Liebste nicht ihr allein gehört und einer Andern mehr als ihr zu opfern im Stande ist. Daudet wußte solche Mädchenblumen mit köstlicher, mit reifer und doch keuscher Kunst zu zeichnen; von ihm hat Herr Schnitzler mehr als von der Wirklichkeit, der laut gepriesenen I, gelernt.

Der Vorgang, um den sich das Blüthengewinde seelischer Schilderungen rankt, ist einfach genug. Herr Fritz, dem es an Geld und Zeit nicht mangelt, amüsirt sich mit dem Töchterchen eines alten Theatermusicus: erst hatte er nur ganz flüchtiges Getändel im Sinne, aber allmälig, als er die Reinheit und die rührende, innere Lieblichkeit des Mädchens aus dem Volke erkennt, als er die Süße ihrer jungfräulichen Leidenschaft kostet, fesselt es ihn enger an sie. Er ist in der weichen Sumpfluft dieser leichtfertigen Stadt Wien aufgewachsen, die, ob sie gleich von politischen und socialen Kämpfen wilder als irgend eine andere Großstadt der alten Welt zerrüttet wird, noch immer als das Paradies lebenslustiger junger Leute der Gesellschaft gelten darf. Sein Vergnügen war ihm allweil höchstes Gesetz: wie dem wackeren Heinrich Heine genügte ihm, um etwaige moralische Kateridee niederzuschlagen, ungefähr das Bewußtsein, nirgendwo der Erste gewesen zu sein. Denn die jungen Leute Wiens ähneln nicht im Geringsten dem Gajus Cäsar. Während er Christine caressirt, hängt er noch, widerwillig zwar und voller Bedenken, in den Banden einer stolzen Ehefrau. Sein persönliches Pech will es, daß der Gebieter des schönen Dämons hinter das G'spusi kommt und ihn im Duell niederknallt. Christine, die die Gewißheit des Todes ihres Geliebten und die Gewißheit, daß er sie getäuscht und verraten hat, nicht ertragen kann, stürzt sich aus dem Fenster ihrer Dachstube.

Es giebt einen dramatisch ungemein wirksamen Augenblick in dem Stücke, das ist die Scene, in der der betrogene Ehemann in die ausgelassene, kindisch-frivole Lustigkeit der vergnügten jungen Leut' einbricht, finster, drohend und doch vollendet vornehm, die Nemesis im modischen Gewand des Gentlemans aus der Inneren Stadt. Daß dieser Auftritt einen so starken Effect hervorbrachte, dies auf der Bühne unsäglich oft dagewesene, persönliche Eingreifen des rachesuchenden Gemahls, liefert einen starken Beweis für Schnitzler's theatralische Begabung, für sein Vermögen, durch das kunstvolle Betonen und Entwickeln der begleitenden Umstände Alltägliches bedeutsam, groß, tragisch zu machen. Wenn es ein Programm und ein Ziel des Realismus in der Literatur giebt, dann liegt es in dieser Forderung umschlossen.

Zum Erstaunen fein ist die Kunst des Autors, Christinens Liebe und ihr verborgenes Glück von immer neuen Seiten zu beleuchten, das Treiben und Wollen aller Anderen ausschließlich zur Erklärung und Entfaltung ihres Charakters zu benutzen. Der Verfasser des „Anatol" ist ein viel zu wienerisch-witziger Kopf, als daß er sich damit begnügen könnte, nur Dichter zu sein, sich ganz der Seelensyntheſe zu widmen. Er geistreichelt etwas Erkleckliches zusammen und philosophirt wie ein Dumas vom Allergrund, aber sehr geschickt sind diese Aperçus und Bonmots dahin gestellt, wo die innere Handlung Ruhepunkte verlangt. So entrollt sich langsam, in gedämpften Farben und matten Tönen, dabei doch voll Frische und Lebenswahrheit, das Schicksal der kleinen, stillen Vorstadtprinzessin. Das Frühlingsglück, das ihr geworden, ihre uneingestandene Furcht, es müsse vergehen, wie es gekommen ist, alle die lieben Schmerzen und Freuden magdlicher Leidenschaft; dann der aufkeimende Argwohn, die wachsende Angst und schließlich, als Alles entschieden ist, das Erwachen der schweigsamen Aengstlichen, die nun plötzlich erschütternde Worte für ihr Weh findet und volle Klarheit über ihr zertrümmertes Leben — das ist mit Dichterhand geschaffen, mit Dichtersinnen ausgedacht. Holdseligste, allerpersönlichste Lyrik vergoldet dies Trauerspiel, das doch in reifer Objectivität, ein rundes Kunstwerk, seinesgleichen unter den Schöpfungen der Jüngeren sucht.

Schnitzlers Begabung allzu hoch anzuschlagen und ihm eine rasch aufsteigende, künstlerische Laufbahn zu prognosticiren, wäre bei alledem vom Uebel. Die „Liebelei" bringt eigentlich nur eine originale und dementsprechend auch ursprünglich wirkende Figur: den Vater Christinens,

Digitized by Google

den morschgewordenen Alten, der so viel von des Lebens Bitternissen erfahren hat, daß er seinem zärtlich geliebten Kinde das bischen Jugendglück nicht mißgönnen mag, es ihr in seiner Schwäche und Haltlosigkeit auch nicht verwehren könnte. Den übrigen Personen des Stückes sind wir ausnahmslos schon begegnet, wenn nicht bei andern Dichtern, so doch bei Schnitzler selbst. Er gewinnt ihrem Wesen auch keine neuen Seiten ab, seine Eigenart erschöpft sich in der liebevollen, geist- und poesiereichen Schilderung des Zuständlichen. Er ist kein Zeichner, er ist ein Maler. Ganz zweifellos hätte er seinem Stoffe machtvollere, ergreifendere Conflicte entwachsen lassen können, aber über gefährliche Tiefen gleitet er, der sich der Grenzen seines Könnens wohl bewußt ist, mit leichtem, weltmännischem Lächeln fort. Rauheiten und Roheiten, die der große Seelenkünder nicht hätte vermeiden dürfen; tauchen in diesem Liede aus Moll nirgends auf; nur ihre Gespenster schauen manchmal secundenlang hinein. —

Hoffnungen an das Erstlingswerk eines Autors zu knüpfen, der nicht gleich einen scharfgeschnittenen Charakterkopf und das Gepräge ureigensten Geistes zeigt, ist ohnehin ein gefährliches Unterfangen. Welche Erwartungen hefteten sich nicht an den ersten Schritt, den Fedor v. Zobeltitz auf die Bretter that! Freilich war er kein junger Mann mehr, als er sein „Ohne Geläut" aufführen ließ, freilich hatte er sich schon in Familienblättern und andern Talentmordanstalten einigermaßen ausgeschrieben, aber dennoch verdiente sein Wurf hohen Respect — wenn auch nicht achtzehn Augen, so lagen doch sicher über zwölf da! Leider wurde das Stück, das neben dem Premièren-Erfolg eine ziemlich gute Presse gehabt hatte, mit einer Fixigkeit wieder abgesetzt, die überall sonst, nur im Lessing-Theater nicht, verblüfft hätte. Und Herr von Zobeltitz war geneigt, an dem materiellen Mißerfolge weniger dem bei fremden Autoren allzu ungeduldigen Herrn Director als sich selber Schuld zu geben.

So schied er denn vom literarischen Schauspiel, und schrieb eine Lustspiel genannte Posse. Aber die Moser und Schönthan sind Kerle von einer ganz eigenen Rasse; wer's ihnen nachmachen will, muß mit Kotzebue näher verwandt sein als es der Verfasser des „Thrones seiner Väter" ist. Und auch diese nahe Verwandtschaft mit Kotzebue ist eine Gottesgabe. Wer die fingerfertige Possentechnik nicht mit auf die Welt bringt, der kriegt sie nie. Herr v. Zobeltitz hat im Schweiße seines Angesichtes zwei nicht üble Akte ausgetüftelt und hat so lange an ihnen herumgefeilt, bis sie, oberflächlich betrachtet, die lüderliche Gewandtheit seiner Vorbilder ganz gut imitirten. Dann jedoch ging ihm der Athem aus und das um so mehr, als er durchaus den Abend füllen und vier Aufzüge liefern wollte. Die Mär von Christian XXVIII., Graf von Hegenau-Samst, der auch Freiherr von Brasewitz und zur Linden ist, läßt sich deßhalb Anfangs ganz erfreulich an. Für den jungen Erbherrn, den der Tod des ehrwürdigen Monarchen von Hegenau zur Thronfolge beruft, handelt es sich darum, ob er wirklich Jemand von Gottes Gnaden werden oder lieber der Souveränität entsagen und sein Trudchen, die bloß Comtesse ist, heirathen will. Denn wenn er das Herrscheramt antritt, ist Trudchen ihm unebenbürtig geworden und er kann sie höchstens zur linken Hand heirathen, was aber der Papa Graf, der in seiner Art auch stolz ist, durchaus nicht will und unter keiner Bedingung zugeben wird. Christian XXVIII. entscheidet sich für die Comtesse und läßt die Krone fahren, und das ist um so vernünftiger von ihm, als im letzten Akte ohnehin ein Telegramm eintrifft, dem zu Folge Preußen Hegenau annectirt hat. Der Geisteskampf des präsumptiven Thronerben, der Scepter und Trauring abwägt, wird mit gutem Humor durchgefochten, und von wirklicher Komik erfüllt ist die Scene, in der Christian sich des Anblicks eines echten zukünftigen Unterthanen erfreuen darf: seines neuen Burschen, der daheim dem Schlächtergewerbe obliegt. Da sich um den Thron Hegenau's wie um Lippe zwei Linien zanken, da sich zahlreiche Schmarotzer, Streber und Kleber, hastig an den neuen Fürsten herandrängen, da ferner das gesammte Officierscorps die bevorstehende Duodezallmacht des guten Kameraden freundschaftlichst ironisirt, Christian sogar selber Bedeutendes in der Verspottung seiner neuen Würde leistet, so ergiebt sich allerhand witzelndes, liberales Geplauder, das man im Parkett gern anhörte, so seicht es war und so wenig funkelnagelneu die Scherze anmuteten. Doch reichte entweder die satirische Kraft des Autors nicht hin, den Gegenstand behend genug zu wenden, oder der Stoff war wirklich nicht ausgiebig genug — kurz und gut, Herr v. Zobeltitz sah sich genöthigt, im weiteren Verlauf der Sache weder kurz noch gut zu sein. Einigermaßen amüsant darf vielleicht noch die derbe Verspottung der Friedensliga und ihrer ältlichen Vorsitzenden genannt werden, die sich im Garnisonstädtchen aufgethan hat und Christian XXVIII., der ganze 28 Mann Contingent stellen muß, in beweglichen Worten den Segen sofortiger Abrüstung darlegt. Was aber sonst noch an komischen Situationen im Stücke vorkommt, bringt den Zuhörer in die verzweifeltste Situation; eine mehrfach gestörte Whistpartie, deren Theilnehmer schließlich in den Stall getrieben werden, und zwei trübselige Brautpaare — außer Christian und Trude — sind mir noch in besonders unangenehmer Erinnerung.

Das Residenz-Theater hat mit seinem neuesten Schwanke, dem „Hôtel zum Freihafen" aus der verwegenen Feder Georges Feydeau's, beträchtlich mehr Glück gehabt. Feydeau ist berufen, den alternden Bisson abzulösen, obgleich er nicht entfernt über die satirische Kraft des Mannes der Familie Pont-Biquet verfügt; er sucht ihn und alle Vorgänger durch Zanlonkomik wildester Art zu übertrumpfen. Auch durch sexuelle Frechheiten, von denen wir in der Bearbeitung für Berlin dies Mal freilich kaum ein winziges Tröpfchen zu schmecken bekamen. Was in dieser Beziehung das Pariser Original bietet, geht auch für Kindesblick klar aus dem Titel und der simplen Handlung hervor. Ein Provinzveilchen läßt sich vom Galan heimlich mit auf den Oper-Maskenball nehmen, im „Hôtel zum Freihafen" quartiert sich das Pärlein ein, und es ist selbstverständlich, daß dort gleichzeitig eine Anzahl guter Bekannter der Beiden logirt. Nicht genug daran: der Gatte des Weibchens ist officiell nach Paris befohlen worden, um ein spiritistisches Räthsel zu lösen, das klopfgeisterhaft dem Freihafen-Hôtel aufgegeben worden ist; so schläft der Gemahl unter einem Dache mit seiner Eheliebsten. Der zweite Akt stellt sich dann als ein einziger, wie ein Kreisel zu immer verrückteren Sprüngen angepeitschter Requisitenscherz dar: ein Hôtelcorridor, auf den alle Zimmer münden; Alexander und Pansa, die beständig auf der Treppe liegen und an Gelenkigkeit jeden Clown beschämen würden, wenn sie es nicht schon an rasender Komik thäten — schlimmer, lustiger und wilder, sollt' man meinen, könnte es nicht kommen, aber der Wirbelspaß, über dessen Einzelheiten man sich Anfangs vor Lachen ausschüttete, mußte zuletzt ermüden, ja anekeln, und die am besten gefüllten Knallerbsen versagten ganz. Unglaublich wenig wähleriſch in seinen Mitteln, stellenweis beschämend ordinär — auf diese Censur darf Herr Feydeau wohl Anspruch machen, originell ist er in seinem Marionetten-Schwank so wenig gewesen, wie Bisson im „Hals über Kopf". Es erinnert der Aufbau des zweiten Aktes gar zu sehr an die stammverwandte Idee in Fernand's Ehecontract, und der Notar, der bei Regenwetter zu stottern beginnt, ist eine recht triste Parodie der Helden Bisson's, denen jede unerlaubte Liebschaft organische Störungen bringt. In die Arenen der goldenen Stadt Rom, deren man sich jetzt auch in Nichtgladiator-Kreisen gern wieder zu erinnern scheint, hätte die neue Pariser Schwankkunst besser als auf unsere modischen Bühnen getaugt.

Notizen.

Benedikt Broemel. Von Alois Wohlmuth. (München, Ackermann Nachfolger.) Der bekannte Münchner Hofschauspieler, der schon allerlei kleinere literarische Versuche veröffentlicht hat, giebt hier sein erstes größeres Werk. Wir möchten ihm rathen, doch lieber wieder zu seinen Skizzen zurückzukehren, denn zu einem Romanschriftsteller hat er offenbar gar kein Talent. Schon die Handlung leidet an Unmöglichkeiten. Da sollen wir uns für die Lebensgeschichte eines Idealisten erwärmen, der im Leben ohne Zweifel verkommen würde, aber hier nach allen möglichen dummen Streichen plötzlich ein berühmter Mann wird und, wie im Märchen, seine Jugendgeliebte heimführt. Die Geschichte ist breit ausgesponnen, um sich dann gegen den Schluß in die bloße Skizze zu verwandeln. Immerhin kann man dem Verfasser zugeben, daß er seinen Helden hübsch charakterisirt und mit fein beobachteten Zügen ausstattet. Diese behagliche Schilderungslust verleitet ihn allerdings manchmal wieder zu störenden Abschweifungen, wie in der Schilderung einer Zeitungsfrau, die mit der übrigen Geschichte nicht das Geringste zu thun hat. Und gerade in dieser Skizze — und fast nur hier — zeigt sich des Verfassers eigenstes Talent, das der liebenswürdigen Plauderei.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Von einer angesehenen thätigen **Leipziger Verlagsbuchhandlung** werden aussichtsreiche

Manuscripte

unter coulanten Bedingungen zu erwerben gesucht. Angebote unter **G. 830** durch **Rudolf Mosse, Leipzig** erbeten.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

HANS VON BÜLOW
Briefe und Schriften
herausgegeben von
Marie von Bülow.
I. Briefe.

Band I u. II mit Bildnissen und Faksimilen. *M* 10.—, geb. in Leinw. *M* 12.—, in Halbfranz *M* 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände „Briefe" vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet. Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Eduard von Hartmann's
Philosophie des Unbewussten.
Zehnte Auflage.
3 Bde. gr. 8°. Geh. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebd. 19 M. 50 Pf.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verzeichniss **sämmtlicher philosophischer Werke Eduard von Hartmanns** sendet gratis und franco

Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig,**
früher Fr. Manke's Verlag.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten.
Herausgegeben von **Theodor Schiemann.**
Sechster Band:
Michail Bakunins
Sozial-politischer Briefwechsel
mit
Alexander Iw. Herzen und Ogarjow.
Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Professor **Michail Dragomanow.**
Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. **Dr. B. Minzès.**
Preis geheftet 6 Mark.

Die vertrauliche Korrespondenz Bakunins, des Begründers der internationalen Anarchistenpartei, mit seinen Freunden darf den Anspruch erheben, als ein Denkmal der sozialen Krankheitsgeschichte der Gegenwart eine Lücke in unserer Kenntnis auszufüllen, die ohne diese Briefe nie hätte geschlossen werden können.

Man darf wohl erwarten, daß diese heute besonders aktuelle Publikation in weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Stellung dazu muß jedenfalls jeder nehmen, der an den sozialen Problemen der Gegenwart nicht gedankenlos vorübergehen will.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 29. Februar 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Beschränkung des Terminhandels. Von Justizrath A. Seger. — Die neuere Entwickelung der Graphologie. Von Hans H. Busse (München). — **Literatur und Kunst.** Ein Shakespeare-Katechismus. Von Professor Ludwig Büchner. — Ein Engländer über Richard Wagner. Von Arthur Drews. — **Feuilleton.** Das Andantino. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Der heilige Assessor. Von Prinz Vogelfrei. — Eine Tragödie in Farben. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die Beschränkungen des Terminhandels.

Von Justizrath A. Seger.

In dem Börsenreform-Gesetzentwurfe, welcher dem deutschen Reichstage vorliegt, ist der vierte Abschnitt (§§ 45—66) dem „Terminhandel" gewidmet. Die darin gegebenen Bestimmungen sind ein neuer gesetzgeberischer Versuch, den Ausschreitungen oder Uebertreibungen der Speculation im Börsenverkehr in wirksamer Weise entgegenzutreten. Ob dieser Versuch das Richtige getroffen hat und ob derselbe in allen Theilen die Billigung des Reichstages in seiner jetzigen Zusammensetzung finden wird — erscheint sehr fragwürdig.

Daß bloße Verbote in dieser Richtung so gut wie gar keinen Erfolg haben, beweist die geschichtliche Erfahrung, die man damit seit nahezu drei Jahrhunderten gemacht hat, zur Genüge. Die ersten Maßnahmen gegen das Börsenspiel ergriffen schon die Niederländer im Jahre 1616, wo sie durch ein Edict den Blancoverkauf von Actien verboten. Die praktischen Erfolge dieses Edictes waren ohne jeden Belang. In England erklärte eine Verordnung vom Jahre 1697 alle Abschlüsse, die einen längeren Termin als drei Tage vorsahen, für null und nichtig. Sodann untersagte die Barnard's-Acte vom Jahre 1734 alle Prämienabschlüsse in Fonds, ebenso die Regulirung der Fondsgeschäfte durch bloße Differenzzahlungen und den Blancoverkauf von Fonds. Auch dies Gesetz hat mit seiner Specialisirung der verbotenen Geschäfte eine ganz minimale Bedeutung für den Börsenverkehr gehabt und einen wirklichen Einfluß darauf nicht zu gewinnen vermocht. Ein Hauptgrund für seine Bedeutungslosigkeit lag schon darin, daß in England die gerichtliche Verfolgung von Ansprüchen aus Börsengeschäften den Mitgliedern der Börse allgemein nicht gestattet war, es also von vornherein gegenstandslos erschien, für Specialgeschäfte eine Ausnahmestellung vorzusehen. Dazu kam aber noch, daß sich eine einschränkende Interpretation sehr bald geltend machte und die Praxis das Verbot lediglich auf ausländische Papiere bezog. Man hob daher schon im Jahre 1800 das ganze Gesetz als nutzlos wieder auf.

Wenn nun auch noch in neuerer Zeit durch die Leemans-Acte vom Jahre 1867 wiederum der Versuch gemacht worden ist, durch das Verbot des Blancoverkaufs von Bankactien eine Einschränkung der Börsenspeculation zu erzielen, so muß auch dieses Beginnen als ein völlig erfolgloses bezeichnet werden. Ebenso wirkungslos haben sich die gesetzgeberischen Anstalten erwiesen, die Frankreich in derselben Richtung gemacht hat. Hierher gehören: eine Verordnung vom Jahre 1724, welche den amtlichen Börsenmaklern die Vermittelung von Geschäften in Werthpapieren ohne Hinterlegung der Stücke oder des Kaufpreises unter Strafandrohung verbot; ferner die Verordnungen aus den Jahren 1785 und 1786, welche alle Zeitgeschäfte ohne Depots für nichtig erklärte.

Auch der Artikel 1965 des Code civil — wonach Spiel- und Wettverträge nicht klagbar sind — und die Artikel 421, 422 des Code pénal — welche den Abschluß von Wetten über Steigen und Fallen der Kurse sowie Zeitgeschäfte ohne Deponirung der Werthe mit Strafe bedrohen — sind hierher zu rechnen. Die Rechtsprechung war in der Anwendung dieser Gesetze eine ganz unsichere und schwankende. Je nach der Richtung der Zeit nahm sie eine mildere oder strengere Form an. Seit dem Ende der vierziger Jahre gelangte die Praxis dahin, in der Hauptsache alle Zeitgeschäfte für giltig und klagbar anzusehen, sofern dabei die erkennbare Absicht der Vertragschließenden auf wirkliche Lieferung der Kaufgegenstände oder Zahlung des vollen Kaufpreises gerichtet war. Die neueste Regelung dieser Verhältnisse brachte das Gesetz vom 28. März 1885. Seine Entstehung verdankte es im Wesentlichen der Börsenkrisis vom Jahre 1882, wo viele unsolide Speculanten sich ihren Verpflichtungen durch Berufung auf den oben gedachten Artikel 1965 des Code civil entzogen hatten. Nach dem Gesetze vom 28. März 1885 sind alle Zeitgeschäfte in öffentlichen und sonstigen Effecten, in Lebensmitteln und Waaren jeder Art als gesetzlich anerkannt, die Artikel 421, 422 des Code pénal, sowie die alten Verordnungen des vorigen Jahrhunderts von 1724, 1785 und 1786 aufgehoben. In Kraft geblieben ist nur noch der Artikel 419 des Code pénal, nach welchem das Heraufreiben oder Herabdrücken der Preise oder des Effectenkurses durch Verbreitung von falschen Thatsachen und Verleumdungen strafbar ist. In Preußen sind die Zeitgeschäfte nur für einzelne Werthpapiere verboten worden, so im Jahre 1836 für spanische Effecten, im Jahre 1840 für alle ausländischen Papiere, 1844 für Eisenbahn-Promessen und Interimsscheine. In Oesterreich ist nach dem Börsengesetz von 1875 die Einrede, daß dem Zeitkaufe ein als Wette oder Spiel anzusehendes Differenzgeschäft zu Grunde liegt, in Processen aus Börsengeschäften unzulässig, und auch nach der deutschen Praxis sind Zeitgeschäfte giltig und klagbar, wenn nicht die Parteien

Digitized by Google

bei ihrem Abschlusse die Differenzzahlung als die allein zulässige Erfüllungsart ausdrücklich vereinbart haben, ein Fall, der äußerst selten eintreten wird. Hiernach ist in allen größeren und höher entwickelten europäischen Staaten das Zeitgeschäft giltig und klagbar.

Diesem auch an sich durchaus richtigen Standpunkte durch ein neues Verbotgesetz entgegenzutreten, wäre verfehlt gewesen. Der Börsengesetzentwurf hat demgemäß auch diesen Weg nicht eingeschlagen, sondern versucht das Ziel, den Uebertreibungen der Börsenspeculation zu begegnen, auf ganz neuen, seither unbetreten gebliebenen Bahnen zu erreichen. Er hat hierzu keine allgemeinen Verbote zu Hülfe genommen, sondern will seinen Zweck durch eine objective und subjective Beschränkung der Geschäfte selbst erreichen: objectiv durch Begrenzung der dem Terminhandel unterworfenen Waaren und Effecten, subjectiv durch Einschränkung der persönlichen Geschäftsfähigkeit. Der objectiven Beschränkung dient die Vorschrift des § 46 des Entwurfs. Dieselbe nimmt den Börsenorganen zwar nicht das Recht, über die Zulassung von Werthpapieren oder Waaren zum Terminhandel zu bestimmen, aber sie ermächtigt doch einen andern, durchaus unabhängigen Factor, nämlich den Bundesrath, allgemeine Anordnungen zu treffen und im Falle des Aufeinanderstoßens von Interessen der Börse und der außerhalb derselben stehenden Erwerbszweige untersagend und regelnd einzugreifen. Die Bedingungen, von welchen der Bundesrath den Börsenterminhandel in Waaren und Werthpapieren abhängig zu machen in der Lage sein soll, können allgemeiner Natur sein, wie schon von der Börsen-Enquêtecommission vorgeschlagen war, oder einen speciellen Handelsgegenstand betreffen. Die Gestaltung der Einzelvorschriften soll dem Ermessen des Bundesrathes überlassen bleiben. Gebunden ist er nur durch die Vorschrift des § 49, insofern, als die Zulassung von Waaren nur erfolgen darf, nachdem berufene Vertreter der betheiligten Erwerbszweige gutachtlich gehört sind. Dieses Gutachten soll sich auch auf die Bedingungen des Terminhandels, insbesondere auf die Lieferungsbedingungen erstrecken. An den Inhalt des Gutachtens sind weder die Börsenorgane noch der Bundesrath gebunden. Eine weitere Neuerung enthält der Entwurf in dem zweiten Absatz des § 46 über die Beschaffenheit des Getreides als Lieferungsgegenstandes:

> „Die Lieferungsqualität des im Börsenterminhandel zu liefernden Getreides kann, nach Anhörung von Vertretern der betheiligten Erwerbszweige, von dem Bundesrathe oder, soweit er von dieser Befugniß keinen Gebrauch gemacht hat, von der Landesregierung festgestellt werden."

Durch diese Vorschrift hat namentlich den Klagen Rechnung getragen werden sollen, welche aus landwirthschaftlichen Kreisen über den zeitigen Zustand der Getreidebörse erhoben worden sind und eine unrichtige Preisbildung aus dem Umstande folgern, daß gegenwärtig der Kreis der lieferbaren Getreidesorten bald zu weit und bald zu eng gezogen, daß der Preis ersterenfalls zum Schaden der Producenten übermäßig gedrückt, anderenfalls zum Schaden der Consumenten übermäßig getrieben werde.

Die subjective Beschränkung des Terminhandels besteht nach dem Entwurfe in der Fernhaltung von Elementen, welche das Geschäft lediglich zur Befriedigung ihrer Speculationslust benutzen und ausbeuten wollen.

Diese Fernhaltung soll nach dem Vorschlage der Börsen-Enquête-Commission durch die Einführung eines Registers erreicht werden, in das Jeder, der zum Abschluß von Börsengeschäften rechtlich fähig sein will, sich gegen Erlegung einer Gebühr eintragen lassen muß. Es wird damit also eine besondere Gattung von Börsen-Rechtsfähigkeit geschaffen, etwa in der Art, wie in früheren Zeiten eine besondere Wechselfähigkeit bestand, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß die neue Börsenrechtsfähigkeit lediglich durch einen formellen Akt herbeigeführt wird, während die alte Wechselfähigkeit an den Unterschied der Stände anknüpfte und von formellen Erfordernissen unabhängig war. Zur Begründung des neuen Instituts geben die Motive nachstehende Ausführung: „Wer eine wirthschaftlich berechtigte Veranlassung hat, sich des börsenmäßigen Terminhandels als eines Mittels zur Erleichterung und Sicherung seiner geschäftlichen Unternehmungen dauernd oder für wichtige Einzeltransactionen zu bedienen, wird und kann ohne Bedenken dazu schreiten, seine dahingehende Absicht durch den formellen Akt des Eintragungsaktes zu bekräftigen und zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, während gerade die Nothwendigkeit, mit dem Vorhaben der Betheiligung am Termingeschäfte vor die Oeffentlichkeit zu treten, einen großen Theil derjenigen zurückhalten wird, welche den Terminhandel nur zur Erlangung eines Spielgewinnes verwerthen wollen. Daneben wird das Erforderniß einer für den Einzelfall erheblichen, dagegen die dauernde Antheilnahme am Terminhandel nicht übermäßig belastenden Gebühr dazu beitragen, von unüberlegter Eintragung abzuhalten und besonders dem weniger Bemittelten eine heilsame Schranke aufzurichten. Das System des Registerzwanges bietet aber ferner den im Interesse der Handelswelt hoch anzuschlagenden Vortheil, klare und sichere Rechtsverhältnisse zu schaffen. Denn da es die Scheidung zwischen berechtigtem und unberechtigtem Handel zum Ausdruck bringen soll, so können die eingetragenen Personen auch ohne Beschränkung als zum Termingeschäft legitimirt angesehen werden, und es kann ihnen die Einrede, daß das Geschäft unter Ausschluß der Effectivlieferung nur auf die Zahlung der Differenz gerichtet gewesen sei, unbedenklich versagt werden. Während die neuere Rechtsprechung auch den berechtigten Terminhandel gefährdet und unzuverlässigen Schuldnern Auswege offen läßt, deren Benutzung der Mitcontrahent nicht hat voraussehen können, stellt das leicht zu ermittelnde Merkmal der Eintragung die rechtliche Wirksamkeit des Geschäfts unter den registrirten Parteien von vornherein außer Zweifel, und derjenige, der sich fernerhin mit einer nach den Vorschriften des Entwurfs rechtlich nicht gebundenen Persönlichkeit einläßt, bleibt nicht darüber im Unklaren, welchen Gefahren er sich aussetzt."

In dieser Begründung ist vor Allem anzuerkennen, was über die Schaffung von klaren Verhältnissen durch das System des Registerzwanges gesagt ist: der reelle Geschäftsmann ist ein für alle Mal vor den immerhin schwankenden Eingriffen der Rechtspflege geschützt, und dem unlauteren Speculanten ist die Einrede gegen rechtliche Wirksamkeit des Geschäfts entzogen.

Trotzdem wird das System scharfem Widerspruche begegnen, da jeder neue Zwang unbequem empfunden wird, und die Registrirungsgebühr als eine neue Art von Gewerbesteuer erscheint, die kein davon Betroffener mit besonderer Freude begrüßen kann. Für große Bankfirmen mag der Satz von 150 Mark keine Bedeutung haben, aber für den kleineren Fabricanten, der sich zur Sicherung des Bezuges seines Rohmaterials des Terminhandels bedienen muß, ist sie nicht so bedeutungslos.

Die Börsen-Enquête-Commission hatte den Registerzwang nur für den Waarenhandel empfohlen und zur Einschränkung des Börsenspiels in Werthpapieren an Stelle der Registervorschriften ein besonderes System von straf- und civilrechtlichen Bestimmungen vorgeschlagen. Der Entwurf hat jedoch und wohl mit Recht geglaubt, von einer solchen verschiedenartigen Behandlung der in ihrem Grunde doch gleichartigen Zeitkäufe Abstand nehmen zu müssen. Der Befürchtung, das Börsenspiel in Werthpapieren werde, durch den Registerzwang von der Benutzung des Terminhandels abgeschreckt, sich überwiegend der Form des Cassageschäfts bedienen, ist zum Theil durch das gleichzeitig eingebrachte Depotgesetz vorgebeugt.

Zur Bekämpfung der An- und Auswüchse des Börsenverkehrs enthält der Schlußabschnitt des Gesetzentwurfes eine Anzahl Strafbestimmungen, welche durch heute bestehende

Digitized by Google

Mißstände provocirt sind. Eine Ergänzung dazu bieten die Vorschriften über das ehrengerichtliche Vorgehen im Abschnitt I des Entwurfs.

Der Terminhandel ist für eine große Zahl von Handelsgeschäften, namentlich aber für die Fabrication eine unumgängliche Nothwendigkeit. Das Rohmaterial, welches zur Erzeugung in großen Mengen, zu bestimmten Zeiten zur Stelle sein muß, wenn der Betrieb nicht Stockungen erleiden soll, bedarf häufig Monate lang vor seinem Gebrauch der Lagerung, und seine Herbeischaffung muß eine gesicherte sein. Wenn man also auch von Unmuth und Entrüstung erfüllt ist über einen Weizen-Corner, wie ihn die Chicagoer Börse im Herbst 1888 in Scene setzte und der seinem Leiter drei Millionen Dollars eingebracht haben soll, oder über das Hausse-Consortium, welches im Jahre 1889 von Magdeburg aus eine Preissteigerung des Rohzuckers von 16,8 Mk. pro 50 Kilogramm bis zu 31,7 Mk. bewerkstelligte, so darf man doch nicht vergessen, daß die Börse durch allzu große Einschränkungen in ihrem Verkehr nicht beengt w.rden darf, und ihr Niedergang von weit größerem Schaden sein dürfte als die Ausartungen des Spiels und der Speculation. Es ist daher zu wünschen, daß die kleinlichen Bestrebungen, wie sie unter Anderem bei der Berathung des Margarinegesetz-Entwurfes unverblümten Ausdruck fanden, sich in den etwaigen Amendements des Reichstages oder der vorberathenden Commission nicht breit machen und das Seil zu straff spannen, so daß das Tanzen darauf gefährlich wird. Das alte deutsche Sprichwort: „Allzu scharf macht schartig" enthält eine unbestreitbare Wahrheit.

Die neuere Entwickelung der Graphologie.

Von Hans H. Busse (München).

Nahezu fünfundzwanzig Jahre sind vergangen seit jenen Tagen, da der terminus „Graphologie" zuerst gelesen und gehört wurde, da der französische Abbé Jean-Hippolyte Michon zu Paris seine Studien zur objectiven wissenschaftlich-exacten Erkenntniß des psychischen Charakters aus der Handschrift zusammenfaßte und unter jenem terminus zu publiciren begann. Nicht Alles, was Michon bot, war von ihm zuerst erkannt worden. Seine Quellen gehen bis in das Zeitalter der Renaissance und des 30jährigen Krieges zurück. Ganz bedeutende Anregungen verdankte er einigen von Lavater's Physiognomik ausgehenden Forschern, wie Moreau de la Sarthe und Abbé Flandrin; auch die Werke Edouard Hocquart's und Adolf Henze's hatten die Michon'schen Studien gefördert. Ueberhaupt lassen sich ja die Bestrebungen und Ansätze zur Erkenntniß des menschlichen Charakters auf Grund der individuell verschiedenen Handschriften verfolgen bis vielleicht zu Aristoteles. Eine vorzügliche geschichtliche Zusammenfassung jener Bestrebungen und Ansätze hat Dr. Eugen Schwiedland in der „Gegenwart" (Bd. 27. Nr. 22, p. 340/42) bereits vor nunmehr etwas über zehn Jahren gegeben. Hat Michon also auch nicht alle die von ihm unter dem terminus Graphologie zusammengefaßten und verkündigten Thatsachen der Handschriftendeutung selbstständig aufgefunden, so knüpft sich immerhin doch an sein Auftreten im Jahre 1871 die steigende Entwickelung einer wissenschaftlich-ernsten Handschriftendeutungskunde; die Zeiten des subjectiven, instinctiven, intuitiven Urtheilens — oder wie man sonst das gefühlsmäßige Erkennen bezeichnen will — sind für die Fragen der Handschriftendeutung überwunden. Michon's Wirken seit dem Jahre 1871, die Entwickelung der Graphologie nach dem Tode ihres Gründers in Frankreich und in den übrigen Ländern, vornehmlich denen deutscher Sprache, zu einem historischen Ueberblick zusammenzufassen, das dürfte gegenwärtig wohl angebracht sein.

Schwiedland's Vorgeschichte der Graphologie wurde erwähnt; sie berichtet zum Schluß hin noch in Kürze über Michon. Von ihm nun müssen wir an dieser Stelle ausgehen. —

Der Abbé Jean-Hippolyte Michon wurde am 21. November 1806 zu La Roche-Fressange, Corrèze, geboren. Er studierte Theologie, daneben beschäftigte er sich mit Geschichtswissenschaft, Botanik, Geologie und Architektur. Und mit welch' großem Erfolge sein lebhafter und südfranzösischer Geist jene Zweige des Wissens und Könnens beherrschte, dafür sprechen seine zahlreichen Werke — unter denen die „Statistique monumentale de la Charente" (1844/48 in 4^0) hervorragt — und der Bau seines wunderbaren lichtweißen Schlosses Montausier. Sein lebhafter Geist war es auch, der Michon zur Betheiligung und Fortführung der Handschriftendeutungsstudien des Abbé Flandrin reizte. Letzterer gehörte einer Art von Vereinigung höherer katholischer Geistlicher an, wozu auch der Bischof Boudinet von Amiens und wahrscheinlich der Cardinal und Erzbischof Requier von Cambrice zählten. Diese Männer gingen bei ihren Handschriftendeutungs-Bemühungen aus von den Beobachtungen, die sich in Moreau de la Sarthe's französischer Uebersetzung der Lavater'schen Physiognomik finden; auch dürften sie noch vereinzelte Nebenquellen gehabt haben. Als Michon ungefähr im Jahre 1840, also im Alter von 35 Jahren, diesem Forscherkreise näher trat, da fand er bereits diejenigen constanten Verschiedenheiten der Handschriften fixirt, die noch gegenwärtig gelten für Zeichen von Sensibilität, Herrschsucht, Gedanken-Verbindungsfähigkeit, Furchtsamkeit, Einbildungsvermögen, Ordnungssinn, Geiz, Freigebigkeit, anmaßende Eitelkeit, Kleinlichkeit und Einfachheit. Von diesen Beobachtungen ging Michon aus und fixirte im Laufe der Jahrzehnte zahlreiche weitere Einzelbeobachtungen, wobei ihm wohl oft Aeußerungen des gleichzeitigen Deutschen Adolf Henze angeregt haben mögen. Ueber dieses Thatsachensammeln einer rohen Empirie ist Michon nicht eigentlich hinaus gekommen.

In den sechziger Jahren machte Michon die Bekanntschaft des berühmtesten Vertreters der Chiromantie. Man sieht, wie der Beginn der Graphologie mit den Zweigen der „occulten Wissenschaften" verbunden ist, und man begreift in Folge dessen auch das Mißtrauen und den Spott wissenschaftlich-geschulter Männer gegenüber den Behauptungen der Michon'schen Graphologie. Diese bot eben nur sogenannte Thatsachen, denen jede nähere Erklärung fehlte, die durch keinerlei Experimente bewiesen waren, und die endlich in einer Systematisirung vorgebracht wurden, die jeder einigermaßen psychologisch-gebildete Mensch belächeln mußte.

Desbarrolles, der Händedeuter, interessirte sich natürlich sehr für Michon, den Handschriftendeuter. Obschon das Umgekehrte nicht gerade der Fall war, so ging Michon dennoch eine Verbindung mit Desbarrolles ein, da dieser die Herstellungskosten eines ersten graphologischen Werkes Michon's zu bestreiten versprach. Durch den siebziger Krieg und daraus resultirende pecuniäre Schwierigkeiten von Desbarrolles wurde die Publication des Werkes verzögert bis zum Jahre 1872, wo es endlich erschien unter dem Titel: „Les Mystères de l'Écriture etc. par A. Desbarrolles & Jean-Hippolyte". Michon, der die eigentlichen Ausführungen geschrieben hatte, wählte als Pseudonym seine Vornamen; aus Desbarrolles' Feder stammt nur die einige siebzig Seiten große Einleitung. Trotzdem versuchte Letzterer sich den Ruhm, die Graphologie gegründet zu haben, anzumaßen. Lange Auseinandersetzungen folgten, deren Ende ein Bruch der beiden Männer war. Die Thatsache, daß Desbarrolles fürderhin nichts Graphologisches mehr publicirte, während Michon innerhalb der nächsten zehn Jahre die sechs grundlegenden Werke der graphologischen Literatur veröffentlichte, widerlegt die Anmaßungen Desbar-

Digitized by Google

rolles' genügend. Aber schon vor Erscheinen jenes vielumstrittenen Werkes, noch im Jahre 1871, hatte Michon bereits selbstständig eine anderweitige Publication der Graphologie begonnen.

Im November dieses Jahres erschien die erste Nummer einer graphologischen Fachzeitschrift unter dem Titel „Journal des Autographes"; dieser Titel wurde mit Nr. 15 (vom März 1872) geändert in „La Graphologie", unter dem sie noch gegenwärtig erscheint. Außerdem hielt der eifrige Abbé noch im November 1871 seinen ersten öffentlichen Vortrag über Graphologie.

Es folgten Jahre des Kampfes, denn Spott und Vorurtheile begrüßten den „Gründer einer neuen Wissenschaft". Michon aber ward es nicht müde, öffentliche graphologische Vorträge und Consultationen abzuhalten, privatim und in seiner Zeitschrift Handschriften zu beurtheilen und so einen Saulus nach dem andern zum Paulus zu machen, von denen dann Mancher zum eifrigen Schüler des Meisters wurde.

Die Schriftstellerin Emilie de Vars gilt für die bedeutendste von Michon's Schülern. Bereits im Jahre 1873 veröffentlichte sie in der Zeitschrift eine Arbeit „De la Graphologie dans ses rapports avec la Psychologie et la Littérature". Einige Jahre später erschien ihr einziges selbstständiges, fachwissenschaftliches Werk, die „Histoire de la Graphologie". Diese „Geschichte" konnte natürlich nur eine Vorgeschichte der Graphologie und eine Propaganda-Schrift der Bestrebungen und Arbeiten Michon's sein. Die letzte (3.) Auflage der de Vars'schen „Histoire" erschien im Jahre 1879 mit einem Vorwort Michon's: — Emilie de Vars war im Mai 1877 gestorben.

Inzwischen hatte Michon das grundlegende „Système de la Graphologie etc." publicirt (gegenwärtig 12. Auflage). Und daß dieses, wie auch die Vorträge und Consultationen die Vorurtheile zerstörten und Erfolg hatten, dafür sprechen schon kleine Raubpublicationen wie die von Bouvery (1874) und von Riols (1875). Die folgenden graphologischen Werke Michon's sind vor Allem: „Méthode pratique" (gegenwärtig 7. Auflage), „Histoire de Napoléon d'après son écriture", „Dictionnaire des notabilités contemporaines jugées d'après leur écriture" (unvollendet), und eine Denkschrift über die gerichtliche Bedeutung der Graphologie. Diese Denkschrift knüpft an einige Testament- und sonstige Fälschungsprocesse, in denen es sich um große Summen handelte und die entschieden wurden auf Grund von Michon's graphologischen Gutachten. Diese Processe haben denn auch ganz hervorragend zum Bekanntwerden der Graphologie beigetragen. Ein Kreis von Schülern und Anhängern bildete sich in den letzten siebziger Jahren um Michon, so daß dieser zur Gründung einer „Société de Graphologie à Paris" schreiten konnte. Am 8. Mai 1881 starb Michon im Alter von 74 Jahren.

Verschiedene wichtige Werke wurden nicht vollendet, so eine „Étude graphologique de la folie"; doch bot das, was vollendet vorlag, überreiches Material zur Weiterentwickelung der Graphologie in der Richtung exacter Wissenschaftlichkeit. Thatsachenfixirungen nur konnten hier den Anfang machen. Die Forschungen der letzten Jahre aber haben auch noch dargethan, daß selbst ein großer Theil der Michon'schen Beobachtungen einseitig gedeutet wurde, und dieses wiederum mit bald zu enger, bald zu weiter Werthung; die Vorbedingungen einer wissenschaftlichen Graphologie fehlten: eine exacte Handschriftenanalyse und eine ebensolche Analyse dessen, was wir psychischen Charakter des Menschen nennen.

Nach Michon's Tode fand die Graphologie Frankreich's ihre officielle Vertretung in dem Advocaten Adrien Varinard, der die Leitung der Zeitschrift „La Graphologie" übernahm und zum Präsidenten der „Société de Graphologie" gewählt wurde. In dieser seiner Eigenschaft als Nachfolger Michon's schrieb er zunächst eine Biographie, des letzteren „J. H. Michon Fondateur de la Graphologie, sa vie et ses œuvres" und veröffentlichte sodann noch im Jahre 1884 einen recht mittelmäßig compilirten „Cours de Graphologie en 7 leçons". Seine „Regierung" bezeichnet entschieden eine Niedergangsperiode der kaum ins Leben getretenen Graphologie.

Um die Wende der Jahre 1885/86 tritt endlich ein erneuter und bedeutungsvoller Aufschwung ein. J. Crépieux-Jamin veröffentlicht seinen „Traité Pratique", Héricourt publicirt in der Revue philosophique eine erste Abhandlung über Graphologie, und der Schriftsteller Gustave Bridier stellt Experimente an zur Prüfung und zum Beweis der graphologischen „Gesetze".

Wenn wir einer jungen Dame in der Hypnose die Suggestion geben, sie wäre wieder ein achtjähriges Kind, und wir bitten sie dann, ihren Namen zu schreiben, so zeigt die so modificirte Handschrift alle Zeichen der Offenherzigkeit und kindlichen Unbeholfenheit. Geben wir einem willenschwachen hypnotisirten Menschen die Suggestion, er wäre Napoleon I. oder irgend ein anderer Mensch, dessen rücksichtslose Willensstärke dem Hypnotisirten bekannt ist, und bitten wir letzteren, jetzt etwas zu schreiben, so wird die Handschrift keinerlei Zeichen der Willensschwäche, Unentschlossenheit und Muthlosigkeit mehr zeigen, sondern wird die Merkmale der Energie, Hartnäckigkeit, kurz der Willensstärke aufweisen. Diesen experimentellen Beweisweg für die Richtigkeit graphologischer Beobachtungen haben unabhängig von einander zuerst betreten: einerseits Gustave Bridier (Hoctès), andererseits Ferrari, Héricourt und Richet; die bezüglichen Publicationen finden sich in der „Revue philosophique" vom April 1886 und im „Bulletin de la Société de Psychologie physiologique" (II. 1886).

Bridier und Héricourt sind, nächst Crépieux-Jamin, die hervorragensten Graphologen Frankreichs. Héricourt hat ferner im 1887er Jahrgang des Bulletins mit wissenschaftlicher Genauigkeit dargethan, daß die Schreibbewegungen nur eine besondere Art unserer Gesammtgesticulation sind. Durch diese Arbeit wurde die Graphologie in das helle Tageslicht naturwissenschaftlicher Forschung gerückt und die Detail-Erklärung einer großen Gruppe der „Zeichen" vorbereitet.

Wenden wir uns jetzt zurück, zu J. Crepieux-Jamin, dem bedeutendsten französischen Graphologen seit 1885. In diesem Jahre erschien, wie oben erwähnt wurde, der „Traité pratique". Dieses Werk bedeutete eine Verfeinerung der Michon'schen Theorie von den „signes fixes"; Crépieux-Jamin vertritt die Anschauung, daß der charakterologische Werth eines einzigen graphischen Zeichens variire je nach der Qualität und Intensität der übrigen Zeichen. Dieses neue psychologisch-richtigere Princip hängt zusammen mit Crépieux-Jamin's Anschauung von der Bedeutung der „Resultanten". Schon Michon hatte bemerkt, daß eine Anzahl Eigenschaftsbezeichnungen eigenartig-combinirte einfachere Eigenschaften darstellten. Nur die letzteren aber gelangten in der Handschrift zur Fixierung. Je nachdem sie sich vorfanden, ließen sich also auch Folgerungen auf andere Eigenschaften, wie Geduld, Furchtsamkeit, Treue u. s. w. machen. Und diesen Zweig der Graphologie, die sog. „Resultantenlehre", bildete Crépieux-Jamin schon in seinem ersten Werke vom Jahre 1885 bedeutend aus. Das zweite, das Hauptwerk Crépieux-Jamin's erschien einige Jahre später: „L'Écriture et le Caractère" (gegenwärtig: 3. Auflage, 1895. Paris, Félix Alcan). Die inzwischen gelieferten Experimental-Beweise und sonstigen Förderungen zur Physiologie und Psychologie des Schreibens, die oben erwähnt wurden, kamen diesem bedeutendsten französischen Graphologie-Werke natürlich zu Gute. Die Systematisirung zeigt — gegenüber der Michon'schen — große Fortschritte zur Vereinfachung und psychologischen Präcisirung; die Resultantenlehre verliert sich allerdings zuweilen in Wortklaubereien.

Digitized by Google

Von den übrigen Vertretern der Graphologie in Frankreich mag der langjährige Redacteur der „Graphologie“ P. Varinard genannt werden. Aus den zahlreichen kleineren Publicationen nach 1885 ragt am meisten hervor die übersichtliche Darlegung Louis Deschamps' „La Philosophie de l'Ecriture“ [1892], die auch einen gelungenen Versuch einer Bibliographie der Graphologie und ihrer Hilfswissenschaften, besonders der Physiologie des Schreibens und der Autographik, bringt. Daneben verdienen die Arbeiten L. Vié's und Rougemont's [1889] einige Beachtung. Die sonstigen Publicationen — auch die umfangreichen von Aruß [1891] und Beauchamps [1895] — sind theils unselbstständige Compilationen, theils entbehren sie des wissenschaftlichen Geistes. Eine zweite graphologische Zeitschrift gründete R. des Garcins: „Le Graphologue“ [1886], doch ging selbige nach wenigen Monaten leider wieder ein. Die weitere jüngste Entwickelung der Graphologie zur Wissenschaftlichkeit ist deutschem Forschergeiste zu verdanken. In dem Maaße in welchem die genannten französischen Fachvertreter die Publicationen Preyer's, Langenbruch's u. s. w. assimiliren und deren Ergebnisse vermehren, in dem Maaße wird die französische Graphologie ihre Bedeutung für die Wissenschaft beibehalten. —

Kurz vor seinem Tode, im Jahre 1881, publicirte Michon noch in „Schorer's Familienblatt“ einen Aufsatz. Andere Arbeiten über die bereits zehnjährige in Deutschland noch völlig unbekannte Graphologie folgten aus der Feder Eugen Schwiedland's und später aus der seines ersten Schülers, des früheren Kaufmanns W. Langenbruch. Diesen beiden Männern gebührt das Verdienst, die Graphologie in der deutschen Sprache bekannt gemacht zu haben. Es ist zu bedauern, daß Schwiedland durch andere Berufe der Graphologie nach wenigen Jahren wieder entführt wurde. Zur Frage, wie weit das Eigenartige, für die graphologische Deutungen in Betracht Kommende der Handschriften von der Hand abhängig sei, wies bereits er im Jahre 1885 darauf hin, daß die Charakteristica der Handschrift auch in den mit den Füßen oder mit dem Munde hergestellten Schriften zu finden seien. Schwiedland's kleines Werk „Die Graphologie, ihre Theorie u. s. w.“ ist leider vergriffen, sie erschien 1883, also noch vor den bedeutungsvollen Publicationen Crépieux-Jamin's, Héricourt's und Bridier's. Nach Schwiedland lag, über ein Jahrzehnt lang, die Führung der deutschen Graphologie in Langenbruch's Arbeiten, die vor Allem in Schorer's Familienblatt erschienen. Zur Popularisirung des „neuen Sports“ trugen auch die Aufsätze der Bettex, Amselmann, Edelweiß u. s. w. bei. Eine eigentliche wissenschaftliche Förderung der Graphologie in Deutschland datirt aber erst von der Zeit an, da es Langenbruch gelang, den Berliner Physiologen Prof. W. Preyer für Handschriftendeutungskunde zu interessiren. Nach einem Vortrag und einem Aufsatz in der „deutschen Rundschau“ veröffentlichte Preyer im Frühjahr 1895 sein epochemachendes Werk „Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf die individuellen Verschiedenheiten der Handschrift.“ [Hamburg, Voß.] Zum ersten Male wird hier eine exacte Analyse der Schriftzeichen geboten, zum ersten Male wird hier die Physiologie des Schreibens mit ihren Experimenten dargelegt und zum ersten Male werden Einzelerklärungen für die graphologischen Gesetze versucht. Dabei kommt es dann vielfach zur genaueren Präcisirung der Gesetze, und es wird die Erkenntniß gewonnen, daß die graphischen Zeichen für diese oder jene Eigenschaften nicht an einen oder den anderen Buchstaben geheftet sind, sondern daß sie sich auch an allen Buchstaben und Schriftzeichen bilden können. Die Systematisirung allerdings läßt auch hier noch zu wünschen übrig, und vor Allem fehlt es noch an der charakterologischen Systematisirung der Graphologie. Was aber erreicht wurde, ist, daß die Beobachtungen erweitert wurden, daß der Versuch zu Gruppenbildungen der Beobachtungsthatsachen gemacht wurde, daß die Erklärung derselben im Großen und Ganzen und zum Theil auch schon im Einzelnen vorhanden ist, und endlich, daß die experimentellen Beweise geliefert worden sind. Was jetzt noch zunächst zu thun ist, wie besonders die Handschriftenkunde von der Handschriftendeutungskunde zu trennen ist, das hat Schreiber dieses in seinem theoretischen Grundriß zu zeigen versucht: „Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft. Ihre Entwickelung und ihr Stand. Eine orientirende kritische Darlegung“. [München 1895].

Auch Deutschland hat eine Anzahl untergeordneter Populariſationsliteratur aufzuweisen, so die Broschüren der Schumann, Machmer, Mendius, Edelweiß ꝛc. Selbstständigen Werth aber haben außer den vorhin genannten Arbeiten die „Graphologischen Studien“ von W. Langenbruch und das „Lehrbuch der Graphologie“ von L. Meyer-Albertini. Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch erwähnt, daß Langenbruch seit Frühjahr 1895 eine deutsche Fachzeitschrift herausgiebt: „Die Handschrift“, zu deren Mitarbeitern auch der bekannte Dr. A. Erlenmayer zählt, der im Jahre 1879 bereits, also vor Bekanntwerden der Graphologie in Deutschland, sein gediegenes Werk schrieb: „Die Schrift. Grundzüge einer Physiologie und Pathologie“. [A. Bonz & Co., Stuttgart.]

Früher bekannt geworden als in den Ländern deutscher Sprache, aber wissenschaftlich so gut wie gar nicht gefördert, wurde die Graphologie in den Ländern der englischen Sprache. Die erste Publication von einem gewissen Seller (in Lumley's „The art of judging the character a. s. o.“) erschien bereits 1875. Weitere kleine und etwas größere Compilationsarbeiten kamen heraus in den Jahren 1879, 1886, 1889, 1890, 1891; unter diesen ragen einigermaßen hervor diejenigen von Henry Frith und Rosa Baughan. Im Jahre 1892 endlich erschien eine freie Uebersetzung des Crépieux-Jamin'schen Hauptwerkes unter dem Titel: „Handwriting and Expression“ übersetzt und herausgegeben von John Holt Schooling; die gediegene und geschmackvoll ausgestattete Arbeit hat es bislang noch nicht zu einer 2. Auflage gebracht. Schooling ist für England das, was Langenbruch für Deutschland ist. Kürzlich hat der englische Graphologe einen gründlichen Artikel im „19th Century“ veröffentlicht (März 1895: „Written gesture“). Die Vereinigten Staaten sind natürlich in ihrer Anerkennung der Graphologie gleich weit wie England.

Noch weniger populär ist die Graphologie in den übrigen Sprachen des germanischen Völkerstammes. Dänemark besitzt in J. Marer seinen Graphologen und Uebersetzer des kleineren Werkes von Crépieux-Jamin. Im Holländischen schreibt gegenwärtig, als der erste, H. W. Cornelis aus Rotterdam über Graphologie.

Die romanischen Sprachenschwestern des Französischen haben, mit Ausnahme des Italienischen, die graphologische Wissenssumme sich noch nicht angeeignet. In Italien aber machte Mantegazza im Jahre 1889 zum ersten Male auf die Graphologie aufmerksam. Lombroso jedoch hat das Verdienst, das erste italienische Lehrbuch der „Grafologia“ [1895] — abgeschrieben zu haben. Er wurde von Crépieux-Jamin angeklagt und zu 2.500 Frcs. Schadenersatz verurtheilt.

Berühren wir endlich noch das Bekanntsein der Graphologie in den slavischen Ländern, so ist hier fast gar nichts zu erwähnen. Der „Cours de Graphologie en 7 Leçons“ des A. Varinard ist in's Russische übersetzt, und in Böhmen erschien 1888 eine Broschüre von Czeslam Czynski „Grafologja“.

Das ist die Geschichte der Verbreitung und Entwickelung der Graphologie, und sie dürfte die wissenschaftliche Lebenskräftigkeit der Handschriftendeutungsbestrebungen klar gezeigt haben. Wer weiß, vielleicht dauert es nicht mehr lange, und auch das intelligente junge Culturvolk der Japaner macht sich diesen Zweig praktischer Psychologie dienstbar —... Die

Digitized by Google

Bedeutung der Graphologie für das private Leben, wie für das Gericht und für die historischen Forschungen ist jedenfalls eine außerordentlich große. Daneben wird die Graphologie aber auch ebenso umgestaltend eingreifen in die Entwickelung des königlichen Sammlersportes der Autographik, wie in die Gestaltung des Schreibunterrichtes und seiner Hygiene.

Literatur und Kunst.

Ein Shakespeare-Katechismus.

Von Professor Ludwig Büchner.

„Shakespeare als Lehrer der Menschheit" — so sollte der Titel eines Buches heißen, das sich die Aufgabe setzen würde, die wunderbare Lebensweisheit des großen britischen Dichters aus dessen Werken in einzelnen Aussprüchen zu sammeln und mosaikartig zusammenzustellen. Wahrscheinlich würde sich dabei als Thatsache ergeben, daß es keine Seite menschlichen Geistes- und Gefühlslebens giebt, welche nicht von Shakespeare gekannt, berührt und in einer Weise besprochen oder beurtheilt worden wäre, die unsere höchste Bewunderung wachrufen muß. Leider wird gerade diese hochbedeutsame Seite der Shakespeare'schen Muse in der Regel nicht so gewürdigt, wie sie es verdient. Der Grund dafür mag zum Theil daran liegen, daß in den Shakespeare'schen Dramen die rasch und mächtig voranschreitende Handlung das Interesse des Lesers oder Hörers derart in Anspruch nimmt, daß er die sentenziöse Seite des Dialogs oder Monologs mehr oder weniger vergißt oder darüber als über ein Hinderniß des dramatischen Genusses möglichst rasch hinwegeilt. Dazu kommt bei Darstellungen auf der Bühne das mangelnde Verständniß der Schauspieler, welche oft die gewichtigsten Stellen ohne Betonung in der Declamation eilig herunterhaspeln, als ob es bei der Wiedergabe eines Dichters wie Shakespeare mit dem banalen Conversationston gethan wäre, den sie sich bei den schalen Productionen der Neuzeit angewöhnt haben. Einen wahren Genuß bei Aufführung eines Shakespeare'schen Dramas kann daher nur derjenige haben, der das betreffende Stück vorher gründlich gelesen und durchstudirt hat, während der unvorbereitete Hörer, auch wenn er das Verständniß hätte, bei der Uebereiltheit der Declamation gar nicht im Stande sein wird, dem tiefsinnigen Gedankengang des Dichters zu folgen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß bei Shakespeare jedes Wort von Wichtigkeit ist und nicht überhört werden darf, ohne daß der Faden des Zusammenhanges verloren wird. In der Regel würdigt man die Tiefe der Shakespeare'schen Lebensweisheit erst in späteren Lebensjahren, während man in der Jugend weit mehr Gefallen an seinen derben Späßen und an der Lebendigkeit der Handlung, als an seinen philosophischen Reflexionen zu finden pflegt. Und dennoch sind die letzteren mehr als alle Schulphilosophie geeignet, Trost und Erbauung in arme, verirrte oder vom Unglück verfolgte Seelen zu gießen oder den Ungewissen, den Zweifelnden auf die Höhe wahrhaft philosophischer Lebensbetrachtung und Lebensverachtung zu heben. Kann es eine bessere oder wirksamere Tröstung für alle Schmerzen und Leiden der Erde geben, als diejenige, welche Shakespeare mit den kurzen Worten ausdrückt:

„Es jagt die Zeit auch durch den schlimmsten Tag".

und:

— — „Das Schlimmste ist es nicht,
Solang man sagen kann: Dies ist das Schlimmste."

(König Lear, IV. Akt, 1. Scene.)

Und wie meisterhaft hat Shakespeare die Furcht vor dem Schrecklichsten, was nach der Meinung der meisten Menschen uns betreffen kann, oder vor dem Tode entkräftet — freilich nicht mit leeren theologischen Scheingründen, sondern vom Standpunkt des echten Freidenkers aus. In dem tiefsinnigen, wohl aus den letzten Lebensjahren des Dichters herrührenden Schauspiel „Maaß für Maaß" läßt er den verkleideten Herzog den zum Tode verurtheilten und den Tod fürchtenden Claudio mit den herrlichen Worten trösten:

„Sei auf den Tod gefaßt! Ob Tod, ob Leben,
Wird beides dadurch süßer. Sprich zum Leben:
Wenn ich dich lasse, laß' ich nur ein Ding,
Das nur ein Thor sich zu erhalten strebt.
Du bist ein Hauch, zugänglich jedem Wechsel
Der vielbewegten Luft, der diese Wohnung,
In der Du lebst, stündlich mit Untergang
Bedroht. Du bist der Narr des Todes nur,
Dem Du fortwährend zu entfliehen strebst
Und doch fortwährend näher kommst. Du bist nicht edel,
Denn alles Herrliche, das Dich erfreut,
Entspringt aus Niedrigem. Du bist nicht tapfer,
Denn Du erschrickst vor eines armen Wurms
Mit Gift gelad'nem Zahn. Dein bestes Ruh'n
Ist Schlaf, nach dem Du oft Dich sehnst. Und doch
Erschrickst Du vor dem Tod, der weiter nichts,
Als ew'ges Schlafen. Du bist nicht Du selbst,
Denn Du bestehst aus vielen tausend Theilchen,
Die sich aus Staub und Dunst zusammensetzen.
Du bist nicht glücklich, denn was Du nicht hast,
Dem strebst Du ewig nach, und was Du hast,
Vergissest Du. Du bist auch nicht beständig,
Denn Deine Stimmung wechselt wie der Mond.
Lebst Du in Reichthum, bist Du dennoch arm,
Denn wie ein Esel, dessen Rücken krumm
Durch gold'ne Last, trägst Du Dein schweres Gut
Nur eine Strecke weit, bis Dich der Tod
Von Deiner Last erlöst. An Freunden fehlt Dir's,
Denn selbst Dein Nachwuchs, der Dich Vater nennt,
Dein eigen Fleisch und Blut, verwünscht die Gicht,
Den Aussatz und das Rheuma, weil sie nicht
Dein Leben schneller enden. Weder Jugend
Noch Alter ist Dein eigen. Wie im Schlaf nach Tisch,
So träumst Du beides. Denn beglückte Jugend
Wird älter stets und bettelt sich Almosen
Vom lahmen Greis. Und bist Du alt und reich,
Hast Du nicht Feuer, Liebe, Kraft und Schönheit,
Des Reichthums froh zu sein. Was bleibt nun noch
Von dem, was Leben heißt? Und dennoch birgt
Dies Leben tausend Tode. Dennoch scheuen
Den Tod wir, der all' diese Widersprüche
Mit einem Male löst."*)

Shakespeare ist in Deutschland trotz einer zahllosen, über denselben erwachsenen Literatur, noch lange nicht so gewürdigt, wie er es verdient. Einen Theil der Verschuldung dieses Umstandes mag der Mangel einer guten und durchaus verständlichen Uebersetzung tragen. Die Schlegel-Tieck'sche Uebertragung, welche auch allen späteren Uebersetzungen mehr oder weniger zu Grunde liegt, leidet doch, so groß auch ihr Verdienst im Allgemeinen sein mag, an dem schweren Fehler, daß sie sich allzu ängstlich an den Wortlaut anklammert und es nicht wagt, nur eine einzige Verszeile mehr, als das Original, in Anwendung zu bringen. Da aber die englische Sprache im Allgemeinen kürzer und präciser ist, als die deutsche, und mit weniger Worten mehr auszudrücken im Stande ist, so muß nothwendig in der Uebersetzung nach Schlegel-Tieck'scher Art eine Abkürzung eintreten, welche das Verständniß oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Uebersetzer darf daher, wenn er den gedankenreichen Inhalt des britischen Dichters richtig und verständlich für den deutschen Leser wiedergeben will, sich nicht scheuen, sich breiter auszudrücken und, wo es nicht zu vermeiden, eine Verszeile hinzuzufügen — vorausgesetzt natürlich, daß er genug Meister des Stils ist, um einer solchen Aufgabe genügen zu können. In vorstehender Uebersetzung z. B. sind aus 37 Verszeilen des

*) Eigene Uebersetzung.

Digitized by Google

Originals und der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung deren 42 geworden, und zwar, wie sich der Verfasser schmeicheln zu dürfen glaubt, zum weitaus besseren Verständniß des Gedankengangs des Originals und ohne irgend erhebliche Beleidigung oder Beeinträchtigung der Originalität selbst.

Hätten unsere Uebersetzer diesen Umstand besser vor Augen gehabt, so würde Shakespeare dem Herzen unseres Volkes näher gerückt sein, als er es gegenwärtig noch ist. In Bezug auf die vielen Funken des Witzes, welche in den Wortspielen enthalten sind, wird allerdings jede Uebersetzung hinter dem Original zurückbleiben müssen, aber hier ist der Schaden verhältnißmäßig nicht groß. Größer ist er durch die oft recht mangelhafte Bearbeitung Shakespeare'scher Dramen für Anpassung an unsere Bühnen-Verhältnisse. Ohne dieses und bei gediegenerem Verständniß unserer Schauspieler für das Wesen des Genies müßte Shakespeare weit öfter auf unseren Bühnen erscheinen, als dieses der Fall ist, und damit eine Entschädigung bilden für die entsetzlich schalen Productionen unserer modernen Dramatiker und ihre traurige Situations-Komik. Möchten dieselben doch, ehe sie sich an die Oeffentlichkeit wagen, bei Shakespeare in die Schule gehen und lernen, wie man ein dramatisches Gebäude errichtet, bei dem sich Dialog und Handlung einander die Waage halten.

Mit allem Diesem soll nicht gesagt sein, daß bei Shakespeare Alles vollkommen sei. Auch er hat seine Fehler ebenso wie die Sonne ihre Flecken hat. Namentlich ist ihm — was übrigens bei der Ueberfülle seiner Productionen innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Zeit kaum anders möglich ist — eine gewisse Flüchtigkeit in der Ausarbeitung des Dialogs oder einzelner Situationen mit Recht zum Vorwurf zu machen. Auch wird die Witzhascherei bisweilen bis zur Ermüdung getrieben. Endlich sind die einzelnen Reden oft viel zu lang und den Gang der Handlung unnöthig aufhaltend. Aber alles Dieses verschwindet vor der großartigen, von dem reinsten Humanismus getragenen Welt- und Lebens-Anschauung, welche beinahe aus jedem Worte des großen Dichters hervorleuchtet und welche ihn mit vielleicht noch größerem Recht zum „Lehrer der Menschheit" bestimmt, als Diejenigen, welche von Amtswegen dazu berufen sind. In dieser Welt- und Lebensanschauung ist Shakespeare, wie alle großen Geister, seiner Zeit so weit vorausgeeilt, daß man eigentlich jetzt erst anfängt, ihn in seiner vollen Größe zu begreifen und seinen Lehren die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Möchte bald der Mann kommen, der das, was bis jetzt versäumt worden ist, nachholt und an der Hand einer den Gedanken des Originals ganz und voll wiedergebenden Uebersetzung einen Katechismus Shakespeare'scher Welt- und Lebensweisheit aufbaut oder zusammenstellt! Ein solcher Katechismus würde freien Geistern wahrscheinlich alle anderen Katechismen philosophischer oder theologischer Art entbehrlich machen.

Ein Engländer über Richard Wagner.

Von Arthur Drews.

Als im vorigen Jahre aus allen Gauen Deutschlands Kunstfreunde und Musiker zur Feier des Musikfestes in Weimar versammelt waren, hielten Verehrer Liszt's den Zeitpunkt für günstig, um einen Aufruf zur Gründung eines Denkmals für den großen Meister zu erlassen. Ich weiß nicht, welchen Erfolg dieser Aufruf seither gehabt hat, und ich selbst wäre der Letzte, dem Schöpfer des „Christus" und der „heiligen Elisabeth", dem unermüdlichen Bahnbrecher der neueren Musik, die Berechtigung einer solchen Ehrung abzusprechen; aber es schien mir seltsam, daß man es so eilig hatte, sie ihm zu Theil werden zu lassen, bevor man in's Auge gefaßt hatte, seinem größeren Freunde R. Wagner ein Denkmal zu setzen. Nun besitzen wir aber seit Kurzem ein Wagnerdenkmal, ohne daß es dazu eines „Comités" bedurft und ohne daß der deutsche Philister es nöthig gehabt hätte, in die Tasche zu greifen, — zwar nicht ein Denkmal in Stein oder Erz, sondern in der Form eines Prachtwerkes über „Richard Wagner", und der dieses Denkmal dem deutschen Volke bescheert hat, ist selbst — ein Engländer: Houston Stewart Chamberlain.

Der Name des Verfassers ist denjenigen, die sich näher für Wagner interessiren, kein fremder. Chamberlain hat bereits im Jahre 1892 eine bedeutsame kleine Schrift über „Das Drama Richard Wagner's" veröffentlicht; er ist es sodann gewesen, der dem widerlichen Pamphlet Ferdinand Praeger's „Wagner, wie ich ihn kannte", die wohlverdiente Abfertigung hat zu Theil werden lassen.

Was nun zunächst den illustrativen und künstlerischen Theil des Buches betrifft, so verdient dasselbe die Bezeichnung eines „Prachtwerkes" in der That in vollstem Maße. Die zahlreichen Facsimiles, Partiturabdrucke und Porträts, sowohl von Wagner selbst aus seinen verschiedenen Lebensjahren, wie von Persönlichkeiten, die zu ihm in irgend welcher Beziehung gestanden haben, sind für jeden Freund des Meisters von höchstem Interesse. Besondere Beachtung erweckt hierbei das Facsimile aus der Originalhandschrift des ersten Entwurfs zu „Siegfried's Tod" vom Jahre 1848, bei welchem sich am Rande eine Skizze zur Trauermusik, als allererster Compositionsentwurf des Nibelungenringes, befindet. Unter den Porträts vermißt man nur leider dasjenige der Frau Cosima, wohingegen dasjenige von Wagner's erster Frau Wilhelmine geb. Planer der Oeffentlichkeit hier wohl zum ersten Mal bekannt gegeben wird. Sehr hübsch sind auch zum größten Theile die Vignetten von A. Frenz, der nur zu dem Bilde Wagner's mit seinem Sohne eine gänzlich verfehlte Umrahmung gezeichnet hat. Die Buntheit der verschiedenen Figuren und Schlinggewächse beunruhigt das Auge und steht in gar keinem Verhältniß zu dem eingeschlossenen Porträt. Wie sie, so würde man auch die Randzeichnungen zu den großen Bildern Hendrichs von O. Eckmann gern vermissen, die in ihrer affectirten Eckigkeit nur störend wirken. Das Aergste, was aber Eckmann geleistet hat, ist das Titelbild des Werkes. Diese drei Jungfrauen mit den unglaublich verzeichneten Armen machen einen geradezu komischen Eindruck und erinnern an die schlimmsten Auswüchse des „Pan" in seinen ersten Lieferungen. Hendrich's Darstellungen von Scenen aus den Wagner'schen Musikdramen haben vor allen ähnlichen Bildern das voraus, daß sie nicht durch das Bühnenbild beeinflußt sind, sondern ihren Gegenstand selbstschöpferisch erfaßt und frei nach dem Wesen der eigenen Kunst gestaltet haben. Eine solche Darstellung des Brünnhildensteins, wie sie Hendrich liefert, kann aber doch wohl kaum ernst genommen werden — eine Verquickung des Böcklin'schen Prometheus mit dem bekannten Vexirbild: „Wo ist die Katz". Um so werthvoller und bedeutender sind die Photogravüren nach Bildern von Lenbach, Herkomer u. s. w. Sie gewähren in der That jedem Beschauer einen ungetrübten Genuß und bilden die künstlerische Hauptzierde des ganzen Werkes.

Bei einem äußerlich so prächtig ausgestatteten Buche pflegt der Text in der Regel bloß Nebensache zu sein. Das Werk von Chamberlain dagegen hat den Vorzug, dieser gewöhnlichen Thatsache nicht zu entsprechen. Man stoße sich nicht daran, daß sein Verfasser kein Deutscher ist! Dieser Ausländer schreibt ein so gutes Deutsch, daß ihn mancher unserer „Schriftsteller" darum beneiden könnte. Wenn etwas in seinem Stile auffällt, so ist es höchstens die ungewöhnliche Verwendung des Wortes „einzig" statt „nur, bloß" oder „allein", die Chamberlain sich von Wagner angeeignet hat und die bei

Digitized by Google

ihm nicht weniger manierirt klingt als bei seinem Vorbilde. Aber das ist doch nur eine reine Aeußerlichkeit. Der Inhalt des Textes selbst ist ein so vorzüglicher, daß er der künstlerischen Ausstattung des Werkes nichts nachgiebt.

Chamberlain hat nicht beabsichtigt, eine Biographie Wagner's im engern Sinne zu liefern. In Glasenapp's „Leben Richard Wagner's", wovon gegenwärtig der erste Band bereits in dritter Auflage vorliegt, besitzt die Welt eine classische Biographie des großen Wort-Tondichters. Die Veröffentlichung einer umfangreichen Autobiographie steht für später in Aussicht; außerdem aber haben kleinere populäre Darstellungen des Lebenslaufes Wagner's für die Kenntnißnahme des Letzteren so ausreichend gesorgt, daß eine neue Biographie keinem wahren Bedürfniß zu entsprechen schien. Chamberlain hat es daher vorgezogen, nicht eine chronistische Aufzählung aller Vorkommnisse der auf einander folgenden Lebensjahre, sondern gewissermaßen ein Bild, eine möglichst einheitliche Skizze des Lebens Wagner's, sowie namentlich seines gesammten Denkens und Schaffens zu liefern, indem er sich hierbei von dem Streben leiten ließ, den Meister „von innen" zu erblicken und ihn der Welt so darzustellen, wie er beide sah. Demgemäß ist Einfachheit sein erstes Ziel gewesen, die Uebersichtlichkeit nicht durch die Fülle des Inhalts zu beeinträchtigen und selbst auf Kosten der Vollständigkeit überall nur das zu geben, was zum tieferen Verständniß seines Gegenstandes unentbehrlich ist. Wenn er sich hierbei der Kritik (im gewöhnlichen Sinne) möglichst enthalten hat und lieber bei den Tugenden als den Fehlern der von ihm behandelten Persönlichkeit verweilt, so kann man dies nur loben und man kann auch nicht behaupten, daß darunter die Objectivität seiner Darstellung gelitten habe; man muß nur bei „Objectivität" nicht bloß an das Nebensächliche der äußeren Vorgänge denken, denen doch im allgemeinen nur eine symptomatische Bedeutung zukommt, als vielmehr an den Complex von subjectiven Eindrücken, Stimmungen, Leidenschaften u. s. w., woraus die Handlung des Helden hervorging. Ihn vollkommen objectiv aufzufassen, in das Subjective des Handelnden sich hineinzuversetzen, seine Worte und Thaten aus seiner Seele heraus zu begreifen, darin erblickt Chamberlain die wahre Objectivität, und es ist kein Wunder, wenn bei dieser Art der Betrachtung sich Manches in einem ganz anderen Lichte darstellt, als es dem Außenstehenden, der bloß auf die äußeren Handlungen sieht, erscheint. Unter diesem Gesichtspunkte durfte auch nicht irgend eine bestimmte Seite des Meisters, also etwa der Künstler in ihm isolirt oder einseitig für sich dargestellt werden, sondern der ganze Mensch in der Einheit seiner Anlagen und Handlungsweisen mußte beständig im Auge behalten werden, wenn diese letzteren selbst in ihrer wahren Bedeutung und Zusammengehörigkeit sollten verständlich werden. Man wird nicht leugnen können, daß diese Aufgabe dem Verfasser im vollsten Maaße gelungen sei. Seine mit vielen geistreichen und tiefdringenden Betrachtungen gesättigte Darstellung verliert doch niemals das Wesentliche aus dem Auge, sie rollt mit sicherer Hand das Leben des Meisters vor uns auf, führt uns durch seine theoretischen Schriften und Lehren hindurch in das Wesen seiner Kunstschöpfungen ein und faßt schließlich alle diese verschiedenen Seiten des Wagner'schen Geistes noch einmal in ein gemeinsames Centrum zusammen, indem sie uns den innersten Kern seines Fühlens und Strebens an der Entwickelung des „Gedankens von Bayreuth" erläutert.

Wer bei der Darstellung einer bestimmten Persönlichkeit sein Hauptaugenmerk auf die äußeren Umstände richtet, zu denen jene Persönlichkeit in Beziehung steht, der kommt leicht dazu, den äußeren Umständen für die Entwickelung seines Helden mehr Gewicht beizulegen, als dieses mit der Wirklichkeit zusammenstimmt. Es ist dies bekanntlich der Hauptfehler jener modernen Art von Geschichtsschreibung, als deren Hauptvertreter Taine betrachtet werden kann und die, in engster Beziehung zum naturwissenschaftlichen Darwinismus, ihren Ausdruck in der Lehre von „Milieu" empfangen hat. Umgekehrt verfällt leicht in das entgegengesetzte Extrem, die äußeren Factoren zu sehr geringzuschätzen, wer seinen Helden „von innen heraus" erfassen will. Mir scheint auch Chamberlain diesem letzteren Fehler nicht gänzlich entgangen zu sein. Es tritt dies am deutlichsten zu Tage, wenn wir seine Darstellung von Wagner's philosophischer Weltanschauung betrachten. Wenn man Wagner's kunstreformatorische Schriften aus dem Ende der vierziger und dem Anfange der fünfziger Jahre daraufhin ansieht, so wird man finden, daß denselben eine ganz bestimmte Weltanschauung zu Grunde liegt, deren Verwandtschaft mit derjenigen der Junghegel'schen Schule sich nicht bloß in den stilistischen Wendungen und Ausdrücken offenbart. Es ist Hugo Dinger's Verdienst, in seinem trefflichen Buche über „R. Wagner's geistige Entwickelung" (1892) hierauf zuerst nachdrücklichst hingewiesen und insbesondere auf die Uebereinstimmung Wagner's mit Feuerbach aufmerksam gemacht zu haben. Wie überall, so hat Chamberlain auch hier das Bestreben, diesen Einfluß Feuerbach's auf Wagner möglichst auf ein Minimum zu reduciren. Die Aehnlichkeit mancher Gedanken bei beiden kann auch er nicht leugnen, aber er meint, nur „Wortklauberei" könne daraus eine Abhängigkeit Wagner's von Feuerbach folgern. Zum Beweise dessen macht Chamberlain darauf aufmerksam, daß, als Wagner seine ersten kunstreformatorischen Schriften verfaßte und sein „Kunstwerk der Zukunft" Feuerbach widmete, er nichts weiter von diesem kannte, als dessen Jugendarbeit „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit". Dabei ist übersehen, daß eine der Feuerbachischen ähnliche Gedankenrichtung in denjenigen Kreisen überhaupt heimisch war, in denen Wagner damals verkehrte, daß Feuerbach selbst nur einer, wenn auch der Hauptrepräsentant derjenigen Richtung war, die man heute unter dem Namen des Junghegelianismus zusammenfaßt und daß Wagner ganz wohl von dessen Ideen beeinflußt sein konnte, selbst bevor er mehr als eine einzige Schrift von ihm gelesen hatte.

Thatsächlich nämlich ist die Uebereinstimmung Wagner's mit der Junghegel'schen Weltanschauung, wie Dinger gezeigt hat, eine so auffällige, daß man ganz wohl mit demselben Rechte den Vorwurf der Wortklauberei an Chamberlain zurückgeben könnte. Von jenem hat Wagner seine Abneigung gegen das dogmatische Christenthum, sowie seinen erkenntnißtheoretischen Realismus, den Schopenhauer's subjectiver Idealismus nur vorübergehend zu trüben vermocht hat, von ihr seine geschichtliche Auffassung des Gegebenen, den Glauben an einen möglichen Fortschritt der Menschheit und die Ansicht, daß gerade jetzt um die Mitte des Jahrhunderts der Zeitpunkt einer neuen Menschheitsperiode gekommen sei, von ihr mit andern Worten alle diejenigen Elemente, die seiner Lehre von der Regeneration zu Grunde liegen und die durch alle Zeiten hindurch einen festen Bestandtheil seiner Weltanschauung gebildet haben. Ist doch auch die Dichtung vom „Ring des Nibelungen" ursprünglich unter dem Einflusse Feuerbachischer Ideen entstanden, indem Wagner nichts Anderes bezweckte, als in der Person des jungen Siegfried den „Menschen", wie ihn Feuerbach geschildert hatte, oder den Sieg der neuen Zeit über das alte, im Egoismus befangene Weltalter darzustellen! Wie sehr daher auch Chamberlain Recht haben mag, daß Feuerbach im Einzelnen Wagner's Begriffe mehr verwirrt als geklärt und ihm die Mittheilung dessen, was er sagen wollte, erschwert habe: daß dieser Einfluß des Philosophen von Bruckberg und der ihm verwandten Geistesrichtung auf Wagner von so „geringer Bedeutung" gewesen sei, wie er es darstellt, darin wird man ihm keinesfalls beistimmen können.

Wie Feuerbach die eine, so berührte Schopenhauer die andere ihm verwandte Seite von Wagner's Wesen und hob ihren verborgenen Inhalt an's Licht empor. Daß diese bewußte Aneignung schopenhauerischer Gedankenelemente zu-

Digitized by Google

gleich eine Erweiterung und Vertiefung jener Weltanschauung herbeiführte, das ist in der Natur der Sache begründet. In diesem Sinne kann man mit Chamberlain das Bekanntwerden Wagner's mit der „Welt als Wille und Vorstellung" im Jahre 1854 „das bedeutungsvollste Ereigniß" in seinem ganzen Leben nennen. „Erst hierdurch erhielt sein Geist das frischthätige Gefäß einer allumfassenden Weltanschauung, erst hierdurch verschmolzen in Wagner's Brust die „so wunderlich auseinandergegangenen" Theile seines eigenen Wesens — der Denker und der Dichter — von Neuem zu einer harmonischen, nach allen Seiten hin bewußten Persönlichkeit. Der Denker vertiefte sich, der Künstler erstarkte, des Politikers Ansichten wurden klarer, der christliche Geist — des Mitleids, der Sehnsucht nach Erlösung, der Treue bis zum Tode, der Ergebenheit in den Willen einer höheren Macht — zog wieder ein in das Herz, aus dem schon viele Jahre früher Tannhäuser und Lohengrin und der Holländer hervorgequollen waren." Ob man dies einen Wechsel der bisherigen und ein Fortschreiten zu einer neuen Weltanschauung oder ob man es bloß ein zum Bewußtseinbringen dessen, was unbewußt schon vorher in Wagner geschlummert hatte, nennen will, ist nebensächlich: eine „geistige Entwickelung" ist es jedenfalls, und es erscheint unerklärlich, warum sich Chamberlain überall so sehr gegen diesen Ausdruck sträubt. Es mag sein, daß Wagner schon 1844 ein Anhänger Schopenhauer's geworden wäre, wenn der Zufall ihm bereits damals das Hauptwerk desselben in die Hände gespielt hätte. Wie wichtig es aber für ihn gewesen ist, daß er dieses erst zehn Jahre später *nach* seiner Bekanntschaft mit Feuerbach und dem Junghegelianismus kennen lernt, und zwar zu einem Zeitpunkte kennen lernte, wo der eigene subjective Zustand ihm die „Welt als Wille und Vorstellung" geradezu als eine Erlösung entgegentreten ließ, das beweist der große Eindruck, den Schopenhauer's mystischer Idealismus auch jetzt noch auf den Künstler machte, ein Eindruck, gegen den ihn nur die vom Hegelianismus überkommene realistische und historische Weltanschauung schützte. Wenn man bedenkt, wie sehr sich Wagner immer wieder gerade zu jenem Bestandtheile der Schopenhauer'schen Lehre hingezogen fühlte, die jedem Glauben an einen Fortschritt der Menschheit und Cultur das Grab bereitet, dann läßt sich ermessen, was geworden wäre, wenn der Meister nicht vorher durch die Schule des Hegelianismus hindurchgezogen wäre: er hätte uns dann sicherlich nicht den „Parsifal", in welchem seine Regenerationslehre ihren künstlerischen Ausdruck findet, sondern die buddhistische Legende der „Sieger" geschaffen, deren Kern, wie es scheint, die gänzliche Verneinung des Willens zum Leben bilden sollte. Nach seiner Bekanntschaft mit Schopenhauer hätte Feuerbach für Wagner schwerlich noch in's Gewicht fallen können; *vor* ihr hat er ihm den Boden geliefert, worauf allein eine gesunde Weltanschauung sich entwickeln kann.

Daher ist es ebenso verkehrt, Wagner einen Anhänger Feuerbach's zu nennen, wie es unzutreffend ist, seine Weltanschauung einfach mit derjenigen Schopenhauer's zu identificiren. Das eigentliche Wesen dieser Weltanschauung besteht nämlich nicht in einer einseitigen Betonung dieses oder jenes Elementes, sondern gerade in der Durchdringung und Vermischung beider, worin sich eben ihre Universalität bekundet. Wagner huldigt der Schopenhauer'schen Willensmetaphysik und ihrem Pessimismus, aber dieser ist, wie gesagt, bei ihm eingeschränkt durch einen evolutionistischen Optimismus, der auf Grund einer realistischen Erkenntnißunterlage den Fortschritt der Menschheit und ihrer Cultur als erstrebenswerthes Ziel des Handelns hinstellt. Dabei ist sich Wagner im Gegensatze zu unseren heutigen Zukunftsschwärmern mit ihrem Ideale einer allgemeinen irdischen Glückseligkeit wohl bewußt, daß alle Fortschritte der Cultur doch keinen eudämonistischen Werth besitzen. „Weder durch die Vervollkommnung von Maschinen", — so stellt Chamberlain die Wagner'sche Anschauung dar — „noch durch das endlose Anhäufen von Wissensmaterial fällt eine einzige Thräne weniger in den Ocean des menschlichen Elends; diesen Dingen kommt nur vorübergehende, relative, nicht ewige, absolute Bedeutung zu. Um die Erreichung eines zeitlichen Zieles ist es ihm im Grunde genommen auch gar nicht zu thun; er sagt ja an einer Stelle, die Menschheit möge zu Grunde gehen, wenn sie nur ‚göttlich zu Grunde geht'." Folgendes aber sind Wagner's eigene Worte: „Möge der aus einer Regeneration des menschlichen Geschlechts hervorgehende Zustand durch die Kraft eines beruhigten Gewissens sich noch so friedsam gestalten, stets und immer wird uns in der umgebenden Natur, in der Gewaltsamkeit der Urelemente, in den unabänderlich unter und neben uns sich geltend machenden niederen Willensmanifestationen in Meer und Wüste, ja in dem Insect, dem Wurm, den wir unachtsam zertreten, die ungeheure Tragik dieses Weltendaseins zur Empfindung kommen, und täglich werden wir den Blick auf den Erlöser am Kreuze als letzte erhabene Zuflucht zu richten haben." Darum nennt auch Chamberlain mit Recht die Regeneration, wie Wagner sie anstrebt, nur ein „Analogon der wahren Erlösung, mehr nicht", und er führt dessen Worte an: „Jene andere Welt der Erlösung muß daher von dieser Welt genau so verschieden sein, als diejenige Erkenntnißart, durch welche wir sie erkennen sollen, verschieden von derjenigen sein muß, welcher einzig diese täuschende, leidenvolle Welt sich darstellt."

Es versteht sich, daß Wagner diese seine Ansichten nicht in abstract philosophischer Weise im Zusammenhange entwickelt hat. „Ich kann," schreibt er einmal an Roeckel, „nur in Kunstwerken sprechen." Und er hat jene Ansichten in einem Kunstwerk ausgesprochen, das uns damit zugleich den tiefsten philosophischen Inhalt offenbart, ich meine im „Ring des Nibelungen", dem Weltdrama der Erlösung aus der Unrast und dem Leid des Willens, wie sie durch die höhere Erkenntnißart der Brünnhilde schließlich herbeigeführt wird. Man hat oft und mit Erstaunen darauf hingewiesen, wie der Meister in diesem Werke einen der Schopenhauer'schen Philosophie verwandten Ideengehalt in ästhetischen Symbolen ausgesprochen hat, noch bevor er jene Philosophie kennen gelernt hatte. Man kann sich ebenso gut darüber wundern, daß er im Kunstwerke die „Philosophie des Unbewußten" vorweg genommen hat, noch bevor sie überhaupt geschrieben war. Denn wenn man schon daran geht, jenen Ideengehalt philosophisch zu analysiren, so zeigt sich, daß derselbe weit eher noch mit der Hartmann'schen Philosophie übereinstimmt, als man dies von derjenigen Schopenhauer's behaupten kann. Der Grund liegt darin, daß Wagner seine Dichtung, wie gesagt, ursprünglich im Feuerbach'schen Sinne concipirt hat und daß diese Hegelianischen Elemente derselben auch in der späteren Umdeutung des „Ringes" im Sinne Schopenhauer's ihren anfänglichen Platz behalten haben. Hier in seiner Nibelungentrilogie hat Wagner thatsächlich auf künstlerischem Gebiete die Vereinigung des Hegelianismus und Schopenhauerianismus *unbewußt* vollzogen, die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die *bewußte* Aufgabe der philosophischen Entwickelung gebildet hat.

So schießen auch in dieser Hinsicht in der Persönlichkeit Richard Wagner's die wichtigsten Strahlen des modernen Geisteslebens, wie in einem Brennpunkt, zusammen, die ihn zugleich als einen der Größten unserer Zeit erscheinen lassen. In solchem Sinne ihn als den Ziel- und Mittelpunkt der ganzen bisherigen Entwickelung, sowohl was die Oper, wie die moderne Kunst überhaupt betrifft, dargestellt — gezeigt zu haben, was die Cultur und speciell das deutsche Volk an ihm besitzt, darin beruht die Hauptbedeutung des Chamberlain'schen Werkes, wofür wir dem Verfasser selbst dann dankbar sein müssen, wenn wir mit manchen seiner Ausführungen im Einzelnen nicht übereinstimmen können.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Andantino.

Von E. Würthmann.

„An den Herrn Clavierspieler im zweiten Stock Winterstraße Nr. 8“, las der Briefträger und blickte mit verschmitztem Lächeln von den unverkennbar weiblichen Schriftzügen der Adresse auf den jungen Mann, der seinem Läuten soeben geöffnet hatte. „Das sind wohl Sie?“

„Man könnte es denken“, versetzte der Befragte, „jedenfalls ist dies Nr. 8 im zweiten Stock“, und mit der Zuversicht des berechtigten Eigenthümers nahm er das Schreiben in Empfang.

Als sollte dessen Ueberbringer der letzte Zweifel benommen werden, schallten, nachdem er wieder auf die Straße getreten, aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes die Klänge eines Flügels kunstvoll zu ihm herab, gaben ihm das Geleite zu den nächsten Häusern und verstummten plötzlich abgebrochen, bald nachdem er um die Ecke gebogen war.

„Was ist das für ein Andantino, das Du spielst?“ rief Robert in das Zimmer hinein, daraus eine Tonfluth ihm entgegenschwoll, die die kräftigste Entfaltung seiner leistungsfähigen Stimmmittel erzwang.

„Andantino?“ entgegnete aussetzend der Andere, „es ist doch ein Allegro und noch dazu Furioso.“

„Jetzt nicht, früher, meine ich, das trostreiche, erhebende, an einem Sonntag-Nachmittag . . .“

Ein leichtes Roth überflog das schmale Gesicht des am Clavier Sitzenden. „Dieses vielleicht?“ fragte er verschämt und nahm sein unterbrochenes Spiel wieder auf, doch nicht die stürmische Melodie.

Der Eingetretene hatte die nur angelehnten Scheiben völlig aufgestoßen, und statt mit dem Gehör die Töne genußvoll in sich aufzunehmen, irrten seine Blicke hastig die Fensterreihen entlang, die über dem Weg drüben zahlreich genug seinem suchenden Auge sich darboten. Obgleich die Winterstraße nur mäßiger Breite sich rühmen durfte, blieb die Entfernung immerhin beträchtlich, es war die Rückseite der hohen Häuser einer anderen Straße, die über noch unbenützte Bauplätze und vereinzelte Gärten herüberragte.

„Das Ding ist nett,“ bemerkte der unachtsame Zuhörer zerstreut, als der am Flügel geendet hatte, „von wem ist es?“

„Es ist mir selber eingefallen.“

„Du hast es selbst componirt?“ rief, nun aufmerksam geworden, der Bruder aus, „wenn sie das erst wüßte . . .“

„Wer?“

„Lies selbst, er ist doch wohl an Dich,“ und der Briefbogen, den er in der Hand gehalten, flog dem erstaunten Frager zu.

„Natürlich sollte ich nicht schreiben,“ stand darauf zu lesen, „es schickt sich ganz und gar nicht, würde Tante sagen, nur darf sie es niemals erfahren, o wehe mir! Allein ich weiß, daß Niemand das Andantino so schön spielen kann, so trostreich, so erhebend, und deßhalb sind Sie mir ein Freund, ob ich Sie auch noch nie gesehen habe, in der Nähe, heißt das. Ueber die Straße hilft es nichts, es ist zu weit. Ich weiß noch gut den ersten Sonntag, wo Sie spielten, Tags vorher hatte der Möbelwagen vor dem Hause gehalten. Ich saß am Fenster mit meinem Buch, allein es war nicht schön zu lesen, Tante hatte es mir ausgesucht, und ich war traurig, o so traurig, ich kann es gar nicht sagen wie. Immer wenn die Sonne hell vom blauen Himmel scheint, bin ich zum Weinen traurig, besonders am Sonntag-Nachmittag. Ich könnte schon auch lustig sein, von ganzem Herzen lustig, und hätte viel zu sagen, drum ärgert's mich, daß ich gerade traurig sein muß und verdrossen und stumm. Als Sie zu spielen anfingen, wurde ich böse zuerst, es fiel mir der Flötenbläser ein, der drüben gewohnt und mich in abgrundtiefe Melancholie hat hinunter quitschen helfen, gleich aber saß ich wie verzaubert, und Sonnenschein und blauer Himmel thaten mir nicht länger weh und die geputzten Menschen auf der Straße, und wenn ich weinen mußte, schmerzten mich die Thränen nicht. Und erst die Träume, die schönen Träume! Nicht die im Schlafe, die weiß ich Morgens nicht mehr, sie sind dumm, nein, die am lichten Tage, wo ich mit der Arbeit sitze, und Tante spricht und spricht, und ich, ich höre es nicht. Es war einfältiges Zeug gewesen, was ich mir vorher eingebildet, wie es sich nimmermehr ereignen konnte, weil es heutzutag so nüchtern zugeht in der Welt. Jetzt dachte ich, Sie seien allein wie ich — nicht einmal eine Freundin soll ich haben, Tante meint, die Freundschaft taugt zu nichts. Ich fürchte, es ist auch nicht klug gewesen, was ich mir da ersann, ich will es lieber gar nicht sagen, der Brief ist ohnehin verwirrt genug. Jedoch wie muß ich ihn auch schreiben! Tante hat mir Recepte zum Eintragen in ihr Kochbuch gegeben, sobald ich sie erhorche — Tante nämlich — fährt er unter das Löschblatt — der Brief — daher die verwischten Stellen. Ich aber will Sie um das Andantino bitten, Sie möchten es spielen heute Abend und morgen und übermorgen spät, wenn ich in meinem Zimmer bin. Ich mache sachte mein Fenster auf, wie Tante schläft — sie sagt, die Nachtluft sei sehr schädlich — ich höre sie schnarchen nebenan, obgleich sie es stets leugnet. Das war es, worum ich Sie ersuchen wollte, denn ich bin selig, so lange ich es höre. Ich hätte dann, worauf ich mich freuen könnte, drei liebe Tage lang, wie schön! Länger kann es ja nicht sein, wir gehen dann fort, weit fort, an's Ende der Welt. Es ist nicht so sehr weit dorthin, kaum eine Stunde mit der Eisenbahn, und Tantens Bruder ist dort Oberförster, und Wälder sind da und Fasanen genug. Sonst Niemand. Zum Glück bleiben wir nie lange, bis Tante sich mit Onkel streitet, mit ihrem Bruder.

Nicht wahr, das Andantino so um Viertel nach 10 Uhr, Tante steckt beständig den Kopf herein, es fallen ihr so viele Verbesserungen ein an den Kochrecepten. Tina.

Warum sollte ich nicht meinen Namen schreiben, er ist ganz hübsch. Er wird wohl das Hübscheste an mir sein. Vielleicht auch meine braunen Augen??“

„Du spielst doch das Andantino diesen Abend?“ fragte mit fast befehlshaberischem Nachdruck der Bruder, der unbefugter Weise die Zuschrift geöffnet hatte.

„Es ist die Antwort, die sie wünscht,“ stimmte willfährig der Componist des begehrten Musikstückes ihm bei.

„Und sie genügt,“ entschied der Erste.

„Auf einen Brief gehört eigentlich eine schriftliche Erwiderung,“ bemerkte Robert anderen Tages beim gemeinschaftlichen Morgenimbiß.

„Das kannst Du besser bemessen als ich,“ versetzte bescheiden der ältere Bruder, wobei er seines Jüngeren überlegene Kenntniß gesellschaftlicher Bräuche einsichtsvoll im Auge hielt.

„Es ist erstaunlich, welche Thorheit einem in den Sinn kommt, wenn man Abends zu Hause sitzt,“ hub Letzterer nach einer kleinen Pause wieder an, und er schüttelte mißfällig den blonden Kopf.

„Du meinst es nur,“ redete der gegenüber Sitzende ihm begütigend ein, dem wohl bekannt war, daß der Bruder in vorgerückter Abendstunde mitunter gereimten Eingebungen der Muse zu lauschen liebte. —

„Wer kann vor 11 Uhr schlafen gehen?“ fuhr unbeirrt durch diesen Einwand der vermeintliche Dichter fort, „so warf ich ein paar Zeilen auf's Papier als Antwort . . .“ er lachte etwas gezwungen, „ich spreche von gestern, von drüben . . .“

Verständnißvoll senkte sein Frühstücksgenosse das Haupt.

„Falls Du Verwendung dafür hättest . . .“

Das großmüthige Anerbieten schien den damit Bedachten fast in Verlegenheit zu setzen. Er rührte geräuschvoll in seiner Tasse und that einen heimlich raschen Blick nach dem hübschen Gesicht des schreibgewandten Bruders. „Derselbe Gedanke ist mir gestern Abend gekommen,“ bekannte er.

„Du hast auch geschrieben?“

„Es ist wirklich so.“

Digitized by Google

„Laß sehen, wir wollen dann vergleichen.“ Mit Gönnermiene nahm er das zögernd vorgeholte Schreiben in Empfang.

„Warum mir zaghaft die Träume vorenthalten, die schönen Träume vom hellen lichten Tag? Weil sie nicht klug gewesen sind? Da sind ja Träume nie, sonst wären es nicht Träume, sonst hießen sie vernünftige, berechnende Gedanken, auf die ich selbst mich nicht verstehe. Wogegen ich im Träumen sehr bewandert bin. Als ich ein kleiner Junge war, trug es mir in Haus und Schule manchen Puff ein, und seit ich groß gewachsen bin — nicht allzu sehr — gab sich die Welt schon viele Mühe, mich in die Wirklichkeit zurecht zu stoßen. Statt Gymnasiastenhefte achtsam zu corrigiren, träume ich nämlich Melodien. Doch heute nicht. Ich träume heute von zwei braunen Augen. Ein einsames Seelchen blickt aus ihnen, das leben möchte, leben. Wie ist es mir vertraut, das Seelchen, das sehnsuchtsvoll verlangende! Ich zwar bin nicht allein und einsam, mir hat die Natur fürsorglich einen Freund bestellt in meinem Bruder, meinem einzig theuern. Er hat nur mich und ich nur ihn. Wir haben uns so lieb gehabt von je, daß wir uns einstmals zugeschworen — als wir noch in Secunda saßen — kein Mädchen sollte uns jemals trennen. Es war ein feierlicher Versöhnungseid nach bitterem Streite, worin ich ihn mit brüderlicher Eifersucht gequält um eines blonden Zöpfleins willen, dem er liebäugelnd zu Gefallen gelaufen. Bis heute blieben wir vereint, gab es zwischen uns kein Mein und Dein, der Möbelwagen, der vor dem Hause hielt, barg nur gemeinsamen Besitzstand. Mußte ich da nicht glücklich sein? Ich müßte wohl ... o undankbares Menschenherz!

„Ergebung“ wollte ich das Andantino betiteln, nun nenne ich es „Bange Frage“, ich meine: Frage an das Glück. Auf flüchtig verhallenden Tönen sandte ich sie hinaus, und unversehens, wie ein Geschenk des Glückes, flog mir aus unbekannter traulichsüßer Nähe holde Antwort zu. Heute noch und Morgen soll ich sie erklingen lassen, meine Frage, bange zweifelnd gleichsam an der eigenen Seligkeit — ach noch gar manches Mal werde ich sehnsüchtig sie erheben am träumerischen Sommerabend. Wird mir ein Zeichen werden, wenn sie nicht länger ungehört verhallt? Nicola.“

„Ein bischen überschwänglich, alter Junge,“ urtheilte Robert, als er bis zum Schluß gelesen und zuckte die Achseln; „vielleicht gefällt es ihr.“ Er schob das Schriftstück über den Tisch. Nun brachte er ein anderes zum Vorschein, das er bedächtig in lange schmale Streifen zerlegte.

„Was thust Du?“ rief auffahrend der Bruder, „Du zerreißest Dein schönes Gedicht!“ Er holte hastig die zertheilten Reste zu sich herüber und glättete sie mit achtungsvoller Sorgfalt.

„Es sind ja keine Verse,“ sagte er enttäuscht.

„Nein, es ist Prosa, nüchtern kalte Prosa,“ wurde ihm bestätigt. „Wir nehmen Deinen,“ fügte Robert mit anerkennendem Wohlwollen bei, „allein,“ er lachte laut auf, „wohin willst Du ihn denn schicken?“

Sein Gefährte mußte ihm die Antwort schuldig bleiben und schien in seiner Verblüffung nicht übel Lust zu haben, dem unbestellbaren Schreiben dasselbe Schicksal angedeihen zu lassen, wie es die vermuthete Dichtung hatte erleiden müssen, was ihm jedoch der andere erfolgreich wehrte. —

Eine späte Nachmittagsstunde erst führte die Beiden wieder zusammen, weil der Jüngere, in einer entfernten Kanzlei beschäftigt, um die Mittagszeit nicht nach Hause kam. Sein frisches munteres Gesicht lachte übermüthig auf den bleicheren Bruder herab.

„Die Tante nennt sich Frau Wittwe Mauther,“ sagte er sofort beim Eintritt.

„Aber woher ...“ stammelte der mit dieser Ankündigung Begrüßte.

„Und die Kleine heißt Tina Harting,“ fuhr der Heimgekehrte ruhig weiter.

„Hexenmeister!“ lautete im Tone der Bewunderung ein entzückter Zwischenruf.

„Sie sind schon heute abgereist statt morgen ... Es ist nichts anders,“ er nickte theilnehmend dem Bestürzten zu, doch seine Augen leuchteten nicht eben betrüblich. „Weißt Du auch wohin?“ fragte er darauf ausdrucksvoll gedehnt.

„Wohl gar nach Buchenlohe?“ rief der Bruder aufgeregt dagegen, und die Reihe überrascht zu sein, war damit an den Jüngeren gekommen.

„Wie hast Du es herausgebracht?“

„Sie schrieb doch von großen Wäldern und von Fasanen und von einer Stunde mit der Eisenbahn, was Alles auf den Fasanenpark Buchenlohe stimmt, ich habe auf der Karte nachgesehen ... Ist es wirklich Buchenlohe?“

„Gewiß, Berechnendster der Träumer. Ich habe meinen Freund, den Briefträger, ausgeholt — runzle nicht mißbilligend die Stirne, Falten altern vor der Zeit — er ist Cigarrenkenner, und ich rauche keine üble Sorte. Die Tante gab ihm die Adresse für den Fall, daß Briefe einliefen. Nun könnten wir ja Deinen expediren, wie?“

„Nur wenn er zu Tina's eigenen Händen käme,“ erklärte der ältere der Brüder.

„Auch dafür ließen sich Mittel und Wege finden, was meinst Du zu einer Sonntagspartie in den Fasanenpark?“

„Um 6 Uhr und um 9 Uhr gehen Züge,“ wußte der junge Lehrer darauf eilfertig zu berichten, und zum Beweis für seine Behauptung zog er einen Fahrplan unter der Landkarte hervor, was Jenen, den er überzeugen wollte, zu schallendem Gelächter reizte und den begeisterten Ausflügler selbst tief erröthen machte.

* * *

Sonntagstille lag auf Wald und Flur. Sonntagstille? Tina seufzte. Als ob es in der Woche anders wäre. Wohin sollte sie sich wenden mit ihrem Buch? Nach „Marien's Ruhe“? Dort brannte die Sonne in drückender Schwüle durch die Fichtenzweige, lieber nach „Marien's Frieden“, beide wurden von einem galanten Forstgehülfen dem damaligen hübschen Förstertöchterlein huldigend gewidmet. So lautete wenigstens die Ueberlieferung, die sich an die ländlichen Sitzgelegenheiten knüpfte.

Er hatte weder Phantasie noch Scharfsinn besessen, der sagenhafte Verehrer der unbekannten Förstermaid, sonst hätte er wissen müssen, daß junge Mädchen nicht nach Ruhe und Frieden schmachten. Tina hätte ihm passendere Bezeichnungen angeben können, „Marien's Sehnsucht“, „Marien's Erwartung“, „Marien's Blick in die Ferne“: von der einen der Bänke hatte man eine ganz hübsche Aussicht durch eine blätterüberwölbte Lichtung in das sonnenflimmernde Weite hinaus und konnte sich einbilden, wenn man in hoffnungsfreudiger Laune war, von dort her, jenen Fußpfad herein, käme eines Tages das Glück gegangen.

Es war eine Zeit gewesen, wo Tina nicht so ungern im Forsthause geweilt, wo sie es geliebt, in grüner Einsamkeit zu träumen. Einmal aber müssen Träume sich verwirklichen, und mit 19 Jahren hat man wahrlich nicht länger Lust zu warten. „Marien's Ruhe“, „Marien's Frieden“, sie empfand die Namen der beiden Bänke heute geradezu als einen auf sie gemünzten beleidigenden Hohn. Nun fing auch noch der Kuckuck zu schreien an, der langweiligste, einschläferndste der Vögel.

„Kuckuck, Kuckuck,“ wiederholte Tina ärgerlich den eintönigen Ruf, statt jedoch die unerwünschten Laute damit zum Schweigen zu bringen, schallten sie ihr jetzt auch von der anderen Seite entgegen und zwar sehr nahe und kräftig laut, herausfordernd schier. Mit verschüchterter Stimme gab das Mädchen nochmals Antwort, schlüpfte alsdann hastig durch das Unterholz nach „Mariens Frieden“ zu, darauf sie sich sofort derart in ihr Buch vertiefte, daß sie nicht einmal Schritten Beachtung schenkte, die über dürre Zweiglein und Tannennadeln hinweg knisternd hörbar wurden auf dem Pfade, den das Glück einmal beschreiten mochte.

Erst die unmittelbar vor ihr und mit erhobener Stimme geäußerte Vermuthung, es dürfte nach rechts hinüber wohl das Forsthaus liegen,

Digitized by Google

weckte die eifrige Leserin aus ihrer Versunkenheit und ließ ihre braunen Augen blinzelnd über den Rand des Einbandes schweifen. Dabei bewegte sie verneinend das Köpfchen, wie man es unwillkürlich thut, falls man eine Annahme aufstellen hört, die einer Berichtigung dringend bedarf. Hierdurch ermuthigt, richtete der Größere der zwei Fußgänger, der die Bemerkung vorher zu seinem Begleiter gethan, an die anscheinend Ortskundige Wort und Bitte um genauere Unterweisung. Rede und Gegenrede brachte eine solch bedauerliche wegesfremde Unsicherheit der beiden Wanderer an den Tag, daß ihre Aufschlußgeberin den mitleidigen Zweifel nicht unterdrücken konnte, sie dürften statt Unterkommen und Labung im gastlichen Forsthaus zu finden, noch manche heiße Stunde in der sonntägigen Waldeinsamkeit umherirren, worüber die Beiden, die es anging, freilich sehr bedenklich wurden. Es lag daher sehr nahe und war nur ein Gebot allgemeiner Menschenfreundlichkeit, wenn die hier Einheimische sich zur Führerin erbot, um so mehr als „Marien's Frieden" sie weit mehr die erwünschte Kühlung vermissen ließ, als sie es gewähnt hatte, indem sie die Bank zum Ruhesitz sich erkor. Selbstverständlich vermeinten die Anderen den Vorschlag nicht annehmen zu dürfen, in welch artigem Wettstreit es nicht unverhohlen blieb, daß die liebenswürdige Wegweiserin vorübergehend in dem gesuchten Forsthause beheimathet sei, worauf die zwei Fremden sich denn beruhigten.

In solch anziehender Gesellschaft schien es ihnen weit weniger um leibliche Stärkung zu thun, als man ihrem früheren Gebaren nach vermuthet hätte, sie waren sogar der jugendlichen Naturfreundin, die ein günstiges Geschick sie rechtzeitig hatte treffen lassen, unendlich dankbar, als diese sie auf einem Umweg zu einer prachtvollen alten Eiche brachte, die wohl der stattlichste Baum weithin in der Runde war. Besonders der jüngere Fremdling forschte angelegentlich nach allem Wissenswerthen im Forste, dem er noch andere Besuche zudenken mochte, und daß der Aeltere nicht minderes Interesse daran nahm, bewies die gespannte Aufmerksamkeit, womit er den aufklärenden Worten lauschte, die ihrer Führerin rosigem Munde entschlüpften, ganz abgesehen von den leuchtenden Blicken, die immer wieder ihr niedliches Mädchenantlitz suchten. Fast schien es auch, trotz eines munteren Wortgeplänkels, das der Jüngere geschickt im Gang zu halten wußte, als fühlte sie sich mehr zu dem ernsteren Bruder hingezogen: ihre Augen, welche sich vor mancher kecken Anspielung des Ersteren befangen senkten, hefteten sich dann fragend, zufluchtsuchend an seines Gefährten milde bleiche Züge. —

Wissensdurst und fröhliche Wanderlust mußten sich zuletzt vor der Mittagstunde bescheiden, die, wen nach Speisung verlangte, gebieterisch zum Forsthaus wies. Dort zeigten sich höchst selten Fremde, waren aber jederzeit gastlicher Bewirthung sicher.

* * *

Das gemeinsam eingenommene Mahl war vorüber, und die beiden Gäste im Alleinbesitz der gemüthlichen hirschgeweihgeschmückten Stube verblieben. Die Bewohner des Hauses hatten sich zu beschaulicher Mittagsruhe in ihre Gemächer zurückgezogen, Tina unter ihrer ältlichen Verwandten strengem Fittig. Auch der jüngere Wanderer schickte sich an, dem Beispiel der hier Eingesessenen insoweit zu folgen, als er, allerdings unter erquicklichem Baumesschatten sich einer kurzen Nacht zu überlassen dachte. Der Bruder sah ihn nicht ungern gehen, es drängte ihn allein zu sein.

Er zog den Brief hervor, den er sorglich mitgenommen. Konnte er ihn hier an einer Stelle bergen, wo ihn das junge Mädchen unfehlbar finden mußte? Wo jedoch? In der Stube schien alles Gemeinbesitz, war wenigstens einem jeden Hausgenossen zugänglich. Zaudernd machte er die Thüre in das anstoßende Zimmer auf, es mochte den hier ziemlich überflüssigen Empfangsraum für Besucher vorstellen: ein rothes Plüschsopha, ein ehrwürdiges Tafelclavier schienen solches anzudeuten. Auf dem Sims am Fenster stand ein bänderumwundenes Arbeitskörbchen, gewiß Tina's zierliches Eigenthum. Auf den Fußspitzen näherte er sich den geöffneten Scheiben, durch die man einen Blick in den etwas tiefgelegenen Garten zu thun vermochte. Ein helles Kleid schimmerte ihm aus dem Laubgang entgegen, den wilde Reben schattig wölbten: es war Tina, der es geglückt war, der Obhut der schläfrig gewordenen Tante zu entschlüpfen.

Rasch steckte er den Brief wieder zu sich, nun wußte er, wie sie erfahren sollte, was ihr noch unbekannt geblieben war. Wozu bedurfte es der geschriebenen schwerfälligen Worte, wo leichtbeschwingte Töne bedeutsam alles sagen konnten.

Minder mißtönend, als er befürchtet hatte, gaben die behutsam angeschlagenen altersgelben Tasten die leise innige Melodie zurück, von seiner Empfindung hingerissen, ließ er das Geständniß immer lauter hinaus erklingen zu ihr, für die es einzig bestimmt, auf die Gefahr hin, den Schlummer im Hause zu stören.

In zitternder Erregung hielt er ein am Schluß und eilte zum Fenster hin. Die helle Gestalt war deutlich sichtbar unter dem grünen Rankenwerk, doch neben ihr, ganz nahe, stand eine größere dunkle, mehr vom Schatten des Laubganges gedeckt, allein dem Bruder unverkennbar. Zärtlich hielten die Beiden sich umschlungen, und ihre Lippen besiegelten desgleichen ohne Worte, daß die jungen Herzen sich gefunden hatten.

Der unberufene Zeuge trat in's Zimmer zurück, das Clavier zu schließen, er war ja zu Ende mit seinem Spiel.

„Entsagung" hatte er das Andantino nennen wollen zuerst. Als er gemeint das Glück zu ahnen, das Seelchen erkannt zu haben, das er unbewußt gesucht, hieß er es „Bange Frage". Nun war ihm die Antwort darauf geworden: „Entsagung" lautete sie wieder.

Aus der Hauptstadt.

Der heilige Assessor.

Von Friedrich Wilhelm I., der das preußische Königthum auf erzene Felsen stellte, geht neuerdings wieder andachtvolle Rede. Nicht daß ihn die Dichter besängen, die jetzt, wie weiland Raupach Ranke's Hohenstaufengeschichte, die gewissenhaften Untersuchungen Stenzel's über die Begründer der preußischen Vormacht nach allen Himmelsrichtungen zu dramatisiren beginnen. Der gestrenge und bürgerlich-rauhbeinige Fürst lockt den prunkliebenden Tragödienschreiber nicht, und er darf von Glück sagen, wenn ihm und seiner Zeit wenigstens auf der Bühne des Gewerbeausstellung-Theaters fünfzehn Minuten lang ein unvergängliches Denkmal gesetzt wird. Dafür aber schickt er sich an, in der Politik eine Rolle zu spielen. Häufiger immer wird die Sehnsucht nach seinem Krückstocke; sehr constitutionelle und sehr freisinnige Männer, die doch von Geburt an die Omnipotenz des Staates blutig hassen, vergleichen allen Ernstes die Segnungen seines aufgeklärten Absolutismus mit denen der liberalen Gesetzgebung. Und allen Ernstes werden volkswirthschaftliche Medicinen, die dem kranken und schwachen Staatsorganismus von 1713 Hülfe brachten, in den Zeitungen der seligen Fortschrittspartei als heilkräftig auch für das zwanzigste Jahrhundert empfohlen. Das erst neuerdings an's Licht gekommene Testament Friedrich Wilhelm's zeigt einen Monarchen von seltener, urwüchsiger Klugheit und Seelengröße. Es war ein Geringes, daß er mit dem glitzernden Luxus, der tollen Verschwendung aufräumte, die sein Vater so geliebt und nach Art aller begrenzten Herrscher für untrennbar von der königlichen Würde, für ihr nothwendigstes Requisit gehalten hatte. Erhaben aber war der Muth dieses Mannes, zu Gunsten seines Landes auf alle äußerlichen Ehrungen und Genüsse zu verzichten, mehr noch, selbst die so menschliche Eitelkeit, die just selbstbewußten und vorwärtsdrängenden Monarchen im hohen Grade eignet, vollkommen zu verleugnen. Er ertrug es lächelnd, in Wien und an den kleinen Höfen für einen geizigen Knauser zu gelten, für einen pedantischen Narren, der allein an „großen Kerlen" bemitleidenswerthes Gefallen fand; es genirte ihn nicht, daß man seine Unterthanen die allerunglücklichsten von ganz Europa, ihn selbst einen rohen, herzlosen Barbaren nannte. Schaffte ihm das doch Muße und Gelegenheit, in aller Heimlichkeit einen hübschen Kriegsschatz, ein fast unbesiegbares Heer zu sammeln, seine Märker mit Güte und Gewalt zu industriösen Menschen zu erziehen, den Berliner Bürgern die alberne Ueberfeinerung und den lustigen, unsparsamen Lebenswandel auszutreiben, daran der üppige Hof des ersten Königs sie allmälig gewöhnt hatte. Und dies vor Allem: sein Krückstock legte den Grund zu dem preußischen Beamtenthum, das in drei Welttheilen berühmt werden sollte, das seine Lebensaufgabe aus-

Digitized by Google

schließlich darin sah, dem König und dem Lande, nicht aber eigenem Wohlergehen zu dienen. Aus Friedrich Wilhelm's unbarmherzig strenger Schule gingen die Ahnen der Beamten hervor, die Preußen retteten, als das stolze Heer unwiederbringlich zerstoben schien, die sich weigerten, Gehaltserhöhungen und Dotationen anzunehmen, weil der Staat das Geld doch viel besser gebrauchen könne. Jena und Karlsbad und Olmütz vermochten diesen Körper nicht zu zerrütten. Grobe Fehler und furchtbare Versündigung wider die heiligsten Interessen Preußens verzeiht die Geschichte gern diesen Bureaukraten, die sich, mit jeder Faser, jedem Blutstropfen Diener des Staates, nie aus Eigennutz vergingen, deren Mißgriffe stets nur menschlicher Beschränktheit und Kleingeistigkeit entsprangen.

Ganz in der Stille hat sich hier ein Wandel vollzogen. Er hängt eng mit den Aenderungen zusammen, die auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens vor sich gingen und die sämmtlich das große Siegesjahr herbeigeführt zu haben scheint. Preußen ist seit 1871 kein strebender Staat mehr. Es ist, Bismarck selber sagte es, saturirt. Alle Ziele scheinen erreicht. Zwar die Durchführung grundlegender Wirthschaftsreformen wäre eine Aufgabe, groß und kraftverlangend genug, um mit dem ganzen Volke auch die Beamtenschaft zu ungeheuren Anstrengungen zu zwingen, zu jenen Anstrengungen, die allein blühendes Leben gewährleisten, die den Blick über das leere Tretmühlwerk des Tages erheben. Doch die Socialwissenschaft ist allenthalben ungern gesehen, wer von ihr ißt, stirbt daran, und die Regierung hat ausdrücklich erklären lassen, daß sie mit Reformen nur noch langsam vorangehen wolle. Was das nach fünfjährigem, absolutem Nichtsthun zu bedeuten hat, ist augenscheinlich. Andere große Träume wieder, die dem Schaffen und dem Streben des Staatsdieners Inhalt verleihen könnten, so der Gedanke eines germanischen Weltreiches, hängen zu sehr in der Luft, sind allzu wesenlos, als daß sie die nüchternen Bureaumenschen zu entflammen und anzuspornen vermöchten. Die Verwaltungsmaschine läuft unter schwachem Dampfdruck, es kann ganz schablonenmäßig regiert werden, über das alltägliche Tagespensum hinaus giebt es keine Arbeit.

Ein solcher Stillstand, so trockene Ideallosigkeit führen in verschiedenen Ländern zu verschiedenen Resultaten. Um nur von zwei Nachbarn zu reden: der französische Beamte versinkt in Corruption, der österreichische in gemüthliche Schlamperei. Der preußische aber wird steif, bureaubewußt, fortschrittsfeindlich. Innere Befriedigung im höheren Sinne kann eine Beschäftigung nicht bieten, die sich darauf beschränken muß, zu erhalten, was Andere schufen. Da es nicht möglich ist, seine Befähigung an wirklichen Schwierigkeiten, an der glänzenden Beantwortung neu auftauchender, weltbewegender Fragen zu erweisen, so begnügt man sich damit, Carrière zu machen. Der jedem wirklichen Verwaltungstalente innewohnende Drang, zu bauen, zu erhöhen, auszugestalten, geräth auf Abwege und versumpft schließlich in dem Bestreben, sich selbst zu erhöhen, persönlich emporzukommen. Sieht aber der begabte Beamte seine Aufgabe erst einmal darin, im Wettrennen um Würde und Gehalt, um ganz äußerliche Dinge zu siegen, so kann es nicht ausbleiben, daß er seinem Stande und seiner Classe übertriebene Bedeutung beilegt. Die Selbstachtung verlangt gebieterisch, daß man seine Lebenskraft, sein Hoffen und Wollen nur an Ziele setzt, deren Erreichung sich wahrhaft lohnt. Wer die Laufbahn des höheren Regierungsbeamten erwählt hat, wird deßhalb, um sich selber respectiren und dementsprechend mit rastlosem Fleiß für sein Avancement sorgen zu können, nothwendig die Ueberzeugung haben müssen, daß sein Beruf der adligste, das Aufsteigen zu den Gipfeln der Staatsdiener-Hierarchie die schönste Thätigkeit ist.

Ohne solche Meinung, ohne solchen Stolz wäre der moderne Beamte nicht im Stande, seine Pflichten zu erfüllen. Der Ausspruch, das bloße Bewußtsein treuer Pflichterfüllung genüge ihm, um sich aufrecht zu erhalten und sei ihm Lohn genug für rastloses Mühen, kennzeichnete sich um so mehr als Redensart, als er von einer Stelle kam, die durch ihr eigenes Streben und Kleben das gerade Gegentheil befürwortet und plausibel gemacht hatte. Es ist klar, daß diese Lebensanschauung der Alten dem jungen Nachwuchse schon völlig geläufig sein muß; ihn daraufhin betrachten, heißt also eine Probe auf das Exempel machen. Und die Rechnung stimmt überraschend. Idealismus ist die letzte Triebfeder, die unsere gebildete, studirende Jugend bewegt. Unter ihr giebt es keine Schwärmer mehr, wie jene, die das Wartburgfest sah; die reformerische Bewegung, die sonst immer ihre begeistertsten Vorkämpfer aus den Reihen der Studenten zog, muß heute ihre Träger bei den Kindern der aufstrebenden, der arbeitenden Stände suchen. Der moderne Durchschnittsstudent, ganz besonders der Jurist, der sich entweder dem Staatsdienste widmen will und den Marschallsstab, das Scepter des „leitenden Directors" deutlich in der Tasche fühlt, vergeudet die herrlichsten, die blüthenschönsten Jahre seines Lebens an erbärmlichen Nichtsen. In den stickigen Brodem des Corps- und Kneipendaseins dringt der scharfe Luftzug der Zeitideen nicht hinein, aber dies stumpfsinnige Bändchen-Getändel, das doch wenigstens kameradschaftlichen Sinn wecken und fördern hilft, steht noch himmelhoch erhaben über dem Lotterdasein der Vorgeschritteneren, die die Jahre des Studiums im Stank der heimlichen und offenen Prostitution, mit schmutzigen Liebschaften, unter „Freuden" verjuxen, derentwegen es fast um die Lex Heintze schade ist. Welch ein grausiger Unterschied zwischen den Burschenschaftern der Metternich-Jahre, die mit ihrer spartanischen Sittenstrenge und Keuschheit protzten, und jenen Universitätsbesuchern, mit denen sich heute die Oeffentlichkeit zu befassen hat! Ein Steinthal, der sich von einer Verlorenen aushalten läßt, seinen Examenarbeiten in ihrem Schlafzimmer obliegt; ein anonymer Gerichtsassessor, der in Berliner Zeitungen Wohnung bei einer Gefallenen sucht! Das Gefolge Arnold Ruge's und Karl Follen's bestand gewiß zumeist aus herzlich unreifen, knabenhaften, großmäuligen Gesellen, aber in dieser Cumpanei war Schwung, Glut, schwärmerische Liebe für die Idee, aus diesem gährenden Most konnte der Wein der großen Jahre 1848 und 1870 heranreifen. In der heutigen studirenden Jugend ist nichts, aber auch gar nichts, was leise Hoffnung für die Zukunft zu erwecken vermöchte, die Söhne der Arbeiter, die Gemeindeschüler haben die Erbschaft der Burschen angetreten. Längst schon sind nicht mehr die Universitäten die eigentlichen Hochburgen des neuen deutschen Geistes. Einst konnten sie den Mächtigen gefährlich werden und waren Bollwerke der Freiheit, vor denen selbst die Wiener Camarilla knirschend zurückging. Heut lassen Anschläge gegen ihre eigene Sicherheit die öffentliche Meinung kalt, und Niemand hört mehr auf ihre Stimme. Bosse's Disciplinaruntersuchungen, Hinschius' Gutachten, die Erklärung der 56 — was ist uns Hekuba? Wem imponirt der Protest sächsischer Universitätslehrer gegen die von den Dresdener Staatsweisen und Wahlreformern beabsichtigte Faschingsnarrheit? Der Ruf weckt keinen Widerhall mehr.

Das Wort der Professoren, das Deutschland in seiner Gelehrtenliebe früher alleweil gern und ehrfurchtsvoll hörte, verhallt heut darum unbeachtet, weil die studirende Jugend seine Bedeutung in's Lächerliche abschwächt, statt sie zu verstärken. Diese Jugend, die nach einem halben Dutzend verjubelter Semester angstgeschüttelt in's Examen steigt und seine usancemäßige Schlingen alleln Dank den Einpaukern und den Pressen mit Ach und Krach vermeidet, diese Jugend mit ihrer großen Erfahrung und ihrem geringen Wissen zeichnet sich nur durch Schneidigkeit aus, dem unvermeidlichen Attribut unfähiger, dafür aber menschenverachtender Nichtskönner. Wieder ragt hier in einsamer Größe über aller Andern Häupter der Jurist empor. Von den Jüngern der drei Schwesterfacultäten wird gewohnheitsmäßig noch immer ein Mindestmaaß wirklicher Kenntnisse verlangt, ohne dessen Besitz sie schlechterdings nicht vorwärts kommen; der Herr Assessor darf in den meisten Fällen die vorm Examen rasch erworbene Wissenschaft nun ebenso rasch wieder fahren lassen. Gerade weil er dazu ausersehen ist, in Zukunft allen erdenkbaren Dingen und Fächern vorzustehen, thut er gut, ihm etwa noch anhaftende Specialkenntnisse, die Eierschalen des untergeordneten Nichtassessorthums, so schnell wie möglich abzustreifen. Er präsidirt Schöffengerichten und dankt innerlich seinem Herrgott, daß der Oppenhoff aufgeschlagen vor ihm liegt. An der Hand dieses schätzbaren Buches entscheidet er mit unbedingter Sicherheit und gleicht kleine, verlegene Schwankungen durch erhöhten Schneid aus. Als Beisitzer wie als Staatsanwalt erntet er in seiner Weise Lorbeeren. Wie der Justiz, drückt er den übrigen Zweigen der Verwaltung seines Geistes Stempel auf. Gelingt es ihm auch nur in afrikanischen Colonien, diesen Geist zur höchsten Blüthe zu entfalten, in epochale Thaten umzusetzen, so stehen doch die inneren Wehlan und Leist in der Art der Lebensauffassung den tropischen Collegen oft wenig nach. Sie sind sich ihrer bevorzugten Stellung wohl bewußt, sie werfen ihren Titel mit Wucht in die Wagschale, wenn die Mitgift der Dame bestimmt werden soll, die sie mit ihrer Hand zu beehren denken. Sie sehen, im Schmuck ihrer zerschlagenen Gesichter und mit Nietzsche'schen Herrenideen wohl vertraut, stolz herab auf die wimmelnde Masse der Unterthanen. Es ist ihnen nichts zu schwierig und zu verantwortungsvoll, daß sie es nicht lächelnd unternähmen. Dieser neupreußische höhere Beamtenschlag hat mit dem vor- und nachfriedericianischen wenig gemein; er übertrifft ihn nur, soweit es sich um hochgradig entwickeltes Selbstbewußtsein und andere Draufgängertugenden handelt. Die Gesinnungen, die er offen zur Schau trägt, und die Proben, die er allzu freigiebig von seiner Befähigung bietet, erbringen der Nation den vollgiltigen Beweis, daß Staatsverwaltung und Regierung eine ungemein leichte Sache sein muß. Während es früher Aufgabe der Beamtenschaft war, den guten Bürgersleuten eine vielleicht allzu hohe Meinung von den Qualitäten der Regierenden im Besondern und der Schwierigkeit der Staatskunst im Allgemeinen zu suggeriren, bemüht sich die jüngere Schule mit glänzendem Erfolg, dem Ketzer Oxenstierna Recht zu geben. Herr Bebel fragte im Reichstag unbescheiden und doch naiv an, wie es denn in aller Welt nur möglich gewesen wäre, daß Graf Eulenburg, unser 168,000 Mark-Botschafter zu Wien, gerade zu einer Zeit auf Urlaub gehen konnte, wo die Lage im Süd-Osten verwickelter als je vorher war. Bebel, der leider preußische Geschichte wenig studirt hat, weiß nicht, daß es altväterliche Staatskunst war, tüchtige, hochbegabte, rastlos wachsame Politiker auf exponirte Botschafter-Posten zu stellen. Im Zeitalter des Assessorenthums nehmen diese Würden mehr und mehr ausschließlich repräsentative Bedeutung an, Untergebene, die etwas von der Sache verstehen, besorgen für den weniger unterrichteten Chef die verantwortungsvollen Arbeiten. Zahlreiche Anzeigen sprechen dafür: wir rudern in eine Subaltern-Politik hinein, die um so gefährlicher werden muß, als scheinbar ein einziger, starker Wille überall den Ton angiebt. Erfahrene Fachleute, die an der Spitze stehen sollten, sehen sich gezwungen, zu Gunsten Begünstigter im Hintertreffen zu bleiben; statt ehrlich den Weg vorschreiben und unbekümmert um Schranzengezischel ihr Heer vorwärts führen zu dürfen, müssen sie mühevoll darum ringen, sich das bischen Einfluß auf Excellenz Dilettant zu erhalten und von Seiner unwissenden Gnaden wenigstens noch hier und da befragt zu werden.

Das constitutionelle und parlamentarische Princip, das Jedem erlaubt, in All und Jedes dictatorisch hineinzureden, Sachverständige zu

Digitized by Google

meistern und als Nichtfachmann Fachleuten Gesetze zu geben, der Parlamentarismus hat das moderne Assessorenthum gezüchtet und heilig gesprochen. Die Hoffnung auf Erneuerung und Verdeutschung unserer Verfassung ist wegen der blöden Stumm- und Scharfmacherei, wegen der unermüdlichen, spitzbübischen und jesuitischen Angriffe auf das bestehende Reichstagswahlrecht leider für lange Zeit aussichtslos. Mit Fug ist das Volk mißtrauisch geworden und will unter keiner Bedingung von der geringsten, auch der heilsamsten Aenderung eines Rechtes wissen, das 1870 mit Strömen theuren Blutes errungen worden ist Aber die ständische Gliederung des deutschen Reichstages bleibt trotzdem nur eine Frage der Zeit. Wie dem Geschwätz der Dauerredner, die eine Frage um so gründlicher besprechen, je weniger sie von ihr verstehen, wird diese Reform dem Assessorenthum, der Gewalt-Herrschaft der Juristen ein Ende machen. Die werthschaffenden Stände bedürfen wahrlich schon heute des Vormundes nicht mehr, der sie, all in seiner Ignoranz, vom grünen Tisch aus tyrannisirt, und auch der Staat wird erkennen, daß ein paar Semester Bierstudium eigentlich noch nicht zum Diplomaten und Führer der Nation prädestiniren.

Prinz Vogelfrei.

Eine Tragödie in Farben.

Ist es wahr, daß unser Zeitalter vor anderen „das tragische" ist? Darüber mag, wer da will, mit dem Weltgeist hadern. Jedenfalls aber hat unser Zeitalter seine eigene Tragik, wie sie durch die besonderen Umstände, unter denen wir leben müssen, geboren ist: eine Tragik der Massen und eine Tragik des Individuums. Die Tragik der Massen spielt sich tagtäglich geräuschvoll ab in den socialen Kämpfen, von denen alle Zeitungsspalten voll sind, und für die längst in den raffinirtesten Salons Empfindsamkeit vorhanden ist. Das Individuum kämpft einsam. Es trägt in sich das Bild eines neuen Menschen. Dieses Bild wünscht es aufzurichten auf offenem Markte als ein neues Götterbild. Aber die Menge speit danach und johlt dawider. Sie hat ihren Götzen, das goldene Kalb, und will keine Götter daneben haben. Und die Götzendiener steinigen den Gottverkünder.

Zumeist aber ist beiderlei Tragik vereint. Der Einzelne, der alle Kräfte daran setzen möchte im Kampf für seine Idee, muß einen großen Theil von Energie verbrauchen wider die Gespenster des Hungers und der Unterdrückung. Die Seelennoth des Denkers und des Künstlers verbindet sich mit der materiellen Noth des Enterbten, des Proletariers. Geist und Schöpferkraft werden dadurch auf Wege gedrängt, die den Satten da oben nicht behagen, die sie „unerfreulich" dünken. „Warum soll man immer wieder das Unerfreuliche sehen?" Ja, warum müßt ihr immer wieder das Unerfreuliche — schaffen?

Als ein tiefstes Ergebniß dieser doppelten Tragik steht uns das neue Bild von Lesser Ury vor Augen, das erste „große" Bild dieses vielumstrittenen Talents. Es ist eine monumentale Leistung ersten Ranges, wie unsere Zeit deren nur sehr wenige hervorgebracht hat, ein großlinig ersonnenes, hingebend vollendetes Werk, das den „kleinen Ury" mit einem Schlage in die vorderste Reihe unserer großen Meister versetzt. Es ist im Kunstsalon von Fritz Gurlitt zur Ausstellung gebracht. Eine Stück Welt-Tragödie klingt darin wieder, das ergreifende Psalterwort: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten." Aber es sind keine streng alttestamentarischen Juden, die Ury gemalt hat. Es sind ebenso gut Ausgestoßene unserer Zeit, jeder Zeit, es sind Ausgestoßene der Weltgeschichte, der Menschheit, — und deßhalb im tiefsten Sinne auch keine Juden, es sind Du und Ich, es sind die ewigen Parias und ewigen Märtyrer, zugleich aber auch die ewigen Heroen und ewigen Heiligen.

Vor zwei Menschenaltern machte das Bendemann'sche Bild der „Trauernden Juden", heute neben der Richter'schen „Königin Luise" eine Perle des Kölner Museums, ein allgemeines und gewaltiges Aufsehen. Wir können das jetzt kaum noch historisch begreifen. So gar nichts Selbsterlebtes ist darin, nichts als geschickte Ausmünzung einer Modesentimentalität jener Zeit. Und dazu jene Stilisirung in's Theaterhafte und Leere, die uns heute das Unerträglichste in aller Kunst dünkt, damals aber „Schönheit" genannt wurde.

Bei Ury's Bild sieht man auf den ersten Blick, daß Solches nur Der zu schaffen vermocht hat, der alle diese Seelenpein von der schrillsten Tonart bis zur zitterndsten selbst in sich durchkämpft hat, daß dieses Bild ein Product der Selbstbefreiung ist, hervorgegangen aus einer centralen Lebensstimmung des schaffenden Künstlers. Jener Zug in's Unerbittliche ist ihm eigen, den niemals suchende Willkür, den stets nur das Leben in seiner grausamen Nothwendigkeit aufdrückt.

. . . . Ein lichter, in seiner wehmüthigen Pracht fast schmerzlich ergreifender Abend am Meer. Die Wasser blitzen, der Himmel leuchtet in zartem Grün, rosenfarbene Wölkchen werden von leisem Abendwind zerblasen. Den steilen Uferrand decken Schatten. Eine Bank steht dort, und zwei magere Bäumchen strecken ihre dunkelbelaubten Aeste gen Himmel. Angesichts der ewigen Majestät des Meeres, ein freudloser Fleck der Erde, wo Dürre und Trostlosigkeit zu Hause sind.

Dort hat sie sich niedergelassen, die finstere Schaar schicksalgebeugter Menschen. Alte und Junge, Männer und Weiber, alle in Lumpen. In dunklen Silhouetten heben sie sich ab vom schimmernden Abendhimmel. Jeder scheint in seinem Schmerz und Gram nur mit sich selber beschäftigt, und doch eint sie alle das Band gleichen herben Geschicks. Heimathlos sind sie alle, Verbannte, Vertriebene. Die Sonne sinkt vor ihnen in's Meer. Nur eine Stunde noch, dann wird Nacht sie verschlingen.

Die Meisten dieser Armen hat das Verhängniß völlig gebrochen. Wie ein leises Wimmern und Plärren geht es durch ihre Reihen. Dort der Alte, im dunkelsten Schatten, ringt kraftlos die Arme, während die Lippen etwas dazu lallen, Sinnloses, Würdeloses. Er bettelt den Himmel an. Das eisgraue Mütterchen auf der Bank denkt nicht mehr daran. Es ist ganz in sich zusammengekrochen, fühlt den Tod schon in allen Gliedern, wartet nur auf ein völliges Auslöschen. Sein ganzes Leben war ein ewiges Hinwelken. Es hat nie etwas vom Himmel erwartet, jeder Zeit das Schlimmste für das Wahrscheinlichste gehalten. Das Leid hat sich ganz in sie hineingefressen, es mag sich bis zur letzten Faser durchfressen, bis der Moderdunst des Elends sich völlig aufgelöst hat in Leichengeruch und Verwesungsstank! . . .

Aber dort der Kauernde, . . . dieses stiere Männerantlitz, . . . was geht in dem vor? . . . Wie ein Pavian hockt da ein Mensch an der Erde, mit angezogenen Knieen, die Hände darübergelegt, im verglasten Auge den kommenden Wahnsinn. Ein verbittert Gemüth, ein verbissener Sinn, und dazu eine noch robuste Männerkraft, die nicht gefällt sein mag mitten im Wege, da sie noch das Vermögen in sich fühlt, gerade aufrecht zu stehen. Ein furchtbarer Fanatismus wühlt in diesem Unglücklichen. Er fühlt etwas von einem Propheten in sich, von einem gewaltigen Seher. Dämonisches arbeitet in ihm, wird ihn aufschnellen lassen mit gräßlichem Gekreisch. Und die Arme wird er emporwerfen, sein Mund wird in Entzückungen stammeln. Bis Schaum vor seine Lippen tritt, und er im epileptischen Krampfe zusammenbrechen wird . . .

Dann Andere wieder, in deren eigen glänzendem Auge sich die klare, erbarmungslose Erkenntniß ausspricht und nichts als diese. Da giebt's kein Aufbäumen mehr, kein Klagen, da giebt's nur ein schweigendes, entsagungsvolles Ertragen. Daneben das Weib, dem das Schicksal noch Thränen gelassen hat. Laut aufweinend führt es den Kleidsaum an die verquollenen Augen und wendet sich sprechend an den etwa fünfjährigen Knaben, dessen lockiger Medaillenkopf uns ein scharfes Profil zukehrt.

Aber da ist noch ein letztes merkwürdiges Paar. Ein Mann und ein Weib. Das Weib, wohl jung noch, hat den Kleidrock über den Kopf geschlagen, sitzt da und starrt auf das Meer, völlig vom Rücken gesehen. Wir erkennen nichts von ihr als einen großen dunkelblauen Fleck und zwei gleichmäßig verlaufende Linien. Aber in dieser starren Ruhe, welch langer Jammer drückt sich darin aus, welch tiefe Hoffnungslosigkeit, neben geheimer zagender Sehnsucht. Der Mann daneben, ein bartloser junger Kopf, im Typus dem Knaben verwandt, ist eine Contrastfigur zu sämmtlichen übrigen Gestalten des Bildes. In ihm drückt sich gleichsam die Unüberwindlichkeit des Menschen gegenüber dem Schicksal aus, ganz besonders wohl die in Jahrtausenden erprobte unausrottbare Zähigkeit der semitischen Rasse. Er sitzt da finster und schicksalsdüster, aber nach außen und innen völlig ungebrochen, ein Stammvater vielleicht vieler künftiger Generationen, die gleich ihm den schweren Kampf immer wieder aufnehmen werden, bis die fernen Enkel dereinst triumphiren müssen.

Mit dieser Figur erst wird die Tragik vollständig, die heute wie stets jenes Schicksal widerspiegelt, „das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Viele werden untergehen, aber Einer wird bleiben. Doch von diesem Einen werden abermals Viele ihren Ursprung nehmen und fortzeugen in die Unendlichkeit, um so die Unbesiegbarkeit des Lebens zu documentiren. Dies, dünkt mich, ist der geistige und, wenn man das Wort dulden will, auch moralische Gehalt des Ury'schen Bildes. Ueber seinen Gehalt an schöpferischer Phantasiekraft brauche ich wohl nichts mehr hinzuzufügen.

Was aber vielleicht mehr noch als alles dieses an dem Bilde zu preisen ist, das ist seine künstlerische Reife, die organische Frucht einer langen, mit zähem Fleiß überdauerten Entwickelung. Ohne diese künstlerische Vollreife hätten Geist und Imagination doch nur schöne Vorsätze zeugen können, deren Absicht vielleicht imponirt, deren Ausführung aber kritisch gelassen hätte. Ury nähert sich heute der Mitte der Dreißig, und ich sagte schon, die „Trauernden Juden" sind sein erstes Bild großen Umfangs. Er hat sich ein halbes Menschenalter Zeit gelassen zur Vorbereitung für sein Werk; denn um so viel etwa datiren die ersten Entwürfe zurück. Inzwischen hat er, mit Not aller Art kämpfend, Hand und Auge an kühnen Experimenten gestählt und jenes unumstößliche Vertrauen in's eigene Temperament erworben, ohne das ein gesammeltes Kunstschaffen nicht möglich ist. Was früher manch Einem launenhaft und selbst absurd erschienen sein mag, alles das findet in dem großen Bilde seine Rechtfertigung. Denn was die suggestive Gewalt dieser Schöpfung ausmacht — eine Gewalt, die vom ersten Augenblick an da ist, und die Einen Tage lang nicht aus den Klauen läßt, — das ist die zauberhafte Einheit der coloristisch-visionären Stimmung, ein Resultat der Technik, wie man kühl und correct behaupten darf.

Hierin vor allem ist es der an monumentalem Stil unzweifelhaft

Digitized by Google

ebenbürtigen „Kreuzigung“ von Klinger denn doch noch überlegen. Dort mußte man wohl eine Viertelstunde lang stehen und sich Alles zusammensummiren, um des Ganzen nicht ohne Anstrengung Herr zu werden. Es war Vieles darin „gedacht“, was nicht in reine unmittelbare Anschauung (oder was dasselbe besagt: in Poesie und Empfindung) sich hatte auflösen lassen. Dieser Mangel fällt bei Ury fort. Sein Bild wirkt so elementar wie irgend ein Böcklin'sches Gemälde. Mag dies zum Theil an der Unbedingtheit von Ury's Naturell liegen, zu einem guten anderen Theile liegt es an seiner eminenten malerischen Technik, die die letzten Geheimnisse der farbigen Beleuchtung durchprobt und erforscht hat. Welch kaltes, skeptisch-klares Licht hat Klinger über seine Kreuzigung ausbreiten müssen, weil seiner unvergleichlichen Zeichenkraft nicht eine ebenbürtige Farbenanschauung parallel lief! Ury hingegen durfte es wagen, seine zeichnerisch einfach behandelten Figuren in ein mystisch-weiches, in den Strahlenbrechungen unendlich nüancirtes Licht zu setzen, in ein trübblaues Dämmerlicht, das gegen die Hintergrunds-Helle des Himmels so mächtig und eigen absticht! Seine Gestalten sind hierdurch in jenes Dunkel und Halbdunkel gehüllt, das sich wie ein verschwiegener Schleier ausbreitet und dem poetischen Ahnungsvermögen willkommene Nahrung bietet. Und doch ist alles deutlich geworden, was deutlich werden mußte. Die Nebendinge aber durften in Schatten verschwinden und so dem künstlerisch Wesentlichen zu einem ungeahnt mächtigen und concentrirten Eindruck verhelfen.

Wer einmal wie in einem Brennspiegel sehen will, was moderne Kunst vermag, der gehe nach Gurlitt's Kunstsalon und versenke sich in Lesser Ury's „Tragödie in Farben“. Franz Servaes.

Notizen.

Introduction à une Chimie unitaire. Par Auguste Strindberg. (Paris, Mercure de France.) Während es in Deutschland von Strindberg stille geworden, wächst jenseits des Rheines sein Ruhm von Tag zu Tage, und zwar — wie sich der Chemiker F. Jollivet Castelot gelegentlich einer Besprechung der chemischen Untersuchungen Strindberg's ausdrückt — nach doppelter Richtung hin, als „romancier puissant, d'une intense psychologie scientifique“ und als ein Geist, „qui s'est porté en même temps sur les plus grands problèmes de la science, qu'il aborde avec une rare originalité“. Und in der That, Strindberg besitzt eine hohe Gelehrsamkeit, die sein heißer Wissensdrang unablässig erweitert. In den Bereich seiner Kenntnisse zieht er den ganzen Kreis der humanistischen Wissenschaften, Natur- und Völkerkunde, Medicin, Juristerei .... In die sociale Frage versenkt er sich, macht die Bodencultur, die Landwirthschaft zum Gegenstande eingehendster Studien. Und nirgends ist ihm die Einzeldisciplin etwas für sich Bestehendes, oder läßt er sich daran genügen, sie einfach in sich aufzunehmen. Stets sucht er sich ihrer Lehren als Mittel tieferer Erkenntniß von Natur und Welt als Ganzes zu bemächtigen, treibt es ihn rastlos, sie mit seinem eigenen schöpferischen Geiste zu durchdringen. Auch als Dichter kennzeichnen ihn diese Züge, jener selbe mächtige Drang. Er ist kein schwärmerischer Poet, gestattet seiner Phantasie so leicht nicht den Flug in die Reiche erträumter Schönheit. Ein Physiologe, ein Psychologe, ein Scrutator des Lebens, baut er seine Schöpfungen auf dem Untergrunde seines soliden Wissens auf, ein unerschrockener, der Wahrheit angetrauter Forscher, dem nur eben die Wundergabe eigen, statt in der kühlen Sprache der Wissenschaften, mit feurigen Zungen, in Gestalten und in Schicksalen zu reden. Seine Naturanlagen, seine Seelenkräfte finden ihren Sammel-, ihren Gipfelpunkt in der Dichtergabe. Allein ob heimathberechtigt in der Dichtkunst, es läßt ihn nicht rasten, bis er sich nicht auch heimisch gemacht in allen den anderen Künsten. Er studirt den Contrapunkt, versucht sich in musikalischer Composition, lauscht der Malerei, der Bildhauerei ihre Technik ab, läßt sich sogar mit deren Halbschwester, der Photographie, ein. Und wieder und wieder wird es ihm zu eng im weiten Tempel der Kunst, ja zwei Mal drohte das Interesse für andere Sphären ihn den Musen ganz oder doch für lange Dauer zu entfremden. Das eine Mal riß ihn, dem Ehrgeiz in jeder Fiber sitzt, der Gedanke fort, als einfacher Journalist für sein politisches und sociales Glaubensbekenntniß, für Ideen, die, heute die Losung Vieler, damals nur von wenigen der Fortgeschrittensten getheilt wurden, durch das nicht zu mißdeutende, sich unmittelbar aussprechende Wort, besser denn als Dichter, streiten, wirken zu können. Was in den letzten Jahren hingegen sein Sinnen und Denken so ganz erfüllte, daß er seines Dichterberufes fast völlig darüber vergaß, waren wiederum wissenschaftliche Probleme, Probleme der Chemie, und zwar solche, die nicht so sehr Einzel- als Fundamentalfragen, die das kosmische Princip selbst berühren. In seiner in französischer Sprache verfaßten Schrift „Introduction à une Chimie unitaire“, nimmt er zu der alten Streitfrage Stellung, ob der reichen Stoffwelt eine einheitliche Substanz oder eine Vielfältigkeit von Elementen zu Grunde liege. Während die officielle Wissenschaft, ohne ersteres als völlig ausgeschlossen zu erachten, sich für die letztere Annahme entscheidet, giebt es unter den Gelehrten eine kleine Schaar von „Wilden“ sozusagen, welche die Hypothese einer einheitlichen, doch der größten Transmutation fähigen Urstoffes zu ihrem Postulate erheben. Dieses interessante Problem mußte einen so regen Geist wie Strindberg unendlich reizen. Mit Feuereifer warf er sich auf die schwierigsten und mühseligsten chemischen Experimente und glaubte dann endlich nach jahrelangen und dauernden Untersuchungen und mit dem Aufwande seines ganzen Scharfsinnes angestellten Berechnungen, in Bezug auf eine ganze Reihe von sogenannten „einfachen“ Stoffen ihre Zerlegbarkeit, ihre Zurückführbarkeit auf einen gemeinsamen Urstoff nachweisen zu können. Einzelne der von ihm dargelegten Resultate, wie die über Brom, Jod und vor Allem über Schwefel, welchen er als eine Verbindung von Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff im Zustande von Graphit definirte, zogen in Paris, wohin er vor Jahresfrist übersiedelt war, die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich und fanden in Fach- wie Tageblättern eingehende Besprechungen. In der obenerwähnten Abhandlung entwickelt er nunmehr auf Grund jener Resultate ein System, welches, von dem als Verdichtung I angenommenen Wasserstoffe an, bis hinauf zu den verwickelten Gruppirungen, mit denen die Entstehung der Lebewesen verbunden ist, die ganze Scala der Stoffbildungen als eine einzige, fortlaufende Kette von Verwandlungen und Entwickelungen zu gliedern versucht. Er theilt überdies — was die „Introduction“ jedoch als über ihr Thema hinausgehend, unberührt läßt — die Ansicht der Hylozoisten, wonach die Materie als etwas Lebendiges zu denken ist, und schreibt ihr amestrale Energien oder ein inherentes Gedächtniß zu. „En sa qualité d'être vivant“, bemerkt er an anderer Stelle, mit einer etwas dichterischen Wendung „elle subit la loi de l'hérédité, héritant des tendances des ancêtres comme nous héritons du vice et de la vertu de nos pères“, eine Annahme, die in innigem Zusammenhange mit der monistischen Weltanschauung, welcher er huldigt, steht, und nicht etwa einem Hange zur Mystik entspringt, der ihm fremd, und dessen er mit Unrecht geziehen worden. Von einem ganz allgemein literarischen Standpunkte erscheint die dem schöngeistigen Gebiete an und für sich so fern liegende letzte Publication Strindberg's von ungewöhnlichem Interesse und der Aufmerksamkeit weiterer Kreise werth: vermöge des Begriffs, den sie von seiner Eigenart, seiner Denkweise, der Spannweite seines Geistes gewähren, um der Gelegenheit willen, den nordischen Dichter, den man sich gewöhnt, fast ausschließlich im Profil, von der Seite seines erbitterten Kampfes gegen die Frauenbewegung zu betrachten, mehr en face zu schauen. Erich Holm.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Die allgemeine Medizinische Central-Zeitung Nr. 32 schreibt:

In dem Odol tritt uns **zum ersten Male** ein Mundwasser entgegen, welches nach dem bekannten, aber für die Herstellung antiseptischer Mundwässer noch unbenutzten Grundsatze hergestellt ist, daß der Effect eines Antisepticums ebenso sehr von der Wirkungs**dauer** abhängt, als von der absoluten antiseptischen Kraft. Da dieses Mundwasser auch die übrigen der 6 Anforderungen erfüllt, kann es wohl als das **empfehlenswertheste** der bisherigen prophylactischen Mittel für die Pflege der Mundhöhle und Zähne angesehen werden.

1/1 Fl. Odol Mk. 1,50, fl. 1.— ö. W. in Drogengesch. und Apotheken.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Gute Romane

z. Veröffentl. i. Feuillet. v. Zeitschr. u. Zeitgn. geeignet, werd. z. **kaufen** gesucht. Angebote beförd. d. Exped. d. „Gegenwart" sub T. G. 15.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Bibliothek Russischer Denkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Theodor Schiemann.**

Sechster Band:

Michail Bakunins

Sozial-politischer Briefwechsel

mit

Alexander Iw. Herzen und Ogarjow.

Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen herausgegeben von Professor **Michail Dragomanow.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Prof. **Dr. B. Minzès.**

Preis geheftet 6 Mark.

Die vertrauliche Korrespondenz Bakunins, des Begründers der internationalen Anarchistenpartei, mit seinen Freunden darf den Anspruch erheben, als ein Denkmal der sozialen Krankheitsgeschichte der Gegenwart eine Lücke in unserer Kenntnis auszufüllen, die ohne diese Briefe nie hätte geschlossen werden können.

Man darf wohl erwarten, daß diese heute besonders aktuelle Publikation in weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Stellung dazu muß jedenfalls jeder nehmen, der an den sozialen Problemen der Gegenwart nicht gedankenlos vorübergehen will.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Eduard von Hartmann's

Philosophie des Unbewussten.

Zehnte Auflage.

3 Bde. gr. 8°. Geh. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebd. 19 M. 50 Pf.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verzeichniss **sämmtlicher philosophischer Werke Eduard von Hartmanns** sendet gratis und franco

Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig,**
früher Fr. Manke's Verlag.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 7 März 1896. Band XLIX.

LUX ET VERITAS

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Verschmelzung der Arbeiterversicherung. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse. — Zur Arbeitslosenstatistik. Von Fab. Landau. — **Literatur und Kunst.** Unsere monumentale Plastik. Von Johannes Gaulke. — Herman Grimm's „Homer". Von Carl Busse. — **Feuilleton.** Der Bahnwärter. Von W. Garschin. — **Aus der Hauptstadt.** Die conservative Volkspartei. Von Caliban. — Die „XI" und andere Berliner Maler. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Verschmelzung der Arbeiterversicherung.

Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse.

Die im Reichsamte des Innern vom 4.—9. November 1895 zusammengetretene Conferenz hat nach dem in Nr. 274 des Reichsanzeigers über deren Verlauf veröffentlichten Protocolle sich in erster Linie mit einem Gesetzentwurfe, betreffend die Alters- und Invaliditätsversicherung, und sodann mit zwei Vorschlägen über Verschmelzung der Arbeiterversicherung beschäftigt. Zu einem greifbaren Endergebnisse scheint sie jedoch nicht gelangt zu sein, aber immerhin hat sie das eine Gute gehabt, darüber Gewißheit zu bringen, daß an maßgebender Stelle bereits erkannt wurde, es sei die jetzige Dreigliederung der Arbeiterversicherung nicht geeignet, zur Lösung der durch die allerhöchste Botschaft vom 17. November 1881 gestellten Aufgabe in einer alle Theile befriedigenden Art, zu führen. Bedauerlicher Weise wird dadurch wieder die geplante Erweiterung der Unfallversicherung auf das gesammte Handwerk und auf die im Dienste der Industrie verwendeten Strafgefangenen sowie die so nothwendige Abänderung der Unfallversicherungsgesetze, über welche bereits 1894 umfangreiche Gesetzentwürfe veröffentlicht wurden, in weite Ferne gerückt. Denn die beiden zur Erörterung gelangten Verschmelzungspläne sind schon aus dem Grunde nicht geeignet, zum erwünschten Ziele zu führen, weil jeder derselben bloß zwei Arten der Versicherung in das Auge faßt. Es will nämlich der Präsident des Reichsversicherungsamtes Dr. Bödicker die Unfallversicherung mit der Alters- und Invalitätsversicherung, der Magistratsassessor Dr. Freund aber diese letztere mit der Krankenversicherung vereinigen, so daß beide nur in dem einen Punkte übereinstimmen, einen anderen Modus für Erfüllung der activen und passiven Verflichtungen aus der Alters- und Invaliditätsversicherung zu schaffen. Dies genügt aber keinesfalls. Denn es greifen die verschiedenen Versicherungsarten so vielfach in einander ein und stehen in derart enger Wechselbeziehung zu einander, daß, wenn überhaupt eine Aenderung principieller Grundsätze beabsichtigt wird, solche auch in einer völlig erschöpfenden Weise durchgeführt werden sollte. Jedes andere Vorgehen kennzeichnet sich nur als ein schwacher Versuch, schafft ein bloßes Stückwerk, welches vielleicht augenblicklich als eine Verbesserung erscheinen mag, aber in nicht gar zu langer Zeit wieder abänderungsbenöthigt sein wird.

In den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik" Band 57, S. 419 wurde bereits ein Vorschlag veröffentlicht, welcher darauf hinauskommt, eine Reichsversicherungsanstalt als Trägerin der gesammten Arbeiterversicherung einzusetzen, also im Wesentlichen dahin gelangt, was der erste dem Reichstage vorgelegte, aber wegen der erkannten Abneigung der Reichstagsmitglieder zurückgezogene Gesetzentwurf in Aussicht genommen hatte und was für das Gebiet der Unfallversicherung auch in Frankreich rechtens ist. Die „Gegenwart" Bd. 41, S. 33, sowie die Zeitschrift für Volkswirthschaft, Socialpolitik und Verwaltung Jahrg. I, S. 613 brachten ebenfalls Reformvorschläge, welche von dem gleichen Grundgedanken ausgingen. Gestreift ist der gleiche Gedanke auch in den Jahrbüchern für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft Jahr. 1890, S. 259, in der Versicherungspresse Bd. XVIII, S. 317, XIX, S. 273, in der Berufsgenossenschaft Bd. VI, S. 253, und in Glaser's Annalen für Gewerbe und Bauwesen Bd. XXXI, S. 63 insofern, als die Erwartung einer Abnahme der Leistungen für Unfallversicherungszwecke darauf gesetzt wurde, wenn die Verwaltung vereinfacht und nach einheitlichen Grundsätzen durchgeführt werde. Neuerdings hat die Abtheilung für Unfallheilkunde des Naturforscher- und Aerztetages zu Lübeck 1895 als Forderung für eine Neugestaltung der Unfallversicherung im Interesse der Verletzten die sofortige Uebernahme der Fürsorge für dieselben durch die Berufsgenossenschaften unter Wegfall der dreizehnwöchigen Carenzzeit aufgestellt, in der Monatsschrift für Unfallheilkunde 1895, Nr. 12 Dr. Blasius, in den Aerztlichen Mittheilungen Dr. Bode vom ärztlichen Standpunkte aus gleichfalls die Uebernahme des Heilverfahrens durch die Berufsgenossenschaften, unter Wegfall der Carenzzeit, warm vertheidigt. Beiden genügt nicht der durch die Krankenversicherungsnovelle vom 10. April 1892, § 76c zugelassene Eintritt der Berufsgenossenschaften in das Heilverfahren, vielmehr wünschen sie dies Recht in eine Pflicht verwandelt, woraus sie sich günstigere Erfolge für volle Genesung und Wiederherstellung der Erwerbsfähigkeit der Verletzten versprechen.

Nach dem Geschäftsberichte des Reichsversicherungsamtes für das Jahr 1895 haben in dem gleichen Zeitraume 56 industrielle Berufsgenossenschaften in 3250 Fällen, sowie 24 landwirthschaftliche Berufsgenossenschaften in 370 Fällen von der Befugniß aus ang. § 76c Gebrauch gemacht, das Heilverfahren schon während der ersten dr izehn Krankheitswochen zu übernehmen und damit durchweg einen günstigen Erfolg

Digitized by Google

erzielt, indem die Verletzten überwiegend schon vor Ablauf der Carenzzeit aus dem Heilverfahren als völlig hergestellt, oder mit Renten entlassen werden konnten, welche hinter dem allgemeinen Durchschnitt erheblich zurückblieben. Insonderheit bewährte sich dies Vorgehen bei Augenverletzungen für Erhalten des Augenlichtes und bei Knochenbrüchen durch medicomechanische Nachbehandlung erfolgreich. In richtigem Verständnisse des leitenden Grundgedankens der gesammten Arbeiterversicherung ist das Reichsversicherungsamt bestrebt, denselben in weitere Kreise zu tragen und dahin zu wirken, daß seitens der Berufsgenossenschaften das Möglichste aufgeboten werde, die Gesundheit und Erwerbsfähigkeit der Arbeiter nach Kräften zu fördern. Von diesem Bestreben geleitet sind aber auch die Mehrzahl der Genossenschaftsvorstände. Es spricht dafür der stets steigende Eintritt in das Heilverfahren während der Carenzzeit, insonderheit aber das Einrichten der Berliner Unfallstationen, das Errichten eigener Krankenhäuser zur Behandlung bezw. Reconvalescentenheims zur Nachbehandlung betriebsverletzter Personen. Daß dieselben dem Zwecke dienen, auf größtmöglichste Wiederherstellung der körperlichen Unversehrtheit und der davon abhängigen Erwerbsfähigkeit hinzuwirken, beweisen die beobachteten günstigen Erfolge der Unfallstationen, welche zahlenmäßig zwar nur für die Brauerei- und Mälzereiberufsgenossenschaft vorliegen und wegen der Kürze der Einrichtung sich auch erst auf zwei Jahre erstrecken konnten. Allein sie bestätigen unanzweifelbar einen erheblichen Rückgang der Unfallfolgen, was durch eine Vergleichung der ereigneten zu den schadlos gehaltenen Unfällen sich ergiebt. In den Jahren 1891—1895 wurden in dieser Reihenfolge beobachtete Unfälle

a) in Berlin

angemeldet	510,	660,	886,	1043,	1182,	davon
entschädigt	90,	99,	86,	61,	40,	also
Procent	17,65,	15,00,	9,71,	5,85,	3,38,	

b) in den Provinzen

angemeldet	1111,	1151,	1452,	1529,	1795,	davon
entschädigt	222,	238,	254,	188,	205,	also
Procent	19,98,	20,68,	17,49,	12,30,	11,42,	

c) insgesammt

angemeldet	1621,	1811,	2398,	2572,	2977,	davon
entschädigt	312,	337,	340,	249,	245,	also
Procent	19,25,	18,61,	14,54,	9,68,	8,23	

woraus erhellt, daß Berlin stets unter der Gesammtdurchschnittsziffer zurückblieb, welche in den Provinzen stetig überschritten wurde, eine Folge, welche sich bloß auf den rascheren und sachgemäßeren Eintritt des Heilverfahrens zurückführen läßt.

Fehlen gleiche Beobachtungen zur Zeit auch noch hinsichtlich der übrigen industriellen Berufsgenossenschaften, weil die nach dieser Richtung hin gemachten Wahrnehmungen bisher nicht veröffentlicht wurden, so greift man dennoch in der Annahme nicht fehl, daß auch hier der stete Rückgang der relativen Ziffer für die Verlaufsgefahr auf gleiche Ursachen zurückgeführt werden muß. Während der nunmehr zehnjährigen Wirksamkeit der Unfallversicherung stellte sich nämlich innerhalb der 64 industriellen Berufsgenossenschaften dieselbe heraus für

	1886	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895
a) Todesgefahr	24,78	18,48	15,65	15,14	13,62	12,84	11,47	11,47	10,48	8,27
b) Erwerbsverlust	15,95	17,67	10,03	10,45	7,08	5,55	5,27	4,41	2,61	2,79
c) Erwerbseinbuße	38,96	50,98	54,62	57,24	61,02	61,77	63,11	62,95	61,05	55,85
d) Erwerbsruhen	20,31	12,87	19,70	17,17	18,28	19,84	20,15	21,17	25,86	33,09

wobei zum richtigen Verständniß hervorgehoben wird, daß als Erwerbsverlust die völlige dauernde, als Erwerbseinbuße die theilweise dauernde, als Erwerbsruhen die bloß vorübergehende Erwerbsunfähigkeit zu gelten hat. Die Uebersicht bestätigt, daß fortdauernd die schwereren Unfallfolgen in der Abnahme und dementsprechend die leichteren in der Zunahme begriffen sind, was mit absoluter Sicherheit die Schlußfolgerung rechtfertigt, daß mit dem zunehmenden Verständnisse dieser Wohlfahrtseinrichtung auch der beabsichtigte Zweck mehr erreicht wird, die aus den eigenthümlichen Gefahren einer auszuübenden Berufsthätigkeit entspringenden nachtheiligen Folgen für das Leben, die Gesundheit, die Erwerbsfähigkeit der arbeitenden Bevölkerung möglichst zu beseitigen oder doch wesentlich abzuschwächen. Zurückführbar ist dieses Ergebniß auf die zweckentsprechenden Unfallverhütungsvorschriften, auf das Ueberwachen der Betriebe hinsichtlich der angeordneten Schutzvorrichtungen und Sicherungseinrichtungen, endlich auf die Art des Heilverfahrens und die Reconvalescentenfürsorge. Noch klarer zeigt solches sich innerhalb der gefahrvollen Baubetriebe. In den 12 Hochbauberufsgenossenschaften stellte sich die relative Ziffer der Verlaufsgefahr nämlich heraus für

	1886	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894
a) Todesgefahr auf	29,23	20,35	17,39	16,67	13,62	13,39	12,23	11,98	11,22
b) Erwerbsverlust	23,72	26,96	12,21	13,42	7,45	6,53	5,45	4,35	2,71
c) Erwerbseinbuße	26,26	39,04	43,62	43,98	48,29	50,15	51,45	52,45	48,09
d) Erwerbsruhen	20,79	13,65	26,78	25,93	30,64	29,93	30,87	31,22	37,98

Betreffs dieser würde allerdings es von sehr großem praktischen Werthe sein, statistische Erhebungen darüber anzustellen, auf welche Unfallursache das schädigende Ereigniß zurückzuführen ist, wie sich das Verhältniß der folgeschweren Bauunfälle auf geprüfte und auf nicht geprüfte Bauunternehmer, ferner auf größere Städte, in welchen monumentale und höhere Bauwerke aufgeführt werden auch die Nachtzeit zur Arbeit benutzt wird, zu dem platten Lande herausstellt, wo niedrige einfachere Bauwerke während der dafür geeigneten Jahres- und Tageszeit in der Regel errichtet zu werden pflegen. Eine solche Erhebung könnte sichere Unterlagen dafür erbringen, ob der Befähigungsnachweis für das Baugewerbe im Interesse der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und Ordnung geboten oder entbehrlich ist und ob insonderheit es sich empfiehlt, die Baugewerbe unter die concessionspflichtigen Betriebe der Gewerbe-Ordnung § 29, etwa nach Maßgabe des österreichischen Gesetzes vom 26. December 1893, einzureihen, während unter allen Umständen sie dazu dient, festzustellen, ob die Heranziehung der einzelnen Genossenschaftsmitglieder bei Aufbringen der für Unfallversicherungszwecke erforderlichen Geldmittel eine gerechtfertigte oder nicht vielmehr nach veränderten Grundsätzen zu bewirken sei und ob namentlich es geboten werde, die Winterzeit und die Nachtzeit im Interesse der Bauarbeiter gänzlich zu untersagen oder fortdulden zu sollen.

Während von der einen Seite dahin gestrebt wird, Samariterkurse für die industriellen Arbeiter einzurichten und möglichst viele derselben im Samariterdienste auszubilden, damit sie in den Stand gesetzt werden, bei Eintritt eines Unfalles durch Reinigen der Wunden, Anlegen der Verbände die erste Hülfe schnell und sachgemäß zu leisten, dadurch aber für den Gang des Heilverfahrens einen wohlthätigen Einfluß auszuüben, weisen Dr. Blasius in der „Unfallheilkunde“ und Dr. Bode in der „Carenzzeit“ auf die Schattenseiten hin, welche die Ausbildung der Laien zeitigen kann. Sie heben nicht zu Unrecht hervor, daß ein Ueberschätzen der eigenen Kraft gerade bei Personen, welche auf einer geringeren Bildungsstufe stehen, nicht selten ist und daß ein großer Hang zur Medicinalpfuscherei bemerkt werden kann, welchem sich um so leichter Jemand hingiebt, der in die Geheimnisse des Heilverfahrens einen nothdürftigen Einblick durch Belehrung seitens Sachkundiger erlangte. Darauf fußend, überschreitet die Thätigkeit solcher oftmals die Grenzen des sich auf eine Nothhülfe beschränkenden Samariterdienstes und artet in anhaltendere Ausübung des Heilverfahrens aus. In

Digitized by Google

Folge dessen verabsäumt der Betriebsverletzte, rechtzeitig ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Wenn er sich dazu entschließt, ist oftmals aber der Verlauf der Verletzung ein so sehr ungünstiger geworden, bezw. durch Vernachlässigung der Wunden schon so viel verdorben, daß es nicht so leicht wird, die Gliedmaßen wieder in den alten Stand zu bringen. Die von Laien so sehr beliebte Anwendung von Arnicatinctur hat vielleicht eine derartige Ueberreizung der Wunde zu Folge gehabt, daß eine primäre Verklebung und Heilung ausgeschlossen ist, oder der Umgang mit schädlichen Stoffen zur Blutvergiftung geführt oder die Vereiterung von Sehnenscheiden und Gelenken das Absterben bezw. die Verkrüppelung von Gliedmaßen veranlaßt. Nun kann zwar ein verkrüppeltes Glied für die Erwerbsfähigkeit nachtheiliger sein als ein fehlendes, wie Dr. Krecke in seinem „ärztlichen Gutachten" auf Grund klinischer Wahrnehmungen ausführt, also durch Entfernen desselben leicht und gefahrlos der seitherige Grad der Erwerbsfähigkeit wieder hergestellt oder doch annähernd erreicht werden; allein seit das Reichsversicherungsamt in den Recursentscheidungen Nr. 552 vom 14. Mai 1888, 553 vom 11. Juni 1888, 1213 vom 28. November 1892 im Gegensatze zu dem Reichsgerichte in den Urtheilen vom 22. December 1890 (Gruchott XXXV, 401) und vom 31. Januar 1891 (Berufsgenossenschaft VI, 133) den Rechtsgrundsatz aufgestellt hat, daß ein Betriebsverletzter zur Duldung einer Operation und Entfernung von Gliedmaßen selbst dann nicht verpflichtet sei, wenn solche selbst gefahrlos zum Wiederherstellen der Erwerbsfähigkeit führen, also auch sein Rentenbezugsrecht dadurch nicht beeinflußt werden könne, lehnen die Betriebsverletzten es in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ab, auf diesem Wege zur vollen Erwerbsfähigkeit zurückzugelangen. Hierin ist der Grund zu finden, weßhalb zahlreiche Fälle einer fortbestehenden Störung der körperlichen Unversehrtheit und darauf zurückzuführenden Erwerbsunfähigkeit thatsächlich vorhanden sind, welche bei richtig angewandtem Heilverfahren nicht bestehen würden. Es irren mithin diejenigen, welche den Berufsgenossenschaften die Schuld derartiger Zustände beimessen, in den Ursachen, auf welche die Wirkung zurückzuführen ist. Solange der Arbeiter nicht das eigene Interesse hat, einen vorhandenen Schönheitsfehler oder ein Hinderniß der freien Ausübung der Erwerbsfähigkeit durch Entfernen eines abgestorbenen verkrüppelten Gliedes zu beseitigen oder das Reichsversicherungsamt seinen mit dem Grundsatze des U. V. G. § 5, wonach der Gegenstand der Versicherung sich auf den nach Maßgabe des Gesetzes zu bemessenden Ersatz des Schadens beschränkt, welcher durch Körperverletzung oder Tödtung entsteht, in Widerspruch stehenden Rechtssatz aufgegeben hat, wird auch ein unter Wegfall der Carenzzeit eingetretenes Heilverfahren seitens der Berufsgenossenschaften einen günstigeren Erfolg nicht herbeiführen können. Denn der Betriebsverletzte kann unnachtheilig auch in diesem Stadium des Heilverfahrens einer Amputation widersprechen und wird nach den gemachten Erfahrungen dies stets thun, solange er die Aussicht hat, in einem anderen Industriezweige, in welchem das verkrüppelte Glied ihn bei Ausüben der Berufsthätigkeit nicht hindert, er also das gleiche Arbeitsverdienst mit dem unversehrten Mitarbeiter erreichend, Beschäftigung finden kann, um sich in dem Genusse der Unfallrente zu erhalten. Nach der Rechtsregel des U. V. G. § 65 vermag aber nur eine wesentliche Veränderung in den Verhältnissen, welche für die Feststellung der Entschädigung maßgebend gewesen sind, einen Einfluß auf den Fortbezug oder die Minderung des Rentensatzes auszuüben, bleibt mithin belanglos, ob dem Rentenempfänger zu einem gleichen oder gar einem höheren Betrage das Verwerthen seiner verbliebenen Arbeitskraft möglich wird. Mithin wird nach dieser Richtung hin sehr wenig durch den Eintritt in das Heilverfahren während der Carenzzeit für die Berufsgenossenschaften gewonnen.

Das Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz enthält im § 12 eine dem K. V. G. § 76c sinnentsprechende Vorschrift. Darnach ist die Versicherungsanstalt gleichfalls befugt, für einen erkrankten Versicherten das Heilverfahren zu übernehmen, sofern als Folge der Krankheit eine zur Invalidenrente führende Erwerbsunfähigkeit zu besorgen ist bezw. die Krankenkasse zu veranlassen, die Fürsorge in dem von ihr als geboten erachteten Umfange zu übernehmen. Allein hier tritt die Verwirkung des Rentenanspruches als Folge ein, wenn er sich derarten Maßnahmen entzogen hat, sofern anzunehmen ist, daß die Erwerbsunfähigkeit durch dieses Verhalten veranlaßt ist. Mithin stellt hier der Gesetzgeber sich auf den Standpunkt, welchen das Reichsgericht hinsichtlich der Haftpflichtentschädigung vertritt, und in Widerspruch zu den auf dem öffentlichen Charakter der Unfallversicherung beruhen sollenden Anschauungen des Reichsversicherungsamtes.

Mag dem aber sein wie ihm wolle, immerhin ist als rechtlich unanzweifelbar das Bestreben des Gesetzgebers zu erkennen, die Wechselbeziehung zwischen den drei Versicherungsarten klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen und in den späteren Gesetzen auszugleichen oder zu ergänzen, was sich bei der praktischen Handhabung der früheren als ein Mangel gezeigt hat. Dies ist als Motiv des § 12 des Gesetzes vom 22. Juni 1889 und des § 76c des Gesetzes vom 10. April 1892 gleichmäßig zu erkennen. Beide werden von dem die öffentlichrechtliche Arbeiterversicherung beherrschenden Grundgedanken geleitet, in erster Linie dem vorzubeugen, daß ein gewerblicher Arbeiter eine auf Ausübung seiner Berufsthätigkeit einflußvolle Störung der körperlichen Unversehrtheit davon trägt und erst in zweiter Linie ihn wegen der daraus entspringenden Vermögensnachtheile schadlos zu halten. Dementsprechend haben auch die Träger jeder der drei Versicherungsarten allerdings einen für sich abgeschlossenen Wirkungskreis angewiesen erhalten.

Der Krankenversicherung liegt die Fürsorge für einen Erkrankten ob, unbekümmert darum, auf welche Ursachen die Störung der Unversehrtheit zurückzuführen ist. Sie hat mithin sowohl bei Vorliegen als auch bei Fehlen einer Betriebsverletzung als Krankheitsursache einzutreten. Andererseits ist ihre Fürsorgepflicht zeitlich begrenzt. Die Kosten derselben werden zu $^2/_3$ Theilen von den Kassenmitgliedern und nur zu $^1/_3$ Theile von deren Arbeitgebern aufgebracht. Nach diesem Verhältnisse setzt sich auch deren Verwaltung zusammen. Nichts liegt näher, als daß diese darauf Bedacht nimmt, die Kosten der Krankenpflege möglichst herabzumindern, also einem besonders kostspieligen Heilverfahren sich zu entziehen, zumal wenn sie keine Aussicht absieht, vor Ablauf ihrer Fürsorgezeit den Erkrankten aus der Behandlung loszuwerden. Ob dadurch vielleicht der Verlauf der Krankheit sich ungünstiger gestalten und der später eintretenden Berufsgenossenschaft eine Eintrittsverbindlichkeit entstehen kann, tritt für sie in den Hintergrund, weil sie die wirthschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder, aber nicht solche der Genossenschaftsmitglieder zu wahren hat. Zum Theil trägt daran auch die Rechtsprechung Schuld, welche die Anschaffungskosten eines Heilmittels dem Träger derjenigen Versicherungsart zuerkennt, in dessen Fürsorgefrist der Gebrauch desselben fällt. Künstliche Gliedmaßen sind aber sehr theuer. Deßhalb legt die Krankenkasse Werth darauf, daß erst nach Ablauf von dreizehn Wochen deren Anwendung möglich wird, sobald ein Betriebsunfall die Krankheitsursache bildete, um die Anschaffungskosten von sich auf die Berufsgenossenschaft abzuwälzen. Den Berufsgenossenschaften fehlt aber umsomehr ein Anlaß, die Krankenkasse in ihren Leistungen zu entlasten, als Letzterer die Befugniß zusteht, die krankenkaßlichen Leistungen zu erhöhen, wenn das Verhältniß der eingehenden Beiträge zu den bevorstehenden Aufwendungen solches gestattet, aber in der Verwaltung die Arbeitnehmer in der Ueberzahl sind, also gegen die Stimmen der Arbeitgeber ihre Ansichten durchsetzen.

Digitized by Google

Uebernimmt die Berufsgenossenschaft die Kosten des Heilverfahrens während der Carenzzeit, so fehlt es an jedem Rechtsgrunde, die Arbeitgeber auch am Aufbringen der Kosten des Heilverfahrens zu betheiligen, welches sich dann doch bloß auf Krankheitsfälle beschränken kann, die außerhalb der Berufsthätigkeit ihre Entstehungsursache haben. Dies gerade ist einer der Erwägungsgründe, welcher für die Verschmelzung der gesammten Arbeiterversicherung in das Gewicht fallen, und vielleicht gerade der schwerwiegendste.

Erfahrungsgemäß hat die Abgrenzung der Berufsgenossenschaften nach Industriezweigen und Betriebsarten zur Folge, daß ein Ueberwachen der Rentenempfänger deßhalb schwer wird, weil sie ihre Berufsart wechseln und damit aus dem Banne der einen in diesen der anderen Berufsgenossenschaft übertreten. Es soll dadurch möglich werden und thatsächlich nicht bloß vereinzelt vorkommen, daß eine bestimmte Person gleichzeitig aus mehreren Berufsgenossenschaften Unfallrenten bezieht, deren Gesammtbetrag einem Durchschnittsverdienste gleichkommt und dabei noch den gleichen Erwerb mit ihrem unversehrten Mitarbeiter durch Einsetzen der verbliebenen Arbeitskraft erzielt, weil eben die verbliebenen Störungen der körperlichen Unversehrtheit auf Ausüben der neuen Berufsthätigkeit einflußlos sind. Dies erzeugt Mißgunst und Mißmuth in den betheiligten Kreisen. Durch Verschmelzung der gesammten Arbeiterversicherung glaubt man auch dieser Erscheinung steuern, die Kosten der Verwaltung erheblich herabmindern und ohne Mehrbelastung der zahlungspflichtigen Arbeitgeber und Arbeitnehmer die Renten höher zubilligen zu können.

Nur der Weg, auf welchem das gesteckte Ziel erreicht werden soll, ist noch nicht gefunden. Man scheut sich, das zur Zeit Vorhandene völlig umzustoßen, um etwas Neues, Besseres daraus erstehen zu lassen. Ex cinere phoenix sollte man aber auch hier gelten lassen. Eine Reichsversicherungsanstalt als Trägerin aller drei Versicherungsarten einzusetzen, ist der einfachste Ausweg. Jetzt nach einer elfjährigen Wirkung der Krankenversicherung, einer zehnjährigen der Unfallversicherung, einer fünfjährigen der Alters- und Invaliditätsversicherung ist doch hinreichendes Beobachtungsmaterial erbracht, um zu festen Versicherungsgrundsätzen gelangen zu können. Sowohl die Prämiensätze, wie die Entschädigungsgrundsätze richtig zu finden, kann doch nicht schwer halten. Auch die Selbstverwaltung läßt sich in genügendem Grade beibehalten, um der Besorgniß eines allzu straffen Bureaukratismus vorzubeugen. Diese war aber der ausschlaggebende Grund zur Ablehnung der ursprünglichen Vorlage, welche im Wesentlichen hierauf hinauskam. Die Unfallversicherung mit der Alters- und Invaliditätsversicherung, wie Dr. Bödicker plant, oder Letztere mit der Krankenversicherung zu verschmelzen, was Dr. Freund in Aussicht nimmt, kennzeichnet sich als ein Stehenbleiben auf halbem Wege. Die heutigen Klagen aus den Kreisen der Betheiligten werden dadurch keineswegs zum Schweigen gebracht. Nur wenn das Reichsversicherungsamt in seinem verwaltenden Theile in eine Reichsversicherungsanstalt umgewandelt wird, welche als Trägerin der Versicherung gegen feste, nach einem Prämientarife abzustufende Beiträge die Schadloshaltung aller drei Versicherungsarten übernimmt, dessen rechtsprechende Thätigkeit aber einem Reichsverwaltungsgerichtshofe zufällt, ist Abhülfe sicher zu erwarten. Deßhalb kann der Verschmelzung der gesammten Arbeiterversicherung nur in diesem Sinne ein günstiger Erfolg in Aussicht gestellt werden und wird es Aufgabe der mit den Vorarbeiten betrauten Reichsbehörden sein, die Grundsätze aufzufinden, welche die vollberechtigten Interessen der Arbeiter auf möglichste Erhaltung ihrer körperlichen Unversehrtheit und darauf beruhenden Erwerbsfähigkeit sowie auf Entschädigung wegen der aus zurückbleibenden Störungen dieser entspringenden wirthschaftlichen Nachtheile ebenso wie diese der Arbeitgeber befriedigen können. Nur durch sie wird sich die von Professor Dr. Hitze im Reichstage angeregte, vom Deutschen Katholikentage als geboten erachtete, von Heyl von Hermsheim in der Reichstagssitzung am 12. Februar d. J. auf's Neue befürwortete Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit, über deren Zweckmäßigkeit oder Hinfälligkeit hier ein Urtheil nicht gerechtfertigt erscheint, überhaupt praktisch durchführen lassen.

Zur Arbeitslosenstatistik.

Von Fab. Landau.

„Arbeitslos", das Schreckensgespenst, welches den in Lohn Stehenden an jedem Zahltage entgegengrinst, „arbeitslos", dieser Nothschrei von Millionen, tönt stärker und stärker in die idyllische Stille des jetzigen „Weltfriedens" hinein, und diesem Posaunenschall werden vielleicht einstens die scheinbar festen Mauern, hinter denen die jetzigen Gesellschaftszustände sich wähnen, weichen müssen.

Das Gefühl, das einen thatkräftigen Menschen beherrscht, der Tage, Wochen, ja Monate lang müßig zusehen muß, wie Andere täglich frisch und munter ihrem Berufe und ihrer Thätigkeit nachgehen, während er seine schwieligen Arbeitshände oder seine geistigen Eigenschaften dem Arbeitsmarkt immer und immer wieder anbietet, ohne einen Abnehmer zu finden, dieses Gefühl vergiftet das ruhigste Gemüth und verwandelt die Milch der frömmsten Denkart in gährend Drachengift.

Ein Messias der ganzen Menschheit wird Derjenige, welcher die erforderliche Gesammtthätigkeit derartig organisirt, daß jeder Arbeitsfähige auch Arbeit findet. Daß genügend Nahrung hervorgebracht werden kann, um die ganze lebende Bevölkerung des Erdballs zu speisen, ist gewiß, mithin ist erwiesen, daß kein Mensch, wenn er thätig ist, oder auch wenn er nicht thätig sein kann, hungern muß, und es gilt daher, nur die Arbeitszeit im Verhältniß zu den vorhandenen Händen zu normiren. Nur die ungeregelte Productionsweise ist es, welche Hunderttausende von Händen brach legt.

Die Socialökonomie, dies vademecum des fin de siècle, ist vielleicht berufen, dieser Messias unserer Gesellschaft zu werden, und die Statistik, dieses „Mädchen für Alles", muß als Prophet ihr die Wege ebnen.

Seit 1892 eine Statistik der Arbeitslosen zuerst in die öffentliche Discussion gezogen wurde, sind verschiedenerseits bessere oder minderwerthige Vorschläge über den Modus einer derartigen Aufnahme aufgetaucht und auch mancherseits und mancherorts praktisch ausgeführt worden. Die Hauptfrage, ob derartige Erhebungen durch den Staat oder gewisse Vereinigungen vorgenommen werden sollen, hat insofern einen Schritt weiter gemacht, indem der Zweifel, ja die absolute Aussichtslosigkeit, welche früher vorherrschte, ob der Staat sich je zur Vornahme einer derartigen Erhebung bequemen wird, jetzt erledigt ist, indem sowohl bei der Berufs- und Gewerbezählung, als auch bei der Volkszählung, die Fragen betreffs Arbeitslosigkeit Aufnahme fanden. Die Vortheile oder die Nachtheile von behördlichen Aufnahmen, welche früher nur imaginär beleuchtet werden konnten, werden in Wirklichkeit durch das Resultat vom Juni und December 1895 zu Tage treten. Wenn wir auch auf diese Resultate noch sehr lange warten müssen, Eines kann schon jetzt betont werden, nämlich, daß eine staatliche Erhebung vielmehr Anspruch auf einen gewissen Grad annähernder Vollkommenheit machen kann, als eine von privater Seite veranstaltete. Mögen aber die Erhebungen der Behörden bestmöglichst ausfallen, das Eine kann als Dogma aufgestellt werden und zwar Folgendes:

Eine partielle Statistik der Arbeitslosen zum Zwecke, eine

Digitized by Google

momentane Nothlage der Bevölkerung einer Stadt oder auch eines Districtes kennen zu lernen oder derselben zu steuern, kann am besten und müßte nur auf privatem Wege aufgenommen werden. Eine allgemeine Erhebung hingegen, welche berufen ist, Daten zu liefern, welche die Socialökonomie und der Gesetzgeber zur Linderung dieses Krebsschadens ausnützen soll, eine derartige Darstellung der Lage des ganzen Arbeitsmarktes kann nur mit der Autorität und dem Apparate, welcher der Regierung zur Seite steht, durchgeführt werden.

Die Schwierigkeiten, die eine rationelle und zweckentsprechende Aufnahme der momentan Arbeitslosen bietet, sind sehr erheblich, und wir wollen auf Folgende aufmerksam machen.

Sehr Viele wollen sich deßhalb nicht als ohne Verdienst declariren, indem sie fürchten, die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zu ziehen. Andere wieder, deren Thätigkeit eine das Licht scheuende ist, geben an, von ihrem Berufe ihren Unterhalt zu beschaffen, was aber in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Das Mißtrauen, welches das Publicum den behördlichen Erhebungen überhaupt und solchen, die mit Existenzmitteln in Berührung kommen, insbesondere entgegenbringt — indem bei Letzteren stets ein Hintergedanken betreffs Unterstützungswohnsitz ꝛc. auftritt — spricht von vornherein gegen jedwedes staatliche Eingreifen zur Zeit eines Nothstandes. Der zwar exact aber auch schwerfällig arbeitende Apparat des Reichsstatistischen Amtes kann um so weniger zur Abhülfe einer Nothlage in Anspruch genommen werden, als bei der jetzigen schnelllebenden Zeit das „endgiltige Ergebniß" entweder in einer Zeit veröffentlicht wird, wo Gewerbe und Industrie wieder in voller Blüthe steht, oder aber, wenn der größte Theil der Nothleidenden ausgestorben sein wird.

Die Unzulänglichkeiten und die Mängel, welche bei Erhebungen durch Corporationen sich zeigten, bewirken hingegen, daß das Material zu wissenschaftlichen Zwecken ganz unbrauchbar ist.

Eine Zählung der Arbeitslosen, welche ein wirkliches Bild der Wirklichkeit bieten soll, muß also nur von Reichswegen erfolgen. Zwar muß man dann auf das Resultat ziemlich lange warten, aber die öfteren Wiederholungen derartiger Procedur, wie auch die eventuelle Ausbeutung manches anderen Materials, welches dem Staate zur Verfügung steht — so die Invaliditäts- und Altersversicherungskarten — werden dazu beitragen, allmälig eine genügende Basis für die Wissenschaft zu bilden, von wo aus die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und die Organisation der Thätigkeit erfolgen könnte. Wenn dann die Kenntniß der momentanen wirklichen Lage des Arbeitsmarktes um ein oder zwei Jahre zurücksteht, ist das noch immer nicht so schlimm, als wenn der Staat gar nichts über die Vorgänge auf diesem Gebiete erfahren kann.

Die Wünsche und Hoffnungen der Interessenten auf die Vornahme einer Statistik der Arbeitslosen durch den Staat sind nun endlich in Erfüllung gegangen, indem eine solche sowohl mit der Berufszählung am 14. Juni als auch mit der Volkszählung am 2. December verbunden war.

Die Zählung der Arbeitslosen in diesen zwei, zeitlich nicht weit auseinander liegenden, aber in gewerblicher Beziehung ganz heterogenen Terminen, könnte für ein Bild der Arbeitslosigkeit in den verschiedenen Branchen ein unschätzbares Material liefern, wenn — wenn die Erhebung und die Verarbeitung dazu angelegt wäre, ein derartiges Bild herzustellen; daß aber das Reichsstatistische Amt diesen Zweck am wenigsten im Auge behielt, ist leider aus der Art der Umfrage zu ersehen.

Die Frage in Spalte 15 auf den Zählkarten lautet „ob gegenwärtig in Arbeit (in Stellung) Ja oder Nein". Eine für die socialökonomische Wissenschaft zu verwerthende Frage müßte aber dahin gehen, ob gegenwärtig in seinem Beruf in Arbeit oder Stellung, da nur aus der Bejahung oder Verneinung einer derartigen Frage zu erfahren ist, wie viel Maurer am 2. December resp. wie viel Kürschner im Juni nicht in ihrem erlernten Berufe thätig waren. Ob der Eine sich jetzt als Schneeschaufler, der Andere als Erdarbeiter ernährt, ist, solange es sich nicht um einen Nothstand handelt, ganz außer Acht zu lassen. Die Ausarbeitung der erfolgten Verneinungen wird zwar nicht an Unausführlichkeit leiden, doch grade auf das Moment, nach welchem der Forscher auf diesem Gebiete fragen wird, weiß sie keine Auskunft zu geben. Zwar lautet eine Rubrik „Hauptberuf und Stellung darin", doch wird die Frage „Arbeitslos seit .... Tagen" nicht als Fortsetzung jener Frage betrachtet, und ein studirter Architekt, der seit Monaten sich und seine Familie mittelst Adressenschreiben ernähren muß, wird im Sinne der Arbeitslosenzählung nicht mehr als Arbeitsloser betrachtet.

Eine „Statistik der Arbeitslosen in ihrem Berufe" kann unmöglich mit einer solchen der „Hungernden" vereinbart werden. Nur auf diesem Wege kann gegen die sociale Calamität mit den Waffen der Wissenschaft gekämpft werden. Das Pulver, welches 1895 liefern konnte, ist leider ganz werthlos, und es muß nun auf anderes, besseres, gewartet werden.

Literatur und Kunst.

Unsere monumentale Plastik.

Von Johannes Gaulke.

Unser Jahrhundert ist nicht arm an Kunstwerken und Baudenkmälern monumentalen Charakters, aber wenige dieser Schöpfungen können Anspruch auf Originalität und Gedankentiefe machen, da sie sowohl in der äußerlichen Form an die Vorbilder älterer Kunstperioden sich anlehnen, als auch die Idee einer alten Anschauungswelt entnehmen. Charakteristisch für die moderne Plastik ist auch das übermäßige Betonen des Porträts. Der hierdurch angebahnte Personencultus könnte nur eine Parallele in der Kunst des römischen Imperatoren-Zeitalters finden. Nur eine Art der modernen Plastik ist nicht dem Gedächtniß der Person gewidmet, sondern veranschaulicht einen historischen Vorgang: das Kriegsdenkmal. Im Uebrigen wandelt die Denkmalkunst in den Bahnen des Byzantinerthums wie einst im alten Rom. Die Kunstschöpfungen aus jener Zeit, die Triumphbogen, die Denkmäler und Paläste beziehen sich auf die Person des Kaisers. Die großen Unternehmen der Römer sind selten durch ein Erinnerungszeichen aus Stein oder Erz der Nachwelt überliefert worden.

Auch ein schöpferischer Geist wie Michelangelo verschmäht es nicht, seine Kunst in den Dienst des Personencultus zu stellen. Nicht dem eigenen Triebe, sondern der Noth gehorchend, hat er sich oft den Wünschen seiner Auftraggeber gefügt, aber trotz aller Beschränkungen, welche ihm von diesen auferlegt waren, wahrt er doch in der Auffassung der einzelnen Figur seine große Individualität. Sein Grabmal Papst Julius II. ist daher nicht nur ein Porträtwerk, der Verherrlichung eines Machthabers gewidmet, sondern mehr noch ein Gedenkstein seiner Zeit geworden. Wenn es auch Michelangelo nicht beschieden war, seinen ersten Entwurf, der die Tragödie und den Befreiungskampf der Menschheit schildert, in der ganzen Anlage auszuführen, so bleibt doch sein Werk die hervorragendste Leistung der monumentalen Plastik. Hier lernen wir das Wesen der Kunst begreifen, jenes Moment, welches wir an modernen Kunstwerken meistens vermissen. Und doch ist das Werk Michelangelo's nur Bruchstück geblieben, aber in den beiden Gestalten der Sclaven allein, die

Digitized by Google

gefesselt, sich doch ihrer Kraft bewußt sind, ist das titanenhafte Ringen eines gewaltigen Geistes ausgesprochen. Ein Wegweiser für die Künstler aller Zeiten.

Betrachten wir von diesem Standpunkt aus die monumentale Kunst dieses Jahrhunderts.

Die moderne Geschichtsauffassung, welche die Geschehnisse nicht als das Werk einzelner Personen hinstellt, sondern als Ausfluß der ökonomischen Veränderungen, die langsam eine Katastrophe vorbereiten: dieser Gedanke hat in der monumentalen Kunst noch keine Gestaltung angenommen. Unsere Denkmäler sind dem Gedächtniß der Person gewidmet, einzelne Menschen als die bewegende Kraft, die das Schicksal der Völker nach ihrem Willen leitet, hingestellt. Am deutlichsten erkennen wir dies an den zahlreichen Denkmälern deutscher Fürsten; ihre Person ist in den Mittelpunkt gerückt, obgleich den wenigsten von ihnen dieser Platz gebührt, da sie selbst außer Stande waren, einen nachhaltigen Einfluß auf den Gang der Ereignisse auszuüben. Es ist Modesache geworden, jedem verblichenen Landesvater ein Denkmal zu setzen. Ob es sich verlohnt, seine Persönlichkeit der Nachwelt zu hinterlassen, diese Frage kommt dabei gar nicht in Betracht. Oft genügt es auch schon, daß jemand ein großer Localpatriot gewesen ist, um von seinen dankbaren Mitbürgern durch ein Denkmal geehrt zu werden. Dieser Hang zum Personencultus ist ein Ueberbleibsel altheidnischer Anschauungen und Gebräuche, welche sich einer modernen Weltanschauung zum Trotz von Zeit zu Zeit mit elementarer Gewalt Bahn brechen, eine Erscheinung, die sich immer wiederholt, wenn man einer alten, lange als „vernünftig" anerkannten Wahrheit das Grabgeläut ertönen läßt. Wie im politischen Leben oder im kirchlichen stets die schwärzeste Reaction sich ausbreitet, wenn eine neue Bewegung erfolgreich einsetzt, so auch in der Kunst. Quantitativ steigert sich daher die künstlerische Production, die dem Personencultus dient, sinkt aber in ihrer Beschaffenheit zu einer langweiligen Schablone herab. Der denkende, phantasiebegabte Künstler findet daher keinen Geschmack mehr an den neuzeitigen Aufgaben der Kunst, er kann sich nicht mehr mit der Hingabe der Sache widmen, welche ein wahres Kunstwerk verlangt. Nicht mehr seine Persönlichkeit versenkt er in die Arbeit, sondern die der Auftraggeber, welche ihre Ideale in dem Kunstwerk verkörpert sehen wollen. Die Denkmäler gekrönter Häupter unterstützen nur zu deutlich diese Auffassung. Beschränken wir in dieser Besprechung uns nur auf die Denkmäler der preußischen Könige. Berlin weist drei Reiterstandbilder auf, welche diesem Jahrhundert angehören. In dem Denkmal Friedrich's des Großen ist der vorher betonte Gedanke, ein Denkmal als das Erinnerungszeichen einer weltgeschichtlichen Epoche oder Bewegung aufzufassen, am glücklichsten zum Ausdruck gebracht: Rauch schildert uns nicht nur den alten Fritz, wie er in der Volksphantasie weiter lebt, sondern führt uns auch die Männer vor, welche mitgewirkt haben, den preußischen Staat zu einer Weltstellung zu erheben. Anders das Denkmal Friedrich Wilhelm's III. und des IV. Diese sind lediglich zwei vom reinsten Byzantinerthum getragene, dem Personencultus dienende Schöpfungen. Es wäre auch eine verfehlte Sache gewesen, hätte der Künstler diese Männer, welche so wenig die Aufgaben ihrer Zeit begriffen haben, von ihren weiterdenkenden Zeitgenossen umgeben. Sollte aber ein Denkmal geschaffen werden, das auch die hervorragendsten Ereignisse ihrer Regierungszeit, wie etwa der Niedergang Preußens und die deutsche Volkserhebung gegen Napoleon oder gegen die angestammten Fürsten — die Revolution von 1848 — verherrlicht, so dürfte ihnen nur ein untergeordneter Platz am Denkmal zugesprochen werden, wenn es nicht für zweckmäßiger erachtet würde, sie ganz fortfallen zu lassen. Da aber nur ein dynastisches Denkmal beabsichtigt war, so war es nur folgerichtig gedacht, sie aus ihrer Umgebung loszulösen, daher erheben sich die beiden Reiterfiguren auf einem von allegorischen Bildwerken — die Jeder deuten mag, wie es ihm gerade beliebt, — umrahmten Postament. Die Helden der Befreiungskriege sind aber dabei nicht zu kurz gekommen, jeder hat sein eigenes Denkmal erhalten. Als eine besondere Curiosität mag erwähnt sein, daß der alte Blücher oder Gneisenau und York nicht in ihrer charakteristischen Eigenschaft als Reitergenerale dargestellt sind, sondern wie jeden minder geschätzten Civilmenschen hat man sie im Denkmal auf die eigenen Füße gestellt. Dagegen sitzt Friedrich Wilhelm IV., ein Mann, der selten ein Pferd bestiegen hat, entblößten Hauptes stolz zu Roß.

Von den Denkmälern der Kriegshelden wenden wir uns zum Sieges- oder Kriegerdenkmal. Die ersten und an Umfang bedeutendsten Denkmäler des letzten Krieges, sind die Siegessäule in Berlin und das Niederwalddenkmal. Durch beide Schöpfungen haben die Künstler bewiesen, wie wenig anregend die kriegerischen Ereignisse auf ihre Phantasie gewirkt haben. Eine eingehende Kritik wollen wir hier nicht ausüben, da dies schon genügend geschehen ist und die Denkmäler weiteren Kreisen als minderwerthige Leistungen bekannt sind. Doch als ideellen Fortschritt der monumentalen Kunst können wir es begrüßen, daß durch das moderne Kriegsdenkmal die Aufmerksamkeit von der Person zur Sache gelenkt ist. Dem Künstler ist hier die Gelegenheit geboten, das Zusammenwirken der Menschen zu schildern und den ein Zeitalter beherrschenden Gedanken in seinen Werken Ausdruck zu verleihen. So wird es uns vielleicht gelingen, die Idee Michelangelo's zu erfassen und die moderne Kunst von seinem Geiste zu erfüllen. Hierzu ist es aber nöthig, daß nicht nur das Interesse für kriegerische Ereignisse rege gehalten wird, sondern auch das Verständniß für die geistigen Umwälzungen und für wahre Culturaufgaben geweckt wird. Alsdann wird sich das Bedürfniß einstellen, der ganzen Zeitströmung im Denkmal Rechnung zu tragen, von der Verherrlichung der einzelnen Person wird man daher Abstand nehmen. Es sind schon einige Resultate nach dieser Richtung hin zu verzeichnen, doch sind wir noch weit von der Lösung dieser Frage entfernt. Von den neueren Denkmälern dieser Art ist das Berliner Lutherdenkmal das bemerkenswertheste. Wenn auch nicht die Bedeutung der Reformation für das Völkerleben und den geistigen Fortschritt gebührend betont ist, so schildert uns doch der Künstler die Persönlichkeit der Männer, durch deren Wirken die schon lange im Bedürfniß der Zeit gelegene Revolution der Geister in Fluß gebracht ist. Ohne jeglichen Aufwand von Allegorien und Emblemen sind hier die Charaktereigenschaften jener Kämpfer allein durch die Bewegung der Figur ausgedrückt worden, daher wird dies Denkmal uns die Gestalten der Reformation näher rücken, als es der Geschichtsunterricht in den Schulen vermag.

In dieser Form nur erfüllt die monumentale Kunst ihre hohe Aufgabe, eine Geschichte der Menschheit zu schreiben, die objectiver erfaßt ist als das geschriebene Wort, das vielerlei Deutungen zuläßt. Erst wenn die Künstler dieser Aufgabe gewachsen sind, kann ihre Kunst eine monumentale genannt werden. Unsere moderne Denkmalkunst ist aber noch nichts weiter als eine Porträtkunst mit reicher decorativer Ausstattung. Wie wenig es da auf die Bedeutung der Person für die Ereignisse ihrer Zeit ankommt, ist oben schon angedeutet worden, lediglich dynastische oder localpatriotische Interessen sind bestimmend für die Wahl der durch ein Denkmal zu ehrenden Personen. Daher ist es verständlich, daß der Männer so wenig gedacht ist, welche die geistige Hegemonie des deutschen Volkes über andere Völker Europas aufrecht erhalten hatten, als das deutsche Vaterland dank der undeutschen Gesinnung seiner Fürsten zu einem geographischen Begriff herabgesunken war.

Die vereinzelten Denkmäler deutscher Dichter und Denker, welche wir besitzen, reichen aber alle nicht aus, ein anschauliches Bild von ihrem Wirken der Nachwelt zu hinterlassen. Aus der unendlichen Menge der Kriegsdenkmäler und der den Kriegshelden errichteten, würde die Nachwelt wohl darüber

Digitized by Google

unterrichtet werden, daß manch blutiger Kampf hier ausgefochten ist; von dem Kampf der Geister hinterläßt die monumentale Plastik aber keine Spur.

So bleibt dem Künstler der Zukunft noch Manches zu thun übrig, um die monumentale Kunst zu der ihr gebührenden Höhe zu führen. Dazu gehört aber, daß er die alten Allegorien, die unserer Zeit so fern gerückt sind, dort durch neue symbolische Figuren ersetzt, wo die Porträtfigur zur Charakteristik nicht ausreicht. Die Leier als Symbol der Dichtkunst hat ihre innerliche Bedeutung verloren, da unsere Poeten schon längst aufgehört haben, die Leier zu schlagen. Und weßhalb stellt man die das Drama repräsentirende Figur noch immer mit der Maske dar, da doch die moderne Bühnenkunst die Tendenz verfolgt, der Gesellschaft die Maske abzureißen! — Ein Spiegel wäre als Symbol hier vielleicht besser am Platze. Noch unverständlicher ist die allegorische Figur des Handels oder der Medicin, die man heute noch mit dem Mercurstab der Alten ausrüstet. Die der christlichen Mythologie angehörenden Symbole, das Kreuz und der Kelch, finden noch ein größeres Verständniß, da ein Jeder ihre Bedeutung aus dem Ceremoniendienst der Kirche folgern kann. Aber alle diese, den verschiedensten Zeitaltern und Weltanschauungen angehörenden Allegorien und Symbole gelangen im modernen Denkmal zur Anwendung. Sind sie doch selbst am Kaiserdenkmal in bunter Folge angebracht: Leicht bewegliche Jungfrauen im griechischen Gewande mit Palmenwedeln, welche wahrscheinlich den Frieden oder den Sieg andeuten sollen, nehmen die Ecken des Denkmals ein, während auf den Stufen der alte Kriegsgott Ares von den Strapazen eines vielbewegten Lebens ausruht. Auch das christliche Frömmigkeitssymbol, der Kelch, und die Embleme der Herrschergewalt, die Kaiserkrone, Scepter und Reichsapfel, finden wir als ein die Eigenschaften des Dargestellten charakterisirendes Beiwerk vor. Der Vorwurf der Geistesarmuth, welchen man den modernen Künstlern macht, ist in diesem Fall nicht unberechtigt: wohl vertraut mit der Gepflogenheit der alten Künstler, scheut er sich aber ihr geistiges Erbtheil durch neue, den modernen Verhältnissen und Anschauungen angepaßte symbolische Figuren zu bereichern.

Wenn Michelangelo durch zwei gefesselte kraftstrotzende Sclaven das Ringen der Menschheit nach Befreiung symbolisirt, weßhalb eifern ihm die modernen Künstler nicht nach, um ähnliche symbolische Figuren zu erfinden, welche einen Gedanken oder abstracten Begriff in allgemein verständlicher Form verkörpern! Warum ist die Freiheit, der Sieg als Weib dargestellt, obgleich doch männliche Kraft dazu gehört, sie zu erringen! Auch Kunst und Wissenschaft sind durch Weiber symbolisirt, obgleich man den Damen sonst hartnäckig den Tempel der Wissenschaft verschließt! Nicht minder ist das schöne Geschlecht als allegorische Figur der verschiedenen Völkerschaften bevorzugt worden, die schöne la France und die starke Germania sind Weiber, nur England und Amerika macht als John Bull und Onkel Sam eine allerdings triviale Ausnahme. Grade die Bevorzugung des ewig Weiblichen in der Kunst trägt nicht unwesentlich zu ihrer Verflachung bei. Will sie sich eine neue Welt erschließen, müssen männliche Gestalten an Stelle der abgewirthschafteten Damen treten. Neue symbolische Figuren zu erfinden, das Hauptaugenmerk auf die Sache zu verlegen, einen großen historischen Vorgang zu schildern, ist die Aufgabe der modernen monumentalen Plastik.

Herman Grimm's „Homer".

Von Carl Busse.

Plato hat das Epos als die dem redseligen Alter angemessenste Form bezeichnet. Die Künstler des Alterthums haben Homer stets als Greis dargestellt. Es steht außer Frage, daß ein späteres Jahrtausend, welches von Goethe keine oder nur geringe Ueberlieferungen hat, auch ihn sich nur als alten Mann vorstellen wird. Denn es wird seine Vorstellung aus dem Faust ableiten und nicht aus dem Götz oder dem Werther. „Eine Zeit wird kommen," sagt Herman Grimm, „wo Faust die Mitte der Goethe'schen Lebensarbeit bildet, umgeben von Goethe's anderen Werken, die Vorstufen sind oder auf gleicher oder auf niederer Höhe stehen. Und in tausend Jahren sind Faust und Goethe identisch, und was nicht Faust ist, ist vergessen, wie Homer's Margites, den Aristoteles noch kannte; Goethe schwebt einsam im Bereiche der Geschichte dann wie Homer und Raphael und Shakespeare. Ohne ein ihn umgebendes Jahrhundert. Ohne Nachrichten über seine Person, die wie flatternde Fetzen an ihm kleben. Und wie an Shakespeare's und Homer's Existenz wird an der Goethe's vielleicht einst gezweifelt werden."

Im zweiten Bande des „Homer"*) sind diese Worte zu finden. Von ihnen ausgehend verstehen wir, daß das Fehlen jeder Nachrichten über den Schöpfer der beiden unsterblichen Gedichte Herman Grimm's Buch nicht berührt. Daß er dadurch eher zu seinen Untersuchungen gereizt worden ist. Um seinen Standpunkt noch deutlicher erkennen zu lassen, führe ich einige andere Sätze aus seinem Werke an. „Ein Vers des Faust," heißt es einmal, „gilt uns für inhaltsreicher als alle Briefe, die wir von Goethe's Hand haben." Und ein andres Mal: „Was sind uns heute die in scheinbarem Gewesensein zweifelhaft schimmernden Ueberreste trojanischer Bauten neben jenen Palästen und Mauern Homerischer Phantasie?" Am schärfsten jedoch kennzeichnet Grimm sein Buch selbst in dem, was es giebt und was es nicht giebt, wenn er im Capitel über den neunten Gesang der Ilias sagt: „Wir besitzen heute in Ilias und Odyssee zwei abgeschlossene Gedichte. Jeder hat das Recht, ihre Entstehung zu denken, wie er will. Aber auch erlaubt ist es, sie so wie sie vorliegen zu genießen und die Natur dieses Genusses zu beschreiben. Dies ist meine Arbeit. Ueber ihnen schwebt die unbestimmte Gestalt eines Mannes, der Homer hieß und der sie geschaffen haben soll. Warum ihn unter diesem Namen nicht verehren?"

Es bedarf nach diesen Citaten nicht erst des ausdrücklichen Hinweises, daß das Grimm'sche Buch außer Zusammenhang steht mit der Homer-Forschung. Wenigstens so weit sie philologisch ist. Grimm versuchte, sich völlig fern zu halten vom Streit der Meinungen und die Urtheile der Alten über Homer ebenso zu vergessen, wie Wolf's Prolegomena und die Lachmann'sche Liedertheorie. Er wollte möglichst naiv genießen; er vergleicht sich selbst dem armen Mann im Tockenburg der Gesinnung nach. Aber naturgemäß mußten sich aus seinen ästhetischen Studien auch nothwendige Schlüsse ergeben auf die Entstehung, auf die Composition der Ilias, auf die Aechtheit mancher Gesänge, auf den Dichter selbst. Und indem er sie aussprach, nahm er doch auch Stellung im Kampf der Parteien. Ich möchte diese Stellungnahme nicht mit dürren Worten hier kennzeichnen, sondern sie an einem Beispiel erläutern. Vor einem Homerbuch wird selbstverständlich die erste Frage sein, wie stellt sich der Autor zu dem Ganzen der Dichtung? Hält er sie für das einheitliche Werk *eines* Mannes, oder für die in geschickter Redaction zusammengefaßten Lieder verschiedener Sänger?

Dies die Resultate oder vorsichtiger die Vermuthungen

*) Homer. Von Herman Grimm. I. Band: Ilias. Erster bis neunter Gesang. 1890. II. Band: Ilias. Zehnter bis letzter Gesang. 1895. Berlin, W. Hertz.

Digitized by Google

Grimm's. Die Ilias ist ein Werk nicht nur von höchster poetischer Meisterschaft, sondern auch von höchstem Kunstverstand. Sie erscheint „wie ein aus, sagen wir, rothen, grünen und goldenen Fäden in einander geknüpftes Gewebe, mit denen der Dichter unaufhörlich neue Muster bildete, die im Verlaufe des Gedichtes immer einfacher und immer großartiger sich gestalteten. Da wäre das Größte nun in Homer's Arbeit, daß wir den Faden, den wir gerade im Auge halten, immer für den vornehmsten ansähen; so daß seine Verschlingungen die der anderen Fäden zu beherrschen schienen, und daß doch, sobald wir das Ineinandergehen aller drei Farben in Betracht zögen, sie stets ein künstlerisch gezeichnetes, harmonisch wirkendes Geflecht ausmachten. Wie dürften wir bei diesem Anblick an Zufall denken?" Und weiter will Grimm erkannt haben, daß nie eine unnöthige Gestalt eingeführt oder eine Nebenfigur zu scharf gezeichnet wird, daß keine der vielen Episoden entbehrlich, daß jedes Ereigniß vorbereitet ist. Wenn Homer in der Erzählung abbreche, so berechne er dies als Mittel, um auf die Phantasie zu wirken. „Läge hier nur ein beim Zusammenredigiren der Gesänge entstandenes zufälliges Aneinanderstoßen einzelner Theile vor, so würde dem ein gleich zufälliges auch beim Eintreten wichtiger Ereignisse entsprechen. Niemals aber kommen sie plötzlich." Und je weiter Grimm Vers für Vers, Gesang für Gesang nachprüft, um so fester scheint sich Glied an Glied zu starker Kette zu schließen, um so deutlicher weisen stets wiederkehrende Kunstmittel, eine individuelle Art zu bilden, weist die Anordnung und Ausdehnung der Episoden auf einen Gesammtplan hin, auf den alle Theile stets überschauenden Kunstverstand eines einzigen Mannes. Also ein Weltgenie, das vielleicht Homer hieß, ist der Schöpfer der Ilias — das ist Grimm's Schluß, und wie wunderbar eindringlich er zu analysiren und auch wieder zu verbinden versteht, das wird gerade hier klar. Denn ehe er selber das Resultat, zu dem er durch die ästhetisch-kritische Betrachtung des Ilias gekommen, ausspricht, empfinden wir es schon, daß hier nicht nur Einzelstücke verbunden sind. Dabei wird nicht gegen Lachmann, dessen Theorie ja immer mehr Boden verliert, polemisirt. Nur eigene Ansichten werden hingestellt, werden verstärkt durch eine Beweisführung, die um so überzeugender wirkt, als sie nicht eigentlich als solche auftritt, sondern als eine feinsinnige, jede Nüance berücksichtigende Wiedererzählung der Dichtung selbst. Man glaubt harmlos zu genießen und ist froh darüber, daß ein kenntnißreicher Führer Einen noch auf diese oder jene Schönheit aufmerksam macht, die stets übersehen wird — und zum guten Ende hat man wie spielend den Blick für das Einzelne und das Ganze gewonnen, der zur Bildung einer eigenen Meinung befähigt. Man dürfte danach kein Anhänger Lachmann's werden, selbst wenn man im Einzelnen Herman Grimm nicht Recht geben kann. Denn auch das kommt vor. Um es gleich hier vorwegzunehmen: Grimm schiebt Homer manchmal zu viel Bewußtheit unter, er trägt in das Kunstwerk meiner Ansicht nach mehr hinein, als darin liegt, beseitigt entschiedene Widersprüche hier und da in etwas sophistischer Weise. Homer schläft nach ihm niemals. Die Bewunderung seiner Größe erlaubt dem Kinde der Neuzeit nicht, kleine Risse, Irrthümer und Widersprüche innerhalb der Ilias zuzugeben. Sei es, daß Grimm die betreffenden Stellen nicht für ächt hält oder sei es, daß er, wenigstens meinem Gefühl nach durch Spitzfindigkeiten, einen Widerspruch in sein Gegentheil verkehrt. Er selbst — qui s'excuse s'accuse — sagt einmal im ersten Bande: „Möglich wäre, daß ich hier aus Homer's Versen zu viel heraushöre," oder an anderer Stelle: „Aesthetisches Feingefühl ist ebenso wie sprachliches der Gefahr der Ueberreizung ausgesetzt. Ich habe gerade bei diesen Bemerkungen mich vor dem Vorwurf hüten wollen, da bewußten geistigen Zusammenhang anzunehmen, wo nur der Zufall walten konnte."

Aber etwas, das über's Ziel hinausschießt, erreicht es doch; Ueberfeinheit setzt Feinheit voraus. Und man darf froh rühmen, wie Grimm als moderner Mensch die Ilias nachgeschaffen hat. Ich betone: als moderner Mensch. Und zwar als Einer, der zu modernen Menschen spricht. Zum Exempel: Grimm charakterisirt die Homerische Götterwelt in ihrem Verhältniß zu den Sterblichen, indem er zum Vergleich den kleinen Hof aus Schiller's Cabale und Liebe heranzieht. Er entspricht dem Homerischen Olymp. „Unter sich sind der Fürst und der Hofadel, die auf der Höhe des Daseins stehen, rücksichtsvoll; zwar intriguiren sie, üben mancherlei Treulosigkeit, wissen Jeder vom Andern, daß nichts auf sie zu halten sei, werden durch Furcht und Vortheil zusammengehalten und gebändigt, immer aber, mögen sie sich noch so sehr kennen und verachten, sobald sich ihre Blicke in die Tiefe wenden, sitzen sie wieder eng bei einander und betrachten den niederen Stand als den Spielball ihrer Launen und als zu unbedingter Unterordnung und Verehrung verpflichtet." Oder ein anderes recht drolliges Beispiel: frei nach der schönen Berliner Bildung „Pechschulze" übersetzt Grimm Ἀλέξανδρος mit „Pech-Paris!", wobei ich lebhaft an meinen Homerlehrer gemahnt wurde, der als schneidiger preußischer Reserve-Lieutenant uns Jungens niemals Elpenor, sondern stets „Herr Hoffmann" sagen ließ. Und so bezeichnet Herman Grimm auch wohl einmal Vater Zeus als Präsidenten einer politischen Versammlung, oder er ärgert sich über die „olympische Bande". Dadurch wird aber nicht nur sein Buch, sondern Homer selber uns näher gerückt, und bei vielen Leuten, die gegen Homer seit ihrer Schulzeit einen fanatischen Haß hegen, könnte das Grimm'sche Werk eine heilsame Wandlung bewirken. Eine Dankesschuld nennt es der Verfasser selber; warm und schön wird dieser Dank dargebracht. Liebe löst Liebe aus. Ich will gern offen bekennen, daß ich erst nach der Lectüre des Grimm'schen „Homer", die ein erneutes Versenken in den Urtext nach sich zog, in ein weniger steifes Verhältniß zu den unsterblichen, aus grauer Vorzeit herüberwinkenden Dichtungen gekommen bin.

Es kann hier nicht in meiner Absicht liegen, den Weg der Untersuchungen im Einzelnen zu verfolgen oder die bescheidenen Ausstellungen, deren Charakter ich schon andeutete, zu detailliren. Ich begnüge mich, noch einige Punkte hervorzuheben, die charakteristisch und für weitere Kreise interessant genug sein dürften. Vor Allem, daß Grimm eine größere Neigung Homer's für die Troer zu erkennen glaubt, als für die Griechen, daß subjectives Empfinden ihm sogar den Dichter als einen Troer vorstellt. Daß er ferner aus einzelnen Porträts in der Ilias auf eine „ungemeine literarische Cultur schließt, die den Dichter umgeben haben muß". Auf das Dasein einer ausgebildeten scenischen Dichtung, die Homer vielleicht ebenso geläufig war wie die Handhabung der epischen Form. Auf das Blühen von Sculptur und Malerei, deren wirkende Mittel Homer unterschied. Eine ungedruckte, von Suphan mitgetheilte Bemerkung Goethe's spricht Aehnliches aus. So daß Homer vielleicht nur die Summe einer ganzen Cultur, ihre letzte und schönste Blüthe repräsentirt, daß er eine Epoche abschließt wie Goethe bei uns, Voltaire bei den Franzosen, Cicero und Virgil bei dem italischen Volke.

Was die Composition der Ilias anbelangt, so unterscheidet Grimm drei Theile. Und zwar endet der erste mit dem achten Gesange. Er zeigt den zornigen Achill, der beleidigt nach Rache giert. Der zweite Theil umschließt Buch 9—16; Achill lädt durch seine Weigerung, kämpfend für sein Volk einzutreten, eine Schuld auf sich, die im dritten Theil (Buch 17—24) ihre Sühne findet in seinem Untergange, mit dem eine innere sittliche Läuterung verbunden ist. Nebenbei sei bemerkt, daß Scherr die Ilias in zwei Theile zerlegen und nur im zweiten (Buch 16—24) Achill als den Mittelpunkt gelten lassen will. Grimm dagegen würde nichts einzuwenden haben, wenn die Ilias vielleicht Achillëis hieße. Höchstens daß dieser Titel nicht umfassend genug sei. Denn

Digitized by Google

Achill bleibt stets die Hauptperson; selbst wo er nicht auftritt, steht er im Hintergrunde und beherrscht die nur durch sein Verhalten mögliche Situation. Aber Grimm geht noch weiter. Ein steter Einwand gegen die Ilias ist es, daß sie abbricht. Goethe wollte sie fortsetzen. Er brachte nur einen Gesang fertig. Achill endet nicht. Und da meint nun Grimm, sie sei völlig zum Schlusse geführt, ebenso wie etwa Goethe's „Iphigenie" und „Tasso". Denn der Abschluß einer dichterischen Charakterentwicklung trete dann ein, wenn die handelnden Personen die entscheidende höchste Steigerung ihres inneren Daseins erfahren hätten. Was sie an Thatsächlichem noch weiter erlebten, sei künstlerisch betrachtet gleichgiltig. Uebrigens wüßten wir ja auch längst von Achill's Tode. In Achill hat nach seiner Ansicht Homer den schicksalbildenden Geist des griechischen Volkes verkörpern wollen; alles was Großes und was Unheilvolles in dem Peliden liegt, finden wir in den Schicksalen der Griechen als die Quellen ihrer Erfolge und ihres Untergangs. Sie unterliegen der Unmöglichkeit, sich in politischen Dingen über das persönliche Gefühl zu erheben. „Männer mit ungeheurer geistiger Kraft," heißt dann eine andere Stelle, die zur Ergänzung dienen mag, „sind erlebt worden, und auch in Homer's Zeiten oder in den Erinnerungen seiner Tage können sie eine Stelle gehabt haben: ein Achill aber, wie ihn die Ilias giebt, ist ein Gebilde der Phantasie."

Wie Zenodot, von dem uns gemeldet wird, er hätte eine so sichere Vorstellung von Homerischer Dichtung gehabt, daß er über die Echtheit einzelner Stellen dreist zu entscheiden wagte, giebt auch Grimm über angefochtene Stellen sein vorsichtig gefaßtes, aber doch sicher auftretendes Urtheil ab. Er dichtet sogar selbst hinzu, wo ihm eine Lücke zu klaffen scheint, versucht die nach seiner Meinung durcheinander geworfenen Gesänge 12—15 zu ordnen, will andere Verse ausgeschieden wissen. Sein ästhetisches Feingefühl ist oft bewunderungswürdig; man merkt die jahrzehntelange Beschäftigung mit dem Dichter. Er zieht zu Vergleichen vornehmlich Raphael, Goethe, Shakespeare heran. Auch das Nibelungenlied und, für die Technik, Dickens. Wenn Homer „wie ein Moderner" arbeitet, kann der englische Romancier wie Homer arbeiten. Sie gleichen sich vor Allem in der Methode, wie sie aus Aeußerungen verschiedener Art, die weit zerstreut sein mögen, abgerundete Biographien schaffen. Schon das Alterthum bewunderte diese von Homer geübte Kunst des allmäligen Entstehenlassens der Gestalten im Zuhörer. Grimm sieht eine seiner Hauptaufgaben darin, alle zerstreuten Charakterzüge aus den vierundzwanzig Gesängen zu sammeln und die Gestalt daraus in voller Körperlichkeit einzeln entstehen zu lassen. Die Helden treten uns in ihrer Ganzheit dabei ebenso deutlich vor Augen wie die Götter, wie die Frauen. Von Letzteren braucht Grimm gegen Schluß des zweiten Bandes das herrliche Bild, sie führten in einer Art ein Blumenleben und ihre Leidenschaft hätte etwas vom Sichhinundherwiegen schwerbeladener schweigender Fruchtbäume.

Werfen wir noch einen Blick auf das Verhältniß von Ilias zu Odyssee, wie es Grimm auffaßt. Friedrich Schlegel citirt im ersten Theil der „Studien des classischen Alterthums" ein Wort des Apemantos, des Vaters des Sophisten Hippias, wonach die Ilias um so viel schöner sei wie die Odyssee, als Achilles besser wie Odysseus. Und von Longinus stammt der gang und gäbe gewordene Vergleich, die Odyssee sei wie ein Sonnenuntergang, die Größe sei geblieben, aber die Kraft hätte nachgelassen. Jean Paul hat irgendwo dieses Bild gemodelt und die Ilias mit der Sonne, die Odyssee mit dem Monde verglichen. Die allgemeine Ansicht geht bekanntlich dahin, daß die Ilias ein Werk der Jugend, die Odyssee eins des Alters sei. Herman Grimm nun giebt ein paar prächtige Antithesen. Zunächst im ersten Bande einige kurze Worte. Die Ilias ist das mächtigere, reichere, blühendere Gedicht, das in höherem Maaße mit versteckt wirkenden Mitteln aufgebaute Werk, die Odyssee das leichter zu übersehende Product bewußt angewandter Kunst. Dann folgt im zweiten Bande der Passus, der am schärfsten den Unterschied beider Dichtungen kennzeichnet: In der Ilias fragen wir, wie überwindet der Held das Schicksal? In der Odyssee, wie weicht er ihm am sichersten aus oder überlistet er es? Aus den Gefahren der Ilias geht der Held stärker hervor; die Fährlichkeiten der Odyssee sind wie bloße Krankheitsanfälle, aus denen man den ehemaligen Bestand der Kräfte zu retten sucht. In der Ilias findet ein unaufhaltsames Wachsthum der Charaktere statt, in der Odyssee verharren diese dagegen innerhalb der ihnen einmal verliehenen Formen wie die Personen von Goethe's Hermann und Dorothea. Auch der Odysseus der Ilias ist ein anderer als der der Odyssee. Jenem fehlt die leidende Milde, die diesem eignet. Wo jener zum Kampfe will, will dieser auf ruhiger Fluth zum stillen Hafen seiner Heimathsinsel.

In einer neu erschienenen Geschichte der Weltliteratur (von Julius Hart) las ich kürzlich wieder die Phrase, daß die Homerischen Helden so sehr kampfesfreudig seien, ihre höchste Lust im Streite fänden. Sie rankt sich mit noch einer Schwesterblüthe durch die Literaturgeschichte. Beiden tritt Grimm entgegen. Er weist nach: die Homerischen Helden kämpfen ungern, ganz im Gegensatz zu denen des Nibelungenliedes, und er findet ferner, daß Homer's Seele eine ungeheure Resignation erfüllt. Die Menschen willenlos den Launen der Götter hingegeben, die Gemeinheiten begehen und sittlich an die edlen Sterblichen nicht hinanreichen. Ueber ihnen aber wieder eine Macht, unfaßbar, unerklärlich, unentrinnbar, die den Schicksalsfaden spinnt. Der Schluß: eine unendliche Sehnsucht nach Ruhe, wie sie in der Odyssee hervortritt. In dieser ungeheuren Resignation aber glaube ich den stärksten Beweis für die von Grimm vorgetragene Ansicht zu sehen, daß Homer der Abschluß einer Epoche war.

Herman Grimm hat mich in einzelnen Zügen oft an Wilhelm von Humboldt erinnert. Nie hat sich dieser Vergleich, der kein Werthurtheil enthalten soll, mir mehr aufgedrängt als nach der Lectüre des „Homer". Beide die feinsten Egoisten, im ästhetischen Genusse von — fast möcht' ich sagen: von stiller Raffinirtheit. Sie saugen aus allen Blumen Honig; sie genießen sich selbst, wenn sie ein Kunstwerk genießen. Ob Raphael, ob Beethoven, ob Homer oder Goethe — sie haben die Aufnahmefähigkeit und ihr Feingefühl so gesteigert, daß sie jeden davon mit allen seinen Schönheiten „schlürfen". Sie sind ästhetische Menschen; sie gehören in's achtzehnte Jahrhundert. Sie sind die Feinschmecker, im höchsten Sinne: Dilettanten. Deßhalb ist Grimm's „Homer" kein „zeitgemäßes" Buch, wie Bölsche in der „Deutschen Rundschau" behauptet hat. Es ist nur für Leute, die Zeit haben. Aber für sie wüßt' ich von neueren Erscheinungen kaum etwas Besseres.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Bahnwärter.

Von W. Garschin.

Weit draußen, viele Meilen von den andern menschlichen Wohnungen, lag das Häuschen des Bahnwärters Simon. Weiter entfernt von ihm lag eine Fabrik, von der er nur den großen schwarzen Schlot durch die Bäume des Waldes sah. Er selbst war vor kurzer Zeit aus den Diensten eines Officiers heimgekehrt, mit dem er den großen türkischen Feldzug mitgemacht hatte. Recht müde und alt war er dort

Digitized by Google

geworden. Bei großer Kälte oder brennender Sonne war er unter nagendem Hunger lange lange marschirt, hatte auch im Feuer gestanden, aber keine Kugel hatte ihm auch nur die geringste Verletzung beigebracht. Wenn er seinem Herrn den heißen Samowar oder das Essen aus der Feldküche brachte, so sausten die Kugeln nur so um seinen Kopf; dabei hatte er nicht einmal eine Hand zu seinem Schutze frei.

Die Officiere waren mit seinen Leistungen zufrieden, versorgte er sie doch täglich mit heißem Thee und Essen. So war er heil aus dem Kriege heimgekehrt, als Andenken war ihm nur der Rheumatismus in Händen und Füßen geblieben. Armer Simon, was harrte alles seiner! Kaum zurückgekehrt, mußte er den Vater begraben, und kurze Zeit nachher folgte sein 14jähriger Sohn dem Vater nach.

So stand er allein mit seiner Frau. Auch die Wirthschaft ging zurück. Mit geschwollenen Beinen und Armen kann man doch keinen Acker bestellen. So mußten sie ihr heimathliches Dorf verlassen, um draußen in der Welt ihr Glück zu versuchen. Die Frau fand endlich eine Stelle, er aber mußte weiter suchen.

Eines Tages, als er mit der Bahn reiste, kam ihm auf einer Station der Chef so bekannt vor. Simon blickte ihn an, und auch der Chef wurde aufmerksam. Da erkannte ihn Simon. Es war sein ehemaliger Officier. Auch der schien ihn erkannt zu haben, denn er fragte: „Simon, bist Du es?"

„Ja, ich bin Simon."

„Was führt Dich hierher?" Da erzählte ihm Simon von seiner Lage.

„Wo wohnst Du?"

„Das weiß ich selbst nicht."

„Dummer Mensch, das mußt Du doch wissen."

„Ach, Herr Lieutenant, das ist es ja, ich suche Arbeit."

„Wenn es so mit Dir steht, dann bleibe vorläufig bei mir, ich werde Dir etwas verschaffen. Aber Du bist doch verheirathet, wo hast Du denn Deine Frau?"

„Bei einem Kaufmann."

„Du kannst sie kommen lassen. Ich verschaffe ihr ein Freibillet, und dann werde ich Euch einen Wärterposten besorgen."

So blieb er bei dem Stationsvorsteher und machte sich vorläufig in seinem Hause nützlich. Mehrere Wochen darauf kam die Frau, und dann zogen Beide in das schlichte Häuschen ein. Wie freuten sie sich über den Besitz, denn auch die Heizung war frei! Der frühere Besitzer hatte ein kleines Gärtchen angelegt, und Simon überlegte, wie es wohl am besten zu verwerthen sei. Dann bekam er die zu seinem Dienst erforderlichen Geräthe, dazu zwei Bücher, den Fahrplan und das Dienstreglement. Im Anfang wollte es ihm schwierig vorkommen, aber nach mehreren Tagen fand er sich zurecht. Freilich kam es vor, daß der Zug mit zwei Stunden Verspätung vorbeifuhr, aber Simon lief schon vorher seine Strecke ab und wartete dann so lange vor seinem Häuschen auf die Ankunft des Zuges. Und dann kam der Sommer. Dann gab es keinen Schnee zu kehren, und viele Züge passirten diese Strecke auch nicht. Nun ging er zweimal in 24 Stunden den Schienenweg entlang, untersuchte Alles auf das Genauste und kehrte dann heim zu seiner Wirthschaft.

Diese war sein und seiner Frau Kummer. Nichts durfte geschehen, ohne daß die Sache dem Vorstand zur Kenntniß gebracht wurde, aber bis der Bescheid kam, war es meist schon zu spät.

So ging die Zeit vorüber, und Simon machte sich mit den zunächst stationirten Wärtern bekannt. Der Eine war ein Greis, und seine Frau versah, da ihm der Dienst schwer fiel, seinen Posten. Der andere Nachbar hingegen war ein junger Mann. Das erste Mal traf ihn Simon auf der Strecke. Höflich hob er seine Wärtermütze und grüßte ihn freundlich: „Guten Morgen, Herr Nachbar."

Der Andere aber blickte ihn kaum an und sagte leise: „Guten Morgen."

Nach einiger Zeit trafen sich die Frauen. Simon's Frau wollte freundlich mit der Nachbarin sprechen, doch diese blieb ernst und kurz. Eines Tages fragte Simon die Frau, warum denn der Mann so kurz wäre.

„Was soll er denn mit Euch reden? Jeder hat genug mit sich zu thun. Besorgen Sie nur Ihre Strecke."

Nach vier Wochen jedoch plauderten die Männer zusammen, d. h. Simon erzählte, und der Andere hörte zu.

„Ja ja, Wassely Stefanowitsch, ich habe wenig Glück auf der Welt gehabt, denn was Gott nicht giebt, kann der Mensch nicht erlangen."

Wassely löschte seine Pfeife und sagte: „Der Mensch ist oft selbst an seinem Unglücke schuld, nicht die Bestimmung. Ein Wolf verzehrt nicht den andern Wolf, wohl aber ein Mensch den anderen."

„Nein, Freundchen, damit sollst Du mir nicht kommen. Der Wolf ist doch nur ein Wolf."

„Das sollte ja auch nur ein Beispiel sein. Ich bleibe aber bei meiner Behauptung. Der Mensch ist grausamer als ein Thier. Wie gut könnte man leben, wenn die menschliche Bosheit nicht wäre!"

Nachdenklich erwiderte Simon: „Bruder, wenn Du Recht hast, dann ist es doch der Wille Gottes."

„Nun wenn Du so etwas glaubst, dann ist jedes Wort verloren, das ich darüber sage. Wenn Gott einfach seine Hände in den Schooß legt, während die Menschen Greuelthaten begehen, dann ist derjenige, der an Bestimmung glaubt, einfach ein Thor. So, da hast Du meine Meinung."

Hierauf ging er ohne Gruß davon. Simon blickte ihm nach und sagte: „Warum beschimpfst Du mich denn?" Der Andere hörte gar nicht danach hin, sondern lief seines Weges weiter. Simon ging heimwärts und sagte zu seiner Frau: „Weißt Du, Armina, unser Nachbar ist kein Mensch mehr, sondern ein wildes Thier."

Zu einem ernstlichen Streite kam es jedoch zwischen den beiden Nachbarn nicht. Bei einer späteren Begegnung kamen sie wieder auf ihr altes Thema zurück. Wassely sagte: „Glaubst Du, Freundchen, daß wir in so elenden Hütten wohnen müßten, wenn die Menschen recht wären?"

„Aber können wir denn hier nicht leben?"

„Leben! ach was verstehst Du vom Leben, Du hast nichts gesehen. Ist das ein Leben, hier im Wärterhäuschen, oder wo anders? Ueberall wird man von den Leuten ausgebeutet, die einem wie Henker das Blut abzapfen; und ist man alt, so wirft man uns vor die Thür."

„Wie hoch ist dein Gehalt?"

„O, nicht sehr hoch, nur 12 Rubel."

„Mein Gehalt beträgt 13 und einen halben Rubel. Warum also dieser Unterschied? Die Verwaltung setzt doch für alle Wächter eine gleiche Summe aus, 15 Rubel, freie Heizung und Beleuchtung. Wer hat also die Preise so herabgedrückt, sage es mir? Natürlich, Du meinst, man könne auch so leben."

„Um ein paar Rubel spreche ich nicht."

„Unser volles Gehalt solle man uns geben. Im letzten Monat hatte ich das Glück, den Herrn Director zu sehen. Er fuhr in einem besonderen Wagen und blickte sich majestätisch um. Hier bleibe ich nicht, ich laufe so weit ich nur kann."

„Aber Wassely, wohin willst Du denn? Du hast doch hier ein Häuschen, Licht und Heizung, dazu ist Deine Frau fleißig, und ein Stückchen Erde habt ihr auch."

„Was soll ich mit dem Stückchen Erde, wenn nichts darauf gedeiht! Voriges Jahr im Frühling hatte ich etwas Kohl gepflanzt, da kam dann der Aufseher und sagte, was hast Du da gemacht? Hast Du um Erlaubniß gefragt? Gleich ausreißen, damit man nichts mehr sieht. Und dann bekam ich noch 3 Rubel Strafe. Am liebsten hätte ich ihn gleich todt geschlagen."

„Aber Freundchen, Du bist sehr hitzig."

„Ich verklage ihn noch beim Vorstand."

Und er that es. Dann kam der Vorsteher auf Revision. Der

Digitized by Google

besah sich die Strecke, denn wenige Tage später sollten hohe Herrschaften aus Petersburg vorbei fahren. Der Damm wurde glatt gemacht, die Schrauben befestigt und zuletzt frischer gelber Sand gestreut. Auch Simon machte Alles ordentlich, ließ seine Kleider flicken und seine Mütze mit dem Schild putzen. Zuletzt kam der Vorsteher und sah, daß bei Simon Alles in Ordnung war.

„Wie lange bist Du hier angestellt?"

„Seit Anfang Mai."

„Es ist gut. Wer hat die andere Strecke?"

Der Aufseher antwortete: „Wassely Stefanowitsch Spiridow."

„Ist das nicht der gleiche, über den man zu klagen hatte? Es ist gut, wir wollen sehen, wie er es mit der Ordnung hält."

Sie fuhren fort, und Simon dachte: „Jetzt mag sich Freundchen in Acht nehmen."

Eine Weile nachher, als Simon die Strecke untersuchte, sah er einen Mann, der ein Bündel trug. Er erkannte Wassely.

„Wohin geht die Reise, Wassely?"

Der Angeredete trat näher. Er war kaum zu erkennen. Sein Gesicht war weiß wie eine Wand, und in seinen Augen leuchtete ein unstätes Feuer.

„In die Stadt."

„Wohl zur Direction? willst Du Beschwerde führen? Laß es doch lieber."

„Nein, nein, das vergesse ich nicht. Schau nur her, er hat mich in's Gesicht geschlagen, daß es blutet. Solange ich lebe, vergesse ich das nicht."

Simon ergriff seine Hand: „Beruhige Dich, Wassely. Ich meine es gut mit Dir, bleibe hier, es führt zum Bösen."

„Ich weiß, Du hast Recht. Du hattest immer Recht, aber ich kann nicht anders, die Wahrheit muß vertheidigt werden."

„Erzähle mir doch, was geschehen ist."

„Was geschehen ist? Ich war auf eine scharfe Revision von vorn herein gefaßt und hatte zu diesem Zweck Alles in beste Ordnung gebracht. Aber als sie schon fort wollten, kehrten sie wieder um, und jener schrie: ‚Jetzt ist Revision, hörst Du, strenge Revision, und Du beklagst Dich über den Aufseher! Da ist keine Zeit zur Klage. Auf der Strecke fahren hohe Herrschaften, und Du klagst über Deinen Kohl?' Da hielt es mich nicht länger. Ich sagte ein Wörtchen, er nahm es als Beleidigung auf und da — schlug er mich so, daß das Blut rann."

„Und was wird aus dem Dienst?"

„Meine Frau bleibt da. Was kümmert mich überhaupt Ihre Bahn!" Dann brach er auf. „Leb' wohl, Simon, wer weiß, wie es mir ergeht."

„Wie, Du gehst zu Fuß?"

„Auf der Station werde ich um einen Schein bitten. Morgen bin ich in Moskau."

Dann trennten sich die Nachbarn. Wassely blieb lange fort. Die Frau versah seinen Dienst. Stündlich erwartete sie seine Rückkehr. Dann kamen die Herrschaften, aber der Mann kam nicht. „Ist Ihr Mann gekommen?" fragte Simon, aber die Frau schüttelte nur den Kopf.

* * *

Schon als Kind hatte Simon das Pfeifenschneiden erlernt. Nun erinnerte er sich dieser Beschäftigung und schickte seine Pfeifen durch einen Bahnschaffner in die Stadt. Drei Tage nach der Revision überließ er seinen Posten der Frau und ging in den Wald, um Rohr für seine Pfeifen zu holen. Als er aus dem Wald zurückkehrte, kam es ihm vor, als ob auf dem Bahnkörper ein Geräusch vernehmbar sei, als wenn Jemand Eisen an Eisen schlägt. Und doch gab es auf dieser Stelle nichts zu repariren. An der Böschung sah er einen Mann knien. Wahrscheinlich ein Dieb, der Schrauben stehlen will, dachte Simon und ging näher. Der Mann wollte die Schienen ausheben, und als er sie jetzt mit einem Haken heben wollte, erkannte Simon Wassely. Athemlos rannte er zu ihm hin.

„Mein Freund, Wassely, Brüderchen," schrie er, „kehre um und rette Dich vor dem Verderben."

Wassely sah sich gar nicht um, sondern ging in den Wald.

Da stand Simon vor der beschädigten Schiene.

Was wird nun? Der nächste Zug führt Personen. Simon hat kein Signal bei sich, hätte er nur die Kraft, nach Hause zu eilen, um die Fahne zu holen.

Er stürzt vorwärts, noch trennt ihn eine weite Strecke von seinem Hause, da erschallt schon die Fabrikpfeife . . . sechs Uhr . . . noch zwei Minuten, und der Zug kommt. Gott, erbarme Dich der armen Menschen! Es scheint ihm, als sähe er sie schon Alle zermalmt, die vielen, vielen Menschen, die jetzt harmlos sitzen, plaudern, singen, lachen. „Herr Gott, gieb mir nur Rath!"

Nach Hause ist es zu weit. Simon rennt bewußtlos weiter. Er weiß nicht, wie helfen. Da, ein Gedanke! Er reißt die Mütze vom Kopfe, zieht ein Messer heraus — bekreuzigt sich — und dann stößt er das Messer in den Arm, daß das Blut aufspritzt. Damit tränkt er den Lappen, bindet ihn an einen Stock und hält ihn die Höhe. Aber wird es der Maschinist auch sehen? Er glaubt es nicht, der Zug rast daher und hört kein Nothsignal.

Das Blut fließt immer stärker, er drückt den Arm in die Seite, aber das Blut läßt sich nicht stillen, der Kopf schwindelt ihm, dann wird es dunkel vor seinen Augen. Er hört das Klappern der Räder, und sein einziger Gedanke ist: Ich halte nicht aus, ich breche zusammen, der Maschinist sieht mich nicht und fährt über mich hinweg. Gott, stehe mir bei und schicke Jemand, der mich vertritt!

Er fühlt sich machtlos, aber die Fahne fällt doch nicht, ein starker Arm hält sie. Da braust auch schon der Zug. Der Maschinist läßt den Dampf ab — und der Zug hält.

Die Passagiere stürzen hinaus, vor ihren Blicken wälzt sich ein Mann in seinem Blute, neben ihm aber steht ein Anderer und hält eine blutgefärbte Fahne in der Hand.

„Nehmt mich gefangen," schreit Wassely, „ich habe die Schienen ausgehoben."

Aus der Hauptstadt.

Die conservative Volkspartei.

Als nach der Gegenrevolution von 1849 und unterm Eindruck des octroyrten Wahlrechtes die preußische Junkerschaft sich gezwungen sah, aus der bisher nur antirevolutionären eine wirklich conservative Partei zu bilden, hatte sie das Glück, in dem trefflich getauften Professor Stahl und dem unverwüstlichen Gerlach die zu der Umformung erforderlichen Männer zu finden. Der Doctrinär und der Draufgänger ergänzten sich vortrefflich, und das Gebäude, das sie aufführten, hatte keinerlei Reparatur nöthig bis zu dem Tage, wo Fürst Bismarck sich von den Laskermännern abwandte und die conservative Partei zur Stütze seiner Regierungspolitik machte. Die Partei hatte bis dahin im Reichstage ein mehr idyllisches Leben geführt, war den Kleist-Retzow'schen Idealen einigermaßen untreu und dann ungefähr mit der Rolle des guten, alten Onkels bedacht worden, der die großen Veränderungen in der Familie zwar mit Gebrumm und Kopfschütteln, aber doch mit unleugbarem, heimlichem Wohlwollen betrachtete. Sie hatte ihre festen Wahlsitze östlich der Elbe, die ihr nur die gelenke Fortschrittspartei und an der Polengrenze der unvermeidliche Modenationalliberalismus streitig machte. Wo meilenweit kein größeres Dorf sich zeigte und auf den Gutsbezirken der forsche Landedelmann trotz aller Hardenberg'schen Reformen als gutmüthiger Dionys herrschte; wo etwa vorhandene, kleine Städte wie Schaumklöße auf der Suppe des „Hinterlandes" schwammen, da ließ sich die Partei

Digitized by Google

nicht verdrängen; rückständig wie sie waren ihre Wähler, die Taglöhner, das Gesinde, die Kleindörpler, und sie konnte sich auf die bis in's Unglaubliche gesteigerte, politische Indifferenz dieser Wackeren um so mehr verlassen, als die Pastoren alle Ursache hatten, gegenüber dem kirchenverwüstenden Liberalismus mit verzweifelter Treue zu ihren Junkern zu stehen. Jenseits der Gutsbezirke, in den ausgedehnteren Gemeinwesen selbst des flachen Landes begann schon der vorgeschrittene Liberalismus, Bauer und Handwerker neigten zur Fortschrittspartei, und in den Städten hatten die Conservativen so wenig Anhang, daß ein Graf Moltke bei der Reichstagswahl im ersten Berliner Wahlkreise ganze zweihundert Stimmen auf sich vereinigte.

Die Rückkehr des Reichskanzlers zu seiner ersten Liebe zwang die Partei, modern zu werden. Längst war der Nationalliberalismus bankrott, die kleinbürgerliche Demokratie fing an zu langweilen, an ihrer Statt kam der Bebel'sche Socialismus machtvoll empor. Die Hinterlassenschaft der liberalen Staatserhaltenden wartete noch auf den Erben. Und wieder erstanden der conservativen Partei zwei Männer, die sie in den Stand setzten, den neuen Posten mit Erfolg auszufüllen. Hammerstein und Stöcker hatten, jeder in seiner Art, den Zug der Zeit verstanden, und Beide wußten den Strom auf die Räder der conservativen Mühle zu lenken. Der wahrhafte Kern der Partei zwar blieb, was er gewesen war, junkerlich begrenzt, herzlich loyal und darum regierungsfreundlich bis zur Erschöpfung. Aber die beiden Franctireurshäuptlinge, ungleich gewandter, schlauer und politisch begabter als der schwerfällige Heerhauf der ostpreußischen Ritter, bekamen die Gewalt in die Hände, der eine Dank seiner journalistischen Keckheit, die er den Collegen von der Fortschrittspresse abgesehen hatte, der andere, weil er ein hinreißender Agitator, ein leidenschaftlicher und ehrgeiziger Mann war. Die antisemitische Bewegung, die sociale Noth mußten den Conservativen Vorspanndienste leisten. Mit einem Male ward auf dem Ostlande jede freisinnige Minderheit zerquetscht, und selbst die Eroberung der großen Städte schien nur noch eine Frage der Zeit. In Berlin brachte es die Partei auf 87,000 Wahlstimmen. Als dann später die agrarischen Forderungen und das Elend des Handwerks die Politiker ernsthaft zu beschäftigen begannen, waren es wieder Hammerstein und Stöcker, die für die geliebte Partei neue, begeisterte, treugläubige Fußknechte in hellen Haufen anwarben. Der Tag von Tivoli bedeutete den glänzendsten Tag in der ganzen Geschichte des preußischen Conservatismus.

So bedeutende Agitatoren aber der Mann der Kreuzzeitung und der Hofprediger auch waren, als so schlechte Rechenkünstler erwiesen sie sich. Der Geistesgewaltigere von beiden, Stöcker, der den Freiherrn beherrschte, besaß gewiß das Zeug zu einem Parteiführer ersten Ranges, aber dem bürgerlichen Emporkömmling war es unsäglich wohl unter so vielen Grafen, Baronen und gefürsteten Herrschaften. Er sonnte sich gern in der Gunst des Hofes, und um nichts in der Welt hätte er freiwillig diesem Geschiller den Rücken gewandt, davon ein heller Strahl auch auf ihn fiel. Anfänglich diente dieser Glanz sogar dazu, ihm in Volksversammlungen ein höheres Relief zu leihen. Nun und nimmer aber konnte dem Klugen verborgen bleiben, daß nur die Noth des Augenblickes oder momentanes Fehlen kalter Ueberlegung seine vornehmen Parteigenossen veranlaßte, den im Grunde seines Herzens demokratischen „Pfaffen" unter sich oder gar über sich zu dulden. Er verschloß die Augen vor den Wetterzeichen. Er lavirte mit Anstrengung, sich die errungene Machtstellung oben wie beim Volke zu bewahren, doch so geschickt er auch arbeitete, es konnte doch nicht ausbleiben, daß der Jongleur gelegentlich mit seinen Messern und Kugeln ausglitt. Die Berliner Bewegung, künstlich und kunstvoll entfacht, brach in sich zusammen, als Stöcker höherer Weisung folgend die Führerschaft zurücklegte. Derselbe Mann, der mit fanatisch erscheinendem Muthe die Most und Genossen in ihren Höhlen aufgesucht hatte, der nicht davor zurückgeschreckt war, einem Bleichröder die Stirn zu bieten und dem gewaltigen Hofbankier seine gar nicht kleinen und nicht immer paragraphenfernen Uebelthaten vorzuhalten, derselbe Mann ließ sich durch ein ungnädiges Stirnrunzeln zu unrühmlichem Rückzug zwingen. Da fiel das Volk von Berlin von ihm ab, der Haufe verlief sich. Eine in der Anlage schöne und große, politisch-geniale Idee ward dem Ahlwardt ausgeliefert; die Führer zweiten und dritten Ranges, die Diadochen theilten das Reich. Und die Gründung der deutsch-socialen Reformpartei, von der man jetzt nur sagen kann, daß sie trotz ihrer Oberen noch nicht ruinirt ist, diese Gründung bedeutete Stöckers erste, folgenreiche Niederlage. Der „christlich-sociale" Hofprediger konnte freilich darauf hinweisen, daß seine „Partei" älter als die der Liebermann v. Sonnenberg und Förster wäre, die sich doch unter seinem Commando ihre Sporen geholt hatten; thatsächlich war ihm die Trennung ein Stich durch's Herz. Er hatte, zu eifrig auf die Barone schauend und zu besorgt um seinen Einfluß in höheren Kreisen, den Zeitpunkt verpaßt, an dem eine conservative Volkspartei hätte begründet werden können, eine Partei, die in rasender Eile zu entscheidender Bedeutung gelangt wäre. Stöcker brachte den Conservativen Opfer über Opfer, selbst auf Kosten seiner Ueberzeugung, er trat gelegentlich ganz vom Kampfplatze zurück, um die hochgeborenen Freunde möglichst wenig zu geniren. Sein Bemühen, sich zu halten, nahm mitunter den Anschein des Krampfhaften, zur Satire Zwingenden an. Ganz gewiß meinte er bei sich selbst, seinen reformerischen Träumen dadurch am Meisten nützen zu können, daß er sie als einflußreiches Mitglied einer einflußreichen Partei träumte. Aber er wußte auch, weß Geistes Kinder seine vornehmen „Freunde" waren, und so wenig hoch er von ihren geistigen Fähigkeiten auch denken mochte, für so beschränkt durfte er sie doch nicht halten, daß sie gedankenlos auf seine Pläne eingehen, ja diese Pläne auch nur objectiv-freundwillig prüfen würden. Er mußte vielmehr voraussehen, daß man sich mit allen Mitteln seiner zu entledigen suchen würde, sobald man seinen eigentlichen Absichten größere Aufmerksamkeit schenkte. Und auf Dank, auf Erkenntlichkeit für die Dienste, die er der Partei geleistet hatte, durfte der Menschenkenner ganz und gar nicht rechnen. Der Hof hatte sich gegen ihn erklärt, und das genügte. War doch die conservative Partei so verächtlich servil, so feige gewesen, daß sie, um oben nur ja keinen Anstoß zu erregen, im Reichstage nicht ein leises Wörtlein der Anerkennung und des Mitgefühls für den gestürzten Riesen Bismarck gefunden hatte.

Stöcker war in der conservativen Partei überflüssig, er war ihr lästig mit dem Tage, wo sie sans phrase zur versöhnlichen Regierung des neuen Kurses stand. Ohne die Caprivi'schen Handelsverträge hätte man ihn schon eher ausgemerzt; so begnügte man sich damit, ihn dem Reichstage fern zu halten. Die Gründung des Bundes der Landwirthe zog nun freilich den Blick von ihm ab und kräftigte weiterhin seine Stellung wenigstens insoweit, als das Anschwellen der Bundesmacht die um Helldorff, Stöcker's schlimmste und ruheloseste Gegner, bei Seite stieß. Andererseits aber stärkte die agrarische Bewegung die Altconservativen so sehr, daß sie sich wieder unbedingte Herren ihrer Wahlkreise wußten und den Freischärler entbehren zu können glaubten. Noch hielten sie ihn, jedoch nur, um ihn gegebenen Falls hoher Ungnade, die wegen allzu verwegener und trotziger Forderungen des Bundes drohte, als Opfer darbieten zu können. Die Sedanrede des Kaisers, die sich anschließende Aera der Majestätsbeleidigungen, die Hatz auf die Socialreformer — alles das kam den Conservativen recht. Hier endlich einmal konnten sie ganz von Herzen ihre Uebereinstimmung mit der kaiserlichen Politik documentiren. Man beschloß, Stöcker, der die Partei socialreformerisch verseuchen wollte, abzuschütteln. Gelegenheit dazu bot sich leicht, und Hammerstein, der Verbündete des Hofpredigers, war nicht mehr zu fürchten. In der Maingegend hatte Pfarrer Naumann rasch Einfluß und Macht gewonnen, der radicale Jünger Stöcker's, der nicht wie der Meister zu schwanken, zu vertuschen, zu versöhnen brauchte. Er hatte ganz consequent den junkerfeindlichen Satz: „Das Land der Masse!" geprägt und damit die Forderung aufgestellt, deren Erfüllung allein den todtkranken, verödenden Osten mit neuem Leben zu erfüllen vermochte. Aber er hatte damit auch Stöcker schwer compromittirt Wenn die begabtesten Kinder dieses Vaters so radical gegen den Grundbesitz, den einzigen, wirklichen Tragpfeiler der conservativen Partei von

Digitized by Google

heute, vorgingen, wie durfte da die Fraction den Hofprediger noch länger, wenn auch nur nominell, an ihrer Spitze sehen? Zweideutig und unzweideutig hatte man Stöcker schon seit langer Zeit allerlei Mißtrauen zu erkennen gegeben, er hatte die Zeichen übersehen und überhört, hatte viel eingesteckt, um sich im Sattel zu erhalten. Jetzt bedrohte sein, ja sein wirthschaftlicher Radicalismus nicht mehr allein Bankiers und Großindustrielle, was so schlimm nicht war, jetzt wandte er sich gegen den landreichen Adel.

Das erste, beste Messer genügte, um das Tafeltuch zwischen dem unheimlichen Gaste und den Grafen, Baronen und gefürsteten Herrschaften zu zerschneiden. Und wie klug Stöcker sich wehrte, mit wie großer Nachgiebigkeit, die nur von seinem Standpunkte aus nicht unwürdig erscheint, er den Platz in der Partei zu behaupten suchte — er fiel, weil er fallen mußte. Man hätte ihn nur unter der Bedingung politischer Castration länger bei sich behalten.

Der Hofprediger a. D. hat nun seine eigene Partei — da seine Anhänger es so nennen, mag dieser für die recht kleine Truppenzahl etwas pomphaft klingende Name beibehalten bleiben. Er ist ein Mann, der zu hassen weiß wie keiner, aber er ist daneben ein ruhiger Diplomat, und dazu gehört seine sehnsüchtige Liebe immer noch den Grafen, Baronen und gefürsteten Herrschaften. Wenn er auch auf dem Frankfurter Parteitage erklärte, daß er sich der Trennung und der wiedergewonnenen Freiheit freue, so sagte er es doch mit melancholischem Lächeln, und das Herz that ihm weh dabei. Gewiß, er wird sich an den Conservativen nicht rächen wollen. Doch vermöchte er es auch nicht, wenn ihn gleich brennender Haß triebe. Jenseits der Elbe, in den Bauernbezirken, steht die Partei felsenfest; selbst die Pastoren, die dort zu Stöcker halten, dürfen und werden ihr nicht schaden. Die paar westlichen Wahlkreise, die sich bisher conservativ nannten, gehen vielleicht zu der neuen Partei über, aber wirkliche Eroberungen kann sie, wie sie ist, nicht machen. „Nach rechts und links" hat Stöcker sie scharf abzugrenzen versucht. Sie wird das Schicksal aller Kleinstaaten, die eifersüchtig ihre Grenzen wahren, theilen. Pfarrer Naumann hat gezeigt, daß er den Socialdemokraten Arbeiterstimmen abjagen kann, die demokratischen Antisemiten haben gleichfalls ihren Befähigungsnachweis dafür erbracht — Stöcker wird in den Städten keine Triumphe mehr feiern. Seine Kraft ist nicht gebrochen, und wenn er nicht im Hader mit sich selbst läge, wäre dieser gewaltige, unermüdliche Agitator wohl im Stande, die ehemalige Berliner Bewegung an hundert anderen Orten wieder aufleben zu machen. Aber mit Halbheiten begeistert man nicht, und liebenswürdige Vorsicht ist überall und allen, nur keiner neubegründeten Volkspartei zu empfehlen. Außer der wohlgesinnten Geistlichkeit, die den Amtsbruder und sein christliches Wollen oft schwärmerisch verehrt, außer etlichen Professoren, vielen Lehrern und — im besten Falle — einigen tausend Mittelstandsleuten, in besonders günstigen Bezirken, steht ihm keine Gefolgschaft bereit. Wie die schwärmerisch unklare, aber grundehrliche Spielart des christlichen Socialismus, die Pfarrer Naumann in's Leben rief, erlöschen muß, wenn sie nicht aus sich selbst grausame Realpolitiker erzeugt, so wird Stöcker's neue Gründung nicht zur Blüthe kommen, weil wohlmeinende Männer und hohes agitatorisches Vermögen allein nicht die Massen entflammen. Parteibildungen, die nicht auf Ja ja und Nein nein stehen, deren Berechtigung, deren Absichten nicht dem Kleinsten sofort klipp und klar sind, führen vielleicht Jahre lang ein Scheinleben und verursachen einiges Getöse, bringen aber der Idee, die sie vertreten wollten, mehr Schaden als Nutzen. Der klägliche Zusammenbruch all solcher gedankenblassen Unternehmungen nimmt lebenskräftigeren, saftreicheren Gewächsen oft auf Jahrzehnte hinaus Licht und Luft. Trümmerhaufen sind schlechte Baustätten.

Die conservative Volkspartei wird kommen, aber sie ist heute nur möglich, wenn die zersprengten und zerklüfteten Gruppen der nationalen Reformer sich zusammenschließen. Je eher sie sich bildet, um so leichter und rascher fällt ihr der Sieg in den Schooß; je länger man zögert, um so ärger wird die Verwirrung, um so größer die Zahl der Parteichen, um so schwieriger das endliche, nicht zu vermeidende Einigungswerk. Der conservativen Volkspartei liegt es ob, vorerst die ländlichen Wahlkreise zu erobern, ihrerseits die Aufklärung auf's Land zu tragen, ehe es der Socialist thut. Die Erbschaft der feudalen, sogenannten Conservativen muß bald, muß jetzt schon angetreten werden. Ob die Socialdemokratie parlamentarisch siegt oder nicht, das hängt ausschließlich davon ab, ob an die Stelle dumpfer Trägheit und fatalistischen Gleichmuthes, der jetzt die eigentlich staatserhaltenden Stände erfüllt, zur rechten Zeit politisches Erwachen des Landvolkes, des Kleinbürgerthums tritt. Dornröschen hinter der Hecke ... Wartet der Prinz seine hundert Jahre ab, dann wird er das Schloß geschleift und die Genossin Dornröschen mit der phrygischen Mütze geschmückt sehen. Caliban.

Die „XI" und andere Berliner Maler.

Die „XI" versenden dies Mal eine Einladung, auf deren Titelseite sich folgende Zeichnung befindet: Im Vordergrund aufgestellte Coulissen. Ein steifer Thronsessel ist errichtet, und von einer Säule bauscht sich ein Vorhang empor. Am Boden unter zerzausten Palmen eine zerbrochene Statue. Vom Thron aber steigt ein hochgewachsenes, etwas mägerliches Burgfräulein, in der einen Hand Palette und Pinsel, die andere in pathetischem Schmerz vor die Augen drückend. Die Zeit ihrer Herrlichkeit ist vorüber. Denn im Hintergrunde, wo keine Coulissen sind, sondern eine bescheidene Flachlandschaft sich dehnt, geht eine neue Sonne auf, und in deren Strahlen steht hoch und ragend: XI.

Naiver und bedingungsloser hat wohl noch nie eine Vereinigung sich selbst verherrlicht: die alte Kunst muß abdanken, beim Sonnenaufgang der Elf! Hm, hm, die alte Kunst muß ja allerdings wohl abdanken! Aber die Sonne der „XI", wie steht's denn mit der? Ist sie wirklich so stark im Aufgehen? nicht vielleicht schon ein wenig im Niedergehen? oder wohl gar schon recht merkbar? Ich fürchte, die oben beschriebene Allegorie ist zu spät gekommen. Das Heldenzeitalter der „XI" ist vorüber. Sie haben noch nie eine so gleichgiltige, wenn schon höchst respectable Ausstellung veranstaltet wie gerade dies Mal.

Die Kunstgeschichte schreitet schnell in Berlin, man sollt' es kaum glauben. Erst fünf Jährlein ist es her, daß die Elf sich constituirten. Sie machten damals ein ungeheures Aufsehen, erschienen als unheimliche Revolutionäre. Heute stören sie Niemandes Schlaf. Man hat sich an Derlei schon gewöhnt, denn Aehnliches sieht man aller Orten. Das kann man als einen großen Triumph der Elf auffassen. Sie haben eine Bewegung entfesselt, die bereits heute das Terrain beherrscht. Aber ich glaube, die Elf sind mit diesem Triumph nicht zufrieden. Sie selbst möchten herrschen, sie, die Elf.

Das können sie nun nicht mehr, — und dieses Schicksal war vorauszusehen. Die Zusammensetzung war gar zu ungleichmäßig. Da waren Zwei, Drei, die berufen waren, neue Kunstgeschichte zu machen; da waren Andere, die schon welche gemacht hatten und nun Alles daran wenden mußten, um ihre Position mit Ehren zu behaupten; die Mehrzahl jedoch repräsentirte denselben anständigen Durchschnitt, dessen sich etwa der West-Club erfreut. Man hatte dann später das Glück, Klinger zu bekommen. Der mußte ja interessiren. Aber seine Zugehörigkeit zu den Elf hatte etwas Unorganisches, um nicht zu sagen, Willkürliches. Er ist denn auch dies Mal so gut wie abgeschnappt. Er hat einige ältere Zeichnungen ausgestellt, die ja (besonders der stark in Goya's Art gehaltene „Albdruck") auf unsere staunende Sympathie rechnen dürfen, die aber doch gar zu sehr verrathen, daß sie auf's Gerathewohl und ohne Begeisterung hergegeben sind, bloß damit der Künstler nicht zu fehlen brauchte. Seine größeren Werke indeß hält Max Klinger noch in der Werkstatt zurück.

Dann also Skarbina und Liebermann! Ersterer wurde sehr bald schwächer und schwächer. Er dürfte jetzt auf seinem Minimalpunkt angekommen sein, wo er theils nichts Neues mehr bietet, theils sich selber entfremdet zu sein scheint. Liebermann ist consequenter oder vielmehr consequent durch und durch. Ihm schenkten die Elf einen neuen Frühling, als er schon stark im Sommer stand. Die Nachblüthe ist nun verduftet. Der Sommer tritt wieder in seine Rechte. Eine gleichmäßige Sonnenhöhe breitet sich aus über Liebermann's Werke. Er ist der Classiker des Naturalismus geworden. In der Erfüllung dieser Aufgabe wahrt er eine schöne Stabilität. Aber ist es möglich, über seine Bilder Neues zu sagen? Sein alter Arbeitsmann in den Dünen erschien uns schon im vorigen Jahre. Damals ging er, heute sitzt er. Hat das etwas Symbolisches?

Am schlechtesten hat die Elf wohl L. von Hofmann behandelt. Er war ihr Standard-man, der, um dessentwillen die ganze Institution sich eigentlich erst lohnte. Aber was that er? Vor mehr als Jahr

Digitized by Google

und Tag ist er nach Italien ausgekratzt, lebt dort in Rom und pfeift ganz gewiß auf die Berliner Kunstverhältnisse. Dazu hat er selbstverständlich ein gutes Recht, selbst wenn sich herausstellen sollte, daß dem Künstler das Berliner Klima besser bekam als jetzt das römische. Aber die Elfe sind übel dran. Er hat ihnen ein einziges kleines Bildchen geschickt, ein süßes liebes Ding und echter Hofmann, — aber es hätte ganz gut vor drei Jahren in Berlin gemalt sein können! Es zeigt nicht das geringste Neue. Und dann, so wenig!?

Die Uebrigen hielten mit Hervismus das Panier. Sie meinten es am redlichsten mit den „XI“; denn sie wurden von ihnen gehoben und getragen. So haben denn die meisten von ihnen erfreuliche Fortschritte gemacht. Alberts, der ja für seine Langweiligkeit nicht direct verantwortlich zu machen ist, hat dies Mal wohl sein reifstes, vollendetstes Bild ausgestellt. Leider ist es ein „Besuch bei der Tante“. Hans Herrmann ist in Städtebildern nach wie vor einer der Feinäugigsten: für die große Natur fehlt ihm die große Seele. George Mosson hat sich zu einem unserer sensibelsten und geschmackvollsten Porträtisten emporgearbeitet und ist dies Mal mit dem Bildniß seiner Mutter besonders gut vertreten. Am erfreulichsten aber haben sich Friedrich Stahl und Walter Leistikow entwickelt.

Um Friedrich Stahl stand es ziemlich faul um die Zeit, als die Elf sich zusammenthaten. Er war damals ein chiker Illustrator, der nebenbei auch malte. Er ist heute ein feiner Künstler, der, mag er auch das Meiste Anderen verdanken, dennoch seine persönliche Note besitzt. Zwar sein Triptychon, so duftig es empfunden ist, das haben vor ihm auch Andere gemalt. Aber das Nymphchen mit der blauen Muschel ist ein kleines Bijou, das ihm Keiner vorgemacht hat und nicht so leicht Einer nachmacht Die Pinselführung ist von einer Subtilität und empfindungsvollen Zartheit, die nicht genug gerühmt werden kann. Ein kleiner Rest von beabsichtigtem Chic ist noch da, — sonst wäre das Bildchen eines der wonnigsten Gedichte, die je eines Künstlers Pinsel in Farben gemalt hat.

Leistikow ist in diesem Jahre der Protagonist. Seine Bilder nehmen fast die ganze Hinterwand ein und fallen am meisten in die Augen. Sie weisen zum Theil eine Leuchtkraft und coloristische Stärke auf, die etwas Frappirendes hat. Das Vortreffliche jedes einzelnen Bildes geht dem Beschauer unmittelbar auf. Etwas schwieriger ist es, zu dieser reichen äußeren Mannigfaltigkeit die innere Einheit zu finden.

Theils ist da der alte Leistikow, den wir froh wieder begrüßen, theils ist da ein neuer Leistikow, der sich erst aus der Verpuppung löst. Aus der vibrirenden Naturbetrachtung, die so scheu und märchenschön aus seinem Innersten sich losrang, sucht er sich jetzt einen Weg zu mehr stilisirter Naturwidergabe. Sie soll es ihm ermöglichen, die großen Züge wuchtiger zu packen, um so einem monumentalen Charakter nahe zu kommen. Von dort öffnet sich dann ein weiterer Weg, der in's unbegrenzte Land schwebender Phantasien und traumhafter Visionen führt.

Starke Gegensätze rücken so aneinander. Von dem in zitterndem Dämmerlicht befangenen „Friedrichsruher Wald“ über den durch einfachstarke Farbentöne und lineare Umgrenzung gebändigten „Schlachtensee“ bis zu den sagenhaft schaurigen und doch wieder decorativ gestalteten „Nachtraben“, — welch ein Weg! Wie gefährdet auf Schritt und Tritt wie in's Unwegsame, Widerspruchsvolle verlockend! Und doch wie glat, in jedem Einzelfalle die Lösung! Ein wohlgeübter, instinctiv sicherer Geschmack hat den Künstler durch Klüfte und Klippen glücklich geführt. Ueberall sucht er die Natur, und überall nähert er sich ihr durch das Medium einer ästhetisch cultivirten Anschauung. Das Abstruse, Wirre scheidet er überall aus, dringt auf einfache Elemente, selbst wo er das vibrirende Spiel malt. Er sucht immer entschiedener das Verworrene zu simplificiren und kommt so ganz organisch zu Stil und Stilisirung. Jene Neigung zum Kunstgewerblichen, die in vielen unserer jüngeren Künstler bemerkbar ist, hat auch bei Leistikow ein Wort mitgesprochen. Was er macht, das macht er gefällig. Auch wo er die stärksten Farbencontraste widereinander führt, wie auf dem herrlichen Bild „Der Hafen“, ist er durchaus ohne Härte. Er scheut sogar vor einem gewissen gobelinartigen oder tapetenhaften Charakter nicht zurück. Aber hat nicht z. B. Walter Crane gerade in Zeichnungen für Tapetenmuster mitunter die höchste Künstlerschaft offenbart?

Auf Leistikow's Zukunftsweg dürfen wir mit Recht gespannt sein. Aber zugleich dürfen wir beruhigt sein. Wir sehen den Künstler überall lernen (neuerdings vornehmlich bei dänischen Malern), wir sehen ihn die verschiedenartigsten Elemente in sich aufnehmen, aber wir sehen ihn Alles organisch verarbeiten und in ein individuell schönes Gleichgewicht setzen. Was da auch kommen mag, es wird fein und vornehm, es wird ästhetisch-geschmackvoll sein.

Und nun noch ein Schlußwort an die Elf, es ist eigentlich mein Anfangswort: Erneuert Euch, meine Lieben, oder, besser noch, löst Euch auf! Es ist ehrenvoll für Könige, bei Zeiten abzudanken, d. h. wenn sie ihre Mission erfüllt haben. Und Eure Mission ist erfüllt! — —

Wer sehen will, was in der jung-berlinischen Schule Alles entfesselt worden ist, der gehe von Schulte zu Gurlitt, und treibe dort seine Studien. Er wird außer Ury's Monumental-Gemälde noch drei Jünglinge finden, die sich absurd wie nur irgend ein Most gebärden, aber doch jeder ihren Wein versprechen.

Am gesetztesten ist wohl Edmund Edel, aber auch am unoriginellsten. Er begann bei Skarbina und Ury, verliebte sich dann in Munch, und ist jetzt auf dem Wege, aus diesen und anderen Eindrücken etwas, nun sagen wir: Selbstständiges, heraus zu destilliren. Er hat keine üble manuelle Geschicklichkeit und einen gewissen Sinn für das Elegante und Einleuchtende. Meist bedient er sich des Pastells, der sensibelsten, aber auch vergänglichsten Technik. In seinen Damenporträts bekundet er scharfen und listigen Blick für das specifisch-modern Charakteristische.

Hans Baluschek ist seinem Temperament nach ganz gewiß kein Künstler, sogar beinahe dessen Gegentheil. Ich kenne unter den Modernen Keinen, der so indiscret sieht und so unpoetisch. Dadurch wirken manche seiner Bilder wie Caricaturen auf Menzel. Des Altmeisters Vorzüge und Schwächen sind hier gleicher Weise outrirt. Eine Beobachtungsgabe, die das Grün von den Bäumen herunterfieht, so ironisch-skeptisch, so mitleidlos-nüchtern, faßt die ganze Welt gleichsam als einen großen Caricaturentempel auf, sieht hinter jedem Menschen dessen Fratze. Man wird nicht verkennen, daß hierin eine Begabung liegt, eine recht bemerkenswerthe sogar. Sie scheint uns nur einstweilen falsch placirt. Mit seinem großen Zeichentalent und negativen Farbensinn könnte Baluschek vielleicht ein Witzblatt-Illustrator großen Stils werden. Ich weise auf Forain und Valloton hin, zum Beweise, daß ich damit nichts Kleines sagen will.

Umgekehrt wurzelt Martin Brandenburg ganz im Malerischen und Farbigen, in dem Grade, daß die Zeichnung oft bei ihm empfindlich vernachlässigt ist und uns über wichtige Bewegungsmotive im Unklaren läßt, z. B. auf der so sinnvoll-reizend erdachten Allegorie „Reif im Frühling“. Wenn der Künstler hier streng an sich arbeitet, so kann er noch Großes erreichen. Denn er birgt viel Kraft und Verheißung in sich. Dabei hat er einen starken Instinct für das Kommende, Zukunftsmächtige. Herangebildet in Paris, scheint er vor Allem von Besnard gelernt zu haben. Er eignete sich dann hier die Weise L. von Hofmann's an, und ist jetzt den beiden Skandinaven Munch und Gallen vor Allem verpflichtet. Doch hat er niemals wie Edel sich bis zur Nachäffung bloßer Manieren verirrt. Er verräth vielmehr in Allem, was er schafft, einen eigenen Productionsfond und eine psychisch erregte Imagination. Bilder wie „Töne“ und „Ausklingen“ mag man verrückt und selbst geckenhaft finden, — es kann sie darum doch nicht der Erste Beste machen. Es schwingt etwas Mystisch-Melodisches, Farben- und Visionerfülltes darin mit, was über manche Unarten und Schrullen hinwegsehen läßt. In dem Bilde des Strandlebens offenbart sich aber neben einer starken Naturanschauung auch eine erkleckliche satyrische Ader, die die Kleinheit des Menschenvölkchens und sein pudelnärrisches Gebahren nicht ohne Tiefe mit der ewigen Größe und Majestät des unermeßlichen Oceans contrastirt.

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Jungfer Immergrün. Schauspiel in einem Aufzuge, und: Der Junge von Hennersdorf. Volksstück in zwei Aufzügen, beide von Ernst von Wildenbruch. (Lessing-Theater.)

Der Sieg, den der Hohenzollerndichter mit seinem sächsischen Königsdrama errungen hat und der dem trefflichen Intendanten Prasch andauernd volle Häuser bescheert, hat den Director des Lessing-Theaters veranlaßt, es auch seinerseits einmal mit der verläfterten Historie zu wagen. Indeß mußte man zu den Mitarbeitern eines der officiösen Depeschenbureaux zählen, um ruhigen Gewissens einen Erfolg constatiren zu können. Wildenbruch hat die beiden Stücke, die im Theater der Lebenden erstmalig aufgeführt wurden, unfertig und hastig in die Oeffentlichkeit geschleudert, ohne Anspruch auf neuen, künstlerischen Ruhm, anscheinend nur von dem Wunsche beseelt, sich zwei Theater in einer Saison zu unterwerfen und damit den Gegnern machtvoll zu zeigen, daß er dennoch und trotz alledem Auch Einer ist.

In der „Jungfer Immergrün“ hat Hedwig Niemann-Raabe die thränenweiche ewige Braut zu spielen, die seit zwanzig Jahren in geduldiger Sehnsucht des geliebten Kandidaten harrt; diese noch immer herrliche Künstlerin, die wie keine Andere zu lachen und zu weinen versteht, sicherte den äußeren Erfolg des einstündigen Dramolets. Dem „Jungen von Hennersdorf“ sollte die Gestalt des „kleenen Kenichs“, des alten Fritz, die am Schlusse auftaucht, zum Siege verhelfen, aber höheren Orts hatte man Anstoß daran genommen, daß der geniale Hohenzoller einem unehelichen Kinde und seiner Mama Rechte wiedergab, die sich das verliebte Gustchen verscherzt hatte. An Stelle des Weisen von Sanssouci wurde darum der Reitergeneral Ziethen bemüht, und obgleich er auch sehr hübsch aussah, vermochte er doch nicht seinen Souverän zu ersetzen. Der Junge von Hennersdorf ward unter Zischen entlassen. Wildenbruch hatte das Schauspiel ursprünglich für die Berliner Gewerbe-Ausstellung bestimmt, auf dessen Theaterbühne es auch fraglos weit bessere Figur gemacht hätte. Ein Costumstück unter andern Costumstücken, eingereiht in die Kette dialogisirter Augenblicksbilder aus der Vergangenheit des Spree-Weltdorfes; minder anspruchsvoll auftretend

Digitized by Google

und minder schwer mit gleichgiltigen Zuthaten belastet — so hätte das Werklein wohl amüsirt und wäre nach Gebühr vergessen gewesen, sobald das nächste Guckkastenbild erschien. Statt dessen gab es eine breite Darstellung der Berliner Zustände um 1746, die leider trotz des Rehberger Dialektes alles Andere als gegenständlich und den Geist jener Zeit widerspiegelnd war; gab es eine romantisch aufgebauschte Coulissenmär, die die hübsche und einfache Geschichte vom Hennersdorfer Jungen verschandelte. Der Bengel hat die Ziethen'schen Husaren über ein Moor geführt, so daß sie den Sachsen in den Rücken fallen und dadurch den Sieg für Friedrich entscheiden konnten. Nun begiebt es sich, daß er unehelicher Geburt ist, denn seine Frau Mutter hatte sich einem hübschen Unterofficier vertraut, der durch eine Kugel bei Hohenfriedberg daran gehindert wurde, das bildschöne Gustchen zu heirathen. Die Jungfer Mama steht anno 1746 bei einem reichen Schubiak und Rentner in Dienst, der zusammt einem nicht minder schuftigen Kammerdiener den grausen Plan hegt, sie nach Dresden an den Hof des lüsternen Königs zu verschleppen und Sr. Königlichen Hoheit von Sachsen und Polen zu überliefern. Gegen Schluß des Aktes läuft zum Glück die Meldung ein, Majestät Fritz sei geschlagen und die schrecklichen Panduren rückten heran. Da verliert der schurkische Rentner die Besinnung und reißt mit seinen Schätzen aus; aber auch Augusten gelingt es, in dem tobenden Wirrwarr zu flüchten und sich allen Nachstellungen zu entziehen. Das Tohuwabohu beim Eintreffen der Unglücksbotschaft wirkt ermüdend durch die ungefüge Breite der Schilderung, und die unwahrscheinliche Handlung giebt der Sache einen gewiß nicht beabsichtigten leis-komischen Anstrich, der sich im zweiten Akte verstärkt, nur nicht da, wo der Dichter komisch zu sein wünscht. Es ist klar, daß gegen Schluß, nach einer Reihe nicht immer kurzweiliger Volksscenen, unter Fanfarengeschmetter der Sieg des Königs verkündet wird; herrlich lohnt er seine Getreuen. Der wackere Kleine von Hennersdorf wird adoptirt, seine Mutter im Namen des Königs nachträglich zur Frau und Wittwe des verstorbenen Unterofficiers erklärt, selbst die Wittwenpension bleibt nicht aus.

Alberner noch als diese doch wenigstens zum Theil glaubwürdigen oder mindestens historischen Geschehnisse ist die Anekdote, zu deren Heldin der Dichter Jungfer Immergrün gewählt hat. Die Absicht, den großen König unmenschlich zu verherrlichen, tritt hier allzu kraß und anmuthlos zu Tage. Wo Böses im Lande passirte und die Gemeinheit gerührtem Edelmute den Fuß auf den Nacken setzte, da griff er mit absoluter Sicherheit durch; die Armen und Schwachen konnten getrost sein und all ihr Leid als bloße Vorbereitung zu unsäglichen Zukunftsfreuden betrachten, denn der König half ihnen ganz gewiß einmal mit tödtlicher Sicherheit. Ich kann mir nicht helfen, derlei durchsichtige Plattheiten schimpfiren das prachtvolle Bild des alten Fritzen; dem eitlen Roi Soleil würden sie wonnigen Kitzel verursacht haben, der klare Philosoph auf dem Preußenthrone hätte, wären sie ihm vorgelesen worden, nur noch verächtlicher über die deutsche Literatur gedacht. Und das von Rechts wegen. Jungfer Immergrün, die in Hoffnung Geduldige, die allen Spötteleien zum Trotz mit naiver Zuversicht den Bräutigam erwartet; der Pechvogel von Bräutigam, der noch nie zu Amt und Würden zu kommen vermochte und dem ein böser Beamter in Berlin seine Barschaft confiscirte, weil sie aus verbotenen Nürnberger Batzen bestand; dann des Herrschers milde Weisheit, der dem ewigen Candidaten nicht nur seine Batzen wiederschafft, sondern auch noch eine üppig bezahlte Oberlehrerstelle am Grauen Kloster darauflegt — die drei Personen in ihrer Umgebung, meinte Herr von Wildenbruch, müßten sich recht poetisch oder ungemein hoheitvoll ausnehmen. Die Sentimentalität des Bräutchens aber, die vor ihres Theologen Bild ein Lang und Breites thränenfeucht daherredet, verstimmt von Anfang an, und das wuchernde Beiwerk, womit Wildenbruch selbst diese schlichte Handlung umkleiden zu müssen glaubte, dehnte den Einakter zu tödtlicher Länge. Zum Glück sprang — und der sieghaften Künstlerin gebührt noch einmal herzliches Lob — die Dichterin Hedwig Niemann für das poesielose und unwahrscheinliche Märchen ein. „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr."

Notizen.

Mutter. Roman von G. von Berlepsch. (Leipzig, Velhagen und Klasing.) Eine echte Frauenarbeit, für Frauen geschrieben. Da ist es denn selbstverständlich, daß die armen Männer darin sehr übel fortkommen. Wenigstens ist der Held des Buches, sonst ein anständiger Mensch und tüchtiger Gelehrter, ein Muster an Undankbarkeit. Drei Frauen, die seine Erziehung geleitet, Mutter, Schwester und Jugendgeliebte, vergißt er nur zu bald draußen in der Welt. Die Strafe, welche die Verfasserin ihm dafür zu Theil werden läßt, ist sehr hart und grausam, denn er verliert sein einziges Kind und die Liebe seiner Gattin. Die Darstellung ist lebendig und die Sprache mit ungemeiner Sicherheit behandelt. Das Buch wird gewiß dankbare Leserinnen finden.

Raffael und Michelangelo. Von Anton Springer. Leipzig, E. A. Seemann. Das vorliegende Werk mit einer besonderen Empfehlung zu versehen, kann überflüssig erscheinen, nachdem das Interesse, das weite Kreise an ihm genommen, die Herstellung einer dritten Auflage nöthig gemacht hat. Springer's Darstellung des Lebens und der Kunst der beiden größten Meister der Renaissance darf gegenwärtig wohl für die beste, jedenfalls für die populärste Behandlung jenes Gegenstandes gelten und hat erst in jüngster Zeit eine Nebenbuhlerschaft in den vortrefflichen „Künstler-Monographien" von Knackfuß erhalten. Was indessen jenem älteren Werke immer den Vorzug sichern wird, das ist die liebevolle und sorgfältige Ermittelung des allmäligen Zustandekommens der hervorragenderen Kunstwerke, wie sie vor Allem durch die Benutzung der zahlreichen Handzeichnungen und Skizzen ermöglicht wird. Springer selbst hat das Verdienst, diese historisch-poetische Methode in der Kunstgeschichte zuerst in umfangreichem Maße angewendet und damit das Studium jener Disciplin auf eine sichere wissenschaftliche Unterlage gestellt zu haben. Denn auf diese Weise lernt man nicht bloß den Stil, die Frucht der Entwickelung und die zur Fertigkeit ausgebildete Eigenschaft eines Meisters kennen, sondern zugleich auch die Gesetze begreifen, welche seine persönliche Entwickelung bedingten und der Entstehung der Einzelwerke vorstehen. Die Abbildungen von Handzeichnungen und Skizzen, welche dem Werke beigegeben sind, sind daher auch sehr zahlreich und lassen uns tiefer, als alle Beschreibungen es vermöchten, in die geistige Werkstatt der Meister blicken. Springer selbst ist bekanntlich im Jahre 1891 gestorben, und sein Sohn hat die Herausgabe der neuen Auflage übernommen. Vielleicht hätte dieser aber doch besser gethan, diejenigen von den Handzeichnungen, deren Echtheit heute mit Recht bezweifelt wird, lieber ganz fortzulassen, anstatt durch eine vielleicht übertriebene Pietät gegen seinen Vater falschen Auffassungen Thor und Thür zu öffnen. Was den Text als solchen anbetrifft, so ist seine Vortrefflichkeit zu wohl bekannt, als daß man noch viele Worte darüber zu machen brauchte. Springer schreibt ebenso klar wie sachlich und vermeidet es bei aller Wärme seiner Darstellungsweise doch absichtlich, unser eigenes Urtheil durch Ausbrüche eines vagen Entzückens zu beeinflussen. Es mag genug sein, zu erwähnen, daß der Text der zweiten Auflage auch in dieser dritten unverändert abgedruckt ist. Wohl aber verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß der Verleger durch die Beigabe einer Anzahl vortrefflicher Heliogravüren dem Buche auch als Illustrationswerk eine erhöhte Bedeutung zu geben versucht hat. Die Abbildungen der Madonna im Grünen, der „schönen Gärtnerin", der Madonna aus dem Hause Alba, der Madonna della sedia und der heil. Katharina sind in der That ein Schmuck, an welchem jeder Kunstfreund seine Freude haben muß.

Arthur Drews.

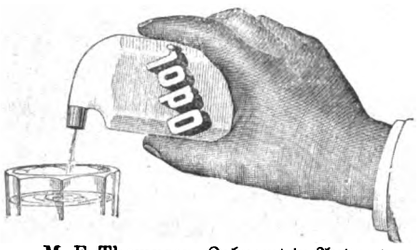
Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



M. F. Thompson, Zahnarzt in Antwerpen, schreibt in seinen Untersuchungen und Erfahrungen über die antiseptischen Eigenschaften des Odols:

. . . Diese Resultate sind außerordentlich günstig. Odol ist ein Präparat, welches bis heute **ohne Gleichen** dasteht; seine Unschädlichkeit ist absolut, und seine antiseptische Wirksamkeit ist eine beträchtlich lang andauernde und verhindert durchaus sicher die Entwicklung der Mikroben, welche in die Mundhöhle eintreten.

1/1 Fl. Odol Mk. 1,50, fl. 1.— ö. W. in Drogengesch. und Apotheken.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Gute Romane
z. Veröffentl. i. Feuillet v. Zeitschr. u. Zeitgn. geeignet, werd. z. **kaufen** gesucht. Angebote befördert d. Exped. d. „Gegenwart" sub T. G. 15.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Peter Rosegger:
„Der Waldvogel."
Neue Geschichten aus Berg und Thal.
Mit einem Titelbilde von A. Mailick.
Brosch. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Mit jedem neuen Buche wächst die Zahl der Verehrer des Gottbegnadeten Waldpoeten. Auch dieses Buch wird wie das im vorigen Jahre zu gleichem Preise erschienene

„Als ich jung noch war,"
Neue Geschichten aus der Waldheimath,
Zweite Auflage,
ihm neue Freunde gewinnen.

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 14 März 1896. Band XLIX

VERITAS

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die evangelische Kirche und die Feuerbestattung. Von A. Br. — Das Elend in der Hausindustrie der Confection. Von Frau Dr. Eliza Ichenhaeuser. — Militärische Erziehung des Thronerben. Von Miles — **Literatur und Kunst.** Frauen-Bekenntnisse. Von Felix Poppenberg. — Robert Hamerling als Philosoph. Von Max Meyer. — **Feuilleton.** Ein großer Mann unter den Seinen. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Disconto-Commandit. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Die evangelische Kirche und die Feuerbestattung.

Vor einigen Wochen starb in Danzig der Oberbürgermeister Dr. Baumbach. Er hatte letztwillig verordnet, daß man seine irdischen Reste in Gotha durch Feuer bestatten sollte. Vor der Ueberführung der Leiche dorthin fand in der Heimath des Verstorbenen im großen Franciscanerkloster eine öffentliche Trauerfeierlichkeit statt. Zur Abhaltung derselben wandte man sich an den Ersten Geistlichen der Stadt. Derselbe nahm an — er sprach im Talar vor einer großen Trauerversammlung — im Talar geleitete er die Leiche durch die Straßen der Stadt zu dem Bahnhof, von dem aus die Ueberführung nach Gotha zur Verbrennung stattfinden sollte.

Das erschien bedenklich. — Der betreffende Prediger war aber nicht nur der Erste Geistliche — er war der Superintendent der Stadt. Das erschien noch bedenklicher. — Und mehr: Er war königlicher Consistorialrath, ordentliches Mitglied des Consistoriums der Provinz, dessen erste Vertreter dem Begräbniß, zu dem die Spitzen der Stadt und der königlichen Behörden ohne Ausnahme erschienen waren, ostentativ fern blieben — das erschien das Bedenklichste. — Es fehlte denn auch nicht an heißblütiger Entrüstung — die „Germania" auf katholischer, der „Reichsbote" auf evangelischer Seite, wurden ihre Träger — andere Blätter extremster Richtung folgten. Die Sache wirbelte Staub auf — man gab die Leichenrede des betreffenden Geistlichen mehr oder minder entstellt wieder — man tadelte sein Vorgehen — man zieh ihn der Uebertretung der kirchlichen Ordnungen und Gesetze — man verlangte eine Zurechtweisung.

Aber man vergaß eins: nämlich, daß es kein Gesetz giebt, welches den preußischen Kirchenbeamten das Amtiren vor Feuerbestattungen verbietet. So weit wir unterrichtet sind, hat der Cultusminister Dr. Bosse nur in Wiesbaden die Amtsthätigkeit der Geistlichen bei Feuerbestattungen, und zwar, wie es heißt, in Uebereinstimmung mit dem evangelischen Kirchenrath, untersagt. Das aber ist nicht bindend für die Geistlichkeit Preußens — für sie giebt es ein derartiges Verbot nicht. Keine Behörde kann also dem betreffenden Geistlichen seine von der Freundschaft für die Verstorbenen und der Theilnahme für die Hinterbliebenen dictirte Thätigkeit untersagen — es schwebt über ihm ein Noli me tangere, und Niemand kann es brechen.

Dieser Einzelfall nun aber ist von weitgehender Bedeutung — um so mehr, als er längst über die Grenzen der Stadt und der Provinz hinausgegangen und zu den heftigsten Discussionen für und wider Anlaß gegeben hat, am meisten aber deßhalb, weil die höchste geistliche Behörde, der evangelische Oberkirchenrath in Berlin, zu ihm eine Stellung nehmen muß, die, ganz abgehend von dem einen Factum gewordenen Fall, der Frage in ihrer Allgemeinheit und ihrer Bedeutung für alle Zukunft näher treten muß. In der That, die schwierige Lage, in der sich der evangelische Oberkirchenrath befindet, ist nicht zu verkennen. Schweigt er zu der Angelegenheit, so sanctionirt er sie. Wenn der Erste Geistliche einer großen Stadt, wenn ein königlicher Consistorialrath und Superintendent vor einer öffentlich bekannt gegebenen Leichenverbrennung im Amtsornate nicht nur spricht, sondern in unbeschränkter Weise amtirt, so ist damit die Amtsthätigkeit bei Leichenverbrennungen für alle preußischen Geistlichen ein für alle Male frei gegeben. Ja, viel mehr noch — die so heftig verhandelte, so leidenschaftlich für und wider gestrittene Frage, ob Leichenverbrennungen vom christlichen oder kirchlichen Standpunkte aus gelitten werden dürfen, ist damit — gelöst. Giebt die Kirche ihren Dienern Amtshandlungen bei Leichenverbrennungen frei, so schwindet das odium derselben, so wird von kirchlicher Seite aus der Einwand gegen die Errichtung von Crematorien in größeren preußischen und deutschen Städten, der dieselben bis jetzt erfolgreich gehindert hat, nicht mehr stichhaltig sein und allmälig fallen müssen —, so hat die Feuerbestattung den ersten Schritt auf einer schnellen Siegesbahn gethan. Die Folge ist: Der evangelische Oberkirchenrath kann nicht schweigen, — und er wird nicht schweigen. Wir wissen, daß man in seinem Schooße der Frage bereits näher getreten ist — wir erwarten in dieser nächsten Zeit einen hierauf bezüglichen Erlaß.

Und dieser Erlaß ist Gesetz. Kein Zweifel. — Damit aber wird die Frage der Feuerbestattung eine brennende. Denn was anderes — so wenigstens calculiren bereits heute Viele — wird dieses Gesetz sein, sein können, als ein Verbot. Vielleicht ist noch nichts Bestimmtes entschieden — so viel aber ist klar: Der evangelische Oberkirchenrath geht anläßlich des einen Falles mit dem Gedanken um, sämmtlichen ihm unterstellten Behörden und Geistlichen die Erlaubnißertheilung zur amtlichen Function bei Leichenverbrennungen, resp. diese selbst, zu untersagen. Und dann? — Der Schreiber dieses hebt jetzt ausdrücklich hervor, daß er nicht Anhänger der Feuerbestattung ist. Er hofft also nicht

Digitized by Google

mißverstanden zu werden, wenn er auf die unübersehbaren Consequenzen eines solchen Verbotes hinweist.

Die evangelische Kirche hat in unseren Tagen einen schweren Stand. Wer wollte es verkennen? Schlimmer als das gährende Gift, welches die sociale Verführung mit nicht zu verachtendem Erfolg in die unteren Kreise sät, ist die Gleichgiltigkeit und der Indifferentismus der Gebildeten gegenüber dem evangelischen Leben und Bewußtsein. Die Entfremdung weniger vom Christenthum als von der Kirche nimmt auffallend zu. Wer die Augen nicht absichtlich verschließt, sieht sie förmlich wachsen. Sie ist zu klar und sichtbar, um länger über sie zu schreiben. Nicht minder klar aber ist es, daß die Bestattung durch Feuer immer mehr Anhänger gewinnt, daß das Vorgehen bekannter Persönlichkeiten in dieser Sache viele Andere nach sich zieht.

Vorläufig ist diese Bewegung erst im Werden. Es giebt in den preußischen Städten keine Crematorien. Eine Verbrennung ist mit so großen Kosten verbunden, daß auch die eifrigsten Anhänger der Feuerbestattung dieselben für ihre Angehörigen scheuen und deßhalb von ihrem Wunsche abstehen. Vorläufig also würde ein Verbot kirchlicher Mitwirkung bei einer Feuerbestattung noch nicht einschneidende Folgen haben. Vorläufig nicht — um so mehr aber von dem Augenblicke an, wo die Feuerbestattung auch in preußischen Städten heimisch wird, wo man in der ersten, dann in der zweiten und dann mit reißender Schnelle in allen größeren und bald auch in kleineren Städten Crematorien erbauen wird. Daß die Feuerbestattung allgemein werden und das Begräbniß ganz verdrängen wird, bezweifle ich — es wäre das, wenn nicht unvorhergesehene Erfindungen gemacht werden, schon vom criminellen Standpunkte nicht möglich, da damit jede Ausgrabung und gerichtliche Section einer Leiche ausgeschlossen wäre. Das aber ist klar, daß die erst heimisch und ortsüblich gewordene Feuerbestattung Anhänger in ungezählter Schaar finden wird. Die Beerdigung bleibt vorläufig die Bestattung der Gegenwart — die Bestattung aber der Zukunft wird die Verbrennung sein. — Und selbst, wenn ich hierin irren sollte, wenn sie auch in der Zukunft der Beerdigung nur ebenbürtig sein wird, wäre es gerathen, durch ein Verbot geistlicher Amtsthätigkeit bei einer Leichenverbrennung ganze Kreise der Bevölkerung vom kirchlichen Leben auszusondern? Oder hofft die Kirche durch consequentes Fernbleiben bei Feuerbestattungen von diesen abzuschrecken? Ich fürchte, das wird ihr nicht gelingen — man wird vielleicht lieber auf sie als auf die Feuerbestattung verzichten. „Gut" sagen einige Eiferer, denn anders kann ich sie nicht nennen, „so lasse man die fahren, die sich nicht halten lassen wollen — an Leuten, die trotz des kirchlichen Verbotes eine unchristliche ja heidnische Verbrennung wählen, ist unserer Kirche nichts gelegen."

Ist das nicht sehr leicht gesagt? Ich würde, selbst auf die Gefahr hin, daß unsere evangelische Kirche viele Glieder einbüßt, jenen unbedingt Recht geben, wenn nur die eine Bedingung zuträfe: wenn es unchristliche oder unkirchliche Leute wären, welche für sich oder ihre Angehörigen die Bestattung durch Feuer wählten. An todten oder gar feindlichen Gliedern kann keiner Körperschaft etwas gelegen sein — am wenigsten aber der evangelischen Kirche; je weniger sie solche hat, um so besser. Der evangelische Oberkirchenrath brauchte sich, wenn dies der Fall wäre, keinen Augenblick zu besinnen, ein directes und bindendes Verbot der geistlichen Amtirung herauszugeben.

Aber — und damit komme ich auf den nach meiner Meinung wichtigsten Punkt der ganzen Angelegenheit: Wer in aller Welt wollte behaupten, daß Feindseligkeiten gegen das Christenthum oder die Kirche die Triebfeder für Leichenverbrennungen ausmachen? Ich glaube dies ganz und gar nicht. Ich behaupte sogar, daß christliche oder gar dogmatische Erwägungen in der Regel solch einem Entschlusse ganz fremd sind. Es sind lediglich zwei Gesichtspunkte, welche den Wunsch der Feuerbestattung bestimmen: hygienische und ästhetische. Viele, ob mit Recht oder mit Unrecht bleibe dahingestellt, halten das Begräbniß- und Kirchhofswesen für ein ungesundes, sehen in ihm den Keim zu ansteckenden Krankheiten und sind daher im Princip für die Verbrennung. Das sind die Hygieniker der Feuerbestattung.

Anderen ist der Gedanke, in der Erde allmälig zu verfaulen und eine „Rathsversammlung für Würmer" zu werden, ein peinigender und unerquicklicher — sie finden den schnellen Verbrennungsproceß reiner und schöner. Das sind die Aesthetiker der Feuerbestattung.

Von den Vielen, welche die Furcht vor einem Lebendig-Begrabenwerden oder einem Aufwachen in der Erde die Feuerbestattung vorziehen läßt, will ich nicht sprechen.

Nun hebe ich ausdrücklich hervor: Ernste, vorwiegend kirchlich gesonnene Christen werden immer das Begräbniß als die alte, christlich geheiligte Sitte, als die eine Bestattung ansehen, bei der das Wort zur Wahrheit wird: „Von der Erde bist Du genommen und zur Erde sollst Du wieder werden", mit der sich viele Schriftworte aus dem alten wie aus dem neuen Testament, so vor Allen: 1. Cor., Cap. 15 von Anfang bis zu Ende, 1. Thessal. 4, allein in Einklang bringen lassen, die ihnen aber vor Allem deßhalb lieb und ehrfurchtgebietend ist, weil der Herr durch dreitägiges Verweilen im Grabe dasselbe geheiligt hat.

Das aber ist nicht die Frage, um die es sich hier handelt, sondern vielmehr die: Thut die Kirche recht daran, bei Menschen, die nicht aus Opposition gegen ihre Lehre oder gegen das Christenthum, sondern rein aus hygienischen oder ästhetischen Gründen die Feuerbestattung wählen, jede Betheiligung ihrerseits schroff abzulehnen? Und wie — wenn es sich hierbei nun gar um Menschen handelt, die der Kirche nicht nur nicht fremd oder gar feindlich, sondern freundlich und sichtlich interessirt Zeit ihres Lebens gegenüber gestanden haben? — ja, die sogar regelmäßige Besucher des Gottesdienstes gewesen, die am Abendmahle Theil genommen und kirchliche Ehrenämter mit Treue und Gewissenhaftigkeit inne gehabt haben?

Oder sollte es solche nicht geben? Ich antworte: Sie existiren in großer Anzahl. Freilich stehen sie nicht auf einem so streng kirchlichen Standpunkte, daß er im Stande wäre, die hygienischen oder ästhetischen Erwägungen, die sie aus Princip eine Feuerbestattung wählen lassen, zu überwinden. Aber andererseits fühlen sie sich auch nicht in irgend einem Conflicte mit dem Christenthum. Sie heben — und dies nicht mit Unrecht — hervor, daß sich kein directes Verbot der Feuerbestattung weder aus dem Munde Christi noch dem seiner Apostel nachweisen läßt, daß die großen christlichen Märtyrer von den ersten Zeugen der Wahrheit an bis auf Huß durch Feuer geendet haben — sie sehen in solch einer Bestattung keinen Hinderungsgrund für ihr Weiterleben und ihre Seligkeit. Ja — mehr noch: Es giebt Christen, die aus den oben genannten Gründen eine Feuerbestattung wünschen, die aber zugleich letztwillig verordnen, daß nach der Verbrennung ihre Aschenurne auf geweihtem Boden eines evangelischen Kirchhofes beigesetzt werde.

Und nun denke man sich — ein solcher Mensch stirbt. Alle, die ihm nahe gestanden haben, wissen, daß er ein sittlich ernster, ja ein durchaus christlich gesinnter Mensch gewesen, der mit der Kirche und ihren Dienern in enger Beziehung gestanden — und man versagt ihm jede kirchliche Betheiligung, man stellt ihn in dieselbe Kategorie wie diejenigen, die durch ihren Wandel öffentliches Aergerniß erregt haben oder wie die Selbstmörder — ja noch unter diese, denn sie werden oft genug mit kirchlichen Ehren begraben. — Wie viele Menschen, die dem Christenthum und der Kirche Zeit ihres Lebens fremd und kalt bis an's Herz gegenüber gestanden haben, ja, wie viele, die sittlich nicht einmal intact

Digitized by Google

gewesen sind, werden mit großem Gepränge und allen erdenklichen kirchlichen Ehren zu Grabe getragen.

Und hier wollte man ernsten, sittlich reinen, ja christlichen Leuten jede Betheiligung der Kirche untersagen, nur weil sie aus principiellen Gründen eine Verbrennung ihrer sterblichen Reste letztwillig verfügt haben? Und viel mehr noch: Wenn solch ein Entschlafener Angehörige hinterläßt, die ernste und treue Christen sind, dann will man ihnen die Segnungen der Kirche da versagen, wo sie derselben am nöthigsten bedürfen. Man wende nicht ein: die Geistlichen dürften ja im engsten Kreise Trost sprechen — dies Recht hat auch der Selbstmörder! Das sieht erst vollends wie eine Excommunication aus! Die Versagung jeder kirchlichen Ehrung bleibt bestehen.

In welch einen furchtbaren Conflict werden dadurch ernste, christliche Angehörige gebracht zwischen dem heiligen Willen des Verstorbenen und den Satzungen der von ihnen hoch gehaltenen Kirche? — Ja, könnte eine schroffe Abweisung derselben nicht auch ihre treu ergebenen Mitglieder in solch einem Falle verbittern oder entfremden?

Die Kirche befindet sich Angesichts der um sich greifenden Feuerbestattung in einer schwierigen, ja, in einer Lage, die kritisch werden kann. Sie hat es nicht mit einer vorübergehenden, sondern mit einer Angelegenheit zu thun, die heute erst den Keim für die Zukunft in sich trägt.

Man kann nicht wissen, wie weit die Feuerbestattung um sich greifen wird. Ein kirchliches Verbot aber ist leicht gegeben und sehr schwer wieder zurückgenommen. Strenge, überzeugte Christen werden immer bei der Beerdigung verbleiben — viele andere aber — und unter ihnen wahrlich nicht die schlechtesten! — werden durch ein solches Verbot von der Feuerbestattung schwerlich zurückgeschreckt, wohl aber verbittert und unnöthiger Weise der Kirche entfremdet werden.

Vielleicht versucht es die Behörde, bevor sie ein Verbot erläßt, erst mit einer ernsten Weisung an alle ihr unterstellten Diener, durch Predigt, öffentliche Vorträge und tactvolle Einwirkung in persönlicher Seelsorge auf ein Unterlassen der Feuerbestattung hinzuwirken — vor einem unbedingten Verbot aber möchten wir warnen.

Die Lage ist sehr erst. Videant consules, ne quid detrimenti res ecclesiae capiat. A. Br.

Das Elend in der Hausindustrie der Confection.

Von Frau Dr. Eliza Ichenhaeuser.

Die Bewegung in der Confectionsbranche in Deutschland hat endlich wieder einmal die Blicke der gesammten Welt auf das Elend der Confectionsarbeiter und hauptsächlich der Confectionsarbeiterinnen gelenkt. Seit der Enquête von 1887 ist nichts mehr gethan worden, um dieses Elend zu mildern, um wenigstens den Ursachen dieses Elends auf den Grund zu kommen. Nun die Bewegung zu einer Höhe angeschwollen ist, die einen Streik unausbleiblich zum Gefolge haben mußte, nun nahm endlich auch der Reichstag Veranlassung, sich mit derselben zu beschäftigen. Ein besonders befriedigendes Ergebniß hat die Debatte über diesen Gegenstand zwar nicht gezeitigt, aber nichts destoweniger war es von Interesse, die Ansichten der einzelnen Fractionen über das Elend der Näherinnen und seine Ursachen zu vernehmen, nicht minder interessant auch die Stellung, die die Regierung zu dieser Frage einnimmt. Wie groß dieses Elend ist, erhellt aus dem einen Umstand allein, daß keine der Parteien und ebensowenig die Regierungsvertreter daran zu zweifeln wagten, oder auch nur den Versuch machten, es weniger kraß darzustellen, aber während fast alle Parteien der Ansicht waren, daß gesetzgeberische Maßnahmen getroffen werden müssen zum Schutze für Gesundheit und Sittlichkeit und gegen die Ausbeutung der Arbeiterinnen, glaubte der Regierungsvertreter, Minister von Berlepsch, daß der Druck, den die öffentliche Meinung auf die Unternehmer ausübt, wie es durch die Reichstagsverhandlung geschehe, genügend sei, um die Großunternehmer moralisch zu zwingen, die bestehenden Mißstände zu beseitigen. Dies bezeichnete der Minister als den einzig gangbaren Weg. Dieser „einzig gangbare Weg" bedeutet aber nichts Anderes, als die armen Arbeiterinnen mit gebundenen Händen ihren Ausbeutern übergeben, denn ihre Ausbeuter sind und bleiben die Unternehmer, ob direct oder indirect, das bleibt sich im Effect gleich. Die Unterhandlungen der Confectionäre mit der von den Confectionsarbeitern eingesetzten Fünfercommission haben zur Evidenz erwiesen, daß die Unternehmer auf die indirecte Ausbeutung der Arbeiter und Arbeiterinnen unter keinen Umständen verzichten wollen, nämlich daß sie die Zwischenmeister, diese Schwitzmeister, auf keinen Fall aufgeben wollen. Die Einrichtung von Werkstätten haben sie als undurchführbar bezeichnet. Das Einzige, was durchgesetzt wurde, war eine durchschnittliche Lohn-Erhöhung von 18¾ Procent, und das nicht unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, wie der Minister meinte, sondern unter dem Drucke des Streiks, dessen Folgen fühlbar zu werden begannen. Und da glaubt Herr von Berlepsch, eine Aussprache des Reichstages von allen seinen Parteien sei genügend?

Wenn man auf das Herz oder das Gewissen der Unternehmer bauen könnte, dann wären doch solche Zustände, wie sie in der Confectionsbranche herrschen, niemals eingerissen; daß sie nicht allein eingerissen sind, sondern sich sogar eingebürgert haben, daß eine solche Verelendung der Massen Platz greifen konnte, das ist ein schreiender Beweis dafür, daß beim Unternehmer in der Confectionsbranche der Unternehmungsgeist Herz und Gewissen vollständig verdrängt hat. Wäre dies nicht der Fall, dann könnten die Confectionäre sich nicht Paläste bauen, während ihre Arbeiterinnen durch die Hungerlöhne, die sie bezahlt bekommen, der Noth und der Schande in die Arme getrieben werden.

Wir möchten dem Herrn Minister eine kleine, eben erschienene Broschüre von Oda Olberg „Das Elend in der Hausindustrie der Confection" (Leipzig, Grunow) empfehlen. Sie enthält so tieftraurige und packende Schilderungen von Heimwerkstätten und Heimarbeiterelend, daß auch der Regierungsvertreter nach Lectüre derselben wohl nicht so kühl mittheilen würde, daß die gegenwärtige Gesetzgebung machtlos ist, daß die Commission für Arbeiterstatistik noch nicht in der Lage gewesen ist, sich mit der Untersuchung der Fragen zu beschäftigen, ob die Gesetzgebung nicht weiter fortschreiten könnte, ob sie nicht die Vorschriften, die sie für die Einhaltung der Arbeitszeit aufstellt, auch für die Hausindustrie geben kann u. s. w.

Sehr richtig sagt Fräulein Olberg: „Wollen wir auf eine Erhebung in großem Maßstabe warten, so könnten wohl noch einige Generationen von Heimarbeitern elend verkommen, ehe wir uns zu einem endgiltigen Urtheil über die Beschaffenheit der Arbeitsräume für befähigt hielten. Wir meinen, an diese Wunde könnte man glauben, ohne den Finger hineingelegt zu haben." Und wie recht sie hat, das beweisen die statistischen Zahlen, die sie selbst mit unendlichem Fleiß zusammengetragen hat. Wenn dieselben beweisen, daß der wöchentliche Durchschnittsverdienst der Hemdnäherin in Erfurt, dem bedeutendsten Ort der Mäntelconfection nächst Berlin, ausnahmsweise 6 Mk. überstieg und bei mindertüchtigen Arbeiterinnen auf 2½ Mk., vereinzelt auch noch niedriger sank, daß in Stettin für ein Dutzend Knabenanzüge, bestehend aus Jacke, Hose und Weste oder Leibchen zum Anknöpfen der Hose 3—5 Mk. bezahlt wird, für ein Dutzend Männerhosen 1—1.50 Mk., daß in Württemberg der tägliche Verdienst der Heimarbeiter in einem

Digitized by Google

einzigen Confectionsgeschäft bis auf 2.40 Mk. stieg und bis 42 und 35, ja in einem Falle bis zu 20 Pf. sank, daß für ein Hemd in Besigheim 4—21 Pf., in Hessen für ein Arbeiterhemd 15 Pf. gezahlt wurden, daß in Berlin eine Wäschenäherin für das Dutzend Damenhemden 1.25—2 Mk., für das Dutzend Wirthschaftsschürzen 0.60—0.75 Mk., für das Dutzend Arbeitshemden 1.25 oder gar nur 0.90 Mk., daß die Berliner Mäntelnäherin für ein Jackett 0.90 Mk., für einen langen Regenmantel 1.25 Mk., daß die Arbeiterin in einer Berliner Zwischenmeisterwerkstelle für das Nähen eines fein durchbrochenen Umhanges mit Futter 20 Pf., für einen großen Wintermantel mit Pelerine, an dem sie zehn Stunden zu thun hat, 90 Pf., für ein Jackett mit Revers 50 Pf. erhielt, wenn man diese und eine Unmasse ähnlicher Löhne, mit denen die Heimarbeiterinnen abgefunden werden, Revue passiren läßt, dann muß man zu dem Ergebniß kommen, daß die Hausindustrie einen Schandfleck der heutigen Gesellschaftsordnung bedeutet, der ehestens vertilgt werden muß. Zu der erbärmlichen Entlohnung gesellen sich all' die anderen, aus derselben resultirenden Mißstände. Um das colossale Arbeitspensum, das die kärglichen Löhne auflegen, zu bewältigen, müssen nicht selten die halben Nächte zu Hülfe genommen werden. Nach Sombart ist ein Arbeitstag von vierzehn, sechzehn bis achtzehn Stunden durchaus keine Seltenheit, und Frl. Olberg bestätigt, daß in der Saison die Arbeitszeit überall so hoch angegeben wird. Und in welcher Atmosphäre arbeitet der Heimarbeiter bis zu achtzehn Stunden? Da seine Wohnung gleichzeitig seine Werkstatt ist, und er bei den jämmerlichen Löhnen unmöglich gute, gesunde Arbeitsräume bestreiten kann, so ist er gezwungen, unter den gesundheitswidrigsten Verhältnissen zu arbeiten. Ein Beispiel von den zahlreichen, die Oda Olberg vorführt:

„In einem schmalen Hinterzimmer rasselt die Nähmaschine von früh bis in die späte Nacht. Dem Eintretenden schlägt eine dumpfe, verbrauchte Luft entgegen; ein Gemisch von menschlichen Ausdünstungen, Speisegeruch und Kohlendunst nimmt ihm fast den Athem. Das Halbdunkel, das den ärmlichen Raum erfüllt, befremdet um so mehr, als draußen die Wintersonne lockt. Und doch ist es nicht zu verwundern, daß ihre Strahlen nicht den Weg finden in diese Stube. Das Fenster ist wohl breit und hoch, aber es öffnet sich nicht nach außen, sondern nach der Hausflur, es läßt nur Dämmerlicht und halbverbrauchte Luft herein. Der enge Raum, dessen großer Kochheerd darauf deutet, daß er zur Küche bestimmt ist, läßt das Wirken einer fleißigen, unermüdlichen Frauenhand erkennen, die trotz der Enge Sauberkeit und Ordnung schafft. An den mit einigen Küchengeräthen beladenen Borten ist blendendweiße, gehäkelte Spitze angebracht, und dies Streben nach etwas Zierlichkeit macht einen rührenden Eindruck angesichts des Elends, das überall hervorgrinst. Der Raum, der, bei einer Höhe von 3.37 Meter, in der Breite 2.90 Meter und in der Länge 3.70 Meter mißt, ist ausgestattet wie eine Küche, mit Küchenschrank und Tisch. Nur ein großes Bett und die Nähmaschine weisen auf die mannigfache Art der Benutzung hin und vervollkommnen mit zwei Stühlen die Ausstattung. Außer der Schneiderin halten sich tagüber ihre drei Kinder hier auf, die elf, neun und dreieinhalb Jahre alt sind. Die Mutter kocht, näht, bügelt und schläft in diesem Zimmer, und theilt ihr Bett mit dem jüngsten Knaben. Die beiden anderen schlafen in dem 1.62 Meter breiten Gange, durch den man in die Wohnung eintritt. In diesen mündet die Kammer, in der der Vater, ein Fabrikarbeiter, schläft und deren Fenster sich nach der Straße öffnen. Der Raum selbst ist vollkommen dunkel, mit einer Luft erfüllt, die unbeschreiblich ist und selbstverständlich unheizbar. Hier muß eine Mutter, die für ihre Kinder fühlt wie andere, die ihre Sprößlinge hüten und pflegen können, zwei ihrer Knaben einpferchen, wohl wissend, was ein solcher Schlafraum bedeutet."

Und in dieser Behausung muß die Mutter vierzehn Stunden täglich arbeiten, um 1.30 Mk. täglich zu verdienen! Und doch giebt es noch schlechtere, ungesundere und hauptsächlich viel schmutzigere Heimwerkstätten.

Zu diesen schrecklichen räumlichen Verhältnissen, der unmenschlich langen Arbeitszeit, kommt nun noch die Thatsache, daß die Heimarbeiter und vor allen Dingen die Heimarbeiterinnen nicht genügend verdienen zur Beschaffung des physiologisch Nothwendigen, d. h. sie müssen hungern, arbeiten bis zur Erschöpfung, eine Luft einathmen, die tödtlich ist, und die Folgen dieser Lohnsclaverei, das Hospital, vor Augen haben. Und da glaubt der Herr Minister, es sei genügend, wenn die Parteien sich im Reichstag über die Frage aussprechen?

Nein, hier müssen gesetzgeberische Maßnahmen getroffen werden, sowohl die Arbeiterschutzgesetze müssen, wie der national-liberale Abgeordnete Heyl zu Herrnsheim es in der Reichstagssitzung verlangte, auf die Hausindustrie ausgedehnt werden, wie auch die Fabriksinspection, wie der Abgeordnete Hitz vom Centrum es in derselben Sitzung forderte. Hierzu müßte man vor allen Dingen weibliche Fabrikinspectoren haben. Sind diese schon in der Fabrik außerordentlich nothwendig, so sind sie, wenn die Fabrikinspection auf die Hausindustrie ausgedehnt werden soll, geradezu unerläßlich. Fast sämmtliche Parteien sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Institution weiblicher Fabrikinspectoren wünschenswerth ist, und es ist unerklärlich, warum die Regierung allein sich dieser Frage gegenüber so ablehnend verhält. Minister v. Berlepsch motivirte diese Abneigung der Regierung durchaus nicht genügend, er glaubte aus der Thatsache, daß Amerika nur 28 und England nur vier Fabrikinspectorinnen besitze, den Schluß ziehen zu können, daß die Erfahrungen, die man mit derselben gemacht habe, nicht gut gewesen sind. Ich glaube, diese Schlußfolgerung ist durchaus nicht richtig. Die Institution der Fabrikinspectorinnen ist in England erst drei Jahre alt; man stellte erst eine, dann zwei und vor nicht langer Zeit erst die anderen zwei an. Ich habe die Veröffentlichungen der englischen Fabrikinspectorinnen verfolgt: sie enthalten außerordentlich werthvolles Material, und die englische Regierung hat sich anerkennend ausgedrückt über ihre Leistungen. Frankreich besitzt zehn Fabrikinspectorinnen, und auch für Amerika sind 28 durchaus keine so sehr kleine Zahl Angesichts dessen, daß auch dort diese Institution verhältnißmäßig neu ist.

Auch der zweite Einwand des Ministers, daß der Aufsichtsbeamte die Aufgabe habe, den technischen Betrieb zu beurtheilen und zu bestimmen, ist nicht stichhaltig. Die Fabrikinspectoren selbst weisen in ihren Berichten oft darauf hin, daß man die social-sittliche Seite der Inspection ganz von der technischen trennen müßte, wenn man wirklich befriedigende Resultate erzielen will.

Also, weibliche Fabrikinspectoren, Ausdehnung der Arbeitsschutzgesetze auf die Hausindustrie, Einräumung der Coalitionsfreiheit für die Arbeiterinnen und schließlich Einrichtung von Betriebswerkstätten, das sind die erstrebenswerthen Ziele, die erreicht werden müssen, um menschenunwürdige Zustände aus der Welt zu schaffen.

Militärische Erziehung des Thronerben.

Der Thronerbe des Deutschen Reichs soll nebst seinem Bruder vom Frühjahr ab in einer der wichtigsten, vielleicht der wichtigsten Entwickelungsperiode des Lebens, seine Erziehung im Cadettenhause in Plön erhalten. Er wird bekanntlich ein eigenes kleines Palais zur Wohnung bekommen und von einem Hofmarschall und einem Prediger begleitet sein, sowie

Digitized by Google

zweifellos erweiterte Studien, als die durch den Lehrplan des Cadettencorps gebotenen, neben den letzteren cultiviren, allein seine Erziehung wird bei der Theilnahme an dem Unterricht der Cadetten und durch den beständigen Verkehr mit ihnen nach den Grundsätzen und Anschauungen, die für diese maßgebend sind, erfolgen und daher in dieser wichtigen Periode seiner Entwickelung eine specifisch militärische sein. Bei dem Interesse, welches die Nation an dem Bildungs- und Entwickelungsgang ihres künftigen Herrschers besitzt, liegt jedoch die Erörterung der Frage nahe, ob eine derartige, militärischen Charakter tragende, unter den Einwirkungen des militärischen Kastengeistes stehende Erziehung für den Thronfolger eines die mannigfaltigsten Culturbestrebungen verfolgenden 50 Millionen-Reiches als die ersprießlichste und beste gelten kann.

Wir glauben diese Frage verneinen zu müssen, da eine derartige Erziehung, wenn auch durch zweifellos vortrefflichen ihr vorhergegangenen Unterricht und durch sie begleitende besondere Studien, sowie durch den später zu erwartenden Besuch einer Universität vervollständigt, dennoch in ihrer wichtigsten, die Grundzüge des Charakters und der wissenschaftlichen Anschauung festlegenden Periode, unbedingt sehr einseitig in der specifisch militärischen Richtung beeinflußt werden muß. Wir verkennen nicht, daß in Anbetracht der geographischen Lage und der politischen Situation des Deutschen Reiches in Europa, sowie der Antipathien zweier großer Nachbarvölker desselben, mit denen es dauernd zu rechnen hat, und in Hinblick auf seine, mit Ausnahme der nördlichen, offenen und militärisch ungünstigen Grenzen, sowie der historischen Entwickelung seiner Vormacht Preußen und deren Wehrmacht, es für den Herrscher Deutschlands von hoher Wichtigkeit ist, nicht nur de jure, sondern auch de facto die Wehrhaftigkeit der Nation in seiner Person zu verkörpern und sich für die Aufgabe geeignet zu machen, der Kriegsherr desselben im vollständigen Sinne des Wortes zu sein, d. h. die Aufgaben der Wehrmacht völlig zu beherrschen und dauernd in inniger Beziehung mit ihr zu stehen. Allein alles dies ist sehr wohl möglich, ohne daß seiner Erziehung in ihrem wichtigsten Stadium der Stempel derjenigen einer völlig einseitigen Bildungsanstalt, der des Cadettencorps aufgedrückt wird. Die Erziehung in großen, namentlich öffentlichen Anstalten besitzt unstreitig für den Einzelnen etwas nivellirendes, sie entwickelt zu wenig die starken und vortheilhaften Seiten der Individualität, und ihren Ergebnissen haftet der Charakter des Schablonenhaften an, und andrerseits ist bei der Erziehung des Cadettencorps die Gefahr vorhanden, daß die empfangenen vorzugsweise militärischen Eindrücke die übrigen ganz ebenso wichtigen Richtungen, welche die Erziehung des Thronerben verfolgen muß, dauernd überwuchern, und daß darunter naturgemäß seine Heranbildung für die gebührende Würdigung und Durchführung der mannigfachen übrigen Aufgaben seines künftigen Herrscherberufs empfindliche Einbuße erleidet. Aus mehrfacher Erfahrung wissen wir, daß der kategorische Imperativ der Potsdamer Exercirplätze keine geeignete Signatur für das Auftreten des Herrschers eines constitutionellen 50 Millionen-Reiches bildet. Die Nationen lassen sich nicht mehr commandiren. Wird jedoch dem Thronerben überdies noch die Erziehung des Cadettencorps zu Theil, so erhält die Nation voraussichtlich einen derart militarisirten Herrscher, daß alle anderen Gebiete und Richtungen des Staatslebens vor den militärischen aller Wahrscheinlichkeit nach bei ihm weit und höchst nachtheilig in den Hintergrund treten würden. Wir halten daher die Erziehung des Thronerben im Anschluß an ein Gymnasium, in welchem fast alle Schichten des Volkes unter den Schülern vertreten sind, und über dessen Studien und Lehrercollegium der Geist des classischen Alterthums waltet, auf welche, beiläufig bemerkt, das „praktische" England auch heute noch für die Heranbildung seiner Staatsmänner, hohen Beamten, Gelehrten und Geistlichen nicht im mindesten zu verzichten gewillt ist, obgleich wir von ihren Resultaten in einem bekannten concreten Falle nicht gerade entzückt sind, für unbedingt besser, als diejenige im Anschluß an ein Cadettenhaus. Bis jetzt ist überdies der letztere Vorgang in der Geschichte unseres Herrscherhauses und, soviel uns bekannt, auch in derjenigen sämmtlicher übrigen Dynastien ohne jeden Präcedenzfall und eine historische Begründung steht ihm daher nicht zur Seite. Kaiser Friedrich III. genoß eine vorwiegend häusliche Erziehung durch vortreffliche, zu diesem Zweck besonders berufene Lehrer, darunter hervorragende Autoritäten der Wissenschaft, später diejenige der Universität und alsdann die der mannigfachen Berufsstellungen, in denen er als junger Kronprinz verwandt wurde. Kaiser Wilhelm I. erhielt die vielfach durch die Kriegswirren seiner frühesten Jugend gestörte, weniger vielseitige Erziehung der Prinzen seiner Zeit, und die vormalige unglückliche politische Stellung Preußens verwies ihn unwillkürlich auf die überwiegende Cultivirung und Betonung des militärischen Elements im Staatsleben. Die Resultate der Erziehung des jetzigen Herrschers stehen noch dahin, allein sie könnten auf Grund der Reife, die die Erfahrung der Jahre gewährt, zu schönen Hoffnungen berechtigen. Keiner der drei genannten Monarchen empfing die Eindrücke der Erziehung des Cadettencorps, und die nach ihrem Ableben feststehenden Resultate der Erziehung der beiden Ersteren waren vortrefflich.

Warum daher, fragen wir, ein Experiment mit dem künftigen Thronerben vornehmen, dessen Ergebnisse nichts weniger als verbürgt sein können, und welchem der Mangel der Einseitigkeit und, wie kaum bestritten werden kann, sehr geringe Popularität bei der Nation anhaftet? Heute aber, wo der Herrscher zuerst Staatsmann und dann erst Militär sein muß, denn die Wehrmacht ist nur die Dienerin der höheren politischen Zwecke, erscheint es doppelt geboten, der Erziehung des Thronerben nicht das Gepräge einer wenn auch noch so ehrenvollen und wichtigen, jedoch immerhin einseitigen Berufskaste im eindrucksempfänglichsten Lebensalter zu geben.

Miles.

Literatur und Kunst.

Frauen-Bekenntnisse.

Von Felix Poppenberg.

In unserer wandlungs- und wechselreichen Zeit ist keine Metamorphose größer, als die der Frauenliteratur gewesen.

Vor sechs Jahren noch Gartenlauben-Blüthenduft und Weltahnungslosigkeit; dann aber ward einem Geschlecht, das bis dahin geschwiegen, die Zunge gelöst; auf die Backfischliteratur folgten tiefernste Frauenbücher, Bekenntnisse, rückhaltlose Preisgabe innersten Empfindens, verborgensten Kämpfens. Es waren tapfere Bekennerinen, mit dem Muth der Wahrheit, mit der großen künstlerischen Hingabe, die nackte Seelen entblößten, Zeugniß abzulegen und zu sprechen für die Schwestern.

Laura Marholm schritt voran. Ohne Scheu vor den Frauenrechtlerinnen, die allzu leicht und einfach die Grenzen der Geschlechter sich vermischt denken, verkündete sie ihr stark einseitig, immer nur aus einem Punkt currirendes Evangelium von dem Weibempfinden der Frau, von der Unmöglichkeit, ihre Geschlechtsnatur zu verleugnen, von der Unbefriedigung durch Ehren und Erfolge, wenn die eigentlichen Frauenleiden und Frauenfreuden versagt bleiben. Sie hatte eine reiche Nachfolgerschaar. Alle diese Frauen lockte das Problem des Weibes in der modernen Gesellschaft: diese Widersprüche zwischen physischen und psychischen Bedürfnissen und der Convention; jene Rückschläge, die äußere Eindrücke und Beobachtungen veranlassen; der Contrast zwischen der vor der Welt

Digitized by Google

getragenen Maske und dem Innenleben. Das Problem des jungen Mädchens im Uebergangsalter; das seelische Elend der von der Liebe enterbten Frauen, der alten Jungfern, die zeitweilig nur ein komisches Motiv in der Literatur waren; die Enttäuschungen der Ehe, all das wurde jetzt von tapfer zugreifenden Frauenhänden vorgenommen. Man schreckte nicht davor zurück, das Intimste zu sagen, Alkovengeheimnisse zu entschleiern.

Die letzte Zeit hat uns eine Fülle solcher femininen Bücher gebracht und in ihnen manche Ueberraschung.

Eins der auffallendsten war Gabriele Reuter's Geschichte eines jungen Mädchens „Aus guter Familie".*) Das klang wirklich wie der Nothschrei einer Enterbten; eine grausame Wahrheit schrill und grell, zum Schluß das Mark und Bein erschütternde Lachen des Wahnsinns. Arne Garborg hat in seinem Buche „Bei Mama", die Entwickelungsstadien des Mädchens gezeigt, die Pubertätsperiode, die durch die physischen Wandlungen bedingten seelischen Vorgänge. Er hat tief hineingeleuchtet in die kindliche Phantasie, die die Grenzen der Kindheit bereits überflogen hat und ein seltsames Gemisch von Reinheit und krankhaft brennender Neugier nach Geheimnißvoll-Verfänglichem in sich birgt. Sein Buch schließt mit einer grauen Ehe, in die sich das junge Mädchen flüchten muß, um Schlimmeren zu entgehen.

Gabriele Reuter hat die gleichen knospenden, schwülen Frühlingsjahre geschildert wie Garborg, aber sie hat sie weiblich empfindend uns noch intensiver nahe gebracht. Und wo Garborg aufhört, da fängt sie eigentlich erst an. Ihre Heldin bekommt keinen Mann, so spielt sich die Tragödie des einsamen verspäteten Mädchens ab mit ihren bitteren Episoden, den krampfhaften Versuchen, schließlich doch zum Tanz geholt zu werden, dann dem Ekel vor dem Manne und vor sich selbst; dem endlichen Herausbilden scheuer Zimpferlichkeit, der angstvollen Flucht zu pietistischer Frömmigkeit, bis schließlich der Irrsinn mit seinen schwarzen Schleiern die umfängt, die in dieses Lebens Wirrsal sich selbst nicht finden konnte.

In ganz anderer Weise als Garborg und Gabriele Reuter hat Lou Andreas-Salomé das Uebergangsalter des Mädchens in ihrem feinen und tiefen Buche „Ruth"**) geschildert. Die Bücher der Ersteren sind, wie auch die Frauenerlebnisse und Frauencharakteristiken der Marholm, mehr physiologisch als psychologisch. Bei der Lou Andreas-Salomé überwiegt das Intellectuelle. In ihrer werdenden Mädchengestalt tritt die sprossende Sinnlichkeit zurück hinter der Schilderung des Phantasielebens eines groß und stark veranlagten Geschöpfes. Die früheren Altersgenossen dieses Mädchens, die wir literarisch bei den anderen vorher genannten Schriftstellern kennen lernten, waren Alltagsmenschen, typische Fälle. Ruth ist ein Adelswesen von einer natürlichen, unverdorbenen Reinheit mit einem ungehobenen Schatz reicher Gefühle. Das Hinausringen aus dem Puppenzustand, das ahndevoll, unbewußt Drängende der sprießenden Mädchensehnsucht, die schwelgerisch verträumte Phantasie, schmerzvoll ringende Zärtlichkeit um die Liebe des ersten Menschen, der gütig in ihr Leben eingreift, wird mit einer Scala voller tiefer Glockentöne uns verkündet. Drängender blühender Frühling duftet aus diesem Buche.

Herbst aber ist's in den Skizzen einer englischen Dame, Mrs. Egerton. „Keynotes", Grundtöne sind sie benannt; Laura Marholm hat zuerst von ihnen in Deutschland gesprochen, jetzt sind sie verdeutscht erschienen von Adelbert von Hagen.***) Das ist nicht das Buch des jungen oder des alternden Mädchens, es ist das Buch der Frau, ein Ehebuch.

Mit einer Delicatesse und einem Tact ohne Gleichen geschrieben, und dabei mit einer Offenherzigkeit und einer Treffsicherheit, die erstaunen macht.

Das leise Gefühl der Ueberlegenheit zittert durch diese Impressionen, der Ueberlegenheit, die ein zierliches, zartes Weibchen über ihren großen, starken ungefügen Mann und seine robuste Zärtlichkeit hat. Es ist fast immer dasselbe Paar, in dessen Intimitäten wir blicken. Sie phantastisch, sprunghaft, voll stark ausgesprochener ästhetischer Bedürfnisse, kätzchenhaft-schmiegsam, ein bißchen räthselvoll. Er gutmüthig, ein germanischer Bär, nicht ohne etwas grob zutappende Plumpheit, mit einem Wort hemdärmlig, ungenirt.

Und nun wird entwickelt, wie das Weib tausend Mal verletzt durch Tactlosigkeit und Tapsigkeit und Mißverstehen dennoch aushält bei dem Manne, der ihren Sinnen giebt, was sie verlangen, und der so leicht von ihrer spielenden Ueberlegenheit geleitet wird.

Und über diese Widersprüche, über das Zwitterhafte dieses Seins versucht sich dann eine solche Frau, falls sie so gescheit ist wie Mrs. Egerton, klar zu werden ...

Sie liegt bequem hingestreckt auf dichtem, mit Heidekraut untermischten Moos, am Ufer des sumpfigen Flusses. Als Engländerin hat sie ihr Angelzeug bei der Hand. Aber Angelstock und Fischkorb sind bei Seite geworfen und die Gedanken gehen spazieren.

Sie gehen zu anderen Frauen, die ihr im Leben begegnet, guten und schlechten, Freundinnen und Alltagsbekanntschaften und zufälligen Begegnungen. Sie gehen zu der verblühten Schaar welker, alternder Mädchen, die verbittert im Kampf um Lebensglück und Lebensversorgung; sie gehen zu den pflichtgetreuen Lastthieren der Ehe, die im Haushalt sich plagen im freudelosen Einerlei und dem Manne Kinder gebären Jahr aus, Jahr ein.

Und sie fragt sich, ob sie auch allen jenen brennenden Durst nach Erregung, nach Wechsel, nach Veränderung und Reizen gespürt haben. — Und nun werden ihre Augen heller und schärfer, und sie sieht in ihr eigenes Innere und verräth ein ängstlich gehütetes Frauengeheimniß. Es ist das gleiche Grundmotiv, das Laura Marholm in den Charakteren ihrer Frauengestalten als treibend sucht und findet: das starke sinnliche Bedürfniß, das durch die Convention ängstlich verhüllt, unter den Schleiern nur noch verlangender schreit.

„Was für halbe Geschöpfe sind wir doch, wir Frauen! Zwitter durch die Macht der Verhältnisse, das entartete Product eines Jahrhunderte langen Kampfes zwischen roher Gewalt und dem natürlichen Bestreben, unsere Bestimmung zu erfüllen." Und sie wird sich klar über das, was das Weib wirklich ist, und über das falsche Ideal, was der Mann seit Jahrhunderten von ihm errichtet hat.

„Sie lacht, lacht leise vor sich hin über die Befangenheit der Männer, welche die überlieferte, ritterliche Verehrung des Ideals der Frau, das sie sich selbst geschaffen — glücklicher Weise vielleicht — blind macht für das Problem ihrer verwickelten Natur. Ja, murmelte sie sinnend vor sich hin, der Klügste von ihnen kann nur sagen, wir seien Räthsel. Ein Jeder müht sich ab, dies Räthsel des „Ewig-Weiblichen" zu lösen — wie gut ist es, daß unser Seelenleben sich ihnen verschließt, daß wir schlau genug, stark oder groß genug sind, uns so zu geben, wie sie uns haben wollen, und nicht so, wie wir wirklich sind. Nur gar Wenige haben den Schlüssel zu unseren scheinbaren Widersprüchen gefunden. Warum vereint sich ein seelisch verfeinertes, physisch zartes Weib mit irgend einem brutalen Bengel, der nicht mehr ist, als das männliche Thier mit den primitivsten Leidenschaften, und schenkt ihm ihre ganze Liebe? Warum zieht Körperkraft und Schönheit das Weib nicht selten weit mehr an, als die weniger auffallenden, doch erhabeneren Eigenschaften des Geistes und Herzens? Warum vergeben Frauen — und nicht immer die einfältigsten — dem Manne Dinge, die er selbst schwerlich seinem Nächsten vergeben würde? Ja, der Mann erkennt nicht die wilde Ursprünglichkeit, das angeborene ungezähmte Temperament, das selbst im besten sanftesten Weibe schlummert.

*) S. Fischer, Berlin.
**) Stuttgart, Cotta Nachfolger.
***) Erfurt, Eduard Moos.

Digitized by Google

Bis zum heutigen Tage durch das Conventionelle der Welt unterdrückt, glimmt in der Seele des Weibes das schlummernde Feuer dieses unverwischbaren Zuges, ein ewiger Factor, den die Cultur zwar niederhält, doch nie vernichten kann; das ist der Grundton weiblichen Zaubers und weiblicher Macht."

Und sie fährt indiscret fort:

„Dessen ist sich jedes Weib bewußt; freilich nur in Stunden, wo ruhige Selbsterforschung die ungeschminkte Wahrheit spricht. Und jedes Weib auf Gottes weiter Welt wird es ableugnen, und jeder Mitschwester behülflich sein, es zu verbergen, denn das Weib, das betreffs dieser Dinge nicht lügt und die Wahrheit spricht, verleugnet ihr Geschlecht und wird dem Manne verhaßt, dem Manne, der sich sein Frauenideal in seiner Phantasie construirt hat, indem er sagt: „So will ich dich und nicht anders."

Aus männlichem Munde sind diese Gedanken nicht neu. Friedrich Nietzsche's Donnerworte, mit der Wucht eines zürnenden, steinigenden Propheten des alten Bundes, die Worte von dem brünstigen Weib und dem Katzengeschlecht klingen uns im Ohr und die leidenschaftlichen, durch Haß, Verfolgungssucht und erotischer Manie gleichmäßig geschürten kreischenden Invectiven Strindberg's gegen das Weib. Vor ihnen aber hat, vom Philosophen von Frankfurt abgesehen, ein frauenhafter Dichter so ungefähr das Gleiche gesagt, nur mit ein bißchen anderen Worten, Franz Grillparzer.

Sein Otto von Meran, neben dem wilden Zawisch aus Ottokars Glück und Ende einer seiner sieghaftesten Verführer, spricht im „Treuen Diener seines Herrn" also zu der erbebenden Erny:

„Ihr seid was eitel, merk' ich, gute Gräfin,
Ihr glaubt mich wohl verliebt? Mag sein? — Vielleicht!
Vielleicht auch nicht! Ich bin nicht so erregbar.
Ein Menschenkenner bin ich, Menschenforscher,
Zumal auf Frau'n geht meine Wißbegier.
Die tausend Formen zu erspäh'n, die Krümmen,
In denen sich das Eins und eine birgt;
Das eine: Heuchelei. Pfui, feige Schwäche!
Bin ich nicht gut, so woll' ich's auch nicht scheinen.
Ihr aber scheinet Tauben, fromme Tauben,
Und seid in Einem nur in ew'ger Glut.

Unseren Tagen blieb es vorbehalten, solch Zeugniß öffentlich laut verkündet aus Frauenmund zu hören.

Verallgemeinern ist, wie in allen so besonders in subtilen psychologischen Fragen, verkehrt. Manche Frau, vor Allen die wirklich starken und bewußten Vertreterinnen moderner Frauenbestrebungen mögen mit gutem Recht ein Veto gegen solche Normalisirung, gegen solch canonisch aufgerichtetes Abbild des Weibes als Weibchen einlegen. Ein Veto, freilich nur in Bezug auf ihre Person; für die Andern kann sie nicht gut sagen. Bescheiden möge sie wünschen, daß sie durch ein friedliches, hafenstilles Geschick in der Lage bleibe, für sich selbst gut sagen zu können.

Eine Wahrheit liegt in dem, was diese Exhibitionistinnen sagen, und wie alle Wahrheiten, klingen sie bitter für die, die sich getroffen fühlen.

Robert Hamerling als Philosoph.

Von Max Meyer.

Die hervorragendsten Dichter haben sich in ihrer Thätigkeit nicht auf ihr eigentliches Gebiet beschränkt, sondern sich auch eingehend mit philosophischen Fragen beschäftigt. Diese Thatsache ist ja leicht erklärlich, da die Natur der Dichtung häufig zu philosophischen Untersuchungen drängt. Während die Meisten von ihnen jedoch nur einzelne Probleme zum Gegenstand ihrer Forschungen machten, hat es Robert Hamerling versucht, ein Gesammtsystem der Philosophie aufzustellen, welches in der nach seinem Tode erschienenen „Atomistik des Willens" niedergelegt ist.

Wenn man dem Werke gerecht werden will, so muß man berücksichtigen, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, dasselbe zu vollenden. Dadurch entbehrt die Darstellung häufig des Zusammenhanges und erhält einen aphoristischen Charakter; die Probleme werden nicht immer erschöpfend behandelt und oft stellen sich auch Wiederholungen ein. Nichtsdestoweniger ist das Werk darum doch der Beachtung werth, von den inneren Gründen abgesehen, die im Verlaufe der Darstellung hervortreten werden, schon deßhalb, weil dem Dichter diese Schöpfung seines Geistes besonders am Herzen lag, und er sich lange Zeit mit dem Gegenstande beschäftigte. „Ich habe mich, so schreibt er, nicht plötzlich auf die Philosophie geworfen vor längerer oder kürzerer Zeit, etwa, weil ich zufällig Lust dazu bekam, oder weil ich mich einmal auf einem anderen Gebiete versuchen wollte. Ich habe mich mit den großen Problemen der menschlichen Erkenntniß beschäftigt von meiner frühen Jugend an, in Folge des natürlichen, unabweisbaren Dranges, welcher den Menschen überhaupt zur Erforschung der Wahrheit und zur Lösung der Räthsel des Daseins treibt. Ich habe in der Philosophie niemals eine specielle Fachwissenschaft erblicken können, deren Studium man betreiben oder bei Seite lassen kann, wie das der Statistik oder der Forstwissenschaft, sondern sie stets als die Erforschung desjenigen betrachtet, was Jedem das Nächste, Wichtigste und Interessanteste ist". Was den Titel anbetrifft, so ist das Wort Wille in dem erweiterten Schopenhauer'schen Sinne gebraucht und gilt als Seins- und Lebenstrieb.

Die Aufgabe der Philosophie ist eine analytische, wobei zu bemerken ist, daß Hamerling das Wesen der Analyse viel weiter faßt als Kant. Er bestreitet die Existenz synthetischer Urtheile a priori und erklärt die mathematischen Sätze für analytische. Ebenso wie die Mathematik kann auch die Philosophie mit unbekannten Größen rechnen und daraus ihre Berechtigung herleiten, das Gebiet der Erfahrung zu überschreiten, ohne daß dadurch ihre Giltigkeit vermindert wird. „Ich bestreite, daß die Philosophie, um für wissenschaftlich zu gelten, künftig nur noch als eine Hülfsdisciplin der Naturwissenschaft sich nützlich machen solle. Das hieße sie entwürdigen. Sie ist und bleibt eine Wissenschaft für sich, und zwar die höchste von allen, nicht bloß weil es die höchsten Probleme sind, mit welchen sie sich beschäftigt, sondern auch weil es schließlich doch nur in ihr ein wahres, ein unumstößliches Wissen giebt. Den Schatz des synthetischen, empirischen Wissens wird sie freilich, rein als solche, nicht vermehren. Sie wird niemals ganz aus Eigenem einen neuen Planeten entdecken, niemals a priori einen Strohhalm oder eine Wanze construiren. Das soll sie aber auch nicht. Es giebt Besseres für sie zu thun: sie hat die Grundlagen der menschlichen Erkenntniß zu prüfen und festzustellen; sie hat zu bestimmen, wie viel Wahres an der Wahrnehmung; sie hat die Genesis des Weltbildes zu erklären, wie es in unserer Vorstellung sich gestaltet; sie hat sich mit der Ergründung des Wesens von Zeit, Raum, Causalität u. s. f. zu beschäftigen; sie hat sich mit Problemen zu befassen, gegen welche gehalten z. B. die naturwissenschaftliche Frage, ob die Natur feststehende Arten hervorbringt, oder ihre Typen sich auseinander entwickeln läßt, nur von untergeordneter Bedeutung ist."

Den Ausgangspunkt der philosophischen Betrachtungen bildet das Verhältniß der Wahrnehmung zur Wirklichkeit. Es wird gezeigt, daß nicht nur Farbe, Geschmack, Geruch u. s. w., sondern auch Ausdehnung und Gestalt zum bloßen Sinnenschein gehören, so daß als wirklich existirend nur noch die Atome als Seins- oder Lebenspunkte übrig bleiben. In Folge dessen werden auch Raum und Zeit wie alle Continua als Anschauungsformen angesehen, aber nicht als solche, welchen wie

Digitized by Google

nach der Lehre Kant's absolut nichts entspricht, sondern sie sollen der Ausdruck von Beziehungen der Monaden unter einander sein. Ganz verschieden hiervon ist seine Auffassung über die Entstehung der Kategorieen. Er widerspricht der Ansicht Kant's, welche diese als reine Functionen des Verstandes auffaßt. „Der Verstand ist das Vermögen der Abstraction, und kein Begriff ist im Verstande vorhanden, der nicht aus der Erfahrung abstrahirt wäre. Die Kategorieen liegen nicht im Verstande bereit, sondern sind aus der Anschauung abstrahirt, wie alle Begriffe."

Der Fundamentalbegriff der weiteren Erörterungen ist der des reinen Seins: „Die große allgemeine Welt- und Urthatsache ist: Es giebt ein Sein — ein Sein, das sich als solches weiß. Dieses sich wissende Sein — das Subject des Seins — ist in allem Seienden dem Wesen nach dasselbe, das aber, als was es sich weiß, ist (der Form nach) in allen verschieden." Energisch bekämpft Hamerling alle Versuche, den Seinsbegriff aus seiner centralen Stellung zu verdrängen. Wenn man das Sein als gedacht werden auffaßt, so steht diesem das Denken gegenüber, am unmittelbarsten drückt sich das Sein in dem Existenzgefühl aus: „Es giebt ein Sein, und dieses ist sich im Bewußtsein seiner, des Seins, seiend bewußt." Es handelt sich nicht wie bei Hegel um einen abstracten Begriff, sondern dieses Sein soll die gesammte Wirklichkeit umfassen; es ist zugleich unendlich und endlich, Einheit und Vielheit. Das Unendliche muß, um sich zu verwirklichen, endlich werden; die Einheit in eine Vielheit auseinander gehen. Dies geschieht in ähnlicher Weise, wie die Zelle aus sich neue Zellen producirt; doch soll es sich hierbei nicht um einen zeitlichen Proceß handeln, sondern diese Trennung soll von Ewigkeit her bestanden haben. „Die Spaltung der ewigen Einheit in die Atome ist nicht als Vorgang zu begreifen, der in die Zeit fällt, überhaupt nicht ein Vorgang, der sich mit angemessenen Worten klar machen ließe. Wir haben keine Worte dafür, wir haben nur Bilder und Gleichnisse." Bei dieser Gelegenheit bespricht Hamerling auch den Gottesbegriff. Er wundert sich, daß man über den schlechten Spaß des Anselmus, den berühmten ontologischen Beweis, so viel Aufhebens in der Philosophie gemacht hat. Auch mit der Stellung Kant's in dieser Frage kann er sich nicht einverstanden erklären, und er bezeichnet dieselbe als unklar und schwankend. „Wenn Kant Gott, Unsterblichkeit der Seele u. s. f., die er theoretisch leugnete, für den „praktischen Gebrauch" wieder vertheidigen zu müssen glaubte, so geschah das offenbar in löblicher Absicht. Aber daß er es in so sophistischer Weise, mit Berufung auf Postulate und „Denknothwendigkeiten" that, die alles eher sind als solche, daß er für seinen absoluten und souveränen „kategorischen Imperativ", der zunächst durch eben diese Absolutheit und Souveränität mit Recht auf's Gewaltigste „imponirte", hinterdrein sich doch wieder Gott, Unsterblichkeit u. s. w. als Krücken und Stützen zugeben ließ, und doch wieder nicht so, daß man diese Dinge schlechthin für wahr und wirklich halten, sondern bloß „hinzudenken" sollte zur „besseren Richtschnur" und zum „praktischen Gebrauch" — das sind Schaukeleien und Gaukeleien, von welchen der wahrhaft unbefangene, denkende Mensch mit Widerwillen sich abwendet." Um die Frage zu beantworten, ob man an Gott glaubt, muß man sich zunächst eine klare Vorstellung über den Gottesbegriff machen. „Diejenigen, welche am häufigsten von „Gott" reden, haben am wenigsten einen Begriff von ihm, wie diejenigen, welche gegen den Materialismus eifernd, an „Geister" glauben, sich von Geistern die materiellste Vorstellung machen." Der unbefangene Mensch wird sich seinen Gott möglichst menschenähnlich vorstellen, bei weiterer Ueberlegung wird man indessen diese Anschauungsweise eines Gottes wenig würdig finden. „Aber bei dem Versuch, sich Gottes Persönlichkeit in einer andern als der menschlichen Gestalt vorzustellen, würde der ganze Begriff eines persönlichen Gottes in's Unbestimmte verschwimmen, ja in nichts zerrinnen, und schließlich würde man gestehen müssen, daß ein ganz unbestimmter, unvorstellbarer Gott um nichts besser sei, als der „unpersönliche", von welchem man nichts wissen will, und der dem Bedürfniß des menschlichen Gemüthes nicht entspricht."

Von dem bloßen Existenzgefühl ist das Ich-Gefühl zu unterscheiden, welches sich allmälig aus diesem entwickelt. Das Selbstbewußtsein ist der feste Punkt, von dem das philosophische Denken ausgeht; das „cogito ergo sum" ist ein Lichtblitz der Philosophie. Jenes Ich-Gefühl übertrifft alle anderen Wahrnehmungen an Gewißheit, denn während die letzteren beständig wechseln, bleibt dasselbe constant. Mit dem Bewußtseinsinhalt ist das Wesen des Ich nicht erschöpft, vielmehr bemüht sich Hamerling für die unbewußte Vorstellung einzutreten. Er stützt sich hierbei auf die Thatsachen des Gedächtnisses, welches er dadurch erklärt, daß die unbewußten Vorstellungen in's Bewußtsein treten. Er giebt aber schließlich selbst zu, daß es sich hierbei doch nur um einen Namen für eine unerklärliche Thatsache handelt. Ueber das Verhältniß des individuellen Ich zur Welt finden sich Aeußerungen, die sehr an die spätere Philosophie Fichte's erinnern, so z. B., wenn er behauptet, das Ich als Object seiner selbst ist die bloße Form, in welcher das allgemeine Subject des Seins und Lebens unter bestimmten Umständen seiner bewußt wird. Der Inhalt des Seienden wird auf doppelte Weise bestimmt, als Atom und Wille. Zum Atombegriff werden wir mit Nothwendigkeit bei der Zerlegung des räumlich Ausgedehnten gedrängt. Der Inhalt des Atoms ist der Wille, welcher auf Erhaltung des Lebens gerichtet ist. Dieser Wille ist in der ganzen Natur in stärkerem oder schwächerem Grade vorhanden, so daß es nichts Lebloses, Unbeseeltes giebt. Obwohl Hamerling in der Annahme des Willens als Grundprincip mit Schopenhauer übereinstimmt, so bekämpft er doch dessen Lehre von der Aufhebung alles Wollens durch den Verstand; mit besonderem Spott wendet er sich aber gegen die Lehre Hartmann's, nach welcher die Welt durch einen unüberlegten Willensact entstanden sei, und die Idee den Willen bei diesem Vorhaben anfänglich unterstützt habe, um ihn so allmälig zur Selbstaufhebung zu veranlassen. „Wie soll man begreifen, daß die Vernunft, die späterhin den thörichten Willen zur Einsicht seiner Thorheit und zur Verneinung seiner selbst und der von ihm geschaffenen Existenz bringt, so unvernünftig gewesen sein soll, dem thörichten Willen bei Ausführung eben dieses Thorensteichs, bei Erschaffung eben dieser phänomenalen Welt, die nun durch ihren Einfluß auf den Willen verneint, vernichtet werden soll, ihre Dienste zur Verfügung zu stellen."

Das treibende Princip, welches den Willen zur Thätigkeit veranlaßt, ist die Polarität. Polarität ist das Auseinandergehen einer und derselben Wesenheit in zwei entgegengesetzte aber unzertrennliche Qualitäten, Kräfte, Richtungen, die man Pole nennt. Dieses Auseinandergehen in Gegensätze ist für alles Sein nothwendig wie z. B. der Gegensatz von Einheit und Vielheit, Endlichkeit und Unendlichkeit. Die Polarität läßt sich durch die ganze Natur hindurch verfolgen. Auf physikalischem Gebiet zeigt sie sich als Anziehung und Abstoßung und findet ihre vollkommenste Darstellung im Magnetismus. Auch auf geistigem Gebiete tritt diese Erscheinung zu Tage. Der Wille polarisirt sich in dem universellen und individuellen Allsinn und Ichsinn, das Bewußtsein in Subject und Object, Ich und Nicht-Ich, das objective Sein in Geist und Natur, Denken und Sein u. s. w. und ebenso drückt sich dieser Gegensatz im Gemüthsleben als Wechsel von Optimismus und Pessimismus aus. Die Wirkungsweise der Polarität läßt sich an dem Beispiel eines Magneten veranschaulichen. Wie bei der Theilung eines solchen wieder neue Magnete entstehen, so bilden sich überall im Leben bei der Selbstständigmachung einestheils neue Gegensätze heraus. „Wie eine Anzahl kleiner Magnete aneinandergereiht nur einen einzigen Magnet bilden und die

Digitized by Google

Polarität des Einzelnen in der des Ganzen aufgeht, so verschmilzt das polare Leben der Elemente zur Gesammtpolarität des lebendigen Organismus. Was man Kraft, Energie in der Physik nennt, und wovon man den Satz aufstellt, daß die Summe desselben immer sich gleich bleibt, ist das Sein, das Leben selbst, quantitativ im Ganzen unveränderlich, aber qualitativ in beständiger Umwandlung, in beständigem Kreislaufe begriffen."

Besonders auf geistigem Gebiete sucht Hamerling seine Behauptung durch zahlreiche Beispiele zu belegen. Die Geschichte beruht auf der Polarität von Naturleben und Cultur; sie geht aus vom Naturleben, findet ihren Gipfelpunkt im Gleichgewichte beider und geht zu Grunde durch das Uebergewicht der Cultur. Das Staatsleben beruht auf der Polarität von Aristokratie und Demokratie, die Kunststile beruhen auf der Polarität des reinen Schönheitsstils und des charakteristischen Stils. Im geschichtlichen Leben tritt der Gegensatz zwischen Natur- und Geistesvölkern hervor. Naturvölker sind diejenigen, bei welchen besonders das Gemüthsleben entwickelt ist, während die Geistesvölker die Verstandesrichtung pflegen, besonders durch Gesetzgebung und Staatenbildung. Diese Begriffe von Natur- und Geistesvolk sind nur relativ, so daß ein Volk, wenn man es mit anderen vergleicht, sowohl zu der einen wie zu der anderen Gruppe gezählt werden kann. Charakteristische Vertreter des Geistesvolkes sind die Römer, denen gegenüber die Griechen mehr als Naturvolk erscheinen. Auch bei den modernen Völkern läßt sich dieser Gegensatz verfolgen, bei den Germanen stehen den Deutschen die Engländer gegenüber, bei den Romanen den Italienern die Franzosen. Selbst in ein und demselben Volke tritt eine solche Charakterverschiedenheit zu Tage, wie zwischen Nord- und Süddeutschen.

Die Wirkung eines Gegenstandes auf einen anderen besteht darin, daß der erstere dem letzteren seinen Zustand mitzutheilen sucht. Das einfachste Beispiel hierfür ist der Stoß, und in Rücksicht hierauf sagt Hamerling: „Verstünden wir den Stoß, so verstünden wir die Welt." Auch die Wahrnehmung ist eine solche Zustandsmittheilung, indem sich nämlich die den Atomen der Nerven mitgetheilten Reize in den Centren des Gehirns summiren. Diese Mittheilung ist nur deßhalb möglich, weil alles Seiende seinem Wesen nach identisch ist Da es, wie schon früher erwähnt, nichts Continuirliches giebt, sondern alles aus getrennten Elementen besteht, so erhebt sich auch für die Annahme der Fernwirkung kein Hinderniß, denn es ist nur ein relativer Unterschied, ob man eine Wirkung zwischen zwei Atomen oder zwischen zwei Himmelskörpern zugiebt. Deßhalb sind auch die Bemühungen der Astronomen, die Annahme einer Fernwirkung zu umgehen, vergeblich. Die Ursachen aller Wirkungen ist nur eine einzige wirkliche Kraft oder Urkraft, die aber in mannigfachen Formen auf den verschiedenen Stufen der Existenz sich bemerklich macht: „eben jene schon bezeichnete Urkraft, die wir im mechanischen Bereich schlechtweg als Kraft, im physiologischen als Leben, im bewußten Bereich als Wille kennen." Die Materie wird folgerichtig ganz auf Kraftwirkung zurückgeführt; bei genauer Untersuchung kommt man zu dem Resultat, daß die Materie sich als etwas Immaterielles herausstellt. „Dieser sogenannte Stoff, diese sogenannte Materie ist nur das sinnfällige Phänomen der Kraftwirkung, also Folgeerscheinung von Kraft, nicht Ursache oder Träger derselben." Auch in manch' anderer Beziehung tritt Hamerling in der Naturwissenschaft gebräuchlichen Annahmen entgegen. So fordert zunächst das Trägheitsgesetz der Körper seinen Widerspruch heraus. Daß ein bewegter Körper seine Bewegung in's Unendliche mit der gleichen Geschwindigkeit fortsetze, wenn nicht ein äußeres Hinderniß ihm entgegentritt, ist eine durch nichts begründete Voraussetzung und läßt sich weder a priori noch durch Erfahrung beweisen; a priori nicht, weil aus dem Begriff der Bewegung nichts über ihre unendliche Fortdauer folgt, und aus der Erfahrung nicht, weil wir nicht im Stande sind, eine Bewegung von unendlich langer Dauer zu beobachten. Das Quantum der Bewegung besteht nicht nur in der Geschwindigkeit, sondern auch in der Dauer; für das Verharren eines Körpers in der Ruhe dagegen ist die Annahme einer besonderen Kraft überhaupt nicht nothwendig.

Weniger optimistisch als die meisten Naturforscher denkt Hamerling über die Dauer des Bestehens der Menschheit auf Erden. Dieser Fortbestand hängt an einem sehr schwachen Faden, er beruht darauf, daß die Zahl der Geburten der Zahl der Todesfälle so ziemlich die Waage hält, klimatische Veränderungen können hierin sehr erhebliche Verschiebungen hervorrufen. Man darf die Anpassungsfähigkeit des Menschen nicht überschätzen, denn wir sehen, daß unter den kältesten Himmelsstrichen das menschliche Leben sich immer nur in einer sehr kümmerlichen Gestalt fristet und eben so wenig in den heißesten zu einer wirklichen Blüthe entfaltet. Dazu kommt noch, daß bei den Thieren und Pflanzen, deren der Mensch zu seiner Nahrung bedarf, diese Anpassungsfähigkeit fraglich ist. „Nichts ist also naiver als die ängstliche Frage, was nach Millionen Jahren, wenn der Wärmevorrath der Sonne erschöpft ist, aus der armen Menschheit werden soll? Es ist, als ob Einer sich ängstigen wollte, wovon er denn nach 300 Jahren leben werde, wenn seine Geldmittel sich bis dahin erschöpft haben sollten."

Was die naturwissenschaftlichen Grundanschauungen Hamerling's anbelangt, so vertritt er die Ansicht, daß alle Körper durch Verdichtung aus dem Aether entstanden seien und daß das erste Erzeugniß dieser Verdichtung der Wasserstoff sei. Weil die Chemie vielleicht im Stande sein wird, die Entstehung der Elemente aus dem Aether zu beweisen, deßhalb räumt er ihr unter den wissenschaftlichen Zweigen eine besondere Bedeutung ein. Auch in Bezug auf die Entstehung der organischen Wesen vertheidigt Hamerling die Lehre einer allmäligen Entwickelung. Dieser Proceß soll indessen keineswegs als ein rein mechanischer aufgefaßt werden, im Gegentheil spielen psychische Momente dabei die Hauptrolle. Der überall zu Grunde liegende Trieb ist der Lebenswille; zu ihm gesellt sich das Bestreben aller Wesen, ihren Zustand im Sinne der möglich geringsten Unlust und der möglich größten Lust zu verändern, dementsprechend werden auch die einzelnen Organe durch die zu ihrem Gebrauch gemachten Anstrengungen vervollkommnet. Die ursprüngliche Wahrnehmungsfähigkeit bildet sich die Sinnesorgane, wir sehen, hören, fühlen, nicht weil wir die betreffenden Sinne besitzen, sondern die letzteren haben sich in uns entwickelt, weil eine modificirbare Fähigkeit des Empfindens in uns vorhanden ist. „Die Schwierigkeit liegt nicht darin, den höchsten, sondern darin den tiefsten Grad der Wahrnehmungsfähigkeit zu erklären." Die Darwin'schen Principien spielen natürlich bei der Entwickelung eine große Rolle, doch darf man darüber andere nicht weniger wichtige Motive nicht übersehen. Vor allem ist es verfehlt, den Zweckbegriff ganz aus der Naturbetrachtung entfernen zu wollen. Der Trieb des Lebens selbst, welcher, bestimmt durch Lust- und Unlustgefühl, sich bequeme Formen der Existenz und Organe seiner nothwendigen Functionen schafft, ist das wahre teleologische Princip. Die Causalität des Lebenstriebes, geleitet vom Gefühl der Lust und Unlust, ist nicht minder denkbar und wirklich, als es die Causalität der mechanischen, elektrischen, chemischen Kräfte in der Natur ist." Der aus dem Lebenswillen des Individuums abgeleitete Zweckbegriff reicht aber zur Erklärung nicht aus, sondern die Natur als Ganzes muß als zweckmäßig wirkend aufgefaßt werden. Diese Zweckmäßigkeit steht nicht im Zusammenhange mit der Annahme eines persönlichen Gottes; es genügt die Voraussetzung eines wirkenden Formprincips. Die Gestaltung jedes Naturwesens ist nicht durch eine in der Luft schwebende Idee desselben bedingt, sondern durch das Formprincip des größeren, sich zweckmäßig auslebenden und

Digitized by Google

ausgestaltenden Ganzen der Natur. Die vielen Beispiele von Unzweckmäßigkeit und Unvollkommenheit will Hamerling als Einwurf dagegen nicht gelten lassen. „Die Zweckmäßigkeit der endlichen Dinge ist so groß, als eben nöthig für ihren zeitweiligen Bestand im Wirbel des Lebens; ein absolutes Maaß von Zweckmäßigkeit wäre unzweckmäßig.“ Außerdem ist in einem Organismus eine Unzahl von Zwecken in Harmonie zu bringen, von Zwecken, die wir zum Theil vielleicht gar nicht kennen, und der eine oder der andere dieser Zwecke muß sich mit einer nothdürftigen Verwirklichung begnügen, nur um die eines anderen nicht ganz unmöglich zu machen.

Neben der Zwecktendenz tritt in dem ganzen Bereich der Natur ein Streben nach Entfaltung der Schönheit hervor. Im Schaffen der Natur macht sich ein heiterer, schönheitsseeliger, lebensfreudiger Zug bemerkbar; häßlich ist nur das Mißgeborene, das Kranke, das Verkommende. In dem Schönheitstriebe wurzelt auch die Kunst. Das Princip des ästhetischen Wohlgefallens ist zunächst das Schauen selbst; daher ist die Kunst ursprünglich Naturnachahmung. Dem Menschen gefällt das, was ihn umgiebt, so gut, daß er es doppelt haben will und zu seinem Vergnügen nachbildet. Sehr natürlich wird sich die einfache Lust am Schauen und Hören steigern beim Wahrnehmen der Dinge in einfachen, leicht und bequem aufzufassenden Verhältnissen: des Symmetrischen im Raum, des Rhythmischen in der Zeit, gegenüber dem Ungleichmäßigen, das ermüdend auf die Sinne wirkt. Unser ästhetisches Urtheil ist nur zum Theil aus der Erfahrung abstrahirt, hauptsächlich beruht es auf einem angeborenen Gefühl, welches daher zu richtigen Schlüssen kommen soll, weil die Vernunft, welche ästhetisch in uns urtheilt, eins ist mit der Vernunft, welche unbewußt wirksam in den Gestaltungen der Natur sich bethätigt. Diese allgemeine Vernunft wird auch ein anderes Mal zur Erklärung herangezogen, um die Erscheinungen des Hellsehens zu erklären. Eben weil unser Bewußtsein nicht ein rein individuelles ist, kann sich unter Umständen ein Schauen, Bewußtwerden oder Wissen entwickeln, welches nicht dem persönlichen, sondern dem universellen Leben in uns angehört. Ueberhaupt steht Hamerling den meisten magischen Erscheinungen freundlich gegenüber, und er tadelt es, daß die Gelehrten dieses Gebiet so lange den Taschenspielern überlassen haben, indessen will er von dem gewöhnlichen Spiritismus nichts wissen: „jenem Spiritismus, dem zu Folge Hinz und Kunz nach dem Tode ihr armseliges Dasein hinter den Coulissen dieser Welt fortsetzen, zwecklos bummelnd und sich müßig umhertreibend, um gelegentlich einen muthwilligen Spuk zu verüben, Fenster mit Steinen einzuwerfen oder auf den Ruf und Befehl eines Mediums etwas auf Schiefertafeln zu kritzeln, oder gar in persona tolles Zeug zu schwatzen.“ Dagegen erscheint die Annahme von Geistern, d. h. von Wesen, die so beschaffen sind, daß sie für uns unsichtbar bleiben, nicht so unerträglich, ist doch nur ein geringer Theil aller Aetherschwingungen für uns sichtbar. Der Aether spielt auch sonst in der Erklärung der magischen Wirkungen eine große Rolle. Wie er z. B. das Licht von einem Weltkörper zum anderen fortpflanzt, so kann er vielleicht auch von einem menschlichen Individuum zum anderen Bewegungen, Willensimpulse, Vorstellungen u. dgl. weiterleitend vermitteln. Im Uebrigen räth Hamerling auf diesem Gebiete zur größten Vorsicht und drückt seinen Standpunkt in folgenden Worten aus: „Ich bestreite nicht, was glaubwürdige Zeugen berichten; wahrhaft überzeugt sein aber kann ich nur von dem, was ich zufällig selbst erfahren und erlebt.“

Wie in allen übrigen Gebieten geht unser Philosoph auch auf demjenigen der Sittlichkeit von einer zu Tage tretenden Polarität aus, nämlich von derjenigen des Ichsinns und Allsinns. Der Allsinn ist nicht nur den Menschen eigenthümlich, sondern er tritt in gewissem Grade auch bei den Thieren auf, bei denen er sich z. B. in der Liebe zu den Jungen zeigt, wie er überhaupt das Princip der Liebe ist. Beide Triebe, Ichsinn und Allsinn, sind gleich wichtige Factoren des menschlichen Lebens, auf der richtigen Vertheilung beider beruht die Sittlichkeit. Es ist ein vergeblicher Versuch, den Allsinn durch Gewöhnung aus dem Egoismus ableiten zu wollen, weil dann die Selbstaufopferung eines Individuums unerklärlich wäre; auch die Fälle moralischer „Perversität“ lassen sich gegen diese Theorie nicht in's Feld führen, eben so wenig wie die allgemeine Vernunftbegabung der Menschheit nicht widerlegt wird durch Fälle des Irrsinns. Dazu weist Hamerling noch auf das Bedenken hin, daß, wenn die Sittlichkeit nur auf Gewöhnung und Vererbung beruht, man sich leicht über dieselbe hinwegsetzen könnte: er polemisirt deßhalb lebhaft gegen Karl Vogt und Büchner, obgleich er mit diesen Philosophen mancherlei Berührungspunkte hat. Auch er giebt eine Entwickelung der Sittlichkeit zu, welche aber in der Tendenz des Willens sich der Gesammtheit unterzuordnen begründet ist. Es sollen hierbei nicht irgend welche mystische Annahmen gemacht werden, sondern es handelt sich ebenso um ein Naturgesetz wie bei der Anziehung der Körper. Die Anschauungen der verschiedenen Völker über das, was Recht und Unrecht sei, haben sich im Laufe der Zeit mannigfach geändert; aber immer trat das Bestreben hervor, ohne Rücksicht auf Lohn und Strafe das für recht Erkannte zu thun.

Die Begründung der Sittlichkeit durch die Religion läßt sich nicht aufrecht erhalten: „Jene Stützen sind nun einmal morsch — kein Verlaß mehr auf sie.“ „Moralisches Gefühl und aufopfernde Menschenliebe sind nicht durch Religion und Philosophie erst dem Menschengemüthe eingepflanzt worden, im Gegentheil, diese selbst sind Blüthen, welche das Moralgefühl und die Liebe, der Allsinn mit einem Wort, im Wandel der Zeit immer neu hervorgetrieben.“ Auf's Engste verknüpft mit dem Ursprung der Sittlichkeit ist die Frage der Willensfreiheit. Nach der einfachsten Auffassung besteht dieselbe darin, daß der Mensch, soweit nicht äußerer Zwang ihn einschränkt, thun kann, was er will. Der Wille selbst folgt immer dem stärksten Motiv. Eine andere Willensfreiheit, die darin bestehen sollte, daß der Wille nach Belieben sich entscheiden könnte, ist undenkbar. „Was heißt denn Wollen anders, als einen Grund haben, dies lieber zu thun als jenes? Ohne Grund, ohne Motiv etwas wollen, hieße etwas wollen, ohne es zu wollen. Mit dem Begriff des Wollens ist der des Motivs unzertrennlich verknüpft.“ „Ich glaube nicht, daß ein Mensch sich finden würde, der Lust hätte, gegen die Nothwendigkeit zu thun, was er am lebhaftesten will, die Freiheit einzutauschen, zu thun, was er nicht will.“ Trotz alledem kann man nicht sagen, daß der Wille unfrei sei, denn eine größere Freiheit läßt sich für ihn weder wünschen noch denken, als die, sich nach Maßgabe seiner eigenen Stärke und Entschiedenheit zu verwirklichen. Was ergiebt sich hieraus für die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen? Die Sittlichkeit eines Menschen wird davon abhängen, daß seine Willensneigung, recht zu handeln, stark genug entwickelt ist, um über Willensneigungen anderer Art das Uebergewicht zu erlangen. Der Mensch handelt in jedem gegebenen Momente mit der Naturgewalt seines Wollens so gut oder so schlecht, als es seinem Charakter gemäß ist. Daraus folgert Hamerling zunächst die Unmöglichkeit der Besserung eines moralisch Schlechten; jedoch wird diese Behauptung später sehr eingeschränkt, denn fast bei jedem Menschen sind sittliche Motive vorhanden, die schließlich die Oberhand über die bösen gewinnen können. Es ist in Folge dessen sehr wohl möglich, durch richtige Beeinflussung die Handlungen der Menschen in sittliche Bahnen zu lenken, denn erstens kann man einem Menschen, welcher einen Entschluß fassen will, ein Motiv in Erinnerung bringen, welches auf ihn bestimmend einwirkt, zweitens kann man ein schwächeres Motiv durch Erwägungen, die man einem Menschen nahelegt, verstärken, oder auf dieselbe Weise ein anderes so schwächen, daß es seine bestimmende Kraft verliert, oder man kann ganz

Digitized by Google

neue Motive schaffen, welche über die vorhandenen das Uebergewicht erlangen. Solche Motive sind z. B. Lohn und Strafe, und auf diesem Wege sucht auch der Staat durch seine Gesetzgebung Verbrechen zu verhindern. Und nicht bloß von Fall zu Fall läßt sich moralischer Einfluß auf die Entscheidung eines Entschlusses üben, sondern es kann durch zweckmäßige Einwirkungen der Charakter eines Menschen im Ganzen veredelt, der Mensch kann mehr oder weniger erzogen werden.

Wie Hamerling in dieser Frage den absoluten Pessimismus bekämpft, so tritt er demselben auch auf allen anderen Gebieten entgegen und nimmt gewissermaßen eine vermittelnde Stellung ein. Zunächst scheint der Pessimismus im Recht zu sein. Unsere physische Natur ist weit ausgiebiger für den Schmerz als für die Lustempfindungen organisirt. Nur wenige Nerven im menschlichen Körper dienen dem Lustgefühl, schmerzfähig aber sind sie alle. Auch dadurch erscheint die Lust im Nachtheil gegen den Schmerz, daß jedes angenehme Gefühl bei zu großer Steigerung in Unlust umschlägt, ein Uebermaß von Schmerz aber niemals in eine angenehme Empfindung übergeht. Schopenhauer und Hartmann konnten leicht beweisen, daß die Lust des Daseins von der Unlust desselben bei weitem überwogen werde. Sie übersahen hierbei nur, daß Sein und Leben an und für sich, ganz abgesehen von der Gestaltung desselben, als ein Gut und eine Lust empfunden wird, welche allerdings durch äußere Umstände vermehrt oder vermindert werden kann. Das reine Seins- und Lebensgefühl ist nicht indifferent, sondern ist immer mit einem Lustgefühl verbunden. Schon der Blick in die Welt, das gleichgiltigste Wahrnehmen, Vorstellen, Denken geben uns ein Existenzgefühl, das wir nicht missen möchten, und dem wir uns mit einem unbewußt natürlichen Behagen überlassen. Daraus erklärt es sich, daß die meisten Menschen lieber das Leid des Lebens ertragen, als auf das Dasein selbst verzichten.

Die Entscheidung des Streites zwischen Optimismus und Pessimismus giebt nicht der Verstand, sondern das Gefühl, und dieses spricht sich eben durch den Willen zum Leben für den Optimismus aus. Die reine Daseinslust ist bereits schon bei den niedrigsten Lebewesen vorhanden und ohne sie würden dieselben sich nie zu höherer Vollkommenheit entwickelt haben. Es giebt allerdings auch eine reine Unlust am Sein, die mit der Beschränkung aller kreatürlichen Existenz nothwendig verbunden ist, welche aber doch von der Daseinslust überwogen wird, denn selbst im Leid ist ein Lustelement nicht zu verkennen. „Die Wonne des Leides." Auch die häufig beobachtete ruhige Ergebung in der Todesstunde ist kein Beweis gegen den Lebenswillen, denn das Sterben gehört nun einmal zum Leben. Es kann Jemand ruhig und freudig sterben, wie er den ganzen übrigen Theil seines Lebens, alles Leid mit eingeschlossen, ruhig und freudig gelebt hat. Auf der Grundlage des Pessimismus ist eine wirkliche Moral nicht möglich. „Die Wurzel aller Moral ist der Lebenswille, die Daseinslust. Das Sittliche geht auf Erhaltung des Lebens aus." Selbst das Mitleid kann der Pessimist nicht seiner Moral zu Grunde legen, denn dieses müßte bei ihm consequenter Weise zur Vernichtung möglichst vieler Existenzen führen, weil es das sicherste Mittel ist, die Qual des Daseins zu verringern. Eben so wenig würde die Poesie bei Alleinherrschaft des Pessimismus sich entwickeln können. Wie der reine Schmerz, der nicht gemischt ist mit der „Wonne des Leids", kein Lied, keine melodische Klage findet, so wäre auch der reine, nackte, wirkliche Pessimismus stumm. Der Dichter ist aber vollkommen berechtigt, das eine Mal die Lebenslust, das andere Mal die Todessehnsucht zum Ausdruck zu bringen, und es liegt darin durchaus kein Widerspruch, denn es ist nicht Sache des Poeten, der eine berechtigte Stimmung rein in sich ausklingen läßt, alle möglichen Gründe und Gegengründe, deren er sich gar wohl bewußt sein kann, seinem Liede beizufügen, da es ihm sonst zu einer philosophischen Abhandlung anschwellen würde. Am engsten schließt sich Hamerling an Hieronymus Lorm in seiner Lehre vom „grundlosen Optimismus" an. Uebrigens zeigt sich, daß unzählige Menschen selbst ein schweres Schicksal ertragen, ohne sich elend zu fühlen, ohne sich darüber Gedanken zu machen. Der Lebensüberdruß tritt größtentheils nur in der äußersten Noth oder im Ueberfluß des Reichthums hervor. Vor allen Dingen darf man nicht übersehen, daß ein großer Theil des Elends von der moralischen Schwäche der Menschen herrührt. Man erwartet vergebens von Staatseinrichtungen und Gesetzen Abhülfe für sociale Uebel, die nur durch eine sittliche Veredelung des Menschengeschlechtes wirkliche Heilung oder Linderung finden können. Wenn es gelänge in dieser Beziehung eine Besserung herbeizuführen, so würde ein großer Theil des menschlichen Elends verschwinden.

Wir haben im Vorstehenden die Grundgedanken des Hamerling'schen Werkes zusammengestellt, ohne auf alle Einzelheiten desselben eingegangen zu sein, diese Darstellung wird ergeben, daß unser Denker sich mit den Theorien der hervorragendsten Philosophen vertraut gemacht und dieselben zu einem selbstständigen System verschmolzen hat. Aus diesem Grunde schien es wohl angebracht, den schon rühmlichst bekannten Dichter einem weiteren Leserkreise als Philosophen vorzuführen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein großer Mann unter den Seinen.

Von Gustav Beffmer.

So war er denn nach mehrwöchentlicher Abwesenheit wieder in den Schooß der Familie zurückgekehrt, Weihnachten und Neujahr „am heimischen Heerde" zu feiern. Dies „am heimischen Heerde" war eine Lieblingswendung des großen Mannes; er hatte sie beibehalten, als ihn die Heimathstadt jenen Dreihundertsiebenundneunzig einverleibt, deren Aufgabe es ist den Reichstag zu bilden; er benutzte sie auch jetzt noch bei passender Gelegenheit. Bildete doch das Erhalten dieses Heerdes eine der Hauptaufgaben seines an Thaten so reichen Lebens, die „goldene Devise" seines Daseins; war er doch, solange sein Erinnern reichte, eingetreten für den Stand, der den Boden der Familie und damit der Staatserhaltung bildet, den Mittelstand. Was that's, daß er ihn seit geraumer Zeit verlassen, Großindustrieller und Commerzienrath geworden war; sein „Herz" blieb dem Volke, dem er entsprossen.

Auch heute — inmitten der glänzenden Abendgesellschaft, die ihm die Gefährtin seines Lebens geladen — machte er kein Hehl aus dieser plebejischen Meinung. Er hatte sich mit einem kleinen Kreise von Herren in eine lauschige palmenüberdachte Ecke des Wintergartens zurückgezogen; das Gespräch drehte sich um die projectirte Errichtung von Handwerkskammern. Behaglich in seinem Korbstuhl zurückgelehnt, die duftende Importirte zwischen den Fingern der Linken, docirte er über die Nothwendigkeit des Befähigungsnachweises. Im Rücken der Volksmänner, aus einer Gruppe grünumsponnenen Tuffs, erhob sich eine marmorne Klytia; dem broncenen Blüthenzweig, den sie in Händen hielt, entströmte das gedämpfte Licht einer Anzahl mattgeätzter Glühlampen; ein warmer Ton ruhte über dem Ganzen. Er dämpfte den Ausdruck von Energie, der auf den Zügen des Sprechenden lag, er milderte die leise Neigung zur Plumpheit, die seinem Exterieur anhaftete.

„Wie gesagt, meine Herren, es ist unsere Pflicht, uns des kleinen Gewerbtreibenden anzunehmen. Mit jedem Auftrag, den Sie einem dieser wirthschaftlich Schwachen zukommen lassen, stützen Sie den Fort-

Digitized by Google

bestand der Familie und ihres heimischen Heerdes, kurz: unserer Staatsordnung. Sie werden mir entgegnen, daß Sie sich damit eine Steuer auferlegen, daß Sie dasselbe Product billiger und bequemer aus einem unserer großen Kaufhäuser beziehen ... Zugegeben. Doch wer vermöchte dies Opfer besser zu bringen, als wir, die wir neben der erforderlichen Einsicht auch die Mittel besitzen. Ein Beispiel: wie Sie wissen, gestatte ich mir den Luxus eines Gartens. Statt nun — was ja am nächsten läge — die Instandhaltung einer unserer großen Gärtnereifirmen zu übertragen, habe ich einen kleinen selbstständigen Gartenarbeiter damit betraut ... Der Mann bedient mich vielleicht etwas theuerer." Er hüstelte und fuhr sich über das Haar. „Was thut's! ... Ich erhalte eine Familie."

Ein Murmeln der Bewunderung bildete den weiteren Lohn der schönen That. Der anwesende Oberbürgermeister ergriff die Hand des edeln Menschenfreundes und drückte sie stumm. Commerzienrath Volland, der Inhaber einer großen Schuhfabrik, kündete durch ein Räuspern die Absicht an, dem Vortrage des Hausherrn einige Worte anzufügen; erwartungsvolles Schweigen trat ein.

„Ich stimme den Ausführungen unseres geehrten Herrn Wirths voll und ganz bei. Wie gesagt — voll und ganz ... Was in unseren schwachen Kräften liegt, haben wir Alle auch wohl schon gethan ... Ich, zum Beispiel, beschäftige eine Anzahl früherer Kleinmeister, die sich in meinen Diensten — wie sich dies ja von selbst versteht — äußerst wohl befinden ... Aber das ist es nicht, was ich sagen wollte ... Herrliche Musik, dieser Wagner! ..." — aus dem Musiksaal drangen die Töne einer Mozart'schen Composition — „Ich wollte mir nur die Bemerkung gestatten, daß die eigentliche Basis jener staatserhaltenden Kraft doch mehr in uns, dem Kreise, dem anzugehören wir die Ehre haben, liegen dürfte ... Wie gesagt — ganz unmaßgeblich ... Fern liegt mir, dadurch die dankenswerthen Ausführungen unseres Herrn Wirthes abschwächen zu wollen."

„Aber mein Verehrtester!" beeilte sich der Hausherr lächelnd: „Wie sollte ich ... Und dann ... was Ihre Bemerkung betrifft ... ich denke, darüber sind wir einig ... Daß der Staat ohne uns nicht bestünde, daß er gewissermaßen durch uns repräsentirt wird, ist eine jener fundamentalen Wahrheiten —"

„Sehr gut! ... Ganz meine Auffassung," warf der Director der Industriebank ein. Der Unterbrochene lächelte dankend.

„— ist eine jener fundamentalen Wahrheiten, an denen wohl nur ein Feind des Bestehenden, sagen wir kurz: ein Socialdemokrat, rütteln kann," fuhr er fort. „Trotzdem, meine Herren ... diese Partei, die Socialdemokratie, muß uns ein weiterer Antrieb sein, nicht müde zu werden in unseren Bestrebungen, den Mittelstand zu stützen und zu erhalten ... Vereiteln wir die von ihr erhoffte Proletarisirung dieser Classe! ..." Er erhob sich, seine Gestalt wuchs. „Meine Herren ... ein großer Augenblick fordert große Männer ... Wann wäre die Gelegenheit, einen Kreis solcher um sich geschaart zu sehen, günstiger als heute Abend! ... Ich bin mir Ihrer Zustimmung gewiß, wenn ich Sie auffordere, mit mir einen Verein zu gründen ... einen Verein zur Hebung und Erhaltung des Mittelstandes! ..."

Ein Diener hatte lautlosen Schrittes sich der Gruppe genähert.

„Die gnädige Frau lassen bitten ... Signora Catoni wird sofort beginnen."

Der Beifall, der sich erheben wollte, wurde unterdrückt. Signora Catoni, der Stern der heimischen Oper, schickte sich an, ihre Stimmbänder in Thätigkeit zu setzen. Die Hebung des Mittelstandes mußte vertagt werden.

Wenige Augenblicke später lag der Raum in Schweigen. Die großen Blätter der tropischen Pflanzen hoben und senkten sich unhörbar in der feuchtwarmen Luft; in unablässigem Flockentanze rieselte draußen der Schnee auf das sie schützende Glasdach. Durch die stille Nacht tönte in Abständen ein gellender Pfiff, das Rangirsignal vom nahen Güterbahnhof.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war um die dritte Nachmittagsstunde des darauffolgenden Tages; der Gründer der noch zu gründenden Vereinigung lag auf der Chaiselongue seines Rauchzimmers, um ihn, auf Tischchen und anderen Möbeln, ein Chaos fremdsprachlicher Zeitungen, alle riesigen Formats, alle die Titelseite der Thüre zugewandt. Wer auch nur einen Theil der Titel überflog, mußte zur Ansicht gelangen, der große Politiker und Industrielle sei in der Lage, sich ein Urtheil über die Ereignisse in aller Welt an der Quelle zu verschaffen. Daß der Abonnent im Grunde keiner der Sprachen mächtig war, behielt dieser mit der Bescheidenheit des großen Mannes für sich.

Augenblicklich war er beschäftigt, die Verluste zu überschlagen, die er durch seine Speculationen in Goldsbeares erlitten. Er konnte sie ertragen ... gewiß. Immerhin — das Gegentheil wäre ihm erwünschter gewesen. Weßhalb mußten sich auch diese kleinen Capitalisten mit ihren Ersparnissen am Spiele betheiligen! ... Sie waren es gewesen, die bei Eintritt der Baisse den Kopf verloren und so die Panik herbeigeführt ... Er war entschlossen, bei Verhandlung des Börsengesetzes im Reichstag gegen den demoralisirenden Einfluß des Spieles aufzutreten; wer nicht 'mal die Mittel besaß, lumpige hunderttausend zu verlieren, sollte die Finger davon lassen ... Doch — hier hatte man's ja wieder: die alten einfachen Sitten waren verschwunden; die Leute wollten zu rasch reich werden. Auch hier waren es wieder die unteren Classen, die mit schlimmem Beispiel vorangingen, in alle möglichen Lotterien setzten, oder — was noch schlimmer war — die Löhne zu schrauben suchten. Statt des Sonntags zu Hause zu bleiben und die „Volkszeitung" zu lesen, die die Partei für sie herausgab, zogen sie mit Kind und Kegel in die Wirthschaften, sich zu betrinken ... das Blatt aber, das bestimmt war, ihnen Liebe zur Obrigkeit und Respect vor den besitzenden Classen einzupflanzen, drohte aus Mangel an Abonnenten einzugehen.

Er streckte den Arm aus, ergriff die Krystallkaraffe, die neben dem Rauchservice stand, und nahm einige Gläser des herben griechischen Rothweins, den sie enthielt, zu sich. Der Champagner war wieder einmal zu süß gewesen ... Er mußte es doch 'mal mit diesem „sans sucre" versuchen ... Süffiger allerdings mochte der süße sein ... Er lächelte ... Was war das Leben ohne Sect ... Sect und Weiber! ... Wenn er an seinen Aufenthalt in der Reichshauptstadt dachte! ... Es ging doch nichts über die Politik ... Ohne sie würde er hier sitzen und Frau und Tochter spazieren führen oder fahren müssen, während so — — Die Guten! ... Im Grunde führten sie doch ein etwas einförmiges Leben ... Allerdings — er war der Mann ... ein Mann! ...

Trotz der Thatsache dieses natürlichen Vorrechts überkam ihn eine weiche Stimmung ... Wenn er ihnen eine Freude bereiten könnte?! .. Er hatte nun einmal das Bedürfniß, die Seinen glücklich zu wissen ... er war eben Gemüthsmensch. Er war weit entfernt, darin ein persönliches Verdienst zu sehen; er handelte eben seiner Natur gemäß ... Daß diese — wie sich's bei einem Gemüthsmenschen von selbst verstand — eine gute, eine ungewöhnlich gute war, stand allerdings fest ... Er erinnerte sich, daß die Gattin von einem Schmucke gesprochen, den sie beim Juwelier gesehen ... Wenn er ihr den kaufte! ... Und Ellinor? Er war ihr noch eine Ueberraschung schuldig; hatte sie sich doch bei seinem letzten Hiersein verlobt. Er hatte versäumt, sich zu erkundigen, ob die Verlobung noch bestand. Er beschloß dies nachzuholen ... Doch — mochte dem sein, wie ihm wollte — sie war ihm stets eine gute Tochter gewesen und konnte ab und zu eine sichtbare Anerkennung dieser Thatsache erwarten. Er konnte sie mit zum Juwelier nehmen, dann mochte sie sich Einiges auswählen ...

Das Eintreten des Zimmermädchens unterbrach seinen Gedankengang. Der Gärtner sei draußen und wünsche den gnädigen Herrn zu sprechen.

Der Gärtner? ... Was konnte der Mann wollen? Vielleicht wegen der neuen Wasserheizung im Warmhaus ...

Digitized by Google

„Lassen Sie eintreten," beschied er. Er war nun einmal nicht dafür, sich gegen die Untergebenen abzuschließen. Mochten's Andere thun. Er wollte der alten Sitte treu bleiben. Er trat zum Fenster und vertiefte sich in die Riesenspalten des „Temps".

„Sie, Hertling? Was führt Sie her?" frug er einige Augenblicke später, das Blatt weglegend und einen gütigen Blick auf den Eingetretenen heftend.

„Ich . . . Hm! . . . Der Herr Commerzienrath werden es nicht verübeln, wenn ich . . . vielmehr, 's ist meine Louise, meine Frau, die mich herschickt . . . Sie meint: ob uns der Herr Commerzienrath nicht einen Vorschuß geben würden . . . auf die Arbeit von den zwei letzten Monaten, meint sie." Er hatte die Worte halb hervorgestoßen; nun wand er die Mütze, die er in Händen hielt, hin und her und blickte auf den Brodherrn, der vor ihm stand.

„So . . . so. Wozu wollt Ihr denn das Geld?" frug dieser.

„Für die Monatsmiethe . . . wenn der Herr Commerzienrath erlauben."

„Für die Monatsmiethe . . . Ich habe Ihnen doch vor zwei Monaten Ihr Quartalgeld ausbezahlt . . . Konnten Sie denn von dem Betrag nichts zurücklegen?"

„Doch. Aber . . . unser Kind . . . unsere Marie war krank und dann —" Er stockte.

„Nun?" inquirirte der Hausherr etwas ungeduldiger.

„Dann hat sie auch ein Sopha gekauft."

„Ein —"

„Sopha," wiederholte der Arbeiter.

„Sehr gut . . . sehr gut! . . ." murmelte der Volksmann. Diese Leute kauften Sopha's, während ihnen das Geld zur Miethe fehlte. Ein neuer Beweis für den Hang nach Wohlleben, der ihnen im Blute lag!

„Es war sehr billig . . . ein Gelegenheitskauf. Hat nur achtundzwanzig Mark gekostet," sagte der Arbeiter entschuldigend. Seine Blicke streiften die mit einem kostbaren persischen Teppich überkleidete Chaiselongue.

Gelegenheitskauf! . . . So sagte die Sorte immer . . . Als ob ein entbehrlicher Gegenstand jemals „billig" sein könnte! . . . Immerhin — er wollte an sich halten. Die Gelegenheit, einen Blick zu thun in die Abgründe, die den Volkswohlstand verschlangen, war zu günstig.

„Gewiß, gewiß, mein Bester . . . Doch, wenn es gleich billig war . . . wozu bedarf Ihre Frau denn eines solchen Möbels?"

„Sie . . . sie meinte: weil alle unsere Bekannten ein solches Ding hätten . . . und dann, weil es so gemüthlicher wäre . . . man bliebe gerner daheim."

„Und da habt Ihr denn im Vertrauen auf meine Gutmüthigkeit das Geld verschleudert!"

„Mit Verlaub, Herr Commerzienrath, das Sopha haben wir dafür gekauft," glaubte der Mann der Frau Louise richtig stellen zu müssen.

„Was gleichbedeutend ist," rief der Hausherr entrüstet. Er war mit seiner Geduld zu Ende. Er wandte sich dem Fenster zu, ergriff eine Nummer der „Riforma" und vertiefte sich in die Betrachtung der Anzeigen. „Haben Sie noch einen Wunsch?" frug er eine Minute später, scheinbar erstaunt aufblickend.

„Ich möchte noch 'mal bitten, ob der Herr Commerzienrath nicht ein Einsehen haben würden . . . und dann," — die Furcht, ohne das Geld heimzukommen, machte ihn plötzlich beredt — „der Herr Commerzienrath werden's nicht verübeln . . . dann meinte meine Frau, das Geld wäre ja schon verdient. Der Herr Commerzienrath könnten vielleicht abrechnen, weil das Quartal doch eigentlich am ersten Januar abliefe . . . und dann wäre die Geschichte glatter als seither."

Ein Einsehen haben! . . . Schon verdient! . . . Na . . . das war stark! . . . Konnte er dafür, daß dieser „Mann seiner Frau" am ersten Februar statt am ersten Januar in seine Dienste getreten! . . . Ueberhaupt — wer war er, daß er sich in seinem Hause tyranniſiren ließ! . . . Morgen konnte es dieser Frau Louise beifallen, künftig monatlich abzurechnen, damit er zwölfmal des Jahres chicanirt wäre . . . Nein! Er wenigstens wollte nicht dazu beitragen, die wachsende Unbotmäßigkeit zu stärken. Hier müßte er eigentlich mit Entlassung vorgehen, aber der Mann war brauchbar, ungewöhnlich brauchbar . . . er arbeitete billig, billiger als Andere — man konnte also Nachsicht üben.

„Februar sind Sie eingetreten . . . Wenn Sie weiterhin für mich zu arbeiten wünschen, erwarte ich Ihre Rechnung auf Februar . . . wenn nicht, dann legen Sie sie heute vor . . . Ich hoffe, Sie haben verstanden."

Wieder vertiefte er sich in die Betrachtung des italienischen Journals; als er aufblickte, war die Stelle, darauf der Mann gestanden, leer. Nur ein leiser Schweißgeruch war zurückgeblieben. Er nahm ein Glas kölnischen Wassers und goß es über das weiße Bärenfell, das vor der Chaiselongue lag. Dann griff er zur Klingel; das Zimmermädchen trat ein.

„Ich lasse meine Tochter bitten, mit mir auszugehen."

Der dienstbare Geist verschwand. An Stelle der Tochter trat kurz darauf die Gattin ein.

„Ellinor läßt Dir mittheilen, daß sie in einer Viertelstunde bereit sein werde . . . Was ich fragen wollte . . . Fritz . . . Du wirst damit einverstanden sein, wenn ich den Trousseau für unser Kind in Paris bestelle. Die einheimischen Sachen haben so wenig Chic, daß ich mich schwer dafür entschließen könnte."

Ob er damit einig war! . . . Mochte sie es seinetwegen in —

„Gewiß, Mathilde," sagte er, sich zu einem Lächeln zwingend. „Weßhalb auch nicht!"

„Ich danke Dir . . . Ich sehe, Du bist beschäftigt."

„Ich bitte Dich!" sagte er matt; doch das Auge einer Frau ist nicht zu täuschen; Frau Mathilde ließ den Beschäftigten allein.

Umflorten Blickes starrte er ihr nach, sah die Portière sich hinter ihr schließen. Vor seinem geistigen Auge entrollte sich die Zukunft Deutschlands, seines Vaterlandes, Grau in Grau . . . Was half's, dem Volke, diesem Volke die Fahne des guten Beispieles voranzutragen, den Untergang der Familie und des heimischen Heerdes aufzuhalten — es wollte sein Schicksal . . .

Immerhin — er hatte seine Pflicht gethan . . . er würde sie auch ferner thun. Der Ruf nach Stärkung der nationalen Industrie, nach Hebung des Mittelstandes und Erhaltung des heimischen Heerdes würde auch künftig den rothen Faden bilden, der sich durch seine Reden im Reichstage zog. Das war er sich, das war er der Partei schuldig.

Und noch einen Grund hierfür besaß er, doch den brachte er nie über die Lippen, den gestand er sich selbst nur halb — er hatte kein anderes Thema.

Aus der Hauptstadt.

Disconto-Commandit.

Erster Akt.

Vor der Berliner Börse, März 1895.

Procurist Meyer: Sie fuhren gestern mit Ihrer Frau Gemahlin über die Linden? Ich war ganz sprachlos —

Bankier Mayer: Was wollen Sie — wir haben jetzt Fasten — da muß sich auch unsereins 'mal kasteien. Abends hab' ich mich denn zur Entschädigung mit der kleinen Lola, der Wetterhexe, wieder vertragen.

Commerzienrath Maier: Ich dachte, es wäre Ihnen dies Mal Ernst gewesen mit dem Bruche —

Bankier Mayer: Kein Gedanke. Aber Sie wissen, kurz vor Weihnachten standen die Kurse miserabel. Es war mir beim besten Willen nicht möglich, für zwei Familien zu sorgen. Nu, und als ich am Heiligen Abend zu Lola kam, gab ich ihrer Zofe gerade in dem Augenblick einen Kuß, wo sie majestätisch in's Zimmer trat. Anstands

Digitized by Google

halber mußte sie mir eine Scene machen — ich antwortete gereizt — sehen Sie, und ersparte so das theure Weihnachtsgeschenk!

Procurist Meyer: Was Sie übrigens an der Lola finden —

Bankpräsident Meier (vorübergehend): Wie nahmen Sie Disconto-Commandit?

Alle (spucken aus): Nicht in die Hand!

Commerzienrath Maier: Daß doch der dumme Pöbel immer noch den Kurs so hoch hält! Ich versichere Sie, meine Herren, die Hälfte des Grundcapitals ist verjaubeutelt, unwiederbringlich. Der Krach kann gar nicht mehr abgewandt werden.

Bankier Mayer: Wette, daß unsere Jungen im Frühjahr aus Disconto-Antheilen Drachen und Papierkähne machen?

Commerzienrath Maier: Man begreift nicht, wie Menschen so unüberlegt handeln, so dumm sein können, so ohne jede Ahnung vom Geschäft, so vor den Kopf geschlagen —

Procurist Meyer: He — sagen Sie 'mal, kennen Sie den Unterschied zwischen einem Ochsen und dem Leiter der Disconto-Gesellschaft?

Bankier Mayer: Es muß ein sehr feiner Unterschied sein!

Procurist Meyer: Der Ochse hat die größte Kraft im Kopfe, der Leiter der Disconto hat sie in den Kinnbacken!

Commerzienrath Maier: Das versteh' ich wieder nicht. Wieso im Kopfe?

Procurist Meyer: Geben Sie mir erst noch eine von Ihren Importen, Herr Commerzienrath, dann sag' ich's Ihnen!

Commerzienrath Maier: Noch eine? Denken Sie, meine Havannas hab' ich auch gestohlen?

Procurist Meyer: Ich verehre Ihnen zur Revanche einen Dividendenschein der Disconto pro 1896 als Fidibus —

Commerzienrath Maier: Sie können mir sogar dreißig Pfennige für die Cigarre versprechen, und ich geb' sie Ihnen nicht dafür!

Procurist Meyer: Es ist immer die alte Geschichte — so wie sich ein Adliger mit Börsengeschäften abgiebt, fällt er hinein. Der Adel kann noch so frisch sein, wie beim Hansemann — er verdummt!

Bankier Mayer: Ich würde deßhalb auch nie und unter keiner Bedingung den Adel annehmen —

Commerzienrath Maier: Sie fürchten, daß Sie noch einmal drei Jahre kriegen und er Ihnen dann wieder aberkannt wird?

Bankier Mayer (etwas schnell): Armer Hansemann! Wirklich schade um die schöne Gesellschaft! Heute noch auf 200, morgen verplundert!

Zweiter Akt.

Das Arbeitszimmer des Herrn von Hansemann. Rechts ein Buffet mit kalter Küche, links ein Anrichtetisch. Wohlthuendes Halbdunkel.

Erste Scene.

Herr von Hansemann: Danke, Jean! Aber der Caviar könnte etwas weniger gesalzen sein. Caviar ist doch keine Häringswaare, die man einpökelt auf einige Jahre!

Jean: Euer Hochgeboren belieben heute wieder unbändig geistvoll zu sein! Ist der Vers von Ihnen?

Herr von Hansemann: Ja. Ein gewisser Goethe soll ihn freilich zuerst geschrieben haben; wenigstens las ich es gestern auf meinem Abreißkalender.

Jean: Wo Euer Hochgeboren bei dero sonstigen Arbeiten nur die viele Zeit herbekommen!

Herr von Hansemann: Lieber Jean, etwas Lectüre muß der gebildete Mensch treiben. Und da ist der Abreißkalender das bequemste; jeden Morgen lernt man einen neuen Dichter kennen, und immer so hübsch kurz. Goethe hat übrigens von Begeisterung und nicht von Caviar gesprochen — nu wie haißt, ich ziehe Caviar vor!

Jean: Etwas Hühnerflügel gefällig, Euer Hochgeboren?

Herr von Hansemann: Gewiß. Wie sagt doch der Dichter so schön? „Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel!" Will's ihm glauben! So ein Hühnerflügel ist was Apartes! (Er versenkt sich schweigend in sein drittes Frühstück.)

Jean: Ich höre Stimmen, Euer Hochgeboren —

Herr von Hansemann (sehr ärgerlich): Daß man auch nicht eine halbe Stunde lang ruhig arbeiten kann! Räume rasch ab, Jean, und dann geh — es ist genug, wenn sich Einer von uns Beiden langweilen läßt! (Jean gehorcht.)

Zweite Scene.

Geheimer Commerzienrath Russel: Verzeihung, wenn ich störe. Aber ich komme in wichtiger Angelegenheit. Und falls nichts Besonderes vorliegt —

Herr von Hansemann: Besonderes? Ach nein, es sollte nur noch warmer Hummer kommen. Aber was giebt es denn? Sie sehen so geheimnißvoll aus!

Geheimer Commerzienrath Russel (sehr geschmeichelt): Also sieht man mir meine Geheimrathswürde gleich an? Ei, ei! Ja, um es gerade heraus zu sagen, lieber Freund — es gehen schlimme Gerüchte um!

Herr von Hansemann (fährt empor): Wie? Ist etwa die Austernernte in Gefahr?

Geheimer Commerzienrath Russel: Das nicht. Aber man munkelt Schlimmes über unser Institut. Manche behaupten sogar, es stehe am Rande des Unterganges —

Herr von Hansemann: So — das ist es nur? Wie Sie mich aber erschreckt haben, theurer Freund!

Geheimer Commerzienrath Russel: Die Verhältnisse unserer Bank bilden das Tagesgespräch in Berlin —

Herr von Hansemann (begütigend): Die Tage sind jetzt so kurz!

Geheimer Commerzienrath Russel: Die Leute glaubten bisher, eine vorzügliche Capitalsanlage bei uns zu haben —

Herr von Hansemann: Ja, der Aberglauben ist wirklich noch sehr groß in Europa.

Geheimer Commerzienrath Russel: Und wird es erst allgemein bekannt, daß nahezu die Hälfte unseres Commanditcapitals zum Teufel ging —

Herr von Hansemann (sehr gefaßt): Nu ja, wenn schon, lieber Russel! Der Teufel will auch leben. Es ist ja nicht unser Geld.

Geheimer Commerzienrath Russel: Aber unsere Tantième — he? Die werden sie tüchtig beschneiden, wenn's herauskommt! Von einer halben Million kann keine Rede mehr sein —

Herr von Hansemann (entsetzt): Das — das leid' ich nicht! Da muß ich protestiren! Meinen Sie denn, ich arbeite ganz umsonst?

Geheimer Commerzienrath Russel: Unsere Actionäre sind allerdings dieser Meinung. Früchte Ihrer Arbeit haben Sie bisher nicht gesehen. Aber nun sagen Sie — wie helfen wir uns aus der Klemme?

Herr von Hansemann (überlegen lächelnd): Furchtbar einfach! Wir erhöhen wieder 'mal das Grundcapital!

Geheimer Commerzienrath Russel: Ich wünschte in Ihrem Interesse, lieber Freund, Ihre Einfälle wären neuer und Ihr Adel entsprechend älter.

Herr von Hansemann: Oder wir lassen uns in die Direction der geplanten Berliner Gewerbe-Ausstellung wählen und übernehmen dann Lieferungen für sie?

Geheimer Commerzienrath Russel: Nein, bitte — jedem das Seine! Ich sehe schon, wir kommen jetzt zu keinem Entschluß — ich spreche Nachmittag wieder vor. Es ist nur gut, daß die Witterung in diesem Jahre so frühzeitig warm geworden ist — da führen die Selbstmörder aus besseren Kreisen ihre That schon jetzt aus und warten nicht erst unsere Bilanz ab. (Er entfernt sich.)

Dritte Scene.

Herr von Hansemann (schiebt die Käseschale fort, in sich gekehrt): Die Venezuela-Eisenbahn, die Popp'sche Druckluft, die Mannesmann-Röhren — ganz richtig, das halbe Capital ist futsch! Wenn ich noch zwei oder drei Erfindungen dieser Art nähme, könnte mir wenigstens kein Mensch mehr halbe Maßregeln vorwerfen ... (Er blättert in seiner Briefmappe.) Ein sehr geniales Project hier. Gründung zweier Compagnien von je zwanzig Millionen Mark zur Ausbeutung des Schweifes der Kometen Pemini und Kumini — die Kometenschweife enthalten nach Lavoisière große Mengen Spiritus. Ich glaube, Russel wäre leicht für die Idee zu haben — weil die verdammten Agrarier dann mit ihren Brennkartoffelfeldern zu Grunde gingen! ... Zusammen vierzig Millionen ... Das reicht nicht. Wir haben noch zweiundvierzig. Den Rest könnte man ganz gut zu einem Massen-Hôtel für die Berliner Gewerbe-Ausstellung verwenden — vielleicht findet sich ein Eremit, dem es in den Trappistenklöstern zu lebhaft hergeht ... (Es klopft bescheidentlich an der Thür.) Ha, Jean — er wird das Dessert bringen! (Sehr freundlich.) Herein!

Vierte Scene.

Ein Bureaubeamter (tritt schüchtern näher): Euer Hochgeboren verzeihen die Störung —

Herr von Hansemann: Zum Kuckuck, kann man denn niemals ruhig einen Happen essen — wollte sagen, ruhig über das Geschäft nachdenken? Potzblitz, was wollen Sie?

Der Bureaubeamte: Ich möchte Euer Hochgeboren ergebenst gebeten haben, mich gütigst ohne Kündigungsfrist zu entlassen — ich habe eine Erbschaft in Amerika gemacht und muß sie sofort antreten —

Herr von Hansemann (mißtrauisch): In Amerika? Sind Sie etwa Cassierer bei uns? Ich fürchte, den Herren wird nicht scharf genug auf die Füße gesehen —

Der Bureaubeamte: Euer Hochgeboren wollen sich aus dem Spiegel meiner Beinkleider überzeugen, der das einzige Möbel ist, das ich mir während meines Dienstes in diesem Hause erwerben konnte — zwanzig Jahre habe ich der Gesellschaft als ehrlicher Comptoirist —

Herr von Hansemann: Amerika, Amerika — Sie sollten sich vorsehen, das Wasser hat keine Balken. Seitdem sie den Tod erfunden haben, ist kein Mensch mehr seines Lebens sicher ... A propos, wenn Sie nach Amerika gehen, müssen Sie da nicht über Hamburg?

Der Bureaubeamte: Ich beabsichtige dies in der That. Ich habe nämlich einen Vetter dort an der Norddeutschen Bank —

Herr von Hansemann: Norddeutsche Bank? Kenn' ich ja gar nicht! Seit wann existirt denn die?

Der Bureaubeamte: Sie existirt schon so lange, daß sie nächstens zu existiren aufhören will.

Digitized by Google

Herr von Hansemann: Was Sie sagen! (Es kommt ihm eine große Idee, er sinkt müde und überangestrengt in den Stuhl zurück.) Schön, Sie können gehen — aber Sie müssen so gut sein, einen Brief an die Direction der Norddeutschen Bank mitzunehmen! (Der Beamte sich verneigend ab.)

Fünfte Scene.

Herr von Hansemann (für sich): Wenn es nichts hilft, hab' ich wenigstens die zehn Pfennige Porto gespart. Unser Handlungs-Unkosten-Conto ist ohnehin schon überlastet mit seinen sechs ein halb Millionen Mark! (Er nimmt die Zeitung zur Hand und vertieft sich in die Berichte über die gestern bei Hofe und sonstwo stattgehabten großen Gastmähler.)

Dritter Akt.

Vor der Berliner Börse, Mitte März 1896.

Bankier Mayer: Gott, sie sah gestern wieder wunderbar aus, die kleine Hexe! Sie trug kurze Röckchen, tief ausgeschnitten —

Procurist Meyer: Aber ohne sichtbaren Grund! Hätte man sie mit Roentgenstrahlen photographirt, dann wären höchstens die Fischbeinstangen —

Commerzienrath Maier: Was ist denn das nun wieder, Roentgenstrahlen?

Bankier Mayer: Ein Licht, das man absolut nicht sehen kann, Herr Commerzienrath!

Commerzienrath Maier: Ach, nun weiß ich schon — die Berliner Gewerbe-Ausstellung soll Abends damit beleuchtet werden!

Bankpräsident Meier (vorübergehend): Wie geben Sie Disconto-Commandit?

Alle (ziehen andächtig die Cylinder): 220!

Bankier Mayer: Ein gewaltiger Kopfarbeiter, der Hansemann!

Prokurist Meyer: Ein echter Aristokrat! Solch eine Bilanz kann nur der geborene Edelmann machen!

Commerzienrath Maier: Wie steh' ich da! Was hab' ich gesagt, als Ihnen allen im vorigen Jahre das Herz hörbar in die Hosen fiel? Uebrigens hat er sich auf morgen bei uns zur Gänseleberpastete angemeldet —

Bankier Mayer: Wie er nur auf die Idee mit der Norddeutschen Bank kam? Gestehen Sie es ein, meine Herren — dergleichen ist eine Eingabe des Genius, vor der uns gewöhnlichen Sterblichen nur übrig bleibt, ehrfurchtsvoll die Häupter zu entblößen! (Er thut es trotz seiner Glatze.)

Commerzienrath Maier: Dreißig Millionen auf einen Hieb, in einem Jahre! (Zu Mayer.) Wenn ich erwäge, daß Sie drei Jahre lang über die eine Million nachdenken mußten, die Ihnen Ihr erster Bankrott brachte —

Bankier Mayer (mit einiger Hast): Schade nur und schändlich, daß die gehässigen Angriffe unverständiger und boshafter Nichtswisser den großen Mann so mitgenommen haben, daß er allen Ernstes daran denken soll, sich von den Geschäften zurückzuziehen!

Procurist Meyer: Man behauptet thatsächlich, Herr von Hansemann habe mit dem Leben abgeschlossen.

Commerzienrath Maier: Hansemann mit dem Leben abgeschlossen? Da kann sich das Leben gratuliren! Er wird einen schönen Posten daran verdient haben! Timon d. J.

Notizen.

Aus dem Sachsenwalde. Von Richard Linde. (Hamburg, Otto Meißner.) Der Verfasser, von einem höheren geschichtlichen und geographischen Standpunkt ausgehend, weist auf die Thatsache hin, daß das, was wir heute „Sachsenwald" nennen, den größten Rest einer uralten Waldung bildet, die einst das ganze Gebiet zwischen Niederelbe, Alster, Trave und Stecknitz erfüllte mit den Eckpfeilern Hamburg, Lübeck und Lauenburg. Und dieses Gebiet, das sich wie von selbst als das „Sachsenwaldgebiet" ablöst, ist in der That eigenartig genug. Drei geographisch verschiedene Gebiete berühren sich hier wie auch drei Völker sich hier berührt haben die es zu einem kampfzerwühlten Grenzlande machten. Mit innerer Nothwendigkeit entwickelte sich hier die Idee der nordöstlichen Colonisation, welche der mittelalterlichen Geschichte dieses nordalbingischen Landes ihr Gepräge giebt. Ansgar, Adalbert, die Billinger, Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, Adolf I. von Holstein, Hamburgs und Lübecks fischen Bürger sind die Diener dieser Idee gewesen. Gerade hier zwischen Niederelbe und Trave ist die Wurzel jener großen mittelalterlichen Bewegung zu suchen, die das ostelbische Gebiet zu einem rein deutschen Lande machte. Ihm ist vom Schicksal die Zusammenfassung des ganzen Deutschland beschieden gewesen, und so fand denn der große Kanzler, der das auf colonialem Boden erwachsene Preußen mit dem alten Deutschland vereinigt hat, hier auf der einstigen Slavengrenze die Raststätte seines Lebensabends. Aber der Verfasser erweist sich nicht allein als wohlbewanderter Historiker und Culturschilderer, er besitzt auch eine poetische Ader, die sich in stimmungsvollen Naturbildern kund giebt. Durch seine Blätter rauscht gewissermaßen der altehrwürdige Sachsenwald und erzählt uns seine Geschichte, seine Sagen, von dem jahrhundertelangen Streite der Bürger Hamburgs und Lübecks um seinen Besitz, von der Gründung von Friedrichsruh und den Lieblingsstätten des Fürsten und dessen Liebe zum niederdeutschen Walde. Als Schmuck sind 27 Bilder in Lichtdruck nach Aufnahmen des Verfassers hinzugefügt. Auf Kupferdruckpapier in verschiedener Farbentönung in der artistischen Anstalt von J. Löwy in Wien gedruckt, machen sie den Eindruck von Heliogravüren. Wir sehen die verschiedenartigsten Waldlandschaften in buntester Abwechselung, theils charakteristische Waldbilder, theils Lieblingspunkte des Fürsten. Aber auch wichtige historische Stätten der näheren Umgebung, z. B. der Markt auf dem Glüsing, die alte Ertheneburg, sind mit hineingezogen. In sinniger Weise ist als Titelbild die „Fürsteneiche im Sachsenwalde" gewählt. Von großem Interesse ist das Bild des Fürsten, wie er freundlich lächelnd mit seiner riesigen Figur die ihn umdrängenden Schüler eines Hamburger Gymnasiums überragt, die ihn halb scheu, halb bewundernd anstarren. Der Baumschlag, scharf und doch mit unendlicher Feinheit dargestellt, spricht von den Fortschritten unserer Amateur-Momentphotographie. Jedes Bild ist zugleich ein Triumph der vervielfältigenden Kunst. Die Verehrer des Fürsten Bismarck werden dem schönen Buch einen Ehrenplatz auf dem Bücherbrett anweisen.

Deutsche Bürgerkunde. Von Landgerichtsdirector Georg Hoffmann und Oberlehrer Dr. Ernst Groth. (Leipzig, Grunow.) Ein „kleines Handbuch des politisch Wissenswerthen für Jedermann", mit anderen Worten: die Lehre von den Rechten und Pflichten der Bürger in knapper, allgemein verständlicher Form. Nach einer einleitenden Besprechung von Gemeinde, Staat und Reich, schildern die folgenden Capitel die gesetzgebenden Factoren des Reichs: Kaiser, Bundesrath und Reichstag, darauf den Reichskanzler und die Reichsbehörden, dann Gesetze, Gerichte, Heer und Marine, Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, Verkehrswesen und Colonien, Finanzen, Steuern, Zölle, Kirchen- und Unterrichtswesen, sociale Gesetzgebung, wobei Alles, was über den betreffenden Gegenstand vom Reich und von den Einzelstaaten gesagt werden soll, behandelt wird. Leider kommt hier die Competenz-Abgrenzung zwischen Reich und Einzelstaaten nicht klar zum Ausdruck. Die gewollte Knappheit z. B. bei dem Staatsrecht der Einzelstaaten und der Schilderung der Reichsverfassung führt manche Unklarheit herbei. Um so trefflicher ist der Abschnitt über die Gerichte, die Gerichtsverfassung und das Gerichtsverfahren, Civil- und Strafproceß und das Concursverfahren. Der Abschnitt über Heer und Marine könnte kürzer gefaßt sein. Alles in Allem ist es ein überaus nützliches und praktisches Nachschlagebuch, das hoffentlich nicht ausbleibende Neuauflagen noch verbessern können.

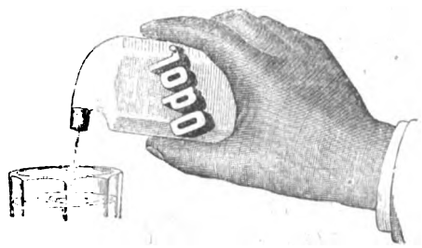
Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



Odol ist das erste und einzige Zahn- und Mundreinigungsmittel, welches den Ursachen der Zahnverderbniß absolut sicher entgegenwirkt. Die nachgewiesen absolut sichere Wirkung beruht vornehmlich auf der Eigenthümlichkeit des Odols, daß es sich in die hohlen Zähne und in die Zahnfleischschleimhäute einsaugt und diese gewissermaßen imprägnirt. **Man begreife das enorm Wichtige dieser ganz neuen und eigenartigen Wirkung wohl:** während also alle übrigen Zahnreinigungsmittel nur während der wenigen Momente des Zahnreinigens wirken können, läßt das Odol einen antiseptischen Vorrath an den Mundschleimhäuten und in den hohlen Zähnen zurück, der noch stundenlang fortwirkt. Auf diese Weise wird eine continuirliche antiseptische Wirkung erzielt, wodurch das Gebiß bis in die feinsten Spalten von allen zahnfressenden Prozessen und Pilzen unbedingt sicher freigehalten wird. Hieraus folgt, daß Derjenige, der sich consequent täglich mit Odol Mund und Zähne reinigt, seine Zähne gegen Hohlwerden unbedingt sicher schützt. Odol kostet die ganze Flasche (Original-Spritzflacon), die für mehrere Monate ausreicht, M. 1,50 = fl. 1,— ö. W. in den Apotheken, Drogerien u. s. w.

Um jedoch Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Odols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das unterzeichnete Laboratorium entschlossen, an Jeden, der eine Mark oder 70 Kreuzer in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Originalspritzflacon) Odol direkt franko zur Probe zuzusenden.

Dresdener Chemisches Laboratorium, Lingner, Dresden.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

HANS VON BÜLOW

Briefe und Schriften

herausgegeben von

Marie von Bülow.

I. Briefe.

Band I u. II mit Bildnissen und Faksimilen. ℳ 10.—, geb. in Leinw. ℳ 12.—, in Halbfranz ℳ 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände „Briefe" vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

Von einer angesehenen thätigen **Leipziger Verlagsbuchhandlung** werden aussichtsreiche

Manuscripte

unter coulanten Bedingungen zu erwerben gesucht. Angebote unter **G. 830** durch **Rudolf Mosse, Leipzig** erbeten.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Vom 1. April ab erscheint

und ist von jeder Postanstalt (**Postzeitungsliste Nachtrag Nr. 1863a**), sowie von allen Spediteuren zu beziehen die **sechsmal wöchentlich** erscheinende

Deutsche Zeitung

Unabhängiges Tageblatt für nationale Politik

mit

Täglicher Unterhaltungsbeilage „Rundschau"

Herausgeber **Dr. Friedrich Lange**

(früher Leiter der „Täglichen Rundschau").

Leitender Gesichtspunkt der „Deutschen Zeitung": Alles, was dem Deutschthum fremd oder feind ist, soll abgewehrt, Alles, was ihm gedeihlich werden kann, gefördert werden.

Besondere Aufgabe der „Deutschen Zeitung": Das Blatt soll ein Sammelpunkt werden für Alle, die sich über die ersichtlich absterbenden alten Parteien hinausheben und zielbewußt die kommende Deutschpartei der wirthschaftlichen Reform anbahnen wollen.

Die im **täglichen Umfange eines Bogens** erscheinende **Unterhaltungsbeilage** vereinigt die **besten Erzähler** und **bedeutendsten früheren Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau"** im gewohnten Zusammenklange verläßlicher Deutschgesinnung.

Preis 5 Mark vierteljährlich.

Prospekte, welche näheren Aufschluß über Entstehung und Absichten des neuen Blattes geben, unentgeltlich und postfrei bei der

Geschäftsstelle der „Deutschen Zeitung"

Berlin SW., Friedrichstr. 240/241.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet. Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstra... Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 21. März 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

LUX ET VERITAS
INDIANA UNIVERSITY

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der abessinische Krieg und der Dreibund. — Das geplante Bauschöffenamt. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse. — Der Zionismus. Von Mathias Acher. — **Literatur und Kunst.** Der Teufel in der Poesie. Von Adolf Kahle. — Oscar Wilde. Von Johannes Gaulke. — **Feuilleton.** Wenn man falsch geht. Humoreske von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Ein Ehrbarer Kaufmann. Von Caliban. — Allerlei Ausstellungen. Von Franz Servaes. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der abessinische Krieg und der Dreibund.

Die schwere Niederlage, welche die italienische Colonialpolitik bei Adua erlitt, wird Italien, ungeachtet aller Bestrebungen Frankreichs, es vom Dreibunde loszusprengen, gewiß nur noch fester an denselben ketten, da er ihm gestattet, seine Action in Afrika unbesorgt vor fremder Intervention in der ihm erwünscht scheinenden Weise fortzusetzen. Andererseits ist jedoch nicht zu verkennen, daß die Verwickelung Italiens in das auch heute, bei weit eingeschränkteren Zielen, noch immer sehr ungewisse und weitläufige abessinische Unternehmen, bisher nichts weniger als zur Stärkung der Wehrmacht Italiens und damit derjenigen des Dreibundes gedient hat und ferner dienen wird, namentlich wenn das Armeereducirungs-Programm des neuen Kriegsministers Ricotti zur Durchführung gelangt. Allerdings scheint der neue Chef des italienischen Cabinets, Rudini, auf seine frühere Forderung, Herabsetzung der Zahl der italienischen Armeecorps von 12 auf 10, in Folge des Festhaltens des Königs an diesem Punkt, verzichtet zu haben. Allein die Reducirungen, welche der Kriegsminister Ricotti beabsichtigt, sind so beträchtlich, daß sie zweifellos eine Schwächung des italienischen Heeres in gewissem Grade bedingen. Sie bestehen im Wesentlichen in einer Herabsetzung der Anzahl der Feldartillerie-Regimenter von 24 auf 12, allerdings unter Beibehalt der bisherigen Anzahl von 1152 Geschützen, jedoch unter Formirung von schwierig zu mobilisirenden, auszubildenden und taktisch zu gliedernden und verwendbaren Batterieen von 8 statt wie bisher 6 Geschützen, eine Zahl, die z. B. die russische Armee, da sie mit ihr schlechte Erfahrungen gemacht hatte, schon seit längerer Zeit aufgab. Ferner in der Aufhebung der 6. Schwadronen und damit wichtiger Cadres für die Mobilmachungsformationen, sowie in derjenigen der 4. Compagnieen bei den Infanterie- und den Bersaglieri-Regimentern, die nebst den 6. Schwadronen erst im Mobilmachungsfalle aufgestellt werden sollen, eine Maßregel, die hinsichtlich der Hauptwaffe, der Infanterie, als die empfindlichste dieser Reductionen bezeichnet werden muß. So sehr auch die damit jährlich ersparten Millionen den bedrängten Finanzen Italiens zu Gute kommen könnten, so werden die letzteren jedoch, durch die beschlossene Fortführung des Krieges in Afrika, die unter einer 200 Millionen-Aufwendung kaum durchführbar sein wird, da der Unterhalt der bisher dort vorhandenen Streitmacht von 40000 Mann täglich $1^1/_4$ Millionen Lire erfordert, in dieser Richtung bis auf Weiteres sehr stark und für das nicht reiche Land fast unerträglich in Anspruch genommen. Es wird sich diese Summe vielleicht noch erhöhen, wenn die zu einem offensiven Vorgehen gegen die über das Doppelte überlegene Streitmacht des Negus erforderliche Verstärkung des Expeditionscorps auf 60000 Mann und gebotenenfalls mehr, eintritt. Allein nicht sowohl diese starken Mittelaufwendungen Italiens für die Führung des Krieges in Afrika, dessen Ziele völlig außerhalb der Interessen des Dreibundes liegen, und die beabsichtigten Heeresreductionen des Kriegsministers Ricotti bilden Momente der militärischen Schwächung Italiens gegenüber seinen ihm eventuell zufallenden Aufgaben im Dreibunde, sondern vor allem die zur Zeit vorhandene Entsendung von 40000 Mann des stehenden Heeres nach Erythrea, deren Combattantenzahl zwar an und für sich gar keine erhebliche Schwächung des italienischen Heeres auf Kriegsfuß bedeutet, ihm jedoch eine sehr in's Gewicht fallende Anzahl von Cadres entzieht, die bei der Mobilmachung sowohl zur Aufnahme der Kriegsreserven, wie zur Bildung von Neuformationen bestimmt sind. Der Ausfall, welcher auf diese Weise der mobilen italienischen Feldarmee entsteht, wird französischerseits auf nicht weniger wie 200000 Mann berechnet. Zwar scheint diese Anzahl zu hoch gegriffen, allein 160—180000 Mann beträgt sie gewiß. Es ist dies eine Streitmacht, die zwar im Verhältniß zu der Gesammtzahl des italienischen Heeres auf Kriegsfuß von $1^1/_4$ Millionen Mann nicht schwer in's Gewicht fällt, jedoch dadurch, daß sie den Streitkräften der ersten Linie entzogen wird und nicht durch mangelhaft encadrirte Truppen der 2. Linie genügend ersetzt zu werden vermag. Italien hat sich mit der Schaffung und Erhaltung eines Landheeres und einer Flotte nahezu ersten Ranges zugleich eine, wie die Ereignisse und die Lage seiner Finanzen beweisen, zu große Last aufgebürdet, und seine Heeresorganisation, in den letzten Decennien dem mannigfachsten Wechsel unterworfen und im Kriege noch nicht erprobt, entbehrt überhaupt noch des festen Gefüges und Gepräges. Sie besitzt auch darin eine Lücke, daß die Mittel des Landes es nicht gestatteten, das alljährlich verfügbar werdende Recrutencontingent von 75000 Mann in seinem vollen Umfange zur Ausbildung in's Heer einzustellen, sondern daß alljährlich durchschnittlich nur $^2/_3$ desselben, nämlich 50000 Mann, zur Einstellung gelangten. Auch an der kriegsmäßigen wiederholten Schulung der Mannschaften des beurlaubten Standes mangelt es, denn mit der einzigen Ausnahme im vorigen

Digitized by Google

Jahre wurden nie über 30000 Reserven zu Uebungen eingezogen. Ueberdies traten bereits in den letzten Jahren mannigfache Reducirungen im Budget des Heeres ein, worunter dessen inneres Gefüge stellenweise litt. Somit erscheint die Wehrmacht Italiens zur Zeit, besonders in Folge der Beanspruchung durch den afrikanischen Krieg, nicht unerheblich an ihrer Leistungsfähigkeit für die Aufgaben, die ihr in ihrem Verhältniß zum Dreibunde zufallen, gemindert, und ganz besonders gilt dies unter den heutigen Umständen für die financielle Leistungsfähigkeit des Landes bei einem etwaigen großen continentalen Kriege.

Allein die Aufgaben, deren Durchführung der Dreibund und insbesondere Deutschland im Falle jenes Krieges von Italien erwarten, sind für die Wehrmacht Italiens verhältnißmäßig so leicht zu erfüllen, daß auch bei der derzeitigen numerischen und ihrer demnächstigen organisatorischen und taktischen Minderung, ihre Erfüllung im Wesentlichen möglich erscheint. Sie bestehen einerseits darin, daß Italien 3—4 französische Armeecorps an die Alpengrenze fesselt und dadurch dem ostfranzösischen Hauptkriegsschauplatz gegenüber den deutschen Westarmeeen entzieht. Ferner in der Beschäftigung der Hauptkräfte der französischen Flotte, des französischen Mittelmeergeschwaders, durch die italienische Flotte, sowie der Verhinderung einer französischen Landung im großen Stil an den Küsten Italiens, namentlich bei Rom. Sie bedingen ferner dadurch, daß Oesterreich-Ungarn um seine italienische Grenze völlig unbesorgt zu sein braucht, die volle Verwendungsfreiheit der gesammten österreichisch-ungarischen Armee gegen Rußland. Diese sämmtlichen Aufgaben nebst derjenigen des Schutzes der wichtigsten italienischen Küstengebiete, auch durch die Landtruppen, vermag die italienische Armee, auch nach den bezeichneten Abgängen, im Wesentlichen zu erfüllen. Allerdings wird sie nicht mehr in der Lage sein, mit einem Theil ihrer Streitkräfte, von etwa 2—3 Armeecorps zu einer, wie es scheint, bisher geplanten Offensiv-Diversion nach dem südlichen Vogesenkriegsschauplatz schreiten zu können. Allein diese Theilnahme an den deutschen Heeresoperationen in jenem Kriegsfalle schien in Anbetracht der geringen Leistungsfähigkeit der Vorarlbergbahn betreffs ihres rechtzeitigen Eingreifens überhaupt ziemlich ungewiß. Durch die Vernichtung fast der gesammten Gebirgsbatterieen des italienischen Heeres und die Entsendung einer Anzahl von Alpenbataillonen scheint überdies die italienische Alpenvertheidigung gegenüber Frankreich geschwächt. Allein immerhin bildet die italienische Sperrfortkette vom Dora Baltea-Thal bis nach Genua und der Hoch-Gebirgscharkater der nordwestitalienischen Grenzgebiete einen starken Schutz für die italienische Alpengrenze.

Die Schwächung der Wehrmacht Italiens für seine Aufgaben innerhalb des Dreibundes liegt daher weniger in der heutigen und voraussichtlich demnächstigen besonderen Gestaltung seiner militärischen Verhältnisse, wie in der erneuten starken Inanspruchnahme seiner schon schwer belasteten Finanzen, und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist daher eine möglichst rasche Beendigung seines afrikanischen Feldzuges im Interesse sowohl Italiens selbst, wie des Dreibundes dringend zu wünschen.

Das geplante Bauschöffenamt.

Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse.

Die zahlreichen Anträge auf Verbesserung der Lage der Bauhandwerker durch Sicherung ihrer Forderungen auf Werklohn, welche seit 1892 unaufhörlich den Reichstag und die Landtage der Bundesregierungen beschäftigen, haben eine lange Reihe von Vorschlägen gezeitigt, durch welche dem unstreitig vorhandenen Uebel des Bauschwindels soll gesteuert werden können. Das gleiche Ziel verfolgt auch ein neuerdings dem Hause der Abgeordneten vorgelegter, welcher die Zustimmung für einen Gesetzentwurf fordert, nach welchem die Stadt- und Landgemeinden ermächtigt werden, Ortsstatuten einzuführen, auf Grund deren Bauschöffenämter errichtet werden, denen die Aufgabe zufällt, Bauvorhaben auf ihre wirthschaftliche Solidität zu prüfen und deren gewissenhafte Durchführung zu überwachen. Der Vater dieses Gedankens stellt sich den Ausführungsplan so vor, daß die baupolizeiliche Genehmigung eines Neu- oder Umbaues von der Polizeibehörde nur dann ertheilt werden darf, wenn von den Bauschöffen dieser gegenüber die Erklärung abgegeben ist, daß bezüglich der Zahlungsfähigkeit des Gesuchstellers Bedenken nicht obwalten. Die Bauschöffen sollen aus der Zahl der Gemeindemitglieder durch die Gemeindevertreter wählbar sein. Sie bilden das Bauschöffenamt. Die näheren Bestimmungen über die Zusammensetzung und Geschäftsführung des Bauschöffenamts soll das mit der Genehmigung der Aufsichtsbehörde zu erlassende Ortsstatut regeln. Zur Ermöglichung dieser vorgesehenen Prüfung sollen von dem die Baugenehmigung Nachsuchenden der Polizeibehörde außer den Bauplänen ordnungsmäßige Kostenanschläge einzureichen sein. Von dieser wird das Gesuch mit den Bauplänen und Kostenanschlägen dem Bauschöffenamt übermittelt. Letzteres soll, sofern es Bedenken wegen der Zuverlässigkeit oder der Zahlungsfähigkeit des Unternehmers hat, berechtigt sein, von demselben eine in Art und Höhe nach freiem Ermessen zu bestimmende Sicherheit wegen Bezahlung der Forderungen der Bauhandwerker, Lieferanten und Arbeiter zu verlangen, welche auch durch Bürgschaft bestellt werden kann. Mit Bestellung der Sicherheit fällt die Befugniß zur Beanstandung der Baugenehmigung fort. Derjenige, welchem die polizeiliche Genehmigung zum Bau ertheilt ist, haftet daraus allen Handwerkern, Lieferanten oder Arbeitern, deren Lieferungen bezw. Arbeiten auf den Bau verwendet sind, als Selbstschuldner, dergestalt, daß seine Haftung auch bei Veräußerung des Baugrundstücks bestehen bleibt. Das Gleiche trifft hinsichtlich der etwa bestellten Sicherheit oder Bürgschaft zu. Deßhalb sollen Cessionen, Beschlagnahmen oder sonstige Verfügungen über die Sicherheit den gedachten Forderungen gegenüber unwirksam bleiben. Die gegen die Versagung der polizeilichen Baugenehmigung zulässigen Rechtsmittel sollen demzufolge auch darauf gegründet werden können, daß das Bauschöffenamt die Zahlungsfähigkeit des dieselbe Nachsuchenden ohne Grund in Zweifel gezogen hat.

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Vorschläge, welche nach den Plänen des Antragstellers auf Reparaturbauten, sowie auf Bauvorhaben des Reiches, des Staates, der Provinzen, Kreise, Gemeinden und diesen verwandter Corporationen keine Anwendung finden sollen, viele gute Gedanken enthalten, welche zum überwiegenden Theile aber bereits bekannt, d. h. von anderer Seite geäußert wurden. Demungeachtet wird die Durchführung dieses Planes niemals den beabsichtigten Zweck erreichen, wohl aber dazu dienen, die Bauthätigkeit lahm zu legen oder das ganze Baugeschäft den selbstständigen Unternehmern von baugewerblichen bezw. bauhandwerklichen Betrieben zu entziehen und der Capitalmacht zu überliefern.

Der Vorschlag, daß jedem Bauerlaubnißgesuche außer den Plänen auch ein vollständiger Bauanschlag beigefügt werden solle, ist schon alt. Er wurde zuerst von Isensee in der Deutschen Warte kundgegeben, demnächst von Goldschmidt in der Deutschen Bauzeitung wiederholt und von Reuling in der „Post“ weiter ausgesponnen. Alle drei Vertreter desselben haben aber einem theoretischen Gedanken sich hingegeben, ohne dessen praktische Durchführbarkeit sich zu vergegenwärtigen. Deßhalb wurde er auch bereits vom praktischen Standpunkte aus in der Baugewerkszeitung, in dem „Neuen Kurs“, in der Berliner Rundschau auf seine Unhaltbarkeit geprüft und durch gewichtige Gegengründe widerlegt. Den hier geäußerten Be-

Digitized by Google

denken scheint der Antragsteller durch das in Aussicht genommene Bauschöffenamt begegnen zu wollen. Allein auch ihm ist entgegenzuhalten, daß er die Arbeit und Verantwortlichkeit unterschätzt hat, welche er demselben übertragen will, dagegen die daraus zu erhoffenden wirthschaftlichen Erfolge erheblich überschätzte. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche dem richtigen Veranschlagen der Baukosten entgegenstehen, mit welchen also bei Aufstellen des Kostenanschlages zu rechnen ist, der vermag auch nur zu ermessen, welche zeitraubende, mühevolle, verantwortliche Aufgabe demjenigen zufällt, der den Kostenanschlag auf seine Richtigkeit prüfen will. Jeder auf die Höhe der Arbeitslöhne, den Preis der Materialien, die Dauer der Arbeitszeit einflußvolle Umstand äußert seine Wirkungen auf den Baukostenanschlag. Eine auf Erzielung besserer Lohn- oder Arbeitsverhältnisse ausgebrochene Arbeitseinstellung verfehlt nicht, nach dieser Richtung hin ungünstig sich zu äußern. Die Anfertigung des Bauanschlages erfolgt naturgemäß während des Ruhens der Bauthätigkeit. Zeigt sich bei Beginn der Bauperiode, daß mehr Arbeitskraft gebraucht, dann wird sogleich in den Streik eingetreten, was eine unverhältnißmäßige Ueberschreitung des Anschlages zur Folge haben kann. Die Bauschöffen, welche den Anschlag unter Berücksichtigung der zur Zeit geltenden Arbeitsverhältnisse prüften und dementsprechend Sicherheitsbestellung anordneten, haben dann zum Ertheilen einer Bauerlaubniß mitgewirkt, welche, wie sich später herausstellt, wegen Unzulänglichkeit der erforderlichen Geldmittel zu beanstanden gewesen wäre. Abgesehen aber selbst hiervon, erfordert eine gewissenhafte Prüfung der Anschlagspositionen eine derart umfassende Kenntniß des Bauwesens, daß nur gründliche Baukundige in dieses Amt berufen werden können. Außerdem ist der zur Prüfung erforderliche Zeitaufwand in Anschlag zu bringen, welcher bedingt, daß die Genehmigung des Bauvorhabens unverhältnißmäßig lange sich verzögert. Dadurch kann leicht eine Bauperiode verpaßt, die Gebrauchabnahme hingehalten werden, was wieder zur erheblichen Vertheuerung des Bauwerks infolge Ausfall von Miethserträgen führt, während doch auch die den Bauschöffen zu gewährende Vergütigung in Anbetracht der auf die Prüfung verwendeten Zeit die Bauerlaubniß erheblich vertheuert. Es kommt deßhalb in Frage, ob die zu erwartenden Vortheile in richtigem Verhältnisse zu den unabweisbaren Nachtheilen stehen, was zu verneinen sein wird.

Auch die Bürgschaft für die Verbindlichkeiten des Bauherrn ist bereits von Schulz in der Kreuzzeitung angeregt, aber in der Volksrundschau als unzweckmäßig bekämpft worden. Man stellte sich vor, daß nach Art der Eintrittsverbindlichkeit des Bauherrn oder Zwischenunternehmers für die Verbindlichkeiten des Regiebauunternehmers gegenüber der Baugewerks-Berufsgenossenschaft auf Grund des Bau-Unfall-Versicherungs-Gesetzes § 27 derjenige subsidiär für den Werklohn solle haften müssen, welcher auch nur zeitweise an dem Bau selbst mittelbar oder unmittelbar als Auftraggeber betheiligt gewesen sei. Der jetzige Entwurf weicht hiervon allerdings ab, indem er eine Sicherheitsbestellung in Höhe des Anschlages entweder in Geld oder Werthpapieren oder durch Bürgschaftsübernahme seitens eines Capitalisten in Aussicht nimmt. Allein schwerlich wird sich Jemand anderes zur Bürgschaftsübernahme bereit finden lassen, als wer das Baugeld darleiht, so daß im Endergebnisse der Vorschlag darauf hinauskommt, die Ausführung eines Baues von Erfüllung der Vorbedingung abhängig zu machen, die erforderlichen Geldmittel zu hinterlegen. Welche Gefahren daraus für das Baugewerbe bezw. Bauhandwerk entstehen, hat der Schutzverein der Berliner Bauinteressanten sehr richtig erkannt, als er eine derartige Maßnahme deßhalb widerrieth, weil dann nur Großcapitalisten oder Baubanken würden bauen können, welche bei der Ausführung sich nicht der Werkmeister bedienen, vielmehr solche unter Leitung ihrerseits bestellter Techniker mit selbstangenommenen und gelohnten Arbeitern herstellen würden, so daß die Arbeitsgelegenheiten den selbstständigen Unternehmern von Baubetrieben entzogen und letztere allmälig zu bloßen Arbeitsgehilfen der Capitalmacht herabsinken werden. Diese Besorgniß wird auch von der Gewerbekammer zu Hamburg und dem Verband der Gewerkvereine des Pfalzgaues getheilt, während allerdings der Stadtrath zu Chemnitz und die Bau-Innung zu München, wenngleich etwas eingeschränkt, der Auffassung des Antrages zustimmen.

Abgesehen von diesen hier dargelegten Bedenken würde die Organisation der Bauschöffenämter auch kaum zu überwindenden Schwierigkeiten in der Praxis begegnen. Zunächst käme in Frage, wie die mit einem öffentlichen Charakter ausgestattete Behörde besetzt werden soll, ob nämlich mit besoldeten oder mit in das Ehrenamt eines Bauschöffen gewählten Personen. Gegen festangestellte Bauschöffen würde das in Laienkreisen herrschende Vorurtheil einer allzustraffen bureaukratischen Behandlung sich erklären, während die Uebernahme eines unbesoldeten Ehrenamtes die dazu Berufenen mit Recht ablehnen werden, weil sie die dafür erforderliche Zeit ohne Hintansetzen ihrer eigenen Interessen nicht zu erübrigen vermögen. Es kann füglich aber keinem Berufsstande zugemuthet werden, seine Zeit und Arbeitskraft uneigennützig dafür einzusetzen, daß nicht öffentliche Interessen des Gemeinwesens, vielmehr rein private Sonderinteressen einzelner Personen gefördert werden. Im unbesoldeten Ehrenamte würde der bestellte Bauschöffe in erster Linie seine Zeit und Arbeitskraft für das seinerseits erwählte Berufsfach verwerthen und erst in zweiter Linie die gewonnene freie Zeit zur Erledigung seiner Amtsgeschäfte verwenden können. Geschieht dies, dann folgt daraus eine, für jeden im Bauwesen auch nur oberflächlich Eingedrungenen leicht erkennbare derart lange Verzögerung der Arbeitserledigung, daß schon aus diesem Grunde der Vorschlag als praktisch unverwerthbar sich herausstellt. Dem tritt noch ein weiteres Erwägungsmoment hinzu. Die Prüfung und Feststellung des Bauanschlages erfordert umfassende Baukenntniß. Die Prüfung und Feststellung der Zahlungsfähigkeit und Zahlungswilligkeit des Gesuchstellers aber Menschenkenntniß. Beide sind, in derselben Person vereinigt schwer anzutreffen. Wie soll aber das Bauschöffenamt ermitteln, daß betreffs der Zahlungsfähigkeit des Gesuchsstellers Bedenken nicht obwalten? Darf ohne Verletzung der verfassungsgemäß gewährleisteten Grundrechte die Polizei oder die Steuerbehörde darüber Auskunft einholen und ertheilen? Und wenn in Fällen, wo solche hätte versagt werden sollen, die Bauerlaubniß ertheilt wurde, soll dann das Gemeinwesen als Schöpferin des Bauschöffenamtes für etwa darauf zurückführbare Werklohnverluste eintreten? oder der Bauschöffe für sein fahrlässiges Verhalten haftbar sein? Alle diese Fragen würden vorab geregelt werden müssen, was der Antragsteller Wallbrecht sich wohl nicht vergegenwärtigt hat.

Daß der Gesuchsteller und der Bürge auch im Falle einer inzwischen erfolgten Veräußerung des Baues oder des Baugrundstückes verantwortlich bleibt, ist eine logische Folge der als Vorbedingung der Bauerlaubniß aufgestellten Prüfung seiner Leistungsfähigkeit, so daß weder aus rechtlichen noch aus wirthschaftlichen Gründen hiergegen sich etwas einwenden läßt. Das Gleiche trifft zu hinsichtlich der vorgesehenen Unübertragbarkeit und Unpfändbarkeit einer bestellten Sicherheit, bezw. des hinterlegten Baucapitals. Das öffentliche Recht hat dementsprechende Verfügungsbeschränkungen zum Besten der durch die Einrichtung zu sichernden Personen im Kranken-Versicherungsgesetz § 80, im Unfall-Versicherungsgesetze § 99, im Invaliditäts-Versicherungsgesetze § 147 auch bereits anerkannt. Es würde gegen die sinnentsprechende Uebertragung dieses Grundsatzes auf das Privatrecht umsoweniger sich etwas einwenden lassen, als derselbe in der Bestimmung der Beschlagnahme des Arbeitslohnes gleichfalls schon zum Ausdrucke gelangte. Einen zuverlässigen

Digitized by Google

Schutz gegen drohende Werklohnverluste bieten aber selbst diese Vorschriften nicht. Denn der Bauherr, bezw. Bürge kann zur Zeit der Gesuchsstellung und Prüfung sehr zahlungsvermögend gewesen aber durch, zum Theil sogar von seiner freien Willensentschließung unabhängige, Umstände in Vermögensverfall gerathen sein. Dauernd nach dieser Richtung hin beide überwachen zu sollen, kann jedoch nicht zu den Aufgaben des Bauschöffenamtes gehören. Eine derartige Auflage würde das Maaß alles Billigen und Zulässigen ungebührlich überschreiten, also sich als ein ungerechtfertigtes Verlangen kennzeichnen.

Stellt hiernach sich dieser neue Vorschlag als recht bedenklich und keinesfalls untrügerisch heraus, so darf gegen denselben schließlich noch geltend gemacht werden, daß er die thatsächlichen Verhältnisse im Baugeschäfte und im Grundbesitze verkennt, sowie dem heutigen Verkehrsgesetze die schuldige Berücksichtigung versagt, wenn er für alle von Privatpersonen geplanten Neu- oder Umbauten die Baueinschränkung fordert. Unter Neubauten versteht man gemeingewöhnlich die auf einem neuerschlossenen Baugelände bezw. einem bisher mit Baulichkeiten nicht besetzt gewesenen Baugrunde errichteten, unter Umbauten die nach Abbruch bereits vorhandener hergestellten bezw. bei theilweiser Benutzung derselben geschaffenen Bauwerke. Fast durchgängig wird in dem letzteren Falle aber mit der Thatsache zu rechnen sein, daß die Grundstücke mit Hypotheken oder Grundschulden belastet sind. Deßhalb haben verschiedene Grundsätze bei diesen und bei jenen Platz zu greifen. Bei Neubauten wird bloß im Umfange der Expertise des rheinisch-französischen Rechts (Art. 2103) die durch den Umbau geschaffene Werthssteigerung für die Bauwerklohnansprüche haftbar erklärt oder die Verpflichtung dem Grundeigner auferlegt werden müssen, vorher den Baugrund pfandfrei zu machen, was nur in den seltensten Fällen erreichbar ist. Bei Neubauten ist zwar nicht mit einer Schuldenlast, wohl aber damit zu rechnen, daß gegenwärtig überwiegend mit fremdem Gelde gebaut wird. Lassen hier sich zwar in dem vorentwickeltem Umfange die Vorschläge des Antrages durchführen, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß die Landesregierungen dafür wenig Geneigtheit zeigen, was die Thatsache erkennen läßt, daß die neuerdings dem sächsischen Landtage zugegangene Gesetzvorlage bloß die Einschaltung eines § 393a in das bürgerliche Gesetzbuch und § 173a in die Verordnung vom 9. Januar 1865, betr. das Verfahren in nichtstreitigen Rechtssachen vorschlägt, wodurch in dem Umfange des preußischen Landrechtes, des bayerischen Hypothekengesetzes, des württembergischem Pfandgesetzes ein Pfandrechtstitel dem Werkmeister an dem Baugrundstücke verschafft wird, wie solchen auch § 583 der zweiten Lesung des bürgerlichen Gesetzbuches vorsieht.

Der Zionismus.

Von Mathias Acher.

Die Judenfrage hat ein hartnäckiges Leben. Damit es endlich erlösche, müßten die Juden oder die Judenfeinde beseitigt werden. Und wirklich wird ja seit jeher und von allen Seiten die eine oder die andere Art der Lösung der Judenfrage versucht. Zu den häufigst angestellten dieser Versuche gehören die Assimilationsbestrebungen, die sich im Laufe der Zeiten mehrfach wiederholten. Die letzte derartige Bewegung begann am Ende des vorigen Jahrhunderts, griff in den ersten zwei Dritteln unseres Jahrhunderts immer weiter um sich, blieb dann eine Weile auf dem Gipfelpunkte stehen, um dann zurückzugehen. Sie bestand eigentlich aus zwei parallelen Strömungen in den beiden in Betracht kommenden Lagern, und äußerte sich daher, trotzdem sie auf Beseitigung der Juden als Volk gerichtet war, als eine friedliche, eine Verbrüderungsbewegung. Anders stellt sich jene Bewegung dar, welche, ebenfalls reich an historischen Vorbildern, gegenwärtig ganz Europa mit ihrem Lärm erfüllt und die Judenfrage auch durch Beseitigung der Juden lösen will — aber durch Beseitigung aus der staatlichen Rechtssphäre. Sie tritt als Kampfbewegung auf den Plan. Doch man hört oft, sie sei bloß das Präludium zur großen socialen Weltschlacht der nahen Zukunft. Die dieser Meinung sind, glauben nun auch, daß die Lösung der Judenfrage in die Lösung der allgemeinen socialen Frage mit eingeschlossen sei. Die neue communistische Gesellschaft werde jeder Uebervortheilung oder unerträglichen Concurrenz und daher dem Judenhasse das sicherste Ende bereiten.

Betrachtet man nun, wie sich die Juden zum Antisemitismus und Socialismus als Anträgen zur Lösung der Judenfrage stellen, so finden wir hauptsächlich drei Kategorien des Verhaltens. Die Einen wollen von beiden Bewegungen nichts wissen, sie halten noch fest an der alten assimilatorischen Methode. Der Antisemitismus beweise nichts; er sei eine vorübergehende Trübung, welche die Juden innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft mit Geduld überstehen müssen. Es verlohne sich deßhalb nicht, nach den gefährlichen Mächten des Umsturzes zu rufen. Was sich eher machen lasse, sei eine Gegenbewegung zur Beseitigung der Judenfeinde, und wirklich wird von dieser Seite die „Abwehr" betrieben. So die Einen. Die Andern haben sich der Socialdemokratie verschrieben und lehnen, da sie von dieser das allumfassende unbeschränkte sociale Heil erwarten, jede besondere Action in Sachen der Judenfrage ab. Seit neuester Zeit macht sich aber unter den Juden noch eine dritte Anschauung geltend. Diejenigen, die sie hegen, nennen sich Jüdisch-Nationale oder Zionisten. (Der zweite Name verdrängt den ersten immer mehr.) Auch sie wollen die Judenfrage durch Beseitigung der Juden lösen, — aber eine Beseitigung aus dem nationalen Lebenskreise der anderen Völker behufs Schaffung eines eigenen nationalen Lebenskreises. Sie verkünden die vom religiös-Traditionellen in's politisch-Moderne übersetzte Messiasidee. Abgesehen von mehreren jüdischen und nicht-jüdischen Vorläufern (Napoleon I., der französische Schriftsteller Ernest Laharanne, der „Communisten-Rabbi" Moses Heß, der englische Premierminister Lord Beaconsfield, die englische Romandichterin George Eliot u. A.) war es das Jahr 1882, welches mit seinen russischen Judenverfolgungen den Anstoß zur modernen zionistischen Bewegung gab. Seit damals giebt es eine geregelte Anlage von jüdischen Ackerbaucolonien im heiligen Lande, giebt es zionistische Vereine und Zeitungen, werden zionistische Congresse abgehalten. Aus Rußland, wo der besonders starke Druck, die vorhandenen jüdischen Tendenzen und die schon erzielten hebräisch-sprachlichen Renaissance-Erfolge die Ausbreitung der Bewegung unter den Volksmassen und in der Intelligenz begünstigten, griff der Zionismus nach Oesterreich und Deutschland einerseits, sowie nach Frankreich und England andererseits über. Dort fand er Nachhall in einem kleinen aber stetig wachsenden Theile der gebildeten Jugend, — besonders in Berlin, Wien und Galizien; — hier gewann er einige social hochgestellte Juden zu Anhängern. (Beispiele: Der Gründer mehrerer palästinensischen Colonien, Baron Edmund Rothschild in Paris und Oberstlieutenant Goldsmid in London.) In der Sache selbst ist aber der Zionismus während seines vierzehnjährigen Bestandes über den allerkümmerlichsten Anfang nicht weit hinausgekommen. Die Colonisation in Palästina hat zwar an sich ziemlich befriedigende Resultate gezeitigt, — die gegründeten Colonien gedeihen mehr oder weniger alle, — aber das Erreichte ist gegenüber dem zu Erreichenden quantitativ geringfügig und qualitativ unendlich untergeordnet, und das Wenige wird durch immerfort sich erneuernde Einwanderungsverbote der Pforte gefährdet. Diese Winzigkeit

Digitized by Google

des sichtbaren Erfolges ist es, welche es der von allem Anfange an der Sache nicht freundlich gestimmten Tagespresse erlaubt, die Bewegung mit Stillschweigen zu übergehen.

Neuestens hat sich nun ein Mann als Zionist bekannt, der geeignet scheint, der jungen Bewegung zu größerer Publicität zu verhelfen. Es klingt im Grunde ganz unglaublich und ist doch wahr. Aus der Redactionsstube der „Neuen Freien Presse" heraus, — dieses in allen interessanten nationalen Wiedergeburtsfragen bis an's Herz hinan kühlen und in der Judenfrage den status quo auf das Entschiedenste vertretenden Blattes, — hat sich der zionistische Gedanke einen begeisterten Kämpen geholt. Dr. Theodor Herzl ist mit einer Schrift „Der Judenstaat"*) auf den Plan getreten.

Aus dem Buche lernen wir zunächst die Argumentation der Zionisten genau kennen. Das Nothwendigste hiervon sei daher hier mitgetheilt:

„Ich will in dieser Schrift keine Vertheidigung der Juden vornehmen. Sie wäre nutzlos .... Ich glaube an das Aufsteigen der Menschen zu immer höheren Graden der Gesittung, nur halte ich es für ein verzweifelt langsames. Wollten wir warten, bis sich der Sinn auch der mittleren Menschen zur Milde abklärt, die Lessing hatte, als er Nathan den Weisen schrieb, so könnte darüber unser Leben und das unserer Söhne, Enkel, und Urenkel vergehen ..... Die Judenfrage besteht. Es wäre thöricht, sie zu leugnen .... Die Judenfrage besteht überall, wo Juden in merklicher Anzahl leben. Wo sie nicht ist, da wird sie durch hinwandernde Juden eingeschleppt .... Ich halte die Judenfrage weder für eine sociale noch für eine religiöse, wenn sie auch noch so und anders färbt. Sie ist eine nationale Frage, und, um sie zu lösen, müssen wir sie vor Allem zu einer politischen Weltfrage machen, die im Rathe der Culturvölker zu regeln sein wird. Wir sind ein Volk, Ein Volk .... Die Assimilirung, worunter ich nicht etwa nur Aeußerlichkeiten der Kleidung, gewisser Lebensgewohnheiten, Gebräuche und der Sprache, sondern ein Gleichwerden in Sinn und Art verstehe, die Assimilirung der Juden könnte überall nur durch die Mischehe erzielt werden. Diese müßte aber von der Mehrheit als Bedürfniß empfunden werden; es genügt keineswegs die Mischehe gesetzlich als zulässig zu erklären .... Wer den Untergang der Juden durch Vermischung wirklich wünscht, kann dafür nur eine Möglichkeit sehen. Die Juden müßten vorher so viel ökonomische Macht erlangen, weil dadurch das alte gesellschaftliche Vorurtheil überwunden würde. Das Beispiel liefert die Aristokratie, in der die Mischehen verhältnißmäßig am häufigsten vorkommen. Der alte Adel läßt sich mit Judengeld neu vergolden, und dabei werden jüdische Familien resorbirt. Aber wie würde sich diese Erscheinung in den mittleren Schichten gestalten, wo die Judenfrage ihren Hauptsitz hat, weil die Juden ein Mittelstandsvolk sind? Da wäre die vorher nöthige Erlangung der Macht gleichbedeutend mit der wirthschaftlichen Alleinherrschaft der Juden, die ja schon jetzt fälschlich behauptet wird. Und wenn schon die jetzige Macht der Juden solche Wuth- und Nothschreie der Antisemiten hervorruft, welche Ausbrüche kämen erst durch das weitere Wachsen dieser Macht? Eine solche Vorstufe der Resorption kann nicht erreicht werden .... In den derzeit antisemitischen Ländern wird man mir beipflichten. In den anderen, wo sich die Juden augenblicklich wohlbefinden, werden meine Stammesgenossen meine Behauptungen vermuthlich auf das Heftigste bestreiten. Sie werden mir erst glauben, bis sie wieder von der Judenhetze heimgesucht sind .... So sind und bleiben wir denn, ob wir es wollen oder nicht, eine historische Gruppe von erkennbarer Zusammengehörigkeit. Wir sind ein Volk — der Feind macht uns ohne unseren Willen dazu, wie das immer in der Geschichte so war. In der Bedrängniß stehen wir zusammen, und da entdecken wir plötzlich unsere Kraft. Ja, wir haben die Kraft, einen Staat und zwar einen Musterstaat zu bilden .... Man gebe uns die Souveränität eines für unsere gerechten Volksbedürfnisse genügenden Stückes der Erdoberfläche, alles Andere werden wir selbst besorgen."

Dr. Herzl erweist sich hier als der Meister des Stils, als den man ihn schon lange kennt. Aber er debutirt mit einem neuen Stile. Temperamentvolle Wucht und trockene Schneidigkeit wechseln ab. Es klingt wie Tragiren und Dociren zugleich. Das ist das Erste, was an der Schrift interessirt. Hat man den ersten motivirenden Theil gelesen, so gewinnt der Laie auch Interesse für den merkwürdigen und seltsamen Gedanken. Altbekannte Dinge und Verhältnisse erscheinen plötzlich in ganz neuer Beleuchtung. Man steht vor einer jüdischen Bewegung, die sich, obwohl sie eine gewisse Uebereinstimmung ihrer Bestrebungen mit denjenigen des Antisemitismus nicht leugnen kann noch will, gegen den Vorwurf einer Förderung des Antisemitismus schützen muß; man hört von einer Nation, wo man schon längst nur an eine Religionsgenossenschaft gedacht hatte; ein uralter und doch wieder neuer Aspirant um Aufnahme in den Rath der Völker pocht an das Thor der Geschichte.

Für Diejenigen, welche den Zionismus schon länger kennen, ist dies Alles wohl nichts Neues. Aber auch für diese bietet das Herzl'sche Buch des interessanten Inhaltes genug, und zwar in jenem Theile, der die positiven Vorschläge enthält. Hier tritt uns der Verfasser als ein Mann entgegen, der von Träumen und Hoffnungen nicht satt wird, sondern hungrig nach Wirklichkeit ruft und Manns genug erscheint, sich diese Wirklichkeit zu schaffen. Er macht positive Vorschläge behufs möglichst rascher Erreichung des Zieles. Und zwar bestehen dieselben hauptsächlich in Folgendem:

Es bildet sich, — ein Anstoß hierzu soll bereits in London gegeben sein, — eine „Centralstelle der beginnenden Judenbewegung", die „Society of Jews", bestehend „aus unseren reinsten und besten Männern, die aus der Sache keinen Vermögensgewinn ziehen können und dürfen". Sie ist als negotiorum gestor aufzufassen und als solcher „genügend legitimirt, wenn die allgemeine Sache in Gefahr und der Dominus durch Willensunfähigkeit oder auf andere Art verhindert ist, sich selbst zu helfen .... Nach außen muß die Society versuchen, als staatsbildende Macht anerkannt zu werden. Aus der freien Zustimmung vieler Juden kann sie den Regierungen gegenüber die nöthige Autorität schöpfen. Nach innen, d. h. dem Judenvolke gegenüber, schafft die Society die unentbehrlichen Einrichtungen der ersten Zeit, — die Urzelle, um es mit einem naturwissenschaftlichen Worte zu sagen, aus der sich später die öffentlichen Einrichtungen des Judenstaates entwickeln sollen". Sie hat vor allem für die neue Judenwanderung wissenschaftliche Grundsätze aufzustellen. Die Ausführung derselben, sowie überhaupt die ganze praktische Leitung der Emigration obliegt einer zweiten Körperschaft, der Jewish Company. Dieselbe „wird als eine Actiengesellschaft gegründet, mit der englischen Rechtssubjectivität, nach den Gesetzen und unter dem Schutze Englands". Ihr Actiencapital wird durch die Hochbank oder durch die — vom Verfasser übrigens nicht empfohlene — Mittelbank, oder durch eine volksthümliche Subscription aufgebracht. Die Company „besorgt die Liquidirung aller Vermögensinteressen der abziehenden Juden und organisirt im neuen Lande den wirthschaftlichen Verkehr". Diese Zukunfts-Thätigkeit einer noch nicht bestehenden Körperschaft wird nun von Dr. Herzl ziemlich genau beschrieben und reglementirt. Es werden der Company als Vermittlerin der Immobilienverkäufe, als Verwalterin der vor geschehener Veräußerung verlassenen Immobilien, ferner als Landkäuferin, als Bauführerin, als Schöpferin socialer Institutionen, als Organisatorin des Verkehrs die Wege vorgezeichnet. Alle vorgeschlagenen Maßregeln dienen dazu, „die Auswanderung ohne wirthschaftliche Erschütterung" durchzuführen, Krisen für die eine Be-

*) „Der Judenstaat." Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. Leipzig und Wien 1896. Breitenstein.

Digitized by Google

völkerungsverdünnung erleidenden Länder hintanzuhalten, ja dort mancherlei Nutzen zu stiften, so z. B. das Nachrücken christlicher Staatsbürger in die Positionen der ausgewanderten Juden zu ermöglichen. Neben vielem Belanglosen bekommt man in diesen Ausführungen noch mehr Vorschläge von Bedeutung zu hören. So wird allen Ernstes der Siebenstundentag beantragt, von dem als „Weltsammelruf" der Autor sich auch eine mächtige agitatorische Wirkung verspricht. Doch, ob richtig oder unrichtig, belanglos oder bedeutend, — verfrüht ist dieses Planen in's Detail jedenfalls, weil es unmöglich ist, zwei noch nicht bestehende Corporationen, deren endgiltige Zusammensetzung noch Niemand vermuthen kann, denen zur Gründungszeit noch unbestimmbare Verhältnisse und Einflüsse gegenüberstehen werden, zu einer bestimmten Richtung für immer und ewig zu verpflichten. Oder hat sich bei diesen minutiösen Vorausbestimmungen der Verfasser vielleicht von den Gedanken leiten lassen, daß sie nöthig seien, um die Ausführbarkeit der Sache überhaupt zu beweisen? Was selbst nur theoretische Fiction ist — und füge sich auch auf dem Papiere Alles noch so gut in einander, — kann doch füglich nicht Argument für die Realisirbarkeit einer Staatsidee sein. Für diesen Beweis kommt es auf ganz andere Dinge an, und zwar vorzüglich darauf, ob die Juden noch ein Material sind, aus dem sich ein Staat aufbauen läßt. Gerade diesen Beweis aber ist Herr Dr. Herzl in seiner Schrift uns schuldig geblieben. Er spricht zwar von der Judennoth als Treibkraft, aber daß dieser Motor zu mehr hinreichen soll, als eben zu verzweifelter Inangriffnahme der Sache, läßt sich nicht behaupten. Er nennt zwar die Juden „ein Volk, Ein Volk", aber nichts in seinen Ausführnngen überzeugt uns, daß dem wirklich so sei. Wenn er meint, daß das Elend die Juden zu einem Volke zusammenschweißt, so könnte solch' ein Volksein wohl noch für heute genügen, zu einem thätigen, schaffenden, staatsbildenden und -erhaltenden Volksthum ist es nicht ausreichend.

Der Verfasser des „Judenstaats" ist offenbar jäh und unabhängig von den anderen Zionisten zu seiner jetzigen Ueberzeugung gelangt und ermangelt offenbar auch der Voraussetzung einer unter den Juden sogenannten „jüdischen Erziehung". Bisher ganz Assimilationsjude, sieht er sich plötzlich bloß durch Mitgefühl mit den Leiden seiner Stammesgenossen und durch logische Schlüsse zum Zionismus gedrängt. So kommt es, daß ihm die wichtigsten Argumente der von Jugend auf jüdisch erzogenen oder schon geschulten Zionisten fehlen. Diese bemühen sich den Nachweis zu erbringen, daß die Juden trotz der Assimilation, die wenig und nur in einzelnen Fällen gefruchtet habe, ein Volk, Ein Volk im vollsten Sinne des Wortes seien, mit nationalen Traditionen, Tugenden, Lastern, Einrichtungen, Bedürfnissen, Gefühlen und Ueberzeugungen. Sie haben es daher z. B. auch nicht nöthig, bezüglich der Sprache im neuen Judenstaate zu so unnatürlichen Folgerungen zu kommen, wie Dr. Herzl, der einen „Sprachenföderalismus", wie in der Schweiz, — trotz der wesentlich anderen Sachlage — wünscht und ganz einfach die „Abgewöhnung" der jüdischen Jargone decretirt. Vielmehr verkünden sie triumphirend die Fortschritte des Neuhebräischen in Rußland, wo in diesem Idiom politische Tageszeitungen, wissenschaftliche Bücher, Handelsbücher und Correspondenzen geschrieben, Reden gehalten werden und zuweilen auch schon conversirt wird.

Das nur ein Beispiel für Viele dafür, daß Herr Dr. Herzl sich manche unnütze Mühe gemacht hat. Aber die Detailprojecte machen auch nicht die Bedeutung seiner Schrift aus. Die Bedeutung liegt vielmehr darin, daß er die Zionisten, die bisher nur sehr wenig über das Theoretisiren, Dociren, Predigen hinausgekommen sind, zur That drängt, sie den ersten Schritt gehen lehren will. Vorausgesetzt, daß der Zionismus eine innere Berechtigung hat, und nun nur einen Angriffspunkt braucht, um Thatsachen zu schaffen, so giebt es keinen anderen solchen Punkt, als denjenigen, auf welchen Herr Dr. Herzl hinweist: Die Bildung einer den jüdischen Staatsgedanken und damit die Judenheit selbst vertretenden Autorität, welche Alles daran zu setzen hat, um die Judenheit zu einer völkerrechtlichen Individualität zu machen. Darum bedeutet die Herzl'sche Brochure einen Fortschritt innerhalb der zionistischen Bewegung, der dieselbe übrigens auch den europäischen Völkern sympathischer zu machen geeignet ist. In ihrer bisherigen das Endziel verhüllenden Gestalt, und mit ihrem deßhalb unerklärlichen und unerfreulichen nationalen Gepolter, stößt sie, soweit sie bekannt ist, heute meist auf Hohn und Widerspruch. Auch die besten Freunde der Juden fürchten im Zionismus einen Schergen der Reaction. Nach Dr. Herzl's Ausführungen wird man sich vielleicht leichter entschließen können, seiner Versicherung Glauben zu schenken, die da lautet: „Wir sind ein modernes Volk und wollen das modernste werden."

Literatur und Kunst.

Der Teufel in der Poesie.

Von Adolf Kahle.

Es giebt in der Welt schwerlich ein wechselvolleres Ding, als den ästhetischen Geschmack an den Formen, Gattungen und Gegenständen der Dichtung. Das Publicum wie die Autorenschaft und die Kritik zeigen einen ganz frauenhaften Charakter. Was man hat, das will man nicht mehr und dreht ihm den Rücken, um nach anderem, Neuem zu verlangen. Die vergleichende Literaturgeschichte lehrt, daß die beliebtesten Erscheinungen um so schneller entbehrlich erscheinen, je beliebter sie sind, und daß jede Nation geneigt ist, ihr eigenes poetisches Gut aufzugeben, um das der Nachbarn zu usurpiren. Mit welchem Eifer gab man nicht im XVI. Jahrhundert, dem Zeitalter der Renaissance, im ganzen westlichen Europa das romantische Mittelalter auf und stürzte sich in den Classicismus! Wie bunt und mannigfaltig wirkte derselbe nicht in den verschiedensten Ländern, bald in einem ganz nationalen Sinne wie auf der englischen, bald in einer streng classischen Richtung, wie auf der französischen Bühne, bald in einer wunderlichen Vermischung von Christenthum, feudaler Romantik und splitternacktem, heidnischem, antikem Wesen in dem italienischen Epos! Für welche verschiedenartige Dinge begeisterte sich, in kurzen Zwischenräumen, das Publicum aller Zeiten und Nationen. Heute für Shakespeare, morgen für Wildenbruch und Sudermann; das XVIII. Jahrhundert belacht bald die Frivolitäten Voltaire's, bald möchte es mit Rousseau in die unentweihte Einsamkeit keuscher Urwälder zu einem beschaulichen, von keiner schnöden Cultur beleckten Indianerleben entfliehen, und weiß sich doch nicht einer gewissen Sympathie für die Stürmer und Dränger in Deutschland, noch für die Neuromantiker Englands zu enthalten.

Vielleicht ist dies anders geworden, seit die moderne Kunstphilosophie allgemeine, unwiderlegliche, für alle Zeiten und Nationen bindende ästhetische Gesetze erfunden hat? Nicht doch! Wir sind zwar befreit von dem sentimentalen Familiengeschmack, welcher die Heerstraßen des Romans und des Drama durch die überschwemmende Gewalt unerschöpflicher Thränenergüsse unsicher machte, befreit von dem Alpdrucke, den französischen Convenienz- und Zopfstil, allein in welchen Wirrnissen bewegt sich nicht, seit dieser Emancipation, die deutsche wie die englische und französische Muse! Hat sich nicht in unserer Lieblingsform, in der Lyrik, das Wort des Dichters:

„Singe, wem Gesang gegeben!"

in die allgemeinere Regel: „Singe, wer nur halbwegs eine Kehle hat!" verkehrt?

Digitized by Google

Der ewige Gegensatz in der menschlichen Natur, wie in dem Wesen aller Dinge, der Gegensatz zwischen Licht und Schatten, Warm und Kalt, Oben und Unten, Himmel und Hölle, wie zwischen Körper und Geist, Gut und Böse, Schön und Häßlich, Wahrheit und Lüge, Wollen und Vollbringen, Idealität und Realität — mit einem Wort zwischen Gott und Teufel, dieser Gegensatz hat von jeher und überall hochbegabte Genien zu seiner Behandlung angeregt. Er war nicht dem Wechsel der Mode, des Stils, der Formen und Gattungen der Dichtung unterworfen, und seine Erscheinung in Italien, Spanien, England und Deutschland, bei Dante, Tasso, Calderon, Byron, Klopstock und Goethe, darf den Literaturhistoriker wohl zu einer Betrachtung ihrer Gemeinsamkeit, wie ihrer Verschiedenheit anregen. So werden uns die sieben Teufel der genannten sieben Dichter, die mitteralterliche Romantik, wie die Renaissance und die modernste Dichtung, drei katholische und vier protestantische, vier epische und drei dramatische Dämonen und Bilder aus allen wichtigeren Literaturen des modernen Europa, mit Ausnahme Frankreichs, vorführen. Mit Ausnahme Frankreichs, denn die erhabenen ernsten Dichtgattungen der Epopöe und Tragödie, in welchen so gewaltige Gestalten allein auftreten können, haben dort nie Sonderliches geleistet. Wir sehen uns dort vergeblich nach ebenbürtigen Vertretern der Schattenseite der Welt um und würden dem gigantischen Kaiser der Unterwelt und dem entsetzlichen bärtigen Pluto der Italiener, dem tiefdenkenden Dämon des Spaniers, dem immer noch götterhaften Satan und Lucifer der Engländer, dem humoristischen Mephisto und selbst Klopstock's mattem Oberteufel allzuwenig Respect bezeigen, wollten wir diesen Heroen der Nacht, die intriganten und indiscreten Maschinenteufelchen in den Romanen der Lesage oder die halb allegorischen, halb mythologischen, hölzernen, steifen und wesenlosen Dämonengruppen der wenigen epischen Gedichte der Franzosen zur Seite setzen.

Katholische, heidnische, protestantische und metaphysische Begriffe werden sich, je nach der Zeit, der Nationalität der Dichter und ihrer Religion in ihren Teufeln verkörpern. Denn die südliche, mittelalterliche, gläubige Phantasie gestaltete den Gegensatz Gottes anders, als die nordische, moderne, aufgeklärte. Mit dem Voranschreiten der Jahrhunderte civilisirt und cultivirt sich auch die Hölle, und ihr physisches Entsetzen und äußerliches Grauen muß einer mehr geistigen, erhabenen Schreckhaftigkeit Platz machen. So wird das häßliche Ungeheuer Dante's sich bei Tasso zu einem zwar auch noch grauenhaften, allein doch majestätischen König erheben, und ganz menschlich wird, allerdings nicht mehr in der Hölle, sondern zu dramatischen Zwecken als Irdischer verkappt, Calderon's speculativer Dämon erscheinen. Entsetzlich schön, von furchtbarer Erhabenheit wird uns, immer noch ein Gott unter gefallenen Halbgöttern, Milton's Satan entgegentreten, ähnliche, obwohl geringere Typen werden, Jenem nachgebildet, Klopstock's Widersacher und Byron's metaphysischer Lucifer zeigen; endlich wird diesen letzteren manierlichen, physisch-schönen, heldenhaften Teufeln ein wohlthuender Gegensatz gebildet werden durch den cynischen, frivolen Mephisto, in welchem, neben den modernsten Eigenschaften, doch immerhin ein wohlthuendes realistisches Stück deutschen Mittelalters sich geltend macht.

Lassen wir nun diese Dämonengestalten einzeln und zu genauerer Betrachtung die Revue passiren.

Man muß das erhabene Grauen der Hölle in Dante's „Göttlicher Komödie" und die verschiedenen, feurigen und eisigen Ringe ihres entsetzlichen Trichters bis an's Ende durchwandert haben, um auf dem Hauptpunkt des Ganzen, welchen der Dichter in wenigen dröhnenden Versen schildert, vorbereitet zu sein. In jener Hölle herrscht noch nicht das gegensätzliche, immer gegen den Schöpfer thätige Wesen, welches wir sie durch die späteren Dichter gewinnen sehen werden, ihre Bewohner sind nur willenlose, unnachdenkliche Vollstrecker der ewigen Strafen, welche der göttliche Zorn dictirt hat. So steht sein „Kaiser des schwarzerfüllten Reiches" auf immerdar unbeweglich auf seinem entsetzlichen Platze als Wurzel und Angelpunkt des Höllentrichters und muß, er selbst der erste und Hauptverräther, ein unerbittliches Strafamt an den größten Verräthern unter den Menschen üben. Dem Italiener, welcher sein mildes Klima über alles schätzt, dünkt Kälte und Dunkel empfindlicher als strahlende Gluth, darum befindet sich die feuergequälte Hölle weiter oben, und ihr wahrer Schrecken beginnt erst mit der todten Finsterniß und dem schaudervollen Erstarren der engen, unteren Kreise. Dort steht, unförmlich und gräßlich, ein nackter Riese in unvergängliches Eis eingefroren, von solcher Größe, daß der Dichter lieber sich selbst einem Giganten, als einen Giganten Jenes Arm vergleichen möchte. Wenn dieses Ungethüm, setzt Dante hinzu, einst so schön war, wie es jetzt häßlich ist, dann mußte es, als es die Augen gegen den Herrn aufschlug, wohl einigen Kampf aushalten können. Jetzt aber trägt sein Kopf drei Gesichter, eins in der Mitte, die beiden anderen auf den Seiten. Das mittlere ist hochroth, das rechte weiß und bleich, das linke hat die Farbe derer, welche dorther kommen, wo der Nil sich verengt. Unter dem Antlitze bewegen sich zwei Fittiche, gewaltiger als alle Segel, welche das Meer je ausgespannt sah, ihr beständiger Regen erhält die Kälte in der unteren Hölle und das Eis des Cocytus. Die Augen des Scheusals weinen beständig, so daß über das dreifache Kinn Thränen und blutiger Geifer herabrinnen. In jedem seiner drei Rachen aber zermalmt er, wie in einer Brache, einen Sünder mit den Zähnen und knirscht auf seinen Knochen. Den größten Schmerz leidet der in dem mittleren Rachen, dessen Kopf nach unten hängt; es ist Judas Ischarioth. Die beiden anderen sind Brutus und Cassius, nach Dante's ghibellinischer oder, nach unseren Begriffen, legitimistischer Weltanschauung, die zwei Oberverräther nächst dem gefallenen Engel selbst und dem rothharigen Cassenführer aus der Schar der Jünger des Heilandes.

Dies die Erscheinung und die ewige Thätigkeit des Dante'schen Teufels. Festgebannt, eingefroren, weinend, an der harten Verrätherspeise kauend und mit den Flügeln schlagend, welche ihn nicht erheben, steht er da. Von seinem Abfall, von seinen damaligen und seinen späteren Kämpfen gegen den Himmel wird kein Wort berichtet. Der Dichter und die Welt, welche er vertritt, kommen mit ihm in keine andere Berührung, als daß Dante und sein Begleiter, sich an den zottigen Gliedern des Ungeheuers festklammern und daran hinab — und aus der Hölle hinaus — in das Fegefeuer klettern.

So kann jene Persönlichkeit wohl Entsetzen und die Kraft der Dichterphantasie in ihrer furchtbaren Schilderung Staunen erregen, allein weder Mitleid noch ein sonstiges Interesse wird dadurch wach, und man verläßt ohne Bedauern den Riesen im Eissumpf, um sich zu einem anderen Antagonisten des göttlichen Willens zu wenden. Wir begegnen demselben erst mehr als zwei Jahrhunderte später in dem „Befreiten Jerusalem" von Tasso.

So sinnlich und katholisch, in physischer Schreckhaftigkeit, der Erbfeind des Ewigen auch dort aufgefaßt wird, so kommt doch ein eigenthümliches, neues Moment bei ihm hinzu: das antike, heidnische, mythologische Wesen, welches die Renaissance in die ganze ihr angehörige Dichtung, bis in die heiligsten Stoffe hinein, einführte. Die christliche Hölle wird in den Tartarus übersetzt, das orientalische, hebräische, orthodoxe Gespenst verschwindet, um dem classischen Beherrscher der Unterwelt mit ihrem ganzen faulen Apparat, wie ihn Homer und Virgil ihren erschreckten Zeitgenossen darstellen, Platz zu machen. Nicht mehr Satan, Beelzebub, Lucifer oder Moloch haben wir dort vor uns, sondern Pluto. Doch ist er nicht der gemüthliche, apathische Höllenfürst der Alten, welcher auf goldenem Thron die Usurpation seines Bruders Jupiter halb

Digitized by Google

verträumt und sich aus seiner Lethargie nur erweckt, wenn unberufene Lebendige störend in sein Reich eindringen, oder wenn es sich darum handelt, demselben mit Gewalt und Entführung eine Königin zu verschaffen. — Tasso's Pluto ist etwas christianisirt und kein verächtlicher Gegner seines allmächtigen Besiegers. Nachdem er oft und vergeblich gegen Jenen gekämpft, muß er sich jetzt von Neuem erheben, da die Christen die Geburts- und Wirkungsstätte ihres Messias, den Sarazenen, seinen Anhängern und zukünftigen Bewohnern seines Gebietes zu entreißen drohen. So ist der Teufel hier nicht mehr, wie bei Dante, ein willenloses, stumm bereuendes Werkzeug des göttlichen Zornes, sondern ein schlimmer Maschinist, welcher den Sturm auf Jerusalem vereiteln und dem christlichen Heer die Besten seiner Helden auf den Abwegen frivoler Liebe und sinnlichen Genusses entziehen wird.

Um hierzu die ihm untergebenen Geister aufzurufen, erhebt er sich von seinem Thron in der Höllenmitte, das schwere und rauhe Scepter in der Rechten, und ragt mit der großen Stirn und den gewaltigen Hörnern so empor, daß sich die schroffste Klippe im Meer, der steilste Alpenfels und der mächtige Atlas neben ihm nicht anders ausnehmen würden, denn wie kleine Hügel. Die schreckliche Majestät seines wilden Anblicks vermehrt das Grauen, welches von ihm ausgeht, und macht ihn noch erhabener. Seine Augen glühen roth und sind mit Gift unterlaufen, der Blick strahlt wie ein unheilvoller Komet. Von dem Kinn steigt auf die Brust der dichte, stachelige Bart herab, und gleich einem tiefen Abgrund öffnet sich der von schwarzem Blut befleckte Mund. Er redet, wie ein Vulcan reden würde, und während er spricht, unterdrückt der Cerberus sein Gebell, die Hydra selbst verstummt, der Cocytus hält in seinem Laufe inne, und die Höllenschlünde erbeben.

Dieser halb antike, halb romantische Höllenfürst entbehrt nicht eines gewissen, wenn auch furchtbaren Reizes, einer entsetzlichen Größe. Sein bizarrer, wilder und trotziger Charakter entspricht seiner Erscheinung und äußert sich in seiner Rede, in welcher er die höllischen Mächte zum Widerstand gegen die Fortschritte des christlichen Heeres auffordert. So sehr er Teufel ist, so kann er darin doch ein Bedauern um den Verlust des früheren himmlischen Glanzes nicht unterdrücken. Dann rühmt er die Hölle wegen der Kämpfe, welche sie gelegentlich des ersten Abfalls, ferner nach der Schöpfung der Menschen und endlich während der Mission des Messias auf Erden, gegen das Reich des Lichtes bestand. Wenn sie auch unterliegen mußte, so fehlte doch die Tapferkeit nicht als Unterstützerin kühner Gedanken und eines großen Beginnens.

Mit Pluto muß unsere Dämonologie von dem sinnlich, entsetzlichen, mehr gewaltigen als erhabenen Teufeltypus Abschied nehmen. Derselbe macht, und zwar bei einem südlichen und katholischen Dichter, bei Calderon einer umgänglicheren, in Menschengestalt erscheinenden, nur durch die Kraft und logische Feinheit ihrer Rede imponirenden, allein dadurch um nichts weniger interessanten Persönlichkeit Platz, dem Dämon im Wunderthätigen Magus. (Schluß folgt.)

Oscar Wilde.

Von Johannes Gaulke.

Die Literatur des fin de siècle ist nicht arm an eigenartigen Charakteren und fruchtbaren Talenten. Viele von ihnen tauchen plötzlich als Stern erster Größe am literarischen Himmel auf und verschwinden ebenso schnell: sie kommen und gehen, um noch Größeren zu weichen. Ein solcher ist der Apostel der modernen Aesthetik, Oscar Wilde. Ob dieser das Schicksal derjenigen theilen wird, die die goldene Mittelstraße wandeln, ist fast mit Sicherheit anzunehmen, da der Dichter schon nach einigen Monaten des Gefängnißlebens ein an Geist und Körper gebrochener Mann geworden ist.

Ein in literarischen Kreisen anerkannter Dichter und Aesthetiker ist Wilde bereits vor seinem „Fall" gewesen; zu einer interessanten Persönlichkeit des fin de siècle hat ihn aber erst der Scandalproceß, der vor dem Forum des frommen Londoner Gerichtshofes in Gegenwart der Besten der bigotten englischen Gesellschaft verhandelt wurde, gemacht. Es werden selbst seine Gegner zugeben müssen, daß Wilde manches geschrieben hat, das den Werken der größten Dichter aller Zeiten würdig zur Seite gestellt werden kann. In seiner Vielseitigkeit aber haben ihn nur wenige übertroffen. Von seinen Essays „Ueber die Entwickelung des Menschen unter dem Socialismus" bis zu seinen packenden Dramen oder den sinnigen, hochphantastischen Märchen: überall offenbart er sich als ein scharfbeobachtender Künstler und reichbegabter Poet. Dann stellte er eine Untersuchung an über die Mysterien der Shakespeare'schen Sonetten. Seine Novellen, die zuerst in Amerika veröffentlicht wurden, bedeuteten ein außergewöhnliches Ereigniß in der literarischen Welt der englisch sprechenden Länder. Er zeigt sich hier nicht nur als feiner Seelenmaler, sondern auch als ein gesunder Humorist, der die Gebräuche seine Gesellschaft mit feinem Spott zu geißeln versteht.

Außer seinen zahlreichen Feuilletons und Kunstkritiken hat er eine stattliche Anzahl kleiner Komödien geschrieben und viele Liebesgedichte verfaßt. Auch als socialer Lyriker steht er einer Ada Negri an Kraft und Empfindung nicht nach. Und überall lernen wir ihn als einen glänzenden Stilisten kennen. England hat wenige Dichter von der Bedeutung und dem Talent Wilde's aufzuweisen.

Nächst seinen Novellen sind seine gesammelten Essays, die unter dem Titel „Einfälle" veröffentlicht sind, die eigenartigsten Arbeiten des entthronten Aesthetikers. Vom Standpunkt des Aesthetikers von Fach ist Wilde allerdings nichts weniger als dies. Oft paradox und schlüpfrig in seinen Aeußerungen — er liebt es mit der vornehmen Halbwelt zu kokettiren — offenbart sich Wilde aber als ein Mann der eigenen Lebensphilosophie und des feinsten Kunstverständnisses, der die alte Anschauungswelt stolz ignorirend ein neues Kunst- und Glaubensevangelium predigt. Nur der Einfluß des Amerikaners Emerson macht sich dann und wann bemerkbar. Ueber sein Verhältniß zu diesem äußert sich Wilde selbst am besten, indem er oft den Ausspruch des amerikanischen Weisen citirt: „Wer frei sein will, darf sich nie anpassen." Zu seiner Lebensphilosophie hat er auch den Gedanken Goethe's gemacht, welcher auf die Frage: „Was die Aufgabe des Lebens wäre, wenn die Seele nicht unsterblich sei," antwortete: Selbstentwickelung.

Als Epigrammatiker ist Wilde entschieden einer der bedeutendsten der Zeit. Schon von seinen Studiengenossen wurde er wegen seiner geistvollen Einfälle hoch geschätzt. In jeder Vorlesung über Aesthetik pflegte er stets neue verblüffende Paradoxen aufzustellen, die sich dem Gedächtniß seiner Hörer unvergeßlich eingeprägt haben. „Ein Mann kann nie vorsichtig genug sein in der Wahl seiner Feinde," ist eine Probe der vielen ernsten und sinnigen Aeußerungen seiner Lebensphilosophie. Es war Wilde, welcher das Weib als eine Sphinx ohne Geheimnisse bezeichnete, und weiter sagte er: „Die Treue kennt nur das Vergnügen der Liebe, ihre Tragik lernt nur der Treulose kennen." In „Ein unbedeutendes Weib" macht er die Aeußerung: „Die Männer heirathen, weil sie erschlafft sind, die Weiber aus Neugierde; und beide sind hinterher enttäuscht." In „Dorian Gray" sagt er, daß es nur fünf Weiber in London gäbe, mit denen es sich verkehren läßt, und mit zweien von ihnen kann man sich nicht

Digitized by Google

einmal in anständiger Gesellschaft sehen lassen. Dagegen ist der Mann nach Wilde ein besser geartetes Lebewesen, eine Art Uebermensch, der nur aus edlen Beweggründen eine thörichte Handlung begehen würde.

Ueberhaupt sieht Oscar Wilde in puncto feminini generis unserm Arthur Schopenhauer nicht unähnlich. Die Verachtung des Weibes ist der rothe Faden, der sich gleichmäßig durch Wilde's Werke zieht. In „Ein unbedeutendes Weib" rüstet er sich zu einer Hauptaction gegen das ganze Weibergeschlecht, anerkennt aber schließlich, daß die Verführungskünste des Weibes manchen „Uebermenschen" zu Fall gebracht haben. Als ein unfehlbares Mittel sich von der Versuchung, die sich dem Manne in der Gestalt des Weibes nähert, zu befreien, empfiehlt er ihr möglichst schnell nachzugeben. Denn er wird erst die Leidenschaften der Menschen belachen, wenn er aufgehört hat zu lieben. Aber kein intimeres Interesse soll der Mann am Weibe nehmen, denn dieses führt zur Aufrichtigkeit, und der Ernst folgt bald darauf, um aus dem Menschen einen Narren zu machen.

Nichts ist Wilde aber peinlicher als ein biederes Weib, da dieses immer eifersüchtig auf seinen Gatten ist; interessante und schöne Weiber sind es nie, denn diese haben nie Zeit dazu, da sie viel zu sehr damit beschäftigt sind, auf die Gatten Anderer eifersüchtig zu sein. Auch das ehrliche Weib ist Oscar Wilde ein Greuel. Man sollte nie einem Weibe trauen, das ihr wirkliches Alter sagt. Ein Weib, das dieses sagt, schwatzt auch über manche andere Dinge. Dagegen preist er die Klugheit des Weibes mit den Worten: „Männer wollen stets die erste Liebe ihres Weibes sein. Dies ist mehr als eitel. Die Weiber haben einen abgeklärteren Instinct über solche Dinge: sie wollen stets die letzte Liebe ihres Mannes sein." Es ist hiernach verständlich, daß Oscar Wilde auch die Ehe haßt. „Nur Scheidungen werden im Himmel vollzogen." In der Ehe ist der Mann vollends verrathen und vereinsamt, da der verheirathete Mann keine Anziehungskraft mehr auf sein Weib ausübt und die Gesellschaft entbehren muß, denn in der Ehe bilden nur drei eine Gesellschaft, zwei ist überhaupt keine.

Interessant ist es auch, Wilde's Urtheil über die „gute" Gesellschaft, die ihn einst so verhätschelt hat, zu vernehmen. Die gesellschaftliche Lüge konnte nicht besser als mit den Worten von ihm charakterisirt werden: „Spreche von jedem Weibe in der Gesellschaft, als wenn du sie liebst, und von jedem Mann, als wenn er dir imponirt, dann wirst du zum Schluß deiner ersten gesellschaftlichen Séance als der tactvollste Mensch gepriesen werden." Nicht minder interessant als auch psychologisch bedeutsam ist die Aeußerung der Heldin in „Eine unbedeutende Frau": „Als Ernst und ich verlobt waren, schwor er mir auf den Knieen, daß er nie eine Andere vorher geliebt hat. Ich war noch sehr jung, daher glaubte ich es ihm nicht. Auch machte ich mir keinerlei Vorstellungen weiter darüber, bis ich vier oder fünf Monate nach unserer Hochzeit die Entdeckung machte, daß Alles, was er mir damals gesagt hatte, auf Wahrheit beruhte. Und dies ist es, was das Leben so uninteressant macht."

Aus diesen Citaten lernen wir Wilde als den feinen Seelenmaler kennen, der die psychologischen Vorgänge meisterhaft zu entwickeln versteht. Seine Charaktere erscheinen uns vielleicht im Augenblick unnatürlich, sie werden uns aber verständlicher, wenn wir sie aus dem Milieu heraus beurteilen, dem sie angehören. Die Charaktere Wilde's gehören den übersättigten Gesellschaftskreisen an, mit denen der Dichter selbst die wildesten Orgien gefeiert hat, die er aber im Grunde seiner Seele haßt. Ihnen ist schon in der frühesten Kindheit jedes naive Empfinden abhanden gekommen, manche haben es vielleicht als die natürliche Folge der sexuellen Excesse ihrer Erzeuger nie besessen, umsomehr häufen sich aber bei ihnen jene psychologischen, auch pathologischen Züge, welche der modernen Dichtung so häufig den Vorwurf liefern. Wilde ist einer, der diese Vorgänge am anziehendsten zu schildern versteht, aus diesem Grunde schon werden seine Werke einen bleibenden Werth behalten, als ein culturhistorisches Denkmal des fin de siècle.

Nun gelangen wir zum „Ich"menschen Wilde, zum socialistischen Anarchisten. Wie viele der ausgezeichnetsten Künstler und Schriftsteller Englands, wie William Morris und Bernhard Shaw, Walter Crane und Grant Allen ist auch er ein Prediger des Evangeliums der Menschbefreiung, ein fanatischer Priester des Cultus der Persönlichkeit. Zur Literatur des englischen Socialismus hat er einen Beitrag geliefert, welcher von Vielen als die beste Entwickelung des socialistischen Gedankens betrachtet wird: „Ueber die Entwickelung des Menschen unter dem Socialismus." Wilde bezeichnet es als den wesentlichen Vorteil, der aus der Verwirklichung des Socialismus resultiren würde, daß er uns von der bitteren Nothwendigkeit erlösen würde, für Andere zu leben, was durch den gegenwärtigen Gesellschaftszustand einem Jeden tyrannisch geboten ist. Nur wenigen auserwählten Geistern war es in diesem Jahrhundert beschieden, isolirt zu leben, wie der große Forscher Darwin, ein kritisches Genie wie Renan oder ein begnadeter Künstler wie Flaubert. Sie konnten sich fern halten von dem geräuschvollen Getriebe der Welt und der Zudringlichkeit der Menschen, und nur dadurch konnten sie das, was in ihnen war, zu der unvergleichlichen Höhe entwickeln als ein unveräußerliches Erbe der Nachwelt. Dies sind leider nur Ausnahmen. Die meisten Menschen verkümmern ihre Persönlichkeit durch einen ungesunden, übertriebenen Altruismus. Sie sind umgeben von der furchtbarsten Armuth, vom gräßlichsten Elend und dem Gespenst des Hungertodes. Es ist daher unvermeidlich, daß alles dies sie heftig bewegt und ihre Persönlichkeit erschüttert.

Denn das Mitleid der Menschen ist schneller erregt, als das Denkvermögen. Es ist leichter Sympathien für den Leidenden zu haben als für den Denkenden. Demgemäß macht man sich mit einer bewundernswerthen, obgleich irregeleiteten Umsicht sehr ernsthaft und sentimental daran, dem Uebel abzuhelfen. Aber die Heilmittel heben die Krankheit nicht auf, sondern verlängern sie. Die Wohlwollenden selbst sind eigentlich nur ein integrirender Theil dieser Krankheit. Man versucht das Problem der Armuth zu lösen, indem man die Armen am Leben zu erhalten sucht. Aber durch solche Bestreben tritt man der Lösung der Frage nicht näher. Das Problem der Armuth ist nur zu lösen, indem man die Gesellschaft auf solcher Basis reconstruirt, daß die Armuth unmöglich ist.

Bis heute hat der Mensch die wahre Sympathie nie cultivirt, da er nur mit den Leidenden empfindet. Jede Sympathiebezeugung ist wohl an sich eine schöne Eigenschaft, aber das Elend ist nichts weniger als schön. Jeder sollte mit dem ganzen Menschen sympathisiren, nicht nur wenn er von Unglück oder Krankheiten heimgesucht wird, sondern mit seiner Schönheit, Energie, Gesundheit, Kraft. Wilde erörtert weiter die verderbliche Wirkung des Altruismus an Beispielen aus dem Leben.

Wie die schlechtesten Sclavenhalter (die amerikanischen) gerade die waren, die ihre Sclaven menschlich behandelten, so daß Letztere nicht das Scheußliche des Systems begreifen lernten, so verhält es sich auch mit den Menschen, welche den Armen Wohlthaten erweisen: sie täuschen die Aermsten über ihre erbärmliche Lage. Wir haben schon oft das Schauspiel erlebt, daß die eifrigen Leute, welche das Problem der Armuth studirt haben, oft aus den Hütten zurückgekehrt sind, um die Gesellschaft zu ersuchen, inne zu halten mit den Wohlthätigkeitsbezeugungen. Sie haben zu dieser Erkenntniß gelangen müssen, da sie die demoralisirende Wirkung, welche ein Almosen sowohl auf den Geber als auch auf den Empfänger ausübt, beobachten konnten.

Es giebt wohl viele Arme, welche sich für empfangene

Digitized by Google

Wohlthaten dankbar erweisen, aber die Besten unter ihnen sind oft nicht dankbar. Warum sollten sie auch dankbar sein für den Krümel, der von der Reichen Tische fällt? Sie können als Menschen verlangen, an derselben Tafel zu speisen. Nur ein Mensch, der bereits für alle Gefühle abgestumpft ist, könnte mit seiner elenden Umgebung und niedrigen Lebensführung zufrieden sein.

Als Vorbedingung, ein ganzer Mensch zu werden, stellt Wilde die Forderung der materiellen Unabhängigkeit. Er vertritt hier die Anschauung vieler Sociologen, daß der Reichthum und die Armuth gleich demoralisirend auf beide Classen einwirkt. Alle Vermittelungsversuche können das Problem nicht nur nicht lösen, sondern sie erweitern auch die Kluft zwischen Arm und Reich. Dann erörtert er die Frage, ob unter unseren Verhältnissen der vollkommene Mensch überhaupt entwickelungsfähig wäre, die Persönlichkeit sich auswachsen kann:

Es bleibt dahingestellt, ob von uns jemals Einer den vollendeten Ausdruck der Persönlichkeit gesehen hat. Vielleicht im Kunstwerk. In der Wirklichkeit nie. Mommsen bezeichnet Cäsar als einen vollkommenen Menschen. Dem ließe sich widersprechen, denn das Urteil einer Autorität allein genügt uns nicht. Warum mußte Cäsar so viele krummen Wege einschlagen, um die Vollkommenheit zu erreichen. Auch Marcus Aurel soll ein vollkommener Mensch gewesen sein. Aber wie unduldsam ist man dafür auch in seinen Ansprüchen an ihn gewesen! Er mußte daher unter der Last seines gewaltigen Reichs zu Fall kommen, vollständig sich dessen bewußt, daß nicht ein Mensch ein so gewaltiges Reich regieren kann. Wo bleibt da der vollendete Mensch? — Er kann sich nur unter vollendeten Vorbedingungen entwickeln, er darf nicht durch die Verhältnisse vorzeitig erschöpft noch niedergedrückt werden, nur dann wächst er zur Persönlichkeit aus.

Die meisten großen Männer sind Revolutionäre gewesen, der größte Theil ihrer ursprünglichen Kraft wurde aufgebraucht durch die fortwährende Reibung mit ihrer Umgebung. Byron's Persönlichkeit z. B. wurde verwüstet durch seinen Kampf gegen die Stupidität und das Philisterthum der bigotten Engländer. Solche Kämpfe erhöhen nicht die Kraft, sie führen nur zur Erschlaffung. Byron war nie in den Stand gesetzt, das von sich zu geben, was ihn beschäftigte. Shelley war besser daran. Wie Byron machte er, daß er aus England fortkam, sein Glück war es, daß er weniger bekannt war als jener. Hätten die Engländer nur gewußt, welch ein großer Dichter er wirklich war, sie wären über ihn hergefallen und hätten ihm das Leben so unerträglich wie möglich gemacht. Da er in der Gesellschaft aber keine bemerkenswerthe Rolle gespielt hatte, war er vor den Nachstellungen seiner Landsleute gesichert. Dessenungeachtet prägt sich zeitweise bei Shelley der revolutionäre Geist ebenso stark wie bei Byron aus. Sie waren also auch keine vollendeten Persönlichkeiten, deren Charakteristik nicht der revolutionäre Geist ist, sondern der erhabene, der über der Situation steht.

Weiter untersucht Wilde, ob das Christenthum den vollendeten Menschen heranbilden kann. Er gelangt in diesen Untersuchungen zu einem beachtenswerthen Resultat, das uns den Stifter der christlichen Religion in neue Beleuchtung rückt.

„Erkenne Dich selbst" war die Inschrift über dem Portal zur alten Welt. Ueber das Portal der neuen sollten die Worte: „Sei Du selbst" gesetzt werden. Dies ist die einfache Botschaft Christi. Jesus bewegte sich in einer Gesellschaft, welche die Ausbeutung der Arbeitskraft ebenso gestattete wie die unserige. Sein Evangelium bezeichnete eine solche Gesellschaft aber nicht als ein Segen, noch als einen Vorzug in der Dürftigkeit zu leben, ungesunde Nahrung zu essen, zerlumpt zu gehen und in elenden Hütten zu schlafen, und daß es ein Nachtheil für die Menschen wäre, unter angenehmen Bedingungen zu leben. Jesus im Gegentheil rühmt die Persönlichkeit des Menschen: Entwickelt sie daher, seid Ihr selbst. Nehmt nicht an, daß die Vollendung darin beruht, äußerliche Dinge anzuhäufen und zu besitzen. Eure Vollendung liegt in Euch selbst. Wenn Ihr nur dies beherzigen wollt, werdet Ihr nicht nach Reichthum verlangen. Eure Güter können von jedem Menschen gestohlen werden. Wahre Güter aber nie. Eure Seele ist ein Schatzkästchen, darinnen unendliche werthvolle Dinge aufgespeichert sind, die Euch Niemand nehmen kann. Jesus sagt auch nicht, daß arme Leute unbedingt gut seien oder reiche unbedingt schlecht. Da aber den Reichen alle Bildungsstätten, die den Armen oft verschlossen sind, offen stehen, so sind sie als Classe besser erzogen, intelligenter und moralischer. Gerade die Classe der Nichtbesitzenden schätzt den Werth des Geldes am höchsten. Dies ist der Fluch der Armuth, daß sie die Persönlichkeit den Schätzen der Welt unterordnen muß. Daher ist es eine sehr mysteriöse Sache mit der Persönlichkeit. Ein Mensch kann nicht immer nach seiner Handlungsweise beurtheilt werden; er mag die Gesetze respectiren und doch ehrlos sein; er mag sie umgehen und doch ein Ehrenmann sein. Aber er kann schlecht sein, ohne jemals eine schlechte Handlung begangen zu haben; und er mag einen Verstoß gegen die Gesellschaft begehen und gerade dadurch als vollendete Persönlichkeit sich ausweisen.

Da war ein Weib, die einen Ehebruch begangen hatte. Wir kennen nicht die Geschichte ihrer Liebe, aber ihre Liebe muß unendlich groß gewesen sein, sonst hätte Christus nicht sagen können: Dir sind Deine Sünden vergeben, nicht weil Du bereust, sondern weil Deine Liebe so außergewöhnlich groß und bewundernswürdig gewesen ist. Später, kurz vor seinem Tode, als er bei einem Gastmahl saß, trat das Weib herein und goß köstliche Oele in sein Haar. — Die Welt verehrt sie noch heute als eine Heilige.

Wer daher nach Christi Lehre handelt, ist vollständig und absolut Er selbst. Er mag ein großer Dichter sein oder Gelehrter, ob ein Dramatiker wie Shakespeare oder ein Schweinehirte, ob ein unvergeßlicher Denker wie Spinoza oder ein einfacher Fischersmann — nicht ändert dies etwas an seiner Persönlichkeit. Nur die Nachahmung der Sitten und der Lebensart Anderer wird ihm gefährlich. Durch die Straßen von Jerusalem kriecht ein Verrückter, mit einem hölzernen Kreuz beladen. Dieser ist nur durch den Nachahmungstrieb verwirrt worden. Anders Vater Damian, als er ausging, unter den Aussätzigen zu leben; er war Christ gleich, weil er durch solche Dienste zeigte, was gut an ihm war. Aber auch Wagner war es, der seiner Persönlichkeit durch die Musik Ausdruck verlieh, oder Shelley, der sie durch die Dichtung offenbarte. „Wer frei sein will, darf sich nicht anpassen," sagt schon Emerson, Wilde geht noch weiter: „Die Obrigkeit schon zerstückelt die Persönlichkeit, indem sie die Menschen zwingt, sich anzupassen — eine neue Art der raffinirtesten Barbarei."

Für die Verflachung der Menschen macht Wilde auch die praktische und mechanische Arbeit verantwortlich. Er gelangt zu dem Schluß, daß es nichts gebe, was die gemeine Arbeit adelt, oft sogar ist sie für den, der sie ausübt, entehrend. Es verletzt die Moral und den gesunden Menschenverstand, etwas zu thun, woran der Mensch nicht Vergnügen findet, und viele Arten der Arbeit sind so gut wie freudlos. Eine schmutzige Straße acht Stunden lang zu fegen, wenn der scharfe Ostwind bläst, ist eine ekelerregende Beschäftigung. Sie mit Verständniß zu fegen in stolzer Haltung und Würde, ist wohl eine Unmöglichkeit. Der Mensch ist zu etwas Besserem gemacht, als Schmutz zu karren. Jede Art dieser Arbeit sollte durch die Maschine verrichtet werden. Bis heute ist der Mensch aber nur der Sclave der Maschine gewesen, und es ist eine tragische Thatsache, daß, sobald eine neue Maschine erfunden wird, Tausende von Arbeitern brodlos werden. Hierin kennzeichnet sich unser Wirthschaftssystem

Digitized by Google

und die freie Concurrenz: Jemand erfindet eine Maschine, welche die Arbeit von 500 Menschen verrichtet, 500 sind folglich außer Beschäftigung gesetzt; bietet sich keine neue Arbeitsgelegenheit, so müssen sie stehlen. Dagegen sichert sich der Einzelne die Arbeitsleistung der Maschine und besitzt daher 500 Mal so viel, als er sollte haben, und was von besonderer Wichtigkeit ist: er besitzt mehr, als er zu seinem Lebensunterhalt verbrauchen kann.

Wäre die Maschine das Eigenthum Aller, würde Jeder daraus Nutzen ziehen. Jede mechanische Arbeit, auch die geistlose, stumpfsinnige und gefährliche, würde dann durch die Maschine verrichtet werden. Gegenwärtig concurrirt die Maschine mit der menschlichen Arbeitskraft. Unter anderen Lebensverhältnissen würde sie allen Menschen dienen, ihre Arbeitsleistung bedeutend vermindern.

Jetzt haben wir einen Ueberblick über die Gedankenwelt des unglücklichen Dichters gewonnen, der so jäh von seiner Höhe gestürzt wurde zum tiefen Bedauern aller ehrlichen Kunstfreunde. Man wird die Anschauungswelt des entthronten Aesthetikers vom Standpunkte der herrschenden Moral verurtheilen und den Menschen Oscar Wilde verächtlich bei Seite schieben, aber man vergesse nicht, daß die hervorragendsten Geister des Alterthums, ein Sokrates und Plato, deren Auffassung über das Verhältniß der Geschlechter zu einander noch heute den Widerwillen aller Philister erregt, doch große Moralphilosophen gewesen sind, deren Ethik noch heute des Studiums für werth erachtet wird. Es kommt überall nur auf den Standpunkt an. Andere Sittlichkeitsgesetze galten für das classische Alterthum, andere werden für die Zukunft gelten, die vielleicht von ihrem Standpunkte unsere Moral als unmoralisch bezeichnen wird. Sicherlich wird sie aber objectiver die sittlichen Defecte eines Oscar Wilde beurtheilen: seine Sünden sind nur der Ausfluß einer überreizten Phantasie oder eines pathologischen Zustandes der Nerven, daher verdient er nur unser Mitgefühl, aber nicht unsere Verachtung als die eines Verbrechers, der nur im Gefängniß von seinen Verirrungen befreit werden kann. Von dort wird er nur noch tiefer gesunken der Gesellschaft zurückgegeben werden, wenn nicht überhaupt sein Geist von ewiger Nacht umhüllt sein wird.

Was weiter den Sociologen Oscar Wilde anbelangt, so werden Viele seine Weltanschauung nicht theilen, Manche ihn zu einem Anarchisten der Propaganda der That stempeln. Jeder ehrliche Gegner aber wird anerkennen müssen, daß zu uns ein edler Geist spricht, der den Leiden des Proletariats ein warmes Mitgefühl und den Aufgaben der Zeit ein tiefes Verständniß entgegenbringt. Seine Gedanken waren stets auf Befreiung gerichtet, und er hat für deren Ausbreitung mit seltener Entschlossenheit durch Wort und Schrift gewirkt. Bei dem ungewöhnlichen Gedankenreichthum und der Schaffenskraft Wilde's sind daher seine Verirrungen nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab zu bemessen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Wenn man falsch geht.

Humoreske von Alfred von Hedenstjerna.

Wenn man hübsch und jung ist und alle nothwendigen Dinge hat, wie Hut, Handschuhe, Halskrause, Sonnenschirm, Mantel, Schuhe und noch dazu alles in tadelloser Ordnung, was fehlt dann noch einem jungen Mädchen? Hat man gar noch 10 Kronen im Portemonnaie übrig, was soll man damit anfangen? Für Naschereien sie auszugeben, hat keinen Zweck, es ist also besser, man läßt sich photographiren. Fräulein Karoline Strömbom, die zum ersten Mal nach Stockholm reiste, um ihre Cousine zu besuchen, hatte alle Einkäufe besorgt, das Geld zur Rückreise zurechtgelegt und außerdem noch 10 Kronen übrig. Bei ihrer Cousine hatte sie sich nach einem Photographen erkundigt, und man hatte ihr einen billigen Photographen empfohlen, denn für einen Hofphotographen reichte das Geld nicht aus. Er sei übrigens ein feiner Mann, inserire fleißig in den Blättern und wohne in der Commandantengasse 34, 2 Treppen links, so hatte man ihr gesagt. Sie ging also nach der Commandantengasse, blieb vor dem Hause 34 stehen, sah an dem Fenster oben das Schild des Photographen, stieg hinauf, klopfte schüchtern 2 Treppen rechts an und fühlte, wie ihr dabei das Blut in's Gesicht schoß.

Ein schöner junger Mann im eleganten Sommercostüm, mit prachtvollen blauen Augen öffnete die Thür, erröthete und bat näher zu treten.

War das aber ein sonderbares Atelier, ohne irgend welche Versetzstücke, auch die üblichen Arm- und Kopfhalter fehlten! Und ein sonderbarer Photograph, ganz schüchtern und gar nicht so dreist, wie sonst dergleichen Herren sind. Mit einer linkischen Geberde lud er das Fräulein ein, auf dem Fauteuil Platz zu nehmen.

„Also Fräulein sind in Folge meiner Annonce im Tageblatt gekommen," begann endlich der freundliche junge Herr und wurde noch röther im Gesicht.

„Gewiß, und kann es nun gleich vor sich gehen?"

„Aber mein Fräulein, wir müssen doch erst miteinander ein wenig plaudern."

„Haben Sie die Güte, mir einige Porträts anderer junger Mädchen zu zeigen, damit ich mir eine Stellung wählen kann."

„Mein Fräulein, da muß ich um Entschuldigung bitten, aber ich besitze keine solche Photographien, denn Sie sind die Erste, die mir die Ehre . . ."

„Um Gotteswillen, was Sie sagen! Haben Sie noch niemals Damen photographirt? Meine Cousine sagte mir doch, daß . . ."

„Gewiß, beruhigen Sie sich nur, mein Fräulein, ich konnte doch nicht ahnen, daß Sie so viel auf Erfahrung sehen würden," sagte der elegante junge Herr mit ironischem Lächeln.

„Reden wir nicht davon," wandte sie ein. „Ich möchte nur wissen, ob ich mich besser stehend oder sitzend ausnehme."

„Sie sind entzückend in jeder Stellung, und was bedeutet denn die Stellung für einen, der Sie immer zu sehen wünscht," sagte der galante junge Herr.

„Nun aber genug," rief Karoline, „möchten Sie mich nun aufnehmen oder nicht?"

„Aber, mein Fräulein, so eilig wie Sie kann ich mich freilich nicht entschließen. Es muß doch erst Alles besprochen werden. Nur das eine will ich gleich gestehen, daß mir Ihr Gesicht außerordentlich gefällt."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden," sagte Karoline mit einer ironischen Verbeugung. „Ich glaube aber, in Ihrem Berufe sieht man nicht auf häßliche oder hübsche Gesichter, und Sie werden doch auch nur an Ihren Verdienst denken."

„Genug, meine Gnädige, ich muß Sie bitten, keine Beleidigungen auszusprechen. Ich gestehe ein, daß vielleicht meine Annonce Sie auf so wunderliche Gedanken gebracht hat. Aber nun sagen Sie mir einmal, was soll ich denn von einem jungen Mädchen denken, das hierher kommt, um mit einem jungen Manne ihren Scherz zu treiben?"

„Mein Herr, sind Sie verrückt? Welcher von uns Beiden macht hier allerhand Umständlichkeiten? Zum letzten Male frage ich Sie, wollen Sie mich aufnehmen oder nicht?" fragte Karoline und erhob sich, um zu gehen.

Der junge Mann aber befand sich in einer derartigen Gemüthsbewegung, daß seine Stirnadern schwollen und seine Hände zitterten. Schließlich kam er auf Karoline zu, breitete seine Arme aus und rief:

„Es ist eine Narrheit, sein ganzes Lebensglück auf ein Blatt Papier zu setzen und ein Wahnsinn, im Tageblatt zu annonciren. Auch ist es verrückt, sein ganzes Leben einem Mädchen anzuvertrauen, das sich so benimmt wie Sie. Aber als ich Sie zuerst erblickte, wurde mein Herz von einer rasenden Leidenschaft erfüllt und eine wahnsinnige Liebe erfaßte mich. Mag nun kommen, was da will, ich nehme Sie!"

Unter den Sehenswürdigkeiten von Stockholm hatte Karoline auch die neue Irrenanstalt besucht, und als der junge Mann so zu ihr sprach, da wurde es ihr zur Gewißheit, daß er dorthin gehöre. Sie schaute sich im Zimmer um, ob denn kein Glockenzug vorhanden wäre, und als sie nichts dergleichen entdeckte, stürmte sie zur Thür.

Doch der junge Mann vertrat ihr den Weg und fragte, ob Sie es für unzart halte, wenn er jetzt nach ihrem Namen frage. Doch Karoline stürmte an ihm vorüber, riß die Thüre auf und, o Schrecken! — das erste, was sie erblickte, war gegenüber das Schild des Photographen.

Bestürzt und beschämt blickte sie den jungen Mann an.

„Verzeihen Sie, mein Herr, aber hier liegt ein fürchterlicher Irrthum vor. Sie sind ja gar nicht der gesuchte Photograph!"

„Gott sei Dank, nein, ich bin Rittergutsbesitzer Lündberg.

„Haben Sie aber nicht selbst gesagt, Sie hätten im Tageblatt annoncirt?"

„Jawohl, hier ist die Annonce, lesen Sie doch gefälligst." Er ging in das Nebenzimmer, holte eine Zeitung, und Karoline las:

Digitized by Google

Ernsthaftes Heirathsgesuch.

Ein junger Landwirth von angenehmem Aeußeren, guter Bildung und aus feiner Familie, sucht auf diesem nicht mehr gewöhnlichen Wege ...

Hier wäre Karoline beinahe in Ohnmacht gefallen, doch ich begreife gerne, daß sie es aus Schamgefühl lieber nicht that. Dafür weinte sie aber und sagte:

„Wie, Sie konnten wirklich glauben, daß ich auf ein solches Heiratsgesuch kommen würde?"

„Mein Fräulein, was sollte ich glauben! ich schäme mich ja vor Ihnen, aber wenn Sie noch einmal herein kommen wollten, dann könnten wir uns ja besser besprechen, denn ich hoffe, daß wir uns doch nicht das letzte Mal gesehen haben. Wollen Sie es mir versprechen?"

Karoline versprach nichts, sie zog nur ihre Handschuhe an und ging. Die ersten Stunden war sie sehr böse, dann wurde sie ruhiger, und am folgenden Morgen fand sie, daß es doch Unrecht sei, eines solchen Landjunkers wegen auf den Photographen zu verzichten. Der Gutsbesitzer war gewiß schon wieder heimgekehrt.

Um elf Uhr stand sie auf der Treppe des Photographen. Heute aber ging sie nach links und befand sich sofort in dem Atelier des Photographen.

Aber um Gottes Willen, was war denn das? In einem Fauteuil mitten vor dem Apparat, in die Nackenstütze eingeschraubt, saß Gutsbesitzer Lündberg mit einer wirklichen Leichenbittermiene. Wahrscheinlich wollte er eine Erinnerung an Stockholm mit auf sein Gut nehmen ...

Weiß Gott, wie es gekommen ist, aber Lündberg ließ nicht früher nach, und jetzt hat Karoline Strömbom wohl ein halbes Dutzend Jungens, alle getreue Abbilder vom Papa Lündberg. Ja, da lohnt es sich wohl, zum Photographen zu gehen! Und da sie rechte Wildfänge sind und viele Kleider und Schuhe zerreißen, so sind die billigen Bilder aus der Commandantenstraße theurer geworden, als wenn sie der Hofphotograph im größten Format geliefert hätte.

Und wenn seitdem die Heirathsannoncen immer häufiger geworden sind, so wird es Familie Lundberg nicht verdammen. Frau Lündberg meint natürlich, es sei Leichtsinn, sie zu schreiben, und ein anständiges Mädchen solle sich gar nicht darum kümmern ... Aber sie meint auch wieder: es führen viele Thüren zum Glück, und oft kommt man doch schneller zum Ziel, wenn man falsch geht.

Aus der Hauptstadt.

Ein Ehrbarer Kaufmann.

Die Versammlung war imponirend. Nicht so sehr durch die Zahl der Anwesenden, denn mit geistlosen Massen und Stimmviehheerden prunkt der Heilige Manchester nicht mehr, seitdem ihm die Massen massenweis davon gelaufen sind. Die Versammlung zeichnete sich vielmehr durch die Lebensstellung und die Einkommensteuerstufe der Theilnehmer aus. Der Geringste unter ihnen war immer noch Commerzienrath, und der Aermste unter ihnen sah mit schlecht verhehlter Verachtung auf die Leute herab, die lumpige zwölftausend Thaler Jahresgehalt beziehen und sich Minister nennen. Man fühlte sich endlich einmal im vertrauten Kreise Gleichberechtigter, und man schöpfte neue Hoffnung auf eine schönere Zukunft, als man insgeheim die Millionen addirte, über die die nächsten Nachbarn verfügten. Und wem der kahle Mammon allein nicht genug that, den befriedigte hoch der Anblick des Geistes und der Wissenschaft, die u. A. Herr L. Bamberger repräsentirte. Herr L. Bamberger, der sich mit erhobener Stimme seiner Furchtlosigkeit rühmte und dabei wahrscheinlich des wilden Jahres 1848 erinnerte, wo ihn nur ein arges Fußleiden davon abhielt, mit in den Freiheitskrieg, den gepriesenen, heiß ersehnten, zu ziehen. Es war ein Fußleiden, das ganz auffallende, innere Verwandtschaft mit dem Strohsacke zeigte, darin sich ein anderer Furchtloser, Herr Dr. Straßmann, im Augenblicke des Barricadenkampfes vorsichtig bettete.

Lange, lange Zeit hindurch hat das Speculanten- und Jobberthum es nicht für möglich gehalten, daß der Staat jemals aufhören könne und wolle, ihm den Weg zu asphaltiren. Diese klugen Menschen, deren Auge doch von Berlin nach New York reicht und deren Ohr zu gleicher Zeit hört, was an der Londoner Stock Exchange und von der Wiener Coulisse geflüstert wird, diese klugen Menschen begriffen nicht, daß das kommende Jahrhundert sich ihre Herrschaft weniger geduldig gefallen lassen wird als das neunzehnte. Die Schüsse, die in den Wechselstuben der Sommerfeld und gleich darauf in den Arbeitszimmern ruinirter Gläubiger krachten, entfesselten wohl in einem Teile der Presse eine wüste und zügellose Agitation. Aber das war die Presse, der man keine Seiteninserate gab und die sich schon aus diesem Grunde nicht übermäßig lange auf den Beinen zu halten vermochte. Dann ward von der glorreichen Regierung des glorreichen Mannes, der soeben in Skyren seinen sechzigsten oder fünfundsechzigsten Geburtstag vollendet hat, die berühmte Börsen-Enquête eingeleitet. Sie schreckte Niemanden, und Niemanden schreckte, was in den Thronreden über Maßnahmen gegen unredlichen Handel und Wandel gesagt ward. Wußte man sich doch der drei Factoren sicher, ohne deren Zustimmung kein Strich der Gesetzgebung geändert werden konnte: des Herrn v. Boetticher, des Reichstages, der Berliner Presse. Diesen Dreien überließ, was sich so gewohnheitsmäßig „Ein Ehrbarer Kaufmann" nennt, die Vertretung seiner Interessen; der Ehrbare Kaufmann selbst begnügte sich damit, die bestehende und gewährleistete Profitfreiheit harmlos wie früher nach Kräften zu mißbrauchen.

Auf Herrn v. Boetticher aber baute nur, wer ihn zu genau oder wer ihn zu wenig kannte. Der agile Staatssecretär haßt gewiß, sofern er überhaupt haßt, nichts so innig wie weitausgreifende Reformwerke, und so lange des Kaisers Majestät nicht an eine bedrohliche Nothlage der werthschaffenden Stände zu glauben vermochte, so lange war Herr v. Boetticher in der That der eherne Fels, daran alle modernsocialen Gedanken zerschellten. Seitdem aber ist es bekannt geworden, daß der Kaiser, der entschlossenste Gegner des Antrages Kanitz, auf bewegliche Klagen über die Ausschreitungen der Kornspeculation den Rat gab, den Terminhandel in Getreide einfach zu verbieten. Herr v. Boetticher ist vielleicht heute noch kein Feind des Terminhandels, doch die Börse mag überzeugt sein, wenn er über's Jahr noch amtirt, wird er sehr gewandte Reden dagegen halten. Aerger noch als Herr v. Boetticher, der nur noch auf Handelstagen einem Ehrbaren Kaufmanne gute Worte giebt, im Reichstage jedoch die Butterfälscher an den Pranger stellt, ärger noch hat der Reichstag selbst das Vertrauen der Speculanten getäuscht. Für jobberfeindliche Anträge, die vor fünf Jahre noch bei sämmtlichen Weisen schallendes Gelächter und den Ruf nach Vermehrung der Irrenhäuser erweckt haben würden, finden sich heute Mehrheiten. In der nationalliberalen Partei, die doch einst Bleichröder und Lasker sicher in der Tasche hatten, blicket heut Bennigsen stumm auf dem ganzen Tisch herum; er zählt kaum noch ein Dutzend überzeugter und treuer Anhänger. Alle Verschärfungen der Regierungsvorlagen gegen unlautern Wettbewerb, Börsen- und Butterschwindel finden Beifall, zumeist auch Annahme; unterm Druck des Volkswillens verschärft sich noch mit jedem Tage die feindselige Stimmung der Reichstagsmehrheit wider einen Ehrbaren Kaufmann. Daß diese Stimmung sich so grell und furchtlos äußert, hat der Antrag des Grafen Kanitz, haben also indirect die Preistreibereien der verehrlichen Herren Cohn & Rosenfeld bewirkt, die diesem Antrage seine werbende Kraft verschafften. Die Reform-Ideen der Till und Kanitz sind schon darum verwerflich, weil sie dem öden Collectivismus und der ohnehin unerträglichen Uebermacht der Bureaukratie weiteren Vorschub leisten. Die Reform unserer Wirthschaftsordnung soll auf individualistischer, dem deutschen Volkscharakter angepaßter Grundlage und ohne Beamtenheere vor sich gehen. Die verwegene Kühnheit des Getreidemonopol-Gedankens indeß, der blutige Ernst, mit dem man sich Monate lang für und wider ihn erhitzte, hat bewirkt, daß nun selbst die keckesten Reformpläne dreist hervortreten können, daß Gesetz-Entwürfe, die noch vor wenigen Jahren Phantasmen und Hallucinationen schienen, heute den Eindruck kluger, zurückhaltender Mäßigung machen.

Und wie der Reichstag einem Ehrbaren Kaufmanne die Unterstützung versagte, so auch die Presse. An ihrem guten Willen zwar darf nicht gezweifelt werden, aber ihre Macht bricht langsam zusammen. Soweit Deutschland Zeitungen von Bedeutung und Ruf besitzt, sind sie liberal; in fünfzigjähriger Entwicklung brachten sie es zu einer Gediegenheit und einem Ansehen, von dem sie noch lange zehren werden. Ihr Einfluß allein hat Parteien, deren Volksfeindlichkeit auch dem Blödesten klar werden mußte, bisher vor'm völligen Bankrott gerettet, ihr Einfluß allein radicale Maßnahmen verhindert, nach denen das Land sich sehnte, die nur aus Furcht vor dieser Presse zurückgestellt wurden. Und noch immer ist ihnen keine Concurrenz erwachsen, von der erwartet werden kann, daß sie in absehbarer Zeit die Macht an sich reißt. In einer empörten Landschaft, die des Druckes müd ist und stürmisch ein neues Regiment begehrt, ragen die Blätter des mammonistischen Manchesterthums wie Zwingburgen auf; sie sichern ihrem Götzen und seinen Hohenpriestern die Herrschaft noch auf Jahrzehnte. Hinter ihnen freilich fällt das Volk ab, nicht ein Zehntel ihrer Leser glaubt mehr an das Teufelsevangelium, das sie predigen. Aber fünf Zehntel lassen sich, wenn die Stunde da ist, doch noch einmal beschwatzen, und mit diesen fünf Zehnteln, die unerhörte, in Kniffen und Lügen unerreichbare journalistische Kunst an die zerschlissene Fahne fesselt, verzögert man den Triumph der neuen Lehre. Das heilige Inserat thut ein Uebriges, die Position des zeitunggesegneten „Liberalismus" für's Erste uneinnehmbar zu machen; ein Ehrbarer Kaufmann läßt sich den Krieg Geld kosten. Man kann den tonangebenden Freisinns-Blättern allzumal nachrechnen, daß die Abonnementsgebühr, die sie erheben, nicht hinreicht, Druck und Papier zu bezahlen; sie schenken ihren Lesern vierteljährlich fünf bis zehn und mehr Mark, nur um sie zu halten. Seit fünfzig Jahren sind alle Lebensbedürfnisse erheblich theurer geworden, die Zeitungen allein haben sich verbilligt. Als Emile de Girardin anfangs der vierziger Jahre mit der Dreißigfrankenpresse hervortrat, erregte er Orkane der Entrüstung bei allen ehrlichen Zeitungsmachern; man hatte bisher anstandslos hundert Franken jährlich bezahlt und war innig überzeugt, daß für ein Girardin'sches Schundgeld nur rasch vergänglicher Schund geliefert werden könnte. Aber Girardin fallirte nicht, und heute ist die Dreißigfrankenpresse, die dazu noch dreizehn-, nicht nur sechsmal in der Woche, Morgens und Abends erscheint, die theuerste und vornehmste. Diese

Digitized by Google

Wandlung verdanken wir einem Ehrbaren Kaufmanne, der seinen werthvollen Verbündeten gegenüber mit Annoncen, Börsenprospecten, Subventionen und Panamachecks nicht spart, der es ihnen dadurch ermöglicht, ihr Fabricat zur Hälfte des Werthes auf den Markt zu schleudern und die Rivalen, die den Volkswillen verkünden und vertreten, zu vernichten oder doch zu einem ärmlichen Leben zu zwingen. Wie viel Zeitungsgründungen reformerischer Richtung sind nicht schmählich verkracht in diesen beiden Jahrzehnten! Es fehlte ihnen keineswegs an Abonnenten, aber sie konnten nicht wetteifern mit der Stoff-Fülle, die ihren freisinnigen Nebenbuhlern zu Gebote stand. Sie mußten aller Ecken und Enden knausern und kamen doch nicht zurecht, denn das Inserat blieb aus. Es fehlte ihnen keineswegs an tüchtigen Kräften, aber selbst die begeistertsten Arbeiter verzagten, wenn ein Rückschlag dem anderen folgte. In Berlin entstanden vor anderthalb Jahren zwei antiliberale Tageblätter, die ihren Leserkreis in den mittleren Schichten der Bevölkerung suchten und fanden. Die eine, die sehr geschickt „radicale Agrardemagogie" trieb, im Uebrigen aber den lieben Herrgott einen guten Mann sein ließ und sich weislich vor oben übel vermerkter demokratischer Gesinnung hütete, hat nach rastloser, mühsamer Arbeit, Dank der aufopfernden Hülfe des Bundes der Landwirthe, ihre Existenz gesichert. Die andere dagegen, der es freilich von Anfang an an gleich fester und kluger Leitung gebrach, die sich inhaltlich wie in der Ausstattung rapid verschlechterte und durch politischen Bummelton den kleinen Mann verdutzt machte, diese Gründung kostete ihren Vätern nahezu eine halbe Million Mark und vermochte sich trotzdem keine siebzehn Monate lang zu halten. Man hatte im Calcul des gesegneten Inserates Wichtigkeit und die Taktik eines Ehrbaren Kaufmannes nicht hoch genug veranschlagt.

Bei alledem ist die manchesterliche Presse nicht im Stande gewesen, das Interesse ihrer Schützlinge und Protectoren auf die Dauer zu wahren. Die Taktik des Todtschweigens, die vielleicht noch schöne Erfolge ergeben hätte, wurde den heißblütigen Kampfhähnen allmälig zu unbequem; zum Zweck der Polemik druckte man ketzerische Reden ab und glaubte irrthümlich, sie durch reichlich hinzugethane Frage- und Ausrufungszeichen zur Genüge immunisirt zu haben. Just die freisinnige Pfennigjournalistik vollbrachte, was den gegnerischen Zeitungsschreiberlein nie möglich gewesen ist: sie vermittelte breiten, stumpfen und dumpfen Massen die nähere Bekanntschaft mit den reformerischen Wünschen aufgeklärter Bauern und Gewerbtreibender. Je erbitterter die Berliner Federgewaltigen die „Reaction" bekämpften, desto gewaltiger schwoll die Bewegung an. Heut ist sie so stark geworden, daß sie nicht nur den Zeitungsjupitern völlig über den Kopf gewachsen ist, sondern auch die Regierung gezwungen hat, mit ihr zu marschiren. Die im Bunde der Landwirthe aufgespeicherte politische Energie beherrscht bereits unumschränkt den Osten; eine ähnliche Organisation, die die Handwerker und kleinen Gewerbtreibenden einschließt, wird nicht ausbleiben und den Freisinn mit fanatischer Wuth aus seinen letzten Hochburgen verjagen. Die Presse ist solchen Strömen gegenüber auf die Dauer völlig machtlos.

Ein Ehrbarer Kaufmann hat das allgemach erkannt, und weil ihm, dem verächtlich, stolz Lächelnden, nun die Fluth doch respectlos an den Hals zu steigen beginnt, versucht er, den Feind mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Er bildet auch Verbände. Einem die Satire allzusehr herausfordernden Bunde der Industriellen, dessen erste That eine Petition gegen das Margarinegesetz war, ist der Verein zur Abwehr agrarischer Uebergriffe gefolgt. Im Handumdrehen haben zwanzig Firmen dreihundertfünfzigtausend Mark zum Schutze der Börse zusammengebracht, und der Opfermuth eines Ehrbaren Kaufmannes wird sich dabei nicht beruhigen. Capacitäten sind aufgeboten worden; Herr Bamberger, dem doch der heiße Dank der Nation folgte, als er sich für immer in's Privatleben zurückzuziehen versprach, ist wieder auf dem Plane erschienen. Aber an neuen Gedanken hat der Ehrbare Kaufmann nur den allerdings epochalen Satz hervorgebracht: „Was wäre wohl das Vaterland, wenn das mobile Capital nicht wäre?" Und die gesammelten 350,000 Mark ersetzen auch keine Idee, so wenig wie sie die fehlende Mannschaft der neuen „Bewegung" ersetzen. Nach jeder Richtung hin ist der agrarische Bund, all in seiner Ueberschwänglichkeit, mit all seinen nebelhaften Träumen und Ideen, dem geschäftsklugen Gegner überlegen. „Pour faire un parti, il faut des idées et des hommes", meint der nüchterne Mathematiker Picot, und andererseits schreibt den Commerzienräthen, die Herrn von Plötz und seine Gefolgschaft an ihren Utopien und ihren unerfüllbaren Versprechungen bereits schmählich enden sehen, ein feiner Menschen- und Wählerkenner ins Album: En politique, il vaut mieux se promettre que se donner. On tient plus les hommes par l'espérance que par la reconnaissance.

Mag sein, daß in nicht allzu ferner Zukunft ein Ehrbarer Kaufmann diese trübe Erfahrung sogar an der Presse macht, die ihm ihre Stärke verdankt und die doch, einstweilen freilich nicht aus bösem Willen, gerade in der Stunde versagt, wo er sie zum ersten Male wirklich braucht. Schon schlägt, nicht nur am Rheine, sondern auch in der Börsenhauptstadt Berlin, manche mit freisinnigen Männern gefüllte Redaction einen Ton gegen ihre Nährväter an, der die langsame Schwenkung einläutet. Es wird nichts helfen, Handel und Speculation werden sich zu einer neuen Moral bequemen müssen. Durch Gesetzchicanen, unvernünftig hohe Geldbußen und Gefängnißstrafen wird ein Ehrbarer Kaufmann allen Ernstes gezwungen werden, wirklich wieder das zu sein, was sein klangvoller Name andeutet . . .

Caliban.

Allerlei Anstellungen.

Es giebt, so viel ich weiß, noch kein Gesetz, wonach Ministerialräthe, Stadtoberhäupter und Generale verpflichtet wären, sich des guten Beispiels halber stets nur von wirklichen Künstlern porträtiren zu lassen. Und doch wäre ein solches Gesetz gewiß ebenso nützlich und für das Freiheitsgefühl des Individuums keineswegs beschämender als so manches thatsächlich existirende. Freilich würde es in die süßen Gewohnheiten der betroffenen Gesellschaftskreise mit rauher Faust hineingreifen. Denn man sieht kaum je so viel stümperhafte Bildnisse als von Ministerialräthen, Stadtoberhäuptern und Generalen. Während diese Herrschaften doch ganz gewiß stets nur die feinsten Schneider und erst recht die gesuchtesten Schlächtermeister und Weinlieferanten beschäftigen, kommt es ihnen nicht darauf an, ihr werthes Conterfei den Händen von Leuten anzuvertrauen, die dem untersten Handwerkerstande angehören. So kommen denn Bildnißwerke zu Stande, denen zur Photographie die absolute Wirklichkeitstreue, zum Kunstwerk die wahrhaft schöpferische Gestaltung fehlt. Indeß es ist ein „Original-Gemälde", mag auch der Pinsel bald spitz wie ein Bleistift, bald lackirend wie eine Schuhputzerbürste arbeiten, mag auch die hohe Göttin der Kunst erschüttert ihr Haupt verhüllen.

Will man Beweise sehen, so gehe man nach Schulte's Kunstsalon und betrachte die beiden Porträts unseres Berliner Oberbürgermeisters Zelle, die eine Dame Namens Paula Monje gemalt hat. Man kann sich nicht darüber wundern, daß es der echten Kunst so unendlich schwer fällt, empor zu kommen, wenn in den obersten und sichtbarsten Gesellschaftskreisen eine solche Unbelehrtheit und ästhetische Fühllosigkeit herrschen.

Im Uebrigen ist es bei Schulte wieder mal gerade so schlecht und gerade so gut, wie es immer dort zu sein pflegt, d. h. wie es der Zufall eben mit sich bringt. Ueber das Schlechte gehe ich (wofern nicht, wie im Fall Monje, ein Beispiel statuirt werden muß) grundsätzlich hinweg. Vom Guten, oder vielmehr Mittelguten, scheinen mir zwei Porträtkünstler erwähnenswerth.

Der Eine ist Curt Stöving, als Mann vom Fach keiner der Ersten, weil in altmodisch-schwerem Colorit befangen und etwas hart in der Zeichnung. Doch zeigt er ein ernstes Bestreben, das Innere und Charakteristische zu erfassen. Zwei Mal hat er den geisteskranken Nietzsche in einer Sommerlaube gemalt, das eine Mal auf einem Colossalbilde. Darunter steht ein Zarathustra-Citat, das bestimmt sein mag, dem Beschauer die rechte Weihe-Stimmung zu geben. Wirklich haben die Bilder einen wehmüthig-ernsten, beinahe tragischen Reiz, — nur daß das künstlerisch Höchste, die ideale Vergeistigung, eben doch fehlt. Das Beste ist wohl ein Selbstporträt des Künstlers, wonach man gerne glaubt, daß dieser blonde Geistesarbeiter sein Handwerk und Streben nicht zu leicht nimmt; doch weckt der zerrissene Arbeiterkittel auch wieder den Verdacht der Affectation. Eine große Idealcomposition mit nackten Menschen, „Sommersonnenglück", muthet an wie der Versuch einer Synthese von Hofmann und Klinger, die denn freilich nicht gelungen ist, auch schwerlich je gelingen dürfte.

Mehr zu loben finde ich an den Frauenbildnissen von Karl Ziegler. Sie zeigen zunächst eine gewisse künstlerische Besonderheit der Farbengebung, ein Gefühl für einfache harmonisirende Contrastwirkungen, das nur ja weiter gepflegt werden möge. Vor Allem aber verräth sich darin ein ungewöhnlicher psychologischer Spürblick, eine Kenntniß der Frauenseele und ihrer Schlupfwinkel, wie sie nicht vom ersten Besten erworben werden kann. Man ahnt etwas dahinter von eigenen schmerzlich-süßen, vielleicht grausam aufhellenden Erlebnissen. Sinnlichkeit und Skepsis fließen zusammen und schaffen Bilder, an denen Bewunderung und Sehnsucht, ja Rausch des Mannes so viel Antheil haben wie die Vorsicht und das Mißtrauen des Betrogenen und Kenners. Da ist eine lächelnde Blondine, — sie scheint auf den ersten Blick ganz Unschuld und Lieblichkeit. Dann aber gewahrt man ein Lüstchen um den Mund und ein Listchen um's Auge, — und man merkt, daß man auf der Hut sein muß. Ein kleines braunes Zigeunermädel, so von vierzehn Jahren etwa, zeigt diese Züge womöglich noch raffinirter: das sanfte Auge geht ein wenig schräg mit verstohlenem Lauern, in den jugendlich spröden Lippen verbirgt sich ein spöttisches Höhnen. Offen trägt ein anderes Weib, ganz Dame, ihr Wesen auf dem Antlitz, zu stolz, etwas zu verbergen. So vollreif und verführerisch, ist sie eine arge, dunkle, gefährliche Träumerin und eine harte erbarmungslose Kämpin in dem schwierigen, gierigen Kampf, der die Liebe bedeutet. Es liegt ein gewisser exotischer Zug über diesen Bildern, und der erhöht noch ihren geheimnißvollen, beklemmenden Reiz.

Karl Ziegler, als Maler des Weibes, ist durch und durch Mann. In demselben Grade ist Dora Hitz auf all' ihren Frauenbildern Weib: die Mit-Fühlende, die Mit-Ringende, die Schwester. Ihre neueste Studie, ein Aquarell auf der Aquarellisten-Ausstellung bei Gurlitt, zeigt das in besonderem Maaße. Da ist Alles verhaltene, schwebende, zagende Bewegung. Ein Duft, der tief verschlossen ruht in treu umhegtem Kern. Geheimes Leiden liegt auf den Gesichtszügen, wie der Hauch eines Kusses vom König Schmerz. Man ahnt wohl, aber man wagt nicht zu deuten. Alles ist von der Künstlerin mit der gleichen andeutenden Zurückhaltung gegeben, wie es von der Dargestellten still in verschwiegenem Inneren getragen wird. Auch die Symbolik der Farben und des Hintergrundes vermeidet alles Aufdringliche. Das legt sich und schmiegt sich, so freund-

Digitized by Google

lich-still, so schmeichlerisch-liebevoll, als berge es nicht das mindeste Seltsame und Räthselvolle. Sanft klingt es in der Stimmung mit, mischt bloß verstohlen ein paar fremdere Töne ein. Aber das Ganze bekommt mehr Gluth, mehr Schwingung, mehr Beziehung. Die außerordentlich zarte Modellirung des Kopfes gewinnt in tausend Einzelheiten ein beseelteres Leben. Man findet es bemerkenswerth, wie einzelne Haare an der Stirn sich gelöst haben und gleich Goldfäden schimmern. Man glaubt in den Schattenpartieen an der Wange ein eigenes Weben und Heben zu gewahren. Man späht in das hellverschleierte Auge: feuchte Tiefen blicken uns daraus an. Man forscht in den welkenden Lippen des herbverschlossenen Mundes: Geisterstimmen schweben darüberhin mit leisen, sehnenden Klagen. Schwer reißt man sich los und kehrt immer wieder zurück. Diese Frau ist nicht schön, und doch kann man nicht von ihr lassen. Ein Unsagbares löst sich von ihr ab und schwebt bestrickend zu uns her, umgarnt unser Sinnen, daß es tief in sich versinkt und forscht und grübelt. Das ist, weil eine Frau mit zarter Hand an das gerührt hat, was ihrer Schwester Tiefstes ist . . .

Auch sonst gewährt die Aquarellisten-Ausstellung, zumal im Landschaftlichen, einen durchaus erfreulichen Eindruck. Das Durchschnittskönnen hat sich in den letzten Jahren in ungeahntem Maaße gehoben. Ein Meister, der Allen voran war, Hans von Bartels, hat jetzt Sorge, daß er mit in der Reihe bleibe. Ein steifer Anfänger, der vor lauter accurater Zeichnung nie zu echter Luftstimmung kommen konnte, Max Fritz, zeigt, daß er jetzt bald die Schwierigkeiten überwunden haben und für ein freies Schaffen reif sein wird. Andere wie Hans Herrmann, Liebermann, Dettmann, Leistikow behaupten mit vollen Ehren ihren Namen. Doch ist Dettmann etwas ungleichartig. Er ist manchmal liebloser Routinier, manchmal feinster Stimmungsempfinder. Einen neuen Ton hat er dies Mal in den „Mühlen von Billwärder" gefunden. Etwas balladenhaft Schauriges webt darüberhin, das wundervoll herausgekommen ist. Die zarten Regungen der Landschaftsseele belauscht aber Niemand feiner als Jules Wengel, der Dichter des Nebligen, des keusch verschleiernden Morgendunstes. Obwohl seiner Staatsangehörigkeit nach Franzose, so ist er doch Deutscher der Geburt nach (er stammt aus Leipzig). So vereinigt er das Verträumte des Germanen mit der weltsicheren Anmuth des Galliers.

Noch bleibt uns ein junger Mann zur Betrachtung übrig, der sich in diesen unsicheren Zeitläuften einer ganz besonderen Beachtung versichert halten möchte: es ist Herr Adolf Sommerfeld aus Schroda, fünfundzwanzig Jahre alt und Veranstalter einer Sonderausstellung, Unter den Linden 14.

Herr Sommerfeld ist nicht ohne Talent. Bei strenger Selbstzucht und bescheidener Einsicht kann er mit der Zeit noch etwas aus sich machen. Einstweilen leidet er an einer gefährlichen Selbstüberschätzung und ist auf dem besten Wege, sein Talent in geistreich sein sollenden Improvisationen und schludriger Arbeit zu verzetteln.

Die ganze Veranstaltung seiner Sonderausstellung hat einen üblen Beigeschmack von Reclame und Sensationsjägerei. Ein Herr Hans von Garczynski muß als Entrepreneur fungiren, und ein wichtigthuerischer Katalog, geziert mit Bild und Biographie des Künstlers, glossirt die einzelnen Bilder und Entwürfe mit tiefsinnig klingenden Erläuterungen und Gedichten. Um den Humbug voll zu machen, werden eine Nudität und eine cynische Allegorie auf das Weib in eine besondere „Schreckenskammer" verwiesen und durch eine ausgespannte Portièrenschnur vor allzu profaner Betrachtung geschützt. Da wirkt es denn außerordentlich tröstlich, daß ebenda ein behaglicher Divan sich ausbreitet, auf dem, in Gemeinschaft einer Laute, ein zerknitterter Cylinder und ein paar weiße Glacéhandschuhe den Traum ihres Daseins träumen.

Was will nun Herr Sommerfeld mit seiner Sonderausstellung? Will er bloß sich selbst damit in Scene setzen? Ich will einmal annehmen: Nein. Es ist möglich, daß er sich in aller Harmlosigkeit für einen neuen Propheten hält. Er gefällt sich in allerhand symbolistisch-metaphysischen Aperçus, die freilich oft mehr als billig sind. Er malt beispielsweise ein riesiges Menschenauge, betitelt es „Psyche" und erläutert es als „Spiegel der menschlichen Seele". In seiner Formgebung ist er theils noch alter flauer Akademiker, theils eifert er mit plumperen Mitteln den Farbenwirkungen eines Stuck und Hofmann nach. An Phantasie fehlt es ihm nicht. Aber sie arbeitet zu flüchtig und selbstgenügsam, glaubt mit dem Gedanken auch bereits die Form, mit dem Entwurf bereits die künstlerische Prägung erlangt zu haben. Gleich Munch möchte er es gern ergattern, „nackte Seele" zu malen. Aber hat er auch die Tiefe, um daraus zu schöpfen? Kokettirt er nicht stark mit uns und mit sich selber? Man denke nur: der Fünfundzwanzigjährige kündigt ein Radirwerk an, zu dem er selbst (!) den Text verfaßt hat: „Biblos — Mein Testament."

Mein Herr Sommerfeld, lassen Sie sich lieber Ihren Cylinder wieder aufbügeln, nehmen die Glacés zur Hand, und dann hinein in's Leben! Es hat noch manche Reize für Sie, bevor Sie Ihr Testament zu machen brauchen!

Franz Servaes.

Dramatische Aufführungen.

Winterschlaf. Drama in drei Aufzügen von Max Dreyer. (Neues Theater.) — Die junge Frau Arneck. Lustspiel in vier Akten von Hugo Lubliner. (Deutsches Theater.) — Die Höllenbrücke. Schwank in drei Aufzügen von Richard Jaffé und Wilhelm Wolff. (Kgl. Schauspielhaus.)

Von der Novitätenlawine, die gleichzeitig mit dem Märzenschnee über Berlin niedergegangen ist, hat nur Max Dreyer's Drama Anspruch auf ernsthafte Erörterung. Wenigstens die beiden ersten Aufzüge dieses Trauerspiels. Der dritte Akt hängt nur von ungefähr, willkürlich angeflickt, mit dem Ganzen zusammen; er sollte erschütternde, tragische Wirkung ausüben, starke Handlung, machtvolle Effecte in die Wirklichkeitsschilderung bringen. Doch ist dem Dichter die so erstrebenswerthe Verschmelzung realistischer Kleinmalerei und gewaltiger, echt dramatischer Vorgänge ganz und gar mißglückt. Er gab nebeneinander, was nur Werth hat, wenn es in inniger Gemeinschaft, bruchloser Legierung erscheint. Er mißbraucht sein unerhört grauses Thema zu frechen Coulissenmätzchen. Incest, Nothzucht ꝛc. und ihre schrecklichen Folgen sollen nicht nothwendig von der Erörterung auf der Bühne ausgeschlossen sein: zu bloßen, packenden Aktschlüssen taugen sie, einstweilen wenigstens, kaum. Mit der künstlerischen Idee verglichen, die Herrn Dreyer veranlaßte, kurz vor'm zweiten Falle des Vorhangs bei verdunkelter Bühne einen Bräutigam in's Schlafzimmer seiner Braut schleichen zu lassen und uns recht deutlich anzudeuten, daß der Wackere die unglückliche Trude vergewaltigen wird, mit dieser künstlerischen Idee verglichen, müssen die Arenastücke erhaben genannt werden, die Imperator Nero sich vorspielen ließ. Im Circus Maximus gab man zuweilen die Tragödie Mucius Scävola, deren letzter Akt den Helden, einen unglücklichen Sclaven, mit der Hand an ein Kohlenbecken angeschmiedet zeigte. Die Hand wurde dann auf einen Wink Nero's verbrannt, so daß der Geruch des Fleisches den weiten Raum durchzog. Es war ein brutaler Effect, aber die um Cäsar versammelten Kunstrichter mußten anerkennen, daß das Drama von der Exposition an folgerichtig auf diesen Ausgang hinarbeitete. Wenn am Schluß des „Aureolus" ein Sclave an's Kreuz genagelt und von einem wirklichen Bären gefressen wurde, so war das ein immerhin sauberer „Knaller", hält man die viehische Vernichtung einer Mädchenpsyche dagegen. Und ganz gewiß hat der römische Poet den scheußlichen Schlußeffect eingehend motivirt, während sich Herr Dreyer diese Begründung seelenruhig ersparte. —

Winternachmittag in einem Forsthause nicht allzuweit von Berlin, vorgeschrittene Dämmerung. Der Vater liegt auf dem Sopha und schnarcht, die Tante, eine entfernte Verwandte der Amme aus Romeo und Julia, druselt vor sich hin, am Fenster sitzt Trude und sinnt. Allgemeiner Winterschlaf. Die allgemeine Gähnerei, die langwierigen Pausen, etliche schauderhaft platte Redewendungen zwingen zur Heiterkeit, aber nach einer Weile entwickeln sich die Charaktere. Ihre Eigenheiten werden systematisch und gemüthlich von der Spule abgerollt, sind indeß gut beobachtet, und alle Personen, nur die Trude und der Hans nicht, umwittert verklärender künstlerischer Humor. Dreyer steht über seinen Menschen, solange und soweit er sie episodisch braucht. Von der Trude weiß man bis zuletzt nicht, ob er sie ernst nimmt: launige Gegenreden der Tante auf allerlei überspannte Aeußerungen des Mädchens lassen zunächst das Gegentheil vermuthen. Nachher aber legt der Verfasser seiner Heldin unterschiedliche Klapperphrasen in den Mund, auf die ein Försterkind nun und nimmer kommt; er will ein paar Mal poetisch werden und verpfuscht dabei die Reinheit der Linien. Mißlungener noch ist die Figur des jungen Socialreformers Hans, der nach Goethe'schem Vorbild das Elend der Obdachlosen studirte, indem er sich zu ihnen gesellt, und der allweil einen Schwall klangvoller Worte ohne Gedankeninhalt bereit hält. Aus dem tapferen, ideal und großdenkenden Publicisten ist unter Dreyer's Händen ein Phraseur geworden, dem gegenüber des alten Försters mißtrauische Frage berechtigt scheint, ob er doch nicht am Ende ein Schwindler sei. Aber die anderen Personen sind, so großes Lob mag wiederholt werden, prächtig erfaßt. Der Tyrann von Förster, der doch der Weiber bedarf, um sich von ihnen aufwarten zu lassen, der knurrt und brummt und schreit, dabei aber die größte Angst vor dem Hausdrachen, der Tante, hat und nebenbei ein goldenes Herz besitzt; diese gemein-schlaue, Alle durchschauende, nüchtern-praktische und mit bissigem Witz gesegnete Tante; der Forstgehülfe, ein brutaler, dummlicher Bursch, ein Gewaltmensch von erquickendem Hochmuth und bärenhaftem Stolz auf seine Körperkraft — das Alles sind lebendige Geschöpfe, die uns Märkern oft über den Weg gelaufen sind, gedeihen sie doch im Sande und unter den Kiefern unserer Haide mit besonderer Vorliebe. Dreyer führt den Griffel mit fester Hand, und nur da gleitet er aus, wo er des lieben Aktschlusses wegen „vorbereitet": so wenn er die hausbackene Tante zur schmutzigen Vettel mit krankhaften Kuppelinstincten macht und den vor'm Förster, Trudens Vater, doch zitternden Gehülfen zum viehischen Scheusal, das den verbrecherischen Plan in derselben Minute, da er ihm in die Seele gelegt wird, auch schon ausführt.

Trude fühlt sich unglücklich daheim. Sie ist ein aufgewecktes Mädel, ist in der Pension und dann auch später draußen in Stellung gewesen, der Wald ward ihr zu eng, sie sehnt sich wieder hinaus, nach wirklicher Thätigkeit. Ganz trefflich hat Dreyer ihre düstere, unzufriedene Stimmung, ihre Unklarheit über sich selbst, ihre Langeweile, ihre Sehnsucht

Digitized by Google

nach der bunt bewegten Welt und im schroffen Gegensatz dazu die Haltung der Hausgenossen gemalt. Schade, daß den gesunden Realismus so viel blecherne Romanwendungen durchziehen. In die Forsteinsamkeit schneit der eben aus dem Gefängniß entlassene Zeitungsschreiber Hans hinein; er ist der rechte Mann für Trude, im Gespräche mit ihm faßt sie endlich den Entschluß, um den sie lange gerungen hat. Es mag sein, daß Herr Dreyer auch ihr Herz Hans dem Idealisten zugedacht hat. Klar wird dies seelisch-sinnliche Verhältniß indeß nicht, obgleich es, wesentlich schärfer betont und gründlich erläutert, den tragischen Ausgang verständlicher machen würde. Trude selber will ihrem Vater gegenüber, als er auf den Busch klopft, nichts von einer aufsteigenden Neigung zu Hans wissen, und wenn sie ihrem Verlobten auf die Frage: „Liebst du mich denn nicht mehr?“ auch nur gerade „Oh, gewiß!“ antwortet, so läßt sie doch an anderer Stelle kaum einen Zweifel daran bestehen, daß sie ihm recht hold ist. Freilich löst sie auch auf einen leisen Wunsch des Schriftstellers sofort ihr wunderbares Haar und gestattet ihm damit zu tändeln. Aber so oder so — vor ihrer Heirath will Trude jedenfalls noch einmal nach Berlin, um dort als Kindergärtnerin ihr Brod zu erwerben. Man sieht, der Ehrgeiz dieser Emancipirten schwindelt nicht allzu hoch und verdient im Grunde gar nicht das viele Gerede. Sie weiß vom Vater wie vom Bräutigam die Zustimmung zu der Reise zu erhalten, vom Bräutigam durch die Drohung, daß sie andernfalls die Verlobung aufheben würde. In der Seele des Burschen aber gewinnt rasende Eifersucht die Oberhand, ein Wort der stachelnden Hexe macht ihn toll, und — im Zwischenakte geschieht das Unerhörte. Sempronius Acter hätte es nicht im Zwischenakte, hätte es auf offener Bühne geschehen lassen. Das ist der Unterschied. Er hätte uns zum Schluß auch noch Trude an ihren eigens dazu eingerichteten, prächtigen Zöpfen erhängt gezeigt, Dreyer beschränkt sich auf das Referat. Und das ist, wenn man will, ein zweiter Unterschied.

Die Vergewaltigungsscene in Sodoms Ende, die mit Recht einen so furchtbaren Sturm erregte und die anscheinend Herrn Dreyer vorschwebte, ist gleichwohl ganz anderen Schlages, zehnmal stärker begründet, zehnmal dramatischer und mit zehnfach größerem Coulissengeschick gezimmert. Im engen Försterhause muß es dem überfallenen Mädchen leicht werden, sich des thierischen Unholds zu erwehren, den ohnehin unruhig schlafenden Vater herbeizurufen. Aber ganz abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit, und abgesehen von der ferneren Unwahrscheinlichkeit, daß der in so großer Abhängigkeit gehaltene Jäger Franz sich im Handumdrehen zu einer derartigen That entschließt — was konnte den Dichter zu solchem Coup veranlassen? Was will er damit beweisen? Der tückische Streich einer Bestie vernichtet nicht nur Trude's Dasein, er zertrümmert auch die saubere und liebevolle Arbeit, als die sich die beiden ersten Akte des Winterschlafs darstellen. Fragen, die Herr Dreyer in ihnen aufwarf, Probleme, denen er, freilich ohne an die Tiefen zu rühren, nachsann, fliegen mit einem Schlage bei Seite. Denn mit der vom Autor beliebten Lösung haben sie nicht das Geringste zu thun. Beide Akte stellen sich so als eine langwierige und dazu ganz überflüssige Exposition dar. Die Katastrophe enthüllt die Unfähigkeit des Dichters, den Conflict innerlich zu meistern, die eigentliche Idee organisch zu gestalten und zu krönen. Plump wird der Knoten durchhauen oder vielmehr, mit vulgärer Taschenspielerkunst wird ein anderer Knoten untergeschoben. An die ersten beiden Akte des Winterschlafs ward ein dritter, zu einem anderen Drama gehöriger Akt oberflächlich angeleimt. Wäre man an die liederliche Technik unserer Jungen nicht hinlänglich gewöhnt, man müßte billig staunen über den Leichtsinn, der aus platten Zufälligkeiten und verschwommen angedeuteten Charakterzügen, aus unbeachteten Möglichkeiten nnd puren Unmöglichkeiten die folgenschwersten Handlungen entspringen läßt. —

Herr Hugo Lubliner kann's nicht lassen, er hat sich abermals übernommen und ein Lustspiel vomirt. Ist das Deutsche Theater ihm vielleicht finanziell verpflichtet, daß es all' seinen albernen Schmarrn Einlaß gewähren muß? Die Auffahrt hocheleganter Equipagen vor dem Musentempel in der Schumannstraße machte dem Verständniß, mit dem Herr Lubliner seine Freunde auswählt, alle Ehre, und unmäßig dicke Bankierweiber gab es wieder in Fülle, zum Glück auch in Hülle. Mit jener Geschwindigkeit, der die Preußen in Böhmen ihre schönsten Erfolge verdankten, die aber einem Theaterdichter bedeutend weniger hilft, rannte Herr Lubliner nach jedem Aktschlusse auf die Bretter und verneigte sich, jede Miene eine Dinereinladung für die Herrschaften im Parkett. Im Uebrigen die alte Noth. Ein Herr will Ruhe haben und verheirathet seine Tochter; der Mann, der sie nimmt, will auch Ruhe haben, nur der jungen Frau Arneck verlangt es nach Amusement. Sie sollte bedenken, daß die Zuschauer im Theater gleiches Verlangen hegen. Nun wird fünf Akte lang gegeistreichelt — aber die Leute von Berlin W. können solche Idioten nicht sein, wie uns Lubliner's Dialoge weis machen wollen. Es wird geschmollt und geweint, zum Schlusse versöhnt man sich, Dank einer geschickten Pantoffelschwingerin, und mehrere Paare zeigen ihre Verlobung an. Doch Alles war vergebens. Talbot hat manchmal unrecht, der Unsinn siegte diesmal nicht.

Zwei Männer, Jaffé und Wolff, haben um einen Verwechslungsspaß einen Schwank gedichtet, Obermaler Quaglio, der Oberinspector Brandt und der Director-Regisseur Grube haben für hinreißende Alpendecorationen gesorgt, die anfangs im vielverheißenden Nebel lagen, sich dann allmälig prunkvoll entschleierten und dem Königlichen Schauspielhaus einen neuen großen Erfolg sicherten. Schwendemann heißt ein großer Bergfex, Schwendemann heißt aber auch ein Berliner, der irrthümlicher Weise für den Hochalpinisten gehalten wird und mit Wollust des Namensvetters Weltruhm schlürft. Die Bewunderung aller Umsitzenden, unter denen sich die eigens zur Besichtigung des celebren Schwendemann herübergekommene Tochter eines amerikanischen Hosenträgerfabricanten und Millionärs befindet, die wachsende Eitelkeit und Ruhmredigkeit des Pseudobergsteigers zwingen ihn endlich, thatsächlich eine Gletschertour zu unternehmen. In der ersten Schutzhütte begegnet der ohnehin Angstgepeitschte zu seinem Entsetzen dem echten Schwendemann, er reißt aus, geräth auf die gräßliche Höllenbrücke, die hinter ihm zusammenkracht, gelangt in seiner Verwirrung auf den für unbesteigbar geltenden jungfräulichen Gipfel des Göttlihorns, ebenso rasch, durch Lawinenkraft, wieder zu Thal und wird hier von dem wahren Schwendemann, dem der Aufstieg mißlang, erst über die ungeheure Größe seiner Heldenthat aufgeklärt. Die Idee ist nicht neu, die eingestreuten Scherzlein sind nicht schlagend und zeichnen sich nur durch ihre Spärlichkeit aus. Im Publicum wurde aber so anhaltend gelacht, und das Backfischlein an meiner Linken hatte beim Lachen immer so herzige Grübchen in den Wangen, daß ich mich nicht langweilen konnte und Herrn Jaffé dankbar verbunden war für das nicht zu theuer bezahlte Vergnügen dieses Abends. Vielleicht revanchirt er sich und stört dies Vergnügen ein ander Mal nicht durch steife Bücklinge gerade dann, wenn man den Herrn Oberdecorationsmaler und den Herrn Oberinspector sehen möchte.

Notizen.

Frauenbilder aus der deutschen Literaturgeschichte. Von Otto Berdrow. (Stuttgart, 1896.) Das Buch enthält die Lebensgeschichte von zwölf Frauen, die größtentheils nicht durch eigene Leistungen, sondern durch nahe Beziehungen zu den Großen unserer Literatur der Literaturgeschichte oder durch ungewöhnliche, aber aus der Zeit geborene Sinnesart und Schicksale der Culturgeschichte angehören. Es sind Eva König, Charlotte Diede, Bettina v. Arnim, Karoline v. Günderode, Minchen Herzlieb, Ulrike v. Kleist, Emma Uhland, Kathi Fröhlich, Charlotte Stieglitz, Therese v. Niembsch, Sophie Löwenthal, Marie Behrends. Von diesen gehören die drei letzten Namen in den Lebenskreis des unglücklichen Lenau, Kathi Fröhlich ist Grillparzer's treuer Kamerad, Minchen Herzlieb ist durch Goethe's Liebe und Dichtung geadelt, Bettina v. Arnim ist durch ihre Beziehungen zu Goethe und den Romantikern bekannt, bekannter durch ihre unverwüstliche Eigennatur; Charlotte Diede ist Humboldt's stille Freundin, Eva König ist Lessing's Gattin, Ulrike v. Kleist und Emma Uhland sind durch ihren Namen deutlich erkennbar gestempelt, die Günderode endlich und die Stieglitz sind um ihres aus Zeitrichtung und Sinnesart sich entwickelnden Schicksals willen merkwürdig. Alle diese Frauen haben nun in dem Verfasser einen ebenso sorgfältigen und in den Quellen wohlbewanderten, wie zartsinnigen und geschickten Biographen gefunden. Mit sicherem Tact ist aus den Quellenschriften, die ja meist in Briefsammlungen Bedeutendes und Unbedeutendes durcheinander bringen, das Bezeichnende, Richtige ausgewählt und in die richtige Beleuchtung gestellt, mit feinem Verständniß sind die Seelenzustände entwickelt; so erhalten wir verhältnißmäßig kurze, aber inhaltsreiche, höchst interessante, ja fesselnde und dabei gut geschriebene Biographieen. Zehn vorzügliche Lichtdrucke, die zum Theil das Bild der Dargestellten zum ersten Mal veröffentlichen, suchen dem Leser für die geistigen Eigenarten, die hier geschildert sind, die äußeren Linien zu zeichnen. Eine Fülle von Schönheit, aber auch von Charakter, eine Fülle von Geist, aber auch von Irrthum, eine Fülle von Liebe, aber auch von Leid blickt uns aus diesen zarten und fast durchweg etwas fremdartigen Köpfen an, aus deren Mitte das gute, alte Hausfrauengesicht Emma Uhland's wie aus einer ihr fremden Welt herausschaut. So sei das Buch auf das Wärmste empfohlen; kein Leser und keine Leserin wird es unbefriedigt aus der Hand legen.

W. Fielitz.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Für die Verehrer des Fürsten Bismarck.

Bei Otto Meißner in Hamburg ist eben erschienen:

Aus dem Sachsenwalde
von **Dr. Richard Linde,**
Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

80 Quartseiten Text und 27 Lichtdrucke von J. Löwy in Wien.

Gebunden 12 Mark.

Der historische Inhalt, sowie die von der artistischen Anstalt J. Löwy in Wien mustergültig ausgeführten landschaftlichen Lichtdrucke, welche den Freunden des vielbesuchten Sachsenwaldes besonders willkommen sein werden, sichern diesem Werke einen bleibenden Werth.

„Jugend"

Münchner illustrirte Wochenschrift für Kunst und Leben.

Herausgeber ***Georg Hirth***; *Redacteur* ***F. v. Ostini.***

Unsere „Jugend" wendet sich nicht an Kinder, sondern an die Alten, die jung bleiben wollen. Poesie und Wahrheit, Humor und Satire entfalten sich frei in Wort und Bild, ohne Rücksicht auf Vorurtheile und künstlerische Schablonen. Die Starken wollen wir erfreuen, die Schwachen stärken, die Zweifler bekehren, die Dunkelmänner ärgern!

Seit kaum dreimonatlichem Bestehen hat die „Jugend" bereits **über 10,000** regelmässige Abnehmer gefunden; sie ist auf dem besten Wege, sich die Gunst der gesammten künstlerisch und literarisch gebildeten Welt zu erobern.

☛ Jede Wochen-Nummer der „Jugend" hat ihr eigenes, neues farbiges Tittelblatt.

☛ Die Freunde und Abonnenten der „Jugend", welche die Zeitschrift binden lassen wollen, ersuchen wir höflichst um sorgfältige Aufbewahrung aller Nummern, da wir bei der steigenden Nachfrage für die Nachlieferung einzelner Nummern nicht garantiren können.

☛ Jedes Semester (26 Nummern) bildet einen Band. — Besondere Einbanddecken für jeden Band werden rechtzeitig zu haben sein.

☛ Die „Jugend" wird von allen Buchhandlungen, Colportage-Firmen, Zeitungsfilialen, sowie allen Postämtern zum **Quartalpreis von 3 Mark** geliefert. Einzelne Nummern zu **30** Pfennig.

Die verehrlichen Abonnenten sind freundlichst gebeten, das **II. Quartal 1896 gefl. sogleich** bei der bisherigen Bezugsquelle bestellen zu wollen.

☛ Die „Jugend" ist schon jetzt auf allen Bahnhöfen, in allen besseren Hôtels, Restaurants und Kaffeehäusern regelmässig zu finden.

☛ Ein künstlerisches, farbiges **Plakat,** das sich auch als erheiternder, dekorativer Schmuck für Vereinslokale, Kneipzimmer, Kegelbahnen, Junggesellen-Klausen, Wartesäle aller Art u. s. w. eignet, wird den Freunden der „Jugend" auf besonderen Wunsch **gratis** und **franco** zugesandt.

G. Hirth's Verlag in **München** und **Leipzig.**

Vom 1. April ab erscheint

und ist von jeder Postanstalt (**Postzeitungsliste Nachtrag Nr. 1863a**), sowie von allen Spediteuren zu beziehen die **sechsmal wöchentlich** erscheinende

Deutsche Zeitung

Unabhängiges Tageblatt für nationale Politik

mit

Täglicher Unterhaltungsbeilage „Rundschau"

Herausgeber **Dr. Friedrich Lange**
(früher Leiter der „Täglichen Rundschau").

Leitender Gesichtspunkt der „Deutschen Zeitung": Alles, was dem Deutschthum fremd oder feind ist, soll abgewehrt, Alles, was ihm gedeihlich werden kann, gefördert werden.

Besondere Aufgabe der „Deutschen Zeitung": Das Blatt soll ein Sammelpunkt werden für Alle, die sich über die ersichtlich absterbenden alten Parteien hinausheben und zielbewußt die kommende Deutschpartei der wirthschaftlichen Reform anbahnen wollen.

Die im **täglichen Umfange eines Bogens** erscheinende **Unterhaltungsbeilage** vereinigt die **besten Erzähler** und **bedeutendsten früheren Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau"** im gewohnten Zusammenklange verläßlicher Deutschgesinnung.

Preis 5 Mark vierteljährlich.

☛ **Prospekte,** welche näheren Aufschluß über Entstehung und Absichten des neuen Blattes geben, unentgeltlich und postfrei bei der ☚

Geschäftsstelle der „Deutschen Zeitung"
Berlin SW., Friedrichstr. 240/241.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 28. März 1896. Band XLIX.

VERITAS, INDIANA UNIVERSITY

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Fall Peters und das Strafgesetz. Von Dr. Jul. Lubszynski. — Die Officiere und die Soldatenmißhandlungen. Von Miles. — **Literatur und Kunst.** Die Memoiren des Herzogs von Persigny. Von Franz Paetow. — Der Teufel in der Poesie. Von Adolf Kahle. (Schluß.) — **Feuilleton.** Ein Absturz. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Die Uferlosen. Von Timon d. J. — Der Johanna-Ambrosius-Rummel. Von Carl Busse. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Ein falsches Citat Ludwig Büchner's. Von Friedrich Latendorf. — Anzeigen.

Der Fall Peters und das Strafgesetz.

Von Dr. Jul. Lubszynski.

Der Reichstag hat jüngst das Gewand des Gesetzgebers mit der Toga des Richters vertauscht. Er hat sich zu einem Tribunal zusammengesetzt, dessen vernichtendem Urtheil nur darum die volle Wirkung in der Oeffentlichkeit fehlte, weil es über einen Abwesenden gefällt war, dem die Möglichkeit, vor diesem Gerichtshof sich zu vertheidigen, benommen war. Von der als öffentlicher Ankläger fungirenden socialdemokratischen Partei war bekanntlich behauptet worden, daß Dr. Peters bei der deutschen Station am Kilimandscharo ein Negermädchen, seine Geliebte, und seinen Diener aus Eifersucht und Rache habe hängen lassen, weil das Mädchen sich mit dem Diener eingelassen hatte. Nach dem kurzen actenmäßigen Abriß, den der Director des Colonialamts der Volksvertretung unterbreitete, steht die Thatsache der Hinrichtung beider Personen fest; nur über das Motiv zur That bestehen Zweifel. Peters behauptet, er habe sich zur Zeit in einer gefährlichen Situation befunden und, um seine Autorität zu wahren, habe er die von „einer Art Kriegsgericht“ — wie Herr Director Kayser sich ausdrückte — erkannte Todesstrafe gegen Beide vollstrecken lassen müssen. Den Diener will Dr. Peters bei einem Diebstahl, auf den Todesstrafe angedroht war, ertappt haben, das Mädchen wollte sich angeblich aus Furcht zu seinem Stamme flüchten, ist aber auf der Flucht ergriffen und wegen beabsichtigten Verraths ebenfalls gehängt worden.

Es soll an dieser Stelle nicht untersucht werden, inwieweit durch die im Reichstage neu vorgebrachten Umstände, insbesondere daß der mit der Vollstreckung des Todesurtheils beauftragte Officier sich dessen geweigert, der englische Bischof Tucker ferner den Empfang des Dr. Peters als eines „Mörders“ abgelehnt und über den Vorgang an den Gouverneur von Dar-es-Salaam berichtet habe, die von Peters vorgebrachten Entschuldigungsgründe in das Licht der Unwahrheit gestellt werden. Das von dem Reichskanzler auf Grund der neuen Mittheilungen wieder aufgenommene Verfahren wird hoffentlich die im öffentlichen Interesse nothwendige Klarstellung bringen. Auch inwieweit die von Peters vorgebrachte Vertheidigung eine sittliche Rechtfertigung darstellt, darüber soll hier nicht gerechtet werden. Die „sogenannte allgemeine Stimmung“ — das hat man hier wieder einmal eclatant beobachten können — läßt sich oft vom Augenblick hinreißen, um schon am nächsten Tage zum Gegenteil bekehrt zu werden. Hier soll nur die Frage erörtert werden: Können die Thaten des Dr. Peters, wenn durch die Untersuchung festgestellt wird, daß sie sich als schwere und durch keine amtlichen Rücksichten genügend gerechtfertigte Vergehungen darstellen, nicht bloß auf disciplinarem Wege, sondern, wie in einem solchen Falle des Rechtsgefühl der großen Masse es erheischt, auch vor dem ordentlichen Strafrichter die gebührende Sühne finden?

Der Director im Colonialamt sowie der preußische Justizminister haben die Anwendbarkeit der deutschen Strafgesetze bekanntlich verneint. Aus den von ihnen angeführten Bedenken sind auch die Schandthaten eines Leist und Wehlan straffrei geblieben. Nach der Ansicht des Justizministers hätte ein Verfahren gegen diese Missethäter doch mit einem Freispruch enden müssen, und um der breiten Oeffentlichkeit ein derartiges für sie unverständliches Urtheil zu ersparen, habe man davon Abstand genommen, ein Verfahren durch die Staatsanwaltschaft anhängig zu machen. War ein derartiges Resultat in der That vorauszusehen, so muß dieser Standpunkt der Justizverwaltung taktisch als durchaus richtig und billigenswerth erscheinen.

Wie steht es also mit der Frage? Kann ein deutscher Colonialbeamter in den deutschen Schutzgebieten mit den Eingeborenen in beliebiger Weise wie mit rechtlosen Objecten verfahren? Kann er sie nach Gutdünken mißhandeln, ja ungestraft zum Tode befördern?

Nach § 2 des Gesetzes betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete soll sich das Strafrecht für die Schutzgebiete nach den Vorschriften des Gesetzes über die Consulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879 bestimmen. In § 4 des letzteren Gesetzes heißt es: „In Betreff des Strafrechts ist anzunehmen, daß in den Consulargerichtsbezirken das Strafgesetzbuch für das deutsche Reich und die sonstigen Strafbestimmungen der Reichsgesetze gelten.“ Durch Einführung des Consulargerichtsbarkeitsgesetzes sind sonach die Strafgesetze des deutschen Reichs in den Schutzgebieten für anwendbar erklärt worden. Es bedarf nun zunächst der Hervorhebung, daß sich diese Vorschriften des Gesetzes zwar auf alle deutschen Reichsangehörigen, nicht aber auf die Eingeborenen beziehen. Der Kaiser ist nur durch § 3, Z. 1 Sch.-G.-G. ermächtigt worden, auch die Eingeborenen dem deutschen Rechte und der deutschen Gerichtsbarkeit zu unterstellen. Diese Exemtion der Eingeborenen von der eingeführten Gesetzgebung war aus Rücksichten der Klugheit erfolgt. Es

Digitized by Google

erschien geboten, mit der Regelung der Rechtsverhältnisse auch derjenigen Eingeborenen, welche in jeder Beziehung der deutschen Souveränität unterstellt sind, langsam und vorsichtig vorzugehen und ihnen, soweit es mit den Cultur- und Sicherheitsinteressen der Schutzgebiete und der Civilisation vereinbar erschien, möglichste Autonomie und Selbstständigkeit zu belassen.

Dieser Umstand, daß die Eingeborenen nicht den deutschen Strafgesetzen unterstehen, ist von einem Theil der Presse für die Entscheidung der obigen Frage in den Vordergrund gerückt worden, indessen ohne jeden Grund. Für die Bestrafung eines Thäters ist die Frage, welchem Recht das Object der That untersteht, nach dem deutschen Strafgesetzbuch ohne Belang. Wer an einem Ausländer ein Vergehen verübt, bleibt in gleicher Weise strafbar, auch wenn nach den Vorschriften des Auslandes das Delict überhaupt nicht als rechtswidrig anzusehen wäre. Ein Zweifel daran, ob ein von einem Reichsangehörigen ausgeführtes Verbrechen zu ahnden ist, trotzdem es unter einen Thatbestand des Strafgesetzbuchs fällt, könnte nur dann auftauchen, wenn das Verbrechen selbst im „Auslande" verübt worden wäre. In diesem Falle würden nach § 4 des Strafgesetzbuchs die besonderen Amtsverbrechen zwar auch allgemein, die gemeinen Verbrechen, mit gewissen Ausnahmen, grundsätzlich aber nur dann bestraft werden können, wenn diese zugleich am Begehungsort gesetzlich mit Strafe bedroht sind. Würden daher die deutschen Colonialgebiete als „Ausland" anzusehen sein, so würde es mit Rücksicht darauf, daß dort für Reichsangehörige und Eingeborene verschiedene Rechte nebeneinander bestehen, in jedem einzelnen Falle mit der größten Schwierigkeit verbunden sein zu entscheiden, ob die That nach den „dortigen Gesetzen" eine strafbare genannt werden kann, und dadurch würde auch den Reichsangehörigen manche That als straflos durchgehen müssen, die sich die Eingeborenen gegeneinander als „gutes Recht" anmaßen.

Der strafrechtliche Begriff des „Auslandes" ist aber keinesfalls auf die „Colonialgebiete" in Anwendung zu bringen. Nach § 8 des Strafgesetzbuchs soll allerdings als „Ausland" im Sinne dieses Gesetzes „jedes nicht zum deutschen Reich gehörige Gebiet" gelten. Bei einer buchstäblichen Auslegung dieser Bestimmung könnte man daher, da die Schutzgebiete vom staatsrechtlichen Standpunkt aus nicht als zum deutschen Reich „gehörig" aufzufassen sind, wohl dazu gelangen, die Schutzgebiete in strafrechtlicher Beziehung dem Ausland zuzurechnen. Betrachtet man indessen den § 4 bezw. § 8 im Zusammenhange mit dem § 3 des Str. G. B., welcher lautet: „Die Strafgesetze des deutschen Reiches finden Anwendung auf alle im Gebiete desselben begangenen strafbaren Handlungen, auch wenn der Thäter ein Ausländer ist", so ergiebt sich, daß in den §§ 3 und 8 lediglich das Territorialitätsprincip zum Ausdruck gebracht und eine Theilung eingeführt werden soll zwischen denjenigen Gebieten, in denen das Strafgesetzbuch Geltung hat, und denjenigen, in denen es nicht gilt. Die ersten sind als Inland, die zweiten als Ausland zu betrachten. Da aber in den Colonialgebieten für die deutschen Reichsangehörigen das Strafgesetzbuch zur Einführung gelangt ist, so ist auch in Beziehung auf die von diesen verübten Vergehen das Schutzgebiet als Inland zu betrachten. Bestätigt wird diese Auffassung, die auch allein der Vernunft und der Logik entspricht, noch dadurch, daß auch die deutschen Consulargerichtsbezirke, in denen der Rechtszustand der gleiche ist wie in den Schutzgebieten, im strafrechtlichen Sinn als Inland gelten.

Hieraus folgt, daß jedes in den Schutzgebieten von einem Nichteingeborenen gegen einen Eingeborenen verübte Vergehen, welches sich unter den Thatbestand eines deutschen Strafgesetzes subsumiren läßt, auch der in dem Gesetz angedrohten Strafe verfällt. Auch der deutsche Beamte, der sich, ohne sich in Ausübung seiner Amtsbefugnisse zu befinden, gegen einen Eingeborenen einer Körperverletzung, einer Freiheitsberaubung, einer Nothzucht oder einer Tödtung schuldig macht, unterliegt ebenso wie jede andere Privatperson den für diese Delicte festgesetzten Strafen. Daß die Vergewaltigungen oder die zur Befriedigung einer perversen Sinnlichkeit vollführten Mißhandlungen von Weibern, wie sie Leist zur Last gelegt wurden, jemals in Ausübung eines Amtes geschehen oder durch eine amtliche Autorität gerechtfertigt sein könnten, war von vornherein ausgeschlossen. Der Einleitung eines Strafverfahrens gegen Leist, wie es zur Zeit in der Presse dringend gefordert wurde, hätte daher nichts im Wege gestanden.

Nicht so zweifellos erscheint beim ersten Anblick die Möglichkeit einer Bestrafung im Falle Peters. Dr. Peters hat sich darauf berufen, daß er sich in Ausübung seines Amtes befunden habe, und es wird Niemand verlangen, daß eine in Ausübung der Amtsbefugnisse geschehene Handlung in den Colonialgebieten etwa unter einem anderen Gesichtspunkte betrachtet werden soll, als wie in Deutschland selbst. Daß die Anordnung einer Tödtung in den Grenzen der Amtsbefugniß erfolgt sein kann, ist natürlich nicht zu bestreiten, und wenn die Hinrichtung eine Person betraf, mit der der Befehlsgeber früher selbst in geschlechtlichem Verkehr gestanden hatte, so verdient das vom sittlichen Standpunkte die schärfste Brandmarkung, in rechtlicher Beziehung wird aber dadurch an sich die Handlung nicht aus der Sphäre der Amtsbefugnisse hinausgerückt. Ob die Rechtfertigung Peters' zutreffend ist, wird die von Neuem eingeleitete Disciplinaruntersuchung ergeben. Welchen Schwierigkeiten die Beantwortung dieser Frage unterliegt, wird klar, wenn man bedenkt, daß allgemeine Vorschriften über das von den Beamten gegenüber den Eingeborenen einzuhaltende Verfahren und über die Befugnisse und Maßregeln, welche den Colonialbeamten in der Behandlung der Eingeborenen zustehen, bisher nicht bestehen. Aus Anlaß einiger Einzelfälle, die im Laufe der letzten Aufsehen erregenden Processe besonders hervorgetreten waren, und in denen die aus dieser Unbegrenztheit der Machtbefugnisse sich ergebende Willkür in krasser Weise sich offenbart hatte, sind Verordnungen ergangen, welche die Verdachtsstrafe und die Anwendung von Zwangsmitteln zur Erpressung von Zeugenaussagen untersagen. Im Uebrigen richten sich, wo nicht besondere Gebote und Verbote entgegenstehen, Verfahren und Strafe lediglich nach dem Herkommen, ohne dessen Beobachtung in der That bis zu einem gewissen Maaße die amtliche Autorität den Eingeborenen gegenüber nicht gehandhabt werden kann.

Die Untersuchung wird daher zunächst festzustellen haben, auf Grund welcher Zwangslage und aus welchen Beweggründen Peters die Todesstrafe an den beiden Menschen hat vollstrecken lassen, und alsdann, ob nach dem bisher von deutschen Beamten gegenüber den Eingeborenen beobachteten Verfahren in einer derartigen Lage diese schwerste Strafe gerechtfertigt war.

Ergiebt die Untersuchung, daß Peters zwar formell nicht die Grenze seiner amtlichen Befugnisse überschritten habe, daß er aber durch die Hinrichtung, insbesondere seiner früheren Geliebten, sich der „Achtung, die zum Berufe erfordert wird", nicht „würdig" gezeigt habe, so wird von einer strafrechtlichen Verfolgung gegen ihn Abstand genommen werden müssen, und nur dem Disciplinargericht, das an keinen festen Thatbestand gebunden ist, bleibt in diesem Falle freie Hand.

Ergiebt die Untersuchung aber, daß die Handlung nicht unter den gegebenen Umständen mit Rücksicht auf das amtliche Ansehen geboten war, oder daß Dr. Peters über die Grenzen seiner Amtsbefugnisse hinausgegangen ist, so liegt eine gemeine strafbare Handlung, nämlich eine Anstiftung zur Tödtung vor, die wie jedes andere von einer Privatperson begangene Verbrechen zur strafrechtlichen Ahndung gebracht werden muß.

Aehnlich hat es übrigens, wie hier kurz hervorgehoben

Digitized by Google

werden mag, im Falle Wehlan gelegen. Auch hier hat der Behörde kein bestimmter gesetzlicher Anhalt zu Gebote gestanden, um danach prüfen zu können, ob Wehlan bei Anwendung der von ihm gebrauchten, aller modernen Cultur und Sittlichkeit hohnsprechenden Maßregeln sich in den Grenzen seiner Amtsbefugnisse gehalten habe. Die Behörde hätte daher auch hier das „Herkommen" zu Grunde legen und durch Ermittelungen an Ort und Stelle feststellen lassen müssen, ob es auch bisher üblich war, in Fällen, wie den in Frage stehenden, derartige Zwangsmittel zur Anwendung zu bringen. Würden die Ermittelungen ergeben, daß die Anwendung nur auf Willkür zurückzuführen ist, daß somit ein offenbarer Mißbrauch des Amts vorliegt, so würden die §§ 340 und 341 des Strafgesetzbuchs unstreitig auf ihn Anwendung finden müssen. Eine Unmöglichkeit, dies festzustellen, besteht nicht. Es erscheint daher vom rechtlichen Standpunkte aus nicht gerechtfertigt, daß die Strafbehörde ohne den Versuch einer Feststellung von einem Einschreiten gegen Wehlan absieht.

Soweit die bestehende Rechtslage! — die, wie man sieht, in besonders krassen Fällen sehr wohl die Möglichkeit eines Einschreitens auch gegen Beamte giebt. Immerhin sind doch die Schwierigkeiten einer Strafverfolgung gegen solche Personen so groß, daß für die Zukunft eine Abhülfe dringend erforderlich erscheint. Greuelthaten, gegen die das allgemeine natürliche Rechtsgefühl empört sich auflehnt, dürfen niemals mit einem Hinweis auf die unbestimmbaren Grenzen von „Amtsbefugnissen" entschuldigt werden, wenn nicht der Rechtsstaat darunter leiden soll. Eine solche Entschuldigung versteht die große Menge einfach nicht.

Es wird daher die nächste Aufgabe der Colonialverwaltung sein müssen, durch ein einfaches und auch dem Eingeborenen leicht verständliches Gesetz die Strafen festzusetzen, welche von deutschen Beamten für gewisse Vergehen der Eingeborenen verhängt werden können. Die Strafen, die natürlich nur in großen Umrissen fixirt werden können, werden leichter ausfallen müssen für Delicte, die von Eingeborenen gegeneinander verübt sind, strenger dagegen, weil bei einer laxen Handhabung eine Untergrabung des amtlichen Ansehens in Gefahr steht, für solche Handlungen, die von Eingeborenen gegen Deutsche oder gar gegenüber Beamten selbst begangen sind. Zu Brutalitäten, die das Ansehen des deutschen Namens nur entehren können, werden sie niemals ausarten dürfen. Um zu einem befriedigenden Rechtszustande zu gelangen, wird es aber ebenso erforderlich sein, das Verfahren, das in einem Strafproceß gegenüber den Eingeborenen zu beobachten ist, wenn auch nur in großen und rohen Zügen, zur Regelung zu bringen, und dabei vor Allem auch einen Schutz gegen die heute noch im Gange befindlichen unwürdigen Zwangsmaßregeln zu schaffen. Natürlich wird das ordentliche Verfahren auch nur für geordnete Zustände gelten können. In einem Kriegsfall muß es außer Kraft treten und einem freieren Spielraum der Beamten weichen; aber auch für diese Fälle wird man unbeschränkter Willkür der Beamten einige Grenzen ziehen müssen, um Grausamkeiten, wie sie jetzt aus Schilderungen und Berichten ständig hervorgehen, ein Ziel zu setzen.

Damit wären wenigstens festere Anhaltspunkte gegeben, um feststellen zu können, wo die Amtsbefugnisse aufhören und ein strafbarer Amtsmißbrauch beginnt. Das Rechtsbewußtsein des Volkes, das durch die Strafloſigkeit derartiger Vergehungen eine bedenkliche Abschwächung erfahren hat, wird durch Ausfüllung dieser Lücke wiederum gestärkt werden, die Abneigung gegen die Colonialpolitik, soweit sie aus den fortwährenden Scandalscenen entspringt, zweifellos eine Verminderung erfahren, und endlich auch die Sicherheit der Deutschen in den Colonieen selbst ein Beträchtliches erhöht werden, da die ungehörigen Thaten einzelner Colonialbeamten oftmals nur zur gewaltsamen Selbsthülfe der mißhandelten Neger und unnöthigem Blutvergießen geführt haben.

Die Officiere und die Soldatenmißhandlungen.

Zur jüngsten Militärdebatte.

Die jüngsten Militärdebatten warfen Streiflicher auf verschiedene Erscheinungen in unserem Heerwesen, zu denen ein näherer Commentar vielleicht nicht ohne Interesse erscheint.

Die Ausführungen des Abgeordneten Hausmann über die Mißhandlungen im Heere berührten namentlich einen Punkt, der besondere Beachtung verdient, nämlich die große Unsicherheit der Stellung der Officiere, die im Zusammenhang mit der Ueberanstrengung und Mißhandlung der Soldaten steht. Ein statistischer Nachweis, in wie weit sich die Mißhandlungen im Heere in neuester Zeit, nach Wirkung der sie verbietenden Erlasse, vermindert haben, fehlt zur Zeit noch, wenigstens in der Oeffentlichkeit. Daß die Mißhandlungen jedoch leider noch nicht ausgerottet sind, beweisen die im Reichstage vorgebrachten Facten, und wir sind in der Lage, zu ihrer Illustration hinzuzufügen, daß noch vor einigen Monaten nicht weniger als über 20 Unterofficiere, Feldwebel ꝛc. auf einer östlichen Festung sich in Haft befanden, die zum beträchtlichen Theil wegen Mißhandlung von Untergebenen bestraft waren. Auch die Zahl der wegen falscher Behandlung ihrer Untergebenen mit Festungshaft bestraften Officiere ist in neuester Zeit verhältnißmäßig erheblich gestiegen. Die Zahl der Selbstmorde im Heere hat sich in den letzten Jahren allerdings etwas vermindert; immerhin aber betrug dieselbe im preußischen Heere im Jahre 1893—94 noch 98 Fälle, so daß sie für das gesammte deutsche Heer auf 120 veranschlagt werden kann. Beim blühendsten, hoffnungsvollsten Lebensalter von 21—23 Jahren und unter der Einwirkung der sittlichen und disciplinarischen Erziehung der Armee auftretend, erscheint diese Zahl jedoch immer noch als eine ganz ungewöhnlich hohe, und ihre Entstehung muß zum großen Theil in der nicht selten zu schroffen Behandlung der Mannschaft gesucht werden. Der Grund zu dieser zu schroffen Behandlung und zu den Mißhandlungen liegt jedoch nicht etwa in dem rohen Sinne mancher Vorgesetzten, sondern vielmehr in den vielfach übertriebenen Anforderungen an die formelle Dressur der Mannschaft und in der Ueberanstrengung, der diese, namentlich durch das Zusammendrängen sich stets mehrender Ausbildungszweige auf einen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum, sowie in Folge der Unsicherheit der Stellung der Officiere ausgesetzt ist. Ein Jeder sucht, soweit als es bei den nicht zahlreichen hohen Stellungen überhaupt möglich ist, vorwärts zu kommen, und die Concurrenz ist daher groß, und wer bei ihr am besten „abschneidet", ist der Beförderung, eventuell selbst außer der Tour, gewiß. Die Mannschaft aber und auch die Unterofficiere müssen unter diesem Getriebe und dem Hochdruck der Anforderungen leiden, und Mißhandlungen und selbst Selbstmord sind die Folge.

Der Officier ist, wie die Conduitenverhältnisse einmal liegen, hinsichtlich seiner Beurtheilung und seiner Beförderung und Verabschiedung völlig der discretionären Gewalt der Vorgesetzten anheimgegeben, und da der Vorgesetzte auf Grund ganz besonderer Leistungen seinerseits ebenfalls wieder vorwärts kommen will, so strebt der Untergebene mit allen Mitteln, diese besonderen Leistungen zu erzielen, und überanstrengt nicht selten seine Mannschaft und liefert somit zuweilen die unbeabsichtigte Ursache der Mißhandlungen, die von den Unterofficieren verübt werden. Dieses Concurrenztreiben in der Armee hat in neuester Zeit in Folge der zahlreichen Verabschiedungen und der erhöhten Anforderungen der Ausbildung einen hoch gespannten und ungesunden Grad angenommen. Er untergräbt zugleich die Kameradschaft, das wichtige Band, welches das Officiercorps unter einander verbindet. Es traut, wie man uns noch unlängst bemerkte, bei diesem Getriebe heute keiner dem anderen mehr.

Nach den neuesten im Reichstage gegebenen Ziffern hat thatsächlich bei den meisten Officierschargen eine, wenn auch

Digitized by Google

procentualiter unbedeutende Verjüngung stattgefunden; allein das Beförderungs- und Verabschiedungswesen ist namentlich in Anbetracht der geheimen Conduitenlisten in wesentlichen Beziehungen ungesund geblieben. Das Durchschnittsalter der Regiments-Commandeure beträgt heute $51^1/_2$ Jahre. Damit aber ist ausgesprochen, daß der Officier, der im Lebensalter von 20—21 Jahren die Epauletten erlangt, heute nach $30-31^1/_2$ Dienstjahren in der weit überwiegenden Masse der Fälle mit seiner Laufbahn zu Ende ist, da unter den 22458 activen Officiersstellen des Heeres sich nur etwa 400 Oberstenstellen befinden. Von den alljährlich verabschiedeten Stabsofficieren vermag jedoch nur etwa $^1/_3$ in Bezirkscommandeurstellen (alljährlich ca. 50) auf noch weitere 5 Jahre verwandt zu werden. Bei einer für das Erreichen einer höheren Stellung so ungemein aussichtslosen Laufbahn wird überdies das erreichbare Pensionsmaximum der unteren und mittleren Chargen zur Illusion. So ist der Hochdruck der Anforderungen sehr erklärlich, unter dem, da ein Keil den anderen treibt, schließlich die Mannschaft zu leiden hat. Die durch die zweijährige Dienstzeit erheblich erschwerten Ausbildungsverhältnisse tragen, wie hervorgehoben werden muß, zu jenem Hochdruck erheblich bei, und unter diesen Umständen erscheint der von freisinniger Seite gestellte Antrag auf Abminderung der Zahl der Officierspensionirungen, besonders durch Nichtverabschiedung von Officieren, die für ihre bisherige Dienststellung genügend befähigt waren und für die nächst höhere Stellung nicht geeignet erscheinen, völlig berechtigt. Ein ähnlicher Antrag ist überdies im bayerischen Landtage, leider ebenfalls ohne Erfolg, gestellt worden, und eine Bemerkung des Abgeordneten Freiherrn von Gültingen im Reichstage zielte in gleicher Richtung ab. Man hatte auf dieselbe erwidert, daß die Officiere bereits dienen blieben, auch wenn sie übergangen würden. Letzteres bezieht sich jedoch nur auf die Avancements außer der Tour, und es ließe sich durch entsprechende Vorpatentirung nicht unschwer durchführen, daß kein Officier unmittelbar unter einem solchen derselben Charge zu stehen kommt, der etwa ein jüngeres Patent dieser Charge besitzt. In den meisten anderen Armeen läßt man die in 20 und 30jähriger Dienstzeit bewährten Officiere der mittleren Chargen, die anderwärts keinen neuen Lebensberuf finden und beginnen können, mit Rücksicht auf ihre äußeren Existenzbedingungen bedeutend länger dienen als im deutschen Heere, vorausgesetzt, daß sie felddienstfähig sind. Ein commissarisches Verfahren regelt in manchen Armeen das Avancement, und schützt daher die Officiere vor etwaiger Willkür und einseitiger Beurtheilung, namentlich ihres nächsten unmittelbaren Vorgesetzten, der, wie beispielsweise für die Subalternofficiere und Hauptleute der Regimentscommandeur, die entscheidende Stimme über ihr Geschick besitzt. Wie verschieden sind aber die Auffassungen über die Leistungsfähigkeit eines Officiers, namentlich für die höheren Stellungen! Bestimmte Beurtheilungsnormen oder nur einen näheren Anhalt bietende Directiven sind dafür gar nicht vorhanden, bis auf wenige secret gegebene Gesichtspunkte. Ein höherer General bemerkte noch unlängst in einem Verabschiedungsfalle: „Wir können doch hier keine Enquête vornehmen.“ Allein gerade eine solche Enquête ist in dem Falle, wo es sich um das Wohl und Wehe und das Geschick eines langjährig und vorwurfsfrei gedienten Staatsdieners und seiner Familie handelt, in Friedenszeiten zum Schutze der Officiere erforderlich. Können doch beispielsweise die Beamten des Richterstandes nur auf Grund des commissarischen Verfahrens ihres Dienstes enthoben werden. Im mobilen Verhältniß und im Kriege möge ferner dictatorisch, dem Drange der Umstände und Zeit folgend, über die Officiere verfügt und verfahren werden. Für die Sicherstellung und Regelung der Dienstexistenzverhältnisse des vielleicht die meiste Hingebung an Körperkräften und Opfer an individueller Freiheit erfordernden Officiersberufs, erscheint jedoch ein Wandel in dem bisherigen, jedes gesetzlichen Schutzes des Einzelnen entbehrenden System der discretionären Beurtheilung von Seiten der Vorgesetzten und der Verabschiedung geboten. Im Publicum aber muß man sich nicht nur über die Lichtseiten des äußerlich glänzenden bevorzugten Berufs, sondern auch über seine ernsten Schattenseiten klar werden, um sich bei seiner Wahl nicht Enttäuschungen auszusetzen. Die Chancen in diesem Beruf, der von der überwiegenden Masse seiner Angehörigen auch als materielle Lebensexistenz gewählt wird, um in eine für die heutigen Lebensansprüche der betreffenden Gesellschaftsclassen auskömmliche Lage zu gelangen, sind, wie ein Blick auf die im Verhältniß zu den unteren sehr geringe Anzahl der höheren Stellen zeigt, so unbedeutend, daß sie mindestens der Verbesserung durch längeres Verweilen in ihm und damit entsprechende Erhöhung der Pension dringend bedürfen. Am besten wäre allerdings eine Vermehrung der Bezirkscommandeurstellen und die Schaffung von Landwehrregiments- und Brigade-Commandeurstellen. Der Militärpensionsfonds ist heute auf ca. $51^1/_2$ Millionen angeschwollen. Mit einer Mittelaufwendung von 6—800000 Mark vermöchte eine beträchtliche Anzahl pensionirter Officiere ihre Arbeitskraft noch im Interesse des Heeresdienstes in Stellen hinter der Front zu verwenden, und der Pensionsfonds würde sich, wenn man von dem Uebergangenwerden als Abschiedsgesuchsgrund im Sinne des erwähnten Antrages Abstand nimmt, durch längeres Verweilen der Officiere in activen Stellungen dabei kaum erhöhen. Und selbst wenn er sich noch um 6—800000 Mark erhöhte, so spielen diese bei einem Heeres- und Flottenbudget von 5 Milliarden Mark im Ordinarium und alljährlich hunderten von Millionen im Extraordinarium keine Rolle. An Officieren der höheren und mittleren Chargen für die Kriegsformationen kann es bei etwa 10000 verabschiedeten Officieren und den ca. 17000 Reserve- und Landwehr-Officieren nicht fehlen und für die unteren Stellungen treten die zahlreich abgehenden Feldwebel und Vicefeldwebel als Officierdienstthuer ein. Bei einer derartigen, das Land nicht belastenden günstigeren Situirung der Officiere würde jedoch der über das Maaß angespannte Hochdruck an dienstlichen Anforderungen im Heere sich auf den wünschenswerthen unerläßlichen Grad herabmindern und damit Mißhandlungen und Selbstmorde sich erheblich verringern. Nicht sowohl auf die besonders günstige Situirung der höheren Chargen eines Heeres, sondern auf die befriedigendere Gestaltung der Lage der Masse seiner Mannschaft und seiner Officiere kommt es an, und daß hier manche Punkte vorhanden sind, wo der Schuh drückt, z. B. die immer noch mangelnde warme Abendkost, die nunmehr hoffentlich in die Wege geleitet werden wird, muß jeder Unparteiische zugeben. Wir verzichten für heute darauf, ein Bild davon zu geben, wie es bei den verheiratheten und unvermögenden verabschiedeten Officieren vom Stabsofficier incl. abwärts aussieht, und hoffen, daß es nicht nöthig sein wird, diese Illustration zu unseren Ausführungen zu liefern, denn mit verhältnißmäßig sehr geringen Mitteln und unschädlichen Aenderungen ist Wandel zu schaffen. Die großen Volksheere und die heutige Lebensführung der Schichten, aus denen sich ihre Officiere ergänzen, schaffen in manchen, namentlich den materiellen Richtungen andere Verhältnisse für die Lebensansprüche der Officiercorps, und ferner kann die deutsche Armee nur gewinnen, wenn die Urquellen von Mißhandlung und Selbstmord verstopft werden, d. h. wenn der dienstliche Hochdruck geringer wird, ihre Dienstzeit nicht nur zur formellen Abrichtung, sondern auch zur Erziehung eines Soldaten ausreicht und die Officiersbahn dauerhafter wird und mehr Sicherheit bietet.

Die unvermeidliche Folge, daß mit der Zunahme der Massen eines Heeres die Qualität desselben an manchen wichtigen Punkten leidet, zeigt sich auch in den berührten Erscheinungen. Allein die deutsche Armee strebt anerkanntermaßen stetig nach Vervollkommnung, und es spricht kein triftiger Grund dagegen, daß diese nicht auch in den erwähnten Rich-

Digitized by Google

tungen zu erreichen ist. Mit sehr wenig Mitteln vermag hier sehr viel zu geschehen, und bevor wir an eine beträchtliche Vermehrung der Flotte denken, erscheint die unausgesetzte sorgfältigste Consolidirung unseres wichtigsten Existenzfactors, des Landheeres, wichtiger, namentlich gegenüber den Bestrebungen der Socialdemokratie. Gestaltet sich aber die Lage der Mannschaft in Folge besserer Behandlung, Beköstigung und keiner Ueberanstrengung befriedigender, so entziehen wir der Socialdemokratie einen wichtigen Theil des Bodens, auf dem sie, wie die letzten Reichstagsdebatten bewiesen, ihre Hebel ansetzt.

Miles.

Literatur und Kunst.

Die Memoiren des Herzogs von Persigny.

Von Franz Paetow.

Fast dreißig Jahre sind seit der Zeit verflossen, als der Herzog von Persigny in seiner Einsiedelei und Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben die Aufsätze über Personen, Ereignisse und Tagesfragen niederschrieb, die er als seine „Memoiren" bezeichnet. Er maß diesen Schriftstücken eine ganz besondere Bedeutung bei und traf deßhalb große Vorsichtsmaßregeln, damit sie nicht bei seinem Tode von der Regierung beschlagnahmt werden konnten. Denn er, als der in die geheimsten Staatsactionen des zweiten Kaiserreichs Eingeweihte, mußte allerdings befürchten, daß die Regierung kraft ihrer Machtvollkommenheit und im hohen Staatsinteresse bei seinem Ableben sich in den Besitz aller politischen Schriftstücke zu setzen beeilen würde, die sich in seinem Nachlasse etwa noch vorfinden sollten. Und als er am 12. Januar 1872 in Nizza auf dem Todtenbette lag, da kamen als letzter Hauch die an den Bewahrer seiner Aufzeichnungen gerichteten Worte über seine Lippen: „Publier mes Mémoires." Weßhalb der Bewahrer dieser Schriftstücke, H. de Laire, Graf d'Espagny, sie erst jetzt an's Tageslicht bringt*) und so lange zögerte, diese, wie er sagt, heilige Pflicht zu erfüllen, darüber spricht er sich nicht aus.

Seine erste Begegnung mit Napoleon oder vielmehr wie er ihn entdeckte, entbehrt nicht eines romantischen Zuges. Nachdem er als Husarenofficier seinen Abschied genommen und sich in Paris mit literarischen Arbeiten beschäftigt hatte, mußte er in Familien-Angelegenheiten eine Reise nach Augsburg unternehmen. Während seines dortigen Aufenthaltes knüpfte er ein galantes Abenteuer an und verabredete mit seiner Angebeteten eine Zusammenkunft im Schloßgarten zu Ludwigsburg. Er stellte sich dort pünktlich ein, und während er auf das Erscheinen der jungen Dame wartete, sah er einen Wagen kommen, in dem ein junger Mann in der Uniform eines Cadetten Platz genommen hatte. Als das Gefährt sich ihm näherte, hörte er dessen Kutscher „Vive l'Empereur" rufen. Er erkundigte sich über die Bedeutung dieses ihn inmitten Deutschlands seltsam berührenden Ausrufes und erfuhr nun, daß jener junge Cadett ein Neffe des Kaisers Napoleon sei.

Wie eine Offenbarung überkam ihn jetzt der Gedanke an ein wieder zu errichtendes Kaiserreich. Er vergaß in seiner Begeisterung sogar das Rendezvous, zu dem er gekommen war, kehrte am andern Tage nach Frankreich zurück und begann sofort das Studium der Geschichte des ersten Kaiserreiches. In dem von ihm begründeten Blatte „La Revue de l'Occident français," das als Motto die Worte Napoleon's trug: „Ich habe die Revolution gesäubert, die Völker veredelt und die Könige wieder befestigt," begann er für seine Napoleonischen Pläne Propaganda zu machen. Als er dann Louis Napoleon in dessen Exil aufsuchte und sich ganz in dessen Dienst gestellt hatte, begann für ihn jene rastlose unermüdliche, opferwillige und hingebende Thätigkeit im Interesse des Prinzen, die diesem den Weg zum Kaiserthrone Frankreichs ebnete. Persigny war die eigentliche Triebfeder für die Erhebungen in Straßburg und Boulogne. Wegen seiner Betheiligung an diesem letzteren Putsche zu zwanzig Jahren Gefängniß verurtheilt, gewann er in Folge der ausgebrochenen Revolution seine Freiheit wieder. Er machte sich nun sofort wieder an's Werk, um unter geschickter Benutzung des allgemeinen Wahlrechts die Wahl Louis Napoleon's zum Präsidenten der Republik vorzubereiten und durchzusetzen, was ihm denn auch gelang. Er trat jedoch nicht in das Ministerium des Präsidenten ein, sondern begnügte sich damit, der Freund und der intime Rathgeber des Staatsoberhauptes zu bleiben.

Für die Pläne Persigny's bildete die Präsidentschaft nur eine Staffel zum Kaiserthron. Sein Ziel war die Wiederaufrichtung des Napoleonischen Kaiserreiches. In dem: „Établissement de la Présidence" überschriebenen, in Chamarande in 1868 verfaßten Abschnitt seiner Memoiren schildert er seine Bemühungen, die neue Verfassung so zu gestalten und den von dem Präsidenten auf die Verfassung zu leistenden Eid so zu formuliren, daß ohne Verletzung der Verfassung und des Eides das Kaiserreich wieder hergestellt werden könne. Seine Bemühungen blieben erfolglos. Der Prinz-Präsident „war schon in den Händen einer Fraction seiner Feinde, und Herr Thiers, den man in der Geschichte aller unseligen Intriguen nennen muß, hatte ihn bereits in seinem Netze". Vergeblich beschwor Persigny den Prinzen, den Eid nur auf eine vom ganzen Volke gutgeheißene Verfassung zu leisten, der aber den Rathschlägen von Thiers — „dieser ungewöhnlichsten moralischen Monstruosität, wie sie nur je anzutreffen ist" — und dessen Creaturen folgte.

Mit diesen Gegenströmungen hatte Persigny auch zu kämpfen, als es sich um die auf Grund der neuen Verfassung zu vollziehenden Wahlen für das neu zu berufende Parlament handelte. Es wurde zur Vorbereitung und Leitung der Wahlen ein Comité gebildet dem u. A. der Herzog von Broglie, Graf Molé, Herzog von Noailles, Thiers, Berryer, Montalembert, Duvergier von Hauranne, von Remusat angehörten, zu dem aber Persigny wider sein Erwarten erst später hinzugezogen wurde.

Mit seiner ihm eigenen Offenheit legte er dem Comité die Stellung dar, die er in Betreff der Wahlen einzunehmen gesonnen ist. „Ich muß Ihnen sagen, weßhalb ich hier bin, und gestatten Sie mir, mich vor Ihnen jeder politischen Heuchelei zu entledigen. Ich bin ebenso wenig ein Republikaner als Sie. Die Republik ist für Frankreich eine Plage. Es handelt sich darum, es davon zu befreien. Aber wie? Jeder von Ihnen hat sein Heilmittel fix und fertig, und das ist ganz natürlich. Nun, ich habe auch ein's: ‚das Kaiserreich' und ich will Ihnen sagen, warum!" In einer glänzenden Rede, die den größten Eindruck bei den Mitgliedern des Comités macht, begründet er nun seine Ansicht und faßt dann am Schlusse seine Ausführungen in den Worten zusammen: „Wir werden also in dem Wahlkampfe gegen die Socialisten und Demagogen zusammenstehen; nachher wird es von Ihnen abhängen, ob Sie den Weg, der Ihnen von dem Neffen des Kaisers geöffnet ist, einschlagen wollen oder nicht. Schließen Sie sich ihm an, so werden Sie willkommen sein; wenn Sie aber ein Hinderniß werden sollten, so habe ich die feste Ueberzeugung, daß Sie beseitigt werden. Nun wissen Sie, meine Herren, weßhalb ich hier bin." Das Ministerium unterließ nicht, seinen Mißmuth über Persigny's Agitationen dem Prinzen zu erkennen zu geben, der sich nun

*) Mémoires du Duc de Persigny, publiés avec des documents inédits par M. H. de Laire, Cte D'Espagny, ancien secrétaire intime du Duc. Paris, librairie Plon, 1896.

Digitized by Google

entschloß, Persigny mit einer Mission nach Deutschland zu betrauen, um ihn für einige Zeit aus seiner Umgebung zu entfernen. Persigny wurde die Aufgabe gestellt, über die in Deutschland damals — im Jahre 1849 — aufgetretenen Einheitsbestrebungen Bericht zu erstatten. Er verließ Ende August 1849 Paris, wohin er im October zurückkehrte, nachdem er sich in Aachen, Köln, Hannover, Berlin, Dresden, Leipzig, München, Nürnberg, Regensburg, Linz und Wien aufgehalten hatte. Nach seiner Rückkehr schilderte er in einem vom 24. October datirten Berichte dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Tocqueville, die Wahrnehmungen, die er auf seiner Reise über die fragliche Angelegenheit gewonnen. Die hauptsächlichsten Stellen in jenem Berichte giebt er in dem Abschnitte: „Mission en Allemagne, 1849," datirt Paris, 29. Januar 1869 wieder; sie bieten eine Fülle treffender Bemerkungen, die auch heute noch volle Beachtung verdienen. Dem Könige von Preußen tritt Persigny in einer Unterredung, die er mit demselben hatte, mit jener Offenheit entgegen, die nichts zu wünschen übrig läßt. Er erklärt ihm, daß die Republik in Frankreich in Wirklichkeit nur eine Komödie und nur durch die Umstände geboten sei; daß im Grunde eine wirkliche monarchische Regierung mit einem Prinzen von Geblüt bestände, daß das Kaiserreich in seiner natürlichen Gestalt an dem Tage wieder aufgerichtet werde, wo es dem Erben des Kaiserreiches und dem Lande gefallen würde.

Der Augenblick dazu schien Persigny gekommen zu sein, als dieser im Januar 1853 das Ministerium des Innern übernommen hatte und der Prinz-Präsident im September 1853 eine Reise nach dem Süden Frankreichs zu machen entschlossen war. Persigny erzählt in dem „la Proclamation de l'Empire" bezeichneten, Chamarande, den 15. November 1867 datirten Abschnitt, wie er in einem Ministerrathe die Frage aufgeworfen habe, welche Instructionen den Behörden der vom Präsidenten zu besuchenden Departements mit Bezug auf dessen Reise zu geben seien. Als die Minister sich den Anschein gegeben hätten, als ob sie seine Frage nicht verständen, habe er erwidert: „Nun, wie sollen sich die Behörden verhalten, wenn dem Prinzen ‚vive l'Empereur' zugerufen würde?" Bei diesen Worten sei ein wahrer Tumult im Ministerrathe entstanden, der sich auf das Entschiedenste gegen die Unterstützung einer derartigen Kundgebung seitens der Behörden erklärt habe. Da habe er, Persigny, va banque gespielt, auf eigene Faust und ganz im Geheimen mehreren ihm ergebenen Präfecten die Directive gegeben „Fahnen herstellen zu lassen mit der Inschrift ‚vive l'Empereur' und ‚vive Napoleon III'", um damit, und dem Rufe „vive l'Empereur" den Prinz-Präsidenten auf seiner Rundreise begrüßen zu lassen. Dieser Coup sei gelungen; der Prinz-Präsident habe ihn freilich nicht gebilligt, wohl aber die Kundgebungen zur Wiederaufrichtung des Kaiserreichs entgegengenommen, und dessen Proclamation sei damit schon vollzogen gewesen.

In dem Abschnitte: „l'Alliance anglaise, 1852" macht Persigny Mittheilungen über die Mißstimmung, die damals anscheinend in England gegen Frankreich herrschte, die aber seiner Ansicht für letzteres bedeutungslos war, weil Englands Handelsinteressen einen engen Anschluß Englands an Frankreich zur zwingenden Nothwendigkeit machten. Diese Ansicht bestimmt denn auch Persigny in einem unter dem Vorsitz des Kaisers 1853 abgehaltenen Ministerrathe, über den Persigny in dem Abschnitte: „Origine de la Guerre de Crimée, 1853" berichtet, für das Einlaufen der französischen Flotte in die Dardanellen auf das Entschiedenste einzutreten. Trotz des Widerspruchs der übrigen Mitglieder des Ministeriums dringt Persigny mit seiner Ansicht beim Anfangs ebenfalls widerstrebenden Kaiser durch, der sofort den Befehl ertheilt, daß die Flotte nach Salamis abgehen solle. Nachdem Persigny in dem Ministerrathe seine Ansichten über die politische Situation dargelegt hatte, entschied nämlich der Kaiser: „Persigny hat durchaus Recht; wenn wir unsere Flotte nach Salamis senden, wird England ein Gleiches thun, und die Vereinigung der beiden Flotten wird die Allianz der beiden Nationen gegen Frankreich herbeiführen." Und das geschah denn auch.

Die „Monsieur de Bismarck 1862" überschriebenen Mittheilungen Persigny's über eine Unterredung, die er mit Bismarck hatte, als dieser ihm einen Besuch in seinem Cabinet machte, sind höchst bemerkenswerth. Bismarck richtete an ihn die Frage: „Welche Mittel und Wege wohl zu ergreifen wären, damit die preußische Regierung aus den damaligen heiklen Kämpfen mit der liberalen Partei herauskommen könne". In seiner Erwiderung ertheilt Persigny den Rath: „Bedenken Sie wohl, daß ein Fürst nie seinen Degen übergeben darf und daß die Existenz eines Volkes höher steht als seine Freiheit. Betrachten Sie sich also von jetzt an als im bürgerlichen Kriege sich befindend und nehmen Sie Ihre Stellung ein. Widerstehen Sie der Kammer, lösen Sie sie, ein, zwei, drei Mal auf, ohne sich deßwegen zu beunruhigen; aber halten Sie stets Ihre Armee für den Kampf bereit — — dann werden Sie nicht nur des Sieges sicher sein, sondern Sie werden auch keine Kämpfe zu bestehen haben". „Bismarck schien meine Doctrin lebhaft zu billigen und drückte mir mit Wärme die Hand. Er sagte mir, daß ich seinen innersten Gedanken Ausdruck gegeben oder vielmehr gelöst und daß er in diesem Augenblicke seinen Entschluß gefaßt habe. Einige Tage später nahm er die Minister-Präsidentschaft in Berlin an und führte jene Doctrin in der Praxis durch. Als ich ihn im Jahre 1867 in Paris wiedersah, sagte er mir lachend: ‚Nun, habe ich Ihre Lehren nicht gut befolgt?' Ja, erwiderte ich, aber ich muß gestehen, daß der Schüler den Lehrer bedeutend übertroffen hat".

Persigny's Bemühungen waren insbesondere auch darauf gerichtet, die Verträge von 1815 zu beseitigen, um Frankreich freiere Bewegung auf dem Gebiete der äußeren Politik zu verschaffen. Seine Ansichten darüber, seine Pläne, die er faßte, die Rathschläge, die er dem Kaiser mit Bezug darauf ertheilte, schildert er ausführlich in den Abschnitten: „Sadowa, 1866", „Causes de l'Attitude de la France 1866", und „La Politique française de 1866". Er beschuldigt die damaligen Minister, daß Frankreich in seiner auswärtigen Politik so schwere Niederlagen erlitt, und wenn er auch meint, daß der Kaiser nicht ganz von Schuld frei wäre, so weiß er diesen doch zu entschuldigen. Ueber Thiers, den er den „bösen Geist Frankreichs" nennt, über Rouher ist er besonders erbittert; nicht minder über den schädlichen Einfluß, den die ultramontane Kaiserin auf ihren Gemahl in politischen Fragen ausübte. An diese Abschnitte reiht sich der „La Politique française de 1866 jugée par M. de Bismarck" bezeichnete an, der einer Huldigung unseres großen Staatsmannes Seitens Persigny fast gleichkommt und Aufklärungen über die Luxemburg-Angelegenheit, die Bildung eines Pufferstaates, und die an Frankreich zu gewährenden „Gebiets-Compensationen" giebt. Persigny berichtet, daß Bismarck geglaubt habe, französischen „Staatsmännern" gegenüberzustehen, daß er sich aber darin sehr getäuscht habe; denn er hätte sich in der That Benedetti gegenüber in der Lage eines maitre d'armes befunden, der sich, in dem Wahne, es mit einem ernstzunehmenden Gegner zu thun zu haben, beinahe hätte auflaufen lassen. „Die Dummheit, der Dünkel Benedetti's, und der Unverstand der französischen Minister haben alle Pläne zum Scheitern gebracht," so habe sich Bismarck ausgesprochen.

Nach den für die Regierung ungünstig ausgefallenen Wahlen von 1863 scheidet Persigny aus dem Ministerium und damit auch zugleich aus seiner bisher einflußreichen Thätigkeit. Denn die engen Beziehungen zwischen ihm und dem von der Kaiserin gegen ihn aufgehetzten Kaiser hatten sich sehr gelockert. Der Kaiser empfing ihn nur noch selten, obwohl Persigny bei wichtigen Tagesfragen es nicht unterließ, seine

Digitized by Google

Ansichten dem Kaiser zu unterbreiten. Im Jahre 1867 richtete Persigny an den Kaiser ein Memorandum, betreffend die Anwesenheit der Kaiserin im Staatsrathe, dessen Wortlaut er in dem Abschnitt „de la Présence de l'Impératrice au Conseil, 1867" mittheilt und das als ein wahres Meisterwerk des Stils und der Ausdrucksweise zu bezeichnen ist. Das Schriftstück war nur für den Kaiser bestimmt, gerieth aber in die Hände der Kaiserin, die nun von dem gegen sie gerichteten Inhalt Kenntniß erhielt. Sie blieb in Folge dessen während einiger Zeit dem Staatsrathe fern.

Trotz aller Zurücksetzungen und Kränkungen, die Persigny durch das Verhalten, das der Kaiser ihm gegenüber beobachtete, erleidet, richtet er doch noch am 27. Juni 1869 und am 17. Juli 1870 Briefe an ihn, in denen er ihn mit warnender Stimme auf die Gefahren hinweist, die durch die französische Politik der Dynastie Napoleon entstehen müssen. Und selbst noch während der französisch-deutschen Friedensverhandlungen bietet Persigny Alles auf, um für Frankreich günstigere, leider nicht näher bezeichnete, Bedingungen zu erwirken, die auch bewilligt wären, „wenn sie die Billigung der Kaiserin gefunden hätten, und die Frankreich den Verlust von zwei Provinzen, mit Ausnahme Straßburgs, und von vier Milliarden erspart haben würden."

Bis zu seinem am 12. Januar 1872 in Nizza erfolgten Dahinscheiden bewahrte Persigny dem Kaiser seine unentwegte Treue und Liebe. Als er auf dem Sterbebette lag, erwarteten er und seine nächsten ihn umgebenden Freunde von Tag zu Tag ein Zeichen der Theilnahme des Kaisers; aber vergeblich. Erst nachdem Persigny die Augen geschlossen hatte, traf ein kurzer, aus Chislehurst den 12. Januar 1872 datirter Brief an Persigny ein, der zwar mit den Worten „Croyez à ma sincère amitié" schließt, aber die Herzlichkeit doch vermissen läßt.

Der Teufel in der Poesie.

Von Adolf Kahle.

(Schluß.)

Cyprianus, der Magus, ist der spanische Faust, ein katholischer, orthodoxer Faust, welcher dem Teufel seine Seele nicht um Vermehrung seiner philosophischen Erkenntniß, sondern um ein schönes Weib zu gewinnen, hingiebt und ihm entrinnt, weil er als christlicher Märtyrer stirbt. Der Dämon tritt als Mensch, als ein Gelehrter aus dem Lande, wo man die tiefsten Wissenschaften ohne Studium besitzt, zu ihm hin und läßt erst nach und nach seine eigentliche Natur erkennen. Man darf erstaunen, bei einem der Hauptvertreter der katholischen Romantik, in dem Hauptquartier der Orthodoxie, einem so nach protestantischen Begriffen angethanen Widersacher zu begegnen, welcher über Religion, Moral und philosophische Fragen disputirt, den Namen Gottes ohne Anstoß nennt, und von der Unsterblichkeit der Seele redet. Allein dies ist nur eine scheinbare Unabhängigkeit, welche sich im Verlauf und am Ende des Stückes in ihr Gegentheil verkehrt, und ihren Träger doch als ein bereuendes Werkzeug des göttlichen Willens erscheinen läßt. Sich nach und nach enthüllend, berichtet er dem Cyprianus, wie er Inbegriff und Wunderkrone so des Unglücks ist, das er beweint, wie einst des Glückes, das er verloren. Er war einst so glänzend durch Gaben, durch Herrlichkeit so erhaben, durch Abstammung so geadelt und durch Weisheit so vollkommen, daß der Höchste unter den Hohen ihn zu seinem Günstling erkor. Allein das entflammte seinen Uebermuth, er wollte nach Jenes Königskrone streben, seine Füße auf dessen goldenen Thron setzen. Gefallen und verstoßen droht er dann grausame Rache, und zieht umher auf Meer und Land, ein blutiger Pirat und Räuber, Aufruhr stiftend. Einst, als er noch Geist der Tugend, besaß sein Wesen Wissenschaft und Gnade im Verein, allein nun ist die Gnade verloren und nur das Wissen erhalten. Dies Wissen möchte er gern gegen den Ertheiler benützen, allein gegen seinen Willen kehrt sich all' seine Bosheit doch stets zu guten Enden. Grundidee und Handlung des Stückes sind in diesem letzten Axiom enthalten. Vergeblich strebt der Böse die tugendhafte Justina zum Falle zu bringen. Er kann sie in die Wildniß tragen, kann ihr Blut kochen machen und alle Stimmen der Natur ihr von Liebe reden lassen, allein er muß weichen, sobald sie sich zu ihrem Gott kehrt. Allein auch über Cyprianus selbst, der sich ihm doch verschrieben und schwer gesündigt hat, besitzt er keine Macht mehr, sobald dieser den Erlöser aus vollem Herzen anruft. Vergebens wendet er ein, daß der Gott, welcher die Reinheit einer Justina geschützt hat, sich des verworfenen Sünders nicht annehmen könne; denn sehr schön entgegnet ihm die christliche Jungfrau:

Es giebt nicht
So viel Stern' am Himmelskreise,
So viel Funken in den Flammen,
So viel Sand in Meeresweiten,
So viel Vögel in den Lüften,
So viel Staub im Sonnenschein,
Als er Sünden kann vergeben.

So hat er selbst den Magus zum Heil, wenn auch zum Märtyrertod mit der Geliebten, geführt und muß zum Schluß von göttlicher Uebergewalt gezwungen, auf einer Schlange, über den Leichen schwebend, verkünden, daß die Beiden ihm zum Gram bis zu den höchsten Sphären, bis zu Gottes heiligem Thron emporgestiegen sind und jetzt im besseren Reiche leben.

Wohl nur um eine komische Scene zu gewinnen, läßt der Dichter die beiden tölpelhaften Bedienten des Magus in dem immer sehr fein auftretenden Dämon seine teuflische Natur an gewissen zweideutigen Aeußerlichkeiten erkennen und in seiner Nähe von schlechtem Räucherwerk und Schwefelsalbe reden.

Calderons Dämon ist der letzte Katholische unter unsern Teufeln. Die weiteren vier Dichter sind Protestanten. Sie nehmen den Gegensatz zwischen dem Ewigen und seinem Widersacher innerlicher, tiefer; der Letztere tritt weit unabhängiger, physisch weniger schrecklich, allein garstig trotziger und erhabener auf, und es ist begreiflich, daß in dieser Auffassung seine Erscheinung an Interesse und Großartigkeit sehr gewinnt.

Milton ist in seinem Verlorenen Paradies der noch unübertroffene und Hauptvertreter dieser Richtung, und sein Satan zeigt eine so grandiose Persönlichkeit und erscheint in dem Epos so vielfach und kräftig, bald handelnd, bald in Berichten über seine früheren Handlungen, daß selbst der gigantische Höllenkaiser Dante's und Tasso's berggleicher Pluto nur episodenhaft und fast genreartig gegen ihn erscheinen. Obwohl gefallen, ist er immer noch ein halber Gott von mehr erhabener als schrecklicher Erscheinung; seine Macht ist so unendlich als sein Trotz, und sein noch himmlischer Körper enthält eine Nektarflüssigkeit statt Blut. An Größe dem gewaltigsten Ungeheuer des Oceans, dem Leviathan gleich, trägt er in seinen Bewegungen, von dem stärksten Flügelpaar unterstützt, eine hellglänzende Rüstung mit einem gewichtigen, in Aether geschmiedeten, runden, mondgleichen Schild. Er ist ein Mann der That wie des Rathes. Redet er vor den versammelten Großen, so überstürzt sich sein Vortrag nicht in rauhem Gepolter, sondern ein gewiegter Parlamentsredner steht vor uns. Kämpft er, so kommt er auf der rauhen Schneide der Schlacht daher, ein Thurm an Größe, von Gold und Diamanten strahlend, und schwingt ein sonnenglänzendes Feuerschwert, welchem nur Wenige widerstehen.

Digitized by Google

Milton hat in prachtvoller Darstellung den größten und wichtigsten Theil der Geschichte des Erbfeindes gegeben, so daß dieser fast die Hauptperson seines Gedichtes ausmacht. Eine lange, den fünften und sechsten Gesang ausfüllende Episode erzählt durch den Mund des Erzengels Raphael und zur Warnung Adams vor dem bevorstehenden Sündenfall, diesem den Vorgang des Abfalls, der darauffolgenden Kämpfe der Gefallenen gegen die himmlischen Schaaren, und ihren endlichen Sturz in die Hölle. Der sonstige Verlauf des Epos schildert die Mitwirkung Satans an der ersten Sünde der Menschen.

Erscheint er im Abfall nur als der tapfere und kluge Führer und Vorkämpfer seiner Schaaren, so tritt die volle Gewalt seiner Persönlichkeit erst nach dem Fall in ihr rechtes Licht. Denn er ist der Erste, welcher die vom Sturz Betäubten aus ihrem Lager in den feurigen Schlünden zu einer Berathung über neuen Widerstand aufruft. Trost für seine Niederlage hat er in der ewigen, unbezwinglichen Gegensätzlichkeit des Guten gegen das Böse gefunden, und giebt nun nicht nur den Anschlag zu einer Störung der Gemüthlichkeit der neugeschaffenen Welt, sondern übernimmt auch ganz allein die gefahrvolle Ausführung dieses Unternehmens, während die übrigen Teufel in dem neuerbauten, goldenen Pandämonium ruhig zu Hause bleiben. Zwei scheußliche, von ihm selbst erzeugte Gespenster, die Sünde und der Tod, öffnen ihm die Höllenthore. Dann gelangt er in ein anarchisches Reich, wo Ausdehnung, Länge, Breite, Höhe, Zeit und Raum nicht existiren, wo die vier Kämpfer, Heiß, Kalt, Naß und Trocken um die Herrschaft ringen und embryonische Atome in die Schlacht führen. Bald fliegend, bald stürzend, bald schreitend bahnt er sich dort den Weg bis zu den Herrschern jenes Reiches, den Ahnen der Natur, zu Nacht und Chaos, welche ihn den Durchgang gestatten. Im Paradiese empfindet er, der Verhärtete, eine Art menschlichen Rührens, vor dem holden Anblick Edens und der reinen Unschuld des neugeschaffenen Paares. Allein diese Empfindungen müssen ihm fremd bleiben, denn er trägt in sich die Hölle, mit keinem Schritte kann er aus ihr fliehen, wenn er auch den Ort wechselt, und so ruft er selbst seine eigene Verworfenheit zurück:

Weg Reue! hin für mich ist alles Gute!
Du Böses sei mir gut, durch Dich wird mir
Doch mit des Himmels Herrn getheilte Herrschaft,
Zur Hälft' und mehr vielleicht herrsch' ich durch Dich!

So haucht er, als Kröte verkappt, der schlafenden Eva schlimme Träume in's Ohr.

Seine Wirksamkeit und sein Erscheinen in dem Gedicht schließen sich ab mit seiner nochmaligen Versuchung Eva's am folgenden Tage und dem guten Erfolg derselben. Dann kehrt er in die Hölle zurück.

Die Literaturgeschichte hat Klopstock's hohe Verdienste um die Beförderung unserer literarischen Blüthenperiode festgestellt, zugleich aber auch anerkannt, daß seine Messiade, vor ihrem Vorbild, dem verlorenen Paradies, in vielen Punkten zurücksteht. Ein Gleiches thut sein Satan vor dem Milton's. Er redet zwar mehr als jener, und in rauheren Tönen, mit kurzem, zornigen Gebrülle. Seine Erscheinung ist schreckhafter, allein weniger erhaben, er ist mehr Gespenst, als böser Geist, er intriguirt nur durch Träume und ähnliche kleine Mittel, einen Kampf gegen die Diener des Höchsten wagt er nirgends, seine Wut läßt er nur an der todten Natur aus, indem er namentlich Felsen zertrümmert. So entspricht sein Verhalten nicht ganz dem von Milton vorgesetzten und von unserem Dichter adoptirten Typus der metaphysischen, unbezwinglichen Gegensätzlichkeit des Dämonischen gegen die Gottheit. Ein solcher Höllenfürst dürfte sich nicht durch bloße harte Worte von Engeln mittlerer Stellung in widerstandslose Furcht scheuchen lassen, denn sonst erscheint er nicht als gefallener, tragischer Held, sondern wie ein ertappter, entlarvter Intrigant, wie ein abgefangener, bestrafter und unter polizeilicher Aufsicht gestellter Bösewicht, welcher sich von jeder nicht ganz anrüchigen Gesellschaft zurückgestoßen sieht und sich dann zwar ingrimmig und trotzig, allein auch verlegen und täppisch benimmt. Vergeblich nennt sich Klopstock's Satan den König der Welt und die oberste Gottheit unsclavischer Geister. Wir glauben es ihm nicht und finden selbst mehr Haltung und Charakter als in ihm in den, mit Kraft und Originalität gezeichneten Nebenteufeln, dem elegischen, in beständiger Reue heulenden Abbadonna, dem schlimmen Adramelech, mit dem rasenden Felsenherzen, welcher gegen Satan denselben Verrath spinnt, welchen dieser gegen den Höchsten versucht, und dem rauhen und tapferen Bergteufel Moloch, der Berge auf Berge thürmt, um sich bei künftigen Kämpfen damit gegen die Blitze des „donnernden Kriegers" zu schützen. Klopstock zeigt sich so sehr von dem Gefühl der Allmacht des Schöpfers durchdrungen, daß er das böse Princip nicht dagegen aufkommen läßt. Wenn die Geister der Hölle nur etwas gegen Jenen denken wollen, werden sie schon sinnlos und Felsen brechen auf sie herab, und Gabriel ruft dem Bösen mit Recht zu:

Wenn Du lernen könntest, so würdest Du einmal lernen,
Daß der Streit des Endlichen mit dem Unendlichen Qual ist
Für den immer Besiegten und immer wieder Empörten,
Aber Du lernst es nie! So fleuch denn hinunter und krümme
Dich in neuen Entwürfen herum zu neuer Empörung!

Uebrigens weiß Satan das selbst, und die Majestät seiner Erscheinung in der Hölle, wo er in Nebel gehüllt erscheint und dann, wenn die Dämmerung von ihm fließt, mit zornigem Antlitze und einer Stirne voll Donnernarben dasitzt; diese Majestät tröstet ihn nicht in dem klaren Bewußtsein, welches er von seinem ewigen Elend hat. Allerdings heult und bereut er nicht, wie Abbadonna, allein seine entflammten, unversöhnlichen Schmerzen werden doch so groß, daß er sie selbst dem heimlichen und darob erfreuten Feind Adramelech klagen muß:

Siehe, ich will Dir, verruchter, gerichteter, ewiger Sünder,
Ich wie Du, ein verruchter, gerichteter, ewiger Sünder,
Ihre schwarze Gestalt, so viel ich vermag, Dir beschreiben.
Zwar sie hat nicht Bilder genug, die unterste Hölle,
Meine Qualen so ganz, so wie ich's dürfte, zu zeigen.

Sein Jammer hat ihn so sehr niedergeworfen, daß ihn selbst der Anblick von Adramelech's Leiden nicht mehr froh macht, und mit grimmigem Zagen das Uebergewicht des Ewigen bekennen muß:

Ja, er ist allmächtig, allmächtig ist er. Allein ich
Was bin ich? Das schwärzste der Ungeheuer des Abgrunds,
Ganz, ganz unten lieg' ich, auf mir die Hölle, von allen
Seinen Qualen bedeckt, von allen seinen Gerichten
Ueberlastet.

Von Elend umgeben ist er das ewige Opfer des Herrn und selbst die grimmige, schwache, quälende Hoffnung auf Vernichtung ist dem Verworfenen entschwunden. So schließt er denn verzweiflungsvoll mit dem Ruf:

Werdet zum Chaos, zur Nacht, zur Hölle, ihr Welten und Himmel,
Und fallt über mich her, deckt mich vor dem Zorne der Allmacht.

Ein so schwächlicher, haltungsloser Teufel kann nur wenig Interesse und keinen Respect gewinnen, und es paßt auf ihn das Wort Goethe's:

Nichts Abgeschmackteres find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt!

Nicht allein Klopstock hat Milton's Satan copirt, sondern Byron dramatisirte ihn in dem Mysterium Kain als Lucifer und zwar allerdings idealer und kraftvoller, allein nicht origineller als jener. Seinem Teufel, der zu Kain tritt, um den ohnehin Unzufriedenen noch mehr zu reizen, zu verwirren und schließlich zum Brudermord zu bringen, ist der speculative, metaphysische Typus nur allzu absichtlich aufge-

Digitized by Google

prägt. In seiner äußeren Erscheinung erkennt ihn Kain als einen erhabenen, immer noch schönen, allein von den anderen Engeln doch verschiedenen Geist, denn er scheint weit mächtiger als jene und doch nicht so schön, als er war und sein könnte

ein Theil von seiner
Unsterblichkeit scheint Gram mir.

Lucifer handelt gar nicht, er dialogisirt nur in einer schlauen und schlüssigen Weise, indem er die Grübeleien Kain's über sein unverschuldetes Leiden in Folge des Sündenfalls seiner Eltern und über die Existenz des Bösen überhaupt befördert. Nur ist bei diesem Teufel die Entfaltung reichlicher astronomischer und physikalischer Kenntnisse, welche gelegentlich seiner Belehrungen Kain's über die Entstehungsgeschichte des Weltalls eintritt. Im Uebrigen bleibt er in seiner philosophischen und protestantischen Haltung dem Satan Milton's analog, namentlich in einer wichtigen Stelle, wo er, von Kain über seine eigene Stellung in der Schöpfung und über sein Verhältniß zu Gott befragt, unbändigen Trotz und Stolz äußert. Der Kampf im Ewigen, Unsterblichen, der den Raum mit Zerstörung und Elend füllt, geht um die Herrschaft über das unbegrenzte blaue Unmeßbare. Dort herrschen Beide, und Gott wird vom Lucifer nur als sein Ueberwinder, allein nicht als höher anerkannt:

Ihr betet alles an, allein ich nicht!
Ich kämpfe gegen ihn, wie einst ich kämpfte
Im höchsten Himmel. All' die Ewigkeit,
Des Hades unergründlich tiefer Schlund
Und alle Weiten unbegrenzten Raumes
Und die Unendlichkeit endloser Zeiten
Bestreit' ich alles ihm. Und Welt um Welt
Und Stern um Stern und Reich um Reich soll in
Der Wage zittern, bis der große Kampf
Aufhören wird, — wenn jemals er aufhört,
Was nie geschieht, eh' Einer ist vernichtet!
Und was kann die Unsterblichkeit vernichten?
Was wechselseit'gen, unsöhnlichen Haß?
Als Sieger nennt er den Besiegten böse,
Allein, was ist das Gute, das er giebt?

Endlich Du, Mephisto, kannst Du burschicoses, umgängliches, halb civilisirtes, kaum von Hörnern, Schweif und Klauen erlöstes nordisches Gespenst, dich blicken lassen im Gefolge der erhabenen Geister, die seither dröhnenden Schrittes an uns vorübergewandelt sind, jeder mit ewigem Unmuthe, Trotz, Zorn und Schmerz, keiner mit der Falte des Humors, mit dem Grinsen eines höllischen Spaßes in den einst göttlichen Zügen? Darf sich den ewig Ringenden, weil ewig Besiegten, Spottgeburt aus Dreck und Feuer, der demüthige Höfling beigesellen, der sich bei der himmlischen Audienz unter die Erzengel mischt, „um mit dem Alten nicht zu brechen" und die bescheidene Erlaubniß zur Verteufelung einer Philosophenseele zu erwirken? Wie klein ist Deine Aufgabe, ein Mädchen, welches man mit sieben Stunden Ruh auch ohne Deine Beihülfe verführt, zu Fall und ihren Verderber zur Verzweiflung zu bringen, — wie klein ist sie gegen das Werk jener, welche einen Judas zerkauend, im ewigen Eise der Hölle stehen, welche gegen die Kreuzfahrer alle Schrecken und Reize der Unterwelt aufbieten, deren Abfall den Himmel in seinen Grundfesten erschüttert, deren Quertreibereien den Erlöser auf seinem Erdenweg beirren, deren Logik den erstgeborenen Menschen zum Brudermord verleitet? Bescheiden nennst Du dich nur einen

Theil des Theils, der Anfangs alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,

während von jenen jeder allein den vollen Gegensatz des Allmächtigen darstellt. Doch beruhige dich, stets verneinender Geist, häßlicher, übelriechender, intriganter Miniaturteufel! Schalk, dem ein Pentagramma den Weg versperren kann! Ist Deine Form auch burlesk, ahnt Deinen Inhalt auch jeder Trunkenbold, jede junge Plaudertasche, so ist Dein Wesen doch tief und reich, Dein Wirkungskreis, so eng beschränkt er scheint, schließt doch, jenem phantastischen Reiche des Himmels und der Hölle gegenüber, die ganze Wirklichkeit, das ganze Leben und Sein, alles Denken, Streben und Schaffen des Menschengeistes in sich. Große Reden, weite Reiche haben jene vor dem alten Höllenluchs voraus, doch sind sie dadurch um nichts weniger als er, nur

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Denn der Kampf zwischen Endlichem und Unendlichem, Vergänglichem und Ewigem ist aus jenen großen Schauplätzen in die Seele eines einzigen Menschen verlegt, der irrte, weil er strebt, sich aber in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt ist, und endlich, aus allen Schlingen des Feindes, zur höchsten Reinheit hinangezogen wird. Von dieser Seite aus betrachtet, kann es Mephistopheles vielleicht doch mit jenen furchtbareren und grandioseren Dämonen aufnehmen und darf, wenn auch nur in der Gemüthstiefe eines einzigen Menschen arbeitend, ohne Neid nach den erhabenen Religionen blicken, in welche jene gegen den Ewigen streiten.

So hätten wir denn diese unheimliche Galerie durchlaufen, deren Originalien in der Wirklichkeit leider immer mehr Unfug als in der Fiction angestiftet und dieser Letzteren sogar zu ihren großartigsten, imponirendsten Bildern verholfen haben. Schöneres und Anmuthigeres mag die moderne Dichtung Europas bezüglich vieler anderer Stoffe leisten — Erhabeneres nicht. Daß gerade die stärksten und gewaltigsten poetischen Geister so gerne nach der Beleuchtung der ewigen Gegensätze, nach der Schilderung des steten Antagonisten gegriffen haben, und dieses bei fast allen Nationen und in fast allen Jahrhunderten geschah, das zeigt, welch' unvergängliches und hohes Interesse der ringende Menschengeist an der Personification der Regungen, welche ihn zum Irdischen und Vergänglichen herabziehen, zugleich aber auch, wie sehr er seine besseren Bestrebungen adelt durch die Erhabenheit, in welcher er deren Gegner erscheinen läßt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Absturz.

Von Gustav Beßmer.

Ein trüber Regenhimmel wölbte sich über der Hauptstadt und ihren Straßen, lagerte über dem Schlosse und dem anstoßenden Park. Von der Kuppel des Mittelbaues wehte eine Trauerflagge auf Halbmast; ab und zu klatschte das schwarze Tuch an die Stange und legte sich über die Krone, die den Bau abschloß. Im Schloßhofe drängte sich Kopf an Kopf; auf dem freien Platze, der sich vor dem Schlosse erstreckte, standen Tausende und starrten auf das Bauwerk, die langen Fensterreihen und die allegorischen Figuren, die den Dachrand schmückten. Jahre hindurch mochten sie achtlos daran vorübergegangen sein; heute schien es, als sei jeder Stein des Gebäudes eine Merkwürdigkeit. Dazwischen hinein versuchten berittene Schutzmänner eine Gasse freizuhalten für den Verkehr; die Leiber der Pferde drängten gegen die Zuvorderststehenden; Schimpfworte und Verwünschungen wurden laut, wenn eines der Neugierigen sich allzu unsanft behandelt glaubte oder wenn der Schaum der erregten Thiere an einem Kleidungsstücke haften blieb. Hin und wieder fuhr ein Wagen vor; die Glücklichen, die sich vorgedrängt, hatten die Genugthuung einen Officier oder staatlichen Würdeträger aussteigen und durch eines der Portale verschwinden zu sehen.

Oben, im Thronsaale, dessen Balcon die Anfahrt des Mittelbaus krönte, lag der Landesfürst aufgebahrt. Um ihn erhob sich ein Wald von Palmen und anderen immergrünen Gewächsen; von der Rückwand des Baldachins, der sich über den Sarg spannte, grüßte das umflorte Landeswappen; zu beiden Seiten des Todten hielten Officiere seines Leibregiments die Ehrenwacht.

Zwei und Zwei zog das Volk vorüber, bewunderte die Ausschmückung, warf einen letzten Blick der Neugier auf den Mann, der während einer

Digitized by Google

Reihe von Jahren das zweifelhafte Vorrecht besessen, der Erste des Staates zu sein, und machte andern, nicht minder neugierigen, Platz.

Die Ehe des Fürsten war kinderlos geblieben, die Thronfolge ging an eine Seitenlinie über.

— — — — Einige Stunden später lagen das Schloß und seine Umgebung verlassen, bis auf die Posten, die an den Eingängen auf- und abschritten; die Nacht und ein feiner Landregen hatten die Wandlung bewirkt. Durch die Fenster des Thronsaals drang der matte Lichtschein der Kerzen, die zu Füßen des Aufgebahrten standen. In seinen letzten Anordnungen hatte der Fürst die sechs jüngsten Lieutenants seines Leibregiments zu Ehrenwachen während der Nächte seiner Aufbahrung befohlen. Die Zwei, die den Beginn gemacht, überzeugten sich, daß die Thüren bis auf eine geschlossen waren und öffneten einige Fenster, um dem betäubenden Blumengeruch Abzug zu verschaffen.

„Verdammt langweilig!" begann der Aeltere, eine Cigarre in Brand setzend und sich umblickend. „Wollen Sie rechts oder links sitzen, Wegern? . . . Na, da bleiben Sie nur! . . . Rechts ist ja die Seite der Lämmer, hingegen mein Platz zur Linken ist."

Der Angesprochene war auf die rechte Seite des Sarkophags getreten und hatte den Seidenflor, der über dem Antlitz des Aufgebahrten lag, entfernt. Der Andere legte sich in seinem Fauteuil zurück, blickte auf den Kameraden und blies den Rauch seiner Cigarre nach den Kerzenflammen.

„Wenn man sein Gesicht betrachtet, könnte man glauben, er habe wenig Angenehmes gehabt in seinem Leben!" sagte der Jüngere, das Tuch in die alte Lage bringend.

„Stimmt!" sagte der Aeltere und blickte einem Rauchring nach, der langsam auf eine der Kerzen zusegelte. „Stimmt!" wiederholte er nach einer Pause.

Eine Weile herrschte Stille. Der Jüngere hatte sich gleichfalls gesetzt. Durch die offenen Fenster drang das leise Rieseln des unablässig niedergehenden Regens; die Augen des jungen Officiers waren auf die finstern Scheiben gerichtet, ein träumerischer Ausdruck lag auf seinem Gesicht.

„Einfall, den der Alte hatte!" gähnte der Andere, nachdem er die Cigarre zu Ende geraucht. „Neun!" murmelte er, auf seine Uhr blickend. „Sechs Stunden bis zur Ablösung! . . . Sie schlafen doch nicht, Kamerad?"

„Nein!"

„Natürlich . . . Solid, wie Sie sind!" gähnte Pöllnitz, den Deckel seiner Amerikanerin zuklappend. „War letzte Nacht bei Oertzen . . . dem Alten Einiges nachgetrunken . . . Spät geworden . . . Was sagen wollte — wenn Sie doch wach bleiben —"

„Ich wecke Sie. Unbesorgt."

„Merci, Kamerad!" murmelte Pöllnitz, sich zurücklegend. Bald verkündeten regelmäßige Athemzüge, daß er die Versäumniß der letzten Nacht einhole. Die Gedanken des Wachenden waren weit abgeschweift; er hatte einen Brief von zu Hause erhalten; die Jugend, die Heimath waren vor ihm aufgestiegen. Wenige Wochen des Jahres ausgenommen, war er seit nun bald fünfzehn Jahren von Hause abwesend; heute träumte er sich in Gedanken dahin zurück.

Er sah sich wieder in dem alten Klostergarten, der an das fürstliche Rentamt, dessen Vorstand der Vater war, anstieß. Inmitten des Gartens erhoben sich die Trümmer der ungewöhnlich groß angelegten Klosterkirche. Die Grundmauern waren noch einige Fuß hoch erhalten; sie umschlossen einen Garten im Garten; an Stelle des Marmorbodens, von dem die Chronik zu berichten wußte, dehnte sich Grasboden, bestanden mit Obstbäumen, über die sich am Nordende ein noch erhaltener frühromanischer Glockenthurm erhob. Wie oft hatte er die an seinem Unterstock angebrachten abenteuerlichen Thiergestalten betrachtet und sich in kindlicher Wißbegier über ihre Bedeutung zu unterrichten versucht.

„Mein kleiner Hans Alleswisser," hatte die Mutter oft lächelnd erwidert, „das weiß Niemand . . . Es mögen bald tausend Jahre sein, daß eines Tages fremde Männer in unser Waldthal kamen, Bäume fällten und Steine behauen ließen, bis sich die Kirche erhob, in deren Trümmern wir heute sitzen . . . ich und Du . . . ich mit meiner Arbeit und der kleine Hans mit seiner Neugier."

Sie mochte ihr nicht so lästig gefallen sein, diese Neugier, wie es dem Knaben hin und wieder geschienen; er erinnerte sich, wie manches Mal sie die Arbeit weggelegt, ihn auf das Schemelchen an ihrer Seite gedrückt und ihm erzählt hatte aus den Tagen, da die Wallfahrerfahnen der Walddorfbewohner von nah und fern durch das hohe Portal gezogen sein mochten, während der Abt und die Brüder, von den Stufen des Hochaltars aus, dem knieenden Volke das Heiligthum der Kirche wiesen. Jene Eisenplatte, die im Boden des höher gelegenen Chors noch zu sehen war, sie hatte die Gruft verschlossen, darin der Heilige geruht, durch dessen „Wunderthaten" das Kloster zu Reichthum und Ansehen gelangt. An Stelle des Weihrauchs, den die Chorknaben gespendet, hatte der leise Duft der verwilderten Blumen über dem Garten gelegen, hatten die Obstbäume den Blüthenschnee des Maimonds über die Mutter und ihn gestreut.

Und dann — das Sommerrefectorium, dessen zierliche Doppelpfeiler von Epheu umrankt waren, die Prälatur, in deren ausgebranntem Mauerviereck eine Ulme sich erhob. Weiter hinaus hatte sich ein Trümmer- und Schuttfeld erstreckt, überwuchert von weißblühenden Taubnesseln und Schellkraut. Welches Vergnügen hatte es ihm bereitet, in den Trümmerhaufen zu wühlen, einmal ein zierliches steingemeißeltes Blatt, ein ander Mal eine Gewölberosette, einen Apostel- oder Heiligenkopf zu finden und den Fund der Mutter zu bringen. Seinen stürmischen Bitten, ihm doch einmal in das Sommerrefectorium zu folgen, hatte sie stets ein kurzes: „Nein, Hans!" entgegengesetzt.

„Aber Mama — weßhalb denn nicht?! Es ist doch so schön dort!" hatte er oft gebeten.

„Weil — — Närrchen, muß ich denn überall mitklettern!" hatte sie dann erwidert.

„Ja, komm!"

„Nein, Hans. Später vielleicht." —

Und da war noch ein Ort gewesen, den er ihr so gerne gezeigt hätte, ein kleines verwittertes Jagdschlößchen, an dessen Eingang zwei steingemeißelte Hirsche Wache hielten. Das eine halbe Stunde entfernt, im Walde gelegene Bauwerk hatte für ihn früh schon einen eigenen Reiz besessen. Vor zehn oder mehr Jahren sollte es noch bewohnt gewesen sein. Der Landesfürst, damals noch Erbprinz, und sein Adjutant sollten einen Sommer dort verbracht haben; der Arzt hatte den Prinzen der Waldluft wegen hergesprochen. Ein Jahr später sei ein Wagen gekommen, man habe die Einrichtung aufgeladen und das kleine Gebäude von da ab seinem Schicksal überlassen. So weit ein Waldhüter, den er als Knabe befragt. Wie oft war er durch die Zimmer gestrichen, hatte die verblichenen Wandmalereien betrachtet, durch die Läden auf das Grün des Waldes geguckt, oder auf dem Boden ein altes Kegelspiel aufgebaut, das in einer Ecke zurückgeblieben war.

„Du mußt mitkommen, Mama!" hatte er eines Tages schmeichelnd gebeten.

Es war das erste und einzige Mal, daß sie hart gegen ihn war.

„Wirst Du schweigen!" hatte sie gerufen, ihn am Arm packend und schüttelnd. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich Besseres zu thun habe!"

„Dann geh' ich zum Vater!" hatte er trotzig hervorgestoßen, und ohne der Worte zu achten, die sie ihm nachgerufen, war er zum Vater geeilt.

„Geh!" hatte der langsam und kalt gesagt. „Dorthin gehörst Du."

An jenem Tage war's weiter gewesen, daß ihm, dem Kinde, klar geworden, daß Vater und Mutter sich feindlich gegenüberstanden. Es war nach Tische gewesen; die Thüre zum Nebenzimmer hatte offen gestanden.

„Das wirst Du nicht thun!" hatte er die Mutter rufen hören.

„Beruhige Dich . . . Ich sagte: wenn er erst älter sei!" hatte der Vater erwidert.

„Wag's! . . Du würdest an den Tag denken!" hatte die Mutter leiser zurückgegeben; der Vater hatte sich gleich darauf entfernt. Die Mutter hatte an diesem und dem nächsten Tage verweinte Augen gehabt. Weßhalb gehörte er in das kleine Schlößchen? . . . was wollte der Vater thun? hatte er damals sein kleines Hirn gequält; heute lächelte er darüber. Zudem hatte er bei seinen letzten Besuchen den Eindruck eines bessern Einvernehmens empfangen.

Ein Jahr hernach war er auf's Gymnasium der Residenz gekommen, später auf die Cadettenschule. Dort war's gewesen, wo er erstmals dem Todten, der hier lag, gegenübergetreten war. Der Fürst hatte der Preisvertheilung beigewohnt und an jeden der Ausgezeichneten ein paar Worte gerichtet, an ihn besonders freundliche. Später war er dem Leibregiment zugetheilt worden. Hin und wieder hatte der Dienst zu Berührungen geführt, zur letzten im Sommer des Jahres. Der Fürst hatte die Gewohnheit gehabt, sich während seines Aufenthalts auf seinem nahen Sommerschlosse Briefschaften und Rapporte durch die jüngeren Offiziere seines Regiments überbringen zu lassen. Einmal — es war ein sonniger Junimorgen gewesen — war auch er hinausgetrappt, die Mappe vor sich auf dem Sattel. Am Parkthor hatte er sein Pferd abgegeben und war über den feinen Kies der Mittelallee auf das Schloß zugeschritten. In halber Weglänge zum Schloß lag ein Teich, um den sich ein Kreis von Ulmen zog. Unter einer derselben hatte ein Tischchen gestanden; an ihm hatte der Fürst gesessen, ein Buch in der Hand. Ihm zu Füßen hatten zwei Windspiele gelegen, seine getreuen Begleiter auf allen Gängen.

Er war überrascht stehen geblieben, hatte — etwas spät — die Honneurs gemacht und sich seiner Sendung entledigt. Der Fürst hatte das Buch weggelegt und einige Augenblicke schweigend auf ihn geblickt.

„Sie kommen ein wenig früh," hatte er begonnen. „Mein Secretär sitzt wohl noch über der Beantwortung des Gestrigen . . . Nehmen Sie Platz, Herr Lieutenant."

Es hatte einer Wiederholung der ungewöhnlichen Aufforderung bedurft, bevor er sich auf den noch freien Stuhl niederließ. Der Fürst stellte einige Fragen über das Regiment; er antwortete, verwirrt.

„Soweit der Dienst," hatte der hohe Herr lächelnd geschlossen: „Nun zum Gegensatz . . . Beschreiben Sie mir einen Tag Ihres übrigen Lebens. Es interessirt mich, einmal zu hören, wie meine Herren Officiere ihre freie Zeit anwenden."

„Königliche Hoheit . . ich weiß nicht . . ich —" So, oder ähnlich, hatte er hervorgestoßen.

„Unbesorgt!" hatte der Fürst erwidert. „Ich glaube nicht, daß Sie mich langweilen werden."

Heute noch mußte er lächeln, erinnerte er sich, was Alles er ihm vorgeplaudert. Er hatte kleiner Liebhabereien Erwähnung gethan, literarische und wissenschaftliche Neigungen gestreift, schließlich sogar von

Digitized by Google

seiner Jugendzeit erzählt. Mehrmals hatte er abbrechen gewollt, doch stets hatte der hohe Hörer ihn durch ein kurzes „Weiter!“ zur Fortsetzung aufgefordert.

„Wissen Sie, daß Sie ein im Grunde vergnügliches Leben hinter sich haben,“ hatte er am Schlusse freundlich geäußert. „Mein Herr Lieutenant, Sie haben sich nicht zu beklagen . . . Es ist mir Ernst mit meinen Worten,“ hatte er hinzugefügt. „Sie sind noch jung, doch glauben Sie mir: mancher wäre es zufrieden, das Maaß von Glück, das Sie genossen, auf sein ganzes Dasein vertheilt zu wissen.“ Er hatte sich erhoben, um langsam dem Schlosse zuzuschreiten; einige Minuten später war er zurückgekehrt, in Begleitung des Secretärs, der die Mappe trug.

„A propos —“ hatte er ihm bei Entlassung lächelnd nachgerufen: „melden Sie Ihrem Oberst, daß ich ihn morgen hier zu sehen wünsche.“ —

Heute — am Lager des Todten — kam ihm der Gedanke an das Gerücht, das von einer Neigung sprach, die der Verstorbene als Prinz gefaßt haben sollte und das seine Ehe mit der Prinzessin eines befreundeten Hauses auf den Druck der Familie zurückführte. . . Sollte das Gerücht einen Hintergrund haben? . .

Nochmals nahm er das Tuch vom Antlitz des Aufgebahrten und warf einen letzten Blick darauf, dann kniete er nieder und verblieb einige Minuten in dieser Stellung. Die Uhr auf einer nahen Console setzte zu drei hellen Schlägen an. Er erhob sich, trat zu dem Schlafenden und faßte ihn an der Schulter.

„Pöllnitz. . . auf! . . die Ablösung.“

„Schon! . . .“ rief der Erwachende, sich aufrichtend; er stolperte über einen Kranz, der zu Boden fiel.

„Verschwendung!“ brummte er, das kostbare Gebinde an seinen Platz zurücklegend. „Unsereiner könnte sich dafür ein paar Nächte gütlich thun.“

* * *

Im Casino waren die neuesten Wochenschriften aufgelegt; einige brachten Artikel über den verstorbenen Landesfürsten und hatten zum Theil sein Bildniß beigefügt. Eine Gruppe junger Officiere beugte sich über eines der Hefte, das seinem Texte ein Jugendbildniß des Verstorbenen beigegeben hatte.

„Na . . sagt' ich's nicht früher schon! . .“ rief einer der Beschauer.

„Wegern, wie im Spiegel,“ pflichtete ein Zweiter bei; sein Nebenmann begnügte sich das Gesicht zu verziehen und einen pfeifenden Ton von sich zu geben.

„La recherche de la paternité est interdite,“ witzelte Oertzen.

„Dummes Zeug!“ versuchte Pöllnitz abzulenken und schickte sich an, einige Kasernenwitze aufzutischen. Die Anderen fühlten die tactvolle Absicht und gingen auf das Bestreben ein. Nur der Jüngste des Kreises schien nicht gewillt, das Thema so rasch aufzugeben.

„Aber . . Wegern selbst —“ rief er, „weiß er denn nicht — — Er muß doch —“

„Was muß er wissen?“ unterbrach der Genannte, der eben eintrat.

„Nichts. 'Ne Wette. Oertzen behauptete, wollten Ihren Fuchs laufen lassen,“ mischte sich Pöllnitz rasch ein.

„Unsinn! . . Das alte Vieh und ein Rennen!“ Er warf einen kurzen Blick über die Anwesenden. Das plötzliche Schweigen, die betretenen Gesichter bedeuteten mehr. Hier war etwas, das man ihm verheimlichte.

Oertzen lehnte sich zurück, steckte die Hände in die Taschen und streckte die Beine weit von sich; es wollte ihm nicht ganz glücken, den Unbefangenen zu spielen. „Famos!“ brummte er geräuschvoll. „Jetzt ärgert er sich gar noch!“

„Nein,“ sagte Wegern, sich setzend und mechanisch nach der zunächstliegenden Mappe greifend.

„Pardon, Kamerad! Belegt,“ rief Pöllnitz, die Hand darauf legend.

„Stimmt . . . Stimmt,“ pflichtete Oertzen rasch bei.

„Der Stuhl auch?“ frug Wegern ironisch.

„Nein. Der nicht.“

Er griff nach einer Tageszeitung und sprach dem Bier zu, das ihm der Aufwärter gebracht. Ab und zu blickte er hinter der Zeitung hervor und die Tafel entlang; Pöllnitz hatte sich einige Sitze entfernt niedergelassen und las scheinbar eifrig in der vor ihm liegenden Mappe; Oertzen kaute an seiner Cigarre, betrachtete sie ab und zu kopfschüttelnd, um sie dann in den Mund zurückzustecken und die alte Beschäftigung fortzusetzen. Die Uebrigen hatten sich in den Nebenraum und an das Billard gemacht, wo sie jeden Stoß mit einem Witzwort oder lauten Lachen begleiteten; es bedurfte keines besondern Blicks, das Gemachte der Situation zu erkennen.

Pöllnitz war bei den Anzeigen angelangt, schlug vor und begann von Neuem; schließlich erhob er sich und trat, das Heft in der Hand, zu den Spielenden, denen sich inzwischen auch Oertzen angeschlossen hatte. Wegern folgte ihm mit den Augen und sah ihn die streitige Mappe hinter ein Möbel stecken. Einige Augenblicke schwankte er, ob er hinzutreten und Erklärung fordern solle. Welchen Zweck oder Sinn konnte es haben, ihm das Heft vorzuenthalten? Es war eines jener Sorte von Familienblättern, die es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schienen, den literarischen Geschmacksrest ihrer Leser vollends auf den Hund zu bringen; er hatte den Titel bei dem mechanischen Versuche, die Mappe an sich zu bringen, gelesen.

Einen Augenblick hatte er den Gedanken an einen Zusammenhang des Heftes mit dem eigenthümlichen Benehmen der Anwesenden, mit den Worten, die er beim Eintritt aufgefaßt. Das Absurde der Idee ließ ihn leise auflachen. Er durchblätterte noch einige Tageszeitungen, dann brach er auf. Sein Weg brachte ihn an einer Buchhandlung vorüber; unwillkürlich blieb er stehen und betrachtete die Auslage. Wenn er einträte und das Heft kaufte? . . .

Einige Augenblicke später hatte er die Hand auf der Klinke, ein leiser Druck, und sie gab nach, er stand im Laden. Sich im Stillen über die Dummheit ärgend, frug er nach der neuesten Nummer des Journals. Sie war vorräthig. Halb geärgert, halb amüsirt constatirte er das Erstaunen, das die Erscheinung eines literarischen Lieutenants bei dem Personal hervorrief. Wieder auf der Straße, schlenderte er einem nahen Café zu. Dort angelangt, setzte er sich an ein leeres Ecktischchen, bestellte eine Tasse des braunen Tranks und schnitt das mitgebrachte Heft auf. Beim Blättern stieß er auf das verhängnisvolle Bild. In die gegenüberliegende Wand war ein Spiegel eingelassen; ein Heben des Kopfes, und er hatte das Gegenstück vor Augen. Das Bild war der Grund, mußte der Grund sein des sonderbaren Benehmens der Kameraden. War aber das der Fall, dann gab es nur eine Erklärung — jene glaubten, er sei — — Doch nein! Das war Wahnwitz. Schon der Gedanke war ein Verbrechen gegen die Mutter, die ihm das Theuerste war und . . . Es mußte eine andere Erklärung geben: vielleicht, das Heft sonst noch — — Er blätterte und blätterte: „Auf Irrwegen“ — Roman; „Trudchen's Hochzeit“ — Novelle; Sports-, Räthselecke und Fragekasten — der alte Familienblattbrei mit dem Schlußtableau allgemeiner Verlobung . . . Blieben also nur der Artikel und das Bild . . . Er zwang sich zur Durchsicht des Geschreibsels, einer Reihe panegyrischer Phrasen. Der Schluß brachte Daten aus dem Leben des Verstorbenen.

„18 . . hielt sich der vom Auslande zurückgekehrte Erbprinz auf ärztliches Verlangen in . . . . . auf: das dortige Jagdschlößchen war für den hohen Gast renovirt und entsprechend ausgestattet worden.“

„18 . .“ . . . Das nächste Jahr war sein Geburtsjahr . . . Er starrte auf das Bild, als müßte ihm von dort Antwort werden. Seine Jugend, das Verhältniß der Eltern, die Abneigung des Vaters und das Verhalten des Verstorbenen zogen in Augenblicksbildern an ihm vorüber . . eine Kette von Verdachtsgründen. Das letzte Glied, das Bild, hatte er vor sich liegen. Hand in Hand damit tauchten abgerissene Worte, die er als Knabe vernommen, eigenthümliche Situationen, deren Zeuge er gewesen, vor ihm auf, und — seltsam — gerade diese kleinen Züge entwickelten die furchtbarste Beweiskraft . . . Einem Ertrinkenden gleich wehrte er sich, nur war es nicht Wasser, was ihm an den Hals stieg . . . ein Sumpf umgab ihn und drohte ihn zu ersticken . . . langsam sah er den Augenblick nahen. Einmal noch überwältigte ihn die Erinnerung, so tief, so allgewaltig, daß das Bewußtsein seines Unglücks auf Augenblicke schwand. Er war daheim, er sah die Mutter im hellen Wollkleide durch den Grasgarten schreiten; er sprang ihr entgegen, sie neigte sich zu ihm hernieder, strich ihm das Haar zurück und lächelte. Er schlang die Arme um ihren Nacken, legte eine Wange an die ihre und so verharrten sie secundenlang. Die steinernen Ungethüme am Fuße des alten Glockenthurms blinzelten im Sonnenlichte; kein Windhauch bewegte die duftschwere Luft des Gartens, nur das leise Summen der Bienen und der ferne Anschlag eines Dorfhundes brachten einen Ton in die weltabgeschlossene Stille . . .

Er hob den Kopf, sein Blick fiel auf den Spiegel.

„Narr!“ schien ihn das Ebenbild zu höhnen, „Narr, der du ahnungslos deiner Wege gegangen, der du geliebt, verehrt und geglaubt — was hat sich geändert! . . . Die Welt hat bisher hinter Deinem Rücken gezischelt, sie wird es auch fernerhin thun.“

Er fuhr sich über die Stirne, richtete sich auf, und steckte das Heft zu sich. Dann legte er ein Geldstück auf den Tisch und ging. Die Menschen, die Häuser, das ganze Straßenbild schienen ihm verändert. Zwei junge Männer schritten im angeregten Gespräche: sie blieben stehen, der eine lachte. Ueber wen sollten sie lachen, wenn nicht über ihn, dessen Bild öffentlich ausgestellt war! Das Blut schoß ihm zum Kopf; eine dumpfe sinnlose Wuth packte ihn. Er stellte sich mit dem Rücken gegen eine Auslage und fixirte die Vorübergehenden. Eine Uebungscolonne der Berufsfeuerwehr zog die Straße entlang, das Publicum staute sich am Rande des Fußsteigs; er stand allein; das Sinnlose seines Benehmens kam ihm zu Bewußtsein. Er schritt weiter; mechanisch erwiderte er die Grüße Bekannter: vielleicht, daß sie sich über ihn lustig machten, jene Witze rissen, die er zur Genüge kannte. Er blieb stehen und lachte, ein gedämpftes, verzweifeltes Lachen. Am Ende durfte er sich noch geehrt fühlen, war's doch die Liebe eines Fürsten gewesen, der er sein Dasein dankte . . . Hoheit mochten etwas verlebt vom Auslande zurückgekehrt sein und sich in der Einsamkeit ihres ärztlich dictirten Sommeraufenthalts gelangweilt haben; da hatten sie denn den Entschluß gefaßt, par plaisir ihr künftiges Reich um einen Unterthanen zu vermehren.

Immer bitterer und spöttischer wurden seine Gedanken, immer tiefer bohrte er sich den Stachel der Selbsterniedrigung in das Fleisch.

Zu Hause angelangt, warf er sich in einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hände. Ein Gefühl tödtlicher Leere beschlich ihn, ihm war, als sei er vom Leben und seinen Interessen mit einem Schlage losgelöst. Hin und wieder warf ihm das zuckende Hirn abgerissene Gedankenfetzen vor die Füße. Langsam schob sich der Zeiger von Viertelstunde

Digitized by Google

zu Viertelstunde; die Dämmerung brach herein und legte ihre Schatten über das Zimmer. Mochte es dunkel werden! ... in ihm war Nacht, hin und wieder noch unterbrochen durch einen Aufschrei des alten Kinderglaubens, das Zucken eines zu Tode Getroffenen.

Er hatte die Absicht gehabt, in den nächsten Wochen nach Hause zu reisen; er gab sie auf. Als Richter vor der zu stehen, zu der er bis jetzt aufgeblickt ... von ihren Lippen das Bekenntniß der Schuld zu vernehmen — nein! Das wenigstens wollte er sich ersparen. Jene furchtbare Selbstsucht, die sich so häufig im Gefolge höchsten Schmerzes findet, hatte auch ihn erfaßt. Wie eine ihm angethane Schmach begann ihm das Ganze zu erscheinen: für einige Stunden der Lust hatten sie ihn zu einem Leben der Schande verurtheilt ... Die Zimmer, darin er als Knabe gespielt, waren Zeuge gewesen, wie — —

Er wollte das Bild verscheuchen, doch es blieb und immer brutaler wurde seine Deutlichkeit, immer cynischer sein Inhalt ...

Stöhnend preßte er die Stirne an die harte Tischkante. So wollte er nicht an sie denken, so nicht!

— — — Eine halbe Stunde später fand ihn sein Bursche, auf der Diele liegend, den Revolver in der Rechten. Der Lage nach mußte der Tod sofort eingetreten sein.

Aus der Hauptstadt.

Die Uferlosen.

Erster Akt.

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe (steht wortlos in starrer Bewunderung).

Der Chef des Marinecabinets, Herr v. Senden-Bibram: Donnerwetter noch einmal, das war ein Gedanke! „Ein Weltreich — eine Weltpolitik!“

Graf Dönhoff: Ein Weltgedanke, gewaltig, tief und uferlos wie das Weltmeer!

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Uferlos ist der richtige Ausdruck! Aber der große Moment, fürchte ich, findet ein kleines Geschlecht.

Graf Dönhoff: Sie spielen auf die derzeitige Regierung an?

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe (scharf): Ich spiele auf ganz und gar keine Regierung an, mein Herr! Wenn man das Glück hat, einer Regierung verwandtschaftlich nahe zu stehen, ihr leiblicher Neffe zu sein —

Der Chef des Marinecabinets (begütigend): Der Graf meinte ja nur auch so! Die Regierung, meine Herren, darüber sind wir uns doch Alle klar, ist genau so uferlos wie wir. Aber der Reichstag!

Graf Dönhoff (mit unterdrücktem Ingrimm): Das kommt daher, weil die Regierung nichts dafür thut, daß die richtigen Leute als Führer an der Spitze der Parteien stehen.

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Man müßte den Reichstag durch das Volk zwingen! Und wenn man das Glück hat, dem Volke so nahe zu stehen, wie wir, meine Herren, läßt es sich wohl arrangiren.

Graf Dönhoff: Sie meinen doch nicht, Excellenz, das wir selber uns mit der Masse einlassen sollen? Ich muß sagen, ich habe einen natürlichen Horror davor —

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Wer bei den Wahlen so oft wie Sie durchgefallen ist, kann Ihnen das nachfühlen. Aber wenn Sie das Glück haben, für uferlose Pläne interessirt zu werden, müssen Sie jede Widerwärtigkeit mit Vergnügen auf sich nehmen.

Graf Dönhoff (etwas ängstlich): Ich habe mich auch durchaus nicht geweigert, Excellenz!

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Nun also! Hauptsache ist jetzt, daß wir einen verläßlichen Mann finden, dem es auf drei- bis vierhundert Millionen nicht ankommt.

Der Chef des Marinecabinets: Mir wäre Rickert schon am sympathischsten. Er hat sich bei der Canalfeier sehr lobend über den Champagner an Bord ausgesprochen; ich glaube, er ist ein Flotten-Enthusiast seitdem und mit den Einrichtungen unserer Kriegsschiffe ungemein zufrieden.

Graf Dönhoff: Er redet ja sehr gut, aber der Jammer ist, daß ihm Niemand mehr zuhört.

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Auch wird er zu leicht übermüthig, wenn hohe Herren sich zu ihm herablassen. Meines Erachtens muß die Bewegung von einem Beamten S. M. entfesselt werden, der gegebenen Falls sofort Ordre zu pariren hat — (Dr. Kayser vom Colonialamt kommt.) Sie sollten doch solch einen Beamten kennen, Doctor?

Dr. Kayser: Ach — wenn ich mich selber den Herren ergebenst anbieten dürfte —

Der Chef des Marinecabinets: Nein, Sie nicht. Aber ich erinnere mich, Sie haben da einen Todfeind — wie heißt er nur gleich — sapperment, er heißt, wie das bekannte Kartenspiel —

Graf Dönhoff: Doch nicht etwa Cohn? Nein Excellenz, dabei wäre momentan wirklich nicht Gottes Segen!

Der Chef des Marinecabinets: Unsinn, Unsinn — an den schwarzen Peter dachte ich — Peters heißt der Roturier. Ein äußerst brauchbarer, energischer, rücksichtsloser Mensch. Und ein Bürgerlicher. Den kann man nachher fallen lassen, ohne sich Scrupel machen zu brauchen, während bei einem Herrn aus unseren Kreisen —

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Dieser Peters ist unser Mann. Die Thatkraft in Person. Entzückend scharfer Draufgänger, und uferlos. Je uferloser, desto besser. Natürlich sage ich Ihnen gleich, Herr Dr. Kayser — er muß es auf seine Kosten sein, falls die Sache schief abläuft —

Der Chef des Marinecabinets: Und bescheiden, falls sie einen Erfolg hat, denn man darf nicht vergessen, meine Herren, die Idee stammt von uns!

Graf Dönhoff: Der Ordnung halber möchte ich nur bemerken, daß ich der Erste war, der auf die Uferlosigkeit kam.

Zweiter Akt.

Posadowsky-Wehner: Ein abstruser Gedanke! Wir können uns solch einer neuen Blamage nach den vorangegangenen unter keinen Umständen aussetzen.

v. Bosse: Ich begreife nicht, daß Menschen mit fünf gesunden Sinnen derartige Projecte in die Oeffentlichkeit schleudern.

v. Berlepsch: Man sollte die Kaltwasserdouche beibehalten, wenigstens für die uferlosen Marineschwärmer.

Thielen: Meinem Verstand geht es wie der Eisenbahnreform: er steht einfach still.

Hammerstein-Loxten: Wenn man die Stimmung im Reichstage bedenkt, besonders die der Conservativen — kein Kanitz, keine Kähne —

Fürst Hohenlohe: Mit Ihren Conservativen machen Sie gefälligst kleine Kinder graulich! Die hat der selige Caprivi denn doch zu gut gezogen.

Miquel: Fürstliche Durchlaucht meinen also, daß die uferlosen Pläne trotz der muthmaßlichen Opposition —

Posadowsky-Wehner (fällt ihm in's Wort): Wir haben absolut kein Geld dafür, ich wiederhole es. Wir müssen an's Schuldentilgen denken.

Miquel (ohne pupillarische Sicherheit der Augen): Lieber Posa, unsere alten Schulden sind doch ganz bedeutungslos —

Posadowsky-Wehner: Im Vergleich mit den neuen, allerdings! Und das sag' ich Ihnen gleich, ich gebe meine Einwilligung unter keiner Bedingung!

Miquel: Ich wußte ja, Sie sind ein charakterfester Mann. Und es war längst mein heißester Wunsch, Sie auf gute Art los zu werden.

Freiherr v. Marschall (zu Fürst Hohenlohe): Eine Frage, Durchlaucht — hatten Sie heute Audienz?

Fürst Hohenlohe: Ja — aber weßhalb fragen Sie?

Hammerstein-Loxten: Sie hatten heute Audienz? Hem ... Durchlaucht sprachen sich bisher noch nicht gegen die uferlosen Pläne aus!

Thielen: Durchlaucht — Durchlaucht haben vielleicht gar gewichtige Gründe für Ihr Schweigen?

v. Berlepsch: Ich muß sagen, meine Herren, so ganz ablehnend stand ich den Plänen eigentlich nie gegenüber. Es muß doch für Deutschlands Wohlfahrt etwas geschehen. Gerade ich als Handelsminister habe die heilige Pflicht, mich aller Vorschläge anzunehmen, die unserem Welthandel seine schwierige Aufgabe erleichtern —

v. Bosse: Welthandel — Weltpolitik — Weltreich!

Miquel: Ganz beiläufig möchte ich nur darauf hinweisen, daß die Kosten nicht 400 Millionen, sondern nur 399 Millionen und neunhundert sieben und neunzig tausend achthundert drei und vierzig Mark fünf und fünfzig Pfennige betragen werden. Die restirenden 2156 Mark 45 Pfennige sind bereits im Wege der Privatsammlung aufgebracht worden.

Hammerstein-Loxten: Wenn es sich so verhält, sind die finanziellen Schwierigkeiten ja ganz bedeutend geringer, als ich zuerst annehmen mußte. Unter diesen Verhältnissen darf ich allerdings sagen, daß von einem grundsätzlichen Widerstande meinerseits gegen die Marineforderungen keine Rede sein kann.

Herr v. Böttticher: Und demnach wären wir, wie immer sonst, so auch heute, ein Herz und eine Seele —

Miquel: Bis auf unsern lieben Posadowsky, der nun leider nicht umhin können wird, die Consequenzen seines Verhaltens zu ziehen. (Er reicht ihm die Hand.) Ich ehre Ihre Festigkeit, Marquis! Anders wie sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopfe unsere Welt!

Freiherr v. Marschall: Angesichts der erfreulichen, werthvollen und gewichtigen Einstimmigkeit unserer Anschauungen bitte ich Sie, meine Herren, sich von ihren Plätzen zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf: Der Flottenplan und sein kühner Pionier, Deutschlands Stolz und Heldensohn, Herr Dr. Carl Peters, sie leben hoch!

Der Chor: Bis zur Uferlosigkeit!

Digitized by Google

Dritter Akt.

Graf Dönhoff: So ganz entspricht der Erfolg ja unseren Erwartungen freilich nicht —

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Wir müssen sie nothgedrungen etwas herabstimmen.

Der Chef des Marinecabinets: Mit einem technischen Ausdruck: es war ein Reinfall!

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Wenn man das Glück hat, den vormals reichsunmittelbaren Gesellschaftskreisen anzugehören, ist es schwer, Fühlung mit der Menge zu gewinnen. Aber von seinen Werkzeugen könnte man doch billig verlangen, daß sie das verstehen, was sie zu vollbringen übernommen haben. Und da muß ich sagen: die Idee, die ich hatte, war groß und schön, von durchschlagender Gewalt, aber dieser Dr. Peters —

Graf Dönhoff (zum Chef des Marinecabinets): Schade, daß gerade der Ihnen einfiel! Meine Idee war so vortrefflich, daß schon besondere Ungeschicklichkeit dazu gehörte, mit ihr zu verunglücken.

Der Chef des Marinecabinets: Sie wissen, meine Herren, daß wir erst durch Kayser auf diesen Peters kamen. Aber so geht es immer, wenn man sich mit Bürgerlichen vermengt.

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Was ich wollte, mußte dem letzten Manne im Volke einleuchten, derart simpel war es. Aber der Instinct der Masse hat sich gegen Peters gewandt — Peters ist einer jener Afrikaner, denen man Mord und Brand nachsagt, und der Haß, den Peters zweifelsohne in weiten Schichten genießt, kehrte sich naturgemäß gegen die von ihm vertretene Idee.

Die Anderen (sehr verblüfft): Was Sie sagen!

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Ich bin kein belesener Mann, aber die Ueberzeugung habe ich, daß allerhand Grausamkeiten von Peters in Afrika verübt und am Ende sogar in seinen Werken beschrieben worden sind.

Graf Dönhoff: Er hat einmal ein Krokodil erschossen, bloß um sich aus einem Theil der Haut ein Portemonnaie machen zu lassen.

Der Chef des Marinecabinets: Ich glaube gelesen zu haben, daß er auch mehrere Dörfer niedergebrannt hat.

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Wie viele afrikanische Feuerversicherungs-Gesellschaften mögen von diesem entarteten Menschen ruinirt worden sein! Nun ist mir ja Alles klar.

Der Chef des Marinecabinets: Wir werden ihn abschütteln und dann vielleicht die Vertretung unserer Herzenswünsche in besser gewaschene Hände legen.

Graf Dönhoff (für sich): Ich könnte betonen, meiner Herzenswünsche, aber ich thue es nicht. Wer weiß, wozu es gut ist!

Vierter Akt.

... und das sage ich Ihnen, wohl im Namen der erdrückenden Mehrheit dieses Hauses: für Ausschweifungen sind wir nicht zu haben. Wir verdammen nicht nur Peters' Schändlichkeiten, wir treten auf auch gegen den Größenwahn, der sich in diesen uferlosen Flottenplänen erschreckend äußert! (Lebhafter, anhaltender Beifall im Centrum und links. Vereinzeltes Zischen rechts. Wiederholter, minutenlanger Beifall links und im Centrum.)

Freiherr v. Marschall: Meine Herren, ich weiß gar nicht, was Sie wollen. (Heiterkeit.) Sie vindiciren der kaiserlichen Regierung uferlose Pläne, die ihr momentan ganz fern liegen. (Unruhe.) Gewiß, momentan — denn in die Zukunft kann ich so wenig wie einer von Ihnen schauen. (Heiterkeit.) Zwischen den Phantasten, die wahnwitzige Projecte aufstellen und vertheidigen, die über der Wahrung deutscher Interessen im Auslande ganz vergessen, daß wir auch im Inlande deutsche Interessen zu wahren haben (Sehr gut, rechts) — zwischen den uferlosen Wegen dieser Schwärmer, meine Herren, und den Wegen ihrer nicht minder schwarmgeistigen Gegenfüßler, die überhaupt nichts bewilligen wollen, läuft die breite Heerstraße eines vernünftigen, maßvollen Flottenbudgets — und diese Straße, meine Herren, wandelt unentwegt die Regierung. (Bravo, rechts.) Es wird Dr. Peters' Agitation in Verbindung mit der Regierung und anderen hohen Stellen gebracht. Meine Herren! Wir haben jetzt 52 Millionen Einwohner in Deutschland — wo kämen wir hin, wenn Sie für die Verrücktheiten, die jeder von diesen 52 Millionen auf eigene Faust begeht, in jedem Falle die Regierung verantwortlich machen wollten? (Lebhafte Heiterkeit.)

Fünfter Akt.

Graf Dönhoff: Es ist ungeheuerlich, was die Roture sich jetzt alles herausnimmt! Früher wartete man doch, bis die Edlen das Zeichen zu einer Volksbewegung gaben — heute entfesselt so ein Dr. Peters die wüsteste, uferloseste Agitation, unbekümmert um die Folgen, ohne auch nur Rücksprache mit Unsereinem zu nehmen! Er hätte mich nur zu fragen brauchen — wie hätt' ich ihn belehrt! Wie dringend hätt' ich ihm abgeredet!

Freiherr v. Marschall: Weiß Gott, der Kerl hat mir reichlich Sorgen gemacht mit seinen unfaßbaren, albernen Projecten! Uferlos — das Wort kennzeichnet und brandmarkt sie. Es ist nur ein Glück, daß er rechtzeitig entlarvt worden ist — wie leicht hätte er die Regierung, die durchaus keine Vermehrung der Flotte wünscht, in einen höchst peinlichen Gegensatz zum Volkswillen bringen können!

Der Chef des Marinecabinets: Was versteht solch ein wilder Doctor und Menschenschinder auch von der weisen Ruhe, die die Entwickelung unserer Marine kennzeichnet und die zu bewahren ich bis zum letzten Athemzuge auf dem Plane stehen werde? Tropenkolleridеen mögen in Afrika am Platze sein, hier sind sie geradezu verbrecherisch! (Ein Reporter schreibt mit.)

Oberhofmeister Prinz Hohenlohe: Dr. Kayser wird sich verabschieden müssen — er hat den brutalen Patron ja förmlich lancirt!

Miquel: Ich bin nur froh, daß Posadowsky bleibt, trotzdem er sich eigentlich scandalös für Peters engagirt hatte, und um ein Haar selbst die Eintracht im Ministerium erschüttert (der Reporter stenographirt) — schreiben Sie, erschüttert haben könnte, wenn nicht die monumentale Festigkeit des Gefüges auch schwereren Stürmen Trotz böte!

Der Fürst Reichskanzler (allein): Auf die Weise bin ich glatt zu meinen neuen Kreuzern gekommen. Ohne die Uferlosigkeit hätten sie mir sicher anderthalbe oder zwei gestrichen! Timon d. J.

Der Johanna-Ambrosius-Rummel.

Auch eine Stimme.

Im Berliner Passage-Panopticum treffen von Zeit zu Zeit Angehörige fremder, von der Cultur möglichst wenig beleckter Stämme ein, die sich hier zur Schau stellen. Bald sind sie aus Dahomey, bald aus Tunis, bald aus Samoa. Und tout Berlin strömt nach der Friedrichstraße, um sie sich anzusehen, was manchmal lehrreich ist und manchmal Vergnügen schafft. Aber seit Kurzem schwärmt Berlin für in Freiheit dressirte Naturdichter, und so wurde denn die Johanna Ambrosius vom Verein Berliner Presse verschrieben, und Hermann Sudermann, der sich leider zur Mitwirkung an dieser gräßlichen Komödie hergab, führte die dichtende Bauernfrau einem zahlreich erschienenen schaulustigen Publicum vor. Damit dürfte einstweilen der Ambrosius-Rummel seinen Höhepunkt erreicht haben; der Verein Berliner Presse hat eine gute Cassenеinnahme zu verzeichnen, und die gierige Menge ist befriedigt. Mein Liebchen, was willst du noch mehr?

Und da ist wirklich Keiner, der sich empört dagegen, Keiner, der den Muth hat, den allmächtigen Beherrschern Berlins in's Gesicht zu schlagen, Keiner, der gegen diese grobe Tactlosigkeit auftritt, sich aufbäumt wider diese rührsame Gefühlskomödie?! O es giebt so schöne Feuilletons darüber mit Wehmuth à la Heinrich Heine, und die deutschfreisinnigen Journalisten entdecken ihr Herz und schinden Zeilenhonorar aus dieser Entdeckung, die Schaulustigen aber zerdrücken eine Thräne und fahren zum Souper bei Hiller. Es verdaut sich gut nach ein bischen Rührung, besonders wenn diese Rührung sich mit der Ueberlegenheit mischt, mit der die Jobber der Börse und der Literatur auf die Leute aus Dahomey oder aus Ostpreußen herabsehen. Und noch bei den Knackmandeln heißt es: „Gott, wie rührend!" und man findet das Passage-Panopticum, ich wollte sagen: den Verein Berliner Presse gut geleitet. Rudolf Mosse jedoch schickt einen seiner jungen Leute als Interviewer zu der ostpreußischen Sappho und bestellt sechzig oder achtzig Zeilen bei ihm, worauf er sich mit hundert Anderen im lieblichen Glanze des Mäcenatenthums sonnt und nebenbei auch noch etwas für seine Leser hat, eine kleine Pikanterie, etwas zum Knabbern.

Der Unfug, der mit Johanna Ambrosius getrieben wird, fängt nachgerade an gemeingefährlich zu werden. Neben der speciell literarischen hat er noch eine allgemeinere Bedeutung. Auf beide möchte ich hier hinweisen.

Die Gedichte der Ambrosius stehen heute, wenn ich nicht irre, bei der fünfundzwanzigsten Auflage. Die erste Ausgabe trug die Jahreszahl 1895. Es hat noch keinen großen Lyriker gegeben, der nur annähernd einen ähnlichen Erfolg aufzuweisen hätte. Fast kein Blatt in Deutschland hat sich der Bauernfrau gegenüber kritisch oder gar ablehnend verhalten; die Trommeln rasselten an allen Ecken und Enden; im Handumdrehen war die „deutsche Volksdichterin" geschaffen; die Majestäten, von denen ja kein billig Denkender verlangen kann, daß sie von deutscher Poesie etwas verstehen sollen, trugen der Tagesströmung Rechnung, und die liberalen Zeitungsschreiber, die nachher immer am meisten schreien, hatten eine neue Größe, vor der sie auf dem humanitätsduseligen Bauche rutschen konnten. Wer diese neue Größe nicht anerkennen wollte, wurde angegriffen.

Ich habe die Gedichte der Ambrosius gelesen, als sie eben erschienen und noch völlig unbeachtet waren. Ich habe sie seitdem mehrmals wiedergelesen. Und ich kann immer nur erklären: Johanna Ambrosius ist ein aufgewärmter Rittershaus, ein harmlos-liebenswürdiges Talent, dem jede dichterische Eigenart vollständig fehlt, das für unsere ganze Literaturentwicklung durchaus bedeutungslos ist. Die Innigkeit vieler ihrer Gedichte ist anzuerkennen. Sonst erhebt sie sich in keinem Punkte über die conventionelle Durchschnittsbegabung. Gedichtsammlungen, die ebenso großen poetischen Werth haben wie die ihre, erscheinen jährlich etwa ein Dutzend in Deutschland, um mit Recht gleich wieder zu verschwinden. Die Gedichte der Ambrosius sind ein Buch, das mit dem

Digitized by Google

Augenblicke todt ist, in dem die Verfasserin stirbt. Denn es ist ein Buch, das seinen Erfolg Gründen verdankt, die mit der Literatur nichts zu thun haben.

Im stammverwandten England befällt das Volk von Zeit zu Zeit vor einem Sensationsproceß oder dergleichen ein Moralkoller. In Deutschland hat dieser Moralkoller sich ausnahmsweise einmal nicht nach der negativen, sondern nach der positiven Seite gewandt. Ihm hat die Johanna Ambrosius ihren unverdienten Erfolg zu verdanken. Die sociale und nationale Zeitströmung berührten sich hier in Einem Punkte. Die sociale: denn da war eine arme Unterdrückte, die trotzdem nicht im üblichen Stumpfsinn hinvegetirte, sondern auf ihre Weise dem Ideale huldigte. Das Mitleid mit dieser Enterbten des Glücks, die nur den Einen Lebenswunsch zu haben schien, ihren Sohn einst als Lehrer zu sehen, wuchs gewaltig über alle Herzen. Die nationale Bewegung aber jubelte: hier habt Ihr ein lebendes Beweismittel jener ungebrochenen, im Stillen fortwirkenden Volkskraft, eine deutsche Bäuerin voll germanischer Schlichtheit. Und so blies die „Tägliche Rundschau" zuerst die Fanfaren, und so kam es zu jenem fast beispiellosen Erfolge.

Der Erfolg ist es, der gegen Johanna Ambrosius spricht. Große Dichter oder besser: große Lyriker haben ihn nie mit dieser Schnelligkeit errungen. Denn unser Volk ist kein literarisches mehr; es nimmt zäh und langsam an, aber hält dann auch zäh fest. Man hat die Gedichte der Johanna Ambrosius gekauft nicht um der Gedichte, sondern nur der bäuerlichen Verfasserin wegen. Das ist ein schöner Zug, der uns Ehre macht. Aber es trat allmälig eine Verschiebung dieses Sachverhaltes ein, die zu ernsten Bedenken Anlaß gab. Denn bald feierte man Johanna Ambrosius als Dichterin und redete ihr, sich und der Welt etwas vor von einem neuen sieghaften Talente. Und das Gefährliche dabei ist, daß sich das Volk aus der Mittelmäßigkeit dieser Gedichte einen Maaßstab nimmt für poetische Schöpfungen. Die Kritiker der Tagesblätter, die natürlich jeden Rummel mitmachen und deren Urtheilslosigkeit jeder neue Tag offenbart, stimmten einen Päan nach dem andern an, und so ward die Ambrosius zur Literaturgröße gestempelt.

Eine Ironie des Schicksals ist es, daß uns diese Geschichte nach der Revolution der Literatur passiren muß und daß so viele „Moderne" sich zu Statisten dieser Komödie hergeben. Dieses allgemeine Dichterniveau, das wir eben erst glücklich überwunden zu haben glaubten, hier feiert es noch einmal einen Triumph. Ein Beweis dafür: jeder große Lyriker hat Kraft seiner Eigenart eine Menge Nachahmer; die Geibelnachahmer vornehmlich standen auf diesem „allgemeinen Dichterniveau". Man konnte nie wissen, ob ein Träger, Kauffmann, Rittershaus, Siebel, Müller von Königswinter, eine Carmen Sylva oder irgend jemand anders bestimmte Verse gemacht hatte. Johanna Ambrosius nun hat ebensowenig eine Eigenart. Es ist unmöglich sie nachzuahmen, weil sie selber nur nachahmt, nachempfindet. Sie wird deßhalb nie eine Gefolgschaft haben, sie wird nie den geringsten Einfluß auf unsere Dichtung ausüben.

Wie sehr wir sentimental und verweibt geworden — das zeigt der Erfolg der Ambrosius ferner. Sentimental, denn jeder Druck auf die Thränen- und Mitleidsdrüsen verwirrt unser Urtheil. Wenn das so weiter geht, werden wir nächstens die Gedichte eines Invaliden, dem beide Beine abgeschossen wurden, hinreißend finden und das Drama eines erblindeten Taubstummen als Krone der Poesie bejubeln. Der Erfolg der „Weber" war in dieser Beziehung schon recht lehrreich; mit der Glorificirung der Dirne und des Maschinenarbeiters durch die Jüngsten begann die Geschichte. Aber die literarische Kritik hat keine anderen Maßstäbe anzulegen, als die ihr von dem Werke selbst dictirt werden. Und wenn ich mir einen Genuß erst erzwingen soll, indem ich mir fortwährend vorhalte: das hat eine ungebildete Bauernfrau geschrieben, und dafür ist es bewunderswerth schön — so danke ich für diesen Genuß. Er ist nicht naiv.

Und doch läßt sich der Absatz des Buches nur aus diesen Gründen, die nichts mit seinem Werke zu thun haben, erklären. Denn wenn dem anders wäre, dann verdient Deutschland keine Dichter mehr, dann ist es eine Sünde und Schande, daß ein Mörike und Storm in über vierzig Jahren knapp zehn Auflagen ihrer Gedichte erreichten, daß Liliencron's „Adjutantenritte" in über einem Jahrzehnt es kaum bis zur zweiten brachten.

Weibliche große Lyriker sind weiße Raben. Selbst in unserer prächtigen Droste ist das eigentlich lyrische Element sehr schwach. Frauen sind selten stark genug, sich concentriren zu können. Und ferner fehlt ihnen mehr oder minder das Heimathsgefühl. Hier macht die Droste eine Ausnahme; die Ambrosius nicht. Alle die Herren, die in ihren Liedern den „kräftigen Erdgeruch", das specifisch Ostpreußische haben entdecken wollen, sind ihrem eigenen Spürsinn zum Opfer gefallen. Das gerade ist für diese Bäuerin so kennzeichnend, daß ihre Geisteskinder so wenig wurzelfest, so physiognomielos sind. Sie hätten ebenso gut in Holstein oder am Rhein geschaffen werden können. Und damit hängt zusammen, daß ihre Poesie keine naive ist. Wo ist da ein kernig Volkslied? Alles geleckt, nichts Grobes, kein Eigenwuchs. Gartenlaubenpoesie, wie sie im Buche steht. Es lohnte sich nicht, über Johanna Ambrosius, die Dichterin, so ausführlich zu sprechen, wenn die Presse nicht eben einen so gewaltigen Unfug mit ihr triebe. Eine verfeinerte Cultur greift oft auf das Unbeholfen-Einfache zurück, auf das Extrem. Aber sie vergreift sich darin fast immer. Johanna Ambrosius ist *nicht naiv*. Sie ist leider zu *gebildet* in ihren Poesieen, so paradox es klingt.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß nun von allen Seiten Naturdichter entdeckt werden. Meinen hab' ich auch schon. Er wohnt in Hamburg-Barmbeck, ist ein sechzehnjähriger Schlosserlehrling, und ich bin bereit, Entdeckungslustigen seine Adresse mitzutheilen. Die „Tägliche Rundschau" hat inzwischen einen gewissen Renner entdeckt, einen Tischler, ein schwäbischer Bauer ist auch da: Christian Wagner, und Professor C. Beyer, der Jahrzehnte lang Rückertschnitzel registrirte, hat vor wenigen Wochen einen neuen Landmann aufgeschnüffelt, Namens Stubenrauch. Karl Schrattenthal sammelt Dienstmädchengedichte, und F. Bopp, ein dichtender Bauer bei Zürich, kann über Nacht vielleicht auch dem neuesten Sport anheimfallen. So begabt wie die Ambrosius ist er reichlich. Ein Satiriker fände hier jedenfalls einen prächtigen Stoff. Dieses corrupte Berlinerthum mit seiner plötzlichen Begeisterung für eine „deutsche Volksdichterin"! dieses Berlinerthum, das stets dem ödesten Nationalismus huldigte, das deutschem Geiste völlig entgegengesetzt ist und jeder großen Kunst des Herzens, jedem conservativen Elemente, der tiefsten Volkskraft stets widerstrebte — dieses Berlinerthum betreibt einen Opferdienst mit einer ostpreußischen Bäuerin! Giebt das nicht zu denken? Diese Stadt ohne Vergangenheit, ohne Tradition, die deßhalb keinen Sinn hat für wahre Größe — denn jede wahre Größe ist trotz ihrer reformatorischen Wirksamkeit conservativ, wurzelt in der Vergangenheit —, diese Stadt zog auch einst einen Kotzebue einem Goethe vor, um später schamlos vor dem alten Goethe auf dem Bauche zu liegen. Es ist ein sehr schlechtes Zeichen für Johanna Ambrosius, daß gerade die Reichshauptstadt sie so auf den Schild hebt.

Ein scharfer Protest will dieser Aufsatz sein. Er wird viel Entrüstung erregen. Aber es sind Viele da, die auch darauf warteten, die ebenso fühlen, und von ein paar der besten Namen weiß ich es. Ich hebe noch einmal hervor: Der *Bäuerin* Johanna Ambrosius alles Gute! Daß sie als Bäuerin noch Trost und Erholung findet im Dienst der Poesie, ist nicht genug anzuerkennen. Aber als *Dichterin* ist Johanna Ambrosius ein Epigonentalent vom reinsten Wasser, ohne Naivetät, ohne Eigenart, ohne jede Bedeutung. Und die gräßliche Gefühlskomödie, deren Krönung die Geschmacklosigkeit des Vereins Berliner Presse bildete, mußte endlich einmal gegeißelt werden. Ich wünschte nur, ein besserer als ich wäre mit einem heiligen Donnerwetter dareingefahren. Vielleicht löst aber dieser Aufsatz manche scheue Zunge. Das walte Gott. Amen!

Carl Busse.

Dramatische Aufführungen.

Fräulein Tizian. Berliner Schauspiel in fünf Aufzügen von *Benno Jacobson*. (Lessing-Theater.) — *Die Erste.* Schauspiel in vier Aufzügen von *Paul Lindau*. (Lessing-Theater.) — *Hadasa.* Märchendrama in vier Aufzügen von *Georg Engel*. (Kgl. Schauspielhaus.)

Dumas' Fall Clemenceau und Murger's Bohème haben seiner Zeit Casse gemacht, und Herr Benno Jacobson rechnete so übel nicht, als er sich von ihrer Auffrischung nochmals einen ganz hübschen Sonntags-Erfolg versprach. Also schuf er das Fräulein Tizian, dessen brennend rothes Haar ihr diesen ehrenden Beinamen erobert hat, und zeigte sie uns in unterschiedlichen Lebenslagen. Erstens als empfindsames Modellmädchen, das den hochstrebenden Bildhauer theils körperlich, theils seelisch, das Publicum aber nur körperlich entzückt, und das war gut. Man beguckte eifriger noch als der seinen Idealen nachjagende Künstler die vortheilhaften Seiten des Fräuleins Wirth, und wenn schon ihre Sentimentalität kalt ließ, so entschädigte dafür ihre formvolle Art, sich zu geben. Vom zweiten Akte an wurde Herr Jacobson entschieden langweilig. Seine Demoiselle Tizian heirathet einen unglaublich reichen und auch sonst unglaublichen Kaufmann, eine Possenfigur allerordinärsten Schlages. Sie bemerkt plötzlich, daß der alte Esel ihr recht zuwider ist, und schlägt ihm brüsk ab, was keine brave Frau ihrem Manne verweigern sollte. Dadurch kommt auch das Publicum um eine höchst pikante und wirksame Scene, auf die es spannte und die ihm fraglos ungemein gefallen haben würde. Nachmals brennt Fräulein Tizian mit ihrem Bildhauer durch, vergiftet dann sein Leben, entpuppt sich immer mehr als schändlich gemeine Dirne und verläßt den Hochstrebenden bei Nacht und Nebel, als sein Mammon völlig zu Ende gegangen ist. Während sich die Rothe in Monaco köstlich amüsirt, rast Robert was Weniges, wird aber von getreuen Freunden und Nachbarn ausgiebig getröstet und wirft sich endgiltig aus Fräulein Tizians Armen in die der Kunst. Zum Schluß gab es ein vergnügtes Zischen, Herr Jacobson aber, der im harten Tagwerk des berüchtigten Börsencourriers das Gehör verloren zu haben scheint, trat all in seiner tiefen Brünettigkeit keck lich vor die Rampe und dankte tiefbewegt.

Warum er sein Schauspiel berlinisch genannt hat, weiß ich nicht, er müßte denn den Schmutz und Moraft, der sich widerwärtig durch die fünf Akte wälzt, ausdrücklich als gesetzlich geschütztes Eigenthum der Reichs- und Hauptstadt bezeichnen wollen. Es ist Herrn Jacobson kein Vorwurf daraus zu machen, daß er das Berliner Künstlerleben so wenig kennt, aber das kann man ihm vorwerfen, daß er mit fabelhafter Un-

Digitized by Google

verfrorenheit die ältesten Coulissenschmöker ausbeutet und daß er, der doch sonst, einem Theodor Wolff nicht unähnlich, Humor und Geist in Massen von sich giebt, sein erstes, großes Bühnenwerk so hoffnungslos dürftig damit ausstattete. Zugestanden sei ihm, daß er einmal, bei der Abschilderung einer kuppelfreudigen Kartenlegerin aus Berlin O., einen Ansatz nahm, Leben, wirkliches Leben in die Tröbelbude seines Dramas zu bringen, aber auch hier that Frau v. Poellnitz' reife, wahre Kunst das Beste. Alle, ausnahmslos alle anderen Figuren sind dem Autor in geradezu bewunderungswerther Weise mißglückt, so ängstlich er sich bei ihrer Conception auch der Theaterschablone bediente.

Da Fräulein Tizian's Rothhaar, Büste und Hüften nicht einmal Vereine zu bedeutend ermäßigten Preisen in's Theater lockte (der Circus Busch bietet mehr von der Sorte!), schoß Herr Oscar Blumenthal schleunigst einen neuen Pfeil ab, den er sogar höchst eigenhändig hübsch befiedert hatte. Paul Lindau, der Nochimmerdichter, gab sein Letztes hin, um dem einstigen Todfeind in der Zugstücksnoth zu helfen, aber es half nichts. Die Erste, das ist die erste Gattin eines wahrhaft vornehm gesinnten Mannes, der sich gerichtlich von ihr scheiden ließ, weil sie angeblich unheilbar geisteskrank war. Die Erziehung des backfischigen Töchterleins übernahm liebevoll die Schwester der Internirten. Alsbald aber heftet sich arger Klatsch an ihre Fersen, und der Regierungsrath, der doch auch schließlich noch avanciren will, dem überdies die Frau fehlt, ehelicht die Schwägerin. Zwei umständliche Akte klären uns über diese Vorhandlung zur Genüge auf, ohne doch den flüchtigsten Blick in die Seelen der Menschen zu gestatten, die mit solchen Irrungen und Wirrungen zu ringen haben. Im dritten Akte kehrt die Kranke gesundet heim. Sieben lange Jahre hat sie im Irrenhause zugebracht, und nun bewegt sie nur die Furcht, sie werde nicht den rechten, herzenswarmen Ton für ihre Lieben treffen. Ihre Befürchtungen sind unbegründet, denn die Lieben entheben sie aller Wärmeverschwendung, indem sie selbst seltsam scheu und zurückhaltend bleiben. Der Herr Rath hat auf Lindau's dringende Bitten die zweite Frau eilends in's Bad geschickt, denn Herr Lindau wäre in furchtbare Verlegenheit gekommen, wenn er außer dem gräßlichen, wortreichen Seelenkampfe der Ersten auch noch die Marter der Zweiten schildern sollte. So wandelt denn Madame eine ganze Zeit lang durch's Haus, ohne die entfernteste Ahnung davon zu haben, daß sie entthront ist. Erst der gewohnheitsmäßige Theaterbrief klärt sie furchtbar auf. Jetzt giebt es ein Effectchen, jetzt wird über die Lücke im Gesetzbuch à la Lindau feuilletonisirt; dem Kern der Frage geht unser Dichter vorsichtig aus dem Wege, und um die gewaltigsten Scenen, die im Stoffe lagen, drückt er sich wie die Katze um den heißen Brei herum. Nirgendwo wird der Versuch gemacht, den Jammer und die Zerrissenheit dieser schwer betroffenen Herzen mit behutsam feiner Kunst darzulegen; das Stück ist so ganz und gar auf grobdrähtige Aeußerlichkeiten gestellt, daß die sich allenfalls einstellende Theilnahme nicht den Personen, sondern nur der Lösung des Conflictes gilt. Und die ist lindauisch vom Scheitel bis zur Sohle. Ein ehemals verbummelter, in Amerika kreuzbrav gewordener Officier heirathet das backfischige Töchterlein, und Mama Nr. 1 zieht mit dem jungen Paare davon. Ueberhaupt diese beiden Liebenden . . . Schildern läßt sich die milde Poesie nicht, die sie kindlichen Gemüthes auf die tragischen Vorgänge schütten; so schüttet man Zucker auf eine Satte Sauermilch. Aber schön ist es doch, wenn auch zugegeben werden muß, daß Streuzucker zur Dickmilch unvergleichlich besser paßt als die platten Späßchen eines vordem so zu sagen geistvollen Plauderers zu der erschütternden Furchtbarkeit einer solchen Katastrophe. —

Mit ähnlicher Seelenruhe und ähnlich niedlichem Unvermögen hat sich ein anderer Journalist a. D. auf große Probleme gestürzt, ein sicherer Herr Georg Engel. Nur daß Lindau es sich an einer „Frage" genügen läßt, während Herr Georg Engel gleich deren zehn auf einen Hieb anschneidet; nur daß Lindau von einer „wahren Geschichte", Herr Engel aber von allerhand unverdauten Lesefrüchten ausgeht. In der That hält es schwer, zu sagen, welche Dichter der Neu- und Vorzeit Herr Engel für seine „Hadasa" nicht unfrei benutzt hat. Das jüdische National-Epos von der schönen Esther und Fulda's Talisman, Tausend und eine Nacht, Goethe's Gesammelte Werke, Grillparzer's Esther-Fragment, Andersen's Märchen und Ibsen's Jugenddramen — das sind die am sichtbarsten hervortretenden starken Wurzeln seiner Kraft. Der König Ahasver ist wie Fulda's Astolf vom Größenwahn gepackt; wenn aber diese bedauerliche Untugend eines gekrönten Hauptes schon im Talisman sehr albern zum Ausdrucke kam, so erweckt sie in der zusammenhang- und kraftlosen Darstellung des Herrn Georg Engel nur lebhafte Heiterkeit. Schön Esther, hier Hadasa geheißen, soll wie weiland Scheherazade geköpft werden, nachdem sie eine Nacht hindurch den Vorzug genossen hat, Ahasver's Gemahl zu sein, denn Ahasver ist von seiner ersten Königin schmählich geweiht worden und haßt die Frauen seitdem auf's Grimmigste. Aber Estherchen erweicht, lieblich und kindlich, süß wie sie nun einmal ist, des kranken Tyrannen Herze; er geht in sich, verlangt nicht mehr nach göttlicher Verehrung und verzeiht dem ollen, ehrlichen Mardonius, der ihm die Anbetung standhaft verweigerte. Die aus lauter gestohlenen Fetzen zusammengestellte Handlung fiele wie Zunder auseinander, wenn Herr Georg Engel nicht den Fischleim der Phrase mit seltener Bravour anzuwenden wüßte. Das Stück trieft nicht nur von klebrigen Reim-Redensarten, es schwimmt in diesem abscheulichen Kleister. Ein unerhörter Wortschwall, in pomphaft aufgedonnerte Verse gegossen, klingelt stundenlang dem Ohre vorbei; ein — man verzeihe, aber es giebt keinen bezeichnenderen Ausdruck — ein Gequassel ohne Gleichen betäubt, verwirrt, sucht vergebens zu blenden. Es wimmelt von erhabenen Gedanken, die alle großen Denker vor Herrn Engel gehabt haben; den dümmsten Trivialitäten, den selbstverständlichsten Alltäglichkeiten ist das metrische Gewand umgeworfen: geputzte und geschminkte Marktweiber. Herr Engel ist nicht fähig, ein selbstständiges Wort zu prägen und den Erinnerungen, mit denen er scharwerkt, auch nur ein halbwegs originelles Aussehen zu verleihen. Es wäre Unrecht, unter diesen Umständen von ihm zu erwarten, daß er die Märchenbilder, die seine Laterna magica verzerrt wiedergiebt, psychologisch begründet und verbindet, oder daß er sich auch nur versuchsweise an die Charakteristik seiner Personen wacht. Ihm ging es darum, eine En gros-Compilation zu schaffen, eine Revue aller Süßigkeiten der Weltliteratur; nicht so gedrängt wie Brockhaus, aber „poesievoller" wollte er zusammenstellen, was die Dichter aller Zeiten über Mardochai's blutdürstiges Töchterlein und verwandte Dinge gesagt haben. Hochachtung vor dem Leseeifer des jungen Mannes! Aber ehe wir uns überwinden können, in seiner auseinanderfallenden Copistenarbeit ein selbstständiges Theaterstück zu sehen, muß eine neue Esther auftauchen, die wieder 75 000 Andersgläubige, den Kanzler Haman und seine zehn Söhne dazu niedermetzeln läßt.

Offene Briefe und Antworten.

Ein falsches Citat Ludwig Büchner's.

Falsche Citate sind in Literatur und Leben gerade nichts Ungewöhnliches. Mit der Fixigkeit unserer Gedanken und Worte geht, um einen bekannten Ausspruch Reuter's anzuwenden, eben nicht immer ihre Richtigkeit Hand in Hand. So hat z. B. Gaedertz seine neueste Reuterschrift mit dem angeblich Goethe'schen Motto versehen:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!"

Diesen Spruch hat schon früher der Ausschuß der Körnerfeier zu Wöbbelin im Jahre 1863 auf Goethe zurückgeführt; er ist mit diesem Namen auf einem metallenen Weihekranze in der Körnerhalle daselbst befestigt worden. Der Spruch stammt aber, wie schon Büchmann feststellt, aus der Dichtung „Erinnerung und Hoffnung" des Dresdeners Karl Förster, der Vetter und Schwager des bekannten alten Lützowers Friedrich Förster gewesen ist.

Wenn nun Ludwig Büchner in Nr. 1 der „Gegenwart" den lateinischen Spruch: Bene vixit, qui bene latuit dem Horaz in den Mund legt, so ist er im Irrthum. Ovid in der vierten Elegie des dicken Buches seiner Traumlieder ist der Verfasser. Das vollständige Distichon lautet:

Crede mihi: bene qui latuit, bene vixit et intra
Fortunam debet quisque manere suam.

Vermuthlich ist Büchner durch eine Schulreminiscenz irre geführt worden, die noch manchen Anderen berücken mag. Es ist eine alte Schulpraxis, die schon vor einem halben Jahrhundert und wohl noch früher üblich war, den Ausspruch des Ovid zur Vergleichung heranzuziehen, wenn in den Episteln des Horaz (I, 17, 10) der Ausdruck einer philosophischen Resignation gelesen und besprochen wird:

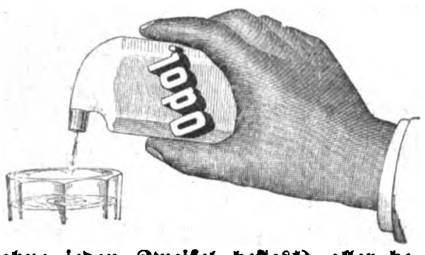
Der hat nicht übel gelebt, der spurlos kam und hinweg ging.
Nec vixit male, qui natus moriensque fefellit.

Friedrich Latendorf.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



ohne jeden Zweifel bestes*) aller bekannten Mund- und Zahnreinigungsmittel.

*) Auszüge aus wissenschaftlichen Untersuchungen hervorragender Bacteriologen, Chemiker und Mediciner, welche obenstehende Behauptung exact beweisen, senden wir Jedem, der sich dafür interessirt, gern kostenfrei zu. Preis 1/1 Flasche (Originalspritzflacon), bei richtigem Gebrauch mehrere Monate ausreichend, M. 1,50 = fl. 1,— ö. W. = frcs. 2,50 in den Apotheken, Parfümerie- und Droguengeschäften.

Um jedoch Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Odols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das unterzeichnete Laboratorium entschlossen, an Jeden, der eine Mark oder 70 Kreuzer in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Originalspritzflacon) Odol direkt franko zur Probe zuzusenden.

Dresdener Chemisches Laboratorium, Lingner, Dresden.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind soeben erschienen von

Kuno Fischer:

Goethe's Sonettenkranz.

(Goethe-Schriften 4.)

8°. Brosch. Mk. 2.

Die langerwartete Fortsetzung der Goethe-Schriften.

Kritische Streifzüge wider die Unkritik.

(Kleine Schriften 4.)

8°. Brosch. Mk. 3.20.

Wir machen besonders aufmerksam auf die sehr lehrreichen polemischen Erörterungen, den Tasso betr., mit Bezug auf des Verfassers Buch: **Goethe's Tasso.**

Demnächst wird kostenfrei auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 83.

Staats- und Socialwissenschaft.

Etwa 1800 Nummern.

Oscar Schack in **Leipzig,** Königsstr. 15.

Bekanntmachung.

Im Namen des Königs!

In der Privatklagesache des Schriftstellers **Theodor Duimchen** in **Dresden,** Privatklägers und Widerbeklagten

gegen den Verlagsbuchhändler **Edgar Pierson** in **Dresden,** Angeklagten und Widerkläger, wegen Beleidigung

hat das Königliche Schöffengericht zu Dresden in der Sitzung vom 24. Juni 1895 für Recht erkannt.

„Der Privatkläger und Widerbeklagte Theodor Duimchen wird auf die Widerklage wegen öffentlicher durch die Presse begangener Beleidigung des Widerklägers auf Grund von § 186 St.-G.-B. zu

zweihundert Mark Geldstrafe

verurtheilt. Dem Widerkläger wird die Befugniß zugesprochen, die Verurtheilung auf Kosten des Widerbeklagten durch je einmalige Einrückung des verfügenden Theiles des Urtheils in der ‚Gegenwart' und dem ‚Dresdner Anzeiger' binnen vier Wochen öffentlich bekannt zu machen. Es wird weiterhin die Entfernung des den Gegenstand der Widerklage bildenden Vorwortes aus dem von Rob. Friese in Leipzig verlegten ‚Kopf und Herz' betitelten Romane, sowie die Unbrauchbarmachung der zur Herstellung jenes Vorwortes dienenden Druckplatten verfügt."

Die Verurtheilung ist erfolgt wegen des in der 2. Auflage des Romans „Kopf und Herz" von Theodor Duimchen, Leipzig 1894, Robert Friese, Sep.-Cto. (Arth. Cavael) befindlichen Vorwortes „An die Leser" unterzeichnet: Theodor Duimchen.

Dresden, am 9. März 1896.

Kgl. Amtsgericht, Abtheilung II.
Dr. Wolff, Ass.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

~~Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen.~~ Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Für die Verehrer des Fürsten Bismarck.

Bei Otto Meißner in Hamburg ist eben erschienen:

Aus dem Sachsenwalde

von **Dr. Richard Linde,**

Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

80 Quartseiten Text und 27 Lichtdrucke von J. Löwy in Wien.

Gebunden 12 Mark.

Der historische Inhalt, sowie die von der artistischen Anstalt J. Löwy in Wien mustergültig ausgeführten landschaftlichen Lichtdrucke, welche den Freunden des vielbesuchten Sachsenwaldes besonders willkommen sein werden, sichern diesem Werke einen bleibenden Werth.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

HANS VON BÜLOW

Briefe und Schriften

herausgegeben von

Marie von Bülow.

I. Briefe.

Band I u. II mit Bildnissen und Faksimilen. ℳ 10.—, geb. in Leinw. ℳ 12.—, in Halbfranz ℳ 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände „Briefe" vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

Abonnement

auf das

II. Quartal 1896.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 4. April 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Reformpläne des Justizministers. Von Justus. — Zur inneren Colonisation im deutschen Osten. Von Arthur Dix. — Können während des Lebens erworbene Eigenschaften vererbt werden? Von Professor Ludwig Büchner. — **Literatur und Kunst.** Berlin als malerisches Motiv. Von Franz Hermann Meißner. — Neue französische Romane. Von Professor Ludwig Geiger. — **Feuilleton.** Verpaßt. Humoreske von Hermann Heiberg. — **Aus der Hauptstadt.** Kaiserreich Afrika. Von Caliban. — Anzeigen.

Reformpläne des Justizministers.

Schon seit geraumer Zeit ging ein dunkles Raunen durch den deutschen Juristenwald. Kundige Männer tuschelten einander zu, daß man in „maßgebenden Kreisen“ mit einer „Reform“ des Assessorenthums eifrig beschäftigt sei. Wo man das Messer ansetzen wollte, darüber verlautete allerdings nichts; man vermuthete dort, wo nach der allgemeinen Ueberzeugung der Krebsschaden der heutigen Rechtspflege zu finden ist: in der ausgedehnten Besetzung von Richterstellen mit abhängigen Beamten. Eine Abstellung dieses Zustandes mußte mit Freude begrüßt werden. Waren sich doch einsichtige Richter längst darüber einig, daß zu dem betrübenden Tiefstand der heutigen Justiz die dienstliche Abhängigkeit der Assessoren in Verbindung mit ihrer wirthschaftlichen Bloßstellung und ihrer sich stetig vermehrenden Verwendung als commissarischer Hülfskräfte für etatsmäßige Richterstellen ein Erhebliches beiträgt. Es gehören starke Einflüsse dazu, um den in langsamer Entwickelung errungenen und erstarkten sittlichen und charakterfesten Geist, wie er das altpreußische Richterthum auszeichnete, zu untergraben. Aber mit der wachsenden Betheiligung abhängiger Beamten an der Ausübung der Rechtspflege mußten die natürlichen Gefahren, welche die Abhängigkeit richterlicher Beamten an sich schon in sich birgt, immer näher rücken. Nicht umsonst erzählt die Statistik die traurige Thatsache, daß in Preußen im Jahre 1895 fast 500 Richterstellen mit Nichtrichtern besetzt worden sind. Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, ob der heutige Zustand überhaupt verfassungsmäßig ist, ob Urtheile rechtmäßig gefällt sind, die auf der Entscheidung oder Mitwirkung eines Assessors beruhen. Nach Artikel 86 der preußischen Verfassung und § 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes soll die „richterliche Gewalt durch unabhängige nur dem Gesetze unterworfene Gerichte ausgeübt werden“. Welche Unabhängigkeit aber genießt der Assessor? Er hat auf Besoldung keinen Anspruch oder wenigstens nur ausnahmsweise, wenn ihm die Verwaltung einer Amtsrichterstelle oder die Stelle eines Hülfsrichters übertragen ist. Die Uebertragung erfolgt durch den Justizminister nach dessen freiem Ermessen. Der Assessor kann gegen seinen Willen versetzt werden, da er gesetzlich verpflichtet ist, auf Anordnung des Justizministers die Verwaltung einer Amtsrichterstelle, die Stellung eines Hülfsrichters oder eines Hülfsbeamten bei der Staatsanwaltschaft zu übernehmen.

Der gegenwärtige ernste Zustand konnte nur die Wahl zwischen zwei Auswegen lassen: Entweder man mußte den verfassungsmäßig garantirten Grundsatz verwirklichen, die Richterstellen in genügender Anzahl vermehren und die richterliche Gewalt nur durch Richter ausüben lassen. Oder aber man mußte die rechtliche und wirthschaftliche Stellung des heutigen Assessorenthums ändern. Man mußte gesetzlich die Garantien schaffen, daß auch die Ausübung der Rechtsprechung durch Assessoren als eine vollkommen unbeeinflußte erscheinen konnte; und man konnte ihnen zu diesem Zwecke zugleich, so lange sie unbesoldet waren, neben ihrer richterlichen Thätigkeit eine mit ihrer amtlichen Würde vereinbare private Thätigkeit, so z. B. als Syndicus eines Vereins, einer Genossenschaft, als Verwalter einer Domaine, eines landwirthschaftlichen Betriebes, gestatten zur Sicherung einer unabhängigen wirthschaftlichen Existenz. Der junge Richter hätte dann in seinen Mußestunden sich das aneignen können, was ihm gerade heute noch allzusehr mangelt: Die Kenntniß des wirklichen Lebens.

Nachdem der erste Weg durch das diesjährige Budget verlegt worden war, in welchem trotz aller vorhergegangenen stolzen Ankündigungen das Aschenbrödel Justiz wiederum wie alljährlich mit einer Handvoll mühsam zusammengelesener Brocken fürlieb nehmen mußte, blieb als einziger Ausweg nur noch der zweite übrig. Wie erstaunte aber die Welt, als plötzlich der Reichsanzeiger auch noch einen dritten offenbarte, und zwar einen so natürlichen und einfachen, daß es nunmehr wirklich Wunder nehmen muß, warum die Gesetzgebung, wenn sie schon einmal auf diesen Weg gekommen war, nicht gleich den am schnellsten zum Ziele führenden Ausweg eingeschlagen hat: die vorhandenen Assessoren am nächsten Baum aufzuhängen und die künftigen durch Aufnahme des juristischen Studiums als neuen Thatbestand in das Strafgesetzbuch unmöglich zu machen.

Der Gesetzentwurf, der den dritten Weg zeigt, ist ja durch die Tagespresse genügend bekannt geworden. Während bisher mit dem Bestehen des großen Staatsexamens die Ernennung zum Gerichtsassessor ipso jure verknüpft war, soll in Zukunft diese Ernennung auch nach Bestehen des Examens nur „nach Bedürfniß“ erfolgen. Mit gemüthvoller Offenheit plaudert der bisher offenbar von keinem unreinen Hauch der Politik berührte Verfasser der „Begründung“ aus, was sich sein hoher Chef unter dem „Bedürfniß“ gedacht habe. Er sei dabei von dem naheliegenden Gedanken einer Säuberung

Digitized by Google

des Richterstandes ausgegangen und beabsichtige weiter nichts, als diejenigen unreinen Elemente auszuscheiden, die zwar ihre wissenschaftliche Befähigung in ausreichendem Maaße dargethan haben, aber persönlich nach „Lebenserfahrung, Tact, Umsicht und Unabhängigkeit“ nicht geeignet seien, einen Richterposten zu bekleiden. Diese Personen erhalten den Titel Assessor verliehen und scheiden mit der Zustellung dieser Verleihungsurkunde aus dem Justizdienst aus.

Ein leerer Titel als ewiges Brandmal der Minderwerthigkeit, und im Uebrigen auf die Straße geworfen. — Das ist die einfache Moral des Gesetzes. Wo diese exmittirten Geschöpfe, die acht Jahre ihres Lebens dem Studium und dem Vorbereitungsdienst geopfert haben, Unterkunft finden sollen, darüber rührselige Betrachtungen anzustellen, hat die Justizverwaltung weder Zeit noch Pflicht. Daß diese Personen in erster Reihe ein starkes Contingent zu dem wimmelnden Tages-Journalistenthum stellen und, die Brust geschwellt von bitterer Unzufriedenheit, der vaterlandslosen Presse eine willkommene Hülfstruppe zuführen werden, das geht die Justizverwaltung offenbar wenig an.

Warum hat der Mann auch nicht den nöthigen „Tact“ besessen? Tact ist heute für jeden Beamten ein nothwendiges Lebenselement. Das Maaß des Tactes richtet sich nach der Tiefe der Verbeugung, die der angehende Richter vor seinem Vorgesetzten zu machen weiß. Tact und festes Rückgrat sind zwei Eigenschaften, die bei einem modernen Beamten mit einander unvereinbar sind, und wo trauriger Weise nicht letztere vorhanden ist, da fehlt bis zum Beweis des Gegentheils die erstere. Mit voller Berechtigung muß ferner die Justizbehörde den erforderlichen Tact bei demjenigen angehenden Richter vermissen, der seine Mußestunden, anstatt mit faden Reden am Biertisch zu glänzen, dazu benutzt, sich mit ernstem Eifer im öffentlichen und socialen Leben umzusehen, literarisch oder rednerisch das Empfundene wiederzugeben, und dabei vielleicht so pietätlos ist, Mißstände im eigenen Hause aufzudecken oder ergangene Gesetze als nicht lobenswerth zu bezeichnen.

Warum besitzt der Mann ferner nicht die nothwendige „Unabhängigkeit“? Politische Unabhängigkeit ist für den Beamten ein schädlicher Ballast. Aber wirthschaftliche Unabhängigkeit kann man doch wenigstens von dem jungen Juristen verlangen. Wie die Regierung, so kann doch schließlich auch die Justiz sich ihre Anwärter aus den höheren Kreisen der Gesellschaft suchen, wo Adel und Vermögen zu Hause ist. Daß hierin eine grausame Ungerechtigkeit gegen die weniger bemittelten Schichten des Bürgerthums liegt, diese Erwägung liegt dem Entwurf ebenso fern, wie er sich nicht im geringsten darüber klar geworden ist, daß gerade, wer bittere Entbehrung durchgekostet und dem Ernst des Lebens in die Augen geschaut hat, oft viel besser im Stande ist, den Volksgeist zu erfassen, und die Rechtsprechung mit den Bedürfnissen des Lebens in Einklang zu bringen.

Und endlich „Umsicht und Erfahrung“? Sind das nicht nothwendige Postulate für den angehenden Richter? Wo sich der Aspirant diese Eigenschaften angeeignet haben soll, ob während der Zeit, wo er über des alten Gajus ehrwürdigen Institutionen sanft entschlummert war, oder wo er im Schweiße seines Angesichts zwölf Protocolle pro Stunde ausgefüllt hatte, darüber mag sich ein Anderer den Kopf zerbrechen. Die Justizverwaltung verlangt sie, und wo sie auch nicht offenbar sind, da wird sie das geübte Auge des Vorgesetzten schon zu entdecken wissen, — wenn er sie nur entdecken will.

Wie schade, daß die Volksvertretung in ihrem Hange zu ewig unfruchtbarer Negation diesen ausgezeichneten Qualitätsforderungen auf keiner Seite des Hauses die rechte Würdigung entgegenzubringen gewußt hat.

„Habt Vertrauen zu der Gerechtigkeit der Justizverwaltung!“ hatte beweglich der Justizminister gerufen. Er hätte keinen unglücklicheren Ausruf thun können. Die Bitte um Vertrauen ist stets die Bankerotterklärung der Gründe. Auch Herr Köller hatte, als er mit dem Schiff des Umsturzgesetzes schon zu versinken drohte, sich noch in letzter Stunde an den Mast des Vertrauens geklammert und gerufen: „Habt Vertrauen zu der Polizeiverwaltung.“ Das Vertrauen soll stetig sein; was aber ist im öffentlichen Leben stetig? Der Sessel, den heute noch Herr Schönstedt mit seinem ehrlichen und offenen Herzen einnimmt, kann schon morgen durch Herrn Lucanus einem Anderen angeboten sein, und der Andere, der nicht das Vertrauen erbeten hat, glaubt sich vielleicht auch nicht verpflichtet, es zu rechtfertigen. Und ist etwa auch der vertrauenswürdigste Justizminister im Stande, den Credit auch auf seine Untergebenen und Untergebensten zu übertragen? Das Auge eines Ministers reicht nicht weit, und, um die Fähigkeit eines Assessors zu prüfen, wird der Justizminister durch die Brillen verschiedener Präsidenten, Directoren und Räthe blicken müssen. Wie leicht können aber die Gläser dieser Herren durch eine dunkle persönliche Abneigung, durch Mißverständnisse und Sentiments ungerecht gefärbt sein. Für ein mündiges Volk ist eigene Wachsamkeit viel besser als ein Generalvertrauen auf Andere.

„Kann jemals an der Spitze der Justizverwaltung ein Minister stehen, der sich von anderen Grundsätzen als denen der Gerechtigkeit leiten ließe?“ hatte dann mit Entrüstung der Justizminister gefragt. Er hätte keine unglücklichere Frage stellen können. Denn, was sich der frühere Oberlandesgerichtspräsident von Celle in seinem weltabgelegenen Amtssitz nicht hatte träumen lassen, das ist leider schon traurige Thatsache gewesen. Der Graf zu Lippe war ein solcher Justizminister, und er war nicht der Einzige, der durch parteiische Besetzung der Aemter den höchsten preußischen Gerichtshof zu beeinflussen und auf dem Wege der Rechtsprechung eine Correctur der Verfassung einzuleiten beabsichtigte. Sind denn Twesten's flammende Worte ungehört verhallt, und hat Franz Ziegler umsonst das bejubelte Wort ausgerufen: „Ich gehe zum Kadi“? Die Verhältnisse haben sich sehr gebessert. Aber man erinnere sich, daß noch in dem letzten Jahre des letzten Amtsvorgängers des Herrn Schönstedt der Vorsitzende einer Strafkammer, der im Gerichtssaale seiner freien Meinung Ausdruck gegeben hatte, zur Strafe den Gang von Moabit nach der Jüdenstraße hatte antreten müssen, weil im Dunkel der Civilkammer ein derartiger Richter für minder-gefährlich gehalten wurde.

„Die Verwaltung hat uns bisher die besten Anwärter entzogen. Wir haben mit den minderguten fürlieb nehmen müssen.“ Auch dies Argument führte der Justizminister in's Feld. Wer sich der Bekanntschaft junger Verwaltungsbeamten rühmen kann, der wird vielleicht manch lebendes Beispiel anzuführen wissen, wo der Ausgewählte für nichts weniger denn als ein Muster hervorragender geistiger Kräfte gelten konnte. Bisher hatte man sich immer der Meinung hingegeben, daß die Auswahl namentlich für die allgemeine Verwaltung nicht nach der wissenschaftlichen Tüchtigkeit, sondern ungefähr nach denselben Gesichtspunkten erfolgt, die für die Wahl zum Reserveofficier maßgebend zu sein pflegen. Aber selbst wenn diese Ansicht irrthümlich wäre: Wird etwa durch den vorgesehenen Ausschluß der zweitclassigen Assessoren dieses Verfahren der Verwaltung unmöglich gemacht? Ein verständiger Vater sucht seine Kinder dadurch an's Haus zu fesseln, daß er ihnen das Heim traulich und behaglich gestaltet. Würde der Justizminister ernstlich darauf bedacht sein, das Haus der Justiz in würdigem Zustande zu erhalten, würde er dem angehenden Richter die Furcht vor künftigen Nahrungssorgen durch ein würdiges Anfangsgehalt benehmen, würde er namentlich der seltsamen Minderbewerthung des Justizdienstes im Vergleich zu der als „vornehmer“ geltenden Verwaltung ein Ende zu machen suchen und sich auch sonst energisch die Hebung der Justiz angelegen sein lassen, er würde kaum mehr Gefahr laufen, die Tüchtigsten und Besten aus seiner

Digitized by Google

Mitte an andere Verwaltungen zu verlieren. Vorläufig allerdings hat er mit dem vorliegenden Gesetzentwurf diesem Bestreben wieder auf Jahre hinaus den Boden abgegraben.

„Vor Allem aber wird durch die Möglichkeit einer Auswahl eine größere Gewähr für eine sachentsprechende Handhabung des Richteramts geboten," hatte endlich als letzten und gewichtigsten Grund der Justizminister hervorgehoben. „Sach"entsprechend? vielleicht der Sache der Regierung —, niemals aber der Sache des Volks. Man braucht sich ja nur die oberste Spitze unserer Rechtsprechung, das Reichsgericht, anzusehen. Gerade bei Besetzung dieses Gerichts ist die Möglichkeit einer Auswahl sogar aus verschiedenen Stufen der richterlichen Rangordnung in besonderem Maaße gegeben. Und doch ist es gerade dies Gericht, das mit seinem ausgeprägten prätorischen Machtbewußtsein und seiner bewundernswerthen socialen Verständnißlosigkeit die Kluft zwischen verkünstelter Rechtsprechung und lebendigem Rechtsbewußtsein ständig vergrößert. Die beste Gewähr für eine sachentsprechende Rechtsprechung wird erreicht, wenn man den jungen Juristen von der schalen Doctrin, mit der während der Studienzeit sein Gehirn angefüllt wird, und den sinnlosen Gerichtsschreiberdiensten, zu denen seine Kraft während der Vorbereitungszeit mißbräuchlich verwendet wird, entlastet und ihm von vornherein Gelegenheit giebt, aus dem sprudelnden Born der Praxis zu schöpfen, an ihrer Hand den Verstand zu schärfen und Erfahrungen zu sammeln. Treibt ihn seine Neigung noch außerdem zu rechtsphilosophischen und rechtshistorischen Studien, so steht ihm auch dazu noch reichlich Zeit und Gelegenheit offen.

Man hat das Dreiclassensystem das elendeste aller Wahlrechte genannt. Wir möchten dem Justizminister, dessen ehrlicher Wille von allen Seiten anerkannt wird, nicht wehe thun. Aber fast dasselbe Prädicat verdient das von ihm inaugurirte Zweiclassensystem auch. Neben der unglaublichen Härte, welche es enthält, bildet es eine stete Versuchung, die richterlichen Beamten zu politischer und sonstiger Abhängigkeit zu erziehen. Es erschüttert das Rechtsbewußtsein der Menge, die sich plötzlich vor regierungsseitig ausgewählte Richter gestellt sieht, und drückt endlich durch Verweisung der ausgemusterten Assessoren auf die Anwaltschaft das Niveau des Anwaltstandes auf den niedrigsten Grad herab, da man in der Oeffentlichkeit nur allzu leicht geneigt sein wird, Jeden, der zum Anwaltstand, wenn auch freiwillig, übergeht, als ein „minderwerthiges Element" und damit den ganzen Anwaltstand als einen Sammelpunkt derartiger ausgeschiedener Elemente zu betrachten. Justus.

Zur inneren Colonisation im deutschen Osten.

Von Arthur Dix.

„Ceterum censeo, hanc legem esse delendam!" So erklang es am 12. März d. J. im Abgeordnetenhause bei der Berathung über den Etat der Ansiedelungscommission für Westpreußen und Posen aus dem polnischen Lager; und so wird es wieder und wieder ertönen, freilich kaum mit größerem Erfolge als an diesem 12. März, trotz der Unterstützung, die das mächtige Centrum dem polnischen Antrage auf Abschaffung des Gesetzes vom 26. April 1886 stets gewähren wird. Kein Wunder, daß dieses Gesetz dem Centrum ein Dorn im Auge ist, bewirkt es in der Praxis doch nicht nur eine Vermehrung des deutschen, sondern gleichzeitig auch des protestantischen Elementes in Westpreußen und Posen und somit eine Gefährdung der katholischen Uebermacht.

In den beiden Provinzen, für welche das Ansiedelungsgesetz geschrieben ist, überwiegt nach der statistischen Aufnahme vom 5. Juni 1882 der Großgrundbesitz; in Posen sehen wir 55,3% der gesammten landwirthschaftlich benutzten Fläche in Großbetrieben von 100 und mehr Hektar, in Westpreußen 47,1%; der mittlere und größere Bauernstand ist in Westpreußen stärker vertreten als in Posen; dort sind 42,5% der Fläche in seinen Händen, hier nur 32,5, eine sehr geringe Zahl, die mit Ausnahme von sehr wenigen Strichen überall im Reiche überschritten wird. Kleine Bauerngüter nehmen in beiden Provinzen nur einen geringen Raum ein; solche von 1—10 Hektar in Posen 10,8, in Westpreußen 9,1% der Gesammtfläche, und der geringe Rest von 1,4 bezw. 1,3% entfällt auf Zwergwirthschaften unter 1 Hektar.

Diese Zahlen erfahren nun eine nicht unbeträchtliche Verschiebung durch die ausgedehnte innere Colonisation, die zunächst nach dem Ansiedelungsgesetze vom 26. April begonnen und dann besonders durch das Rentengutsgesetz vom 7. Juli 1891 gefördert ist. Die nach dem ersten Gesetz vorgenommenen Arbeiten werden bekanntlich durch die Ansiedelungscommission ausgeführt, die anderen durch die Generalcommissionen, deren Arbeitsfeld nicht auf Westpreußen und Posen beschränkt, sondern auf das ganze Reich ausgedehnt ist; ihre thatsächliche Wirksamkeit erstreckt sich namentlich und fast ausschließlich auf das nordöstliche Deutschland. Die genauen Resultate liegen bis zum 31. December 1894 vor. Bis dahin hatte die Ansiedelungscommission 130 Güter mit 81638 Hektar angekauft und dafür nahezu die Hälfte des ihr zur Verfügung stehenden 100 Millionen-Fonds, genauer 47,3 Millionen Mark, aufgewandt. Die endgiltige Auftheilung war erst auf 28108 Hektar erfolgt, auf denen 1606 Ansiedler sich niedergelassen hatten; die meisten Stellen, nämlich 972, umfassen 5—20 Hektar, 206 sind kleiner als 5, 388 größer als 20 Hektar. Dazu kommen 40 Restgüter. Demgegenüber haben die Generalcommissionen 6962 Rentengüter mit 74311 Hektar begründet; auch hier ist die Mehrzahl 5—25 Hektar groß.

Auf den ersten Blick fällt der bedeutende Unterschied in die Augen und bestärkt die unter Laien allgemein verbreitete Ansicht, daß die Generalcommissionen der Ansiedelungscommission an Erfolgen unvergleichbar überlegen sind, haben sie doch in kaum 3½ Jahren über vier Mal so viel Stellen begründet und weit mehr als die doppelte Fläche endgiltig aufgetheilt, als es jener in 8½ Jahren gelungen ist. Sicher äußerlich ein glänzender und jene weit überragender Erfolg. Aber innerlich und für die Dauer?

Ganz abgesehen davon, daß den Generalcommissionen ein viel weiterer Wirkungskreis offen steht, arbeiten sie unter so viel günstigeren Bedingungen, daß es sehr schwer ist, bei einem Vergleiche der Ansiedelungscommission überhaupt gerecht zu werden. Vor allen Dingen scheint diese unvergleichlich langsamer zu arbeiten als jene; allein, wie verschieden sind auch ihre Arbeiten! Während die Generalcommission fast nur den äußerlichen Abschluß zu liefern und nach vollendeter Auftheilung den weiteren Verkehr mit den Rentengutsbesitzern zu übernehmen hat, nachdem alle anderen Arbeiten noch von dem alten Besitzer erledigt sind, übernimmt die Ansiedelungscommission von vorne herein das ganze Gut und damit die gesammte, mühevolle Arbeit, die sie mit weit größerer Sorgfalt und anhaltenderem Erfolge ausführt, als es dort möglich ist. Dort, bei der Rentengutsbildung, ergreift der arg verschuldete Besitzer die ihm durch das Gesetz vom 7. Juli 1891 gebotene Gelegenheit, sich auf einem Wege des alten Besitzthums zu entledigen, der ihm einen sicheren, verhältnißmäßig schnellen Verkauf und eine absolute Sicherung des Kaufgeldes ermöglicht. Zwar wird auch bei der Arbeit der Generalcommissionen hinlänglich über die Verzögerungen am grünen Tisch geklagt, doch ist mit ihrer Hülfe immer noch bedeutend eher ein Abschluß zu erreichen, als durch directen Verkauf, der unter den jetzigen Verhältnissen nicht leicht oder doch nur mit großem Verlust zu bewerkstelligen

Digitized by Google

ist. Das Rentengutsgesetz ist für zahlreiche Besitzer die letzte Hülfe zur Vermeidung des Zusammenbruches; wäre dem nicht so, wahrlich, sie würden sich nicht von der alten, lieb gewordenen Scholle trennen und ihre freie Existenz aufgeben, oder doch wenigstens ihren Besitz außerordentlich beschränken. Für diese Besitzer ist es eine zwingende Nothwendigkeit, die Auftheilung so schnell als irgend thunlich zu erledigen; wie der Acker da ist, wird er in Parzellen getheilt, an den ersten, den besten Käufer vergeben — und in kurzer Zeit hat die Generalcommission wieder einige 100 Hektar für die innere Colonisation gewonnen — ehe sie eigentlich selbst recht den Finger gerührt hat.

Ganz anders die Arbeit der Ansiedelungscommission, die Alles selbst zu besorgen hat, die das ganze Gut ankauft und nun nicht etwa möglichst schnell auftheilt, nur um wieder zu ihrem Gelde zu kommen. Im Gegentheil, Langsamkeit ist in diesem Falle gerade der Vorzug ihrer Arbeit, da ohne sie die erforderliche große Sorgfalt unmöglich ist. Sie vertheilt das Land nicht, wie es da ist; ihre erste Arbeit ist, es in einen brauchbaren Zustand zu versetzen, was oft genug in Folge der „polnischen Wirthschaft", aus der sie es übernommen hat, keineswegs leicht ist. Der Acker muß alsdann zweckmäßig eingetheilt und bestellt werden, damit der Ansiedler später sofort ein fertiges Gütchen vorfindet, dessen Bestellung ihren Lauf nehmen kann, ohne daß durch eine ganz neue, allmälige Regelung der Fruchtfolge die ersten Jahre theilweise verloren gingen. Alsdann sind die Gebäude zu errichten, neben Wohn- und Wirthschaftsgebäuden auch öffentliche, Kirchen und Schulen, die das plötzliche Anwachsen der Bevölkerung nothwendig macht. Endlich bleibt zu bedenken, daß die Ansiedelungscommission es nicht nöthig hat, erst einen Käufer anzusiedeln, daß vielmehr das Werk ihrer inneren Colonisation erst durch die sorgfältige Auswahl wirklich tüchtiger, in jeder Beziehung leistungsfähiger Käufer seinen Werth erhält. Darum bedarf die Ansiedelungscommission vor allen Dingen der Zeit, die bei der Arbeit der Generalcommissionen nicht gewonnen werden kann, und darum mache man ihr keinen Vorwurf aus ihrer langsamen Arbeit.

Wie gestalten sich nun die Folgen der Renten- und der Ansiedelungsgutsbildung in den namentlich in Betracht kommenden, für letztere ausschließlich offenen Provinzen Westpreußen und Posen? Nehmen wir noch einmal die genaueren Zahlen zu Hülfe, welche für die Ansiedelungscommission bis zum 31. December 1895 vorliegen.

Es waren bis dahin 127 Güter von zusammen 85800 Hektar angekauft, von denen bisher 43 mit deutschen Ansiedlern besetzt wurden. Auf die einzelnen Regierungsbezirke vertheilen dieselben sich folgendermaßen: Im Reg.-Bez. Posen 51 Güter von 33300 Hektar angekauft und 11 vollständig besiedelt; im Reg.-Bez. Bromberg 48 Güter von 30200 Hektar angekauft und 19 besetzt; im Reg.-Bez. Marienwerder 23 Güter von 19600 Hektar angekauft, davon 9 ganz und 2 theilweise besetzt; endlich im Reg.-Bez. Danzig 5 Güter von 2700 Hectar angekauft und 4 besetzt. Auf den 43 Gütern sind im ganzen 1070 Stellen begründet.

Bis zum 1. April d. J. sollen nach der kürzlich dem Abgeordnetenhause übergebenen, Denkschrift 75,9 % der Gesammterwerbungen zur Auslegung gestellt sein. Alles in Allem, auch die der Abrundung 2c. wegen angekauften Bauerngrundstücke mitgerechnet, beträgt die Zahl der angesiedelten Personen bereits 1784, von denen nur 40 % aus den Ansiedelungsprovinzen, gegen 56 % aus dem übrigen Deutschland und der Rest aus dem Auslande stammen.

Sehr bemerkenswerth ist der Umstand, daß unter den Ansiedlern 1553 Protestanten und nur 131 Katholiken sind, so wenig die Confession auch mit der Besiedelung von Grund und Boden zu thun zu haben scheint. Das Ansiedelungsgesetz dient der Förderung des Deutschthums im Osten; soll es diesen Zweck erreichen, so ist es nach allen Erfahrungen nicht unwichtig, daß die Ansiedler nicht nur deutsch, sondern auch evangelisch sind. Der deutsche Katholik ist durch das sehr enge Band seiner Religion mit dem Polen verbunden; er ist zu enger Gemeinschaft mit ihm gezwungen, schließt sich darum bald mehr und mehr an ihn an — und der polnische Gottesdienst hat ihn gar schnell der polnischen Sprache und endlich der polnischen Sache nahe geführt. Es ist sehr auffallend und wohl zu beachten, daß unter den eifrigsten Vorkämpfern und fanatischen Agitatoren für die Sache Polens bei Weitem überwiegend deutsche oder höchstens polonisierte Namen zu finden sind, deren Träger zu den strengsten Katholiken gehören! Dem deutschen Protestanten dagegen fehlt diese Verbindung; abgeschlossen, verachtet, angefeindet von den Polen — der Angegriffene, und zwar oft sehr arg Angegriffene, nicht etwa der Angreifer, wie es so oft hingestellt wird — lebt und wirkt er, nothwendig in engem Anschluß an seine deutschen Glaubensgenossen, trotz aller Anfeindungen stets fest an seinem Glauben und seinem Volksthum haltend. Er, der arg Befehdete, wird der eigentliche Träger der Cultur; in deutscher Art und Arbeit verharrend, jeder Aufklärung zugänglich, hebt er sein Gütchen auf eine Höhe, die es bewirkt, daß sein Schaffen bald mustergiltig für seine ganze Umgebung wird und die Polen endlich gar viel von dem Verhaßten lernen. Dazu kommt, daß die Zahl seiner Feiertage geringer, die der Arbeitstage größer ist und er nicht so gewaltige Summen von seinem Einkommen der „todten Hand" anheimfallen läßt, wie der gläubige Pole. Dies sind Thatsachen, die nicht aus der Welt zu leugnen sind und einen bisher wohl stets unterschätzten Einfluß auf die Entwickelung im deutschen Osten üben und noch viel mehr üben werden. 16—1700 deutsch-evangelische Familien bedeuten dort für das Deutschthum wie für die gesammte Cultur mehr als die doppelte Zahl deutscher Katholiken. Für Befriedigung des religiösen Bedürfnisses ist von Seiten der Ansiedelungscommission übrigens hinlänglich gesorgt, hat dieselbe dort doch bereits 6 Kirchen, 3 Bethäuser, 6 Pfarreigebäude, 1 Probsteihof und 8 Schulen mit Betsälen gebaut oder in der Ausführung. An sonstigen öffentlichen Gebäuden sind von ihr 58 Schulen und 25 Armenhäuser errichtet.

Die für das Land, für die Cultur, durch die Ansiedelungscommission geschaffenen Vortheile sind offenkundig und können durch keine Parteischablone widerlegt werden.

Wo die Ansiedelungskommission das Deutschthum fördert, indem sie einen polnischen Besitzer auskauft und eine ganze Reihe deutscher Bauern an seine Stelle setzt, da läuft die Arbeit der Generalcommissionen diesen Bestrebungen freilich entgegen und hebt sie auf: Der deutsche Besitzer verläßt die Scholle und verkauft das Gut, da er andere Käufer nicht so schnell findet, an eine Reihe von Polen bezw. Kassuben. Dort wird die „polnische Wirthschaft", die nicht nur in der Einbildung besteht, sondern auch in der Praxis bisweilen der Beschreibung spottet, durch sorgfältigste deutsche Cultur ersetzt; hier weichen die mit gutem Grunde so genannten Pioniere der Landwirthschaft, um ihren mühevoll auf eine höhere Culturstufe gehobenen Acker unerfahrenen, schlechten Wirthen zu überlassen. Die Bodencultur, die im Kleinbetriebe durch bessere Ausnutzung gewinnen könnte, geht hier unter veränderten Verhältnissen in vielen, wenn nicht den meisten Fällen, zurück, da es den meisten Käufern an der erforderlichen hohen Intelligenz, dann auch an Betriebscapital und sonstigen Erfordernissen mangelt. Die Viehzucht erleidet das gleiche Schicksal; an Stelle der mit großen Kosten und großer Sorgfalt gezogenen Rassethiere tritt ein sehr minderwerthiger Bestand verkümmerten Viehes. Man vergleiche doch einmal in der Kassubei das Rind des deutschen Gutsbesitzers und des kleinen kassubischen Bauern! Nicht anders ist die Folge für die landwirthschaftliche Maschinenindustrie, der ein weiter Markt entzogen wird, da der polnische Parzellenbesitzer sich mit den primitivsten Geräthen behilft.

Digitized by Google

So arbeiten die beiden Factoren sich in bedauerlicher Weise entgegen, sich in ihrer Wirkung aufhebend. Ja, noch mehr, durch die schnellere und ausgedehntere Arbeit der Generalcommissionen gewinnen diese das Uebergewicht und drücken somit in denjenigen Bezirken, in denen die Bevölkerung einer Hebung der Cultur nicht fähig ist, d. h. gerade in dem Wirkungsfelde der Ansiedelungscommission, die Landescultur herab. Mag im Streite der Parteien heute das „chauvinistische" Ansiedelungsgesetz verdammt und das Rentengutsgesetz gepriesen werden — die Zeit wird entscheiden, die künftige Cultur des Landes, die denn doch etwas wichtiger ist als augenblickliche Parteimeinungen, wird den Ausschlag geben und beweisen, welchen Segen die Ansiedelungen dem Lande gebracht und wie schädlich, wie reactionär in den polnisch-kassubischen Gebieten das Rentengutsgesetz gewirkt hat. Ein Krieg könnte die nach langer, heißer Arbeit errungene deutsche Cultur dort nicht ärger und anhaltender schädigen. Ceterum censeo, hanc legem esse corrigendam!

Können während des Lebens erworbene Eigenschaften vererbt werden?

Von Professor Ludwig Büchner.

Der berühmte englische Philosoph Herbert Spencer, welcher zuerst den kühnen und fruchtbaren Gedanken ausgesprochen hat, daß unsere gesammten geistigen Vermögen ihre Entstehung nur einer allmäligen Steigerung und Summirung zahlloser psychischer, durch Wirkung und Gegenwirkung hervorgebrachter Processe, anfangend von der untersten Stufe der Empfindungsfähigkeit, verdanken und sich auf diesem Wege nach und nach bis zu ihrer jetzigen Höhe entwickelt haben, nennt in einem gegen den sogen. „Weismannismus" gerichteten Aufsatz die Frage, ob erworbene Charaktere vererbt werden können, die wichtigste der Fragen, welche gegenwärtig die wissenschaftliche Welt bewegen. Mag dies auch etwas zu viel gesagt sein, so hängt doch in der That diese Frage auf das Engste mit der ganzen, die Menschheit so nahe angehenden Fortschrittsfrage zusammen. Denn wie sollte ein solcher Fortschritt ohne die Bejahung der oben gestellten Frage möglich oder denkbar sein? Daß zur Erklärung desselben die bekannte, von Darwin aufgebrachte natürliche Auswahl zufällig entstandener Varietäten, die sogen. Zuchtwahl, nicht ausreicht, dürfte bei geringem Nachdenken keinem mit den Thatsachen Vertrauten verborgen bleiben. Ist es doch bekannt, daß dieselbe ebensowohl wie zum Fortschritt, auch zum Rückschritt führen kann, sowie daß sie den höheren menschlichen Civilisationsstufen gegenüber überhaupt mehr oder weniger unwirksam wird, ja daß sie sogar unfähig ist, unnütz gewordene Organe, welche zu häufigen Krankheitszufällen Anlaß geben können, zum Verschwinden zu bringen. Allerdings kommen der natürlichen Zuchtwahl noch eine ganze Reihe weiterer Umstände zu Hülfe, wie das große Princip fortschreitender Arbeitstheilung, ferner stets zunehmende Differenzirung und Streben nach Einheitlichkeit der Organisation, hervorgerufen durch den Kampf um das Dasein, ferner fortschreitende Mannigfaltigkeit aller irdischen Verhältnisse und Existenzbedingungen, endlich Einwirkung veränderter äußerer, resp. innerer Zustände nach Klima, Wohnort u. s. w. sowohl auf die Keime wie auf die fertigen Wesen, um eine stete Veränderung der organischen Welt in mehr oder weniger aufsteigender Linie im Gefolge zu haben. Aber dennoch reicht dieses Alles nicht hin, um nicht bloß den organischen Fortschritt überhaupt, sondern namentlich denjenigen des menschlichen Geschlechts von seiner untersten Stufe bis zu seiner heutigen Höhe zu erklären. Aber die Erklärung wird vollständig, sobald wir das Moment der sogen. „progressiven Vererbung" oder der Vererbung von während des Lebens erworbenen Eigenschaften oder Fähigkeiten mit herbeiziehen. Jedes Einzelwesen erwirbt nämlich während seines individuellen Daseins eine gewisse Anzahl von leiblichen oder geistigen Bestimmungen, welche diesem Dasein ein bestimmtes Gepräge verleihen und seinen Nachkommen etwas von diesem Gepräge hinterlassen. Im Grunde ist dieses nicht wunderbarer oder unmöglicher, als der Vorgang der Vererbung überhaupt, welcher aus einem von den Eltern gelieferten, höchst einfachen oder unscheinbaren Keimstoffe Wesen hervorgehen läßt, die den ersteren bis in die kleinsten Eigenthümlichkeiten gleichen oder ähnlich sind. Der Unterschied liegt nur darin, daß diese Eigenthümlichkeiten in dem einen Falle angeboren, in dem anderen erst während des individuellen Lebens erworben worden sind.

Hier erhebt sich nun allerdings eine Schwierigkeit, welche den Gegnern der Darwin-Häckel'schen Vererbungstheorie hinweisend erscheint, um die letztere Art der Vererbung in Frage zu stellen, resp. sie ganz zu leugnen. Es ist die Unmöglichkeit einer klaren Vorstellung darüber, wie und auf welche Weise die während des Lebens erworbenen Körperzustände ihren Einfluß auf die Keimstoffe geltend machen sollen, während allerdings das umgekehrte Verhältniß oder der Einfluß der Keimorgane auf die Körperzustände ein sehr sichtbarer und daher von Niemand bestrittener ist. Jedenfalls aber beweist der letztgenannte Umstand — auch abgesehen von allen andern Gründen oder Erfahrungen über die Einwirkung veränderter oder krankhafter Körperzustände auf die keimbereitenden Organe und auf diese Keime selbst — ein sehr enges physiologisches Verhältniß zwischen den beiden Arten von Körperzellen, wenn man sich auch über die genauere Art dieses Verhältnisses keine bestimmte Vorstellung machen kann. Zwar hat es — wie leicht zu denken — nicht an mannigfachen Versuchen gefehlt, auf speculativem Wege eines Geheimnisses Herr zu werden, das durch directe Beachtung nicht erkannt werden kann und wohl auch niemals erkannt werden wird. Aber alle darüber aufgestellten Theorien, wie die Pangenesis von Darwin oder de Vries oder die Perigenesis von Häckel oder das Idioplasma Nägeli's oder die Plastidülen von Elsberg oder Maggi oder die Plasomen Wiesner's oder die Idioplasten Hertwig's oder die Determinanten Weismann's u. s. w. können nicht bewiesen werden und sind eben nur metaphysische Speculationen über die Zusammenhänge eines Räthsels, dessen letzte Erklärung nur in der fabelhaften, unsern Sinnen unzugänglichen und unserm Verstand unbegreiflichen Feinheit des organischen Stoffes oder des Stoffs überhaupt gefunden werden kann. Denn wenn auch die Keimstoffe keine uns sichtbaren Spuren jener Organe und Gewebe, welche später den erwachsenen Organismus zusammensetzen, wahrnehmen lassen, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die genealogischer Vererbung entstammenden Anlagen oder Anfänge aller dieser Bildungen darin enthalten sein müssen. Es ist ein logischer Fehler, wenn man aus der Unbegreiflichkeit eines natürlichen Verhältnisses auf dessen Nichtexistenz schließen zu dürfen glaubt, oder, wie Prof. Maudsley sagt, „es ist Hochmuth menschlicher Unwissenheit, zu glauben, daß etwas unmöglich sei, weil es uns unbegreiflich zu sein scheint." Wollten wir aus den uns bekannten Natur-Erscheinungen oder Vorgängen alles Unbegreifliche ausscheiden, so würde wahrscheinlich nicht viel übrig bleiben. Nur solchen Erscheinungen oder angeblichen Thatsachen gegenüber, welche entweder mit bekannten und anerkannten Naturgesetzen oder mit der Logik in unvereinbarem Widerspruch stehen, muß die Anerkennung versagt werden, während in unserm Falle die wissenschaftlich nachgewiesene Feinheit der innersten Zusammensetzung des Stoffs und seiner Innenbewegung nichts unmöglich erscheinen läßt. Denn wenn z. B.

Digitized by Google

nach den Berechnungen der Physiker ein Glas- oder Wasserwürfel von nur ein zehntausendstel Zoll Seitenlänge annähernd zwischen 16 und 31 Billionen Molecule (zusammengesetzte Atome) enthält (eine Anführung, deren sich bereits Darwin zur Unterstützung seiner Pangenesis-Theorie bedient hat), oder wenn man anzunehmen gezwungen ist, daß das kleinste, unter dem stärksten Mikroskop noch sichtbar lebende Wesen oder organisirte Theilchen noch Millionen organischer Molecule oder Atomgruppen enthält, so daß wir uns gar keine Vorstellung darüber machen können, welche unschätzbar große Menge feinster, uns unsichtbarer histologischer Eigenschaften der Gewebe existiren mag — oder wenn gar nach Nägeli von den kleineren Spaltpilzen im lufttrockenen Zustande dreißig Milliarden nothwendig sind, um das Gewicht des tausendsten Theils eines Gramms zu ergeben, oder das einfachste protoplasmatische Urwesen von 0,6 mm Durchmesser über fünftausend Billionen Eiweiß-Molecule enthält und Aehnliches, so muß auch die kühnste Phantasie im Ausdenken der auf solchem Boden gegebenen Möglichkeiten erlahmen. Wie kann man, fragt Delage, der Verfasser der ausgezeichneten Schrift „Sur l'Hérédité" (Paris, 1895) in seiner Kritik der Vererbungs-Theorieen, im Angesicht solcher Möglichkeiten daran denken, die Einzelheiten der Structur des Protoplasma und seiner Innenbewegung errathen zu wollen? Die auf diesem Wege gemachten Versuche mögen geistreich oder anziehend combinirt sein, aber auf wissenschaftliche Bedeutung können sie keinen Anspruch machen, da sie die Grenzen menschlicher Vernunft überschreiten.

„In's Innere der Natur", sagt schon Haller, „dringt kein erschaffener Geist." Wenn unter den Myriaden von Zellen, welche die organische Welt zusammensetzen, nicht zwei gefunden werden können, welche einander vollkommen gleichen, wie will man da die zahllosen Möglichkeiten in der Combination des Protoplasmas erklärlich machen? Eine bestimmte Constitution des Protoplasmas und eine Einwirkung äußerer Umstände auf dieselbe erklärt Alles, was überhaupt erklärt werden kann. Ein verändertes Blut (durch Zucker, Gift, Krankheit u. s. w.) vermag ebenso auf die Keimzellen zu wirken, wie die Unterdrückung dieser auf den Körper oder die Körperzellen wirkt — analog den erstaunlichen Modificationen, welche der Zusatz einiger chemischer Substanzen zu dem Wasser, in welchem Algen oder niedere Thiere leben, bei diesen bewirken kann. Das entwickelte Individuum ist das Product zahlreicher wichtiger und unumgänglicher Factoren. Dabei ist die Constitution des Keimplasmas nur einer dieser Factoren. Die übrigen werden gebildet durch Ernährung, Stoffwechsel, Wachsthum, Bewegung, functionelle Erregung und äußere Einwirkungen der verschiedensten Art. Ohne Vererbung erworbener Eigenschaften können weder die Momente der Anpassung, nach der phylogenetischen (Stammes-)Entwicklung erklärt werden. Ohne sie giebt es keinen Lamarckismus, aber auch keinen Darwinismus, welcher letztere sich damit auf die Zuchtwahl zufälliger Variationen reducirt sieht. Weismann will Alles durch Zuchtwahl und Amphimixis (Vermischung elterlicher Erbschaft) erklären und hat damit Schule gemacht — die Schule des Neudarwinismus. Aber bei aller Bewunderung seines Talents muß sein System für unhaltbar erklärt werden. Ohne Vererbung erworbener Charaktere kein neues elterliches Plasma (Bildungsstoff), und ohne solches mehr complicirtes Plasma, als dasjenige der Protozoen oder Urthiere, keine Möglichkeit der Entstehung höher organisirter Thierformen!

Soweit Delage! Uebrigens ist die ganze Frage weit weniger eine solche der Theorie oder speculativer Betrachtung, als vielmehr eine solche der Erfahrung und der Thatsachen, welche letzteren keinem ernstlichen Zweifel über die Beantwortung derselben in bejahendem Sinne Raum lassen. Mit einer einfachen Ablehnung oder einer gezwungenen Erklärung derselben ist die Sache doch nicht abgethan. Wie wollen Weismann und seine Anhänger ohne Zuhülfenahme der Vererbungsgesetze die über jeden Zweifel erhabene Vererbbarkeit erworbener Krankheitsanlagen oder Mißbildungen erklären? Oder die erworbene Immunität gegen Infections-Krankheiten? Oder die verdorbene Nachkommenschaft trunksüchtiger Eltern? Oder die epileptischen Zufälle der Jungen künstlich epileptisch gemachter Thiere? Oder die bekannten Resultate der künstlichen Züchtung, resp. Veredlung von Pflanzen- und Thierformen? Oder die allmälig auf dem Wege der Vererbung bis zu ihrer heutigen Vervollkommnung gesteigerten Kunsttriebe resp. Instincte der Thiere? Oder die Umbildung einzelner Organe durch Anpassung an geänderte Lebensweise und so manches Verwandte, dessen Anführung hier zu weit führen würde? Selbst die Vererbung künstlich angebildeter oder zufällig erworbener Körperdefecte in einzelnen Fällen scheint eine erwiesene Thatsache zu sein, obgleich widersprechende Erfahrungen von Nichtvererbung lange geübter Verstümmelungen, wie Beschneidung der Orientalen, Schädel-Compression der Indianer, Fußeinschnürung der Chinesen, Schnürbrust der Frauen u. s. w. mit Recht dagegen geltend gemacht werden können. Aber diese negativen Beweise, bei welchen die phylogenetische Tendenz mit Recht sich stärker erweist, als die ontogenetische, können nicht einen einzigen positiven Beweis, der genügend erbracht ist, umstürzen.

Die Weismann'sche Schule, deren Meister übrigens in seinen neueren Publicationen sehr Vieles von der Schroffheit seiner früheren Standpunkte nachgegeben und wenigstens die „Erwerbungen des Keimplasma" selbst zugegeben hat, beruft sich zum Beweis dafür, daß ein thatsächlicher Nachweis für die Vererbung einer durch mehrere Generationen gewohnheitsmäßig ausgeübten Handlung nicht erbracht sei, u. A. auf die Gewohnheit des Schreibens, welches von jedem jungen Individuum wieder neu erlernt werden müsse. Freilich ist dieses so und kann nicht anders sein. Denn fertige Fähigkeiten, wie Schreiben oder Clavierspiel oder kunstmäßiges Singen oder Malen u. dgl. können ebensowenig vererbt werden, wie fertige Ideen, Vorstellungen oder Kenntnisse. Nur die Anlage oder die Disposition des Nervensystems zur leichteren Erlernung und Ausbildung solcher während des Lebens erlangter oder geübter Fähigkeiten, Talente, Gewohnheiten, Triebe oder Neigungen wird vererbt. Dahin gehören die von Darwin selbst aufgeführten Beispiele von Vererbung der Handschrift oder von eigenthümlichen Arm- oder Handbewegungen oder die bekannte leichtere Erziehungsfähigkeit der Kinder gebildeter Eltern oder cultivirter Nationen oder der Jungen dressirter Thiere, oder die beinahe zahllosen Beispiele von Vererbung künstlich anerzogener Gewohnheiten bei dressirten oder Hausthieren, wie Stehen der Jagdhunde, Bitten und Apportiren der Haushunde, Umkreisen der Heerde bei Schäferhunden, Wachsamkeit der Hofhunde u. s. w., oder die bekannte Vererbung künstlerischer oder sonstiger Talente in einzelnen Familien oder gewisser Anlagen einzelner Nationen, wie Handelsgenie der Juden oder kriegerischer Geist der Franzosen u. s. w., oder die Vererbung erworbener Sprachfehler oder der Neigung zu Schwatzhaftigkeit, zu Trunk, zu Verbrechen u. s. w. Wenn man sich in einzelnen der genannten Beispiele mit der Annahme einer ursprünglichen Angeborenheit zu helfen sucht, so vergißt man, daß, wenn die Entwicklungstheorie richtig ist, alles dieses und so vieles Andere, dessen Aufzählung hier zu weit führen würde, doch irgendwo und irgendwie im Laufe der natürlichen Entwicklung einmal erworben worden sein muß — einerlei ob dieses durch Erwerbungen des Individuums selbst oder durch solche des vorhergehenden Keimplasma erklärt werden will. Denn die Unterscheidung, welche man zwischen diesen beiden Arten der Erwerbung macht, ist doch mehr eine künstliche, als eine natürliche; und wenn die Art oder Qualität der individuellen Erwerbung sehr oft oder selbst in der Regel nicht mit der Art der Erbschaft harmonirt, wenn also z. B. trunksüchtige Eltern wohl durch schädliche Beeinflussung des

Digitized by Google

Keimplasmas allgemein nachtheilig auf die Nachkommenschaft zu wirken im Stande sind, ohne daß sie gerade die Neigung zum Trunk selbst vererben, so läßt sich daraus nicht folgern, daß dieses immer der Fall sei, und daß das Keimplasma allen individuellen Einwirkungen während des Lebens total unzugänglich sei. Auch ist das Resultat in beiden Fällen das gleiche, nur mit dem Unterschied, daß es einmal direct, einmal auf einem Umweg erreicht wird. Angeborenheit und Erwerbung während des Lebens fließen hier ineinander, und der Unterschied besteht nur darin, daß die Einwirkung des Körpersomas auf das Keimplasma nicht auf unmittelbare, sondern mittelbare Weise geschieht.

Wenn das Keimplasma im Weismann'schen Sinne unveränderlich wäre, so wäre jene natürliche Entwickelung in aufsteigender Linie nur erklärlich durch Wiederaufnahme der alten, längst verlassenen Präformationstheorieen, wobei übrigens das Wunder als solches noch weit größer wäre, als bei der Annahme einer Einwirkung des Körperplasmas auf das Keimplasma. Namentlich wäre der geistige und moralische Fortschritt bei Mensch und Thier ganz undenkbar, da die natürliche Zuchtwahl, auf welche Weismann neben der Amphimixis sein System hauptsächlich zu stützen genöthigt ist, durchaus nicht immer, wie bereits erwähnt, zum Fortschritt, sondern eben so wohl zum Rückschritt führt, und da der Kampf um das Dasein sehr häufig geistige oder moralische Eigenschaften züchtet oder zum Siege gelangen läßt, welche durchaus nicht dem allgemeinen Fortschritt, sondern eher dem Gegentheil dienen. Auch kann die Zuchtwahl als solche nichts Neues schaffen, sondern nur eine Auswahl unter zufällig entstandenen Varietäten treffen. Sie überläßt daher Alles mehr oder weniger dem Zufall, während die Vererbung einen regelmäßigen Gang der Entwickelung überall dort vorschreibt, wo geordnete Zustände im Thier- oder Menschenleben ihr zu Hülfe kommen. Erblichkeit und Entwickelung sind daher nothwendig zusammengehörige Begriffe; Eins kann nicht ohne das Andere sein. Entwickelung oder Veränderung ohne Erblichkeit würde Alles dem Zufall überlassen und ein unheilbares Chaos zur Folge haben, was nicht der Fall ist. Erblichkeit ohne Entwickelung würde eine endlose Einförmigkeit erzeugen, was wiederum nicht der Fall ist. In der Entwickelung mit Erblichkeit dagegen begegnen wir einem Gesetz, welches Leben, Bewegung, Abwechslung und Fortschritt zur nothwendigen Folge hat — also gerade dasjenige, was wir in Wirklichkeit innerhalb des Natur- wie Culturfortschrittes vor uns sehen. Was dabei unser eigenes Geschlecht anbelangt, so hat die intellectuelle Vererbung oder die Vererbung von Denkvermögen und Verstand im Zusammenhang mit Gedächtniß, Phantasie, Urtheilskraft u. s. w. längst den Sieg über die körperliche Vererbung davongetragen, so daß wir uns hier zumeist in aufsteigender Linie bewegen. Die Möglichkeit der intellectuellen Vererbung ist von vornherein bewiesen durch die bekannte und bereits erwähnte leichte Vererblichkeit der Geisteskrankheiten oder der krankhaften Störungen des Denkvermögens. Wären wir aber auch nicht im Besitze dieses Beweismittels, so würde schon die tägliche Erfahrung darüber, daß der Intellect von Eltern auf Kinder übergeht, keinen Zweifel lassen. Fast bei allen großen Geistern der Geschichte oder sonst geistig hervorragenden Männern oder Frauen ist man im Stande gewesen, nachzuweisen, daß sie geistig bedeutende Eltern hatten, oder daß mindestens einer von den beiden Erzeugern geistig bedeutend war, wenn auch der Ruf oder Name, den sie geschichtlich erlangten, nicht im Verhältniß zu ihren Fähigkeiten stand. Ist schon Fähigkeit und Leistung etwas an und für sich sehr Verschiedenes, so steht der Name, den sich der Einzelne durch irgend eine Art der Leistung erwirbt, durchaus nicht im geraden Verhältniß zu seiner Leistungsfähigkeit, und die meisten der Eltern bedeutender Menschen, deren intellectuelle Bedeutung man erst nachträglich erforscht hat, würden wohl ewig unbekannt geblieben sein, wenn nicht ihre Kinder oder eines derselben die Stufe der Berühmtheit erstiegen hätten. Es ist eine sehr gebräuchliche, aber wohl ganz falsche Annahme, daß das Genie, wie man zu sagen pflegt, „vom Himmel falle". Derartige Wunder können heut zu Tage vor dem Richterstuhle der Wissenschaft nicht mehr zugelassen werden. Immer muß die Geburt eines Genies als Folge oder Ausdruck eines besonders günstigen Zusammentreffens von vorbereitenden Umständen oder Bedingungen angesehen werden — wenn auch diese Umstände nicht in jedem einzelnen Falle bekannt werden oder bekannt geworden sind.

Wenn aber geistig bedeutende Menschen nicht immer gleichgeartete Kinder erzeugen, so mag neben allerlei mehr oder weniger zufälligen Umständen hauptsächlich die Amphimixis die Schuld tragen.

Uebrigens erstreckt sich die Macht der intellectuellen Vererbung nicht bloß auf sog. große oder hervorragende Geister, sondern gleicher Weise auf alle Menschen und hat zur nothwendigen Folge, daß bei civilisirten oder im Fortschritt begriffenen Völkern eine stete, langsame Steigerung des geistigen Vermögens oder der geistigen Kräfte stattfinden muß, indem jede einzelne Generation von der ihr vorangegangenen eine durch Uebung, Erfahrung, Erziehung und zufällige Erwerbung etwas gesteigerte geistige Anlage überkömmt. Es wird dabei gewissermaßen Zins auf Capital und Zins auf Zins geschlagen, so daß die Erziehung selbst, eben in Folge der gesteigerten Anlage, auf der einen Seite immer leichteres Spiel bekommt, auf der anderen Seite freilich bei gesteigerten Ansprüchen auch mehr zu leisten hat, als früher. Die Ursache für diese Steigerung des geistigen Vermögens kann selbstverständlich nur in dem Organ des Geistes oder in dem Gehirn gesucht werden, von welchem wir wissen, daß es durch Gebrauch und Uebung ebenso wächst, erstarkt und leistungsfähiger wird, wie andere Organe unseres Körpers. Das menschliche Gehirn ist, wie H. Spencer bemerkt, gewissermaßen ein organisirtes Register von unendlich zahlreichen Erfahrungen, die während der Entwickelung des Lebens oder vielmehr während der Entwickelung jener langen Reihe von Organismen aufgenommen wurden, durch deren Aufeinanderfolge der menschliche Organismus nach und nach erreicht worden ist. Die Wirkungen der gleichmäßigsten und häufigsten dieser Erscheinungen sind nach ihm allmälig vererbt worden und sind, Capital und Zinsen, langsam bis zu der hohen Intelligenz gestiegen, welche jetzt im Gehirn des menschlichen Kindes „latent" ist, d. h. im verborgenen oder unentwickelten Zustande der Eindrücke harrt, welche dasselbe zu seiner vollen Ausbildung zu bringen bestimmt sind.

„So kommt es", so resumirt der berühmte englische Physiker Tyndall in seiner ausgezeichneten Rede über Religion und Wissenschaft (1874) in Uebereinstimmung mit Spencer das Facit der intellectuellen Vererbung, „daher kommt es, daß der Europäer zwischen dreißig und vierzig Cubikzoll Gehirn mehr erbt, als der Papua; daher kommt es, daß Fähigkeiten, wie die der Musik, die bei manchen niederen Rassen kaum existirt, bei den höheren mit der Geburt vererbt werden — kurz, daß aus Wilden, die nicht im Stande sind, bis zur Zahl ihrer Finger zu zählen, und die nur eine Haupt- und Zeitwörter enthaltende Sprache reden, schließlich unsre Newtons und Shakspeares entstehen."

Selbstverständlich, daß mit dem Gesetz der intellectuellen Vererbung zugleich Anlaß und Gelegenheit für einen endlosen geistigen Fortschritt der Menschheit gegeben ist, indem jede einzelne Generation die von ihr gemachten geistigen Erwerbungen und Erfahrungen oder die von ihr gewonnenen seelischen Fertigkeiten, Fähigkeiten u. s. w. gewißermaßen in der Organisation ihres Gehirnes festlegt und durch Vererbung dieses so modificirten oder in seiner Leistungsfähigkeit gesteigerten Organs ein mehr und mehr befähigtes, zu stets höherer geistiger und moralischer Entwicklung neigendes Ge-

Digitized by Google

schlecht hervorbringt. Kunst, Wissenschaft, Dichtung und Sittlichkeit, alle diese erhabensten Offenbarungen des Menschengeistes, gleichen einer kostbaren, durch die lange Arbeit zahlloser Geschlechter großgezogenen und zu stets höherer Entwicklung oder Ausbreitung bestimmten Pflanze. Wehe jedem Lande oder Volke, welches diesen natürlichen Entwicklungs- und Fortschritts-Proceß aufhält oder gar, wie in dem unglücklichen Spanien, gewaltsam unterbricht und durch Elimination, Verfolgung oder Nichtbeachtung seiner großen Fortschrittsgeister die natürliche Entwicklung und Weiterbildung geistigen Lebens durch Erwerbung und Vererbung mehr oder weniger unmöglich macht!*)

Literatur und Kunst.

Berlin als malerisches Motiv.

Von Franz Hermann Meißner.

Es ist ein ganz eigenthümlicher, persönlicher Zug, der durch die ärmliche, nüchterne, doch aber nicht reizlose Cultur der Mark Brandenburg in ihrer geschichtlichen Entwickelung geht. Man hat sein Wesen auf das Zusammenwirken zweier Elemente zurückzuführen, auf die Landschaft als solche, welche die Art ihrer Erscheinung in das Wesen der Bewohner abgedrückt hat, und auf die Rasseneigenthümlichkeit der Leute dieses Landes, die, obwohl Germanen, nicht frei von slavischen Nationaleigenthümlichkeiten sind. Die Mark hat viel Wasser, wenig Hügel, auf ihren flachen Feldern steht die reife Frucht halb so hoch als auf anderem deutschen Boden, sie hat weite, aber uniforme Wälder. Sie ist eigenthümlich still, zu Zeiten lautlos, — ihre Farben klingen nicht, ihre Formen ziehen nicht an; versteckt, beinahe scheu kriechen ihre Dörfer aus dem Boden heraus, als sähen sie sich verstohlen um, — kaum sind sie in ihrer Farblosigkeit, in ihrer schier ängstlichen Zusammengekrochenheit um nüchterne und niedere Gotteshäuser ein Punkt in der Landschaft, deren Reize, so fein sie in gewissen Lichtzuständen, in manchen Wasser- und Waldmotiven wegen ihres melancholischen Grundtones sind, doch aufgesucht sein müssen. Die Leute der Mark aber blicken von diesem Hintergrunde so zugehörig her, wie ein Ritterkopf aus einem Rahmen, hinter dem eine Burg sich lustig auf einer Anhöhe erhebt — sie sind uninteressant, eintönig, schwerfällig, sie sind scheu, mißtrauisch, geduckt, aber zäh und ausdauernd: sie haben Slavisches an sich. Dennoch irrt der, welcher aus diesem Wesen auf Stumpfsinn des Schlages schließen wollte, — im Gegentheil. Freilich hat die Muse der bildenden Kunst in dies arme Land nur ihre dürftigsten Dienerinnen gesandt, eine Kunstpflanze ist die Musik, ein verschämtes Bettlerkind das Volkslied, aber eine verblüffende geistige Regsamkeit, wenn meist auch unfruchtbar, geht durch diesen Volksschlag, dessen eigenthümlicher Zug die „Sinnirerei", das Spintisiren in allen Lagen und Situationen des Lebens ist. Dieser Charakterzug hat die Cultur der märkischen Landschaft und ihrer Städte bestimmt. Man liest ihn aus allen märkischen Schriftstellern heraus, am prächtigsten hat ihn Willibald Alexis getroffen und nach ihm Fontane, dessen so feine und bedeutsame Kunst märkisch durch und durch ist. Er hat sich erhalten in allen fremden Einflüssen der Jahrhunderte, bald als nüchternster Nationalismus, bald als Mysticismus sich offenbarend, — wesentlich unter französischen Einflüssen ist jener eigenthümliche Kriticismus aus ihm geworden, der sich ganz auf die literarische Seite der Geistesbethätigung geworfen hat und der auch in der bei Seite geschobenen bildenden Kunst von Anfang an jenen nüchternen Realismus bis in die Gegenwart entwickelt und gepflegt hat, welcher mit den Namen Chodowiecki, Schadow, Krüger, Menzel umrissen werden kann. Der literarische Zug, der immer kritisch bleibt, ob er der wissenschaftlichen oder der dichterischen Romantik und dann dem sich entwickelnden Realismus zugewendet ist, bleibt stets der vorherrschende, — die bildende Kunst ist trotz des Nazareners Cornelius, trotz Schinkel immer das Mindere und kommt erst spät zur Reife. Und daß diese bildende Kunst eine Treibhausblüthe bis in die neuere Zeit blieb, dafür ist charakteristisch, daß ihr Realismus in der Malerei sehr selten, man kann sagen, fast nie die Mark und ihr Centrum, die preußische Hauptstadt, zum Gegenstand der Darstellung gemacht hat. Es giebt eine sehr charakteristische Berlinische Literatur, wie auch die Berlinische Wissenschaft in ihren größten Resultaten ein merklich Berlinisches Gepräge hat, — eine speciell Berlinische Malerei giebt es neben einer Zahl kräftiger Keime und einer einzigen Persönlichkeit (Menzel) bis 1870 beinahe gar nicht, während z. B. Paris von dem Augenblick an, in dem die Geltung des David'schen Classicismus sinkt, eine Pariserische Kunst hat, die von dem genialen Zeichner Gavarni an eine Legion Parisdarsteller hervorbrachte und selbst den nicht die Hauptstadt darstellenden Künstlern das eigenthümliche Parfüm einer localcharakteristischen Kunst verlieh.

Berlin, vor 1870 im Wesentlichen eine wenig aus dem landschaftlichen Charakter herausragende provinziale Hauptstadt, deren Kunstbauten, deren Plastik, Malerei keinen wesentlichen localen Stil von Bedeutung haben, sondern in märkischen Sand verpflanzte Treibhausgewächse sind, beginnt mit 1870 die rapideste Entwickelung, die in 25 Jahren die preußische Centrale in durchgreifender Weise zur Weltstadt gewandelt hat. Ein schwach vorhandener malerischer Sinn wird entwickelt in allmäligen Etappen, weil die Erscheinung des ganzen öffentlichen Lebens Farbe und Bewegung bekommt. Die öffentliche und private Architektur beginnt mit Tropenüppigkeit die vornehmsten Straßen mit monumentalen Gebäuden von immer gesteigertem Prunk zu erfüllen und die schmucklosen Bauten des alten Berlin zu verdrängen, Farbe und Form verleiht sie der Stadt, wie sie den früher monotonen Straßen mit den niedrigen Häusern interessantere, eine künstliche Weite herzaubernde Perspective giebt; riesenhafte industrielle, communale Unternehmungen lassen den Verkehr immer stärker anwachsen; eine Fülle von Sehenswürdigkeiten, von Vergnügungen, von Erholungsorten entwickeln ein starkes öffentliches Leben, wie es früher unbekannt war: das prunkvolle Kaffeehaus und prächtige Bierpaläste in posaunenden Stilen sind an die Stelle der wenigen alten „ästhetischen" Conditoreien und der spießbürgerlichen oder geheimräthlichen Weißbierlocale getreten. Das alte eingeborene Berlinerthum wandelt sich dabei langsam, — es sitzt als ältere Generation noch mit patriarchalischen Zügen im Osten, Süden und Norden der Stadt und behält vorwiegend noch seine Arbeitsamkeit, seine sittliche Tüchtigkeit, seine Intelligenz, seinen vorlauten Mutterwitz, dem nichts heilig ist, hinter dem doch aber viel Gutherzigkeit und menschliches Mitgefühl steckt. In die Oeffentlichkeit dagegen tritt so sehr, daß er für den oberflächlichen Beobachter die Signatur der ganzen Stadt giebt, ein neuer, zumeist der jüngeren Generation angehöriger Typus. In ihm mischt sich der Nachwuchs der in Folge des Aufschwungs wohlhabend gewordenen Berliner Familien mit jenen Armeen junger Provinzler, die seit den Gründerjahren mit frischen, unverbrauchten Säften aus dem ganzen Reich nach Berlin strömen, ihr Glück hier zu machen, — es entsteht der erste Weltstadttypus, der als ein unreifer freilich noch Paris und

*) Die weitere Ausführung dieses Gedankenganges hat der Verfasser in seiner kleinen Schrift: „Die Macht der Vererbung und ihr Einfluß auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit." Leipzig, Günther, 1882) niedergelegt.

Digitized by Google

London als Modegötter anerkennt, — welcher aber sowohl durch den Amerikanismus in seiner fieberhaft gesteigerten Arbeitsleistung als auch durch den davon bedingten größeren Hang zum Lebensgenuß ganz neue Elemente herausgebildet, aber auch vielfach zerstörend gewirkt hat.

Es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß Menzel mit seinem 1846 gemalten, 1876 übermalten „Blick in den Prinz-Albrecht-Park" den europäischen Realismus eigentlich eingeleitet, zugleich hierin aber auch das erste Berliner Motiv „von weltstädtischen Gesichtspunkten aus" behandelt hat. Ein zu eminenter Könner ist Menzel und der treibende Zug zu einer plastischen Auffassung geschichtlicher Vergangenheit zu stark in ihm, als daß er seine Kunst auf Darstellungen von Berlin beschränkt hätte, es giebt kaum nur ein halbes Dutzend solcher Motive von ihm, und immer darin ist das Berlin vor und um 1870 in seinen charakteristischen Typen geschildert, aber eine Begründung der Weltstadt-Darstellung ist es trotzdem durch den belebenden Nerv, der alle diese Bilder durchzuckt. Da ist jene Nervosität, welche das Land nicht kennt, da ist jene differenzirte Feinheit des Auges und der Empfindung, die zu entwickeln eine Mittelstadt gar keine Gelegenheit bietet, die den Großstädter so schlagend charakterisirt: nämlich in diesen Farbeproblemen, welche ein Stückchen Himmel zwischen hohen und nahen Häusern mit reflectirenden Fenstern, mit dünnen Baumkronen bietet, in diesen Beleuchtungszuständen zu jeder Tages- und Nachtzeit, die tausendfach gebrochen sind durch zahllose widerscheinende Gegenstände, blinkenden oder stumpfen Straßenschmutz, Laternen, lackirte Gefährte aller Art, die Tracht der verschiedensten Typen — dann vor Allem in diesem ruchlosen Gedröhne und Getöse des hastenden Verkehrs und in diesem kaleidoskopartigen Blitzen und Sichbewegen zahlloser Linien der Wagen, der schnell vorübergleitenden Menschen, aber auch der Architekturen nebeneinander, die in der Großstadt immer das der Kleinstadtgewohnheit widersprechende Bestreben zeigen, einander an Interesse zu überbieten. In dieser Erscheinung liegt ja das Problem des Großstadtlebens, und sie erklärt auch bei tieferer Betrachtung so Vieles in der Uebercultur desselben; dies Reagiren aber auf tausend fast gleichzeitige Eindrücke aller Sinne, dies sorgsam-intensive Beobachten zahlloser Details, die fiebernde Associationsfähigkeit, die schließlich ein monotones Stück Fläche zu einer coloristischen oder linearen Symphonie aus lauter feinen, diskreten, kaum sichtbaren Reizen zu gestalten weiß, ist charakteristisch für Menzel's Berlinische Kunst, die nichts von kleinstädtischer Ruhe und idyllischem Lebensbehagen hat, in der Alles in seiner Schwingung sich regt und kreist.

Dieser Prinz-Albrechtspark ist ein schlagendes Beispiel dieses Charakters. Da sieht man von hoch oben her in einen Ausschnitt mit unebenem Terrain hinein, den bald schattig, bald sonnig die Wege zwischen den Rasenflächen und unter den hohen Wipfeln von Pappeln und Eichen durchziehen, darüber die lichtgrüne Laubmasse, hinter der ein besonntes Stück der Palais-Façade, zwei Stalldächer und im Hintergrund eine glatte Hinterhauswand sichtbar werden. Auf dem freien Rasen-Rondell im Vordergrund, wo ein Erdhaufen auf Terrainarbeiten weist, befinden sich Karren und Werkzeuge, liegen im Mittagsschlafe mit jener Gliedergelöstheit, die Menzel und nach ihm nur noch Skarbina so prachtvoll darzustellen versteht, Arbeiter malerisch ausgestreckt. Es ist ja ein Vorwurf, wie ihn jeder fürstliche Park irgendwo bieten könnte, es ist auch ein Idyll, von dem die Großstadt kaum etwas weiß, und doch kann man keinen Augenblick in Zweifel sein, wo dies Idyll sich befindet. So intensiv hängt sich an allen Details eines Ortes nur ein Künstler fest, dessen Nerven von der Großstadt differenzirt sind, und so zahllose Schwingungen von Tonpartikelchen empfindet man nur, wenn man aus dem Lärm der Straßen sich auf eine Stunde in den Frieden irgend eines abgeschlossenen Winkels gerettet hat, denn der verworrene Lärm eines großen Häuser-Complexes bricht sich sichtbar an diesen glänzenden Wipfeln und mischt sich mit feiner Bewegung in die tonreiche Luft und prallt wie ein Stimmgabelton zitternd von den Wänden und Kanten der Façaden und Dächer ab. So ist es trotz des Motivs ein Berliner Bild.

Erst von 1871 ist das nächste Berliner Bild Menzel's datirt, die „Abfahrt Kaiser Wilhelm's zur Armee 1870", jenes Werk in der Berliner Nationalgalerie, auf dem der greise König in offener, von reitenden Schutzleuten escortirter Equipage neben der weinenden Königin die mit flatternden Fahnen geschmückte Straße entlang fährt. Der Himmel ist bedeckt, nur undeutlich sieht man das Schloß und den Rathhausthurm im Hintergrunde, licht, dünn, durchsichtig ziehen sich links die Lindenwipfel des Mittelweges nach hinten, unter der in losester Andeutung Bewegung und Getöse einer tuchschwenkenden, hurrahrufenden, bis in die Tiefe der Seele hinein erregten Menge gegeben ist. Und unabsehbar, aber wundervoll gegliedert ist die Menge im rechten Vordergrund vor den geschmückten und sorgfältig durchgeführten Häuserfronten von Nr. 12 her, da ist in lebendigen Figuren das Volk in seinen Haupttypen geschildert und jede Figur in ihrer individuellen Sphäre, man kann sagen, den Roman ihres Lebens an der Stirn tragend, und doch in allen diesen Leuten — welch eine herzzitternde Bewegung vor der Schwere des Augenblicks, welch begeistertes Vertrauen auf den Herrscher, der seiner Politik nach Außen den Schlußstein eben aufzusetzen geht. In diese feierliche Ergriffenheit eines historischen Augenblicks hinein hat Menzel dann einen so feinen Zug mit dem richtigen Berliner Extrablätter-Jungen gesetzt, der, unbekümmert um den Vorgang, einen Köter hetzt. Der höchsten Anforderung, die man an ein Geschichtsbild zu stellen hat, entspricht dies kleine Werkchen mit einer Vollkommenheit und Monumentalität, die Menzel's Krönungsbild überbietet, — es ist aber noch viel mehr ein sittengeschichtliches Bild von Berlin im Jahre 1870 und von jenem kraftvollen, ferngesunden, patriarchalisch tüchtigen Geschlecht des Volkes, dem Reich und Weltstadt schon in allen Gliedern steckte. Eine eigenthümlichere Berliner Darstellung hat die Berlinische Malerei mit Ausnahme des doch immer bedingten „Albrechtsparks" nicht, — es erscheint auch fast überflüssig, weil die Höhe dieses Werkes, das prachtvolle Gefühl darin für Ort, Zeit und Vorgang, der genialische Griff in die Volksseele hinein Alles enthält. Ganze Geschlechter von Vorläufern hätten nicht mehr sagen können, das sieht man an einer ähnlichen Darstellung von Krüger im Berliner Schloß, welche die Huldigung Berlins 1840 im Lustgarten darstellt und ohne jeden Widerspruch einen anderen Stadtnamen tragen könnte.

Das sind Menzel's beide Hauptwerke von Berlin. Es giebt noch einen Torso, der viel versprochen hätte: die Aufbahrung der Märzgefallenen 1848 auf dem Gensdarmenmarkt mit vielen Genieblitzen, und dann neben minder hervorstechenden Blättern drei solche in Gouache, den Schifffahrtscanal, Maurer auf einem Neubau, Berliner Weihnachtsmarkt, von deren liebevoller Durchbildung und deren Farbenesprit zu reden unnöthig ist; sie geben keine neue Note zu Obigem, aber unverkennbar ist die Art berlinisch, so sicher, fein, so unräsonnirt klar ist der genius loci getroffen, daß man kaum nach dem geschilderten Orte zu fragen braucht.

(Schluß folgt.)

Neue französische Romane.

Von Professor Ludwig Geiger.

Es ist schon lange her, daß ein neuer Ohnet Anderes als einen mercantilen Erfolg bedeutet. Gartenlauben-Manier mit etwas Pfeffer gewürzt, — so oder ähnlich hat man gern

Digitized by Google

seine Art bezeichnet. Auch sein neuestes Werkchen „Die Tochter des Deputirten“ (Paris, Ollendorff) ist, wie man bei Ohnet von vornherein sicher sein kann, weder die Geschichte einer Heldin noch einer Prostituirten. Es ist vielmehr eine gewöhnliche sentimentale Liebesgeschichte zwischen Gilberte Courrier, der Tochter eines radicalen Abgeordneten, und Henri Trésorier, dem Sohne eines baronisirten und der legitimistischen Partei angehörigen Börsenmannes. Damit ist ein Conflict gegeben, der ebenso zeitgemäß, wie menschlich ist, aber wie kleinlich wird er gelöst! Das Zeitgemäße fehlt auch sonst nicht: Natürlich haben sich die Liebenden bei Gelegenheit der Feste von Toulon getroffen, Anspielungen auf Panama wie die Scandalprocesse der jüngsten Zeit fehlen nicht. Aber mit solchen Mittelchen, mit manchen Rührscenen, mit ein wenig Frömmigkeit, die auch nicht mangeln darf, löst man keine Conflicte. Der Liebhaber führt sich unter fremden Namen bei dem Abgeordneten ein, gründet ihm ein Journal, sein Incognito wird entdeckt, und die Sache scheint abgebrochen. Da legen sich die Eltern in's Mittel, die Mama wird von der Anmuth der künftigen Schwiegertochter bezaubert, und der Papa zieht aus, um bei seinem politischen Antipoden, der sich ihm bei einer Wahl als schlimmster Gegner gezeigt, die Hand der Tochter zu erbitten. Aber es kommt zu einer so heftigen Aussprache zwischen den beiden Alten, so daß die Sache zum zweiten Male zu Ende zu sein scheint. Da geht Gilberte, die ganz religionslos erzogen worden ist und nun plötzlich Glaubenssehnsucht empfangen hat, in ein Kloster, und nun würde die Sache definitiv zu Ende sein, wenn sie nämlich Ernst damit machte, Nonne zu werden. Aber sie will nur fromm werden, bleibt dienende Schwester und gewinnt als solche alle Herzen, zuletzt auch das des gestrengen Papas. Denn dieser läßt sich von seinem künftigen Schwiegersohn, obwohl Beide vorgeben, sich glühend zu hassen und sich gegenseitig umbringen zu wollen, überzeugen, daß sein ganzes Unglück, seine Ehrlichkeit und sein starres Festhalten an seinen Grundsätzen ist, geht in's Kloster, angeblich um die Tochter aus ihrer Sclaverei zu befreien, gilt ihr aber in Wirklichkeit die Heirathserlaubniß. So sind alle düsteren Wolken zerstreut, das Ganze endet friedlich mit einer Hochzeit; der Atheist erscheint ganz gefügig bei einer kirchlichen Trauung; der Radicale reicht der aristokratischen Mutter seines Schwiegersohnes zierlich den Arm und steigt mit ihr in die Equipage. Die Leser können die tröstliche Hoffnung mit sich nehmen, daß beim Hochzeitessen die alten Herren Courrier und Trésorier Brüderschaft trinken werden, daß Ersterer über kurz oder lang Minister wird; jedenfalls leben sie der frohen Ueberzeugung, daß wieder eine Seele gerettet ist. Alle jungen Mädchen dürfen und werden den Roman lesen und den Geber edler Rührung preisen. Nur schade, daß trotz aller Rührung und Spannung Alles so conventionell und Alles so unwahrscheinlich ist. Verbrauchte Mittel, unwahre Charaktere, eine Sprache ohne Originalität und ein trauriger Verzicht darauf, den Problemen zu Leibe zu gehen, die wirklich die Welt bewegen, Menschen und Verhältnisse zu zeichnen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie in der Phantasie eines Romanschreibers herumspuken.

Unter den Autoren, die neben Ohnet in der Ollendorff'schen Sammlung vertreten sind, finden sich nicht viele in Deutschland bekannte. Besondere Beachtung verdient Abel Hermant. Zwar über seine hier mitgetheilte Novelle: Eddy et Paddy braucht man, als über ein Nebenwerk, nicht viel Worte zu machen. Ausführlicher mag von seinem kürzlich erschienenen Buch: Le Sceptre gesprochen werden. Es war vorher unter irgend einem Pseudonym mit anreizenden Illustrationen in La Vie parisienne veröffentlicht worden und hatte schon bei den Lesern dieses Blattes, die mehr flüchtigen Sinnenkitzel als ästhetisch geistigen Genuß verlangen, Aufsehen gemacht. Als Buch wendet es sich auch an andere Kreise. Es ist nach dem Muster Gyp's geschrieben, in Dialogform, mit stark gepfeffertem Inhalt, in raffinirter Manier, das Aeußerste anzudeuten, ohne es doch vollständig auszusprechen. Aber während Gyp sich dadurch auszeichnet, gewagte Einzelheiten witzig vorzubringen, und vortreffliche Momentbilder aus der vornehmen Pariser Gesellschaft zu zeichnen, aber durchaus unfähig ist, aus jenem begrenzten Kreise herauszutreten, giebt Hermant ein abgerundetes, auch in seinen Einzelheiten fein gezeichnetes Bild eines großes exotischen Fürstenhauses. Starke Satiren gegen die Königin von Rumänien und den Exkönig von Serbien neben Anspielungen auf größere Monarchen wechseln mit geistreichen Ausfällen gegen Königthum und Hofleben überhaupt. Der Inhalt ist nicht das Wichtigste: Der Erzherzog Paul, der Bruder des Kaisers, ist des Hoflebens satt, verbreitet die Nachricht seines Todes, um sich an der Riviera und in Paris ungestört zu amüsiren. Er trifft mit einem ehemaligen hohen Geistlichen seines Vaterlandes zusammen, dessen Frau er verführt, wodurch er Jenem die herbeigewünschte Ehescheidung ermöglicht, verheirathet sich selbst mit einer Wiener Kunstreiterin, muß aber auch seinerseits die Scheidung beantragen, da er von der spröden Gattin den wirklichen Vollzug der Ehe nicht erlangen kann. Auch in seinen Pariser Liebesfreuden ist er nicht glücklich, sieht vielmehr einer Sittlichkeitsanklage entgegen, wie auch einer Verfolgung Schulden halber, wird aber aus allen Verwicklungen durch seine Berufung zum Thron gerissen, da sein Bruder gestorben ist und dessen Sohn, der eigentliche Thronerbe, verzichtet hat. Daher eilt er in seine Heimath, verheirathet sich auf Grund eines geheiligten Vertrags mit der jugendlichen Prinzessin, die der Kronprinz verschmäht hatte, wird zum Kaiser gekrönt und „fühlt sich als Gott“. Die Art, wie diese Krönung, die Heimreise, die Umwandlung aus tiefstem Elend zu höchstem Glanz geschildert wird, ist ein Muster burlesker Satire; nicht minder ausgezeichnet das Wiedersehen und Zusammenleben der beiden hochgestellten Cumpane, der Fürstencongreß in einem Oertchen der Riviera, wo die ihr Incognito Wahrenden als Eindringlinge behandelt werden. Meisterhaft gezeichnet sind die beiden unzertrennlichen Begleiter des Fürsten, die Gräfin Eschenbach, die ewige Jungfrau, die dem Fürsten „sein erstes Bad bereitet hat“, und ein General. Ganz vorzüglich sind auch die Pariser Scenen, besonders das Haus Patricot, dargestellt, ein anscheinend solides Bürgerhaus, das seine Säle und Gärten für allerlei Vergnügungen hergiebt und dabei recht bedenkliche Geschäfte treibt. Das Verwegendste wird mit sehr viel Geist, mit überlegener Ironie, mit einer bei aller Frechheit unverkennbaren Grazie gesagt.

Marcel Prevost war mit seinen Demi-vierges wohl auf die Höhe seines Ruhmes gelangt. Wie schnell geht's bei den Franzosen hinauf, freilich auch wie schnell abwärts. Seitdem ich, als einer der Ersten in Deutschland, an dieser Stelle von Prevost's „Frauenbriefen“ sprach, sind erst wenige Jahre vergangen. Seine „Cousine Laura“ (Leipzig, Langen) bedeutet keinen Fortschritt, wenn auch keinen starken Rückschritt. Prevost bleibt auch darin ein flotter Erzähler und ein Psycholog des Frauenherzens. Operirte er in seinen Demi-vierges — wie unzutreffend ist doch der in der deutschen Uebersetzung (Leipzig, Langen) gewählte Ausdruck „halbe Unschuld“, denn es kommt ja gerade darauf an, das „Jungfräuliche“ als nicht mehr vollwerthig zu zeigen, — mit einer ganzen Anzahl Nebenfiguren, die als nöthige Umgebung der vier oder fünf Hauptpersonen erschienen, so arbeitet er hier eigentlich nur mit zwei Hauptfiguren. Es ist die Geschichte einer Sängerin, die von einem Ingenieur geliebt wird. Zuerst wird er abgewiesen, dann erringt er einen halben Sieg, zuletzt erhält er ganzen und dauernden Lohn. Daneben wieder der vollausgebildete Typus der demi-vierge, der 14jährigen Schwester der Hauptheldin, ihre Mutter, eine feile Kupplerin mit gelegentlicher Gemüthsbewegung, der Freund des Helden, der skeptische, humoristische Freund des Hauptheldin, sein Beichtvater und Rathgeber. Das Wichtige jedoch sind nicht diese Nebenpersonen, auch nicht die

Digitized by Google

Coulissendetails und die etwas sehr stark aufgetragene Scene im cabinet séparé, die dem Werke in gewissen Kreisen viele Freunde verschaffen wird, sondern der Versuch, den Fall der Frau psychologisch zu erklären. Sie ist eine reine Frau, die auf ihre Reinheit pocht, Künstlerin des Verdienens wegen, unberührt aus Berechnung. Sie ist mit einem belgischen Kammerherrn verlobt und will vor wie nach der Ehe keine Thorheiten begehen. Aber durch das bischen Schwärmerei, das sie hat, wird sie zu dem Ingenieur gezogen, den sie als ganz junges Ding auf einer Hochzeit kennen gelernt und mit Liebelei, in die sich ein Räuschlein mischt, an sich gezogen hat. Sie weist ihn aus Vernunft ab. Aber als sie, berühmt und verlobt, ihn nach Jahren wiedersieht, wird sie, halb wider ihren Willen durch Erinnerung an den kurzen Jugendtraum, durch Ekel vor ihrem zwar correcten, aber unerträglichen Zukünftigen, durch Eifersucht gegen ihre Schwester, die alle ihre Künste an dem Jugendfreund versucht, der sich nur allzuwillig dazu hergiebt, in großer Erregung nach einem glänzenden Erfolge von dem Ingenieur erobert. Was diesem ein zwar ersehnter Sieg, aber doch nur eine Episode war, das ist ihr der Abschluß; sich selbst treu, bricht sie sofort mit ihrem Verlobten und giebt sich dauernd dem Sieger zu eigen. Durch diese Charakterzeichnung ist Prevost's Buch, weit entfernt, eine bedeutende Leistung zu sein, doch eine interessante Erscheinung.

Handelt es sich bei Prevost eigentlich um eine Frau, so wimmelt es von Frauen, noch dazu jungen und hübschen in Paul Hervieu's neuem Buch.*) Die Idee ist sehr originell. Das Buch enthält nämlich eine Sammlung Briefe, geschrieben von und gerichtet an Männer und Frauen, die auf einem Schlosse den Herbst verbringen. Manche dieser Briefe sind vereinzelt: die eines Malers, der die verlassene älteste Tochter der Schloßherrin porträtirt und sich dabei in sie verliebt und seines Bruders, eines Pariser Schriftstellers, der häusliche und Berufs-Leiden und Freuden berichtet, oder eines Schauspielers, der eine Komödie des Schloßherrn einzustudieren hat und seiner zurückgebliebenen „Freundin", oder eines jungen Prinzen, der seinem Vater berichtet, wo er die Tochter eines Millionärs, mit der ihn berechnende Freundinnen auf dem Schlosse zusammengebracht haben, allmälig gewinnt. Aber Andere hängen zusammen: Frau v. Trémour, die mit ihrem Manne, mit dem sie aber jede Beziehung abgebrochen hat, auf dem Schlosse weilt, muß ihrem Liebhaber, einem Spieler und Don Juan, bekennen, daß sie sich Mutter fühlt. Sie wird bei jener Vorstellung, bei der sie mitzuwirken hat, ohnmächtig, eilt nach Paris und versucht, schließlich nicht ohne Erfolg — man denke! — ihren Arzt dazu zu bringen, ihr ein Mittel zu verschaffen, das die Folgen des Fehltritts vernichten soll. Alles das schreibt sie einer auf dem Schlosse weilenden jungen Freundin, die eine kurze Strohwittwerschaft dazu benutzt, um mit dem Prinzen zu schmachten. Diese schickt Frau v. Trémour ihren compromittirenden Brief zurück zugleich mit ihrem Berichte über ihre eigenen Herzens- und Liebesangelegenheiten, der nicht weniger compromittirend ist. Der saubere Millionär fängt diesen Brief auf, giebt der schönen Strohwittwe ihre Epistel, nur nachdem sie sich in schmachvollster Weise erniedrigt, zurück und stellt Frau v. Trémour dieselbe Bedingung. Deren Liebhaber, der unterdeß als Falschspieler entlarvt ist, weiß dem saubern Patron — par nobile fratrum — den Brief zu entreißen. Er schießt sich, nicht etwa dieser Gewaltthat wegen, sondern weil er in seinen Kreisen nicht mehr aufzutreten wagt, eine Kugel durch den Kopf und seine Freundin vergiftet sich. Der tragische Schluß beendet unheimlich genug die meist sehr fröhliche, sehr freie, aber mit nicht geringer Kunst zusammengestellte Sammlung, in der die Hauptgeschicklichkeit durch alle Arabesken hindurch sich deutlich hervorhebt. Die Geschicklichkeit, mit der die [illegible] müdende Form angewendet wird, ist höchst beachten[illegible] meisterhaft die Gewandtheit, mit der die Fäden vers[illegible] und entwirrt werden. Hervieu vertheidigt in seinem [illegible] wie auch in einem früheren Drama die Ansicht, daß [illegible] heirathete Frau, wohlgemerkt bloß die, welche ein K[illegible] dem ungeliebten Gatten besitzt, das Recht habe, ihrer [illegible] schaft zu folgen. Das Wort „Schluß" fehlt, wie e[illegible] ständiger französischer Kritiker seines Dramas gesagt [illegible] den Werken wie in dem Wortschatz dieses Dichters.

Er, wie die meisten bisher erwähnten Schriftstel[illegible] Jünger, Anhänger der neuen Richtung, mag man [illegible] Realisten, Naturalisten oder wie sonst nennen. Einzelu[illegible] gemeinsamen Züge sind das Verweilen in den höhere[illegible] sellschaftskreisen, die ungeschminkte, fast zu deutliche Aus[illegible] weise, die fast ausschließliche Hervorhebung von Liebe[illegible] und die offene Parteinahme für die schuldige Frau. [illegible] Werke erscheinen meist, bevor sie in Buchform veröff[illegible] werden, in den kleineren Journalen, die verhältni[illegible] wenig nach Deutschland kommen, oder in der Revue de[illegible] die als eine Art Concurrenzunternehmen gegen die e[illegible] dige Revue des deux mondes vor etwa zwei Jahren beg[illegible] wurde. Doch verschließt sich auch diese Zeitschrift kein[illegible] dem Modernen. Zwei ihrer Autoren, beide wohl [illegible] mögen noch genannt werden.

Der erste, Victor Cherbuliez, bekanntlich auch unt[illegible] Namen Valbord als Politiker, Kritiker, Literarhistoriker[illegible] und wegen seiner tief eindringenden Kenntniß deutsche[illegible] ratur auch bei uns sehr geschätzt, ist ein Tendenz- und [illegible] schriftsteller. In manchen seiner Romane bekämpft [illegible] stimmte politische oder religiöse Vorurtheile, tritt lebha[illegible] den Clericalismus auf. In seinem neuesten Roman*[illegible] er eine freilich etwas weit ausgespannte, aber gut gezeichn[illegible] im Ganzen unterhaltende Darstellung einer Provinzgese[illegible] Ein steinreicher Sonderling ist aus Amerika zurückge[illegible] und versammelt seine Familie, Schwester, Neffen und Nichten um sich, über deren Erbschleicherei er sich amüsirt. Hauptkampf spielt sich zwischen ihm und einem ebens[illegible] köpfigen Neffen ab, den er nach seinem Willen leit[illegible] bald an sich zieht, bald zurückstößt und selbst dur[illegible] Testamentsbestimmung in die peinlichste Lage versetzt. [illegible] der Leser ahnt, daß der Neffe sich schließlich mit einer [illegible] Amerikanerin, der unehelichen Tochter und Haupterb[illegible] Alten, die von dem Vater Verstand und Energie geer[illegible] aber Beides mit Liebeswürdigkeit und Liebebedürfniß ver[illegible] verheirathen wird. Nicht diese Liebesgeschichte und n[illegible] andere, sowohl des Heirathscandidaten, als anderer Mä[illegible] und Fräulein, die in dem Buche vorkommen, bilde[illegible] Hauptreiz, sondern die Schilderung der Erbschleicher im[illegible] Charakteristik des Alten. Jene ist eine tüchtige Arbeit, [illegible] lich nach bewährten alten Mitteln: fröhliche, griesgrä[illegible] neidische Verwandte, die in beständigem Hader leben, so[illegible] einer den Anderen fürchtet, aber völlig eins werden, [illegible] es die Bekämpfung eines gemeinsamen Feindes gilt. [illegible] Charakteristik des Alten ist zwar ein großes Kunststück, die Figur, soviel lebenswahre Einzelzüge sie enthält, g[illegible] nicht zur vollen Wahrheit, sie erscheint mehr als gelun[illegible] Rechenexempel, denn als wirklicher Mensch.

Eduard Rod, der wie Cherbuliez, ein französischer Schwe[illegible] und Hauptmitarbeiter der Revue des deux mondes ist, theilt m[illegible] ihm zwar die Eigenheit, daß auch er dem Gelehrtenberufe angehört

*) Peints par eux-mêmes. Paris, Lemerre. Der Verfasser hat sich namentlich durch sein im Théâtres français aufgeführtes Stück: Les tenailles einen Namen gemacht.

*) Après fortune faite. Paris, 1895.

**) Er war früher Professor in Genf. Seine Versuche über gleichende Literaturgeschichte erregten ihrer Zeit ein gewisses [illegible] Seine neuerdings erschienenen Aufsätze über Goethe, die in merkwür[illegible] Gegensatze gegen die auch in Frankreich stark vertretene Goethe-[illegible] ehrung stehn, verdienten auch in Deutschland eine Würdigung. Indeß muß diese so lange anstehn, bis die Aufsätze, von denen mir bisher nur drei bekannt geworden sind: über Werther, Götz u. s. w. eine Fortsetz[illegible] erfahren haben und abgeschlossen als Buch vorliegen.

Digitized by Google

aber er unterscheidet sich von ihm dadurch, daß es ihm nicht auf bestimmte Tendenzen von Thesen ankommt, sondern ausschließlich auf die Behandlung der Liebe. Aber darin welcher Gegensatz zwischen ihm und den Schriftstellern, von denen früher die Rede war! Jene waren beflissen, die Frau in den Vordergrund zu stellen, von ihren Leiden und Freuden zu erzählen; die Männer treten für sie zurück; die, welche geschildert werden, waren meist thatenlose, reiche Mitglieder der vornehmen Gesellschaft, die nichts Anderes als Liebesfreuden am Lebensgenuß kannten. Rod's Problem ist der Mann und nicht die Frau, und zwar nicht der leere Gesellschaftsmensch, dem Liebe ein Sport oder der Hauptsport ist, sondern ein Mann, der in ernster Beschäftigung von dieser größten Leidenschaft ergriffen und verzehrt wird. Es ist kein Zufall, daß in seinem aus zwei Theilen bestehenden Cyclus: Le premier et le second mariage de Michel Tessier der Held ein (übrigens clericaler) Abgeordneter, Journalist, Ministercandidat, daß in dem zweiten Les roches blanches die Hauptperson ein protestantischer Pfarrer von großer wirkungsvoller rhetorischer Begabung, in dem jetzt vorliegenden Dernier refuge ein eminenter Physiker, Erfinder einer weittragenden Entdeckung des scopophore ist. Auch das ist Absicht des Dichters, daß alle seine Helden unglücklich sind und elend machen, daß sie durch die übermächtige Leidenschaft aus ihrer glatten Bahn herausgeschleudert werden und daß sie ihre Geliebte verderben, sei es dadurch, daß sie sie ihren geordneten Verhältnissen entreißen, sei es dadurch, daß sie ihnen, trotz der intimen Verbindung, das ersehnte Glück nicht zu verschaffen vermögen. Es sind Bilder von packender Kraft, die hier dem Leser vorgeführt werden: denn die Frauen, von denen in Rod's Romanen gesprochen wird, sind nicht schöne Sünderinnen, die einem Sinnenkitzel folgen, sondern edle, geistig bedeutende Frauen, die sich schließlich nach langem vergeblichen Kampfe der geistigen Superiorität beugen. Daher steht mehrfach, im Predigerroman und in dem letzten, jenen Frauen ein materieller, tyrannischer, durch Dünkel und Manieren wiederwärtiger Gatte zur Seite, der Kraft seines Rechts mit rauher Hand in die zarten Herzensbeziehungen bei dem Prediger, in die intime Verbindung des Entdeckers eingreift und die Katastrophe herbeiführt. Bei dem Prediger besteht sie in Entsagung, bei dem Entdecker in Tod. Die letzte Zuflucht kann in unserm Fall nur der Tod sein. Denn Martial Dupury, der Erfinder, der Geneviève Berthemy, die die Gattin seines Bankiers liebt, und von ihr wiedergeliebt wird, ist kein Lüstling, der eine Liebelei zur Ausfüllung müßiger Stunden braucht, und kein Elender, der seine Geliebte mit einem Andern theilt, sondern ein ganz von seiner Leidenschaft erfüllter Mann, der, seitdem er liebt, nicht mehr arbeiten kann, der nur in seiner Liebe lebt. Als seine Liebe durch den Gatten entdeckt wird und seine Geliebte nach schwerem Kampfe — denn sie verläßt ein einziges Kind — zu ihm flieht, da trifft sie ihn mit Selbstmordgedanken beschäftigt. Sie flüchten zusammen und gehen nach einem mehrwöchentlichen Liebesrausch gemeinsam in den Tod. Am Tage, da sie sich den Tod geben wollen, betrachten sie ein großes maritimes Schauspiel ganz in ihrer Nähe, wobei der Held ausruft: „Was für unnütze Anstrengungen! Ein ganzes Volk, mit seinen Gelehrten, Soldaten, Ingenieuren, Staatsmännern, Handwerkern arbeitet, müht sich ab, spart und leidet, um diese Eisencolosse auf das Meer gleiten zu lassen, um Pulver in den Himmel zu verpuffen. Alle Völker thun desgleichen. Die Welt ist voll von Drohungen, widerlich durch Haßausbrüche. Sie macht die häßlichste Periode durch, die je in der Geschichte existirte und gestalten sie noch schrecklicher durch ihre heuchlerischen Betheuerungen. Europa ist ein Lager von Barbaren, die nur vom gegenseitigen Erwürgen träumen. Ist es nicht gut, daß wir gerade heute das Bild dieser schauderhaften Schreckniſſe vor Augen haben? Denn all das ruft uns zu, daß wir nichts zu bedauern haben." Und er faßt seine Lebensphilosophie in die Worte zusammen: „Es giebt nur eins, weßhalb es sich zu leben lohnt, das ist die Liebe. Früher glaubte ich an Arbeit, Ruhm, an Gutes, das man thun kann. Alles das sind Luftspiegelungen, welche die menschliche Einbildungskraft am Horizont ihrer Wüste erscheinen läßt, weil nicht alle die einzige lebendige Quelle erkennen können. Die Oase, die wir gefunden haben, ist verborgen und geheim, aber das Geschick erlaubt uns nicht dort zu verweilen; wir müßten wieder in die traurige Sandwüste zurückkehren! Wahrlich, ich habe nichts zu bereuen."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Verpaßt.

Humoreske von Hermann Heiberg.

Es gab ja noch vornehmere Titel, aber da der Oberzollinspector a. D. Plumkau auch noch von Plumkau hieß und überdies Privatvermögen besaß, so war's begreiflich, daß nicht nur andere unverheirathete, selbst jüngere Damen, sondern auch Fräulein Ernestine von Gabelsdorff nach ihm als einem Ehemann aussahen. So sehr war er der Mittelpunkt des Interesses gewisser Kreise, daß deren namentlich weibliche Mitglieder fast wußten, was er tagsüber that oder am kommenden Tage vornehmen werde.

Er und Fräulein von Gabelsdorff, von der einmal Jemand gesagt hatte, daß sie zufolge ihrer Erscheinung und sanften Wesens einem der vier seitlich den Wisborger Leichenwagen schmückenden Trauerengel gleiche, standen unter der Reporterthätigkeit des Ehepaares Lackstrumpf, insofern nämlich, als der Barbier Lackstrumpf jeden Morgen den Oberzollinspector rasirte und sie, die kinderlose Gattin, um dieselbe Zeit die Aufwartedienste bei Fräulein von Gabelsdorff verrichtete, weil die Baronesse ihrer Kammerjungfer Marianne Nirn die grobe Arbeit nicht zumuthen durfte.

Jedesmal wenn Frau Lackstrumpf mit ihrer langen, hageren Gestalt und den krankhaft gerötheten Backenknochen durch's Zimmer stakte, öffneten sich die Pforten der aufgestauten Redeschleuse, und Fräulein Ernestine mochte wollen oder nicht, über den Oberzollinspector ward ihr täglich von Frau Lackstrumpf ein kleines Nachrichten-Ragoût servirt.

Und obschon Erstere sie niemals zum Sprechen aufforderte, auch im Grunde jeden Tag wünschte, das magere Frauenzimmer mit der Brennesselzunge niemals gesehen zu haben, so waren ihr doch Mittheilungen über Herrn von Plumkau nicht unerwünscht.

Sie liebte ihn seit ihren Mädchenjahren, seit jenem Tage, an dem sie mit ihm, dem Knaben, zum ersten Mal hinter den Stachelbeerbüschen des elterlichen Gartens gestanden, dort geplaudert, genascht und die Hülsen der süßen, grünen, behaarten Früchtchen nicht zu lassen gewußt.

Von ihm hatte sie gelernt, daß man sie bei ihrem Schopf fassen, sie daran festhalten, aussaugen und dann mit zierlich gespreizten Fingern fortwerfen muß.

Sie hatte bisher stets eine größere Anzahl in ihrer halbrund geschlossenen Hand verschwinden lassen und sich genirt, die erledigten Reste wegzuthun.

Und wie oft unwesentliche Dinge unsere Ansichten und Empfindungen beeinflussen, so war's auch hier. Es hatte sich dem Kinde aufgedrängt, wie wohlerzogen Konrad von Plumkau sei, wie vortheilhaft er sich von seinen Altersgenossen unterschied. Und der Eindruck war geblieben und hatte sich verstärkt.

Allezeit war er ein Muster an Sauberkeit gewesen, hatte zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen verstanden, und sich durch Haltung, Geberden und überhaupt durch die Art seines ganzen Wesens ein Uebergewicht über seine Kameraden zu verschaffen gewußt.

Aber dann war der Forstmeister von Plumkau eines Tages wieder versetzt worden, und die Verhältnisse hatten die beiden Haus an Haus wohnenden, in ihren Beschäftigungen und Spielen aufeinander angewiesenen Kinder von Neuem getrennt.

Konrad hatte bald darauf Vater und Mutter verloren, und der Vormund hatte den vermögenlosen Knaben in's Zollfach gesteckt.

Auch Ernestinens Vater, der königliche Amtmann und Kammerherr von Gabelsdorff war inzwischen davongegangen, und als ihm vor einigen Jahren die Frau gefolgt, war Ernestine, die Verwandte in Wisborg besaß, dorthin übergesiedelt.

Und nun hatte der Zufall die einstigen Spielkameraden, denen sich die goldenen Thore der Ehe nicht hatten öffnen wollen, nicht nur wieder zusammengeführt, sondern abermals zu unmittelbaren Nachbarn gemacht.

Er hatte auf seinen früheren Dienstreisen Wisborg besonders schätzen gelernt, und sich für seine Ruhetage diese von vielen gesuchte „Stadt der Pensionäre" auserwählt.

Jeden Morgen sah Herr von Plumkau, der zufolge seiner steifen Haltung, seiner würdevollen Miene und dem zwischen hoher, schwarzer Seidencravatte unbeweglich sitzenden Hals, aber auch wegen seiner pedantisch gewählten, einer älteren affectirten Mode angepaßten Kleidung einem aus einem alten Familiengemälde herausspazierten Großstadt-Senator glich, wie Fräulein Ernestine, ein seidenes Tuch um die Schultern geschlungen, sonst aber baarhäuptig den Weg über den sauberen

Digitized by Google

Hof nahm, und jedesmal befestigte sich in ihm, bei jeglichem Wiedersehen in der Gesellschaft, auf Spaziergängen und bei Besuchen, der Gedanke, daß in Wisborg kein weibliches Wesen einen noch so jugendlich schlanken Wuchs besitze, und daß die allerheiligsten und mildest dreinschauenden Madonnen vergangener Zeiten es mit dem sanften Ausdruck in ihren feinen, zarten Zügen aufnehmen könnten.

Heirathen? — Man sagte, es gehöre Dreierlei dazu. Erstens Geld, zweitens Muth und drittens ein Kammerjäger, der vorher alle liebe Verwandtschaft, den Ratten gleich — zu beseitigen verstehe.

An der Erinnerung dieser einmal von einem Weltweisen aufgestellten Sätze hatte Herr von Plumkau bisher auch festgehalten.

Das Geld reichte nicht, — erst seit fünf Jahren hatte er unerwartet die Erbschaft gemacht — und den Muth: die Launen einer verwöhnten, jugendlichen Laura oder älteren Jorinde mit in den Kauf zu nehmen, besaß er schon deßhalb nicht, weil er ein viel zu großer, verwöhnter Egoist war.

Nun aber war Geld hüben und drüben, und Launen besaß Ernestine keine. Darauf schwur die ganze Stadt, und das bestätigte Lackstrumpf, wenn er Vormittags das lederharte Kinn des Herrn von Plumkau bearbeitete, geschickt den Seifenschaum auf den Zeigefinger der linken Hand abstreifte und mit seinem intriganten Gaunergesicht über alle Welt seine Schalen ausgoß. Nur für Ernestine von Gabelsdorff hatte er stets das höchste Lob.

„Meine Frau sagt immer, sie is der reine Enchell —" Lackstrumpf sprach das Wort, mit dem man die himmlischen Heerschaaren zu bezeichnen pflegt, eigenthümlich aus — „und Silbersachen hat sie, sagt meine Frau, — Silbersachen zum Küssen —"

Gewiß, Herr von Plumkau hatte es gut und bequem.

Seine Gemächer, voll von schönen, ererbten alten Dingen, waren ein Muster von Behaglichkeit.

Er rauchte einen holländischen Tabak aus einer Meerschaumpfeife, die wegen ihres hohen Werthes ein wahres Musterstück für Diebe war, und der Kanaster duftete so verführerisch, daß Raucher sich an die Nase faßten. Er verdaute das große Tagesdiner im Kronprinzen-Hôtel wahrhaft bewunderungswürdig, schlief ein, sobald ihm Nachmittags die Zeitung aus der Hand fiel, verzehrte den Kaffee und das Backwerk mit äußerstem Behagen, erfrischte sich alsdann durch Spaziergänge und ward am Stammtisch zwischen sechs und acht wie ein Schah von Persien geehrt. Nur eins fehlte seinem Glück!

Abends fühlte er sich meist sehr allein und verödet, nun da die Acten und die Verantwortungssorge fehlten. Er hatte keinen Menschen, mit dem er sich auszusprechen vermochte, der ihn liebevoll umgab, der ihm etwas für's Herz bot, der auch einmal einen Camillenthee zu kochen im Stande war, wenn ihn die Erbkrankheit der Menschheit, wenn ihn eine Erkältung fieberhaft, mißmuthig und gar lebensüberdrüssig machte.

Ernestine besaß eine so stille, sanft geschickte Hand. Man durfte nur einen Wunsch hegen, nicht einmal aussprechen, und schon hatte sie mit ihrem unhörbaren Schritt das Zimmer verlassen und entweder selbst das Erforderliche herbeigeholt oder ihre Jungfer dazu angewiesen.

Sie verstand so vorzüglich zuzuhören, milde beipflichtend, oder begeistert aufzuhorchen, sie wußte so wirkungsvoll zu trösten und Muth einzuflößen, sie war so unendlich zartfühlend, decent und jeder bösen Nachrede abgeneigt.

Ja, sie war ein „Enchell", wirklich ein Engel an weiblicher Sanftmuth und aus dem Herzen kommender Liebenswürdigkeit.

„Warum haben Sie eigentlich nicht geheirathet, gnädigste Baronesse?" hatte vor acht Tagen nach dem Thee, als sie ihm die Cigarre aufgenöthigt hatte und sie so warm behaglich bei einander gesessen, der Oberzollinspector gefragt.

„Es wollte mich — wohl Niemand, Herr von Pumkau!" — entgegnete Ernestine still und schalkhaft lächelnd.

Und dann ernst, mit ungekünstelter Resignation:

„Meine Eltern betrachteten mich stets wie eine Topfblume, die nur für sie gewachsen und auf der Welt sein sollte und ich, — ich meinte, ich sei's ihnen schuldig, mich als eine solche anzusehen! Erst, als sie gestorben waren, gelangte ich zu einem anderen Einblick in die Welt, dann, als es zu spät war, um dergleichen auch nur in Ueberlegung zu ziehen."

„Vortreffliches Wesen," flüsterte Herr von Plumkau, den Mund kneifend und das Kinn tiefer in die Cravatte schiebend, in sich hinein, aber so leise, daß sie es nicht vernahm.

Nur ein: „Hm, hm" kam über seine Lippen, und ein Stäubchen Asche knipste er mit dem aristokratisch-weißen Zeigefinger der Linken von der tadellos sauberen Wäsche fort.

Auch heute sah er in seinem gewählten Anzug, den Lackstiefeln an den Füßen, den vielen Ringen an den Händen, der schweren, dicken, goldenen Uhrkette mit dem prachtvollen Petschaft auf der Weste, wie ein Hofmarschall aus.

Und von diesem Tage stand's fest in ihm, daß er Ernestine von Gabelsdorff einen Antrag machen wollte.

Außer dem Oberzollinspector verkehrte noch ein Oberstlieutenant von Trunck bei Fräulein Ernestine von Gabelsdorff.

Auch sie kannten sich von Kindesbeinen an. Diesen Trunk aber konnte Herr von Plumkau nicht leiden, und als er ihn einmal bei Ernestine getroffen hatte, war er Wochen lang nicht wieder gekommen. Eifersucht verzehrte ihn; und da er neben seinen Junggesellen-Eigenheiten auch die Schwäche besaß, sehr empfindlich zu sein, da etwas übel zu nehmen und nachzutragen, wo andere Menschen nicht einmal auf den Gedanken geriethen, daß die Sache einer Verstimmung werth sei, so faßte er auch diesen Verkehr Ernestinens mit Trunck als eine ihm persönlich zugefügte Kränkung auf.

Später trug zwar die Zuneigung für Ernestine doch den Sieg über dieses Unbehagen davon, und als sie gar bei seinem nächsten Besuch erklärte, daß ihr das derb plumpe Wesen des Oberstlieutenants auch nicht gerade sehr sympathisch sei, daß sie eben nur den Jugendfreund als solchen schätze und zu ihm halte, beruhigte sich der Oberzollinspector a. D. und ergab sich der alten Sicherheit.

Einige Tage vor dem nunmehr von Herrn von Plumkau beabsichtigten Antrage wurde Ernestine von Gabelsdorff von etwas ganz Außerordentlichem betroffen. —

Vom Flur aus hatte sich bei hellem Tage ein Dieb in das Speisezimmer geschlichen und mehrere sehr werthvolle Silberstücke, einige von denen, welche Frau Lackstrumpf's Habgier in solche Ekstase versetzt, stibitzt. —

Darüber gerieth Fräulein Ernestine in eine ganz außerordentliche Aufregung, überlegte auch mit ihrer Kammerjungfer Marianne Stirn, wie solchen Wiederholungen vorzubeugen sei, aber schärfte ihr auf das Eindringlichste ein, über die Sache mit keiner Silbe zu sprechen.

Sie hatte einmal eine äußerste Abneigung dagegen, sich irgendwie in den Mund der Leute zu bringen; sie mochte nicht, daß man sich mit ihr beschäftigte.

Und das versprach Marianne Stirn, obschon sie, wie Frau Lackstrumpf, von der Ansicht ausging, daß der Mund nicht nur da sei, Luft einzuathmen, Kaffee, Mittagbrod und Thee zu genießen und ihn Nachts beim Schnarchen zu gebrauchen.

Auch ertheilte sie ihrer Herrin auf Grund einer Erfahrung, die sie bei ihrer früheren unverheiratheten Herrschaft, einem Fräulein von Lichtappel, gemacht, einen Rath.

Diese hatte stets auf dem Flur einen Officier-Säbel, einen Soldatenmantel und einen Helm hängen gehabt.

Ueberall waren Diebstähle vorgekommen; bei Fräulein von Lichtappel nie!

„Hm! Du meinst! —"

„Verlassen sich Baronesse darauf!" betonte Mariane Stirn. „Das schützt unbedingt! Ich werde, wenn Baronesse einverstanden — bei dem Trödler Flieger heute noch die Gegenstände anzuschaffen suchen. Wir hängen sie hin und schließen überdies noch sorgsamer unsere Thüren ab."

Und Ernestine von Gabelsdorff erklärte sich einverstanden, gab Geld, von dem Marianne nach Einkauf der Gegenstände gleich die Hälfte in ihrer Tasche verschwinden ließ und legte sich mit dem Gedanken schlafen, daß sie ohne Zuhülfenahme von Polizei, neuen Schlössern und Sicherheitsvorrichtungen derartige fatale Angelegenheit ein für allemal beseitigt habe.

Aber einen anderen Nachtheil führte dieser selbstständig ausgeführte und seinem Inhalte nach ungewöhnliche Entschluß mit sich.

Als Herr von Plumkau an dem von ihm ausersehenen Werbetage — es war um Sommerzeit und am Frühabend — die Hausthür in der Gabelsdorff'schen Wohnung öffnete und noch vor dem Klingelziehen zufällig einen Blick durch die Scheiben der Zwischenwand in den Flur der Wohnung warf, sah er — und seine Gesichtsfarbe wurde gelb, und seine Hände ballten sich — den Mantel, den Säbel und den Helm seines Nebenbuhlers, des Oberstlieutenants von Trunck, an dem Kleiderhakenbrett hängen.

„Nein, meine Liebe!" murmelte der Erregte mit kochendem Athem, unterließ es, die Klingel zu ziehen und machte kehrtum.

Fast zwei Stunden brauchte er, um im Gehölz seine Gefühle einigermaßen zu beruhigen, und erst mit Dunkelwerden kehrte er heim. Auch vergingen acht Tage, bevor er sich wieder so weit zu besänftigen wußte, daß er einen neuen Gang unternahm

Daß diesmal Herr von Plumkau nicht zufällig, sondern absichtlich vorher das Terrain im Hause von Ernestine von Gabelsdorff sondirte, war begreiflich, und daß er fast von einem Schlage gerührt wurde, als er abermals „des verdammten Soldatendrillers" Garderobe dort hängen sah, erscheint bei seiner Veranlagung und zufolge der geschilderten Vorgänge begreiflich.

Eine Einladung zum Thee, die ihn Tags darauf von Ernestine erreichte, schlug er aus.

Er schrieb der Baronesse kurzweg, daß er zu seinem Bedauern verhindert sei. Nichts weiter.

Erst nach Verlauf von sechs Wochen hatte er wiederum abgestreift, was an ihm gezehrt, und nachdem er durch Lackstrumpf geschickt zu ihrer Kunde gebracht, daß er mehrfach unpäßlich gewesen sei, und durch solches Vorgeben sein auffallendes Fortbleiben zunächst erst einmal wieder zu begründen gesucht hatte, unternahm er den dritten Werbegang.

Und wieder schaute er — diesmal mit so heftig pulsirendem Herzen, daß er es selbst laut pochen hörte — durch die mit durchsichtigen Mullgardinen besetzten Fenster und — fand abermals Mantel, Säbel und Helm auf dem Haken hängen.

Schwankend wie ein schwer Kranker verließ er das Haus, begab sich in die nahgelegene Conditorei, trank einen Cognac und noch einen und wankte, nachdem er also einigermaßen seine seelischen und körperlichen Kräfte zurückgewonnen, nach Hause. —

Und dann gingen die Tage und Wochen, und es wurde gar Herbst, und während dieser Zeit kam der in zitterndem Warten und Bangen

Digitized by Google

verharrenden Ernestine von Gabelsdorff der Gedanke, daß der Oberzollinspector durch sein Fortbleiben deutlich an den Tag legen wolle, daß er die Ansprüche an ihre Hand aufgegeben habe, aber es befestigte sich in ihr die Ueberlegung, ob sie nicht gut thue, demjenigen ein Ja zu sagen, der neuerdings in einer Gesellschaft beim Präsidenten von Kugelheim sehr deutlich an den Tag gelegt hatte, daß ihm ihre Sanftmuth, ihre Staatspapiere und ihr Silberzeug durchaus nicht gleichgiltig seien. — Und so geschah's denn wirklich.

War der Oberstlieutenant etwas grobkörnig und derb, so besaß er doch ein goldenes Herz. An einem der kommenden Abende öffnete er sein Inneres und erzählte, daß er nur deßhalb nicht geheirathet, weil er bisher stetig zwei unverheirathete Schwestern habe unterstützen müssen, und dann gewährte er ihr einen Einblick in seine verständigen religiösen und in seine Lebensanschauungen, worauf er sie so warmherzig anblickte und zuletzt sagte:

„Jedesmal ist's ein glücklicher Tag für mich gewesen, Baronesse, wenn ich in Ihrer Nähe mich befunden habe. Von Ihnen strahlt das aus, was eben der Einsame sucht: Sinn für Häuslichkeit, Warmherzigkeit, Theilnahme und Freude an den wahrhaft werthvollen, nicht auf Aeußerlichkeiten gerichteten Dingen." Sie schlug beschämt ob seines starken Lobes die Augen nieder, und da fügte er in derber Einfachheit hinzu:

„Liebe Jugendfreundin! Liebe Ernestine! Werden Sie mein Weib! Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht glücklich werden würden. Sie bringen ja Alles dazu mit, und ich, ich bin zwar insgemein ein polternder Grobian, aber Sie, Sie sollen immer nur in unserer Ehe den Cavalier spüren. Nun, was meinen Sie? Was sagen Sie?"

Sie streckte ihm ihre feine, weiße, mit blauen Adern durchzogene Hand hin und schaute ihn mit einem solchen verinnerlichten, sanft hingebenden Blick an, daß er gleich durch einen ehrerbietig dankbaren Kuß auf diese ihre Hand und einen ebensolchen auf ihre Wange den Treubund ihrer Herzen befestigte.

* * *

Vier Tage nach diesen Geschehnissen, um die Morgenzeit und um eine Zeit, in der Herr von Plumkau in seiner unruhvollen Brust gerade noch einmal in Ueberlegung zog, ob nicht doch noch Brücken zu Ernestine von Gabelsdorff hinüber zu schlagen seien, und er sich sogar klar machte, daß sein starkes Selbstgefühl, seine Junggesellen-Pedanterien und seine stets mehr zunehmende Empfindlichkeit ihm das Leben zu verbittern beginnen, griff er unter den eben eingelaufenen Postsachen auch nach einem breiten, imposant aussehenden Couvert.

Und eine Einladung zu einem Souper erwartend, öffnete er es mit einem angenehm gespannten Ausdruck, ließ es aber zitternd aus der Hand fallen und blieb wie gelähmt sitzen, als er die folgenden Worte las:

Oberstlieutenant Egmont von Trunck
Baronesse Ernestine von Gabelsdorff
Verlobte.

Und so blieb er starr blickend in seinem Sessel hocken, und die Erkenntniß kam ihm, daß er sich durch eigene Schuld selbst um sein Glück gebracht habe.

Sie hätte warten sollen, bis es ihm gefiel, sie hätte seine Launen ohne Eindruck hinnehmen, womöglich noch ein halbes Jahr nach ihm ausschauen sollen!

Das war das Eine. Und dann stellte er sich den Oberstlieutenant vor, wie dieser nun an seiner Stelle den gemüthlich behaglichen Platz im Wohnzimmer von Ernestine einnahm, dort Abends seine Pfeife rauchen, sich bedienen und verziehen lassen und überhaupt das empfangen werde, wonach sein unbefriedigtes Inneres sich gesehnt hatte seit der Wiederbegegnung mit ihr.

Und da verzogen sich seine Mienen. Er machte ein Gesicht wie ein angeschossener Tiger, und mit diesem Gesicht, auf dem sich ein grenzenloser Ingrimm malte, fand ihn der behend eintretende, schmunzelnd sich verneigende und unter einem:

„Gehorsamer Diener, Herr von Plumkau" sein Rasirzeug auspackende Lackstrumpf.

Aber Herr von Plumkau zog an diesem Morgen noch ein anderes Gesicht.

Da Marianne Stirn es nunmehr nicht mehr für erforderlich erachtet hatte, das Geheimniß mit dem Officiersäbel, dem Mantel und dem Helm zu bewahren, vielmehr dem Drängen der Gattin des Barbiers nachgegeben und ihr eröffnet hatte, weßhalb diese Gegenstände dort sich breit machten und wem sie eigentlich gehörten, so war natürlich auch Lackstrumpf diese Neuigkeit mitgetheilt worden. Und da dieser nun kommen sah, daß die Dienstage seiner Gattin zufolge der bevorstehenden Heirath bei der Baronesse gezählt seien, so ließ er jetzt auch seiner wirklichen Natur freien Lauf und ertheilte diesem Vorfall nicht nur im Stillen eine möglichst hämisch boshafte Auslegung, sondern gab ihr auch Ausdruck.

„Haben Sie schon gehört, Herr von Plumkau?" hub Lackstrumpf an, während er seinem sich mürrisch niederlassenden Opfer die Serviette um den Hals knüpfte und sich an's Rasiren begab.

„Ein neues Brautpaar! Die ganze Stadt spricht von nichts Anderem, Baronesse von Gabelsdorff mit dem Oberstlieutenant von Trunck!"

Und auf ein dumpfes, ferneren Erörterungen abgeneigtes: „Ja, ja, ich hörte davon!" folgte trotzdem ein weiterer starker Redeerguß.

„Es wurde auch Zeit — es wurde auch Zeit, Herr von Plumkau. Ich hörte nur von meiner Frau. Die Baronesse kamen in den letzten Monaten schon auf die sonderbarsten Grillen. Baronesse haben mal eine Zeit lang wenig oder gar nichts gegessen, und haben immerzu geweint —"

Hier zuckte der Oberzollinspector zusammen, als ob er plötzlich heftige Nervenschmerzen spürte — „und dann kriegten Baronesse mit einmal den Einfall, sich einen Officiersäbel, einen Militärmantel und einen Helm anzuschaffen und wenn auch nicht damit zu fechten, — doch — doch — ganz verrückte Sachen —"

Da in diesem Augenblick Lackstrumpf den Seifenschaum von dem Barbirmesser abstreifen mußte und dadurch der Kopf seines Kunden Freiheit erhielt, drehte dieser rasch den Hals und sagte, obschon stark betroffen, sich zu völliger Gleichgiltigkeit zwingend:

„Na, was, — was Sie da schwatzen, Lackstrumpf! Die Baronesse sollte sich Militärgarderobe angeschafft haben!? Wozu denn? Wozu denn? Da hat Ihre Frau mal wieder aus einer Mücke eine Spinne gemacht. Die Sachen gehörten dem Oberstlieutenant. Er war ja jeden Tag da! — Ich habe selbst seine Garderobe dort wiederholt bei Besuchen hängen sehen!"

„Mit Verlaub, Herr von Plumkau. So meinten Andere auch. Es ist aber doch anders. Es ist wirklich so, wie ich Ihnen erzählte. Marianne, die Kammerjungfer hat ja gestern das Geheimniß meiner Frau verrathen! Baronesse lebte in fortwährender Angst, daß bei ihr eingebrochen würde, und da ist sie auf den Einfall gekommen, sich diese Sachen anzuschaffen und sie auf den Flur zu hängen. Da sollen die Diebe solchen Respect bekommen, daß sie sofort ausreißen! Und sicher! Dafür hat sie sich denn auch den Oberstlieutenant gekapert." —

Nach diesen, mit erhobenem Haupt und boshaft strahlender Miene herausgestoßenen Worten wollte Lackstrumpf gerade wieder zum Rasiren ansetzen — schon hatte er die Nase seines Opfers ergriffen, um die Ebenen über der Oberlippe abzumähen — als letzterer jählings einen dumpf klingenden Ton herausstieß, in den Sessel zurückfiel und in solcher Stellung wie ohnmächtig liegen blieb.

Aeußerst erschrocken prallte Lackstrumpf zurück, hob mit besorgten Fragen an und wollte bereits den Oberzollinspector stützen, als dieser, sich gewaltsam wieder aufraffend, mühsam herausstieß:

„Nichts, nichts — nein nichts. Es ist schon wieder vorüber! Es waren die alten hm — hm — gleichviel —, die mich plagten! Nur vorwärts — machen Sie — ein Ende." — —

Und Lackstrumpf that, wie ihm geheißen, und setzte wie vordem das Messer an, aber eine solche kreidebleiche Farbe hatte er noch nie auf dem Angesicht eines seiner Kunden zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Unheimlich war's, als ob den Herrn Oberzollinspector ein Fieber befallen hätte!

Denn er zitterte auch heftig, der von starken — „hm — hm — gleichviel —" befallene Herr von Plumkau, — — heftig — sehr heftig! Und sobald Lackstrumpf ihn tief dienernd verlassen, sank er in den Sessel zurück, und diesmal — nach langen, langen Jahren — erschien sogar ein stilles, heißes Thränlein in den trüben alten Augen desjenigen, der einst als Knabe mit Ernestine hinter den Stachelbeerbüschen genascht hatte.

Aus der Hauptstadt.

Kaiserreich Afrika.

Zur Zeit des heiligen Osterfestes hört man besonders gern von Krieg und Kriegsgeschrei und interessanten Völkerschaften, die weit hinten, in verlorenen Weltecken, auf einander schlagen. Denn daran erkennt man vor Allem, daß es wirklich Frühling werden will, wenn die Heere in's Feld rücken, um mehr oder minder blutige Niederlagen zu erleiden. Frau von Suttner, deren Schaffenslust doch derart entwickelt ist, daß sie sich genöthigt gesehen hat, ihre verschiedenen großen Ideen und grundstürzenden Pläne auf dem Abreißkalender zu verzeichnen, damit jede Idee und jeder Plan wenigstens einmal im Jahre herankommt, selbst Frau von Suttner beruft zu Ostern keine Friedenscongresse ein. Die feinsinnige Dichterin weiß, diese köstliche Zeit gehört den Parteitagen und anderen kriegerischen Unternehmungen.

Wenn wir Deutschen unter dem Scepter einer ebenso zielbewußten wie kraftvollen und wachsamen Regierung nicht darauf verzichtet hätten, uns um Vorgänge jenseits der schwarz-roth-weißen Grenzpfähle zu kümmern, so könnte es uns wohl aufgefallen sein, daß der heurige Osterkrieg ganz und gar und ausschließlich auf afrikanischem Boden stattfindet. Zum Glück bewegt uns gegenwärtig die Frage der Ausmusterung tactloser Assessoren aus dem Justizdienst gewaltig, und der beabsichtigte Zusatz von Phenolphthaleïn zum Oeltalge hält die Gemüther andauernd in derartiger Erregung, daß man für die Raufereien ausländischer Soldateska keinerlei Interesse zu spüren vermag. Zudem ist uns Afrika in den vergangenen Wochen durch den Petersrummel hinreichend verekelt worden. Man hat sich ungeheuerlich für und wider den monoclegeschmückten Schlagododro erhitzt; beiderseits hielt man Deutschlands Ehre für engagirt, und während die Einen am liebsten sofort auf den Berliner Rehbergen starrende Galgen errichtet hätten, declamirten die Anderen so begeistert von deutscher Dankbarkeit, als schrieben wir Januar 1894, und die Verehrung Bismarck's in Lied und Rede wäre wieder officiell erlaubt. Herr Dr. Peters hat das unsterb-

Digitized by Google

liche Verdienst, im schwarzen Erdtheil mehr für Deutschland gethan zu haben, als der Mann von Skyren und alle seine Geheimräthe in fünfjähriger Mißwirthschaft verpfuschen konnten. Herr Dr. Peters hat couragirt seine Haut zu Markte getragen, freilich nicht aus verzückter Liebe zum Vaterlande, sondern aus abenteuerndem Hang zum Vagantenleben großen Stils. Drittens aber hat Herr Dr. Peters einen Vorzug, der jeden vernünftigen Menschen zwischen Eydtkuhnen und Partenkirchen veranlassen sollte, ihn äußerst respectvoll zu behandeln: er wird von den Engländern mit wüthender Inbrunst gehaßt. „Wäre der Schlingel in unsere Hände gefallen, so hätten wir ihn am nächsten Baume aufgeknüpft.“ Diesen Activen gegenüber mag das Conto seiner Sünden in's Ungemessene anschwellen — deutsche Calculatoren werden ihm doch einen hübschen Ueberschuß herausrechnen. All die Talmi-Schneidigkeit, womit der vornehme Bourgeois von heute es dem Officier gleich thun will, das mißduftende Herrgöttli-Bewußtsein, das in unserer gemäßigten Zone zur Durchpeitschung nackter Bauernmädel und in der Nähe des Aequators zur Aufknüpfung mehrfach verliebter Negerdirnen führt, all' die fröhliche Uebermenschen-Roheit, die sich herrlich offenbart armem, wehrlosen Gesindel gegenüber und die vor Herren in goldgesticktem Kragen hochachtungsvoll ergebenster Devotion Platz macht — all' diese Eigenschaften sind von einem modernen germanischen Conquistador nicht zu trennen. Um so weniger scheinen sie geeignet, Herrn Dr. Peters den Hals zu brechen, als schmierige Heuchelei und noch unsauberer Parteihaß es waren, die die Anklage gegen ihn formulirten.

Der Fall Peters hat Afrika einigermaßen in Verruf gebracht, und die hohe Politik behilft sich, ehe sie sich noch weiter mit dem unheimlichen schwarzen Süden befaßt, lieber mit Margarine und mit dem Jammer Jura studirender Heupferdlein, denen Herr Schönstedt die Krippe höher hängen will. Daher fand denn der Beschluß unserer Regierung, dem englischen Zuge nach Dongola zuzustimmen, allgemeines Lob und ward sogar vorschriftsmäßig als ein Wunder diplomatischer Schachspielkunst angestaunt. Wir standen nämlich mit England seit dem Transvaalstreite nicht zum Besten, mußten uns Tag für Tag von seiner Commercial Road-Presse anknurren und alle Hoffnung fahren lassen, noch einmal den rauschenden Jubel der wunderschönen Coweswoche zu erleben. Folglich, sagten sich die Weisen, die Schicksalsschluß über uns gesetzt hat, war es nöthig, Westminster und Umgegend wieder zu versöhnen. Und die nächste Gelegenheit, die sich bot, ward um so fixer ergriffen, als man hoffen durfte, dadurch auch noch dem sogenannten Bundesgenossen Italien eine große Gefälligkeit zu erweisen. Das deutsche Reich warf demnach sein Votum gegen Rußland und Frankreich in die Wagschale, und die 500 000 ℳ für den Dongolazug (erste Rate!) konnten vom britischen Residenten in Cairo flüssig gemacht werden.

Die Alles diplomatisch finden, was staatlich besoldete Diplomaten thun, weisen mit Stolz darauf hin, daß unser Auswärtiges Amt zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen habe: die bedrängte Italia wird entlastet, und Englands Presse streichelt uns wieder. Nun drängt sich hier leider die Frage auf, weßhalb denn die Astrologen der Wilhelmstraße es überhaupt erst zu Reibungen mit England haben kommen lassen. Gewiß kann Deutschland mit Rücksicht auf den von allen Sterndeutern mehrfach prophezeiten Weltkrieg Werth auf die Bundesgenossenschaft der englischen Flotte legen. Es möge hier ununtersucht bleiben, ob Großbritannien durch Liebenswürdigkeiten aller Art für den Dreibund einzufangen ist oder ob es sich doch nicht gegebenen Falls und wenn keine Neutralität mehr möglich ist, einfach zu der stärkeren Partei schlägt. Aber man nehme immerhin an, daß wir im nahenden Kriege auf Englands Freundschaft zählen wollen und dürfen: wozu in aller Welt traten wir dann der französisch-russischen Abmachung gegen Japan bei, die eine Ohrfeige für England und sicher eine Schädigung des deutschen Handels war? Weßhalb ergriffen wir dann im Transvaal-Scandal Partei und verletzten John Bull in seinem Jameson tödtlich? Unsere äußere Politik entbehrt der Stetigkeit und der klaren Ziele in mehr als beunruhigender Weise. Sie will vermitteln, versöhnen und stößt nach allen Seiten an; sie will dirigiren und führen, will schieben und sieht am Ende, daß sie geschoben wird, mitunter ganz in den Winkel, häufiger noch in Sackgassen. Eine derartige Politik steht wohl einem schwachen Staate zu Gesicht, und des großen Kurfürsten Vater hatte vielleicht ein Recht auf sie, obgleich ihm wie seinem Preußenlande die Schwarzburgerei zu üblem Ausgang gedieh. Die Großmacht Deutschland darf Niemanden über ihre Ziele und ihr Wollen im Unklaren halten. Freund oder Feind? Rußland und England können nimmermehr gemeinsame Sache machen. Nicht allein um Indien haben sie zu ringen, sondern auch um die Dardanellen. Verliert Rußland im Entscheidungsmatch Constantinopel und geräth dieser Posten, so oder so, an England, dann hat das Zarenreich seine Rolle als europäische Macht ausgespielt, und die Traumpolitiker, die es schon heute und in allem Frieden ganz auf Asien beschränken wollen, werden Recht behalten. Aber die Steppe wird ihren letzten Kosaken und ihren letzten Kopeken hergeben, ehe sie die Ideale des Reichserbauers Peter aufgiebt. In ganz ähnlicher Lage steht die Londoner Regierung da. Geht Indien dem Insel-Lande verloren, dann mag es getrost liquidiren. Es ist dann eine europäische Macht gewesen.

In Afrika ringen zwei Völker um die Herrschaft, die Deutschen und die Engländer. Deutschland mit seiner rapid wachsenden Bevölkerungsfülle braucht Colonialland wie das liebe Brod; kriegt es heute keins in Güte, so muß es sich morgen welches mit Gewalt holen. Noch ist die deutsche „Interessensphäre“ in Afrika lächerlich klein und bedeutungslos; sie muß sich vor Frankreich mit seinem Algier und Tunis verstecken. Aber die Franzosen sind, trotz Tripolis' und Marocco's lockender Nähe, in Afrika saturirt. Die Colonialbestrebungen anderer Völker im schwarzen Erdtheil beruhen nicht auf zwingenden Nothwendigkeiten, sie werden allesammt das Feld räumen, und übrig bleiben werden die beiden Nebenbuhler, das englische und das deutsche Volk.

Es ist noch unbekannt, welche eigentliche Triebfedern Italien zur Besetzung der Erythräa drängten, aber einigermaßen plausibel ist, weßhalb Signor Crispi rastlos die Grenzen dieser Colonie erweitern und billigen Kriegsruhm ernten ließ. Nachdem sich jedoch Abessynien und sein phlegmatischer Beherrscher endlich aufgerafft und den Landräubern den Weg zum Rothen Meere gezeigt haben, kann von einer Erweiterung der italienischen Colonialmacht in Aethiopien nicht mehr wohl die Rede sein. Massaua ohne Hinterland aber ist nicht so viele Lire werth, als Signor Crispi in seinem Leben ehrlich verdient hat. Italien wird sich aus dem Sandloch herausziehen, sobald es dies mit Anstand thun kann; lange vorher wird es Kassala und die Bergfesten jenseits des Mareb geräumt haben. Deutschland und England bleiben zurück — denn der Congostaat ist billig zu ignoriren, auch wenn man nicht annehmen will, daß er eines Tages für einen hübschen Check auf die Bank of England in britischen Besitz übergeht.

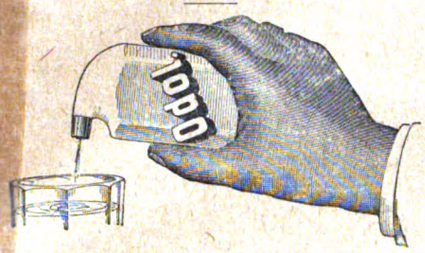
Es ist im letzten Grunde nebensächlich, daß der Zug nach Dongola und die Eroberung des Sudan die englische Stellung in Aegypten stärken. Das Nilland liegt ohnehin so fest in den Klauen des Löwen, daß es ohne schweres Blutvergießen, ohne einen europäischen Krieg nicht mehr daraus befreit werden kann. Fürst Bismarck, den das historische Congreßzimmer ohnehin oft genug an die „größte Bêtise“ seines Lebens erinnert hat, sah 1878 den Gang der Dinge weniger genau voraus, als der rechnende Fuchs d'Israeli, der auf dem Caplande und seinen Anneren die Pyramide des britischen Kaiserreiches Afrika aufthürmen wollte und ganz selig war, die Spitze des Gebäudes, Aegypten, so leicht in die Hand zu bekommen. Die wechselnden Regierungen des Inselreiches sind seitdem nie müde geworden, Beaconsfield's Idee in Wirklichkeit umzusetzen. Von Capland her schoben sie ihre Vorposten in die holländischen Bauernrepubliken, drängten sie nordwärts zurück, gönnten ihnen Zeit, Wüsteneien urbar zu machen, neue Städte zu bauen, und ergriffen dann abermals Besitz davon. Die Rhodes und Jameson, ordinäre Raffer, sind nicht darum Nationalhelden an der Themse geworden, weil sie im Rauben gewandt waren, denn derlei Heldenthum ist in London EC ungemein alltäglich. Man sieht in ihnen die Vollstrecker des heiligen Testaments d'Israeli's. Kein Vorwurf traf sie wegen der niederträchtigen Greuel, die sie verübt, kein Bebel fand sich in Westminster, der diese Menschenschlächter vor seinen Richterstuhl gefordert hätte, diese Pizarro, mit denen verglichen unser Petersiein Ehrenmitglied jedes vegetarischen Thierschutzvereins werden könnte. Aber ein Wuthschrei der Empörung donnerte durch alle Gaue Old Englands, als der deutsche Kaiser den Präsidenten der Transvaalrepublik zum Siege bei Krügersdorp beglückwünschte. Die Worte jenes Telegramms, das auch von der Hilfe befreundeter Staaten sprach, waren glühende Messer für jedes englische Herz, das an dem Traume eines britisch-afrikanischen Kaiserreichs hing. Zum ersten Male hatte sich hier der Gegner ohne Rückhalt gezeigt, eine Drohung gewagt, einen Damm aufgeworfen. Das allein entfesselte die zornige Raserei, das die dröhnende Begeisterung für Dr. Habebald und Excellenz Eilebeute, die sonst behandelt worden wären wie andere verunglückte Speculanten mehr. Aber alles Toben mußte wie von schönem Zauber gebannt verschwinden, als man sich in der Wilhelmstraße 77 mit dem Zuge nach Dongola grundsätzlich einverstanden erklärte. Jetzt sah London deutlich, daß der Gedanke, Afrika deutsch zu machen, dieser phantastische Gedanke, den der Mann von Skyren verächtlich lächelnd weit von sich gewiesen hatte, in der That nur in Schwärmerköpfen spukte. Deutschland, weiß man jetzt, gönnt dem Vetter jenseits des Canals von ganzem Herzen alle Eroberungen, die er in Afrika macht und machen möchte. Es hat nichts dagegen zu erinnern, wenn etwa $^{19}/_{20}$ des dunklen Erdtheils den Nachkommen Ihrer Majestät, der Kaiserin von Indien, zu eigen gehören; es begnügt sich mit seinem hübschen kleinen, etwas sandigen und fiebrigen Zwanzigstel. Es wird sogar, man zweifelt kaum daran, gelegentlich geneigt sein, für dies Zwanzigstel einen Check auf die Bank von England zu nehmen, und das etwa um dieselbe Zeit, wo der Congostaat meistbietend versteigert wird.

Deutschland aber thut gut, die U. S. A. nicht durch Zuckerprämien und Schutzzölle zu reizen, damit sie ihm in alle Ewigkeit erlauben, das Mark des Volkes, die bäuerlichen und kleinbürgerlichen Auswanderer, in New-York an's Land zu setzen; damit die Yankees die fruchtbarste Blüthe unserer Nation auch fürderhin als Geschenk gnädig entgegennehmen. Und General Graf Caprivi de Caprera de Montecuccoli wird, wenn er zu jener Zeit noch Geburtstage feiert, mit Wohlbehagen in den festlichen Leitartikeln der freisinnigen Presse lesen, daß er doch Recht behalten habe: Deutschland sei ganz und gar ein Fabrik- und Industriestaat geworden. Wer seine Bauern sehen wolle, müsse sich nach Minnesota oder Brasilien, oder besser noch nach dem Kaiserreich Afrika bemühen, das dann the first gentleman of the world unumschränkt regiert. Und dieses Gentleman Ruhm wird groß sein vor allen Gerechten, denn er hat nicht wie Peters am Kilimandscharo Mädchen gepeinigt, sondern ist immer in London geblieben, wo man dergleichen Freuden bequemer und ohne alle Lebensgefahr genießen kann. Caliban.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



Dr. J. Messian, Spezialarzt der Zahn- und Mundkrankheiten, dentiste diplomé de l'école dentaire de **Paris**, der zahlreiche Experimente mit Odol ausgeführt hat und der Odol **täglich in seiner Praxis anwendet**, schreibt: . . . Odol ist ein ausgezeichnetes Zahnwasser und in jeder Beziehung zu empfehlen. Von angenehmem, außergewöhnlich erfrischenden Geschmack enthält das Odol absolut keine der Mundschleimhaut oder den Zähnen schädliche Substanz. Odol entspricht den desiderata, welche ich auf Grund meiner Arbeiten über die Microorganismen der Mundhöhle aufgestellt habe. Odol ist ein Antisepticum, welches die Fäulniß- und Gährungsvorgänge im Munde und somit den schlechten Geruch und das **Hohlwerden** der Zähne verhütet.

½ Fl. Odol Mk. 1,50, fl. 1.— ö. W. in Drogengesch. und Apotheken.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Für die Verehrer des Fürsten Bismarck.

Bei Otto Meißner in Hamburg ist eben erschienen:

Aus dem Sachsenwalde
von **Dr. Richard Linde,**
Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.
80 Quartseiten Text und 27 Lichtdrucke von J. Löwy in Wien.
Gebunden 12 Mark.

Der historische Inhalt, sowie die von der artistischen Anstalt J. Löwy in Wien mustergültig ausgeführten landschaftlichen Lichtdrucke, welche den Freunden des vielbesuchten Sachsenwaldes besonders willkommen sein werden, sichern diesem Werke einen bleibenden Werth.

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und Karolinen.
Ein Spaziergang durch die Eifelberge
von
Hermann Aubel.
Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana"** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß", in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina"**, nicht fehlt.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1896.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Hierzu eine Beilage der Caffee-Groß-Handlung Theodor Maaß in Hamburg.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 11. April 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Agrarkrisis. Von Paul Ernst. — Die Organisation der Börsen unter dem neuen Börsengesetz. Von Ernst Heinemann. — Die Wahlreform in Oesterreich. Von Austriacus. — **Literatur und Kunst.** Otto Roquette. Von Ludwig Büchner (Darmstadt). — Berlin als malerisches Motiv. Von Franz Hermann Meißner. (Schluß.) — **Feuilleton.** Ein Tagebuchblatt aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Von Gustav Bessmer. — **Aus der Hauptstadt.** Auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung. Von Timon d. J. — Ausstellungen. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Die Agrarkrisis.

Von Paul Ernst.

Eine wichtigere Rolle als die Entwickelungen im industriellen Leben und die Bewegung der Arbeiter spielt in dem Processe der Auflösung und Weiterbildung unserer gesammten staatswirthschaftlichen Zustände, den wir mit immer beschleunigterem Tempo sich vor uns abspielen sehen, die Agrarkrisis, welche heute sämmtliche europäische Staaten und die nordamerikanische Union durchmachen. Je nach der Bedeutung, welche die Landwirthschaft in den einzelnen Staaten im politischen und ökonomischen Leben hat, und je nach den verschiedenen, durch die übrigen Umstände gegebenen Formen, ist sie selbst und ihre Wirkung verschieden; überall aber bedeutet sie eine Revolution, deren Tiefe wohl überhaupt kaum überschätzt werden kann, und neben der die tausend Kleinigkeiten, welche in der politischen Routine eine so große Rolle spielen, überhaupt belanglos sind.

Die Wirthschaftstheorie, welche unseren zur Zeit bestehenden Verhältnissen zu Grunde liegt, war bekanntlich folgende: Der Staat hat auf seinem Boden eine Anzahl Individuen wohnen, von denen jedes, indem es nur sein eigenes Wohl sucht, auf das Wirksamste das Wohl Aller fördert. Die wirthschaftlichen Beziehungen der Individuen werden demgemäß gleichfalls lediglich durch die Concurrenz der egoistischen Individuen regulirt. Jeder sucht seinen Vortheil beim Einkauf seiner Waare, indem er möglichst billig kauft, und beim Verkauf, indem er möglichst theuer verkauft. Die prästabilirte Harmonie zwischen diesen concurrirenden Interessen und dem Gesellschaftsinteresse war ein einfacher Glaubenssatz.

Heute, wo wir skeptischer geworden sind, viel skeptischer als die Denker, die dieses System aus den Dingen herausgezogen hatten, wissen wir, daß es überhaupt keine absoluten Wahrheiten giebt. Das System war nicht absolut richtig; es war aber auch nicht absolut falsch, wie manche Romantiker glauben, sondern es war richtig unter gewissen Umständen.

Die moderne Production für den Verkauf hat sich historisch entwickelt aus der Production für den eigenen Gebrauch. Die productiven Kräfte des Menschen können sich erst voll entfalten in der Cooperation; und diese ist in nennenswerther Ausdehnung natürlich nicht möglich bei Production für den Eigengebrauch. Die erste Speculation über diesen Gegenstand sah nun nur den Gegensatz von Producent und Consument; und daß hier jene allgemeine These richtig war, erschien ja als sofort einleuchtend. Mit der Zeit kam es den Arbeitern zum Bewußtsein, daß sie bei dieser neuen Ordnung der Dinge gedrückt wurden, und sie fanden heraus, daß sie dem Druck nur entgehen konnten, wenn sie in die Concurrenz um den Verkauf ihrer Arbeitskraft an die Unternehmer nicht als Individuen, sondern als geschlossene Masse eintraten; sie gründeten also Vereinigungen zu dem Zweck gemeinschaftlichen Handelns um den Preis für den Verkauf ihrer Waare. Dadurch wurde es klar, daß es noch einen zweiten Gegensatz gab, den die bisherige Oekonomie mit ihren Robinsonaden ganz übersehen hatte: den zwischen dem capitalistischen Unternehmer und dem Arbeiter. Das collective Handeln der Arbeiter hatte den Erfolg, daß die Arbeitsbedingungen immer mehr den Wünschen der Arbeiter entsprechend regulirt wurden; und nachdem so die diesem eigenartigen Handel entsprechende Form gefunden war, erschien es also wiederum ganz klar, daß die liberale These sich als richtig bewährte.

Der Umschwung fand erst statt, als die Erhöhung der productiven Kräfte einen gewissen Punkt überschritten hatte. Durch die einfache quantitative Steigerung wurde ein Umschlag in eine andere Qualität erzeugt.

Nehmen wir den wirthschaftlich autarkischen Staat ohne Einfuhr und Ausfuhr an, so finden wir, daß bei ständig steigernder Productivkraft der menschlichen Arbeit, wenn nicht die Löhne der Arbeiter und der Verbrauch der Capitalisten gleichzeitig um jenes Quantum steigt, eine Ueberproduction entstehen muß, die zu Arbeitslosigkeit der Arbeiter und Profitlosigkeit der Capitalien führt; denken wir uns in dem Staate eine Maschine im Besitz eines Einzigen, welche nur durch einen einzigen Arbeiter bedient zu werden braucht, um sämmtliche Artikel, welche die Bewohner des Staates nöthig haben, wie ein Automat von sich zu geben, so sind offenbar sämmtliche übrigen Bewohner des Staates überflüssig geworden, deren productive Thätigkeit ja seit Einführung der Maschine lahm gelegt ist; sie werden einfach verhungern und nur noch den Capitalisten und seinen Arbeiter übrig lassen; da nunmehr der Absatz fehlt, ist aber auch das in der Maschine steckende Capital werthlos geworden.

Da es keinen autarkischen Staat giebt, so ist das geschilderte Ereigniß noch nicht eingetreten, die Rückbildung unserer Wirthschaft, und damit der Beweis für die Unrichtigkeit der liberalen These durch die gesteigerte Productivkraft. Der internationale Handel, der Austausch zwischen

Digitized by Google

Ländern, welche Fabricate mit ständig gesteigerter Productivkraft der Arbeit produciren und Ländern, die neue Rohstoffe hervorbringen, hat die Katastrophe hinausgeschoben. Das in Folge der ewigen Productivitätssteigerung immer anschwellende Productenquantum erfordert die Eröffnung immer neuer Märkte, solcher Gebiete, die nur Rohstoffe hervorbringen. Da die Erde begrenzt ist, jene Steigerung aber unbegrenzt, so muß darin schließlich ein Ende doch kommen. Zudem verwandeln sich mit der Zeit sämmtliche Abnehmer selbst in Producenten ihrer Fabrikwaaren, bis sie schließlich als Concurrenten auf dem Weltmarkte auftreten. Die Folge ist, daß in manchen Industrieen bereits jetzt das Resultat eingetreten ist: Fallen der Profite, respective Einstellung des Betriebs großer Unternehmungen, und Arbeitslosigkeit der Arbeiter.

Am schwersten muß der hierdurch entstehende Druck für's Erste auf die Urproductionen fallen, und zwar zunächst auf den Ackerbau, aus zwei Gründen.

Die landwirthschaftliche Production kann ihr Hauptproductionsmittel, den Boden, zunächst nicht beliebig vervielfältigen, und auch seine intensivere Benutzung hat ihre Grenzen. Da in dem Staate, wo die Productivkraft der Arbeit so gestiegen ist, gleichzeitig wegen der Verbilligung seiner Waare der Export noch stärker zeigt, so vermehrt sich in ihm die arbeitende Bevölkerung. Dieses Steigen der Zahl der Consumenten drängt zu theuerer Intensification der Landwirthschaft und Bearbeitung immer theurer producirenden Bodens, erhöht dadurch die Preise, und bewirkt, daß außer dem Capitalgewinn noch eine Rente entsteht. Diese Rente wird capitalisirt, kommt in dieser Form in den Handel, und es entsteht eine Classe von Bürgern, die Grundbesitzer, welche, indem sie das Geldcapital, dessen Zinsen die Rente darstellt, ausgaben, sich das Recht auf den Bezug der Rente erwarben; wenigstens steht jeder Grundbesitzer rechtlich so, als wenn er jenes Recht auf diese Weise erworben hätte.

Die fortgeschrittene Entwickelung nun zerstört das Monopol des überverlangten Bodens, welches die Ursache der Rente ist, indem in Folge Verbesserung der Communicationsmittel mit geringeren Kosten zu bearbeitender Boden noch unbevölkerter Gegenden in Concurrenz tritt.

Zweitens. Auch in der Landwirthschaft wird die Productivkraft der Arbeit erhöht durch Anwendung arbeitsparender Maschinen. Das Resultat ist die Verbilligung des Productes, des Getreides. Wenn alles producirte Getreide einen niedrigeren Geldwerth bekommt, so auch natürlich der Theil, welcher die Rente des Besitzers ausmacht; während also die Anzahl Körner, welche seine Rente sind, kleiner wird, wird auch die Geldsumme, die er als Rente erhielt, geringer.

Wenn die Rente fällt, so fällt auch die capitalisirte Rente, der Güterwerth.

In der Industrie kann die Concurrenz des neu auftretenden Auslandes zunächst nicht billiger liefern; sie wirkt nur insofern, als sie das Absatzgebiet einschränkt; in der Landwirthschaft liefert sie sofort billiger, und dieser Umstand, in Gemeinschaft mit den preisdrückenden Folgen der Productionskraftssteigerung der landwirthschaftlichen Arbeit, erzeugt ein Fallen der Rente.*)

*) Es giebt noch einen anderen Grund, weßhalb die Krisis gerade in der Landwirthschaft beginnen muß. Getreideproduction ist im Wesentlichen Production von Consumtionsmitteln. In meiner Schrift „Die gesellschaftliche Reproduction des Capitals bei gesteigerter Productivität der Arbeit" habe ich das Problem, nur etwas anders gefaßt, abstractmathematisch für den isolirten Staat und mit der Annahme immer constant bleibenden Reallohnes untersucht; das Resultat ist der auf S. 43 der genannten Schrift ausgesprochene Satz: „Trotz erweiterter Reproduction wird einmal ein Moment kommen, wo die Arbeiterzahl abnimmt; am frühesten muß sich die Abnahme bei den Arbeitern der Consumtionsmittelbranche zeigen, und sie wird mit wachsender Geschwindigkeit vor sich gehen." Der Beweis für diesen Satz, der das Resultat einer langen abstracten Untersuchung ist, kann hier natürlich nicht wiederholt werden. Die Abnahme der Arbeiterzahl geht Hand in Hand mit den übrigen oben geschilderten Erscheinungen.

Aber das Fallen der Rente ist offenbar nicht das Einzige. Damit sie entstehen konnte, mußte, wie wir sahen, eine kostspieligere Intensification des landwirthschaftlichen Betriebes, und die Bearbeitung schlechteren Bodens eintreten. Wir wollen der Klarheit wegen in der Abstraction bleiben, und annehmen, daß der letzte Boden keine Rente bringe, sondern nur die Auslagen und den Capitalgewinn, und die letzte Intensification des Betriebes, Amelioration ꝛc. gleichfalls. Wenn nun die Rente auf den besseren Boden fällt, so verschwindet hier zunächst der Capitalgewinn, dann werden die Auslagen nicht mehr völlig ersetzt. Die Preise decken nicht mehr die Productionskosten auf diesem Boden und bei dieser Intensivität der Wirthschaft. Da es doch für einen Unternehmer unmöglich ist, beständig mit Verlust zu arbeiten, so wird die Folge sein, daß der schlechteste Boden wüst liegen bleibt und überall, auf allen Bodensorten, von der höchsten Intensivität der Wirthschaft zu niedrigerer Wirthschaftsstufe zurückgegangen wird. Nachdem eine Anzahl Aecker wüst liegen, während gleichzeitig in den Städten, in die sich die Arbeiter gezogen haben, um lohnendere Thätigkeit zu finden, Menschen vor Hunger sterben, taucht der Gedanke auf, das unprofitable Land mit bedürfnißlosen Kleinbauern zu besiedeln, die von dem kärglichen Ertrage leben, den ihnen ihre Arbeit auf drei acres und mit einer Kuh gewährt, ohne daß sie daran denken können, sich jemals etwas in die Wirthschaft zuzukaufen. So beginnt denn in der Landwirthschaft bereits durch die weitere Consequenz der liberalen These vom billigen Kaufen und theuren Verkaufen der Umschlag von dem Höhepunkt der erreichten Vervollkommnung zu der überwundenen Barbarei, aus der Cooperation in die Einzelarbeit, aus der wissenschaftlich geleiteten Production in die uralte barbarische Routine, wie sie im Wesentlichen bereits vor der römischen Eroberung betrieben wurde. Die gesammte Culturarbeit ist verloren; und ein Glück ist es noch, wenn sich die Entwickelung in dieser Richtung vollzieht. Denn in dem Streben, doch wenigstens noch Etwas von ihrem Besitz zu ziehen, werden die Grundbesitzer suchen, diesen Kleinbauern ihre Parcellen so theuer zu verkaufen, daß auch diese elenden Existenzen noch nicht einmal durchgehends lebensfähig sind; und wo der Jagdsport so allgemein verbreitet ist, daß hohe Renten durch die Jagdverpachtung erzielt werden, mag es unter Umständen am profitabelsten sein, Land sich mit Haide und Gestrüpp beziehen zu lassen, das den Zufluchtsort für irgendwelche, besonders geschätzte jagdbare Thiere abgiebt.

Wir verstehen, daß die landwirthschaftliche Krisis nicht in ihrer Isolirtheit betrachtet werden muß; sie ist der erste Akt der allgemeinen Productionskrisis, die sicher über die Länder der alten Cultur heraufzieht, in der Folge auch über die neuen Länder, die ihnen gefolgt sind. Sobald alle Länder eine nahezu gleich hohe Stufe der wirthschaftlichen Entwickelung erreicht haben, bekommt der Welthandel eine ganz andere Bedeutung wie heute. Die großcapitalistische Production kann überall eingeführt werden. Die ganze Erde wird dann jenem autarkischen Staate gleichen, der in der Einleitung geschildert wurde, in Anlehnung an einen Gedanken von Sismondi, der als der Erste, wenn auch in unzureichender Weise, den hier auseinandergesetzten Widerspruch unserer Gesellschaftsorganisation auseinandergesetzt hat.

Wir leben in einer so hoch entwickelten Cultur, daß uns der Gedanke an die Möglichkeit einer Rückbildung überhaupt als absurd erscheint. Zwar haben wir die Thatsachen vor uns, daß andere Culturen, die in ihrer Art doch ebenfalls den höchsten Entwickelungspunkt darstellten, gänzlich zu Grunde gegangen sind, aus Ursachen, die uns, wie bei den asiatischen, ganz verborgen, oder wie bei den antiken nur zum Theil verständlich sind; indessen aus dem an sich ja ganz richtigen Gedanken heraus, daß man unmöglich so ganz andersgeartete Dinge als Analogie heranziehen könne, verzichten

Digitized by Google

wir darauf, uns durch sie einen Eindruck wecken zu lassen.

Schon die Schilderungen der periodischen Absatzkrisen, dieser prophetischen Vorahnungen eines kommenden Zusammenbruches, in denen die Maschine, welche bis dahin aus unbekannten Gründen glatt ging, aus unbekannten Gründen plötzlich stockt, müßten uns von unserem Optimismus zurückhalten; und wenn wir die Gründe erforscht haben, welche zuletzt aus demselben immanenten Widerspruch unseres gesammten wirthschaftlichen Lebens resultiren, aus dem auch der große Zusammenbruch erfolgt, wenn wir dann die landwirthschaftliche Krisis näher untersuchen, so müssen wir zu einer sehr melancholischen Auffassung unseres Entwickelungsganges gelangen.

Das Interesse der Grundbesitzer ist in wesentlichen Punkten dem Interesse der übrigen Classen der Gesellschaft entgegengesetzt, und die Absicht der Grundbesitzer ist natürlich, den Druck, unter dem sie leiden, auf die übrigen Classen abzuwälzen. Infolge dieser Umstände wird die Constatirung der landwirthschaftlichen Krisis aus einer wissenschaftlichen Aufgabe eine Parteiangelegenheit. Uebertreibungen werden von der einen Seite gemacht und von der anderen Seite erwartet. Dazu kommt, daß die Betroffenen selbst in ihrer großen Gesammtheit keine Ahnung von der tiefen Bedeutung der Krisis haben; in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hat Europa bereits eine Agrarkrisis durchgemacht, mit der äußerlich die gegenwärtige Krisis eine große Aehnlichkeit hat. Eine Agrarkrisis ist nun stets ein schwerer Schlag für die Staatswirthschaft, wie jede wirthschaftliche Schädigung; allein wie jenes Ungewitter damals vorübergegangen ist und sogar eine unerhörte Blüthe der Landwirthschaft in seiner Folge gehabt hat, so denkt man allgemein, auch bei den Betroffenen selbst, daß auch die gegenwärtige Noth wieder von einer aufsteigenden Bewegung abgelöst werden müsse. Die ganze Größe des Uebels ergiebt sich erst aus Betrachtungen, wie die eben angestellten.

In England, wo die Preise, Güterwert und Rente bekanntlich nicht durch die Zölle künstlich hoch gehalten sind, wo ferner überall ein viel besseres und größeres amtliches Material für die Beurtheilung der öffentlichen Zustände vorhanden ist, läßt sich die landwirthschaftliche Lage am besten studiren. Ein eben erschienener Regierungsbericht über die Lage in Norfolk giebt eine Reihe von Daten, die im Allgemeinen, nur mit graduellen Unterschieden, auch für das übrige Land giltig sind und damit auch den entsprechenden Werth für die übrigen europäischen Länder haben.

Norfolk ist die Wiege der modernen Agricultur gewesen; von der Natur mit einem sehr leichten Boden ausgestattet, verdankt es seine spätere Fruchtbarkeit lediglich der verständigen Anwendung der wissenschaftlichen Principien auf den Ackerbau. In den Zeiten der landwirthschaftlichen Blüthe zeigte sich das in einer außerordentlichen Steigerung der Renten und in den sehr hohen Gewinnen der Pächter. Es wird in dem Bericht von einem Pächter erzählt, der 2000 acres bewirthschaftete mit einem Capital von 25 000 £ und darauf einen jährlichen Gewinn von 5 000 £ machte. Der Ausdehnung des Betriebes stehen in der Landwirthschaft ja, anders wie in der industriellen Production, immer große Nachtheile gegenüber; damals wurden die Nachtheile sämmtlich aufgewogen durch die ungeheure Ueberlegenheit, welche die in weniger Zeit so schnell entwickelte rationelle Cultur dem Großen und Capitalkräftigen über den Kleinen gab, und es wurden deßhalb damals die kleinen Pachtungen möglichst zu großen zusammengeschlagen.

Den Unterschied von damals und heute illustrirt am besten eine Gegenüberstellung, welche von der Landwirthschaftskammer für Norfolk gemacht ist. Sie bezieht sich auf die Area und den Ertrag an Weizen und Gerste in der ganzen Grafschaft.

1874.

Acres		Ertrag	Durchschn.-Pr. sh d.	Totalpreis £
212 396	Weizen à 4 qrs.	849 584	55 9	2 368 215
185 394	Gerste „	741 576	44 11	1 665 451
397 790				Sa. 4 033 666

1894.

acres		Ertrag	Preis i. d. 1. Octoberwoche sh d.	Totalpr. £
125 734	Weiz. à 4 qrs.	502 936	17 7	472 164
211 033	Gerste „	844 132	23 10	
336 767			Die Hälfte war aber unverkäuflich und mußte verfüttert werden, weßhalb für sie nur 15 sh 10 d. anzusetzen ist	837 097
				Sa. 1 279 261

Das bedeutet also eine Abnahme des für den Körnerbau verwendeten Landes um 61 023 acres oder um 15 %, eine Abnahme des aus dem Körnerbau gewonnenen Rohertrages um 5 754 405 £ oder 68 %.

Die Berechnung kann keinen Anspruch auf völlige Genauigkeit machen, da man natürlich nicht den Preis einer einzigen Woche als durchschnittlich nehmen kann; mir standen die Preisnotirungen auf den localen Märkten nicht zu Gebote, um sie in die Rechnung einzusetzen. Zweitens ist zu bedenken, daß ein Theil der nicht mehr zum Kornbau benutzten Fläche zu Grasland nieder gelegt ist und nunmehr Fleisch producirt; dafür ist aber auch das Sinken des durchschnittlichen Ertrages pro acre außer Acht gelassen und dieselbe Summe angenommen, wie 1874. Eine wesentliche Alteration dürfte die Berechnung nicht erleiden.

Ein Sinken des Ertrages um 2,75 Millionen £ auf 779 275 acres unter dem Pflug bedeutet über $3\frac{1}{2}$ £ per acre, oder ungefähr 175 Mk. pro ha. Es begreift sich, daß bei einem solchen Sinken des Bruttoertrages bei weiten Strecken die Rente auf Null fällt, und bei weiten Strecken die Productionskosten nicht mehr gedeckt werden. Der Verlust an Rente wird denn auch für bestes Land auf 25—35 % angegeben, für mittleres auf 40—60 %, und letztes ist überhaupt rentefrei geworden.

Wie schon erwähnt, wird der größte Theil des Landes, welches dem Pflug entzogen wird, in Weide verwandelt. Indessen oft sind die Kosten so groß, daß auch das sich noch nicht einmal lohnt, und oft ist die Bodenbeschaffenheit derartig, daß statt Weide nur Haide und Gestrüpp entsteht. Von 1881—1894 nahm das Land unter dem Pflug in Norfolk um 35 843 acres ab. Von diesen scheinen nur 30 887 in Weide umgewandelt zu sein, und sicher sind 4 956 überhaupt gänzlich ihrem Schicksal überlassen. Solche verlassene Farmen bieten einen grauenhaften Anblick dar. Die Hecken verbreitern sich, Gestrüpp und Unkraut wächst auf den Aeckern, an Stellen, wo die Drainröhren geplatzt sind, bilden sich Lachen und Pfützen, die Gebäude verfallen. Der unglückliche Besitzer einer solchen Wüste muß trotzdem seine Steuern und Abgaben für sie bezahlen. So wird von einem Mann erzählt, der 1879 ein Gut für 77 871 £ kaufte, dessen Pacht von 5 027 £ am Anfang auf 900 £ in 1891 fiel und das seitdem wüst liegt, während er jährlich noch 2 346 £ Steuern und Abgaben zu zahlen hat. Am Ausgang des römischen Reiches flüchteten häufig die Colonen zu den Barbaren mit Hinterlassung ihres Besitzes oder luden die Barbaren zu sich in's Land, weil ihre Abgaben größer waren, als der Ertrag ihrer Arbeit. Die englischen Grundbesitzer sind freilich nichts weniger als Colonen; aber ihre Flucht beginnt schon; zunächst wandern alle Capitalien, die irgendwie noch aus dem Lande herausgezogen werden können, aus, und suchen Verwerthung in Ländern, wo Aussicht, wenn

Digitized by Google

auch nicht auf Steigen der Rente, so doch auf ihr Gleichbleiben vorhanden ist.

Die Großgrundbesitzer haben eine schwere Schädigung ihres Einkommens zu verzeichnen; aber ihnen bleibt doch immer noch so viel übrig, daß sie, mit Einschränkungen gegen früher natürlich, doch immer noch ihren Classenansprüchen entsprechend leben können. Es kommt dazu, daß viele von ihnen die großen Einnahmen, die sie in der Zeit der landwirthschaftlichen Blüthe gehabt haben, zu Käufen in außereuropäischen Ländern verwerthet haben und so den Verlust, den sie in Europa erleiden, in Amerika mehr als einbringen. Schwerer schon lastet die Krisis auf dem kleinen Landedelmann. Dem Berichterstatter sind achtzehn Fälle bekannt geworden, wo solche ihr Schloß verlassen mußten, es an Fremde vermietheten und sich in einer bescheidenen Pächterwohnung einrichteten. Am schlimmsten geht es von den Besitzern den mit Hypotheken belasteten; wie ja auch bei uns in Deutschland bereits, lebt ein großer Theil von ihnen nur noch durch die gezwungene Nachsicht der Gläubiger, die schon jahrelang keine Zinsen gesehen haben, aber in der Hoffnung besserer Zeiten von einer Subhastation absehen, da zu befürchten ist, daß noch nicht einmal ihre Forderungen einkommen. So wurde eine Farm von 200 acres für 2000 £ verkauft, eine Summe, die noch nicht einmal die Kosten des Hauses und der übrigen Baulichkeiten deckte.

Den ersten Anprall der Krisis hatten natürlich die Pächter auszuhalten. Die Preise fielen, während die Renten blieben, und auch als die Rentenermäßigungen begannen, fiel die Rente doch nie in dem Verhältniß wie die Bruttoeinnahme. Bis zu gewissem Grad erhielten und erhalten die Besitzer von ihren Pächtern also einen Theil des Pächtervermögens. Die Folge war die rasche Verarmung der einst so reichen Pächterclasse; wer sein Capital ohne zu große Verluste aus einer so schlechten Unternehmung herausziehen konnte, that es; ein großer Theil der Pächter arbeitet heute mit Verlust oder ohne respective mit unzulänglicher Verzinsung des investirten Capitals. Die Folge ist, daß heute der Landwirthschaftsbetrieb mit durchschnittlich der Hälfte des Capitals vor sich geht, das vor zwanzig Jahren erforderlich war, und das involvirt wiederum Aufgabe der intensiven Cultur, also Rückgang des landwirthschaftlichen Betriebes und geringeres Quantum und schlechtere Qualität des Ertrages. Die schlechte Qualität, der die sich immer mehr bessernde Qualität der überseeischen Concurrenz gegenübersteht, verursacht natürlich wieder niedrigere Preise.

Es ist schon einmal auf eine Analogie mit der Decadenz im römischen Reiche hingewiesen. Solche Analogien sind ja aus den bekannten Gründen immer gefährlich; indessen drängt sich hier doch wieder ein Vergleich auf. Es ist psychologisch erklärlich, daß die Verschlechterung der Qualität einer Verschlechterung der Witterung zugeschrieben wird; über eine solche klagen auch die englischen Landwirthe; ganz dieselbe Klage hören wir bei Columella, zu dessen Zeit das innere Uebel, verborgen für den oberflächlichen Beobachter unter der glänzenden Außenseite, ganz wie heute, bereits sehr umfangreiche Dimensionen angenommen hatte.

Ein offenkundiger Beweis für den Rückgang der Cultur ist der Rückgang der Viehzahl. Schafe und Hornvieh haben abgenommen, trotzdem mehr Land der Ernährung von Vieh gewidmet ist.

Natürlich hat auch die Zahl der Arbeiter stark abgenommen. Gegen 45 505 in 1871 waren nur noch 40 937 in 1891 vorhanden, also 10,1 % weniger; seitdem hat sich die Zahl wieder sehr bedeutend vermindert. Wie schnell die Verminderung vor sich geht, zeigt das Beispiel einer Farm von 130 acres; 1892 waren hier noch sieben Hände, 1893 fünf, und 1894 nur noch drei Männer und ein Junge. Da selbstverständlich die besten und tüchtigsten Leute sich fortgezogen haben, theils in die Städte, theils über das Meer, so sind die gegenwärtigen Arbeiter weit weniger tüchtig wie die früheren. Die Löhne sind in den letzten Jahren etwas gefallen, im Allgemeinen aber bedeutend höher, als vor 40 Jahren, wo die höchste Rentabilität der Landwirthschaft mit dem tiefsten Elend der Arbeiter zusammenfiel. Der durchschnittliche Wochenverdienst eines regelmäßig beschäftigten Arbeiters, Alles in Allem gerechnet, beträgt heute 13—14 sh. Sehr merkwürdig für die Verschiebung ist die Erzählung eines Farmers, daß vor 20 Jahren die Pachtsumme bei ihm noch einmal so hoch wie die jährliche Lohnsumme war, und daß heute sich das Verhältniß gerade umgekehrt hat.

Daß sich unter diesen Umständen die Landwirthschaft in ihrer gegenwärtigen Betriebsform halten kann, ist unmöglich. Pächter und Besitzer drücken das mit klaren, oft drastischen Worten aus. Einer sagt: „Wenn man ein Gut hat und will einem Feind einen Possen spielen, so muß man sterben und ihm das Gut hinterlassen.“ Landbesitz wird als ein Luxus bezeichnet, den sich nur Leute gestatten können, welche anderweitiges Vermögen besitzen.

Die einzige Aussicht einer Aenderung auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung, freilich mit der Erwartung auf Rückgang einer hohen Entwickelung in frühere barbarische Zustände, bietet die Parcellirung. Interessant hierfür sind einige Notizen über die Lage von Kleinfarmern. Von den drei erwähnten Leuten waren zwei früher Arbeiter und erwarben sich das nöthige Capital durch Sparen. Einer ist erst 27 Jahre alt, hat eine Farm freilich erst seit Kurzem, es war ihm aber doch möglich gewesen, 100 £ zu sparen. Bei uns dürfte es unmöglich sein für einen Mann, derartig in die Höhe kommen. Die Leute zahlen durchschnittlich noch einmal so viel Pacht wie große Farmer, klagen zwar über die Höhe der Pachtsumme, fühlen sich aber im Uebrigen als gesicherte Existenzen. Das Einkommen ist nicht höher, als das eines Arbeiters, die Arbeit ist schwerer, indessen entschädigt dafür das Gefühl der Selbstständigkeit.

Das Prophezeien ist ja bekanntlich eine mißliche Sache. Man kann wohl die Tendenzen der Entwickelung klar legen, allein da geschichtliches Werden ein beständiges Sichkreuzen, sich Entgegenarbeiten und Unterstützen solcher Tendenzen ist, deren gegenseitige Bedeutung Niemand abschätzen kann, der in der Zeit selbst lebt, so ist mit solchem Klarlegen noch sehr wenig gethan. In England kann die Agrarkrisis unter Umständen die Verödung des Landes oder die Besiedelung mit kleinen Farmern erzeugen; in Deutschland eine Latifundienbildung der Hypothekenbanken gleichfalls mit Zwergpacht, eventuell Rückbildung in eine Art Feudalismus. Die gleichzeitige Bewegung in industrieller Production hat ihre Einflüsse; vielleicht gelingt hier eine Weiterbildung der Cartelle, die Hand in Hand mit der Decentralisation des Betriebes, welche durch die elektrische Kraftübertragung möglich geworden ist, gleichfalls zu einer feudalen Erstarrung führen kann. Vielleicht erringt die Arbeiterclasse die politische Macht und löst die Probleme durch Ueberführung in communistische Productionsweise. Alle die Tendenzen sind vorhanden, und welche von ihnen definitiv sich durchsetzt, die hängt von einem unglaublichen Gewirre von ökonomischen, socialen, politischen Umständen ab.

Jedenfalls aber ist eins sicher: daß die bestehende Gesellschaftsorganisation in hoffnungsloser Selbstauflösung begriffen ist; nicht durch den Ansturm der „Barbaren im Innern“, wie melodramatisch gestimmte Politiker der herrschenden und demgemäß blinden Classen denken, sondern durch einen dialektischen Umschlag ihrer fundamentalen Lebensbedingungen.

Die Menschheit unterliegt bis jetzt noch völlig willenlos dem historischen Proceß, der sich an ihr und durch sie, aber ohne ihr Bewußtsein von ihm vollzieht. Noch die Epoche ihrer Geschichte, die sich jetzt ihrem Abschluß naht, wurde bezeichnet durch das naive Vertrauen, daß die für sie giltigen ökonomischen Sätze, aus denen die politischen, moralischen

Digitized by Google

und philosophischen folgten, absolut richtig seien, Naturgesetze, die unter allen Umständen gelten müßten. Heute können wir schon den Gedanken von der Relativität alles Seienden, nicht bloß vom Katheder herab, sondern als praktische Politiker, fassen. Irgendwo werden ja wohl auch wir unsere Illusion stecken haben. Aber der ungeheure Fortschritt, den die neuste Entwickelung der Dinge in unserem Denken hervorgerufen hat, kann nie verkannt werden. Er ist größer, als der, welchen die Neuzeit über das Mittelalter hinaus bedeutet. Die mittelalterliche Auffassung war noch die des nackten, mehr oder weniger geistig gefaßten Fetischismus. Von ihr unterscheidet sich die mechanische Auffassung der Neuzeit doch nur recht wenig. Im Grunde ist es kein großer Unterschied, ob als unerbittlicher Lenker der Weltgeschichte ein primitiv vorgestellter Gott functionirt, oder eine als Naturgesetz gefaßte Phrase. Spinoza's System, der erste großartige Ausdruck der mechanischen Weltanschauung, konnte mit gutem Recht von Comte noch als großartiger Fetischismus bezeichnet werden, und der blinde Glaube, der noch den jüngsten Anarchisten charakterisirt, den letzten Erben bürgerlichen Denkens, unterscheidet sich nur durch den Mangel jeder sinnlichen Anschauung von der Geschichtsauffassung etwa des heiligen Thomas. Der Verfasser hat sich einmal das Vergnügen gemacht, centrale Aussprüche Tolstoi's mit solchen von Bakunin zusammen zu stellen: ohne die Unterschrift hätte man die des Mystikers nicht von denen des Rationalisten unterscheiden können.

Indem das Bewußtsein von der Relativität alles Seienden eine politische Macht wird, verschwindet die letzte Spur des primitiven Fetischismus aus dem Denken und Handeln, und die Menschheit tritt aus dem immer noch andauernden Mittelalter in die wirkliche Neuzeit.

Wie die ökonomische Entwickelung eine derartige Betrachtungsweise erzeugt hat, so kommt es auch auf sie an, ob sie weitere Bedeutung erhalten soll. Gedanken sind nicht isolirte Producte, ihre Erzeugung steht im engsten Zusammenhang mit dem gesammten Leben. Sollte die wirthschaftliche Rückbildung eintreten, so würde diese neue, sich anbahnende Betrachtungsweise einer weiteren Entwickelung nicht fähig sein, und wie schon so oft, würde die Menschheit gezwungen werden, früher Gedachtes und Empfundenes von Neuem zu repetiren. In den letzten Jahrhunderten hat sich die Menschheit ein sehr großes Stück weiter vorgewagt, wie jemals früher; nicht nur der Fortschritt, sondern sogar der rapide Fortschritt, kommt uns deßhalb bereits ganz selbstverständlich vor; aber die Garantieen gegen Rückbildung sind nicht so stark, wie wir es uns denken.

Die Organisation der Börsen unter dem neuen Börsengesetz.

Von Ernst Heinemann.

Mit einem an Ueberschwänglichkeit grenzenden Optimismus haben die Börsen in Deutschland, allen voran die Berliner Börse, von jeher an der Idee gehangen, daß die neue Börsenreform mehr oder weniger als eine Fata Morgana zu betrachten sei und daß sie niemals so weit kommen werde, um in das Bereich der Wirklichkeit einzutreten. Diese Anschauung hat die Börsen beherrscht seit dem Tage, da die börsengegnerische Strömung im Lande stärker in Fluß kam, da die parlamentarischen Parteien sich zusammenthaten, um mit gesetzgeberischen Anträgen den Auswüchsen des Börsenwesens zu Leibe zu gehen. Die Entwickelung der Dinge schien den Auffassungen der betheiligten Kreise lange Zeit Recht geben zu wollen: durch viereinhalb Jahre zieht sich die Reform gegen die Börse, ohne daß bis jetzt etwas völlig Sicheres über das Schicksal des Entwurfs gesagt werden könne. Bezeichnend indessen für die jetzt vorherrschenden Anschauungen über die Börsen ist die Thatsache, daß die Reform bei jeder neuen Metamorphose ein immer extremeres Gepräge erhält, und daß, nachdem sie durch die Hände der Enquête-Commission, des Bundesrathes und des Reichstages gegangen war, die Commission des Reichstages in erster Lesung abermals eine Umformung vornahm, die ihren ursprünglichen Charakter bis zur Unkenntlichkeit verändert hat. Trotz dieser offenbaren Verschlimmerung setzt die Börse ihre Vogel-Strauß-Politik fort; sie will auch jetzt nicht an das Zustandekommen der Reform glauben und stützt sich dabei auf die Idee, daß der Gegensatz zwischen dem Entwurf der Regierung und den Projecten der Commission jedes Zustandekommen eines Gesetzes illusorisch machen werde. So ist es möglich gewesen, daß während der ersten Lesung des Regierungs-Entwurfes durch die Commission jede Verschärfung geradezu mit Befriedigung von Seiten der Börsen aufgenommen werden konnte. Die Speculation auf einen Conflict zwischen der Regierung und dem Parlamente bildet mithin zur Zeit die Grundlage der optimistischen Anschauungen der Börsen, eine Auffassungsweise, welche indessen vollständig die Bestrebungen ignorirt, welche darauf hinauslaufen, die Gegensätze zwischen den gesetzgeberischen Factoren in dieser Angelegenheit zu überbrücken, um auf diese Weise eine Art Compromißgesetz über die Börse zu Stande zu bringen.

Verkehrt und unpolitisch wie bei dieser neuesten Entwickelung der Dinge war überhaupt von Anfang das Verhalten der Handelskreise in dieser Angelegenheit, und nicht zu leugnen ist, daß es zu einem sehr wesentlichen Theile die fehlerhafte Taktik der Handelskreise war, welcher der Gesetzentwurf sein jetziges Aussehen zu verdanken hat. Anstatt den gesetzgebenden Factoren die Sachlage in nüchterner Weise klar zu machen, lamentiren die Handelskreise in ihren Versammlungen und sonstigen öffentlichen Kundgebungen tagaus, tagein über das verletzte Ehr- und Selbstgefühl, über die Beschränkungen der Verkehrsfreiheit, über Polizeiaufsicht über den Handelsstand und was dergleichen Klagen mehr sind. Daß mit derartigen „Argumenten" nichts auszurichten ist, liegt auf der Hand; vollends thöricht aber muß das Beginnen der Handelskreise erscheinen, der Regierung die Tendenz zu unterschieben, daß sie für den Handelsstand ehrenkränkende Bestimmungen zu schaffen beabsichtige. Man mag der Regierung vorwerfen, daß sie sich in der Wahl der Mittel vergriffen habe; der Versuch dagegen, ihr die obigen oder ähnliche Absichten zu insinuiren, läßt sich überhaupt nicht ernsthaft discutiren. Daß die Börsen mit nüchternen Darlegungen weit mehr erreichen, als mit dergleichen Anklagen, beweist u. A. die Thatsache, daß auch die wahrlich nicht aus börsenfreundlichen Elementen zusammengesetzte Commission des Reichstags einer unlängst publicirten, sehr kühl gehaltenen Petition des Berliner Giro- und Cassenvereins in Betreff des Depotgesetzes in vollem Umfange Rechnung getragen hat.

Für Diejenigen, welche nicht im Stande sind, der von den Börsen zur Schau getragenen Zuversichtlichkeit zu huldigen, und die gewohnt sind, mit gegebenen Verhältnissen zu rechnen, dürfte es nicht ohne Interesse sein, die weitere Entwickelung der Dinge etwas näher in's Auge zu fassen und sich ein Bild von der zukünftigen Organisation der Börsen zu machen. Man wird dabei abstrahiren können von jenen extremen Forderungen, welche die Commission in erster Lesung aufgestellt hat, Forderungen, deren Uebertriebenheit bereits einer Anzahl von Commissionsmitgliedern einzuleuchten beginnt und die schon in zweiter Lesung den in der Regierungsvorlage enthaltenen Bestimmungen wieder Platz machen mußten. Stellt man sich einmal bei der Beurtheilung der weiteren Entwickelung der Dinge auf den Boden des Regierungsentwurfs, so zeigt sich, daß gerade diejenigen Bestimmungen, welche den Börsen, bezw. ihren officiellen Vertre-

Digitized by Google

tungen zu so lebhaften Klagen über den Verlust ihrer Freiheit ꝛc. Anlaß gegeben haben: die allgemeinen Bestimmungen über die zukünftige Organisation am wenigsten Schaden anrichten und am leichtesten in den jetzigen Organismus der Börse einzufügen sind. Wir glauben keine Indiscretion zu begehen, wenn wir verrathen, daß die Klagen über die Einsetzung des vielbesprochenen Staatscommissärs in erster Linie von den „oberen Zehntausend" der Börse ausgehen, während einem großen Theile der Börsentheilnehmer der Staatscommissär nicht nur nicht gleichgiltig, sondern geradezu erwünscht ist, weil man davon ausgeht, daß seine Anwesenheit an der Börse bis zu einem gewissen Grade geeignet sei, den Geschäften an der Börse eine Art Legitimität auch in den Augen ihrer Gegner zu verleihen. Es läßt sich kaum annehmen, daß der Staatscommissär hemmend oder störend auf den Verkehr einwirken sollte; er wird vermuthlich, selbst wenn man ihn nach den Wünschen der Börsengesetz-Commission mit direct ausübenden Functionen versehen würde, kann eine andere Rolle spielen, wie sein österreichischer College, der bekanntlich eine Vergangenheit hat und der — um ein Beispiel anzuführen — die Ausschreitungen der letzten „Aufschwungsperiode" in Oesterreich-Ungarn nicht hindern konnte, um so weniger, als diese „Aufschwungsperiode" in mehr oder minder versteckter Form von den Regierungen selbst, namentlich von dem damaligen Leiter des ungarischen Staates in ziemlich unverhüllter Form begünstigt wurde. Was dagegen den zur Begutachtung von Börsenangelegenheiten zu errichtenden Börsenausschuß, sowie auch die vielerörterte Emissionszulassungsstelle anbetrifft, so dürften es die maßgebenden Finanzkreise voraussichtlich ablehnen, von dem ihnen eingeräumten Rechte der Theilnahme an diesen Institutionen Gebrauch zu machen. Nach dem preußischen Entwurf war den Börsen das Recht eingeräumt, zwei Drittel des aus dreißig Mitgliedern zusammenzusetzenden Börsenausschusses selbst zu wählen; der Entwurf des Bundesrathes wandelte das Wahlrecht der Börsen in ein bloßes Vorschlagsrecht um; die Commission setzte dieses Vorschlagsrecht von zwei Drittel auf die Hälfte herunter, nachdem die reactionären Heißsporne der Commission für eine Reduction auf ein Drittel des Mitgliederantheils der Börse eingetreten waren. Die Finanzwelt will nun den extremen Börsengegnern im weitesten Umfange entgegenkommen, indem sie auf jede Theilnahme an dem Börsenausschuß verzichtet, weil sie diesem die — Verantwortung ausschließlich überlassen will. Nicht mit Unrecht wird geltend gemacht, daß namentlich mit Bezug auf die Zulassung neuer Anleihen, mit kritischer Vorsicht zu Werke gegangen und daß zu wiederholten Malen den fremden Anleihen der Weg zur Börse verlegt worden sei. Der Börsenausschuß würde hiernach eine Idealinstitution im Sinne der extremsten Börsengegner werden; ob aber seine Theilnehmer genügende Sachkenntniß und den für die Beurtheilung der einschlägigen Fragen erforderlichen eigenen Scharfblick besitzen, um die mit diesem Amte verknüpfte Verantwortung zu tragen, muß erst die Zukunft lehren.

Ohne allzu erhebliche Schwierigkeiteu dürften sich auch diejenigen Bestimmungen in den jetzigen Börsenorganismus einfügen lassen, welche sich auf das Maklerwesen beziehen. Eine wesentliche Veränderung der jetzigen Organisation würde es freilich bedeuten, wenn, wie es die Commission vorschlug, die Kursfeststellung eine *geheime* werden würde; indessen erscheint es mehr als fraglich, ob die Regierung auf diesen Vorschlag eingehen wird, der den jetzigen Zustand, anstatt ihn zu verbessern, verschlimmern würde, weil bei einer geheimen Kursfeststellung der preisregelnde Factor der Concurrenz in Wegfall kommen, und die Festsetzung der Kurse in der Hand eines Einzelnen, des vereideten Maklers, liegen würde. Was dagegen die Haftpflicht der Emissionshäuser anbelangt, so dürfte sich der zukünftige Zustand der Dinge mit einiger Sicherheit voraussagen lassen. Der Entwurf der Regierung macht die Emissionshäuser haftpflichtig für unrichtige oder unvollständige Angaben, wenn Dolus oder grobes Verschulden vorliegt; die Commission, welche in erster Lesung die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes von den Emissionshäusern verlangte, hat in zweiter Lesung die Fassung des Regierungsentwurfs wiederhergestellt. Nach dieser Bestimmung wird den Emissionshäusern kaum etwas Anderes übrig bleiben, als in den Prospecten klar und deutlich anzugeben, welche Angaben sie zu prüfen in der Lage waren und für welche Angaben sie eine Verantwortung übernehmen wollen, da die obigen Bestimmungen des Gesetzes dem Richter zu viel freien Spielraum geben und die Möglichkeit unerquicklicher Processe nicht ausgeschlossen erscheinen lassen. Der Ausgang dieser Processe ist um so unberechenbarer, als über den *Umfang* der Ersatzpflicht, wie sie in dem Gesetz normirt ist, die größten Unklarheiten vorherrschen. Denn der Emittent soll haften für den Schaden, welcher „aus der von den gemachten Angaben abweichenden Sachlage erwächst." Die Grenzlinie des Einflusses festzusetzen, der bei erlittenem Schaden auf die unrichtigen Angaben oder auf sonstige Ursachen zurückzuführen ist, dürfte kaum möglich sein. Man nehme einmal den Fall, in dem Einführungsprospect eines Papieres, dessen Kurs durch die Schwankungen des Silbers bestimmt werden, seien unrichtige Angaben entdeckt etwa zu derselben Zeit, zu der ein Silberrückgang eintritt, wie soll alsdann entschieden werden, ob bei eintretendem Rückgang des Papieres der Schaden auf den Preisfall des Silbers oder auf die unrichtigen Angaben zurückzuführen ist? Allen diesen Unklarheiten würde am einfachsten dadurch aus dem Wege gegangen werden, wenn in den Prospecten klar ersichtlich gemacht würde, für welche Angaben die Emissionshäuser eine Verantwortung zu übernehmen gesonnen sind.

Weniger sicher erscheint es, ein Urtheil über die zukünftigen Wirkungen des Terminregisters abzugeben. Diese Neuerung stellt sich überhaupt als ein gesetzgeberisches Experiment vom reinsten Wasser dar, und sie läßt sich in der That kaum anders befürworten, als in der Art, wie es der preußische Handelsminister gethan hat, welcher erklärte, daß ein besseres Mittel nicht vorgeschlagen sei und daß man es in Folge dessen einmal mit diesem versuchen müsse. Die Beurtheilung der möglichen Wirkungen dieser in mehr als einer Beziehung bedenklichen Einrichtung erscheint deßhalb erschwert, weil das Register einen ganz verschwommenen Charakter hat und Denjenigen, der, wie die Begründung zum Börsengesetz sagt, „börsenberechtigte" Termingeschäfte macht, ebenso leicht in den Verdacht eines Spielers bringen kann, so leicht der wirkliche Spieler im Register aus diesem Verdachte frei hervorgehen kann. Denn die Angaben in dem Register lassen keinen sichern Schluß auf die Qualität der Geschäfte zu; könnte beispielsweise der *Beruf* das entscheidende Merkmal in dieser Hinsicht sein, so würde es ja viel einfacher und klarer sein, gewisse Berufsclassen einfach von der Speculation auszuschließen. Das hat man indessen wohlweislich nicht gethan, weil man gefühlt hat, daß der Beruf nicht die scharfe Unterscheidungsgrenze in dieser Hinsicht bilden könne. Die Geschäftsleute werden sich vermuthlich eintragen lassen, während ein Theil des Publicums die Scheu vor dem Register allmälig überwinden, der Rest aber außerhalb des Registers die Börsenspeculation fortsetzen dürfte, die durch die geplante Rechtsunwirksamkeit der betreffenden Geschäfte keineswegs unmöglich gemacht wird. Denn diese letztere Gattung von Terminhändlern würde zweifellos größere Sicherstellungen zu leisten haben, deren Rückforderung vor Gericht ebenso compromittirend werden kann, wie die Eintragung in's Register. Im Bereiche des letztern werden natürlich die Geschäfte erheblich zunehmen, da der Differenzeinwand durch das Gesetz für die im Register eingetragenen Personen beseitigt wird, und damit jene Schranke fällt, die sich bisher trennend zwischen Commissionär und Committenten

Digitized by Google

aufthürmte. Vom moralischen Standpunkte aus muß gleichwohl die Beseitigung des Differenzeinwandes gefordert werden, eines Einwandes, der sich geradezu als eine Prämie auf die Verletzung von Treu und Glauben darstellt.

Am einschneidendsten aber dürften die Veränderungen werden, welche die auf dem Gebiete des Commissionswesens getroffenen Bestimmungen in den bisherigen Einrichtungen der Börse bewirken werden. Man braucht in dieser Beziehung nur die Bestimmung des Paragraphen 68 in Betracht zu ziehen, welche als die Zeit der Ausführung eines Auftrages denjenigen Zeitpunkt gelten lassen will, „in welchem der Commissionär die Anzeige von der Ausführung behufs der Absendung an den Committenten abgegeben hat." Das ist eine theoretische Unmöglichkeit: denn die Zeit der Ausführung eines Auftrages kann niemals die Zeit der Anzeige desselben sein. Alle Einrichtungen, welche man an den Börsen in's Leben rufen würde, um eine solche Bestimmung zu erfüllen, würden zwecklos sein, denn die Zeitspanne, die zwischen der Ausführung des betreffenden Auftrages durch den Makler und der Anzeige durch den Commissionär liegt, ist groß genug, um selbst bei denkbar größter Vervollkommnung der betreffenden Einrichtungen an der Börse starke Kursschwankungen mit sich zu führen und den Commissionsauftrag in eine Speculation nicht nur für den Clienten, sondern auch für den Commissionär zu verwandeln. Schon diese eine Bestimmung würde genügen, um in der jetzigen Organisation der Börse eine förmliche Umwälzung hervorzurufen, die auf eine völlige Beseitigung des jetzigen Commissionsgeschäftes hinauslaufen würde. In dieser Beziehung wird im Entwurf eine Veränderung unabweislich sein, denn er stellt in jenen Bestimmungen Anforderungen an die Betheiligten, die schlechterdings unerfüllbar sind.

Wir haben im Vorstehenden die Entwickelung der Börsen zu skizziren versucht, wie sie sich auf Basis des Regierungsentwurfs darstellen dürfte. Das unbekannte X in dieser Hinsicht sind die vielen discretionären Befugnisse des Bundesrathes; in dieser Richtung können natürlich bestimmte Schlußfolgerungen nicht gezogen werden. Indessen dürfte doch schon die Rücksicht auf die Börsensteuer, die schon seit einigen Monaten bedenkliche Mindererträgnisse liefert, die Regierung davon abhalten, mit Hülfe dieser discretionären Befugnisse im Bereiche des Börsenwesens Experimente anzustellen, die dem Handel und — dieser Steuer nachtheilig werden könnten.

Die Wahlreform in Oesterreich.

Wenn diese Zeilen vor die Augen des Lesers gelangen, wird der österreichische Reichsrath bereits in die Osterferien gegangen sein. In der zweiten Hälfte des April wird er wieder zusammentreten, und seine erste Aufgabe wird dann sein, an sich den moralischen Hara-Kiri, die „fröhliche Beförderung" zu vollziehen. Er wird die Wahlreform zu beschließen haben. Hat er diese beschlossen, so wird er „fertig" sein. Er wird noch ein paar Wochen oder ein paar Monate fortvegetiren können, aber dann wird seine Todesstunde geschlagen haben. Ein Parlament, das von sich selbst ausgesprochen und im Wege der Gesetzgebung festgestellt haben wird, daß die Unterlage, auf der es beruht, zu enge ist, ein Parlament, das drei oder vier Millionen neuer Wähler geschaffen hat, ein solches Parlament hat sich damit das Todesurtheil gesprochen. Indem es sich zu verjüngen strebt, tödtet es sich selbst. Es giebt eine Gattung von Insecten, bei denen das Männchen sofort, nachdem es das Weibchen begattet hat, von diesem getödtet wird. Es stirbt an dem neuen Leben, das es geschaffen. Das gleiche Schicksal bereitet sich ein Parlament, das neue, ausgedehnte Wählerkreise schafft. Es stirbt an ihrer Zeugung.

Ich habe in Vorstehendem von der Wahlreform, als von Etwas gesprochen, was so gut wie feststeht, als von Etwas, dessen Zustandekommen gesichert erscheint. Ich glaube damit nicht zu viel gesagt zu haben. Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, wird Graf Badeni in der Wahlreformfrage den Erfolg einheimsen, der Taaffe und Windischgrätz und Bacquehem versagt geblieben ist. Er wird die Wahlreform durchbringen, an der seine Vorgänger gescheitert sind. Was diesen zum Stein des Anstoßes, zur Klippe wurde, an der sie scheiterten, das wurde für ihn zum Eckstein seines Baues. Heiße man es Geschick, heiße man es Glück, der derzeitige Minister-Präsident hat ungefähr das Richtige getroffen, ungefähr das juste milieu, das unter unseren Verhältnissen möglich ist. Der jüngere Pitt meinte einmal, die englische Verfassung sei theoretisch schwer zu vertheidigen, aber sie habe eine gute Seite, „she works". Sie fungirt, sie arbeitet praktisch. Das Gleiche gilt von der „Badeni-Bill". Sie ist möglich, und das ist sehr viel, während die Taaffe'sche Wahlreform unmöglich war, weil sie zu weit ging, die Pläne des Coalitions-Ministeriums aber unmöglich waren kraft ihrer inneren Absurdität. Wenn ich nicht fürchten würde, frivol zu erscheinen, so würde ich an die Anekdote von dem Regenschirmhändler erinnern, der von seinen Regenschirmen rühmte, daß sie vor Allem eine gute Seite hätten, sie seien verkäuflich, sie seien beim Publicum anzubringen. Das gilt auch von der Badeni-Bill. Sie ist anzubringen, und das ist doch sehr viel. Denn was nützt der schönste Regenschirm, der im Winkel des Ladens unverkauft steht, während draußen alle Welt naß wird und nach Schutz schreit?

Seit die Badeni'sche Wahlreform-Vorlage Aussicht hat, Gesetz zu werden, erlebt sie das Schicksal Homer's. Man streitet um ihre Vaterschaft. Jeder will die rettende Idee zuerst gehabt haben. Der Kernpunkt der Badeni-Bill besteht bekanntlich darin, daß die bisherigen Gruppen von Wählern (Großgrundbesitz, Handelskammern, Stadt- und Landbezirke) aufrecht erhalten bleiben, neben diesen aber durch das allgemeine Wahlrecht 72 Abgeordnete gewählt werden sollen. Die Wähler der bisherigen Gruppen bekommen ein Doppelstimmrecht, indem sie ihr altes behalten, bei den allgemeinen Wahlen aber ebenfalls mitstimmen dürfen. Man sieht, es sind nicht viel neue Ideeen in der Sache. Das Pluralstimmrecht schlug Disraeli schon 1868, wenn auch erfolglos, vor, und es ist in Belgien 1893 eingeführt worden. Das Uebrige ist nur eine Anwendung der Ideeen Schäffle's auf österreichische Verhältnisse. Es wird ein dauerndes Verdienst Schäffle's bleiben, daß er trotz seiner vorgeschrittenen politischen Stellung den Muth hatte, auf die Mängel des unbeschränkten allgemeinen Stimmrechts hinzuweisen. Ein System, das den Arbeitern einer mittelgroßen Fabrik mehr Antheil an der Gesetzgebungsgewalt einräumt, als den Professoren der größten Hochschule, ist kein fehlerfreies. Schäffle's Idee würde in ihrer Reinheit auf eine Art von Doppelwahlen hinauslaufen: Bezirkswahlen nach dem allgemeinen Stimmrecht, wie sie jetzt in Deutschland, Frankreich u. s. w. üblich sind und Wahlen nach Berufszweigen. Auch Graf Badeni hat das in der Debatte bei der ersten Lesung als das beste System bezeichnet. Es leidet aber an dem allerdings sehr schweren Fehler, daß es jetzt undurchführbar ist, weil die berufsgenossenschaftliche Organisation, die es erfordert, derzeit eben weder bei uns, noch sonst wo existirt. Die Badeni-Bill kommt der Schäffle'schen Idee thunlichst nahe, indem sie neben dem allgemeinen Stimmrecht noch Gruppen von Wählern gelten läßt, die etwas mehr repräsentiren als die bloße Kopfzahl. So hat sie jedenfalls — neben vielen Mängeln — zwei Vorzüge: Sie giebt das allgemeine Wahlrecht und läßt also Jedermann im Staat zu Wort kommen. Und sie sorgt dafür, daß die Massen, die zu Wort kommen, nicht das Bürger-

Digitized by Google

thum überschreien können. Man wird sie hören, und das ist gut, aber man wird nicht sie allein hören, und das ist ebenfalls gut.

Wie die Badeni-Bill nach ihrer Verwirklichung im Einzelnen wirken wird, läßt sich natürlich heute kaum sagen. Ich glaube, daß der reformirte Reichsrath, wenn ich mich so ausdrücken darf, realistischer sein wird, als der jetzige, weniger romantisch, mit viel weniger Sinn für Sprachen- und Religionsstreitigkeiten. Daß er bei Weitem centralistischer sein wird, betrachte ich und betrachten Viele als vollkommen sicher. Das allgemeine Stimmrecht hat noch überall centralisirend gewirkt. Insofern ist auch vom rein-deutschen Standpunkte die Badeni-Bill sympathisch zu begrüßen. Im Uebrigen kann und muß man von ihr sagen: Sie ist nothwendig, denn ohne Wahlreform konnte nicht weiter regiert werden. Und sie ist möglich, denn sie stößt keine Partei zu sehr vor den Kopf. Nothwendig und möglich — dies ist das Beste, was sich für sie sagen läßt. Vielleicht ist das unter dem Gesichtspunkte der politischen Doctrin nicht viel, unter dem Gesichtspunkte der praktischen Politik ist es genug.

Austriacus.

Literatur und Kunst.

Otto Roquette.

Von Ludwig Büchner (Darmstadt).

Persönliche Erinnerungen an den jüngst verstorbenen Dichter Roquette bin ich nur in sehr dürftigem Maaße zu geben im Stande, da Roquette in Darmstadt sehr zurückgezogen vom gesellschaftlichen Verkehr gelebt hat. Als Dichter von „Waldmeister's Brautfahrt" wurde er, als er im Jahre 1869 als Professor an die technische Hochschule berufen wurde, von allen Seiten überaus freundlich aufgenommen, mit Einladungen überhäuft und trotz nicht besonders einnehmender Persönlichkeit gesellschaftlich umworben.

Aber — sei es nun, daß er sich in seiner beschränkten Häuslichkeit (er lebte unverheirathet Anfangs allein, später mit einer Schwester zusammen) nicht im Stande fühlte, die Gastlichkeit zu erwidern, oder daß ihm geräuschvolle Geselligkeit überhaupt zuwider war — diese gesellschaftlichen Beziehungen hörten nach und nach auf, und nur bescheidenere Beziehungen zu einzelnen Familien blieben erhalten. So brachte er zweimal den Weihnachtsabend in meinem Hause im Schooße der Familie zu und nahm innigen Antheil an der Freude und Ausgelassenheit der zahlreichen Kinderschaar. Auch arrangirten wir einen gemeinschaftlichen englischen Abend in meinem Hause, wobei unter Leitung eines englischen Sprachlehrers hauptsächlich Shakespeare'sche Stücke gelesen wurden.

Am stärksten bildeten sich meine persönlichen Beziehungen zu Roquette in den Jahren 1882 und 1883 aus, als wir in Gemeinschaft mit einigen Gleichstrebenden die Gründung eines Darmstädter Zweigvereins des Frankfurter Freien Deutschen Hochstifts unternahmen, welchem sowohl Roquette, als ich, schon seit längerer Zeit als sogenannte „Meister" angehört hatten, und welches damals nach Volger's, des Gründers, gezwungenem Abgang einer vollständigen Neugestaltung unterworfen wurde. Wir Darmstädter hatten es übernommen, einen vorbereitenden Entwurf für die neuen Statuten auszuarbeiten und hielten dafür in meinem Hause eine Reihe von Sitzungen, an denen sich auch Roquette lebhaft betheiligte. Leider konnte eine principielle Einigung zwischen den Darmstädter und Frankfurter Genossen über die künftige Gestaltung des Hochstifts nicht erzielt werden. Wir waren der Ansicht, daß man den Versuch machen solle, mit Hülfe der sehr großen, durch das Müller'sche Legat gemachten Erbschaft das Hochstift in eine freie, von staatlicher Beeinflussung unabhängige Universität oder Hochschule für allgemeine Bildung (ohne Specialfächer) umzuwandeln und damit einen Mittelpunkt für freie wissenschaftliche Bestrebungen für ganz Deutschland zu schaffen — während die Frankfurter Genossen mehr den Standpunkt des specifischen Frankfurterthums festhielten und die Wohlthaten des neuen Instituts vor Allem ihrer Vaterstadt zu Gute kommen lassen wollten.

Diese beiden Standpunkte waren nicht zu vereinigen, und so kam es am 19. April 1883 zu einer Trennung, aus welcher der selbstständige, zur Zeit noch bestehende Darmstädter „Verein für Wissenschaft, Kunst und Literatur" hervorging. Roquette hatte nur ungern der Trennung zugestimmt, da ihm das Frankfurter Hochstift einen geeigneteren Boden für weitergehende literarische Bestrebungen zu bieten schien. Dieses, sowie einige persönliche Mißhelligkeiten und zunehmende Kränklichkeit, welche ihm das abendliche Ausgehen zu verbieten schienen, veranlaßten ihn, den Sitzungen des neuen Vereins fernzubleiben, womit auch meine persönlichen Berührungen mit Roquette von dieser Zeit an auf zufällige Begegnungen beschränkt blieben. Überhaupt führte er seitdem ein äußerst zurückgezogenes Leben, so daß man ihn öffentlich fast nur noch im Theater, dessen ständiger Besucher er bis zu seinem Todestage blieb, zu Gesicht bekam. Abendliche Zusammenkünfte Gleichgesinnter und Gleichstrebender besuchte er gar nicht mehr. Schwer drückte auf sein Gemüth der Mißerfolg seiner dramatischen Productionen, für welche er sich trotzdem besonders befähigt hielt, sowie der Umstand, daß seine berufsmäßigen Vorlesungen über Literatur an der Polytechnischen Hochschule (mit Ausnahme der Faust-Vorlesung, welcher auch viele Nichtschüler anwohnten) nicht denjenigen Zuspruch hatten, den er hätte erwarten dürfen, wenn er im Stande gewesen wäre, seine jugendlichen Zuhörer mehr für den Gegenstand zu erwärmen oder zu begeistern. Roquette war eine mehr in sich gekehrte, mimosenhaft angelegte Natur, welche Alles von Außen erwartete, aber nicht im Stande war, seine innere Erregung Andern mitzutheilen. Dazu kam in den letzten zehn oder zwölf Jahren ein nervöses Leiden oder eine nervöse Verstimmung, zu welcher seine sehr starke Leidenschaft des Rauchens, deren unmittelbare Folgen für seine nächste Umgebung sehr bemerkbar waren, vielleicht Einiges beigetragen haben mag.

Jedenfalls hat Roquette in dem geistigen Leben der Stadt Darmstadt nicht diejenige Rolle gespielt, welche er hätte spielen können und müssen, wenn ihm mehr Lebensmuth, Initiative und geselliges Talent zur Seite gestanden hätten. Ueber seine dichterische Begabung hat er sich, wie bereits angedeutet, insofern einer Täuschung hingegeben, als er sein schönes lyrisches und novellistisches Talent auch der Bewältigung großer dramatischer Aufgaben gewachsen glaubte und an diesem Wahn eigensinnig festhielt. Daß er sich darin trotz öfter wiederholter Versuche täuschen mußte, mag, wie bereits bemerkt, nicht wenig zu der geistigen Verstimmung und Lebensmüdigkeit beigetragen haben, deren Anzeichen seine Freunde oder Bekannte schon längere Zeit vor seinem Tode an ihm bemerkt zu haben glauben. Daß der für seine Person so Anspruchslose für nahe Verwandte zu sorgen hatte und dadurch seit vielen Jahren in materieller Noth war, wußten kaum seine nächsten Bekannten.

Digitized by Google

Berlin als malerisches Motiv.

Von Franz Hermann Meißner.

(Schluß.)

Ueber Menzel's Berliner Darstellungen und ihrem geistvollen und lebensprühenden Realismus hängt die Feiertägigkeit eines altpriesterlichen Kunstcults. So unerschrocken der Künstler in seinem Werk und selbst in diesem Theil ist, so entzieht er sich der Schönheitswahl der Erscheinung nicht. Es ist nun interessant für den Entwickelungsweg der zeitgenössischen norddeutschen Malerei überhaupt, daß seine Nachfolger zunächst den Photographen-Realismus, dann aber im Rückgriff auf Menzel'sche Technik die werdende Weltstadt als Schilderer, Dichter und Stimmungsmaler ohne den Schönheitscult behandeln. Ein dürrer Ast am Baume dieser Darstellung ist das Zwischenglied zwischen Menzel und Klinger, Jul. Jakob, der in einer ganzen Reihe von Gouache- und Aquarellblättern Berlin behandelt hat. Im weiten Bogen um den Rathhausthurm herum ist mit möglichster Correctheit Alles abgebildet, was altersgraues Ansehen hat und im Dilettantensinne „malerisch" ist, „kommenden Geschlechtern zum Angedenken". Das Beste davon ist der Blick von der Waisenbrücke nach dem Mühlendamm hinüber, ein Ort, der die Weltstadt vergessen läßt in seinem Vergangenheitsstaub, der übrigens gegen Abend interessante Beleuchtungsprobleme hat, was aber Jakob nicht wußte oder — nicht darstellen konnte. Diese Sächelchen sind nett zum Theil, unter Durchschnitt, ohne jede persönliche Auffassung und künstlerischen Werth. Für das Märkische Provinzialmuseum ein ganz geeigneter Erwerb, sind sie, offenbar durch ein Versehen des Boten, in die Nationalgalerie gekommen und hängen da merkwürdiger Weise immer noch. Indessen ist Irren bekanntlich menschlich.

Erst ein Dutzend Jahre nach 1870 tritt ein neuer Typus der Berliner Darstellung auf. Sie geht nun auf die Generation über, die um 1880 an die Oeffentlichkeit tritt, die nicht mehr wie Menzel Beobachter der Stadtentwickelung, sondern mitschiebender Factor ist. Dieser Typus ist Niederschlag eines Gährungsprocesses; der alte Patriarchalismus, die Idyllenpoesie, das ruhige Lebensbehagen ist im Aussterben begriffen, nervöse Lebenshast verdrängt sie, der Verkehr steigert sich unter dem Zusammenströmen rastloser Zuzügler nach dem so trügerisch blinkenden Eldorado eines großen Centrums, das Treiben wird bunt, ein unerhörter Glanz entfaltet sich, verführerisch tritt blinkender Reichthum nach außen und entflammt die Leidenschaften: hinter diesem glitzernden Schleier aber birgt sich viel Elend und Schande, die in grauenhafter Dunkelheit hinter dem prunkenden Außenbilde verschwinden, von denen nur wie ein verhallender Seufzer der tägliche Polizeibericht in brutaler Kürze eine Ahnung giebt. Ein großer Künstler kann an diesem Zustand nicht gleichgiltig vorübergehen, — der wohlrenommirte Bilderfabricant scheidet sich ja hier auch scharf vom wirklichen Künstler, er muß wenigstens episodisch in seiner Entwickelung sich damit auseinandersetzen. Die Geschichte hat für solche Zeiten gährender Entwickelung einen ganz eigenthümlichen Künstlertypus hervorgebracht. Er ist mehr literarisch als künstlerisch, er hat einen unbarmherigen, moralisirenden, geißelnden Zug und den Sittenrichter- und Bußprediger-Ton; er verschmäht den Reiz der Farbe und greift zum Griffel, sowohl um durch die größte Einfachheit des Ausdrucks das Spiegelbild, das er zeichnet, zerschmetternd wirken zu lassen, als auch weil die Griffeldarstellung wegen ihrer Vervielfältigungsmöglichkeit die weiteste Verbreitung der Darstellungen sichert: zu diesem Künstlertypus gehört Max Klinger, der im Beginn der achtziger Jahre im Radirungscyklus seiner „Dramen" die düsteren Nachtseiten der Großstadt geschildert, in einer leidenschaft-verhaltenen, dämonisch drohenden Anklage, und der einen ganz neuen, originellen Typus der Darstellung Berlins damit schuf. In diesem Cyklus, der von allen seinen Werken den ausgesprochensten Cult des Menzel'schen Realismus zur Schau trägt und gerade in seinen fünf Berliner Motiven Blätter von einer technischen Vollendung zeigt, daß man sie als Radirgemälde bezeichnen möchte, hat Klinger sich mit dem Thema Berlin, wie es auf seine Empfängniß frisch einwirkte, auseinandergesetzt. Die „Dramen" behandelten bekanntlich plötzliche und friedlose Todesfälle aller Art, sie sind in rein thatsächlichen Darstellungen ohne jedes allegorische Beiwerk ein Vorspiel zu Klinger's monumentalstem späteren Werk: „Vom Tode." Der schönste Theilcyklus in den „Dramen", „Eine Mutter" betitelt, schildert die Umstände einer Schwurgerichtsverhandlung, und gleich das erste Blatt davon ist solch' ein Berliner Ausschnitt. Mit liebevollem Auge ist da ein Stück altberliner Hinterhauspoesie gegeben: schachtartige Höfe mit bedeckten Gängen, welche freischwebend einzelne Stockwerke verbinden, altersschwache Dächer, Lücken, Giebel, Schornsteine, Blumenbretter an den Fenstern, ferne Thurmspitzen, — ein Gewirr von Einzelheiten, die kunstvoll auf einen verwitterten grauen Ton mit lauter verwaschenen Farben gestimmt sind. Dabei ist aber eine so feine Lebendigkeit des Stoffs erhalten geblieben, daß man das Dröhnen der Stadt über den Dächern und in den stillen Ecken und dunklen Winkeln wiederklingen zu hören vermeint. Auf einer durch das zurückliegende Dachgeschoß gebildeten Galerie vollzieht sich der erste Akt des Dramas: der rohe, rasende Säufer von Mann wird gewaltsam durch zwei Weiber von der Mißhandlung von Frau und Kind zurückgehalten, die sich angstvoll in die Ecke drücken. Das zweite Blatt zeigt den Höhepunkt der Handlung: die verzweifelte Frau ist mit dem Knaben in's Wasser gesprungen, — sie lebend, er todt herausgezogen worden. Ein prachtvoller Durchblick öffnet sich hier vom Spreearm vor der Bau-Akademie aus: ganz unten das unheimlich lebendige, vom Mühlenwehr kommende Wasser, der Kahn mit dem Schiffer darauf an der Wassertreppe, — auf deren letzter Stufe das todte Kind zwischen zwei ernsten Männern, — oben vor dem scheibenglänzenden Pavillon (wie sie vordem für die inzwischen entfernten Hinterhäuser der Schloßfreiheit so charakteristisch waren und häuslich-intime Einblicke aller Art in Werkstatt- und Wohnräume boten), die eben mit Entsetzen zum Leben erwachende Frau, der, von Neugierigen und einem Schutzmann umgeben, eine alte Dame Riechwasser in's Gesicht sprengt. Den Hintergrund schließt stimmungsvoll die bekannte Hochrenaissance-Architektur des „rothen Schlosses" an der Stechbahn, mit der Ende und Böckmann in den sechziger Jahren den monumentalen Privatbau Berlins einleiteten. Das Blatt ist, wie fast alle diese Klingerblätter, von einer Menzel würdigen Vollkommenheit, — durch die schlichte Gegenständlichkeit erhält es noch eine Wucht, die den Altmeister zu übertreffen scheint.

Das dritte Blatt: „ein Mord" versetzt uns in das Herz der Altstadt, nach der damaligen hölzernen Jannowitzbrücke. Auch hier hat ein feines Poetenauge den von regenschwerem Himmel schier belasteten Ort gesehen, den Stadtbahnviaduct, der sich um einen Häusercomplex herumschwingt, das fahle Wasser, hinten den Dampfer, vorn den gegitterten Bord mit einem Gasrohr, darunter einen angelegten Spreekahn, dazwischen die Brücke mit passirenden Menschen. Alles im Kleinen ausgeführt bis auf die Bürgersteigfliesen, — eine Freiheit in der Wirklichkeitscopie ist nur die den Vordergrund überwölbende Hochbahn-Eisenbrücke, die lediglich aus Gründen einer geschlosseneren Wirkung angebracht ist. Dämmerig, trist, bedrückend ist die Stimmung über dieser wilden Scenerie: um einen eben erstochenen Arbeiter am Bürgersteig sind mit entsetzten Geberden Männer und Weiber aus dem Volk versammelt, Neugierige strömen von allen Seiten herbei, eine Kutsche und ein Lastwagen sind an der Unglücksstelle zusammengefahren, und vor ihnen ringt schwer ein Schutzmann mit dem jähzornigen Mörder, der noch das Messer in der

Digitized by Google

Hand hat. Das Plötzliche, Grausenerregende des Vorfalls aber ist in der Figur eines jungen Mädchens von besserem Bürgerstand personificirt, das sich ohnmachtnahe an das Geländer des Vordergrundes lehnt. — Alle diese entsetzlichen Stoffe haben etwas Fernhaltendes, Abwehrendes für das Gefühl, tritt man ihnen in diesen Blättern zum ersten Mal gegenüber, — sie beweisen indessen ihre künstlerische Echtheit auch dem Nichtkenner gegenüber durch bald sich regende dämonische Anziehungskraft, was ich ebenso oft vor den Schaufenster-Ausstellungen derselben in Berliner Kunsthandlungen wie im Handzeichnungs-Cabinet der Nationalgalerie beobachtet habe. Denn man fühlt sehr schnell in dieser eminenten Localfärbung des Orts wie des berlinischen Arbeitertypus den intimen Inhalt, das Wahre des Vorgangs, den entsetzlichen Athem und das gierige Schnauben des mitleidlosen Großstadtmolochs, der seine täglichen Menschenopfer verlangt.

Zwei weitere Klingerblätter gehören dem Schlußcyklus der „Berliner Märztage 1848" in den „Dramen" an. Historischen Sinn hat Klinger nicht, er reconstruirt nicht Altberlin etwa für diesen Zweck, — er schweißt moderne Architekturen ohne Weiteres zusammen, so daß eine glaubliche Straßenvedute herauskommt, die ungefähr stimmen könnte zum Vorgang. Auf einem passenden Hausaufriß befand sich ein Telephon-Stützpunkt mit dichtem Drahtnetz, — gemüthvoll datirt Klinger diese nützliche Erfindung bis 1848 zurück und schildert diese blinkende Windharfe der Telephondrähte mit, — ich glaube den Schalk hinter seinem ernsten Gesicht zu wittern, ob und von wem zuerst dieser anachronistische Spaß herausgefunden werden wird. Vom Straßenbild der Altstadt ist Blatt I (Hôtelplünderung) der „Märztage" ein glänzendes Stück. Diese entzückend dargestellten und besonnten Hausfaçaden, von einem Stück des Petrikirchthurmes überragten Dächer an der Uferstraße, diese dunkle Badeanstalt zur Rechten, dies wie fast verschlossen wirkende Haus zur Linken mit dem Balcon links sind in ihrer feierlichen Wölbung um die grollende, erwachende Empörung so berlinisch echt wie diese Masse, die drüben als ein beweglicher Haufen um zwei Redner geschaart ist, während Andere das Hôtel dabei plündern und vandalisch zerstören. Ein schauerliches Momentbild giebt dagegen Blatt II, wo eine mit Kämpfern, Todten, Verwundeten bedeckte Barricade an der Siebergasse geschildert ist, auf die vom Hintergrund eine Infanterie-Salve abgegeben wird. Ihr Feuerstrom erleuchtet schwach das alte, jetzt Magistratszwecken dienende Palais neben der Parochialkirche und deren Thurm, um für einen Augenblick, aber lange genug, die Localität erkennen zu lassen.

Klinger's Darstellung von Berlin richtet sich auf die Uebergangserscheinung um 1880, auf den Handwerker- und Arbeitertypus, den er sehr charakteristisch dargestellt hat, obgleich er nicht die Hauptsache für ihn ist; das fieberhafte, leidenschaftliche Tempo der angestachelten Lebenspulse, die düstere Atmosphäre über der dröhnenden Stadt sind ihm Zweck in diesen Gebilden einer modern-alltäglichen Tragik, die Weltstadt ahnt man darin und hinter Eigenheiten der äußeren Erscheinung, — ihr officielles Gesicht ist nicht zu erblicken in diesen Radirungen. Der vorherrschende internationale Typus, die farbenbunte, linienkühne, phantastisch-blendende Erscheinung einer wachsenden Rivalin von London und Paris mit ihrem Millionenschimmer hat einen Darsteller erst Mitte der achtziger Jahre gefunden, und zwar in L. Ury.

Menzel ist verwachsen mit Berlin und Alt-Berliner durch und durch, Klinger's Entwickelung trägt einen starken Berliner Eindruck, den die Dramen am ausgebildetsten zeigen, — sie haben diese Berliner Werke beide aus der Seele des Gegenstandes herausgebildet. Ury ist Nichtberliner, geborener Colorist, ein sprühend lebendiger, chiker Zeichner, als Künstler ein verhalten glühendes Temperament, das sich oft mit Ungestüm entladet. Voll von Anregungen der Pariser Technik, kühn gemacht durch studirtes fremdes Können, ist er von Paris nach Berlin gekommen, — seine nach dorthin mitgenommene Eigenkraft hat er unter den fremden Eindrücken nur geschmeidiger gemacht, — er hat sie sich ungebrochen erhalten. Eine wenig mittheilsame, abgeschlossene, spröde Künstlernatur, ist er ortsfremd in Berlin geblieben, wie er kein Verständniß für das autochthone Berlinerthum hat, — er hat sich deßhalb mit heißer Liebe nur an die Erscheinung der Stadt gehängt. Sehr oft in seinen Landschaften und vielfach meisterhaft hat er ungebrochenes Sonnenlicht gemalt, unter dem die Oertlichkeit lautlos ihren heißen Odem düftet — nie in seinen Berliner Motiven. Meist hat er hier den Abend mit den grellen Contrasten des künstlichen Lichtes gewählt, mindestens aber Tages- oder Schattenzwielicht. Dieser Art war seine „Leipziger Straße bei Abend", vom Potsdamer Platz aus gesehen, — das kühnste Schwarz, das je auf eine Leinewand als Gesammtton eines Bildes gesetzt wurde, — mit einer stupenden Fülle von Bewegungen in beleuchteten Gefährten jeder Art, von Laternenlicht, von Reflexen auf dem feuchten Boden, von Fußgängern, mit perspectiven Problemen, von denen das Schwerste mitunter spielend gelöst und das Leichte daneben mißlungen ist. Dazu gehören dann seine zahlreichen Caféhaus-Bilder, wie das Café Bauer mit der vorzüglich beobachteten Caféduft- und Tabaksrauch-Atmosphäre unmittelbar nach Aufflammen des Lichtes oder der Vormittagsdämmrigkeit mit einem prächtig ausgeführten alten Herrn, vom Raumhintergrund aus nach den Fenstern hin gesehen, auch eine Café-Veranda mit ihrem breiten Lichtstrom über die dunkle Straße hinweg, in bläulicher Sommernacht. Ein besonders packender Vorwurf war die Straße „Unter den Linden" bei Sonnenuntergang und nach einem Regen. Glühend hingen die Wolken über dem fernen Brandenburger Thor, ein Strom zauberischer Gluth war der ganze regenfeuchte Asphaltdamm vom Thor bis zur Charlottenstraße, über den die Wagen und die schreitenden Menschen wie über eine durchsichtige Glasscheibe zu gleiten schienen. In dieser farbentiefen und neuartigen Kunst ist nervösseste Augenblicklichkeit, kommt tosendes Temperament mit jähem Ausbruch und zerfasernde Verfeinerung wie in einem Rausch zusammen. Es ist nicht wie bei Menzel und Klinger und zum Theil bei Skarbina ein aus Durchdringung gewordenes Bekenntniß, es ist vielmehr die geniale Eindrucksfähigkeit eines Unbetheiligten, dem die Außenseite genügt. Das verrathen alle diese Figuren sofort, diese chiken, feinen, so interessant gemalten Frauentypen, die Halbwelt sind oder nach ihr gravitiren, und diese früh vergreisten Männer daneben, deren Lebensfähigkeit durch ein Panzercorset bedingt scheint, und die doch alle so pikant gesehen und so schlagend charakterisirt sind, als Café-Stammgäste einer gewissen Kategorie. So einseitig indessen diese glänzenden und gluthvollen Darstellungen sind, die lediglich durch die Figuren mitunter etwas Ueberhitztes bekommen, so vollpersönlich sind sie, und gerade Ury's Auffassung, vor der man leicht erstaunt wie vor der Pracht einer indischen Blume, ist vielleicht der interessanteste Typus der Berliner Darstellung.

Franz Skarbina ist sein Gegensatz. Ihn hält alle Welt für einen eminent begabten Künstler mit vollem Recht, man wird aber auf zehn Fragen nach seiner Art zehn verschiedene Antworten hören. Es hat wirklich etwas Curioses. Seine Kunst ist noch weniger auffällig wie die von Thaulow, der sie in Fleisch und Blut verwandt ist. Das kleine Format und die große Intimität seiner Bilder fällt nicht auf, — ihre Schönheit will feinfühlig empfunden, aufgespürt und geschlürft sein, — gefunden aber ist sie entzückend. Die feine, reinliche, parfümgeschwängerte Sphäre von Berlin W., ihr ausgeschliffener, auf die Andeutung reagirender Ton, die liebenswürdigen Manieren leben in seinem eleganten Stil, der Aquarell und Pastell nicht zufällig mit Vorliebe verwendet. Seine Kunst hat keine Ausbrüche und Vorstöße, sie geht still und nervenruhig, „in seliger Klarheit" wie die olympischen Götter in Hölderlin's Schicksallied, an jeden Vorwurf und

Digitized by Google

bezwingt ihn mit der Sicherheit, die Skarbina von Menzel geerbt. Eine feine bestrickende Anmuth ist darin, die dort, wo sie sich festsaugt, so oft eine thränenlächelnde Naturoffenbarung bietet. Nach der einen Richtung sind sein Bestes hier die zahlreichen kleinen Landschaften, die unmittelbar von der Natur und mit bezwingender Frische in das Skarbina'sche übersetzt sind, nach der anderen Richtung ist es die moderne vornehme Dame. Er ist unter allen deutschen Malern der bedeutendste Darsteller derselben, — er hat ihr in der Verbindung mit der Stille des friedlichen Boudoirs eine idealschöne, bestrickende Seite abgewonnen, indem er sie nur in der überfeinerten Existenz des Seelenlauschens, der duftigen Erscheinung vielartig gebildet hat. Hieronymus Lorm hat einmal irgendwo gesagt, das höchste Glück sei das einer schönen Frau, weil jeder Blick, der auf sie offen oder scheu fällt, eine Huldigung ist und der Nachhall davon durch alle ihre einsamen Stunden weht. Das hat Skarbina in seiner schlichten Weise in die Farbe übertragen, ohne daß er so weichlich oder süßlich wie z. B. van Beers, der belgische Frauenmaler, geworden wäre.

In derber Charakteristik hat Skarbina 1876 ein größeres Bild: „Berliner Weißbierphilister" in einem Localgarten gemalt, zu jener Zeit, als er, noch ein herber Naturalist, sein „Erwachen vom Scheintode in der Morgue" geschaffen. Er hat sich von dieser Art dann abgewendet. Er ist Berliner, hängt in tiefer Liebe an seiner Vaterstadt und ist einer der besten Kenner der malerischen Reize Berlins. Schon vor Jahren hat er mir wiederholt seine neuesten Entdeckungen von Beleuchtungszuständen gewisser Oertlichkeiten mitgetheilt und ist seitdem in seinen Forschungen nicht ermattet. Freilich hat er seine Studien nie zu größeren Bildern, wie seine reizvolle „Karlsbader alte Wiese" war, ausgestaltet, aber in zahlreichen Pastellen und Aquarellen Berliner Motive aus allen Stadttheilen, jeder Art, und in jeder Weise dargestellt. Bald mit Menzel'scher Delicatesse und Plastik, wie z. B. seinen „Blick aus dem historischen Eckfenster" und den von zartester Naturandacht erfüllten „Hof an der Fischerbrücke", die tonschöne Winterlandschaft der „Königin Augusta-Straße" am Canal, bald aus dem Ton heraus im duftigen Farbenbouquet, wie den „Lützow-Platz" und die „Potsdamer Brücke", wie seine beiden „Weihnachtsmarkt"-Darstellungen. Da ist überall das sichtbar, was seine ganze Kunst durchzieht: der stille Zauber, die keusche Lichtheit, die selbst den todten Stoff wie von dämmerndem Bewußtsein belebt erscheinen lassen.

Skarbina hat bisher die meisten Berliner Motive dargestellt und fährt noch immer damit fort; seine Auffassung kann noch lange nicht als abgeschlossen gelten, vielmehr ist das Beste sicher noch zu erwarten, wie er vermuthlich, nach seiner Gewohnheit stets mit vielen Studien an ein größeres Bild gehend, auch Berlin noch in größeren Bildern behandeln wird. Für das exclusive Berlin ist er seinem bedeutenden Geschick und seinem Temperament nach ja der natürlichste Darsteller.

Diese vier Künstler haben bisher selbstständige Auffassungen auf diesem Gebiet und mit reifer Kraft vertreten. Namentlich seit Ury's blendendem Auftreten hat das Berliner Bild in den 90er Jahren nicht wenige Maler angezogen, der einst so scheu gemiedene Gegenstand gehört jetzt schon lange zum guten Ton realistischer Kunstausübung. Hervorzuheben sind unter diesen Leistungen diejenigen des geschickten Höniger (Skarbina's Schüler), sowie mit wenigen Versuchen Hans Herrmann, welche beide eine milde helle Tongebung gewählt, aber eine störende photographische Correctheit bisher nicht überwinden konnten. Dann hat sich in gleicher Art auch der begabte Stahl hier versucht, und während dieser Aufsatz in der Presse lag, ist in H. Baluschek ein neuer, noch unabgeschlossener, aber selbstständiger Darsteller Berlins zum ersten Male an die Oeffentlichkeit getreten, der vorwiegend Figurenmaler und Schilderer der kleinen Leute ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Tagebuchblatt aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Von Gustav Bessmer.

Den 1. April 1925.

Wer mir am Morgen gesagt hätte, welche Wendung dieser Tag mir bringen werde — —

Doch nein — kein Vorgreifen!.. Der Tag als solcher verlief ohne Bemerkenswerthes. Am Abend besuchte ich eine Versammlung streikender Capitalisten. Genosse Wild hatte das Referat übernommen. In überzeugender Darlegung bewies er, daß es keine bedauernswerthere Existenz giebt, als die eines Capitalisten. Die Begehrlichkeit der Arbeiter ist in's Ungeheuere gewachsen — eine mehr denn vierstündige Arbeitszeit erklären sie für unvereinbar mit ihrem Standesbewußtsein — der Zinsfuß nähert sich dem Nullpunkt; ein Capitalist, der sich vom Geschäfte zurückzieht, hat vom Morgen bis in die tiefe Nacht Coupons zu schneiden, wenn er das Kleingeld für den bescheidenen Unterhalt seiner Familie zusammenkratzen will.

Und die Regierung?! Statt auf dem Wege energischer Socialreform uns gegen die Ausbeuter zu schützen, sieht sie ruhig zu, wie sich das Wohlleben eines ganzen Volkes auf den Entbehrungen eines einzelnen Standes aufbaut. Höchstens, daß sie ab und zu einem kinderreichen Genossen durch Zuwendung eines Schreiber- oder Aufwärterpostens etwas unter die Arme greift. Höhere Stellungen sind uns verschlossen, ermangeln wir doch jeden politischen Einflusses.

Soll ich die Wehmuth schildern, die uns ergriff, als durch den Vorsitzenden einige Werthpapiere aus dem vorigen Jahrhundert herumgereicht wurden! Goldene Zeit, da der Börsenbericht noch von vier- und fünfprocentigen zu melden wußte, während wir uns mit einem Sechzehntel begnügen!

Erfüllt von traurigen Erwägungen, trat ich den Heimweg an. Plötzlich sah ich mich angesprochen. Das Licht eines nahen Scheinwerfers fiel auf mein Gegenüber. Es war ein alter Bekannter, den ich schon längere Zeit nicht mehr getroffen, Beamter eines städtischen Verwaltungsressorts. Auf seine Frage nach dem Woher meines Weges, gab ich ihm in kurzen Zügen ein Bild des Gehörten.

„Schlimm, allerdings schlimm!" gestand er, nachdem ich mein Herz geleert. „Doch was wollen Sie — Ihre Genossen sind in gewissem Sinne selbst schuldig. Weßhalb bleiben sie bei einem Berufe, der so wenig lohnend ist... Immerhin," schloß er, stehen bleibend, „immerhin giebt es noch Berufe, in denen die Nachfrage größer ist, als das Angebot, oder — sagen wir — bald größer sein wird."

Alles in Allem genommen, machte er nicht den Eindruck eines mit Wahnvorstellungen Behafteten; ich bat ihn also, mich von seiner Entdeckung profitiren zu lassen.

„Mit größtem Vergnügen," sagte er entgegenkommend. „Wie Sie wissen, habe ich einen Sohn."

Ich kannte das kleine Scheusal, darauf er anspielte, beschränkte mich deßhalb auf einen theilnehmenden Händedruck.

„Ja, ich darf sagen, er ist ungewöhnlich gut gerathen," entschied er mit Genugthuung. „Doch zur Sache! Auch ich frug mich unlängst: was soll er werden?... Die Frage ist erledigt. Ich habe ihn zum Minister bestimmt."

Die Ueberzeugung, daß eine Schraube seines Denkorgans gelockert sein müsse, stand mir jetzt fest. Ein Glück für ihn, daß er das Ding nicht benöthigte.

„Nun, was sagen sie zu der Wahl?" fragte er etwas selbstgefällig.

„Sie ist Ihres Sohnes würdig," stammelte ich, eine Thräne zerdrückend.

„Ja, das ist sie," gestand er herablassend. Er blieb stehen und faßte den noch widerstandsfähigsten meiner Rockknöpfe. Mit innerer Unruhe folgte ich diesem Vorgang. Doch — er war der Vater eines Ministers, ich schwieg. Unterdessen fuhr er fort: „Sind Sie Statistiker?... Nicht. Na, dann gut!... Ich habe eine Statistik aufgestellt — — Sie wollen doch nicht ausreißen?!... Merkwürdig, was in die Leute fährt, so bald man mit Statistischem kommt!... Also — ich habe eine Statistik aufgestellt und zwar über die Amtsdauer unserer Minister."

„Höchst interessant!" murmelte ich ergeben.

„Gewiß," bestätigte er wohlwollender. „Wir schreiben heute 1925. Meine Untersuchungen erstrecken sich rückwärts bis zum Jahre 1895. Das Ergebniß ist: Bei andauernd gleichem Zurückgehen der Amtsdauer wird ein Minister in fünf Jahren noch einen Monat, in zehn Jahren noch 14 Tage im Amte sein. In fünfzehn Jahren gar wird sich die Frist auf nur zehn Tage belaufen. Nach Ablauf dieser zehn Tage — — Doch Sie hören ja nicht!"

Der Gedanke an den Knopf verließ mich keinen Augenblick, er konnte nur noch an wenigen Fäden hängen. Trotzdem betheuerte ich meine Aufmerksamkeit.

Er fuhr fort: „Nach zehn Tagen also ist er pensionsberechtigt. Ich bin jetzt zehn Jahre im Amte. Was, glauben Sie, würde meine vorgesetzte Behörde antworten, wenn ich morgen um meine Pensionirung einkäme!" — er unterbrach sich und reichte mir den Knopf. — „Hier,

Digitized by Google

Ihre Knöpfe sind schlecht befestigt, Junggesellenwirthschaft! ... Sollten heirathen!"

Bescheiden bemerkte ich ihm, daß ich mich noch rüstig genug fühle, meine Garderobe selbstständig in Ordnung zu halten.

„Einerlei. Eine Frau besorgt es besser," entschied er verweisend. Er verbreitete sich weiter über die Einzelheiten seiner Untersuchung. Ich hörte ihn auseinandersetzen, daß — auf Grund seiner Statistik — bis in fünfzehn Jahren jedes Portefeuille jährlich etwa sechsunddreißig Mal vacant sein werde, was — auf sämmtliche Ministerien umgerechnet — dreihundertfünfundsechzig Vacanzen ergebe.

„Sie werden diese Zahlen in Ordnung finden?" schloß er.

„Vollkommen," stöhnte ich matt.

„Sie sehen also, daß — wenige hohe Festtage abgerechnet — täglich Gelegenheit geboten sein wird, sich zu bewerben." Ich wurde aufmerksam. Wenn die Sache so stand, dann hatte auch ich vielleicht Aussicht, im Laufe der Jahre Minister zu werden.

„Nun werden Sie mir einwerfen, daß das Steigen der Nachfrage ein größeres Angebot nach sich ziehen wird. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß die Regierung ganze Berufskreise zur Candidatur heranzieht, so unsere Agrarier. Sicherlich ließe sich so der Landwirthschaft etwas aufhelfen, doch selbst dann bleiben die Aussichten noch günstig, in unserem Falle um so mehr, als ich meinen Sohn für seinen Beruf erziehen werde ... Ich möchte, ein tiefes Wort des verflossenen Jahrhunderts auf den Kopf stellend, sagen: Minister werden nicht geboren, sie werden erzogen ... Der Junge ist jetzt zwölf Jahre durch. Glauben Sie, er wüßte auch nur, was wir in unserem achten gewußt! ... Keine Spur! ... Fragen Sie ihn, wer unser neues Reich gegründet, den Nordpol entdeckt, oder die Verbindung mit dem Mars hergestellt — er wird Ihnen in allen drei Fällen die Antwort schuldig bleiben. Von literarischen Fragen schweige ich ganz ... die braucht ja ein Minister nicht zu verstehen ... Kurz, ich sage nicht zu viel: seine Unkenntniß der einfachsten Dinge ist eine umfassende."

Unfähig meine Bewunderung in Worte zu kleiden, ergriff ich seine Hand und drückte sie stumm, tiefinnerst beschämt aber war ich, die Größe meines kleinen Freundes so wenig erkannt zu haben. Nachdem sich unsere beiderseitige Bewegung etwas gelegt, kehrte er zu seinem Berichte zurück.

„Hand in Hand mit dieser geistigen Ausbildung geht die körperliche. Daß seine Verbeugungen tadellos sind, brauche ich wohl kaum zu betonen; sein Tanzlehrer hat kürzlich Thränen vergossen. An den Verkehr mit Bittstellern — die Hauptseite seiner dereinstigen Thätigkeit — gewöhne ich ihn, indem ich ihn die Bettler abweisen lasse, die sich an der Thüre einfinden. Die Leute bekommen zwar nichts; allein die Art des Abgewiesenwerdens ist so formvollendet, daß die Thüre zu Zeiten umlagert ist ... Doch was ist Ihnen?"

„Nichts, nichts! ... Fahren Sie fort!" wehrte ich dumpf ab. Ich hatte das schmerzliche Gefühl, eine glänzende Hoffnung begraben zu müssen. Ich war nicht zum Minister erzogen worden. Kein Tanzlehrer würde mir das Vernommene beibringen. Er schien den Grund meines Schmerzes zu errathen.

„Fassen Sie sich! Es giebt noch andere Berufe," tröstete er.

„Aber keinen, darin Aussicht wäre, nach zehn Tagen pensionirt zu werden," stöhnte ich gebrochen.

„Nun, was das betrifft ... es können auch vierzehn werden."

Ich erklärte mich bereit einen Monat im Amte zu bleiben. Er zuckte die Achseln. Nach einer Pause Nachsinnens sagte er: „Ich will mit meinem Sohne sprechen. Vielleicht, daß sich etwas für Sie thun läßt."

Ich dankte gerührt. Ein zweites Hoffnungsfünkchen glimmte in mir auf: durch Zufall wußte ich, daß eine meiner Tanten eine Hypothek auf das Haus eines Messerschmiedes besitzt. Die Frau dieses Messerschmiedes hat einen Neffen, und eine Schwester dieses Neffen ist an einen Diener in einem der Ministerien verheirathet. Diesen konnte ich befragen. Vielleicht, daß es Fälle gab, in denen es weniger streng genommen wurde. Offenherzig vertraute ich mich meinem Begleiter.

„Und das sagen Sie jetzt erst! Sie haben Verbindungen, und — —" Er brach ab, seine Haltung wurde ausgesprochen respectvoll.

„Vor Allem entschuldigen Sie, daß ich Sie hier — — Ich bin so vergeßlich, und wenn ich in's Reden komme — — Am Ende haben Sie bereits einen Schnupfen gefaßt?! ... Nicht ... Sie nehmen mir eine Last von der Seele. Auf jeden Fall," — er faßte mich unter den Arm — „auf jeden Fall wollen wir unseren Weg fortsetzen. Das Vergnügen, Sie für mich zu haben, ist ein so seltenes, daß Sie den Abend nicht so bald loskommen sollen ... Kein Aber!"

Ein Versuch, den ich zu meiner Befreiung machte, verlief erfolglos. Er faßte mich nur desto fester.

„Kenne das!" rief er triumphirend. „Irgend ein galantes Abenteuer in Sicht ... Beneidenswerther! ... Doch nein — keine Ehestandsklagen!" — er seufzte tief — „Ja, was ich sagen wollte: mein Sohn spricht fast täglich von Ihnen, meine Frau macht Anstalten zur Eifersucht, behauptet, Sie hätten ihr das Herz des Kindes entzogen ... Was?! Sie seien nur einmal bei mir gewesen, und das sei jetzt bald sieben Jahre her ... Ausflüchte! Schwerenöther, die Ihr seid! ... Nicht genug, daß Ihr's mit den Weibern versteht — auch die Kinder laufen Euch nach!"

Ich versuchte zu Worte zu kommen — umsonst. Ich erfuhr, daß mein Großvater väterlicher Seite der Busenfreund seines Großvaters mütterlicher Seite gewesen sei. Dann wurden mir Vorwürfe gemacht, zarte Vorwürfe, daß ich das Bestreben habe, diese alten Bande zu ignoriren. Mit wachsendem Staunen vernahm ich, daß ich mehrmals zum Mittagessen eingeladen worden sei, jedoch abgesagt habe. Vor meinem geistigen Auge entrollte sich das Bild eines grassen weltscheuen Egoisten, und dieser Egoist war ich. Gleichzeitig empfing ich verhüllte Winke, dahin, daß es in meiner Hand liege, die berechtigte Mißstimmung über dies lieblose Verhalten vergessen zu machen. Ich durfte mich nur ein wenig, ein ganz klein wenig meines jungen Pathenkindes annehmen — was?! er sei nicht mein Pathenkind?! da sei ich aber doch im Irrthum — nur ein paar empfehlende Worte im geeigneten Augenblick. Streng genommen, war dies meine heiligste Pflicht. Nicht gerade, daß ich ihn zu meinem Nachfolger vorschlüge — dazu würde er unter Umständen noch zu jung sein, zu jung und auch nicht würdig genug — aber später ... Ein Minister, und war er gleich pensionirt, hatte doch immer Verbindungen, Verbindungen, wie sie ein gewöhnlicher Sterblicher nun 'mal nicht besaß.

Erschöpft und halb todt geredet, versprach ich, was von mir gefordert wurde. Er selbst erklärte sich mit dem Posten eines Ministerialdirectors begnügen zu wollen; einige Vettern, von deren Vorhandensein ich bei der Gelegenheit erfuhr, stellten verhältnißmäßig bescheidenere Forderungen.

Unterdessen waren wir in belebtere Straßen gekommen; er war gezwungen, meinen Arm frei zu geben. Ich hatte nur noch den einen Gedanken: Flucht. Wenn die Geschichte so weiter ging, konnte ich schließlich doch etwas zu viel versprechen. Zehn Tage waren doch nur zehn Tage, und bis ich in ihnen eine ganze Verwandtschaft in meinem Ministerium unterbrachte, blieb mir keine Zeit für sonstige Amtsgeschäfte. An einer Straßenkreuzung gelang mir's zu entwischen; still stand ich erst, als ein halbes Stadtviertel zwischen mir und dem Verfolger lag. Wohin? war nun die Frage. Nach Hause? Dann konnte ich ihm in die Hände laufen. Ich beschloß ein Hôtel aufzusuchen und dort so lange wohnen zu bleiben, bis eine standesgemäßere Wohnung gefunden war.

Vor dem Hôtelportale angelangt, fand ich es eines künftigen Ministers unwürdig, den Einzug zu Fuß zu halten; ich schwenkte ab und suchte einen Droschkenplatz auf. Bald saß ich in einer erstclassigen Elektrischen und rollte meinem Ziele zu. Im Schwellen der Polster, im leisen Wiegen der Wagenfedern lag ein Vorgeschmack des Daseins, das meiner wartete. Das Programm des kommenden Tages stand vor mir: mein Erstes mußte sein, mich meinem Gönner vorzustellen, ob allein oder in Gesellschaft meiner Tante, ließ ich noch unentschieden.

Alles weitere wird dann abhängen von den Instructionen, die er mir geben wird. Welche sie aber auch sein mögen — so viel steht fest: ich zähle zur Schaar jener „kommenden Männer", die bereit sind, Gut und Blut in den Dienst des Staates zu stellen. Als Gegenleistung aber fordere ich nur Eines — meine Pensionirung.

Aus der Hauptstadt.

Auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung.

Ein Blick in die Zukunft.

I.

Kurz vor der Ankunft am Bahnhofe Zoologischer Garten versammelte Herr Pankhaas, der eingeborene Führer, seine Getreuen behufs einer kleinen Ansprache vor Beginn des Feldzuges um sich. Es verdroß ihn wenig, daß Charles Muck beständig nach einem Balcone auf der andern Seite der Straße hinüberguckte, wo eine nicht mehr junge Mutter mit mehreren fast zu erwachsenen Töchtern opulent frühstückte. Ja, grade diese Damengruppe gemahnte den kühnen Feldherrn noch mehr an seine Aehnlichkeit mit Napoleon, auf den ja auch vor der Schlacht bei den Pyramiden vierzig Jahrhunderte hinabblickten. Er weihte seine Hörer mit kurzen Worten in die ungeheuren Anstrengungen ein, die Berlin gemacht habe, um den voraussichtlichen Andrang von Menschen nach den Treptower Feldern mühelos und glatt zu bewältigen. Er erinnerte an die langwierige Studien-Reise der drei Stadtväter nach allen europäischen Haupt- und Nebenstädten, an die gediegenen Vorarbeiten der Verkehrs-Commission, die ihren Namen keineswegs dem Umstand verdanke, das sie Alles verkehrt anfange. Es sei nicht die Schuld des Magistrates, wenn trotz dieser rastlosen Thätigkeit keine neuen Linien von Belang geschaffen worden seien. Gut Ding will Weile haben, und eine anno 1890 projectirte und für die Gewerbe-Ausstellung bestimmte Hochbahn könne unmöglich anno 1896 fertig sein; dergleichen würde gegen die elementarsten Regeln der Bureaukratie verstoßen. Man hätte eben mit der Gewerbe-Ausstellung ruhig warten sollen, bis die Hochbahn im Stande war; was kommt es denn in einem Jahrhundert, das hundert Jahre hat, auf ein paar früher oder später an? Wer, aus dem Westen Berlins kommend, die Ausstellung mit der Eisenbahn erreichen wolle, habe übrigens auch jetzt nur nöthig, zunächst eine Fahr-

Digitized by Google

karte nach dem Potsdamer Bahnhof zu lösen und mit dem Südring nach Treptow zu fahren. Das nehme zwar etwa anderthalb Stunden Zeit in Anspruch, sei aber bedeutend rationeller als die Fahrt über Bahnhof Friedrichstraße, von der Leuten ohne exemplarische Geduld, hohe Versicherungspolice und starken Knochenbau dringend abgerathen werden müsse, der beständigen Wagen-Ueberfüllung halber.

August F. Mettmann-Niederrohnsfeld fand es ungemein anerkennenswerth, daß Dank dem doppelten Billetbedarf die Kgl. Eisenbahnverwaltung Theil an dem über Berlin geschütteten Segen nehme, und versprach es Herru Pankhaas auf's Bestimmteste, die zur Großtorfheimer Ausstellung führenden Bahnanlagen genau nach dem Berliner Muster herzurichten. Charles Muck erkundigte sich, ob es nicht möglich gewesen wäre, statt Wilmersdorf-Friedenau und Rixdorf gleich Leipzig und Dresden mit in den Ring einzuschalten, der vom Bahnhof Zoologischer Garten nach der Ausstellung führe. Mancher Besucher habe auch diese beiden Städte noch nicht gesehen, die dazu wesentlich interessanter als Wilmersdorf-Friedenau und Rixdorf seien. Während ihm Herr Pankhaas anheimgab, sein Project dem Eisenbahn-Minister, dem Berliner Magistrat und den verschiedenen Ausstellungsvorständen zu unterbreiten, warf der Stadtverordneten-Vorsteher von Großtorfheim die Frage auf, ob es denn keine kürzere Verbindung als die von Herrn Pankhaas ebenso mühe- wie sinnvoll combinirte gäbe. Der Hauptstädter besann sich ein wenig, nahm dann Notizbuch und Bleistift zur Hand und entwarf eine etwas verworrene Skizze der Pferdebahn-Linien, die zum ersehnten Punkte liefen. Um den Potsdamer Platz zu erreichen, war nur zweimaliger Wagenwechsel nöthig; von da aus gab es Omnibus-Anschluß zu der elektrischen Bahn in der Ritterstraße, einfacher noch war es, vom Potsdamer Bahnhof bis zur Köpnickerstraße eine Taxameterdroschke, hierauf bis zur Oberbaumbrücke wieder die Pferdebahn und schließlich ein Fahrzeug der Spreedampfergesellschaft „Stern" zu benutzen, die ganz nahe bei Treptow anlegten. Ein kurzer Spaziergang von zehn Minuten führte sodann direct in die Ausstellung. Sie erkennen, Alles ist auf's Beste geordnet und vorgesehen! schloß Herr Pankhaas mit der Miene Sulla's bei seinem dritten Triumph in Rom den instructiven Vortrag.

Die Großtorfheimer beschlossen, zur Abkürzung des Verfahrens sogleich eine Droschke in Thätigkeit zu setzen. Cäsar Schulze kletterte zum Kutscher auf den Bock und zahlte dafür nur den halben Antheil. Bei Beginn der Fahrt verlas der Obmann, Johann F., noch einmal die ersten zwanzig Paragraphen des Reise-Gesellschafts-Statuts, wonach, um nur die Hauptsachen zu erwähnen, während des Aufenthaltes in Berlin Jeder auf eigene Kosten zu leben hatte und Jeder sich verpflichtete, unter keiner Bedingung den Heerhaufen für längere Zeit als fünf Minuten zu verlassen. Diese Bestimmung hatten die Ehefrauen der Forschungsreisenden durchgedrückt; sie sollte jene wüsten Ausschweifungen verhüten, die der gesittete Mann von Herzen verabscheut, wenn er Bekannte bei sich hat, und denen er andernfalls in unerhörtem Maaße fröhnt. Johann F. verlieh dem Paragraph einigen Nachdruck durch den harmlosen Hinweis darauf, daß er den Ersten, der sich über dreißig Schritte von ihm entfernen sollte, auf der Stelle zu Boden schlagen würde; die dann sicher folgende Züchtigung seitens der betreffenden Ehefrau wäre ja eine Sache für sich. Er appellirte an das Ehrgefühl seiner Unterthanen und erlebte die große Freude, daß jeder Einzelne, an ihm vorbei in den Wagen steigend, ihm seinem Wunsche gemäß freiwillig „die Hand darauf" gab.

Es wäre übertrieben, den ersten Eindruck, den die Ausstellung auf alle Mitglieder der Gesellschaft machte, anders als großartig zu nennen. Sie hatten in den weiten Hallen nur Interesse für die aufgestapelten Schätze der Industrie, das übrige Publicum sahen sie gar nicht, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß es nur in ganz vereinzelten Exemplaren vorhanden war. Als Dr. Sauer den Aussteller einer Sammlung von überaus kostbaren Raritäten fragte, was hier die größte Seltenheit sei, entgegnete er: „Die Besucher!" In der Bücherabtheilung hielten sich die Herren längere Zeit auf und kamen dadurch bei den Ausstellungsdienern in den Verdacht, keine Sachverständigen zu sein. Sie verließen, entzückt über die unnennbaren Fortschritte des Berliner Gewerbes, aber ziemlich hungrig die Gebäude und entrannen mit genauer Noth den zierlichen Fäusten zahlloser Verkäuferinnen, die in Kiosken auf sie lauerten. Ein hochblondes Geschöpfchen bot Charles Muck feine englische Rasirmesser an, da er aber keinen Selbstmord beabsichtigte und außerdem Johann F.'s Augen eigenthümlich eindringlich auf sich ruhen fühlte, machte er sich im Galopp davon. Mit großer Genugthuung bemerkte Dr. Sauer, daß man auch allenthalben neue Verkaufs-Kioske baute; er erhoffte davon einen bedeutenden Fortschritt der Philosophie in Berlin. Denn da schon in den bestehenden Kiosken nichts gekauft wurde, mußten die neu errichteten nothwendig Jedermann zu angestrengtem Nachsinnen darüber zwingen, was sie eigentlich für einen Zweck haben sollten. Auf dem Wege zu einem Wirthshause versuchte Schulze wiederholt, in zahllose, interessant und lockend ausgestattete Gebäude, umzäunte Plätze ꝛc. einzudringen, doch allenthalben schreckte ihn das Donnerwort: „Extra-Entrée nur 50 Pfennige!" zurück. Er kam allmälig zu der Ueberzeugung, daß, wer das Gelübde ewiger Armuth abgelegt habe und streng halten wolle, gar nicht in ein Kloster zu gehen, sondern einfach die Berliner Gewerbe-Ausstellung zu besuchen brauche. Und diese seine Ueberzeugung beruhte nicht auf einem colossalen Irrthum, wie es sonst bei Männern der Oeffentlichkeit durchweg der Fall zu sein pflegt. Ja, wäre er in seiner Ueberzeugung noch irgend wie schwankend gewesen, so hätte sie sich für alle Zeit gefestigt, als ihm gleich darauf ein elegant schwarz gekleideter Herr die Pistole, die Speisekarte, auf die Brust setzte und auch der Blödeste erkennen mußte, weßhalb die Besucher der Berliner Gewerbe-Ausstellung Portemonnaies nicht in der Abtheilung der Kurzwaaren, sondern bei den Luxus-Artikeln vermuthen.

„Kellner, nehmen Sie das Bier zurück!" herrschte Johann F. den dienstbaren Geist, der ihnen mittlerweile erschienen war, an.

Der Kellner machte sein gewerbsmäßig dummes Gesicht.

„Mein Arzt hat mir alle aufregenden Getränke verboten, und ein Glas, das nur bis zur Hälfte gefüllt ist, regt mich auf!" setzte das Stadthaupt Großtorfheims' würdevoll hinzu.

„Sie werden nie zum Militär genommen werden," beruhigte Dr. Sauer den erschrockenen Schwarzrock. „Sie haben nicht das richtige Maaß!"

Allgemein lieh man sodann der freudigen Erwartung Worte, daß der Bierquell, der hier sprudele, berufen sei, unter den warmen, schwefelhaltigen Quellen eine besonders hervorragende Rolle zu spielen. Das köstliche Getränk hatte jene gesunde Temperatur, bei der die victoria regia bequem im Freien fortkommt, und Schulze erklärte, nun nichts Warmes mehr genießen zu wollen, der Gerstensaft befriedige seine weitgehendsten Ansprüche in dieser Beziehung. Er wurde später ob dieses Entschlusses allgemein beneidet, denn von den Beafsteaks, die seine Kameraden sich serviren ließen, war weiter nichts zu sagen, als daß sie für ihr Alter sehr klein seien.

Dr. Sauer glaubte nach vollendetem Mahle zur Steuer der Wahrheit betonen zu müssen, daß er diesem Frühstücke selbst die Theaterstücke Schulze's vorziehe, und Schulze sprach ihm für diese Anerkennung in bewegten Worten dadurch seinen Dank aus, daß er den Doctor einen Nachtwächter nannte. Der Geschmeichelte glaubte dem nicht widersprechen zu dürfen und meinte sich seiner Ansicht nach allerdings zum Nachtwächter zu qualificiren; er habe diese Ueberzeugung gewonnen, seitdem er ein Lustspiel Schulze's zur Hälfte gelesen habe, ohne einzuschlafen.

„Es wird Zeit, daß ich mich hier etwas umthue," erinnerte sich August F. nach Verlauf einiger Minuten, indem er auf die Uhr des Wirthshauses blickte, das in seiner Bauart so gar nicht den anderen Raubritterburgen ähnelte, die August F. am Rhein gesehen hatte. „Du weißt, Johann, ich habe noch fünf Unternehmungen zu besichtigen. Laß uns also weiter gehen."

Johann F. fand, daß gerade der Platz, den man jetzt einnehme, die schönste Aussicht in der ganzen Ausstellung gewähre, und da der Großtorfheimer Mettmann in seiner Eigenschaft als Landwirth Bedürfnißanstalten für etwas sehr Nützliches und Schönes halten mußte, so hatte er mit seiner Bemerkung vollkommen recht. Auch die anderen Herren waren zu träge, jetzt schon mit der Besichtigung der Erzeugnisse des Berliner Gewerbefleißes fortzufahren. Herr Pankhaas machte ganz besonders darauf aufmerksam, daß überhasteter Genuß selbst sehenswerther Dinge Kopfschmerz und Müdigkeit verursache, wie er zuverlässig von einem Bekannten wisse, der in seiner Kindheit einmal eine Gemäldegalerie — es könne auch ein Museum gewesen sein — beehrt habe. Da jedoch August F. auf seinem Wunsche bestand, anzüglich und unangenehm dringend wurde, auch mit den Frauen drohte, denen er schon mittheilen würde, wie man hier die „Ausstellung besichtige", so schrie Cäsar Schulze endlich: „Dann gehen Sie doch in Dreiteufelsnamen und lassen Sie uns in Frieden!"

Der Großtorfheimer Stadtverordneten-Vorsteher verlas abermals die Bestimmung des Statuts, wonach kein Mitglied der Gesellschaft sich länger als fünf Minuten von den übrigen Theilnehmern entfernen dürfe.

Hiergegen gab es allerdings keinen Einwand. Das Statut mußte inne und hochgehalten werden, komme, was da wolle. Man wäre vielleicht aneinander gerathen und hätte die Reise-Gesellschaft schon am zweiten Tage ihres Bestehens gesprengt, wenn nicht Charles Muck Herrn Pankhaas eine gute Idee eingeflüstert hätte, die der einflußreiche Berliner sofort mit gerechtem Stolz adoptirte.

„Geben Sie doch Ihrem Herrn Bruder ein Mitglied zur Bewachung mit!" beantragte er. „Damit sind alle Schwierigkeiten gehoben. Im Statut ist ausdrücklich immer nur von dem einzelnen Mitgliede, das sich entfernt, die Rede; zwei dürfen sich entfernen, das steht nirgendwo verboten."

Die Richtigkeit und der Scharfsinn dieser Gesetzesauslegung leuchtete Allen ohne Weiteres ein. Johann F. fragte jeden Theilnehmer, ob er geneigt sei, den Niederrohnsfelder zu begleiten und zu überwachen, aber sie lehnten sämmtlich ab. Zuletzt, zögernd und widerwillig, fragte er auch Charles Muck, der nach einigem Sträuben und vielem herzlichen Zureden das schwere Amt annahm. Der Stadtverordnetenvorsteher ermahnte ihn auf's Eindringlichste, sich ja der hohen Pflicht und der großen Ehre bewußt zu sein, die ihm durch Mehrheitsbeschluß übertragen worden war; Charles Muck schied in heftiger Rührung und versprach, kein Auge von dem Urheber zu lassen. Als sie schon gegangen waren, eilte Johann F., alle seine angeborene Gravität vergessend, dem Paare nach, zog seinen Bruder bei Seite und flüsterte eine Minute lang, immer mit den Augen nach Charles weisend, auf ihn ein. Dann erst entließ er beide endgiltig seiner Obhut. Sie waren beide finstersten Argwohns voll und wichen sich gegenseitig nicht von den Fersen. — — — — —

Es wurde allmälig Abend. Der Großtorfheimer Mettmann konnte, so geistvoll und anregend Pankhaas ihn auch unterhielt, eine innere Unruhe nicht los werden; Dr. Sauer saß mit gläsernen Augen,

Digitized by Google

nach hinten übergelehnt, im Stuhl, lachte bisweilen grundlos auf und schimpfte in fremden Zungen über das schlechte Bier, das man wie Wasser hinuntergießen könne. Er verfehlte auch nicht, den Beweis dieser Behauptung anzutreten und glänzend zu erliegen. Cäsar Schulze beabsichtigte anscheinend, ihn zur Mäßigkeit zu erziehen, sog er doch immer noch mit entzückter Gebärde an dem zweiten Finkennäpfchen und schlug die wiederholten Sturmangriffe des habgierigen Kellners siegreich ab. Plötzlich begann die nahe Capelle ihr falsches, grausames Spiel, und der Lehrer und Bühnendichter zuckte erblassend zusammen.

„Sie bringen uns eine Katzenmusik?" fragte er angstvoll, die Rache des Wirthes fürchtend.

„Nein, das ist die Ouverture zu Leoncavallo's Roland von Berlin," klärte ihn Herr Pankhaas auf.

Johann F. Mettmann sah jetzt seinen Bruder von ferne herbeigeschlichen kommen. Aber Muck sah er nicht. Eine furchtbare Ahnung dämmerte in ihm auf. Er fühlte sein Blut erstarren.

„Wo ist Muck?" drückte er dem Verstörten entgegen.

„Ausgekratzt!" tönte es von den Lippen des Armen zurück, der sich jammervoll unter den schrecklichen Blicken seines Richters wand.

„Ich habe ihn, Gott ist mein Zeuge, beobachtet, wie ein Transporteur den Raubmörder. Wiederholt versuchte er in den Sälen auszurücken, aber da zum Glück nirgendwo das geringste Gedränge war, holte ich ihn immer wieder ein. Als wir aber vor einer guten Stunde —"

„Vor einer guten Stunde?" fragte der Stadtverordneten-Vorsteher mit schrecklicher Stimme.

„Ja. So lange ist es her. So lange habe ich ihn vergebens gesucht. Die ganze Ausstellung habe ich abgelaufen. Jede von den fünfunddreißig Unternehmungen habe ich zweimal durchsucht und dabei allein vierundzwanzig Mark und fünfundsiebzig Pfennige für Eintrittsgelder entrichtet."

„Fahre fort!" gebot der Machthaber streng.

„Vor einer Stunde also gehen wir aus der Maschinenhalle hinüber zu der Abteilung für ich weiß nicht was, und da müssen wir, es ist auch zu albern eingerichtet, durch eine Anpflanzung. Mit einem Mal springt aus dem Gebüsche ein zerlumpter Kerl heraus, packt mich am Rocke und fragt, ob wir nicht einen sichern Führer durch die Gewerbe-Ausstellung brauchten; wenn wir ihn annähmen, seien wir besonders sicher, dann könne uns nichts passieren, er stehe nämlich unter Polizei-Aufsicht. Außerdem habe er vergangenen Winter einen Lehrcursus im Faustkampf mitgemacht —"

„Und während er das sagte, entrann Muck?" Ein milder Ernst verklärte Johann F.'s gedankenschwere Züge.

„Ja, der niederträchtige Feigling kratzte aus. Wenn nicht ein Liebespaar des Weges gekommen wäre, ein Grenadier mit einer jungen Dame —"

„Man kann es Muck nicht verargen," legte sich Sauer für den Manufacturisten in's Zeug.

„Er hat im schönsten Sinne menschlich gehandelt," pflichtete ihm Herr Pankhaas bei.

Wenn er nur geflohen ist, um sein Leben zu retten, wäre es unbillig, ihm zu zürnen," entschied der Großtorfheimer. „Er verging sich ohne böse Absicht gegen das Statut. Und dann muß er ja gleich wiederkommen. Er weiß ja, wo wir sitzen."

Charles Muck aber mußte sich unrettbar in dem Labyrinthe verirrt haben. So geduldig die besorgten Freunde auch seiner harrten, er kehrte nicht zurück. Sie malten sich seine Angst und Noth mit schreienden Farben aus, Dr. Sauer begann laut zu weinen, und Cäsar Schulze bestellte ein Glas Wasser, erstens seiner Gemüthsbewegung halber, zweitens, damit der Kellner nicht immer umsonst komme. Die Gänge füllten sich, je weiter der Abend vorschritt, desto rascher mit vergnügten, schreienden Menschen, und im fröhlichen Geschwirr saß traurig, muthlos und zerrissen vom tiefsten Mitleid für den abhanden gekommenen, lieben Gefährten, die Großtorfheim-Niederrohnsfelder Reisegesellschaft.

Als es zehn Uhr vorüber war, trieb Pankhaas zum Aufbruch zur Bahn. Er befürchtete, daß seine Gäste sonst nicht vor Morgengrauen ihr Bett sehen würden.

Die Heimfahrt ging mit den fahrplanmäßigen Unannehmlichkeiten glatt von Statten. Johann F. Mettmann's Gigantenkraft brach den Verbündeten Bresche, sie nahmen mit stürmender Hand ein Coupé, auf dessen Eckſitz sich der Anführer sofort krachend niederließ. Im Nu schwebten, standen und saßen dreißig Menschen um ihn herum Es wurde ihm klar, weßhalb in Berlin so viel Armuth und Noth herrscht; die meisten der Mitfahrenden standen nicht auf eigenen Füßen, sondern auf den seinigen. Als er vier oder sechs der nächsten Nachbarn auf diesen Mißstand aufmerksam machte, rieth ihm ein freundlicher Herr, sich doch ein separates Cabinet zu miethen, wenn er in Zukunft die Stadtbahn noch einmal benutzen sollte. „Schmeißt den Kerl 'raus, wenn's ihm zu voll ist!" tönte es drohend aus dem Hintergrunde. Auf's Aeußerste gereizt, enthüllte Johann F. den Schreiern, daß er sie zur Rechenschaft ziehen werde; er sei der Stadtverordneten-Vorsteher von Großtorfheim. Obgleich er sich nicht bewußt war, geistvoll gescherzt zu haben, dankte ihm schallendes Gelächter für seine humorreichen Darlegungen. Mit einem theilnehmenden Blick auf Johann F.'s gewaltige Leiblichkeit bemerkte zwischen sieben und acht anderen Herren hindurch sein Gegenüber, man erkenne es sogar in Berlin, der Herr Stadtverordneten-Vorsteher von Großtorfheim wisse seinen Platz gehörig auszufüllen. Mettmann nahm dies unparteiische und aus fremden Munde doppelt wohlklingende Lob mit bescheidenem Schweigen entgegen. Er bedauerte im Interesse der Wissenschaft, daß Dr. Sauer völlig sinnlos an der linken Coupéthür lehnte, aufrecht erhalten nur durch den fürchterlichen Druck, den seine zahllosen Nebenmänner auf ihn ausübten. Der Gelehrte hätte andernfalls eine schöne, wahrscheinlich nie wiederkehrende Gelegenheit zu dem hochinteressanten Experiment gehabt, festzustellen, wieviel erwachsene Menschen maximal in einem festverschlossenen Kasten von fünf Cubikmetern Rauminhalt drei Stunden lang ohne Zufuhr frischen Sauerstoffs ihr Leben fristen können.

(Schluß folgt nach Eröffnung der Ausstellung.)

Timon d. J.

Ausstellungen.

Alte Franzosen und junge Berliner.

Es gehört zu den Traditionen des Gurlitt-Salons, uns von Zeit zu Zeit Collectionen französischer Bilder zugänglich zu machen, die schon eine gewisse historische Patina erlangt haben. Meist stammen sie aus der Schule von Fontainebleau, und es sammelt sich dann noch Einiges drum herum, das wenigstens einigermaßen im Charakter dazu stimmt. Eine Ausnahme macht mit voller Regelmäßigkeit bloß Th. Ribot, der an Alterthumsschwärmerei unserem Lenbach vergleichbar, wenn auch auf einen anderen Ton (etwa Spagnoletto) gestimmt ist. Er gehörte indeß gewissermaßen mit zur Bewegung. Er suchte bei den alten Meistern, was die Millet, Corot, Rousseau bei der jungen Natur suchten: Freiheit vom Zwang der akademischen Convention, Vertiefung und Kräftigung der coloristischen Anschauung.

Uns heute steht er ferner. Wir vermissen das Bahnbrechende an ihm, den Einsatz einer angeborenen, aus sich erzeugten Individualität. Er ist ein Wiederfinder, kein Sucher. Und deßhalb auch kein Selbstfinder wie die anderen. Deren Art haben wir nun im Laufe der Jahre uns mehr und mehr vertraut machen können. Fast muthen sie uns schon wie liebe alte Onkel an, von deren Kämpfen, — „als sie noch jung waren!" — wir uns erzählen lassen, und an die wir glauben wie die Kinder an die Märchen, als an etwas Wirkliches, und doch im Grunde wie an etwas Unwirkliches. Wofür jene stritten, das ist heute errungenes Gut. Nur in einzelnen Städten Deutschlands, besonders in der Hauptstadt der Mark, giebt es noch einige verrostete Herrschaften, die dergleichen Resultate nicht acceptiren wollen. Sonst glaubt alle Welt froh daran und hat auf der sicher gelegten Grundlage rüstig weiter gebaut. Was damals unerhörtes Raffinement war, das erscheint uns nun schon fast als treuherzig biedere Einfalt, so viel luxuriöser sind wir geworden in Ansprüchen und Bedürfnissen. Um so lieber finden wir uns zu den Anfängen einmal wieder zurück. Da sehen wir so klar und sicher das alles ausgesprochen, was sich uns heute manchmal, im Wirrwarr der Experimente, fast schon verwischen will.

Die diesmalige Ausstellung, zu der Herr Bernheim jeune Einladungen verschickt, hat den Vorzug, einige Nummern von besonderer Güte und Wichtigkeit aufzuweisen. So namentlich zwei Corot, die, verschiedenen Lebensepochen entstammend, den Meister in einer schönen Entwickelung zeigen. Das Eine hat er etwa als Dreißigjähriger in Italien gemalt, das andere im Walde von Saint-Cloud, da er schon als „père Corot" eine Ehrfurcht für die aufstrebende Jugend war. Das ältere Bild ist noch ein wenig schwer und befangen, auch noch ziemlich „componirt". Es stellt die römische Tiefebene dar, mit einer Wetterwolke am Himmel, und da war denn ein gewisser „heroischer" Anstrich nicht ganz zu vermeiden. Aber trotzdem! — in den Einzelheiten, welch' zarte feine Belebung! wie ist hier ein Lichtstreifen, dort eine Farbenabtönung mit empfundener Anmuth hingesetzt! liegt da und ruht in stillem Duft, als könnt's eben nicht anders sein, ohne zu winken und zu schreien: „Hier bin ich, hier bin ich!" Diese Frömmigkeit der landschaftlichen Gesinnung war das unvergleichliche Muttergut, das auch der junge Corot fest besaß, und das der Alte dann bloß mit durchgebildeter, zielbewußterer Technik zu vermählen brauchte, um der malerischen Naturanschauung ganz neue Poesiewunder zu entschleiern. In diesem Vollbesitz gewahren wir ihn auf seinem zweiten Bilde, wo die Natur wie durch einen feinen Dunstschleier gesehen erscheint, hinter dem sie eigenmächtig webt und lebt. Diese Bäumchen, wie sie sich mit ihren Zweigen und Blättern in die goldene Luft verlieren, daß man ein schaukelndes Regen wahrzunehmen glaubt! Und Alles immer noch so anspruchslos, so schlicht, so lieb, daß man an Goethe's Jugendlyrik denkt, und daß Einem ganz deutsch dabei zu Muthe wird!

Romanischer ist die Eigenart von Jules Dupré, von dem gleichfalls ein sehr gutes, sehr bezeichnendes Bild vorhanden ist. Einen gewissen heroischen Accent hat er stets beibehalten, aber er hat es wunderbar verstanden, ihn stimmungsvoll umzuwerthen. Er sieht die Natur nicht in einem Werkeltagskleid. Noch weniger freilich in einem Festkleide, zu Tanz und Reigen aufgeputzt. Seine Natur hat eine Tragödienseele. Aber sie declamirt keine steifen Alexandriner, sie singt in schwermuthsvollem Rausch sich selbst in den Tod, Musik von Berlioz oder Wagner. Daher liebt er die Dämmerung, den Sonnenuntergang, mehr noch die

Digitized by Google

hereinbrechende Nacht. Auf unserem Bilde sieht man den späten Abend dunkelgrün, wie ein Staargefieder, und darin noch einige wenige gelbe verlöschende Lichtblitze, das Ganze von schwermüthiger Pracht. Die bunten Flitter, die die scheidende Sonne um sich auswirft, sind alle schon versunken. Das große heilige Schweigen hebt an und belegt Alles mit seinem fürchterlichen Bann.

Endlich hebe ich noch ein großes Kriegsstück von Détaille hervor, eine Episode aus der Schlacht von Champigny. Ich will nicht viel darüber sagen, aber es könnte unsere Maler doch belehren, daß auch Derartiges mit künstlerischem Geiste behandelt werden kann, ohne Hurrahgebrüll, ohne Metzgerfreude, ohne Anstreichermanieren. Es ist ein ernstes, stumm-erhabenes Stück Menschenleben, das sich da innerhalb der stets gleichgiltigen Natur abspielt.

Dann gehe ich hinüber, einige hundert Schritte die Wilhelmstraße hinab, und besuche einen selten betretenen Raum, das Ausstellungslocal des „Vereins Berliner Künstler" im Architektenhaus. Zwar, was an landläufiger Waare dort herumhängt, könnte mir auch nicht einmal ein Lächeln der Geringschätzung abgewinnen. Daran gehe ich vorüber, als sähe ich es nicht. Was mich dagegen anzieht, ist die Ausstellung von Placaten für die Schultheiß-Brauerei.

So ganz haben sich Publicum und Künstlerschaft noch nicht daran gewöhnt, daß dergleichen ein würdiger Gegenstand für vornehme malerische Erfindsamkeit und Betriebsamkeit sein könne. Man fängt erst an, es zu glauben, weil's — in Paris so ist. Und dann muß es ja wohl stimmen! Ich denke aber, wir können's uns auch aus eigenem Nachdenken sagen. Bei uns ist die Ex-Libris-Kunst entstanden und neuerdings zu jungem Leben wieder auferblüht, — wir sollten wissen, daß die Kleinkunst für Grazie, Stilgefühl, Phantasie, Witz und Tiefsinn des Künstlers oft die beneidenswerthesten Aufgaben herleiht.

Davon haben die vielen Künstler, die sich um das dankenswerthe Ausschreiben der Schultheiß-Brauerei bemüht haben, im Ganzen wenig merken lassen. Sonst hätten sie sich wohl etwas ernsterer Anstrengungen befleißigt. Immerhin ist zu beobachten, daß wenigstens Einige das Gute zu finden und zu nehmen wußten, und so sind denn fünf, sechs Arbeiten da, die man mit Vergnügen betrachtet, andere, bei denen man wenigstens die Anregungen gelten läßt. Am meisten war sich der künstlerischen Aufgabe bewußt unzweifelhaft Hans Fechner. Er hat in seinem Placatentwurf seinen echten, übermüthig-fröhlichen Maler- und Mutterwitz entbunden: er zeigt uns den Berliner Schusterjungen, wie er, die Hände voll schäumender Seidel, dem mit leerem Maaßkrug abzottelnden Münchener Kind'l einen neckischen Ellbogenstoß giebt. Das ist eine Erfindung, wie sie frischer und packender nicht wohl sein kann, und sie wäre gewiß mit dem ersten (statt dritten) Preise ausgezeichnet worden, wenn Fechner das Ganze etwas strenger gegliedert und die für ein Placat so wichtige Buchstabenschrift nicht etwas salopp behandelt hätte. Somit erhielt ein Entwurf von Karl Klimsch den ersten Preis, und er war in der That der nächste, der nach dem Fechner'schen in Frage kommen konnte. „Witz" besitzt er leider nicht, dafür aber gut in die Augen fallende Linien und Farbenflächen, auch sehr markante und deutliche Buchstaben. Dargestellt ist einfach ein Schultheiß, wie er mit Amtsstab und Rathskette, außerordentlich würdig und behäbig, bei einem Bierfaß Wache sitzt. Das hatte denn freilich eine höchst directe und darum sehr dankbar aufgenommene Beziehung zur concurrenz-ausschreibenden Firma. Die meisten Künstler haben indeß derlei besonderen Beziehungen überhaupt nicht nachgetrachtet. Sie malten irgend eine ernste oder scherzhafte Biersymbolik und waren damit zufrieden, einen Kellnerjungen, eine Schänkmamsell, einen Bierwagen, Gambrinus oder eine Brauerei hin zu setzen. Einige haben auch Hopfen und Gerste personificirt, am hübschesten Wilhelm Mayer, der sie als junges, nackendes Liebespaar, mitten im reichsten natürlichsten Gabensegen, in tiefem Kuß versunken darstellt, ein in Zeichnung und Farben sehr anmuthendes Bild, das Einflüsse der neuen symbolisch-decorativen Bewegung glücklich verwerthet. Ueberhaupt ist es belustigend zu beobachten, wie alle Kunstrichtungen von den ehrbar-ältesten bis zu den ausgelassen-jüngsten in diesen Placatentwürfen vertreten sind. Schleckrige Süßmeyer und schludrige Naturalisten, strenge Stilisten und flotte Illuministen, pariser Chic und deutsche Derbheit, breiter trivialer Humor und mysteriöse Geheimthuerei, deutsche Heldensage, classische Mythologie und christliche Legendenwelt, alles drängt sich hier zusammen, um sein Kunstscherflein los zu werden. Oft ist's Einem, als ob man den letzten Ausläufern einer irgendwoher aufgetauchten Modekrankheit begegnete. So hat das Gewerbe-Ausstellungs-Placat, die Faust mit dem Hammer, eine gewisse, nicht unberechtigte Sensation gemacht. Die Folge ist, daß nun auf einmal die einzelnen Hände als Wappenembleme an die Tagesordnung kommen. Sie sind auf den Schultheiß-Placaten ungewöhnlich zahlreich vertreten, und wenn sie nichts Besseres zu thun haben, dann schwenken sie ein Seidel oder gießen es dem Drachen Durst in den Schlund.

Es wäre zu wünschen, daß das Vorgehen der Schultheiß-Brauerei verständnißvolle Nachfolge fände. Dann werden wir doch mit der Zeit an unseren Litfaßsäulen etwas zu sehen bekommen, mit dem auch der Kunstfreund zufrieden sein mag.

Franz Servaes.

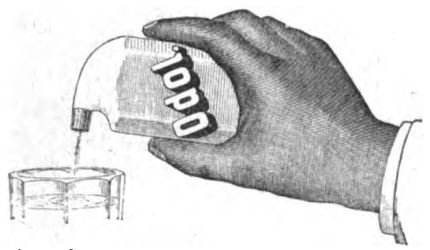
Notizen.

Der geharnischte Artikel von Carl Busse über den lächerlichen Berliner Johanna Ambrosius-Rummel in Nr. 13 der „Gegenwart" hat, wie wir voraussahen, viel Aufsehen erregt, manches Kopfschütteln verursacht, aber auch von maßgebender Seite begeisterte Zustimmung gefunden. Noch mehr: Diese „Stimme" hat die Zungen gelöst, wie der Verfasser es gewünscht hatte, und sogar aus der engeren Heimath der Mode-Bauerndichterin steht jetzt der Mann auf, der den falschen Götzen in wahrer Gestalt zeigt. Wenn wir der eben erschienenen Broschüre: „Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpfthum. I. Johanna Ambrosius" (Wiesbaden, H. Lützenkirchen) Glauben schenken dürfen, so handelt es sich hier, unter der Aegide des unvermeidlichen Auch-Ostpreußen Sudermann, um einen frechen literarischen Humbug. Der Verfasser der Broschüre ist ein angesehener Aesthetiker, der Insterburger Schuldirector Albrecht Goerth, und seine Enthüllungen treten bestimmt und beweiskräftig auf, so daß man an ihrer Wahrheit schlechterdings gar nicht mehr zweifeln darf. Nach Goerth's Erhebungen hat Schwester Martha Ambrosius im Einverständniß mit der zu „lancirenden" Dichterin dem Herausgeber Schrattenthal nichts als Lügen aufgebunden! Johanna Ambrosius hat keine „kleine Dorfschule nur bis zu ihrem 11. Lebensjahre besucht", sondern trat mit $5^3/_4$ Jahren in die von einem trefflichen Pädagogen geleitete große Kirchspiel- und Präcentorschule in Langwethen und besuchte dann bis zum vollendeten 14. Jahre die Schule zu Titschken (Kreis Ragnit). Hier besaß ihr Vater, der kein „armer Handwerker" war, ein Haus mit einem Grundstück von sieben Morgen Land und war nebenbei Viehverschneider, was ihm jährlich auch noch 15—1800 Mark einbrachte. Von Noth also keine Spur, was sich schon darin documentirt, daß man trotz der vier Töchter im Hause noch ein Dienstmädchen hielt. Alle Nachbarn erklären einstimmig, daß Johanna niemals Jahre hindurch „die niedrigsten und schwersten Arbeiten verrichten" mußte oder sich „die Finger blutig gesponnen" habe; vielmehr habe die Familie Ambrosius für standeshochmüthig gegolten und sich die „Gartenlaube" sehr wohl leisten können, sie auch bloß gehalten, um nicht hinter den Honoratioren zurückzustehen. Im Spinnen habe Johanna nie etwas geleistet und im ganzen Winter mit Mühe fünf Stück gesponnen. Ferner hätten nicht die von der zartfühlenden Martha bloßgestellten Eltern eine Art Tyrannei im Hause ausgeübt, sondern Johanna selbst, die ihrer Mutter durch Trotz, Widersetzlichkeit und schnippische Redensarten böse Tage bereitete. Ebenso sei Alles eitel Verleumdung, was Martha über Johanna's Gatten flunkert. Wilhelm Voigt sei nicht arm, sondern der Sohn eines angesehenen Gemeindevorstehers und Grundbesitzers, der „aus mancherlei Gründen" seinen Heirathsconsens Anfangs verweigerte, aber von Noth und Elend habe Johanna in der Ehe nie etwas gespürt. „Das Einkommen des Herrn Voigt hat immer das jeder ostpreußischen Lehrerstelle beträchtlich überstiegen, und sämmtliche Landlehrer würden sich glücklich schätzen, wenn sie bei einem baaren Gehalt von 800—1200 Mark und freier Wohnung noch die Einkünfte einer Wirthschaft von 8 Morgen Land zur Verfügung hätten." Man steht hier vor einem psychologischen Räthsel: warum hat Johanna Ambrosius die Lügen ihrer Schwester durch alle Auflagen ihrer Gedichte hindurch stillschweigend gutgeheißen? Warum läßt die „arme Bäuerin", die für die 25 Auflagen gewiß über 20,000 Mark verdient hat, noch immer an die Mildthätigkeit des Publicums appelliren? Warum nasführt sie unsere lieben Kritiker, die „hellen" Berliner, das ganze deutsche Publicum und die allerhöchsten Herrschaften? Das erste Mal, wo diese etwas für die Literatur thun, werden sie anscheinend von einer schlauen Bäuerin irregeführt, so daß es ihnen wohl für immer eine Lehre sein wird. Wir sind begierig, was Johanna Voigt-Ambrosius und ihre Manager Sudermann und Schrattenthal darauf zu erwidern haben.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



ohne jeden Zweifel bestes*) aller bekannten Mund- und Zahnreinigungsmittel.

*) Auszüge aus wissenschaftlichen Untersuchungen hervorragender Bacteriologen, Chemiker und Mediciner, welche obenstehende Behauptung exact beweisen, senden wir Jedem, der sich dafür interessirt, gern kostenfrei zu. Preis 1/1 Flasche (Originalspritzflacon), bei richtigem Gebrauch mehrere Monate ausreichend, M. 1,50 = fl. 1,— ö. W. = frcs. 2,50 in den Apotheken, Parfümerie- und Droguengeschäften.

Um jedoch Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Odols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das unterzeichnete Laboratorium entschlossen, an Jeden, der eine Mark oder 70 Kreuzer in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Originalspritzflacon) Odol direkt franko zur Probe zuzusenden.

Dresdener Chemisches Laboratorium, Lingner, Dresden.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Pasty, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.**

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Peter Rosegger:

„Der Waldvogel."

Neue Geschichten aus Berg und Thal.

Mit einem Titelbilde von R. Mailick.

Brosch. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Mit jedem neuen Buche wächst die Zahl der Verehrer des Gottbegnadeten Waldpoeten. Auch dieses Buch wird wie das im vorigen Jahre zu gleichem Preise erschienene

„Als ich jung noch war,"

Neue Geschichten aus der Waldheimath,

Zweite Auflage,

ihm neue Freunde gewinnen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 18. April 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Angriffe gegen den Richterstand. Von Landrichter Alfred Bozi. — Die wirthschaftliche Bedeutung der Geldmächte. Von Richard Ehrenberg. — **Literatur und Kunst.** Eine Revolutionsoper. Von Paul Marsop. — Charles Sealsfield-Postl und Grillparzer. Von August Weiß. — **Feuilleton.** Consul! Von W. — **Aus der Hauptstadt.** Die Reform des Latten-Arrestes. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Die Angriffe gegen den Richterstand.

Von Landrichter Alfred Bozi.

Richterstand und Rechtsprechung sind in letzter Zeit wiederholt Gegenstand abfälliger Kritik gewesen. Diese wurde veranlaßt theils durch neue Gesetzesvorlagen, die wie die Einführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern auf Mängel der gegenwärtigen Rechtsprechung sich stützten oder wie die sogenannte Umsturzvorlage angeblich erhöhte Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Richter stellten, theils durch die Auslegung, welche das geltende Recht, namentlich auf dem Gebiete des Vereins- und Versammlungsrechts, des Preßrechts und der Beleidigung gefunden hatte. Daneben war es die Nervosität eines Strafkammervorsitzenden, die vom Gerichte selbst anerkannte Verschleppung eines Processes, in dem der Angeklagte wegen Ueberbürdung des Gerichts Monate lang in Untersuchungshaft gesessen hatte und endlich in letzter Zeit ein nicht zu verkennender Eifer der Staatsanwaltschaft in der Verfolgung von Majestätsbeleidigungen, von denen der Justizminister selber anerkannte, daß sie zur Strafverfolgung sich nicht eigneten. Namentlich der letztere Umstand mußte die Meinung aufdrängen, daß in der Strafverfolgung nicht immer die gleichen Grundsätze maßgebend seien und daß der in den oberen Regionen zeitweise wehende Wind auch in ihre Segel hineinblase. In einer öffentlichen Aeußerung des Herrn Schönstedt, daß die Justizbeamten nur aus den „minderwerthigen Elementen" der Assessoren sich ergänzen, während die „besseren und tüchtigeren Assessoren" der Verwaltungslaufbahn sich zuwenden, fand jene Kritik eine Stütze.

Daß gerade bei der Kritik des Richterstandes und der Rechtsprechung sich mehr Ankläger als Vertheidiger finden, ist eine aus dem Wesen der rechtsprechenden Thätigkeit erklärliche Erscheinung. Denn während jeder Verwaltungsbeamte den Wünschen des Publicums gleichmäßig Rechnung zu tragen in der Lage ist, liegt es in dem Berufe des Richters, meistens eine Partei zu verletzen. Der verurtheilte Angeklagte, die unterlegene Partei im Civilprocesse sind gekränkte Personen. Statt davon überzeugt zu sein, daß der Richter nur seine Pflicht gethan und ihm deßhalb Achtung zu zollen, machen sie ihn für ihren Mißerfolg verantwortlich, verlassen in dieser Gesinnung den Gerichtssaal und vermehren die Zahl derer, die über unsere Rechtsprechung den Stab brechen. Daß zu diesen Leuten, denen Rechtsspruch und subjectives Interesse identisch sind, auch gebildetere Element gehören, beweist neuerdings die abweichende Beurtheilung, die das Verfahren der griechischen Behörden bei der Auslieferung des Freiherrn von Hammerstein in der Presse der verschiedenen Parteischattirungen gefunden hat.

Ein billiges Urtheil über die Leistungen eines Menschen kann nur bei gleichzeitiger Würdigung der Schwierigkeiten seiner Aufgabe gefällt werden. Im Gegensatz zu den anderen Staatsbeamten vereinigt der Richter in sich zwei verschiedene Stellungen. Unabhängig und nur dem Gesetze unterworfen, hat er seine Stimme nach bestem Wissen und Gewissen abzugeben, sollte seine Ansicht mit der seines an der Abstimmung betheiligten Vorgesetzten auch im schärfsten Widerspruch stehen. Andererseits untersteht er dem Letzteren als Organ der Justizverwaltung wie jeder andere Beamte seinem Vorgesetzten. Dieser vermittelt die Urtheile der maßgebenden Stelle über die Leistungen der Richter; von ihm hängt es mehr oder weniger ab, ob der Richter Berücksichtigung seiner Wünsche auf Versetzung und Beförderung erhoffen darf. Daß der Richter beide Stellungen zu sondern vermag, ist nicht etwa ein Verdienst; es ist die erste und wichtigste Eigenschaft des Richters, ohne die er zur Ausübung seines Berufs überhaupt nicht fähig sein würde. Charakterstärke setzt die Wahrung richterlicher Unabhängigkeit aber immerhin voraus. Wenn daher ein Beisitzer im einzelnen Falle der Ansicht seines Vorgesetzten und Kammervorsitzenden gegenüber sich nachgiebig erwiesen hat, so mag man ihn als Richter tadeln, aber man mag nicht vergessen, daß an seine Charakterstärke Anforderungen gestellt waren, die jedem anderen Beamten erspart bleiben. Schwieriger noch ist nach dieser Richtung die Stellung des richterlichen Vorgesetzten selbst. Einerseits verantwortlich für den Geschäftsbetrieb und betraut mit der Dienstaufsicht und Disciplinarbefugnissen über die Richter, erwächst ihm als Kammervorsitzenden die Aufgabe, bei Berathung und Abstimmung den Beisitzern sich gleichzustellen. Er wird deren Selbstständigkeit zu fördern haben und während es nicht ausbleibt, daß er bei ihnen in der Kammer die schärfste Opposition findet, wird er als Vorgesetzter gerade diese Selbstständigkeit lobend anerkennen müssen. In der Wahrung dieser seiner Doppelstellung liegt eine dem richterlichen Vorgesetzten eigenthümliche, aber zugleich seine vornehmste und schwierigste Aufgabe. Neben aller juristischen Bildung kann nur sein ausgebildetes Tactgefühl ihn befähigen, die Grenze zwischen richterlicher Thätigkeit und Dienstaufsicht überall zu finden und

Digitized by Google

deßhalb verdienen diejenigen unser uneingeschränktes Lob, die solche Fähigkeit besitzen. Solcher giebt es aber eine große Zahl. Wenn daher hier oder dort ein Vorsitzender minder widerstandsfähigen Beisitzern gegenüber seiner individuellen Anschauung durch ungerechtfertigte Ausnutzung seiner dienstlichen Stellung das Uebergewicht verschafft und über das der Kammer dadurch verliehene Gepräge großes Geschrei sich erhebt, so kann das ebensowohl eine um ihrer Seltenheit willen auffallende Ausnahme sein, als man darin das Symptom einer Bemeisterung richterlicher Selbstständigkeit durch das in dem Vorsitzenden verkörperte gouvernementale Element erblickt.

An der Schaffung und Ausbildung hervorragender Individualitäten haben stets die Zeitverhältnisse einen wesentlichen Antheil gehabt. Feldherren und Diplomaten werden in Zeiten äußerer Verwickelungen sich ausbilden und hervorthun; innere Wirren werden zur Entwickelung von Persönlichkeiten beitragen, die an dem inneren Ausbau des Staates sich betheiligen. Wer weiß, ob die Simson, Gneist, Forckenbeck, Reichensperger, Gerlach, Wagner, Twesten, Lasker u. a. sich in gleicher Weise hervorgethan hätten, wenn ihr Auftreten nicht in die Verfassungswirren und die Conflictszeit gefallen wäre. Damals galt es, eine Verfassung zu erringen und die junge Verfassung gegen die aufstrebende Reaction zu vertheidigen. Hier war dem juristisch gebildeten Manne das rechte Feld gegeben, wo er sich hervorthun konnte. Hinzukommt, daß damals allgemeine wissenschaftliche Bildung seltener war; daß unter den allgemein Gebildeten die Juristen einen verhältnißmäßig großen Procentsatz ausmachten, in Folge dessen sie schon von selbst hervortraten. Das staatliche Leben der Jetztzeit wird dagegen von socialen und wirthschaftlichen Fragen beherrscht. Aus dem Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Capital und Arbeit, aus der nothwendigen Beschaffung der Mittel für eine kostspielige Staatsverwaltung erwachsen Aufgaben, an deren Lösung die erwerbenden Berufskreise am unmittelbarsten betheiligt sind. Industrielle, Landwirthe und Kaufleute, in der Erkenntniß ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben, haben sich wissenschaftliche Bildung angeeignet und sich dadurch in den Stand gesetzt, hier selbstständig die Vertretung ihrer Interessen zu übernehmen. Daraus erklärt es sich zur Genüge, daß diejenigen Persönlichkeiten, die im öffentlichen Leben heutzutage eine führende Rolle übernommen haben, vorwiegend anderen Berufsständen als dem juristischen angehören, ohne daß man deßhalb berechtigt wäre, auf einen intellectuellen Niedergang des Letzteren zu schließen.

Die vorzüglichste Aufgabe des Juristenstandes liegt heute auf anderem Gebiete. Niemals sind bei uns in einem so kurzen Zeitraume so viele, das gesammte Rechtsleben beherrschende und von Grund aus umgestaltende Gesetze erlassen, als in den letzten drei Jahrzehnten. Der Juristenstand hatte diese Gesetze in die Praxis einzuführen und ihre Mängel behufs späterer Verbesserung aufzudecken. Vor dieser Aufgabe ist er nicht zurückgeschreckt. Zweiundsechzig Bände Entscheidungen zeugen von dem Bestreben des höchsten Gerichtshofes, diese Gesetze gleichmäßig und wissenschaftlich auszulegen: eine große Anzahl hervorragender Commentare auf dem Gebiete des Civil- und Strafrechts und systematische Rechtsdarstellungen sind das Ergebniß eingehender wissenschaftlicher Studien, denen die Verfasser neben ihren Berufspflichten sich hingegeben haben, ohne der zahlreichen Einzelarbeiten zu gedenken, die besonders und in Zeitschriften zerstreut veröffentlicht sind. Befindet sich die Rechtsprechung hin und wieder im Gegensatze zur Volksanschauung, so darf man dafür nicht a priori den Richter verantwortlich machen. Die Volksanschauung schwankt und entwickelt sich. Da aber die Gesetze stabil sind und der Richter keine Gesetze machen oder ändern darf, so wird über kurz oder lang zwischen jeder Rechtsprechung und der Volksanschauung ein solcher Widerspruch hervortreten. Nicht die Gesetzesauslegung, sondern die Gesetze selbst sind es also, die zu der Volksanschauung mit der Zeit in Gegensatz treten. Dieser unvermeidliche Gegensatz sichert gerade die Fortbildung des Gesetzesrechts. Denn Sache des Gesetzgebers ist es, ihn auszugleichen und der Rechtsprechung gebührt schon dann ein Verdienst, wenn sie dem Gesetzgeber die Mängel des geltenden Rechts aufdeckt. Nach dieser Richtung verdient unsere Rechtsprechung aber keinen Vorwurf. Denn nach kaum zwanzigjähriger Praxis hat sie das Material beschafft, daß an die Umarbeitung der vier wichtigsten neueren Gesetze, des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Strafproceßordnung, der Civilproceßordnung und der Concursordnung herangetreten werden kann. Daneben hat der Juristenstand auch an neueren gesetzgeberischen Arbeiten sich betheiligt. Namentlich wird hier der Antheil der öffentlichen Kritik an dem bürgerlichen Gesetzbuch allgemein gewürdigt.

Erwägt man endlich die ungünstige Stellung der Richter an Gehalt und Rang gegenüber den verschiedenen Verwaltungsbeamten und die im Vergleich zur großen Masse immerhin geringe Zahl derer, die die Uebernahme in die Verwaltung nachsuchen. Muß sich da nicht die Ueberzeugung aufdrängen, daß unter den Richtern mancher sich befindet, der das Ideal eines ihm zusagenden Berufs höher schätzt, als äußere Vortheile? Und das sind gerade die Elemente, die das Vorzüglichste leisten.

Bevor man deßhalb die Minderwerthigkeit der heutigen Juristen feststellt, beweise man, daß in anderen Berufszweigen mehr und Besseres geleistet werde. Und ebenso frage man, ob die allerdings beklagenswerthe Examenpaukerei nicht auch in anderen Berufszweigen, namentlich in der Verwaltung systematisch betrieben wird, bevor man sie den Juristen allein zum Vorwurf macht.

Haben wir somit keinen Grund, an der Leistungsfähigkeit der heutigen Richter zu verzweifeln, so dürfen wir doch vor vorhandenen Schäden die Augen nicht verschließen. Wir decken sie auf, nicht, um darauf eine Anklage gegen den Richterstand zu gründen, sondern weil wir hierin den einzigen Weg erblicken, ihnen abzuhelfen.

Die heutige Wissenschaft arbeitet unter dem Zeichen des Specialismus, insofern ihr großer Umfang die Concentrirung auf einzelne Disciplinen bedingt. Aber so sehr die einzelnen Wissenschaften als Forschungsgebiete von einander sich trennen, so muß doch die eine die Errungenschaften der anderen sich dienstbar machen, und so kann man sagen, daß sie Alle von einem gemeinsamen Bande umschlungen werden. Darf somit die Jurisprudenz ebenso wenig wie jede andere Wissenschaft gegen die Forschungen der Philosophie, gegen die epochemachenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften sich gleichgiltig verhalten, so kommt bei dem Richter hinzu, daß anderen wissenschaftlichen Gebieten angehörige Fragen geradezu für seine Entscheidung maßgebend werden können. In solchen Fällen muß er zunächst die fachwissenschaftliche Frage in scharf begrenzter Form aus dem Streitstoff auszusondern im Stande sein, damit nicht etwa der Sachverständige an Stelle des Richters fungire. Er ist auch über die Fachfrage selbstständig zu entscheiden befugt. Vernimmt er aber Sachverständige, so muß er zum Mindesten im Stande sein, ihre Deduction zu verstehen und die Schlüssigkeit ihrer Gründe zu prüfen, damit er sein demnächstiges Urtheil begründen und aus abweichenden Gutachten dasjenige auswählen kann, welches am überzeugendsten ist. Das Gleiche gilt für die Entscheidung gewerblicher Fragen, nur daß hier der Rechtsstreit von den im Gewerbsleben herrschenden Anschauungen meistens derart beherrscht wird, daß der Richter ohne deren eigene Kenntniß ihn zu instruiren und zu entscheiden überhaupt nicht im Stande ist. Wie soll ein Richter, der von kaufmännischer Buchführung nichts versteht, die Beweiskraft der Handelsbücher prüfen? Er wird nicht einmal einsehen, wie solche Bücher Beweiskraft beanspruchen, wenn er nicht ihren Organismus kennt, der durch jede Ungenauigkeit im Einzelnen in seiner Gesammtheit gestört wird. Wie

Digitized by Google

soll überhaupt ein Richter, dem kaufmännischer Verkehr gänzlich unbekannt ist, in Handelssachen entscheiden?

Zur allgemeinen Bildung gehört aber auch ein gewisser Grad gesellschaftlicher Ausbildung. Das Denken und Fühlen der Menschen kann man nicht verstehen, wenn man nicht unter ihnen gelebt hat. Richtern, die Jahrzehnte auf einem Dorfe gelebt, vielleicht unter ähnlichen Verhältnissen ihre Erziehung genossen, in gleiche Verhältnisse geheirathet und seit, der Anstellung am kleinen Amtsgericht niemals ihre Scholle verlassen haben, muß die Fähigkeit, mit dem Publicum zu verkehren, schlechthin abgesprochen werden Sie dienen, wenn sie vielleicht einmal mit Rücksicht auf den nothwendigen Schulbesuch ihrer Kinder in eine größere Stadt versetzt werden, nicht dazu, das Ansehen des Richterstandes zu heben, und das Publicum muß sich von ihnen oft eine Behandlung gefallen lassen, die allerdings staunenswerth ist.

Wissenschaftliche Bildung mag man sich durch fleißigen Collegienbesuch aneignen können. Will man dem Richterstande die nothwendige Kenntniß wirthschaftlichen Lebens und gesellschaftliche Bildung verschaffen, dann muß man diejenigen Elemente heranziehen, die die Grundlagen solcher Bildung schon durch ihre Erziehung besitzen und deren Fortbildung eben diese Erziehung garantirt Dazu sind aber die heutigen Zustände bei der Justiz nicht angethan. Während die Richter, die in diesem Jahre in den Rang der Räthe vierter Classe befördert sind, kein jüngeres Dienstalter als 1881 haben, sind beispielsweise die Regierungsassessoren aus dem Jahre 1888 bereits seit dem Juli 1895 Regierungsräthe, d. h. da dieser Rang an ihrem Amte haftet, sie haben den Rang der Oberlandesgerichtsräthe, Landgerichtsdirectoren und Ersten Staatsanwälte. Im Juli 1895, wo die Regierungsassessoren von 1888 also bereits ein pensionsfähiges Diensteinkommen von 4200 Mark bezogen, waren die gleichalterigen Gerichtsassessoren zum großen Theil überhaupt noch nicht angestellt. Diese Umstände sind zu genügend beleuchtet, als daß ein näheres Eingehen auf dieselben geboten wäre. Festzustellen ist nur, daß der im Richterstande nicht abzuleugnende Mangel an allgemeiner und gesellschaftlicher Bildung theilweise darin seinen Grund hat, daß die Richterlaufbahn in Folge ihrer ungünstigen Aussichten von den gebildeteren Ständen vielfach gemieden wird.

Ein weiterer Umstand, durch den namentlich die Strafrechtspflege in den Augen des Publicums heruntergesetzt wird, ist das Vorhandensein von Strafkammervorsitzenden, die in Folge hohen Alters ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind. Die durch § 8 des Gerichtsverfassungsgesetzes gewährleistete Unabsetzbarkeit der Richter bildet eine der wesentlichsten Garantieen für die Unabhängigkeit des Richterspruches. Ihre Kehrseite liegt aber darin, daß Richter im Amte verbleiben, die, wenngleich sie nicht gerade zur Erfüllung ihrer Dienstpflichten derart dauernd unfähig sind, daß nach dem Gesetze vom 7. Mai 1851 ihre unfreiwillige Versetzung in den Ruhestand erfolgen kann, doch die zur Leitung einer Verhandlung erforderlichen körperlichen und geistigen Eigenschaften verloren haben. Sind solche Richter Directoren, so muß ihnen der Vorsitz in einer Kammer überlassen werden. Wählte man dazu stets eine Civilkammer, so würde der angerichtete Schaden geringer sein, weil die rechtsgelehrten Parteien zur selbstständigen Wahrnehmung ihrer Rechte im Stande sind. Dem Vorsitzenden der Strafkammer erwächst aber die Aufgabe selbstständiger Proceßinstruction. Die Herbeischaffung von Beweismitteln — § 220 R.-Str.-Pr.-Ordng. — die Vernehmung des Angeklagten — § 237 das., — die Vernehmung der Zeugen, ihre Verwarnung vor dem Meineide — § 59 das. — die Ausübung der Sitzungspolizei — § 177 Ger.-Verf.-Ges. — und überhaupt die Leitung der Verhandlung zwingen zu selbstständiger Initiative. Der Vorsitzende hat namentlich darauf Bedacht zu nehmen, daß die zur Entlastung des Angeklagten dienenden Momente zum Gegenstande der Verhandlung gemacht werden. Die mit dem Acteninhalt nicht bekannten Beisitzer sind nicht in der Lage, die Vollständigkeit der Verhandlung zu controliren. So bleibt es nicht aus, daß wesentliche Momente übersehen werden, die aus den Acten ersichtlich waren, die aber der Angeklagte aus Rechtsunkenntniß nicht vorträgt.

Häufig trifft endlich die Gerichtsvorsitzenden, die Präsidenten, die Verantwortung für die abfälligen Urtheile, die über den Richterstand gefällt werden. Statt daß diese, wie es in der Verwaltung geschieht, mit ihren Richtern sich gesellschaftlich identificiren, findet man Präsidenten, die es ihrer Stellung glauben schuldig zu sein, ihren Verkehr außerhalb des Richterstandes zu wählen. Sie setzen ihre Richter dadurch in den Augen des Publicums herunter und selbst begeben sie sich der Gelegenheit, über die gesellschaftliche Qualification der ihnen unterstellten Richter ein Urtheil zu gewinnen, ein Urtheil, dessen die Justizverwaltung für die Besetzung der Richterstellen mit den geeigneten Persönlichkeiten dringend bedarf.

Will man den geschilderten Uebelständen abhelfen, so hebe man zunächst die richterliche Stellung. Man zahle den Richtern ein auskömmliches Gehalt, gewähre ihnen dadurch die Möglichkeit, auch nach außen ein ihrer Stellung entsprechendes Leben zu führen, sich durch den Verkehr mit Menschen, ab und zu auch durch eine Reise fortzubilden, und mache gleichzeitig der leider nicht immer wegzuleugnenden, aber beschämenden Ausnutzung von Schulterminen ꝛc. zur Erlangung von Nebeneinnahmen ein Ende. Für noch wichtiger aber erachte ich es, daß die sociale Stellung der Richter gebessert werde. Denn eine wesentliche Erhöhung der Richtergehälter wird aus Mangel an Mitteln sich verbieten. Es finden sich aber viele hochgebildete und wohlerzogene Elemente heutzutage gerade in den Ständen, die nicht auf ihr Staatseinkommen angewiesen sind, sich aber durch die Rücksicht auf eine angenehme sociale Stellung bei der Berufswahl leiten lassen. Ohne den Richterstand zu einer Domäne der begüterten Stände machen zu wollen, liegt es doch im Interesse dieses Standes, jene Elemente heranzuziehen. Der Werth eines Ranges ist kein objectiver; er bemißt sich nach dem Verhältniß zu anderen Personen. Würden beispielsweise Tausende auf einmal in den Rang der Räthe vierter Classe erhoben, so würde der Werth dieser Rangclasse umsomehr im Kurse sinken, als Personen in sie hineintreten. Von diesem Gesichtspunkte ließen sich daher gegen eine plötzliche Rangerhöhung von über tausend Richtern Einwendungen erheben. Aber ich meine, der Mangel eines eigenen höheren Ranges wird von den Richtern nicht so drückend empfunden als ihre Zurücksetzung gegenüber den Beamten anderer Ressorts, die keine höhere Ausbildung genossen haben als sie.

In § 7 des Gerichtsverfassungsgesetzes hatte der Abgeordnete Windthorst-Meppen einen Zusatz beantragt: Richter dürfen, so lange sie im richterlichen Amte stehen, nur solche Titel führen, welche mit ihrem Amte als solchem verbunden sind, und Orden und Ehrenzeichen nicht annehmen. „Bei den Richtern", so führte der Abgeordnete im Reichstage aus, „giebt es nach meiner Ansicht keinen Titel und keinen Orden, der größer und bedeutender ist als der, welcher in der Ehre liegt, ausersehen zu sein, über das Wichtigste, was den Menschen zu Theil wird, abzuurtheilen. Und wenn der Richter nach diesem seinem Amt benannt wird, so behaupte ich, es giebt keinen Namen, der irgend nur den Namen eines Richters verbessern könnte." Wer solchem Beruf sich widmet, und dabei ein allgemein gebildeter Mensch ist, bei dem kann es heutzutage nicht ausbleiben, daß er sich eine Stellung in der Gesellschaft erringt. Aber der Rath fünfter Classe, verschließt dem Richter zu dieser Stellung die Thür. Auf das jedem Privatmann zustehende Recht, nach der materiellen Bedeutung seiner Thätigkeit und seinen persönlichen Eigenschaften in der Gesellschaft gruppirt zu werden, muß er verzichten und sich als Maßstab seiner Würde eine Schablone anlegen lassen, bei

Digitized by Google

der er nothwendiger Weise den Kürzeren zieht. Daß in dieser Beziehung die Richter selbst nicht ganz frei an Schuld sind, wenn beispielsweise der ältere in seinem Beruf ergraute Herr sein Bedauern über den am Ordensfeste ausgebliebenen Adler vierter Classe nicht verbirgt, soll nicht bestritten werden. Die große Masse der Richter würde aber nur erfreut sein, wenn ihnen der classificirte Rang geschenkt würde und damit der ältere Richter davor bewahrt bliebe, hinter dem jungen Landrath rangirt zu werden, der vielleicht noch vor wenigen Jahren bei ihm seine Ausbildung genossen hat. Die Orden sind unsers Erachtens für den Richter nicht so bedenklich, weil nach ihnen nicht unmittelbar der gesellschaftliche Rang sich bemißt. Aber fort mit den Rangclassen!

Würde eine solche Hebung der richterlichen Stellung ein zahlreicheres Eintreten der höheren und gebildeten Stände in die richterliche Laufbahn und dadurch die größere Vertretung allgemeiner Bildung in dem Richterstande zur Folge haben, so soll doch auch die Bedeutung einer sachgemäßen Ausbildung nicht verkannt werden.

In dieser Beziehung erblicken wir zunächst einen großen Mangel darin, daß die Richter, statt die Instruction der ihnen zur Ausbildung überwiesenen Referendare als eine Pflicht zu erachten, in deren Erfüllung lediglich Ausbildungszwecke für sie maßgebend sein sollten, die Referendare zur Erledigung geistlosen Schreibwerks benutzen. Vom Untersuchungsrichter, vom Requisitionsrichter werden ihnen bogenlange Protocolle über Vernehmung der Angeschuldigten, Zeugen und Sachverständigen dictirt, Protocolle, deren Bedeutung ihnen völlig unverständlich sein muß, wenn sie wie häufig den Acteninhalt nicht einmal kennen. Der Civilproceßrichter giebt den Referendaren die Versäumniß- und Anerkenntnißurtheile zur Absetzung. In anderen minder schablonenmäßig zu erledigenden Fällen spielt das „Simile“ eine traurige Rolle, dessen möglichst unselbstständige Wiedergabe als anerkennungswerthe Arbeit gilt. In solchem Verfahren gewöhnt der unerfahrene junge Jurist sich daran, Sachen ohne tieferes Eindringen zu erledigen. Eine Oberflächlichkeit wird ihm anerzogen, gegen die er später schwer zu kämpfen hat. Der ausbildende Richter sollte dem Referendar zunächst wenige Sachen in die Hände geben: Non multa sed multum, d. h. dies Wenige sollte mit ihm eingehend durchgesprochen, überall das „Warum?“ ihm vorgehalten und beständige Selbstkritik an dem positiven Recht ihm anerzogen werden. Dann allerdings bedeutet die Ueberweisung eines Referendars nicht die übliche ersehnte Diensterleichterung, sondern einen erheblichen Zuwachs an Arbeit. Was der ausbildende Richter hier versäumt, können die neuerdings bei den Land- und Oberlandesgerichten eingerichteten praktischen Uebungen nicht ersetzen. Sache der Präsidenten ist es vielmehr, bei der Ueberweisung sorgsam diejenigen Richter auszuwählen, die für sachgemäße Ausbildung garantiren.

Einen weiteren Mangel in der Ausbildung der Referendare sehe ich in der Auswahl der Gerichte, bei denen die Beschäftigung erfolgt. Nicht selten kommt es vor, daß ein Referendar nach bestandenem Examen dem Amtsgericht seines kleinen elterlichen Wohnorts überwiesen wird. Die Landgerichts- und Staatsanwaltschaftsstation absolvirt er bei dem benachbarten Landgericht. Dann kehrt er in seine Heimath zurück, um beim Anwalt und das zweite Mal beim Amtsgericht zu arbeiten. Nachdem er dann sechs Monate beim Oberlandesgericht beschäftigt gewesen ist und die Staatsprüfung bestanden hat, wird er als Assessor wieder seinem heimischen Amtsgericht überwiesen, wo er, abgesehen vielleicht von einigen commissarischen Beschäftigungen, bis zur Anstellung verbleibt, die dann an einem ähnlichen kleinen Orte erfolgt. Solcher Richter urtheilt sein Leben lang nach den Anschauungen des kleinen Mannes. Ebenso wurde es lange Zeit für ein Vorrecht der Berliner erachtet, möglichst die ganze Ausbildungszeit in Berlin oder in der Nähe von Berlin durchzumachen, während ihnen doch die Kenntniß provincieller Verhältnisse sehr vortheilhaft wäre. Jeder Oberlandesgerichtspräsident sträubt sich gegen die Uebernahme fremder Referendare in seinen Bezirk; man geht daher so weit, daß man denjenigen, die den Wunsch äußern, auswärts beschäftigt zu werden, diesen Wunsch abschlägt. Es erscheint zwar hart, den oft ärmlichen Eltern durch Versetzung der Referendare Ausgaben aufzulegen. In einem oder dem andern Falle kann die Nothwendigkeit solcher Ausgaben dem Sohn sogar die Richterlaufbahn ausschließen. Unter solchen Erwägungen darf aber die Allgemeinheit nicht leiden. In früherer Zeit wickelte sich das Rechtsleben naturgemäß unter den in den einzelnen Gegenden herrschenden Rechtsanschauungen ab. Unter dem Einfluß von Handel und Wandel, unter der Ausbildung der Verkehrswege ist die Abgeschlossenheit der einzelnen Provinzen gegen einander, der Unterschied zwischen Westen und Osten geschwunden. Die wirthschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Gegenden Deutschlands greifen in einander über und sind auf die Rechtsstreitigkeiten von Einfluß. Welche Rolle soll da ein Richter spielen, dessen Gesichtskreis über die Anschauungen seines Heimathsdorfes nicht hinausgeht! Daher möglichste Beschäftigung der Referendare außerhalb ihrer Heimath und wenn möglich Versetzung zwischen den einzelnen Stationen, damit sie mindestens einen Ueberblick über das wirthschaftliche und sociale Leben Deutschlands sich verschaffen.

Auch die Assessorenzeit ließe sich im Interesse der Ausbildung besser verwerthen. Man ist neuerdings dem Gedanken an eine Reform der Ausbildung der Regierungsreferendare näher getreten und hat dabei deren zeitweise Beschäftigung im landwirthschaftlichen Betriebe, im Bankwesen und in der Industrie in Aussicht genommen. Bei den Gerichtsreferendaren ist dies ausgeschlossen, da ihre Einführung in die verschiedenen Gebiete der Rechtspflege die vierjährige Ausbildungszeit absorbirt. Aber warum giebt man den jungen Assessoren, statt sie mit Zeugen- und Beschuldigtenvernehmungen zu beschäftigen, nicht Gelegenheit, im kaufmännischen Betriebe, namentlich im Bankgeschäft sich umzusehen? Dadurch würde ihr Gesichtskreis zeitgemäß erweitert werden. Der Assessor würde in den Stand gesetzt, zu kaufmännischen und wirthschaftlichen Fragen Stellung zu nehmen. Steht der obligatorischen Einführung solcher Beschäftigung etwas entgegen, so gebe man sie den einzelnen Assessoren anheim unter Gewährung des dazu erforderlichen Urlaubs.

Derartige Maßregeln würden immerhin der Justizverwaltung eine größere Anzahl allgemein gebildeter Elemente zur Disposition stellen. Ihre Aufgabe würde es dann sein, bei Besetzung der Richterstellen, auf die Persönlichkeiten größere Rücksicht zu nehmen, derart, daß die einzelnen Richterstellen mit solchen Elementen besetzt werden, die nach ihrem Bildungsgange in die betreffende Umgebung hineinpassen.

Der Richter soll nicht außerhalb des Volks stehen; er soll sich auch nicht über das Volk erheben. Wohl keinem Beamten wird durch seinen Beruf die Verbindung mit dem Volke so erleichtert wie dem Richter; keiner darf beim Volk so viel Interesse für seinen Beruf erwarten als er. Sitzt er doch als Schöffenrichter, als Vorsitzender der Kammer für Handelssachen und im Schwurgericht zu gemeinsamer Arbeit mit dem Volke zusammen und arbeitet er doch in Folge der öffentlichen Rechtspflege unter den Augen des Volkes. Wenn demungeachtet zwischen Richter und Volk eine nicht wegzuleugnende Kluft besteht, so liegt der Grund nicht zum mindesten darin, daß die Justizverwaltung bei Besetzung der Richterstellen die örtlichen Verhältnisse, die Persönlichkeiten und den Bildungsgang der einzelnen Richter nicht genügend berücksichtigt hat.

Dem nachtheiligen Einfluß der Schwäche mancher Strafkammervorsitzenden sucht der Entwurf eines Gesetzes betreffend Aenderungen und Ergänzungen der Strafproceßordnung dadurch zu begegnen, daß er ihnen gestattet, in einzelnen Sachen die Leitung der Verhandlung, die Vernehmung des Angeklagten

Digitized by Google

und die Beweisaufnahme einem beisitzenden Richter zu übertragen. Mag dadurch in einzelnen Fällen der Schaden gemindert werden, daß die Maßregel besonders praktisch sei und daß sie rationelle Abhülfe gewähre, kann nicht zugegeben werden. Denn abgesehen davon, daß die Vereinigung von Vorsitz und Leitung der Verhandlung das Naturgemäße ist, bleibt es in allen den Fällen beim Alten, wo der Vorsitzende sich selbst seiner Aufgabe noch für gewachsen erachtet. Andererseits wird mancher verbrauchte Vorsitzende in dieser Bestimmung die willkommene Möglichkeit sehen, die mit der mündlichen Verhandlung verbundene Anstrengung auf die Beisitzer abzuwälzen, und um so lieber im Amte verbleiben, das ihm jetzt eine Sinecure bietet. Zudem kann aber auch ein Beisitzer, der seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, Schaden stiften. Unseres Erachtens muß hier die Abhülfe auf einem anderen Gebiete gesucht werden. Man bestimme, daß jeder Richter, der das 75. Lebensjahr überschritten hat, wenn er auf seinen Antrag in den Ruhestand versetzt wird, sein bisheriges volles Gehalt als Ruhegehalt beziehe. Diese Maßregel wird der richterlichen Unabhängigkeit nicht gefährlich. Unter den über 75 Jahre alten Richtern befindet sich von den aus Altersgründen unfähigen Richtern die verhältnißmäßig größte Zahl. Solche Leute werden, da ihr Berufsinteresse verhältnißmäßig gering ist, von der Befugniß, ihr volles Gehalt als Ruhegehalt zu beziehen, gern Gebrauch machen, und andererseits werden bei dieser Altersgrenze zu wenig Fälle praktisch werden, als daß die Mittel des Staats dadurch über Gebühr könnten in Anspruch genommen werden.

Zum Schluß noch ein Wort über die Examenrepetitore. Daß über die Hälfte aller Referendare mit ihrer Hülfe auf das Examen sich vorbereitet, ist eine allbekannte Thatsache. Denn hier wird keine juristische Bildung, sondern im günstigsten Falle eine Summe positiven Wissens erlangt, das eben so schnell verfliegt, wie es erworben ist. Das Bewußtsein der Unsicherheit dieses Wissensschatzes zeitigt Referendare, die, statt vor Allem mit klarem Kopfe vor der Examenscommission zu erscheinen, noch am Abend vorher und bis in die Nacht hinein arbeiten. Es giebt Repetenten, die durch die von ihnen vorbereiteten Candidaten über die Frageweise der einzelnen Examinatoren, ja über die einzelnen von diesen gestellten Fragen sich genau unterrichten lassen. In dem harmlosen Bestreben, jenen ihren Frageschatz abzulauschen, liegt allerdings ein Urtheil über die Qualification des betreffenden Examinators, dessen unfreiwillige Ironie sich nicht verkennen läßt. Genug, die so gesammelten Erfahrungen werden verwerthet, um andere Referendare noch in letzter Stunde auf eine bestimmte in Erfahrung gebrachte Commission einzupauken. Von der Hohlheit einer derartigen Vorbereitungsweise muß ein wissenschaftlich angelegter Mensch allerdings angewidert werden. Wenn man aber sieht, daß täglich derartig vorbereitete und für einen bestimmten Tag mit einer Menge positiven Wissens vollgepfropfte Referendare das Examen wohl bestehen, dann gewöhnt man sich daran, in den Repetitorien ein Vorbereitungsmittel zu erblicken, das sicher zum Ziele führt. Einem Examinator, der nicht mechanisch eine Anzahl vorher entworfener Fragen stellt, sondern die gegebenen Antworten benutzt, um daran in natürlicher Weise anzuknüpfen, kann es u. E. nicht schwer sein, juristische Bildung und Denkfähigkeit von Stoffansammlung zu unterscheiden. Weiß der Candidat ein für allemal, daß auf die Letztere nicht das Hauptgewicht gelegt wird, daß es ihm nicht zum Nachtheil gereicht, wenn ihm diese oder jene positive Gesetzesbestimmung unbekannt ist, wofern er nur juristisch zu denken versteht und sich mit Erfolg bemüht hat, in das System einzudringen, dann wird er von der Nutzlosigkeit der Repetitore sich überzeugen, und damit wird diesen der Boden entzogen sein.

Die Justiz ist zweifellos in den letzten Jahren stiefmütterlich behandelt worden. In der Fürsorge für die anderen Stände hat man übersehen, daß auch die Zufriedenheit des Richterstandes ein bedeutungsvoller staatserhaltender Factor ist. Wir wiederholen die letztere Zeit so oft gehörten Worte: „justitia est fundamentum regnorum“. Wenn man damit anerkennt, daß eine geordnete Rechtspflege die festeste Stütze des Thrones bildet, so vergesse man aber nicht, daß der Richterstand auch der besonderen Fürsorge des Staates bedarf.

Die wirthschaftliche Bedeutung der Geldmächte.

Von Richard Ehrenberg.*)

In der Gegenwart giebt es regelmäßig viel mehr verfügbares Capital, als die Culturwelt im Ganzen gebraucht; dagegen war ehemals oft nicht genug davon vorhanden, und eine der in dieser Hinsicht am schlechtesten bedachten Zeiten war ohne Zweifel der Ausgang des Mittelalters. Der damals erfolgte allgemeine Preisrückgang könnte zwar auch andere Ursachen gehabt haben; aber daß um jene Zeit sogar durchaus zahlungsfähige Fürsten gegen die höchsten Zinsen und unter Verpfändung bester Sicherheit oftmals kein Darlehen erlangen konnten, beweist klar, daß nicht genug Capital verfügbar war. Dies schließt keineswegs aus, daß an vielen Orten doch Ueberfluß daran geherrscht haben kann; denn es handelt sich ja nicht allein um die Menge des überhaupt vorhandenen Capitals, sondern auch darum, ob die Organisation des Capitalverkehres es ermöglichte, bei Bedarf am richtigen Orte und zur rechten Zeit darüber zu verfügen.

Hier müssen wir aufmerksam darauf machen, daß man das 16. und 17. Jahrhundert „das Zeitalter des Regalismus“ genannt hat. Die damals zahlreich entstandenen Handels- und Gewerbegeschäfte des Staates gingen sämmtlich hervor aus dem Wunsche, diesem neue Einnahmen zuzuführen. Aber andererseits ermöglichten sie auch einen Großbetrieb durch Aufwendung bedeutender Unternehmungscapitalien, welche der Staat sich nur durch die ihm zur Seite stehenden Geldmächte verschaffen konnte. Indem letztere sich diesen Dienst entsprechend bezahlen ließen, nahmen sie Antheil an dem Unternehmergewinne, wie man das z. B. für den regalisirten portugiesischen Pfefferhandel nachgewiesen hat.

Alle derartigen Staatsunternehmungen wurden durch Monopole gegen Concurrenz geschützt, und zwar durch die kräftigste Form des Monopols, durch den gesetzlichen Ausschluß jeder Concurrenz. Dies geschah wiederum zunächst im fiscalischen Interesse; aber es wurde bei vielen Unternehmungen schon durch die Größe des damit verbundenen geschäftlichen Risico erforderlich gemacht. Wir exemplificiren wieder auf die portugiesischen Expeditionen nach Ostindien. Die Fahrten zur Entdeckung des Seeweges waren höchst riscante geschäftliche Unternehmungen, und ebenso die nur mit dem höchsten Aufwand an Schiffen, Menschen und Kriegsmunition durchführbaren späteren Expeditionen; nie hätte das kleine Portugal sie in's Werk richten können ohne Monopolisirung des Pfefferhandels. Das Nämliche gilt auch von zahlreichen Privatunternehmungen, welche die Aufwendung ungewöhnlich großer Capitalien erheischten oder aus anderen Gründen mit erheblichem Risico verknüpft waren. Wenn die Unternehmer ein gesetzliches Monopol nicht erlangen konnten, so suchten sie sich durch ein factisches Monopol zu schützen,

*) Von dem ausgezeichneten wirthschaftsgeschichtlichen Werk: „Das Zeitalter der Fugger“ von Richard Ehrenberg erscheint in diesen Tagen der 1. Band: Die Geldmächte des 16. Jahrhunderts. Die Zuvorkommenheit des Verlegers Gustav Fischer in Jena setzt uns in den Stand, daraus den obigen zusammenfassenden Schlußabschnitt unseren Lesern mitzutheilen. D. R.

Digitized by Google

indem sie durch Steigerung und Ausnutzung ihrer Capitalmacht die Concurrenz thatsächlich beseitigten. Daß sie hierbei das Bestreben hatten, über die Grenze des Berechtigten und Nützlichen hinauszugehen, ist zweifellos, weil im Wesen aller solchen Bestrebungen nothwendig begründet. Es fragt sich indeß abermals, wie weit es ihnen gelungen ist, ihr Streben durchzusetzen.

Was zunächst die absolute Macht des Großcapitals betrifft, so wissen wir jetzt, daß diese mit Beginn der Neuzeit gewaltig zunahm: das Vermögen der größten mittelalterlichen Capitalmacht, der Medici, verhielt sich zu dem der größten Capitalmacht des 16. Jahrhunderts, der Fugger, vermuthlich wie 1 : 5. Ferner bestand die wirthschaftliche Macht dieser Geldfürsten nicht allein aus ihrem eigenen Vermögen, sondern auch aus ihrem Credite, aus den Capitalien, welche sie durch ihn von allen Seiten heranzogen, ein Machtelement, das ebenfalls im 16. Jahrhundert durchschnittlich weit kräftiger entwickelt war, als im Mittelalter, erstens, weil die Organisation des Capitalverkehres sich außerordentlich verbesserte, und sodann, weil das Gebiet, aus dem er die zerstreuten Capitalien für die Zwecke der Geldmächte sammelte, sich ungemein vergrößerte.

Damit haben wir die Momente erwähnt, welche für den absoluten Machtzuwachs des Großcapitals entscheidend gewesen sind. Dagegen hat die Steigerung der Edelmetallproduction hierbei nur eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle gespielt. Meist pflegt man ihre Wirkungen allerdings sehr hoch anzuschlagen, und Mancher würde sie wohl in den Mittelpunkt aller Erörterungen über die Bedeutung des Capitals im 16. Jahrhundert gestellt haben; auch fehlt es nicht an charakteristischen Aeußerungen von Zeitgenossen, welche bereits in gleicher Weise die Bedeutung der Edelmetallproduction überschätzten. Nun hat die Steigerung des Tiroler Silberbergbaues ohne Frage beigetragen, den Uebergang der oberdeutschen Kaufleute zu den Geldgeschäften zu veranlassen; sie haben dann an ihrem Silberhandel viel Geld verdient; ganz ähnlich wirkten nachher die spanisch-amerikanischen Silberschätze; aber was diese todten Schätze in eine lebendige Machtquelle ersten Ranges verwandelte, war die Vermittelung, war der Credit der großen Geldmächte in ganz Europa, und zwar ist in dieser Hinsicht im Laufe des 16. Jahrhunderts eine fortschreitende Entwickelung unverkennbar eingetreten.

Schon die Fugger besaßen in ihrer Blüthezeit namentlich deßhalb eine so riesenhafte, alles überragende Geldmacht, weil sie sich eines schlechthin unbeschränkten Credites „in der ganzen Christenheit“ und darüber hinaus erfreuten. Das verdankten sie zum Theil ihrem großen eigenen Capitalbesitz, der hauptsächlich in dem Zeitraume 1510—1525 entstand; dabei spielte der Tiroler Silberhandel eine gewisse Rolle, aber nur als ein Moment unter manchen Anderen. Ganz überwiegend war damals der Credit der Fugger gar nicht eine Folge ihres eigenen Capitalbesitzes, sondern eine Art Naturmacht, entsprungen dem Genie Jacob Fugger's. Nun machten sie überdies von diesem Credite damals nur einen sehr mäßigen Gebrauch zur Heranziehung fremder Capitalien; ja die Macht ihres Credits äußerte sich zu jener Zeit hauptsächlich darin, daß sie die größten Geldgeschäfte machen konnten, ohne fremde Capitalien zu benutzen, wie das am klarsten bei der Kaiserwahl Karl's V. zu Tage tritt: nicht der Credit, den die Fugger bei anderen Capitalisten, sondern derjenige, den sie bei den deutschen Fürsten besaßen, hat dem Habsburger die Kaiserkrone verschafft.

Ganz anders in späterer Zeit, als sie, obwohl ihr eigener Capitalbesitz ebenfalls weiter zunahm, doch immer mehr fremde Capitalien heranziehen mußten, was jetzt durch die große Entwickelung des Capitalverkehres von Antwerpen ungemein erleichtert wurde. Vollends die Geldmacht der Genuesen war vorzugsweise ein Kunsterzeugniß, ein Product der ausgezeichneten Organisation, welche sie dem internationalen Creditverkehre durch ihre Messen verliehen, und welche es ihnen ermöglichte, Geldforderungen aller Art aus ganz Europa für ihre Zwecke als Zahlungsmittel zu verwenden, ohne dabei viel Edelmetallgeld in Umlauf zu setzen. Nur in Krisenzeiten trat das blanke Metall wieder an die Stelle des Credites, und am letzten Ende erfolgte ein Zusammensturz des allzu früh und allzu kühn auf unsicherem Grunde errichteten Papiergebäudes.

Ohne Frage konnte die Macht des Capitals sich in den großen Wirthschaftsgebieten des 16. Jahrhunderts bei Weitem nicht so leicht zur Geltung bringen wie in den kleinen, nur verhältnißmäßig schwach mit einander verkehrenden Wirtschaftsgebieten des Mittelalters. Zweifellos wirkte ferner in derselben Richtung die Entfesselung der freien Concurrenz, wie sie namentlich an den Weltbörsen des 16. Jahrhunderts stattfand. Aber jene Bildung großer Wirthschaftsgebiete ermöglichte es andererseits auch dem Großcapitale, seine Macht durch intensive Heranziehung fremder Capitalien gewaltig zu verstärken, und die Entfesselung der freien Concurrenz kam ihm ebenfalls, ja ihm in erster Linie zu Gute, während es dadurch zugleich auf's Schärfste angetrieben wurde, den Versuch zum Anschluß der Concurrenz immer wieder zu unternehmen. Wenn dieser Versuch ferner gelang, konnte er jetzt für ganze Völker verderblich werden, während im Mittelalter nur kleine Kreise dadurch betroffen wurden. So kann man zweifelhaft sein, ob die allgemeine wirthschaftliche Entwickelung die Macht der großen Geldmächte und ihre Fähigkeit, schädlich zu wirken, geschwächt oder gestärkt hat.

Die Macht des Großcapitals hing nun aber ferner noch ab von der Macht der Obrigkeiten, sie einzuschränken, und hier gelangen wir wieder auf etwas festeren Boden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Fürsten und Städte des Mittelalters etwaigen gemeinschädlichen localen Monopolen wirksamer entgegentreten konnten, als die Regierungen des 16. Jahrhunderts etwaigen gemeinschädlichen Weltmonopolen. Hierbei sind vornehmlich zwei Momente zu berücksichtigen: die Internationalität des Capitals und die enge Verflechtung der fiscalischen Interessen mit denen der Geldmächte.

Als Internationalität des Capitals bezeichnen wir seine Neigung und Fähigkeit, leicht von einem Staatsgebiete in das andere überzufließen, wenn es dort lohnendere Verwendung findet. Selbstverständlich haben wir nur das verfügbare Anlage- und Unternehmungscapital im Auge. Wir müssen hier abermals zwei einander durchkreuzende Entwickelungsreihen unterscheiden. Einerseits nämlich bildete sich die Internationalität des Capitals im 16. Jahrhundert unzweifelhaft dadurch mehr aus, daß die Geldmächte aus den verschiedensten Staatsgebieten verfügbare Capitalien für ihre Zwecke sammelten. Sie hatten ferner ebenso unzweifelhaft die Neigung, bei Verwendung der gesammelten Capitalien gleichfalls die Staatsgrenzen unberücksichtigt zu lassen; besaßen sie doch Factoreien in ganz Europa; sie mußten also bei ihren Waaren- und kaufmännischen Geldgeschäften international verfahren und entzogen sich hierdurch theilweise der Machtsphäre einzelner Staatsgewalten. Darüber hinausgehend, bestrebten sich Manche von ihnen, auch bei den Geldgeschäften, die sie mit Fürsten machten, international und neutral zu bleiben. Wir brauchen in dieser Hinsicht nur an die Welser und an Gaspar Ducci zu erinnern, an die Thatsache, daß die oberdeutschen Kaufleute, um in Lyon unbehelligt Handel treiben zu können, vielfach das Bürgerrecht einer schweizer Stadt erwarben, an die Zeit des Schwankens der Genueser zwischen den Geldgeschäften mit den Dynastien Habsburg und Valois, an ganz ähnliche Erscheinungen bei den Florentinern. Aber die Fugger haben niemals ernstlich danach gestrebt, neutral zu bleiben; von Anfang an ketteten sie ihr Geschick an dasjenige der Habsburger, und bald ergab sich auch für die anderen Geldmächte, welche Anleihegeschäfte mit einem der

Digitized by Google

Fürsten von europäischer Bedeutung machten, die zwingende Nothwendigkeit, Partei zu ergreifen.

Indem die Florentiner nebst einem Theile der Oberdeutschen in's französische Lager getrieben wurden, die Genuesen in's habsburg-spanische, dem ein anderer Theil der Oberdeutschen bereits angehörte, begann eine Nationalisirung des Großcapitals, die schließlich eine strengere Gestalt annahm dadurch, daß zuerst England, später Frankreich und in noch neuerer Zeit alle anderen Länder die Geldmächte fremder Nationalität überhaupt verdrängten.

Jener Zwischenzustand zwischen der vollen Internationalität und der vollen Nationalisirung des Großcapitals, der Zustand, welcher darin bestand, daß die Geldmächte in den meisten Staaten zwar noch einer fremden Nationalität angehörten, aber gezwungen waren, im Streite der politischen Mächte Partei zu ergreifen, ist charakteristisch für das „Zeitalter der Fugger".

Eine Zeit lang hatten in dem Verhältnisse zwischen Fürsten und Geldmächten unzweifelhaft die letzteren das Uebergewicht. Sie allein verfügten über ausreichende Mengen freier Geldcapitalien, deren die Fürsten so dringend bedurften. Wie hätten diese es unter solchen Umständen wagen können, die Geldmächte bei ihren sonstigen Geschäften ernstlich zu hindern? Später aber kehrte das Verhältniß sich allmälig um: die Geldmächte hatten sich dem Teufel der Finanz übergeben, der sie dann nicht losließ, der sie beherrschte, der sie schließlich zu Grunde richtete. Und gerade dadurch, daß sie das Schwergewicht ihrer Thätigkeit immer mehr auf den Betrieb von Geldgeschäften verlegten, büßten sie die Fähigkeit ein, Monopole auf dem Gebiete von Gewerbe und Handel zu bilden.

Ihre schädlichen Wirkungen zeigten sich jetzt auf andere Weise: als Steuerpächter und Staatsgläubiger bedrückten sie einzelne Völker, während sie als Creditvermittler den Capitalreichthum anderer Völker in dem Höllenrachen der Finanzkrisen verschwinden ließen. Zugleich verschwand aber auch ihr eigener Reichthum, womit denn der wirthschaftliche Stoffwechsel beendet war.

Fassen wir die Resultate unserer Betrachtungen zusammen, so ergiebt sich, daß die Entstehung großer Geldmächte bei Beginn der Neuzeit eine wirthschaftliche Nothwendigkeit war. Diese Geldmächte erhielten mit ihren wirthschaftlichen Aufgaben auch die Fähigkeit, viel Schaden anzurichten. Inwieweit ihnen dies durch Bildung gemeinschädlicher Monopole auf dem Gebiete der gewerblichen und Handelsthätigkeit gelungen ist, läßt sich noch nicht mit Sicherheit feststellen. Die bisherigen Quellen scheinen nicht dafür zu sprechen, daß es ihnen in erheblichem Umfange gelungen ist. Ebenso wenig kann man schon mit Sicherheit ermitteln, ob die Macht des Großcapitals sich damals im Verhältnisse zur allgemeinen wirthschaftlichen Entwickelung steigerte. Dagegen hatte unzweifelhaft die Fähigkeit der Obrigkeiten zur Einschränkung jener Macht abgenommen. Trotzdem verzichteten die Geldmächte bald auf die Versuche, zur Bildung von Monopolen gewerblicher und commercieller Art, um sich immer ausschließlicher den Finanzgeschäften zu widmen, durch die sie viel Schaden angerichtet haben, an denen sie aber auch selbst zu Grunde gegangen sind.

Schließlich müssen wir noch berücksichtigen, daß diese gewiß überwiegend schädlichen Finanzgeschäfte der oberdeutschen und italienischen Handelshäuser nichts Anderes waren, als Symptome des Rückganges ihrer regelmäßigen Erwerbsthätigkeit und damit auch des Wohlstandes der Völker, denen sie angehörten, Symptome unheilbarer Krankheit. Die Venetianer und die deutschen Hansen, welche sich von Finanzgeschäften fern hielten, sind wohl langsamer, aber nicht minder gründlich in's Verderben gerathen, als Florentiner, Genuesen und Oberdeutsche. Diese erscheinen nur, dank der Elasticität ihres Unternehmungsgeistes, noch einmal im hellsten Glanze der Weltgeschichte, zu einer Zeit, als Venetianer und Hansen bereits im Dunkel verschwanden. Die wirthschaftliche Bedeutung der Geldmächte des 16. Jahrhunderts läßt sich vielleicht am kürzesten dahin kennzeichnen, daß sie die Todtengräber des Mittelalters und die Fackelträger der Neuzeit waren, welche sie selbst aber nicht mehr erleben sollten; sie standen gleichsam Wache an der Pforte zu diesem neuen Zeitalter.

„Pecunia nervus belli" — der Spruch steht über der Pforte des „Zeitalters der Fugger". Als Dr. Christoph Scheuerl zu Nürnberg im Jahre 1537 erfuhr, „weit hinter Peru" habe man abermals eine „Insel" gefunden, „so gold- und silberreich", da schrieb er dem Herzog Georg von Sachsen, er hoffe zuversichtlich, Gott der Herr werde dem Kaiser den Sieg verleihen, „dieweil er schickt wunderbarlich das Hauptstück des Krieges". Neuerdings hat Leopold Ranke dem gleichen Gedanken Ausdruck verliehen, indem er sagte: „Das Silber von Potosi gehörte dazu, um den Geist der stehenden Armeen in Europa zu entwickeln".

Wir wissen jetzt, daß dieser weltgeschichtliche Vorgang mit allen seinen Folgen weniger durch das Silber von Potosi, als vielmehr durch den Credit der großen Geldmächte ermöglicht wurde, den sie den Fürsten zur Verfügung stellten, und der das Silber von Potosi erst in das „Hauptstück des Krieges" verwandelte. Kein anderes Geschlecht hat hierzu so viel beigetragen, wie das der Fugger. Seit den frühen Tagen, als Kaiser Maximilian I. den Gesandten Heinrich's VIII. bat, er möchte doch Jacob Fugger versichern, daß sein König ihn, den Kaiser, weiter unterstützen wolle, — bis zu dem kritischen Augenblicke, als der vor Kurfürst Moritz von Sachsen flüchtende Kaiser Karl V. dem Anton Fugger schrieb, er möchte doch um des Himmels Willen nach Innsbruck kommen, das sei es, was er, der Kaiser, jetzt am meisten wünsche — in dieser ganzen Zeit voll welterschütternder Ereignisse haben die Fugger ihren Platz an dem großen Schwungrade der Weltgeschichte gehabt. Kein Anderer wie Jacob Fugger durfte es wagen, dem mächtigsten Monarchen seiner Zeit die Worte in's Gesicht zu schleudern, daß Seine kaiserliche Majestät die Römische Krone ohne der Fugger Hülfe nicht hätte erlangen können. Von einem anderen Kaufmanne konnten die Zeitgenossen sagen: „Der Papst hat ihn als seinen lieben Sohn begrüßt, die Cardinäle sind vor ihm aufgestanden; Kaiser, Könige, Fürsten und Herren haben zu ihm ihre Botschaft gesandt; alle Kaufleute der Welt haben ihn einen erleuchteten Mann genannt, und die Heiden haben sich ob ihm gewundert". Auch Anton Fugger galt noch nach seinem Tode als „ein wahrer Fürst der Kaufleute", obwohl seine weltgeschichtliche Rolle damals bereits ausgespielt war. Das Volk veranschaulichte sich seine Macht später in jener Erzählung von einem Schuldbriefe Karl's V., den Anton Fugger in dessen Beisein verbrannt haben sollte. Noch Jahrhunderte lang hat der Name der Fugger im Volksmunde als sprichwörtlich, als typischer Gattungsname gewaltiger Geldmacht fortgelebt.

Erst in weitem Abstande folgen den Fuggern an weltgeschichtlicher Bedeutung andere Geldmächte des 16. Jahrhunderts. Doch wir wissen, daß die französischen Könige Jahrzehnte lang nur mit Hülfe florentiner Bankiers Kriegszüge nach Italien unternehmen konnten, daß es ihnen leider durch deutsches Geld und deutschen Credit erleichtert wurde, zuerst Lothringen, dann im folgenden Jahrhundert auch den Elsaß vom Deutschen Reiche loszureißen, daß ohne die Hülfe der italienischen Geldmächte es den Spaniern unmöglich gewesen wäre, Italien dauernd zu beherrschen.

Wunderbar verschlungen und doch gesetzmäßig erscheinen uns die Wege der geschichtlichen Entwickelung: Frankreich und Spanien haben Deutschland und Italien um die Wette mit Feuer und Schwert verwüstet, haben diese Länder geknechtet und in ihrer Entwickelung um Jahrhunderte zurückgebracht, wobei ihnen deutsches und italienisches Capital wesentliche

Digitized by Google

Dienste leistete. Das Capital rächte freilich seine Heimath an deren Unterdrückern, indem es sie nicht nur wirthschaftlich beherrschte, sondern auch ihren Wohlstand schwer schädigte. Aber gerade hierdurch wurde es selbst auf den gleichen Weg des Verderbens geführt, wie seine Heimath. Das Ende war für Italien und Deutschland die Vernichtung ihrer Cultur, für Frankreich und Spanien wirthschaftliches Siechthum, zuletzt die Revolution. Doch während das Capital in diesen Ländern ein Werkzeug der Unterdrückung und Zersetzung war, schuf mit seiner Hülfe die Arbeit der Holländer und Engländer an den Gestaden der Nordsee, des Atlantischen und Indischen Oceans neue Stätten gewaltiger Culturfortschritte.

Literatur und Kunst.

Eine Revolutionsoper.

Von Paul Marsop.

Es gab Zeiten, in welchen man sein Urtheil über diesen und jenen Künstler in den Worten zusammenfaßte: er ist zwar ein Revolutionär, aber er hat gute Gedanken. Heute dürfte man vielen jungen Berühmtheiten mit besserer Logik nachsagen: es fällt ihnen zwar nichts ein, aber sie lassen sich wenigstens gern als Revolutionäre ansehen. Wo die Erfindung fehlt, stellt eine weltumgestaltende Theorie sich ein. Kaum je zuvor sind so viele neue Schläuche mit so viel Wasser gefüllt worden. Wer nichts Rechtes zu sagen hat, der „deutet an" — und dies stets als kühner Neuerer; kann doch — wie die Formel der Allerjüngsten heißt — der Künstler nur in der Skizze sein Allerpersönlichstes offenbaren. Allen Respect vor dem Entwurf, in welchem sich eine starke, auf bisher unbekannte Küsten zusteuernde Begabung verräth; wie aber dann, wenn die Skizze nur ein gemaltes Schlagwort ist? Wenn der Zuhörer, kaum im Theater angekommen, mit einem Prologe abgefunden wird, in Gemäßheit dessen er sich die Entwickelung des Dramas freundlichst auf eigene Kosten vorzustellen habe? Dann pflegt, wie neuerdings so oft, wenigstens die Speculation auf die liebe Eitelkeit des Publicums zu glücken. Denn wem schmeichelt es nicht, wenn ihm gesagt wird, auch er sei fähig, das Werk des Dichters zu Ende zu denken? Und so werden Tag für Tag in der Kunst mit blitzartiger Schnelle die größten Umwälzungen vollbracht. Schade nur, daß hinterher die undankbare Nachwelt so gern zu den Künstlern zurückrevolutionirt, die deßhalb um die Form nicht allzu viel zu sorgen hatten, weil die eigenen Gedanken, welche sich auf ihrem Schaffenswege einstellten, ihnen in jedem Falle die entsprechende Form wie mit innerer Nothwendigkeit vorzeichneten.

Leider gelangen nun aber die Heutigen fast nie dazu, sich mit einigem Behagen in der Rolle der Nachwelt gefallen zu können. Die Ueberfülle der neuen Experimente versetzt ihnen den Athem. Kaum ist, wenn auch vielleicht nur für kurze Zeit, der Alp des Farben und Worte verquistenden Naturalismus von ihnen gewichen, als bereits wieder ein neues Gespenst am Horizonte erscheint: die impressionistische Oper. Recept: man stelle ein Textbuch auf das Clavierpult und phantasire zwischen Frühstück und Mittagsessen beim Durchblättern eine Art fortlaufenden, sehr freien Arioso's zusammen. Die auf solche Art erzeugte, durch den Phonographen oder dienstwillige Freunde festgehaltene Stimmungsmusik instrumentire man nach geeigneten Vorbildern, feile hier und dort ein wenig, gehe über Alles, was einen ernsthafteren Musiker etwa zum Nachdenken veranlassen könnte, mit genialer Unbekümmertheit hinweg — und das neue Kunstwerk ist beifallsreif. Ungefähr auf solche Weise muß es Umberto Giordano gemacht haben, als er seinen „Andréa Chénier" mit Musik antupfte. Er scheint in der That ein ebensolcher „fa presto" zu sein, wie ehemals sein immerhin als Virtuose recht achtbarer Landsmann, der Schnellmaler Luca Giordano. Seine im Geschwindmarsch der Phantasie componirte Partitur ist jüngst in der Mailänder „Scala" zum ersten Male abgespielt worden.

Umberto Giordano — das Sympathischste an ihm ist sein Vorname — trat im Verein mit seinen Freunden Mascagni, Leoncavallo und Mugnone der Welt zuerst im Zeichen des Verismus entgegen. Eines vorgeblichen Verismus, der als hohle Phrase zu demaskiren war. Was ist inzwischen aus den Stürmern des musikalischen Jung-Italiens geworden, die sich ehedem so wild geberdeten? Mascagni pinselt mit ängstlichem, übereifrigem Bemühen an kleinen langweiligen Genrestückchen herum und schickt vom directorialen Hochsitz des Rossini-Conservatoriums zu Pesaro geschwollene Sendschreiben aus, in denen er über die großartigsten Schöpfungen berichtet, die er aus Mangel an Zeit nicht vollenden könne: böse Menschen werden ihn bald die „Gans von Pesaro" nennen. Leoncavallo entdeckt in den Tiefen seines Schreibpultes eine sentimentale Oper nach der anderen — alle aus glücklicher Jugendzeit stammend, in welcher er „nur" Musiker war. Mugnone hat angeblich das Componiren abgeschworen und führt als Familienvater und Capellmeister ein mehr idyllisches Dasein. Giordano allein behagt sich noch in der Pose des Mannes der bedeutenden Wagnisse. Nachdem er in der „Mala Vita" eine singende Horizontale unterster Ordnung auf die Bühne gebracht hatte, gelüstete es ihn, das achtzehnte Fin de siècle anzupacken: die französische Revolution. Auch er gehört zu den klugen Leuten, welche die feinste Witterung dafür haben, welchem Stoffkreise sich der öffentliche Geschmack zuzuwenden im Begriffe ist — er hätte fast das Zeug dazu, ein „deutscher" Journalist zu werden. Kaum gewahrt er, daß innerhalb und außerhalb seines Vaterlandes auch die berufsmäßigen Neuerer wieder mit historischen Motiven zu liebäugeln beginnen, als er sich auch schon das Zukunftsthema des laufenden Jahres erkoren hat. In der Darstellung der Revolution an sich will er sich selbst als einzig berufenen Revolutionär der Kunst verherrlichen. Aber nicht mehr nach den Gesetzen eines wenigstens in Kleinigkeiten zielbewußten Naturalismus soll gearbeitet werden: vielmehr dünkt es den muthigen Fortschrittler, es sei an der Zeit, nun endlich auch der Oper die Wohlthat einer völlig zwanglosen, impressionistischen Behandlung angedeihen zu lassen. Ziemlich genau so, wie man dies Handwerk auf anderen Kunstgebieten betreibt: man befestigt eine Stalllaterne vor dem Milieu und malt es „vor der Natur" ab. Menschen und Contouren sind Nebensache. Für einen ähnlich hohen Kunstzweck ließ sich demnach Giordano ein ausdrücklich als solches bezeichnetes „dramma di ambiente storico" von einem gefügigen Vertrauten herrichten, setzte sich vor die Natur der guten Leute vom Jahre 1789 und kleckste und wischte an den vier Bildern seiner Handlung mit göttlicher Leichtigkeit herum, je nachdem die einzelnen Partieen durch die Sonne seines Genies stärker oder schwächer beleuchtet wurden. Bedauerlicher Weise stellte sich ihm nur die Natur so dar, daß fast alles Dasjenige im tiefen Schatten blieb, was zu gewahren gerade für andere Leute von besonderem Werthe gewesen wäre.

Daher ist denn bei dem Ganzen weiter nichts herausgekommen, als der alte Jammer der „großen historischen Oper", die Puppenkomödie der mit den conventionellen Bühnengefühlen ausgestatteten Marionetten — abzüglich der mancherlei schönen, selbstständig erfundenen Themen und der ausgezeichneten Chortechnik, welche auch der verbissenste Musikdemokrat dem „Wilhelm Tell" Rossini's, dem vierten Akte der „Hugenotten" und vor Allem der wahren Revolutionsoper, der

Digitized by Google

„Stummen von Portici“ nicht abstreiten dürfte. Die Literaturfreunde kennen das feingeschnittene Profil André Chénier's, des versgewandten Lyrikers von altfranzösischer Liebenswürdigkeit; sein Hauptverdienst war es wohl, Sainte-Beuve zu sehr geistreichen kritischen Studien Veranlassung gegeben zu haben. Die Legende hat ihm eine romantische Glorie um's Haupt gewebt, welche durch eine gewissenhafte Geschichtsforschung unbarmherzig zerstört wurde. Um die letztere hat sich Giordano nicht gekümmert; wozu wäre er denn auch ein gefeierter Wahrheitsapostel? Vielmehr greift er mit ersichtlicher Freude auf den thränenseligen, in die üblichen Liebesabenteuer der Lieferungsromane verstrickten Chénier der Tradition zurück, vermuthlich um den Beweis zu liefern, daß ein Tenor unter allen Umständen die Grenzen seiner natürlichen Wirkungssphäre nicht überschreitet, auch wenn er die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht mit Coloraturen von der Länge einer ausgewachsenen Seeschlange, sondern lediglich mit impressionistischen Stoßseufzern vorbringt. Im Dunste der gleichen abgeschmackten Opern-Sentimentalität schwimmen die armen Seelen der jungen Gräfin Maddalena de Coigny, welche den Helden die Liebe und die chromatischen Sequenzen kennen lehrt und der barytonale Gegenspieler, der in jedem der vier Bilder sich abwechselnd dem Menschenhaß und der Reue hingiebt. Von seinen Knabenjahren an trug er Livrée und wurde mit besonderer Härte behandelt, seit man ihn einst dabei überrascht hatte, wie er „Rousseau und die Encyclopädisten“ las. Natürlich Alle miteinander! Also versichert es uns der Milieudichter Giordano's in einer Anmerkung des Textbuches; es gehört nämlich zu den Eigenheiten der impressionistischen Oper, daß allerhand für die Charakteristik der Personen und zum Verständniß des Fortschreitens der Handlung Wichtiges in Fußnoten des Buches zur Kenntniß des Zuhörers gebracht wird, sofern nämlich der Componist im Interesse des farbigen Gesammteindruckes solche in Kunstwerken anderer Art unentbehrliche Umrißlinien aus der Partitur herausradirt hat. Selbstverständlich wirft der in der Ausübung der Menschenrechte des philosophischen Lesers behinderte Unglückliche das Gewand der Dienstbarkeit vor dem Abschluß der ersten Scene von sich und geht nach Paris, wo er binnen Kurzem zum homme typique der Revolution wird, ja bei aufgezogenem Vorhang derart als wahrer Herr und Meister in den Tagen des Schreckens erscheint, daß die Robespierre und Saint-Just sich mit ihm verglichen nur mehr wie arme Statisten ausnehmen. All' dies, wie männiglich bekannt, genau im Einklang mit der geschichtlichen Wahrheit. Entspricht es doch auch so ganz dem Geist der Historie, daß die Heroen derselben Einer um den Anderen in verschiedenen Stimmlagen singen, daß sich der Sopran dem Bariton opfern will, damit der Tenor gerettet werde und, da der Bariton dieses Opfer im letzten Augenblicke ausschlägt, der Sopran mit einer zum Tode Verurtheilten die Rolle tauscht, damit der arme Tenor nicht unbegleitet zur Richtstätte zu gehen brauche.

Was liegt denn aber auch daran, daß der Zuschauer auf Handlung und Charakterschilderung, auf einen irgendwie geregelten musikalischen Aufbau und fast jeden feineren instrumentalen Reiz verzichten muß — wenn nur das Milieu, in diesem Falle der historische Bilderbogen, recht grell aufgefärbt ist! Wahrlich es giebt genug anzustaunen! Ein Salon Louis XVI., in allen Einzelheiten so anmuthig und naturgetreu stilisirt, daß die Einrichtung von einem Pariser Tapezierer oder von einem Meininger Regisseur herrühren könnte. Dann recht wacker gemalte Veduten aus dem alten inzwischen den Gleichheits-Bestrebungen der Bau-Speculanten zum Opfer gefallenen Paris: der „Cours de la Reine“ und der „Pons Perronnet“ mit entzückenden, pittoresken Giebel-Architekturen. Davor ein belebtes Jahrmarktstreiben von Incroyables und Merveilleuses, Sansculotten und Nationalgarden; man singt die Marseillaise, tanzt die Carmagnole und bricht in hellen Jubel aus, wenn im Hintergrunde der nach einem beglaubigten Modell angefertigte, mit hochverrätherischen Aristokraten schwer beladene Karren zur heiligen Opferstätte des freien Bürgerthumes gefahren wird. Desgleichen vermißt man das Spectakelstück einer Gerichtssitzung unter der Schreckensherrschaft nicht, bei welchem die Gewaltigen vom Tribunal noch fürchterlicher schreien, als die Bischöfe im ersten Akt der „Afrikanerin“. Und ebenso wenig fehlt der rührende Auftritt, in welchem Weiber aus dem Volke die Trauringe ihrer Männer oder Freunde hingeben, damit Frankreich Armeen ausrüsten könne, um die schlimmen Preußen und Oesterreicher wieder heimwärts zu schicken. Kurz: es ist Alles beinahe so wundervoll, wie in Sardou's „Thermidor“. Ausstattungscomödie und impressionistische Oper reichen sich brüderlich die Hände. Billiger Weise muß sogar zugestanden werden, daß diese Vorführung von Wandelbildern auch für große Kinder ganz unterhaltend ist; ein Italiener mag für die Bühne schreiben was er will: es wird, um mit Francisque Sarcey zu reden, immer „du théâtre“ sein. Vielleicht wäre indessen der „Andrea Chénier“ noch vergnüglicher anzusehen, wenn die Musik ganz gestrichen würde. Vollends brauchen die deutschen Hofcapellmeister, welche gegenwärtig Ergänzungen zu Richard Wagner's Schriften veröffentlichen, auf Grund der Giordanoschen Oper keinen Nachtrag zu des Meisters „Kunst und Revolution“ herauszugeben.

Es bleibt somit nur übrig, die Frage zu beantworten, warum nicht nur die Angestellten des Impresario, sondern auch das Mailänder Publicum einen solch' spielerischen Versuch mit unleugbar starkem Beifall aufgenommen haben. Einen Fehlschluß möchte man thun, falls man annehmen wollte, die „Ambrosianer“, wie sie sich gern nennen, wären etwa besonders stolz darauf, daß just in ihrer Stadt zum ersten Male die neue Freilicht-Musik erklungen sei: sie lieben die Theorie um ihrer selbst willen durchaus nicht und haben erst neuerdings die „Lupa“ des hochbegabten Decadenten Verga sehr unsanft behandelt. Auch die hübsche Ausstattung allein hätte bei ihnen schwerlich einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Sie sind in diesem Betracht sehr verwöhnt; die großen in der Scala gegebenen Ballette „arbeiten“ mit ungefähr vierhundert Tänzerinnen und Figuranten, der „Chénier“ höchstens mit hundertundfünfzig. Vielmehr beklatscht man in dem Hause, zu dem Lionardo, der große Befreier in der Kunst, mit einer gewissen resignirten Müdigkeit hinüberblickt, gegenwärtig etwas ganz Anderes als Balletteusen oder gar ein Musikdrama: nämlich Frankreich, die Republik und — die Revolution. Daß die Socialisten auf der Galerie sich die Hände wund schlagen, darf nicht Wunder nehmen. Sind das doch dieselben Leute, welche sich berühmen, mit Zavattari, dem breitbrüstigen, langbärtigen Volkstribunen, den ersten Fachino in das italienische Parlament gesendet zu haben — einen Anhänger des Zukunftsstaates, der sich von wahlverwandten unklaren Köpfen dadurch unterscheidet, daß er nicht nur Marx und Lassalle ausschreibt, sondern thatsächlich arbeitet. Aber auch die reichen Industriellen im Parquet und in den Logen applaudiren mit ihren Damen aus Leibeskräften. Sie sind alle mehr oder weniger gut französisch gesinnt, würden das, was sie als die mageren moralischen Ehren der Tripelallianz bezeichnen, bereitwilligst für einen fetten Handelsvertrag mit der Schwesternation hingeben, und versäumen keine Gelegenheit, um der benachbarten Republik ihre Sympathieen in ausgiebigem Maaße zu bezeugen. Dazu kommt, daß, wie allerwärts, so auch in Italien diejenigen Classen, welche gemeinhin als die besitzenden bezeichnet werden, das eigenthümliche Gelüst anzuwandeln scheint, ein wenig mit dem Feuer der Revolution zu spielen. Nicht die mit wohlberechneter Absicht wie zwanglos aneinandergereihten Leidenschaftsausbrüche der Begabung Gerhart Hauptmann's, nicht der Eifer der Staatsanwälte haben den andauernden Triumph der „Weber“ in Berlin herbeigeführt, sondern die krankhafte Neugierde der

Digitized by Google

von Genüssen übersättigten Wohlhabenden und Reichen, welche die theuren Plätze des „Deutschen Theaters“ bezahlen können; nicht der Aberwitz eines musikalischen Gernegroß bringt es zu Wege, daß der ungeheuere Raum der Mailänder Scala sich jetzt Abend um Abend füllt, sondern der rothe Dampf, welcher dort von der Zurschaustellung des mit leidlich täuschendem Geschick inscenirten Revolutionstribunales aufsteigt und die Sinne Derjenigen umnebelt, die gegen weniger gröbliche Reize schon nahezu abgestumpft sind und für das, was man früher Ideal hieß, nur mehr noch ein skeptisches Lächeln übrig haben. Was will das werden? Ahnt es die bürgerliche Gesellschaft nicht, wie verhängnißvoll es sich für sie gestalten kann, wenn sie frivoler Weise die Gefahr selbst bei sich zu Gast bittet? Oder sieht sie die letztere bereits für unabwendbar an und geht dem „déluge“ mit einem Anflug von Galgenhumor entgegen, anstatt es darauf ankommen zu lassen, ob nicht vielleicht doch erst die Enkel für die hoch aufgelaufene Schuld einzustehen haben werden?

Der echte Künstler wird dem Zerstreuungswahn der Müßiggänger, dem Pessimismus der Uebermüdeten niemals Vorschub leisten. In seiner eigenen Brust beschwört er die Revolution herauf, in seiner eigenen Brust vernichtet er sie. Nicht mit der Phrase von der ausgleichenden Gerechtigkeit, mit der man Kinder und Verbrecher schreckt, mit der die vornehme Kunst nichts zu schaffen hat: nein, mit dem heiligen Dichterfeuer, welches alles Unreine verzehrt, mit dem mächtigen Kunstwillen, durch den er auch die unholden Geister, deren er nicht entrathen kann, weil Menschliches in ihnen lebt, in den Bann eines abgeklärten Formgefüges hineinzwingt. Darum wird er nicht versucht sein, die Revolution der Heerde zu schildern, sondern diejenige des starken Einzelgeistes, der zu Recht oder Unrecht gegen Schicksal und Sterne ankämpft. Macbeth, Wallenstein, Tell: das sind die typischen Revolutionäre der Bühne. Denn, was nur immer die Dutzendpolitiker sagen mögen: auch im „Tell“ sind die Massen nur Piedestal für die Persönlichkeit. Und so werden wohl auch die kommenden Poeten von Genie's Gnaden den durcheinandergewirrten Fabelhaufen der Revolution, welche in absehbarer Zeit vielleicht nicht mehr „die große“ genannt werden dürfte, ohne viel Bedauern der heranwachsenden Jugend zur Anfertigung wohlgesetzter Redeübungen überlassen. Das Gute, was jene Jahre des Schreckens und der Verwilderung der Menschheit gebracht haben sollen: es wurde, ehe sich die Dämonen entfesselten, durch ernste, tiefe, einsam strebende Geister gewirkt, die nicht nach dem Dank der Menge fragten. Die Revolution hat es nur wohlfeil erstanden und sich dreist damit geschmückt. Die Geschichte der Pariser Commune sollte doch selbst den blinden Schwärmern gezeigt haben, mit welchem Brennstoff die Feuer genährt wurden, die vor einem Jahrhundert dort emporloderten! Nirgends wird so viel und so schlecht Theater gespielt als bei den großen Revolutionen. Um so weniger kann es Aufgabe der Kunst sein, die heuchlerischen Worte erst noch zu unterstreichen, mit denen der kleine Tyrann von der Gasse es zu verdecken sucht, daß er herrschsüchtiger, raubdürstiger und blutgieriger ist, als irgend ein erbgesessener Machthaber der Geschichte, welcher sein hohes Amt in Unehren verwaltet hat.

Charles Sealsfield-Postl und Grillparzer.

Von August Weiß.

Daß fast alle Nachrichten über Karl Postl's Persönlichkeit und insbesondere über seine geistige Begabung, bevor er jenseits der österreichischen Grenzen ein neues Leben begann, so ungünstig lauten, kann nicht Wunder nehmen, da sie ja auf seine Ordensbrüder zurückgehen, denen er, wie sich aus verschiedenen Ueberlieferungen erkennen läßt, wirklich Grund gegeben haben mag, seine Handlungen und Bestrebungen nicht gerade wohlwollend zu beurtheilen. Am auffallendsten ist hierbei, daß wir so gar nichts von einem tieferen Interesse Karl Postl's für die schöne Literatur erfahren. Als er im Mai 1823 seine Flucht aus dem Prager Kreuzherrnkloster antrat, stand er bereits im dreißigsten Lebensjahre, also in einem Alter, wo die Neigungen, die für den folgenden Lebensgang entscheidend werden, bereits ihre vollkommene Entwickelung erreicht zu haben pflegen.

Daß man Karl Postl nicht für so unbedeutend hielt, als er in so vielen Mittheilungen hingestellt wird, geht schon aus seiner in so jungen Jahren erfolgten Ernennung zum Ordenssecretär und ferner aus seinem vielfachen Verkehr in den Kreisen des böhmischen Hochadels und der höheren Beamten in Prag hervor. Oskar Meister citirt ein Urtheil der gräflichen Familie Clam Gallas, welches dahin lautet, „daß der junge Geistliche sich in Prag stets durch entschiedene Vorliebe für geistige Anregungen ausgezeichnet habe. Er wohnte regelmäßig den Dilettanten-Vorstellungen, mochten dieselben nun auf das Gebiet des Theaters oder auf das des Concertsaales gehören, im Palais Clam Gallas bei“, fährt Meister fort. „Bei den Aufführungen von Classiker-Werken — es wurde zumeist Schiller cultivirt — wirkte P. Postl.. persönlich mit. Als letzte dieser Vorstellungen — am 15. August 1818 — wurde ‚Maria Stuart‘ aufgeführt“. Es ist das jene Aufführung in the private theatre of Count Clam Gallas, von der Karl Postl in „Austria as it is“ S. 70 erzählt, wo er dieser freilich noch eine Aufführung von Goethe's Tasso folgen läßt.

Dies ist eine von den spärlichen Nachrichten, die uns etwas von einem literarischen Interesse Karl Postl's mittheilt. Andererseits hat Oskar Meister von Joseph Postl erfahren, daß sein Bruder Karl „bereits als Kreuzherr in Prag sich eifrigst mit dem Studium der englischen und französischen Sprache befaßt habe; durch seinen Verkehr in Kreisen, welche der Spitze der Gesellschaft angehörten, hatte er in der Conversation, was die französische Sprache betrifft, in Prag es schon zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. Im Englischen war er um diese Zeit größtentheils noch Theoretiker. Auch Musik, namentlich Clavierspiel betrieb der junge Pater“. Nun das sind Studien, denen man auch nicht gerade eine besondere Bedeutung zusprechen kann. Immerhin scheint sich Karl Postl damals die Grundlage für seine Fähigkeit erworben zu haben, in französischer und englischer Sprache zu schreiben, die er durch die Veröffentlichung von Schriften in englischer Sprache und als Redacteur des Courrier des Etats Unis bekundet hat.

Am meisten Rückschlüsse auf die geistigen Interessen, die Karl Postl vor seiner Flucht erfüllt haben, erlaubt die Schrift „Austria as it is“ (London, 1828), da diese, obwohl erst etwa fünf Jahre nach seiner Flucht aus Prag erschienen, einzig und allein auf den Erfahrungen, die er in den ersten drei Jahrzehnten seines Lebens sammeln konnte, beruht. Da zeigt sich freilich, wie wenig specifisch literarischer Natur diese Interessen waren. Wenn auch Karl Postl von vorneherein die Absicht hatte, in „Austria as it is“ den politischen und culturellen Zustand des damaligen Oesterreich im Allgemeinen zu schildern, und hierbei selbstverständlich der schönen Literatur nur einen geringen Raum zuweisen konnte, so offenbaren die wenigen Seiten, die er dieser widmet, bei Weitem nicht jenes Maaß von Vorliebe für diesen Gegenstand, wie wir sie bei einem Manne, der später selbst einer der größten Schriftsteller des deutschen Oesterreich werden sollte, vermuthen möchten.

Abgesehen von den kargen Bemerkungen, die Sealsfield an die Schilderungen der Theatervorstellungen im Palais Clam Gallas in Prag knüpft, findet sich nur eine für die Beurtheilung seiner literarischen Interessen bedeutsamen Stelle.

Digitized by Google

Der größere Theil derselben handelt von der unwürdigen Lage, in die die österreichischen Schriftsteller durch die damalige Censur versetzt waren, ferner von den Possen des Karltheaters, deren Held der Komiker Schuster war, und so bleiben nicht gar viel Sätze übrig, die eine Beschäftigung Karl Postl's mit ernsterer Literatur verrathen, und diese sind Grillparzer gewidmet.

Sie lauten in deutscher Uebersetzung, die zum Theile den im Archiv des Ministeriums des Innern erhaltenen Akten der Wiener Polizeihofstelle entnommen ist*), folgendermaßen:

„... kaum war Oesterreich durch Josef II. von seinen Fesseln befreit, so erstand eine ganze Schaar von Schriftstellern: Die meisten unbedeutend genug, aber einige waren doch von Bedeutung. Alxinger, Heinrich und Matthäus Collin haben einen hohen Rang als Dichter. „Regulus" und „Balboa" stehen Goethe's und Schiller's Tragödien nach, sonst aber Keine.

[„Selbst jetzt besitzt das Burgtheater einen der glänzendsten Sterne Deutschlands, den Wiener Grillparzer, einen liebenswürdigen jungen Mann, der auf der Liste der dramatischen Schriftsteller mit einem schrecklichen Schicksalsstück, oder wie man es nennt, einer Nachahmung von Müllner's Schuld und Werner's „28ten (sic!) Februar" auftrat.] Er begründete bald seinen Ruhm mit einer der auserlesensten Tragödien, die Deutschland besitzt, — mit „Sappho". Sie rangirt unmittelbar nach Goethe's „Iphigenie in Tauris". Dem Autor ist es trotz seiner stricten Einhaltung der aristotelischen Einheiten gelungen, sein Stück mit einer Wärme, einer melancholischen Weichheit zu durchdringen, und einer Frische, die von griechischer Luft belebt erscheint; sicherlich keine leichte Sache bei einem so abgebrauchten Stoff wie Sappho, und mit nur drei Personen in dem Drama. Frau Schröder wird als Sappho der schönen Dichtung vollkommen gerecht.

[„Grillparzer hatte, als seine Sappho erschien, eine kleine Anstellung bei einer Hofstelle mit 50 Pfund Sterling jährlich. Die allgemeine Sensation, welche dieses Meisterstück machte, bewog seine Freunde, ihn Seiner Maj. zu einer Beförderung (zum Hofconcipisten) zu empfehlen. „Laßt mich gehen mit Euerem heißköpfigen Grillparzer", habe der Kaiser mürrisch gesagt, — „er würde Verse anstatt Berichte machen".]

„Zurückgesetzt und beunruhigt nahm der arme Geselle nach seiner Rückkehr von Italien die Stelle eines Dichters an dem kaiserlichen Burgtheater an, mit einem Gehalt von 2000 fl. (200 Pfund Sterling); eine Summe, die einem einzelnen Maun erlaubt, in Wien in einem ziemlich fashionablen Stile zu leben. Sein nächstfolgendes Werk entsprach nicht den berechtigten Erwartungen, die man von seiner Muse hegte. „Medea" ist eine langweilige, zahme Heldin, sichtlich beeinflußt von Furcht und den Fesseln der österreichischen Censur".

Die Nennung Alxinger's und der beiden Collin, und die Aeußerung, daß Heinrich Joseph von Collin's „Regulus" und „Balboa" nur Schiller's und Goethe's Tragödien nachstehen, besagt so wenig, daß sich gar keine Schlüsse ziehen lassen, ob Karl Postl den Werken dieser Dichter tieferes Interesse gewidmet hat. Was Grillparzer anbelangt, so muß zunächst constatirt werden, daß Karl Postl nur diejenigen seiner Dramen nennt, die vor seiner Flucht im Jahre 1823 erschienen waren, nämlich: Die Ahnfrau, Sappho und das goldene Vließ. König Ottokar's Glück und Ende (erschienen 1825) nennt er nicht mehr.

Die Urtheile, die er über die von ihm genannten Dramen Grillparzer's fällt, verrathen sicherlich keine tiefere künstlerische Einsicht. Was seine Aeußerung über die „Ahnfrau" betrifft, so läßt sie die Anwendung des Schlagwortes „Schicksalsstück" und gar der Zusatz or as it is called an imitation of Müllner's Schuld and Werner's Twenty-eighth February" auch nichtssagend genug erscheinen, und die Worte or as it is called (und wohl auch der falsche Titel von Werner's Drama: Der 28. Februar statt der 24. Februar) machen es fraglich, ob Karl Postl die Stücke Werner's und Müllner's gekannt hat. Auch für den Grad seiner Werthschätzung von „Sappho" hat er keinen anderen Ausdruck, als daß er dieses Drama unmittelbar hinter Goethe's Iphigenie stellt, gleichwie ihm Collin's Regulus und Balboa nur Goethe's und Schiller's Dramen nachzustehen scheinen. Ist schon eine solche Art, den Werth eines Dichterwerkes abzumessen, naiv zu nennen, so zeigt die wiederholte Anwendung dieses einfachen Verfahrens deutlich genug, daß Karl Postl's ästhetische Bildung wohl nicht gar hoch anzuschlagen ist. Auch in den folgenden Sätzen giebt es nichts als abgebrauchte Schlagworte: Die drei Einheiten des Aristoteles, die griechische Luft, und warum Karl Postl es für besonders schwer hält, ein solches Drama „mit nur drei Personen" zu Stande zu bringen, wird wohl kaum Jemand einsehen. Und wenn er schließlich behauptet, daß Grillparzer in seinem nächstfolgenden Werke, der Trilogie „Das goldene Vließ", die von seiner Muse gehegten Erwartungen nicht erfüllt habe, so sehen wir, daß er auch hier statt eines ästhetischen Urtheils eine Werthangabe bietet, die noch dazu in Widerspruch steht mit derjenigen, die seither wohl mit Recht allgemeine Geltung erlangt hat. Der Zusatz, daß die Heldin der Trilogie Medea von der Furcht vor der österreichischen Censur beeinflußt erscheine, verdankt wohl hauptsächlich dem Umstand seine Entstehung, daß er einen guten Uebergang zu den folgenden Ausführungen über die traurige Lage des damaligen österreichischen Schriftstellers bildet.

Der Verfasser des einen der beiden im Archiv des Ministeriums des Innern erhaltenen Gutachtens der Censur-Hofstelle über „Austria as it is" meint: „Mit Grillparzer's Verhältnissen scheint der Autor sehr vertraut, ja mit ihm persönlich bekannt zu sein." Daß Karl Postl mit Grillparzer persönlich bekannt war, dafür giebt es auch nicht den geringsten Anhaltspunkt, aber auch, daß er mit den Verhältnissen Grillparzer's sehr vertraut war, läßt sich aus dem, was in „Austria as it is" über dessen vergebliche Bewerbung um eine Hofconcipistenstelle und seine Anstellung als Theaterdichter beim Burgtheater gesagt wird, wohl nicht schließen. Was Karl Postl hier erzählt, kann er Alles in den Kreisen des böhmischen Hochadels und der höheren Beamten, in denen er in Prag so viel verkehrt hat, erfahren haben, wie ja dieser Quelle sicherlich fast der ganze Inhalt von „Austria as it is" entstammt.

Zur Ergänzung wollen wir hier auch noch die Bemerkungen anführen, die Charles Sealsfield an die Theatervorstellungen im Palais Clam Gallas in Prag knüpft: „Der Abend brachte eine Darstellung von Schiller's Maria Stuart. Ich wurde besonders ergriffen von dem Spiel der Gräfin Schlick, welche die Rolle der Elisabeth gab: Mrs. Siddons selbst würde ihre dilettirende Rivalin als eine unvergleichliche Darstellerin dieser stolzen und selbstisch prüden, und doch so großen Gestalt anerkannt haben. Das war aber nur ein schwaches Vorspiel zu Goethe's „Tasso", der eine Woche später aufgeführt wurde, diesem unnachahmlichen Gemälde des Lebens in den höchsten Schichten der Gesellschaft (this inimitable picture of high life). Es ist fast unmöglich die Grenzlinien schärfer zu ziehen, die feinen Nuancen einer durch den an Fürstenhöfen herrschenden Hochmuth und durch höhnische Verachtung bedrängten Liebe, wie sie der Fürst der deutschen Dichter so meisterhaft im Tasso zeichnet, viel besser auszumalen, als dies durch den Prinzen von Thurn und Taxis und den Grafen Thun geschah. Sie bewegten sich eben in ihrer eigenen Sphäre, und ihr Spiel war natürlich".

Daß Karl Postl seinen Enthusiasmus über die Dar-

*) S. Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, 22. November 1895. Die betreffenden Stellen sind eingeklammert.

Digitized by Google

stellung der Gräfin Schlick nicht anders ausdrücken kann, als daß er ihn gleichsam der großen englischen Tragödin Sarah Siddons in den Mund legt, hat gewiß nicht nur darin seinen Grund, daß er dem englischen Lesepublicum von „Austria as it is“ recht deutlich sein wollte. Diese Art, ein ästhetisches Urtheil zu formuliren, ist ebenso nur eine Ausflucht eines Dilettanten, wie die, den Werth von Grillparzer's Sappho damit zu charakterisiren, daß er ihn dem von Goethe's Iphigenie so nahe erachtet. Sarah Siddons, die erst 1831 gestorben ist, hat Karl Postl nicht mehr auf der Bühne gesehen. Sie hatte bereits 1812 von der Bühne Abschied genommen, und ist später nur mehr noch einmal und zwar in einer Benefizvorstellung ihres Bruders aufgetreten. Das war im Jahre 1819, also vier Jahre bevor Charles Sealsfield überhaupt nach London gekommen sein kann. Was die Bezeichnung von Goethe's Tasso als inimitable picture of high life anbelangt, so ist sie nicht nur recht oberflächlich zu nennen, sondern, wie der Schlußsatz zeigt, wohl hauptsächlich nur durch den Umstand hervorgerufen, daß die Darsteller des Stückes im Palais Clam Gallas von hoher Geburt waren. Man kann diese Bezeichnung von Goethe's Tasso in Verbindung mit dem Lob der hochgeborenen Darsteller, das der Schlußsatz enthält, im Sinne eines journalistischen Berichterstatters geschickt nennen, mehr nicht.

Allein wenngleich die Schrift „Austria as it is“ nicht gerade eine besonders tiefe literarische Bildung ihres Verfassers offenbart, so darf man andererseits nicht glauben, daß Karl Postl für die traurigen literarischen Verhältnisse in seinem österreichischen Vaterlande unempfindlich war. [„Ein mehr gefesseltes Wesen“ sagte er S. 209, „als ein österreichischer Autor, existirt sicher nirgends. Er darf nicht anstoßen gegen die Regierung, noch gegen einen Minister, noch gegen eine Hierarchie, wenn ihre Mitglieder Einfluß haben; noch gegen die Aristokratie. Er darf nicht liberal — nicht philosophisch — nicht humoristisch — kurz er muß in Allem nichts sein ... Was würde aus Shakespeare geworden sein, wenn er verurtheilt gewesen wäre, in Oesterreich zu leben oder zu schreiben? Sollte ein österreichischer Schriftsteller sich erkühnen, den Ansichten der Regierung entgegengesetzt zu schreiben, so würden nicht bloß seine Schriften verstümmelt, sondern er selbst als eine verpestete Person betrachtet, mit der ein treuer Unterthan keinen Verkehr haben soll. Sollte er indessen gar so weit gehen, sein Werk außerhalb des Staates — in Deutschland herauszugeben, was bei der Allmacht Oesterreichs dort fast unmöglich ist, — so würde dieses Wagstück beinahe so wie Hochverrath angesehen und bestraft werden.“]

Andererseits spricht Karl Postl in „Austria as it is“ auch seinen Unwillen über den Mangel an Verständniß und Wohlwollen aus, den man damals überhaupt aller ernsten literarischen Production entgegenbrachte. „Das Burgtheater,“ heißt es auf S. 212, „ist in jeder Weise gefesselt. Goethe, Schiller, Müllner und Houwald werden nicht nur jämmerlich verstümmelt, sondern derjenige, der eine Vorliebe für ‚Wallenstein‘ und ‚Wilhelm Tell‘ zeigt, wird sogar sorgsam überwacht. Die Ballette und Opern im Kärnthnerthortheater werden hingegen sehr patronisirt, vor Allem aber das Leopoldstädter oder Casperltheater, wie es die Wiener nennen. Der Heros desselben ist Herr Schuster, dessen bloßes Auftreten — er hat einen häßlichen Buckel — schallendes Gelächter erregt, bevor er noch den Mund öffnet. Der Dichter desselben ist Herr Bäuerle, der regelmäßig in jedem Monat ein neues Stück liefert. Da diese Stücke im österreichischen Sinne des Wortes harmlos sind — d. h. nur Obscenitäten enthalten — so werden sie von der Censur nicht belästigt.“

Allein das ist ein Standpunkt, den füglich jeder freier Denkende, welches Berufes er auch immer sein mag, einnimmt, und die Worte, in die Karl Postl diese Schilderung der Theaterverhältnisse in Wien kleidet, sind auch nicht darnach angethan, eine besondere Vorliebe für schöne Literatur [illegible] rathen, indem der Unwille, der in ihnen zum Ausdruck [illegible] sich weder in Bezug auf Intensität noch im Tone v[illegible] unterscheidet, der ihn bei der Schilderung anderer M[illegible] in dem damaligen Oesterreich erfaßt. Angesichts d[illegible] standes, daß sich Charles Sealsfield für seine späte[illegible] rarische Laufbahn so wenig vorbereitet hat, werden u[illegible] Mängel, die seinen Werken anhaften, erklärlich, ande[illegible] muß uns aber die so glänzende Entfaltung seiner [illegible] dichterischen Begabung um so wunderbarer erscheinen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Consul!

Um die Wahrheit zu sagen: wenn es auf ihn angekommen wä[illegible] er hätte sich für das Consulat bedankt; allein es war in diesem Fa[illegible] nicht auf ihn angekommen. Die Gnädige wünschte es, und was [illegible] Gnädige wünschte, das geschah; denn sie bekleidete im Hause eine n[illegible] höhere Gewalt als die consularische, nämlich die dictatorische. Schon lange hatte sie mit stillem Neide auf jene Damen der hohen Finanz geblickt, deren Gatten als Vertreter der Handels- und Verkehrsinteressen irgend einer exotischen Macht gewissermaßen zur officiellen Welt gehören. Sie war sonst eine leidlich vernünftige Frau, für den Titel einer Comissions-, ja selbst einer Commerzienräthin hätte sich ihre Seele niemals begeistern können, aber „Frau Consul“ — —! Darin erblickte sie etwas, was über die Sphäre des Geldes und der Geschäfte hinausragt, etwas Imponirendes, etwas Vornehmes und daher mit aller Kraft Erstrebenswerthes. Als sich daher für ihren Gatten die günstige Gelegenheit darbot, Consul eines jener angenehmen Staatengebilde jenseits der Cultur zu werden, sagte sie zu ihm: „Ferdinand greif' zu!“ Und als er keine rechte Lust empfand und zögerte, wiederholte sie befehlend: „Ich wünsche, daß du zugreifst, lieber Ferdinand!“ Da griff er zu.

Seine Ernennung erregte ein ungeheueres Gelächter. Als er zum ersten Male mit seiner neuen Würde angethan an der Börse erschien, fiel er den grausamsten Spöttereien der professionsmäßigen Witzbolde zum Opfer. Bei seinem Eintritt bildeten sie Spalier, und als er in höchster Verblüfftheit durch die offene Gasse schritt, riefen sie wie aus einem Munde: „Guten Morgen, Herr Consul!“

Zuerst ärgerte er sich über die „Gemeinheit“ — wie er die sinnige Huldigung seiner Freunde im Stillen nannte —, dann lachte er darüber und sagte: „Das haben Sie hübsch gemacht, meine Herren!“

„Keine Ursache, Herr Consul!“ war die einstimmige Antwort. Darauf schlossen sie einen Kreis um ihn und verfolgten ihn auf Schritt und Tritt mit den unbequemsten und boshaftesten Fragen: ob der Herr Consul bereits auf dem Auswärtigen Amt empfangen worden sei? wann der Herr Consul das erste Botschafterdiner geben werde? und ob die vom Herrn Consul vertretene geschätzte Republik auch Orden und Ehrenzeichen zu verleihen habe? So und ähnlich tönte es in aufdringlichem Chorus um ihn herum, bis er endlich die Geduld verlor und sich mit den heftigen Worten an die lästigen Frager wandte. „Ihre Späße beweisen, daß Sie für meine Republik reif sind!“

Natürlich entfesselte diese treffende Bemerkung einen neuen Sturm des Gelächters. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich an den nächsten Tagen, aber allmälig verloren die Spaßmacher der Börse den Geschmack an ihren eigenen Witzen, und die Neckereien und Sticheleien hörten auf. Aber der Consul hörte nicht auf. Der Consul blieb. Solange noch jene gelungene Begrüßungsfeierlichkeit in dem kurzen Gedächtniß der Zeitgenossen lebte, sprach der Eine oder der Andere noch sein: „Guten Morgen, Herr Consul“ mit einer gewissen ironischen Accentuirung, aber als erst einmal Gras darüber gewachsen war, bekam der Consul seinen Titel ohne jede unangenehme Betonung zu hören, genau so wie der

Digitized by Google

Consul von Großbritannien und Irland. Man hatte sich mit der Thatsache befreundet, und kein Mensch fragte mehr nach dem Warum und Wohin. Er war einmal Consul, hieß Consul und schrieb sich Consul so gut wie die Andern. Die p. t. Republik wurde als völlig nebensächlich bei Seite gelassen, man begnügte sich mit dem Consul ohne jeden Bei-, Zu- und Nachsatz.

Und es hörte sich wirklich ganz gut an, wenn man sagte: „Ich bin zu Consuls geladen" oder „Wir gehen mit Consuls nach Ostende." Und noch besser machte es sich geschrieben oder gedruckt. „Consul . . und Frau geben sich die Ehre pp." nahm sich entschieden vornehm aus; und wenn unter einem Gründungsprospect neben dem Geheimen Commerzienrath so und so zu lesen war: „Consul" der und der, so verlieh das dem Unternehmer in den Augen der Leute sicherlich einen besonders soliden Anstrich.

Unser Consul empfand das mit der Zeit selbst, und je länger er im Dienste seines glorreichen Staates thätig war, desto mehr lernte er die Annehmlichkeiten seiner Stellung schätzen und einsehen, daß er einen ausgezeichneten Griff gethan, als er das Consulat angenommen hatte. Er ist, das kann man kühn sagen, mit Vergnügen, ja mit Begeisterung Consul — oder vielmehr, er war es bis jetzt. Denn inzwischen ist ein kleines Ereigniß eingetreten, das seinem Enthusiasmus doch einen kleinen Stoß versetzt hat.

Das interessante Staatswesen nämlich, das schon lange das zeitgemäße und natürliche Bedürfniß nach einer Anleihe empfunden hatte, erinnerte sich, nachdem es bei den Geldmännern beider Hemisphären abgeblitzt war, daß das Gute eigentlich so nahe liege, und daß ja Niemand ein so inniges Interesse an seinem finanziellen Wohlergehen haben könne, als sein ausgezeichneter Consul auf dem Continent. Der Consul erschrak nicht wenig über diese, durch eine blumen- und complimentenreiche Sprache nicht schmackhafter gemachte Anzapfung, faßte sich aber bald und setzte sich hin, um einen Brief zu schreiben, der einem alten Diplomaten Ehre gemacht haben würde. Nachdem er seiner Genugthuung über die ihm widerfahrene Auszeichnung einen gebührend feierlichen Ausdruck verliehen hatte, begann er in wahrhaft ergreifender Weise die gegenwärtige Unsicherheit des Geldmarktes, die verhängnißvolle Spannung, welche wie Gewitterschwüle über den europäischen Börsen liege — man sah förmlich die Blitze zucken —, kurz die Aussichtslosigkeit einer neuen Anleihe zu schildern, sodaß selbst einem hartgesottenen Pumpgenie die Haare zu Berge stehen mußten. Allein auf die p. t. Republik machte diese Thränodie keinen Eindruck, sie gehörte zu denen, die das Gruseln nicht kannten. Sie schrieb zurück, so schlimm wäre die Sache doch wohl nicht, und sie bäte wiederholt, der Negociirung ihrer bescheidenen Anleihe, deren Betrag sie inzwischen verdoppelte, ernstlich näher zu treten.

Und dieses Ersuchen wiederholt sich nun seit einiger Zeit in neuer dringlicherer Form, und der gute Consul, der seine Munition an Gegenargumenten längst verschossen hat, zittert jedes Mal, wenn die überseeische Post eintrifft.

Offengestanden, seine Beklemmungen erscheinen uns übertrieben. Wir haben noch heidenmäßig viel Geld, und die Börsen Europas lechzen nach neuen Devisen. Er fasse nur Muth und bringe die neue Anleihe heraus, — für das Hineinfallen wird schon das Publicum sorgen.

W.

Aus der Hauptstadt.

Die Reform des Latten-Arrestes.

Die Vorkämpfer wahrer, dem Fortschritt des Jahrhunderts angepaßter Humanität und die Sittlichkeitseiferer haben ungewöhnlich gute Tage. Es fehlt ihnen nicht an Gegenständen, über die sich wirkungsvolle Moralpredigten halten lassen, sie können sich entrüsten wie seit langem nicht. Lustmorde sind zu einer stehenden Rubrik im redactionellen Theil der aufstrebenden und der großen Inseraten-Kaperunternehmungen geworden; mit einiger Ruhe sehen ihre Leiter dem Sommer entgegen, wird es doch bei der regen Thätigkeit der Herren Mörder und dem absoluten Unvermögen, sie einzufangen, an sensationellen Stoffen nicht fehlen. Und neben den vornehmeren Franz Mooren, die sich mit Kleinigkeiten nicht abgeben, regen sich kräftig die Verbrecher geringerer Güte. Ein Othello von fünfzehn Jahren feuert auf sein Fräulein Braut einen nicht übel gezielten Revolverschuß ab, erfreut sich darauf noch einige Tage der goldenen Freiheit und liest in allen maaßgebenden Zeitungen der Hauptstadt seine kühne That liebevoll ausführlich geschildert. Was selbst unseren naturalistischen Dramatikern in so jugendlichem Alter nicht begegnet, das erreicht Heinrich Nier: sein Name wird gedruckt, sein Werk eingehend besprochen. Leider muß er die Ehre öffentlicher Erwähnung mit anderen Herren dieses humanen Zeitalters theilen. Im Grunewald und seinen Potsdamer Anhängseln knallen sich Tag für Tag, besonders gern an hohen Kirchenfesten, angesehene Männer Projectile in den Bauch; alle Bande frommer Scheu lösen sich, Schwiegersohn und Schwiegervater schnauben gegenseitig Mord. Die Familienzwiste behandelnden Witzblätter können allmälig zur Schonung der Schwiegermutter schreiten, heute übernimmt ihr Gemahl dem Tochtersohne gegenüber die Megärenrolle. Aber nicht nur der Revolver thut sein Möglichstes zur Humanisirung unseres Zeitalters, auch andere Mittel stehen in Schwang. Wie erfreulich ist nicht die Geschichte von dem hochbegabten jungen Berliner Architekten, der, in zärtlicher Leidenschaft entbrannt, dem geliebten, vertrauenseligen Geschöpfe im Laufe von anderthalb Jahren ihre paar tausend Mark mühseliger Ersparnisse entlockt, nachher auch Summen im Betrage von einer bis drei Mark von ihr annimmt, um leben zu können, und sie schließlich, Uebermensch wie er nun einmal ist, nöthigt, ihrem jungen Dasein durch den Strick ein Ende zu machen! Betrachtet man objectiv diese fesselnden Ereignisse, so muß man den Toleranten und Weltweisen Recht geben: die Wissenschaften, die Künste blühn; es ist eine Lust zu leben!

Der Staat hat nun freilich Einrichtungen getroffen, wodurch die Thaten moralinfreier Herrenmenschen leise gerügt werden können. Der Staat fußt ja bekanntlich noch auf veralteten Rechtsgrundsätzen, und wenn er auch den starken Geistern nichts in den Weg legt, die durch geistvolle Emissionen und Ultimospeculationen, durch witzig ersonnene Bilanzen und kluge Arbeiteraushungerung Tausende von glücklichen kleinen Existenzen zu Grunde richten, so ist er andererseits wehleidig genug, kein Blut fließen sehen zu können. Folglich wird Heinrich Nier, der entschlossene Fünfzehnjährige, mindestens sechs Monate Gefängniß zudictirt erhalten, sofern er nicht, was wir hoffen wollen, in Anbetracht seiner Jugend mit einem Verweise davon kommt. Die Grunewaldschützen, die doch von den höchststehenden Aristokraten beglückwünscht worden sind, müssen vielleicht gar zur Festung wallen, deren furchtbare Martern nur durch die einigermaßen sichere Aussicht auf umgehende Begnadigung in etwas gemildert werden. Dagegen kann dem unternehmenden jungen Architekten aus Berlin das Gesetz schon ganz und gar nichts anhaben. Und dem wackeren Mitbürger Simon Blad, der in seinem Dienst stehende thörichte Provinzjungfräulein massenhaft verführte, zur entscheidenden Stunde in's Elend der Prostitution stieß und vorsichtshalber auch noch ihrer geringen Habe beraubte, diesem gemüthvollen Lustgreise wird man vielleicht noch zu Friedrichsfelde ein ragend Denkmal errichten. In Simon Blad und seinem Erzbilde verkörpern sich herrlich die Toleranz, die Humanität und die Aufklärung dieses großen Jahrhunderts, dieses einzigen Jahrhunderts, das in Ohnmacht fällt, wenn bei einem Negerspitzbuben die Peitsche angewandt wird, das ihn schlimmsten Falls in's Paradies der Schwarzen, in's arbeitslose Gefängniß stecken lassen will, das aber keine Miene verzieht, wenn die weibliche Blüthe, die Zukunft unseres Volkes im stinkendsten Morast verkommt, sich stumpfsinnig geduldig entehren läßt, nur um nicht das bischen Brod zu verlieren. Unsere Gesetzgebung arbeitet mit einer Locomotiv-Geschwindigkeit, die selbst dann ängstigt, wenn sie offenbar auf dem rechten Wege ist. Unsere Gesetzgebung ist ganz gewiß in

Digitized by Google

diesen letzten fünfzig Jahren nicht stehen geblieben; sie schützt das Eigenthum in einer Weise, wie sie die Weltgeschichte bisher niemals auch nur annähernd gekannt hat. Das freilich, was Jedermanns Höchstes und was also eigentlich noch werthvoller ist als das Portemonnaie, die persönliche Ehre schützt sie nicht. Nimmt ein hungriges Bürschlein vom Bäckerschragen ein Stück Brod, so wird es wegen Mundraubs bestraft, greift es gar durch die Scheibe des Bankierladens unter die gleißenden Münzsorten, so steht ihm Zuchthaus bevor. Wer dagegen in den Gassenkoth greift und seinen Nebenmenschen von oben bis unten schmachvoll besudelt, ohne allen Anlaß, aus purer Freude am Schmutze, der hat im schlimmsten Falle eine kleine Geldbuße zu befürchten. Jeder Staatsbürger hat das Recht, gegen einen beliebigen anderen Staatsbürger gemeine Beleidigungen zu schleudern; wird er deßhalb vor den Kadi geschleppt, so pönt ihn der in feierlicher Verhandlung um drei oder auch um vier Mark Silber. Einem der höchsten Richter des Reiches wird ohne jeden Grund, nur weil er ein polemisches Artiklein über die Umsturzfrage schrieb, der tödtlich beleidigende Vorwurf gemacht, er spreche Recht nach Ansehen der Person. Seinem Angreifer wird eine lächerlich geringe Geldstrafe auferlegt, die dazu noch der Verleger bezahlen wird, und doch hat er nur den einzigen mildernden Umstand für sich, daß er die Attacke in dreitägigen Versen formulirte, die gewohnheitsmäßig kein Mensch liest. Alles gilt und sacrosanct ist die sachliche Ehre, der heilige Mammon des Einzelnen; die persönliche Ehre gilt nichts — man müßte denn ein Minister oder der ragende Director einer hohe Dividenden zahlenden Actiengesellschaft sein. Dieser Zustand allein ist es, der die Verrohung der öffentlichen Sitten, die Mißachtung und Mißhandlung des Nebenmenschen und in ganz naturgemäßer Folge die Zunahme von Verbrechen gegen die körperliche Sicherheit verschuldet. Hand in Hand damit geht die niedrige Feigheit, die sich mit Vorliebe, die sich fast ausschließlich gegen Schwache und Abhängige wendet. Paul Heyse wußte, was er sagte, als er die hübsche Aeußerung that: Von Allem, was ihm auf seiner Lebensbahn begegnet wäre, erschiene ihm Eins besonders lieb und schön — daß er nie Vorgesetzte und nie Untergebene gehabt hätte. Der schneidige Ton, der in den „besseren Kreisen" als Modekrankheit grassirt und der nur den Zweck hat, Unwissenheit und arme Talentlosigkeit, arge Charakterschwächen des Strebers zu verdecken, dies Anschnauzergebahren wird seine Spitze wohl zuweilen auch gegen Gleichgestellte wenden. Aber die dumme Rohheit des Duells zeigt doch in dieser Hinsicht eine gute Seite, sie macht es dem Gekränkten, sofern er ein guter Schütze ist, möglich, etwaige Injurienproceßkosten zu ersparen und seinen mit dem Wort schnell fertigen Gegner auf kürzerem Wege zu größerer Vorsicht zu erziehen. Im Allgemeinen jedoch ist die bezeichnendste Eigenschaft der herrschenden Schneidigkeit gerade die, daß sie sich immer wehrlose Opfer sucht.

Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben, das Volk muß versittlicht werden, das Volk muß höfliche Formen annehmen, und es muß auf dringendes Verlangen noch mehreres Anderes. Klärlicher Weise können ihm, dem von Natur höchst rohen und morallosen, all diese Vorzüge nur Dank dem guten Beispiel seiner „berufenen Lehrer und Führer", der höheren Gesellschaftsschichten zufließen. Indessen sind die Exempel, die man ihm giebt, zunächst keine Muster. Die offenkundige Verhöhnung der Religion, die sich in obendrein noch frech „Gottes-Gerichte" genannten Charfreitags-Schießprügeleien, in Sonntagsentheiligungen gerade bei Kirchenbauten und anders äußert, mag noch hingehen. Daß der Einfluß der Kirche nicht noch mehr schwinde, als es bereits der Fall ist, dafür beginnt ja jetzt endlich der bessere Theil der Geistlichen selbst zu sorgen, indem er sich redlich mit der socialen Noth seiner Gemeindekinder befaßt. — Was die Höflichkeit der Massen anbelangt, so wird sie sicher mindestens so lange ein Traum der Ganzhumanen und der feingantirten Aristokraten bleiben, als in den Casernen, diesen Volksbildeschulen, selbst aus Hauptmannsmund noch die Schmeichelrede „polnische Hunde" fällt und mit ganzen vier Tagen Stubenarrest bestraft wird. Bedeutend leichter dagegen wird es sein, das sittliche Niveau des Volkes zu heben. Hierzu bedürfte es weiter nichts als einer gründlichen Hebung des sittlichen Niveaus derer, die sich zu diesem Werke besonders berufen fühlen. Wie die Dinge jetzt liegen, wäre es erforderlich, daß die Niveauheber vor Allem einmal danach trachten, zunächst wenigstens auf der sittlichen Höhe derer zu stehen, die sie bessern und fördern wollen.

Der ordinäre, aber gesunde und unverdorbene Mensch tritt gewöhnlich mit einer Art von Respect vor'm Weibe in's Erwerbsleben, mit einem Respect, den selbst die bunten Gassendirnlein nicht ganz zu erschüttern vermögen. Denn der ordinäre Mensch erwägt nicht mit Unrecht, daß die verlorenen Töchter ihr sozusagen Bestes durch Schurken und Schelme verloren haben. Er wird die Hochachtung vor der Frau, diese vornehmste Grundlage, diese schönste Blüthe deutschen Lebens, auch nicht so bald verlieren, da er die aufgeklärten Romane der dichtenden Bourgeoisiejugend kaum zu Gesichte bekommt. Erst wenn er in der Fabrik vom Chef und Werkmeister, wenn er aus dem Schicksal weiblicher Mitglieder der eigenen Familie lernt, wie man die Mädchenjagd betreibt, wird er ihre Lustigkeiten zu schätzen beginnen. Dann freilich geht mit großer Geschwindigkeit der Respect zum Teufel, und falls er ein nicht ganz ungelehriger Schüler ist, wird er in Bälde das Weib als inferior verachten und in ihm nichts als ein niederes Werkzeug niederer Freuden sehen, nach dem Beispiele seiner Herren und Meister. Es ist ein Wunder bei alledem und ein gutes Zeugniß für die sittliche Gesundheit des ordinären kleinen Mannes, daß er nur selten, wie Heinrich Nier, paschagleich die untreue Geliebte mit dem Tode zu strafen sucht, daß er die Zunft der Louis von ganzem Herzen verachtet. Der vorhin erwähnte Berliner Architekt und der vielbeweinte Dr. Steinthal — Gott hab' ihn selig — brauchen oder brauchten mit dieser Verachtung in ihren Kreisen nicht zu kämpfen. Und weiter ist es ein Wunder, daß der ordinäre Theil unserer Mitbürger so viele Ehen aus Liebe schließt, glückliche Ehen, in der Mann und Frau sich durch die Jahrzehnte herzliche Treue halten. Bei den oberen Schichten der Gesellschaft gilt der Ehebruch, scheint's, als etwas unsagbar Vornehmes, ganz und gar nicht Infamirendes; es ist nur billig, daß der Freund den dummen Freund, der ihm bedingungslos vertraut, ausgiebig betrügt, und ihn nachher, sofern sich die Nothwendigkeit herausstellt, mit einer gefälligen Kugel zu Boden streckt. „Je mehr die Sitte des Zweikampfes in Blüthe steht", sagt übrigens der Theolog Cremer, „desto mangelhafter ist in Theorie und Praxis das Verständniß für weibliche Ehre."

Ergiebt demnach der Vergleich des Pöbels mit den oberen Zehntausend, daß er in mancherlei Beziehung nicht meilentief unter ihnen steht, so darf doch keinesfalls daraus auf die Unmöglichkeit geschlossen werden, das Volk durch schöne Beispiele zu ethisieren. Und gerade zur guten Stunde kommt die erfreuliche Nachricht, Herr v. Böttticher, den wir Alle achten und schätzen, beabsichtige, den vor Zeiten sanft entschlafenen Entwurf der lex Heintze wieder zu beleben und dem Reichstage wieder vorzulegen. Mit der verbesserten lex Heintze ließe sich, wenn die neue Fassung den Ansprüchen der modernen Zeit ungefähr genügt, Ungeheueres erreichen; sie könnte die Mittel zur Versittlichung der besseren Gesellschaft an die Hand geben und dadurch endlich den Feldzug gegen die Unmoral des Volkes ermöglichen. Sie müßte sich also nicht, wie ihre Vorgängerin, wider das armselige, mißduftende Gesindel der Gasse wenden, mit eiserner Faust und ernstem Blick müßte sie an die Gewaltigen Hand anlegen. Der Industrielle, der seine wirthschaftliche Ueberlegenheit dazu mißbraucht, aus den hübschen Arbeiterinnen seiner Fabrik einen ziemlich spesenfreien Harem zu bilden, überhaupt Jeder, der ein im Dienstverhältniß zu ihm stehendes Frauenzimmer verführt, sollte Lattenarrest zu vergewärtigen haben. Prächtig taugt dann die Prügelstrafe akademisch gebildeten Zuhältern, und der durch Fasten verschärfte Dunkelarrest könnte ihnen gegenüber gleichfalls häufige Anwendung finden. Von Herrn v. Böttticher, der social versöhnt, darf man thatkräftiges und entschiedenes Vorgehen mit Fug erwarten. Und bringt er uns solch eine verständige lex, die ja dann gar nicht mehr auf den Namen des unbedeutenden Ehepaares, die ja getrost auf klangvollere Namen getauft werden dürfte, dann wird man billiger Weise nichts dagegen haben, wenn

Digitized by Google

auch Messerhelden, Kinderliebhaber und Lustmörder die Segnungen des Lattenarrestes im Finstern, ohne Wasser und Brod, recht eindringlich verspüren.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Das Glück im Winkel. Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Sudermann. (Lessing-Theater.) — Zu Hause. Ein Akt von Georg Hirschfeld. — Der Weiberschreck. Schwank in drei Akten von Moritz Heimann. (Deutsches Theater.)

Herr Sudermann hat heuer für den Verlust der Schmetterlingsschlacht an den Berlinern eine kleine Rache nehmen wollen; auch traute er den bescheidenen schauspielerischen Kräften des Lessing-Theaters nicht besonders und wartete daher die Zeit ab, wo Mitterwurzer, um den sich anscheinend nicht nur in der Wiener Burg Alles dreht, auf Urlaub gehen konnte. Hand in Hand mit diesem Schauspielretter hat er denn auch einen bemerkenswerthen Triumph eingeheimst, an den man nach der Lectüre des Buches nicht geglaubt hätte, der wegen unterschiedlicher Ablehnungen des Stückes in der Provinz mehr als zweifelhaft scheinen mußte und den man doch ganz und gar begriff, sobald man diese echte Coulissenkomödie sich zwischen Coulissen abspielen gesehen hatte.

In der That, ein scharfsinniger ausgeklügeltes und sauberer gearbeitetes Theaterstück hat die deutsche Bühne schon lange nicht mehr gesehen. Sudermann zeigt diesmal wieder, daß er einer von denen ist, die zu lernen vermögen und die mit heißem Bemühen lernen, so tief es sie auch kränkt, wenn man allzu entschieden an ihrer Unfehlbarkeit und ihrem Meisterthume zweifelt. Alle die Vorzüge Sudermann's, die wahrlich nicht gering sind, glänzen und blenden in seinem neuen Werk, und die Schwächen des Dichters, d. h. die Kehrseiten seiner Vorzüge, sind mit ungewöhnlichem Geschick vertuscht. „Das Glück im Winkel" ist, sieht man genau hin und läßt sich nicht von imponirenden äußeren Künsten und von Schauspielkünsten täuschen, pures Theater, unwahrscheinlich bis zum Tz. Aus schreienden Gegensätzen, die in solcher Häufung das Leben nun und nimmer ersinnt, holt Sudermann seine starken Wirkungen. Er setzt eine ungemein complicirte Maschine zusammen, an deren Construction jeder Techniker seine helle Freude haben muß, er läßt seinen Scharfsinn mit solcher Genialität spielen und erweist sich als so gewissenhafter Calculator, daß man es gern übersieht, wenn dem Drama alles wirkliche Leben fehlt. Und nichts ist amüsanter, als zu beobachten, wie der Autor doch den Schein dieses Lebens zu borgen weiß, wie er das dürre Gerippe mit Fleisch und Blumen, mit zu vielen Blumen beinah, behängt. Die Moderne mag über Sudermann noch verächtlicher die Nase rümpfen als sie es damals that, da er den Naturalismus feierlich für bankerott erklärte. Neben den unfähigen Schmierern jüngster Richtung, die es lärmend ausposaunen lassen, wenn sie ein künstlerisch werthloses Marktweibergezänk wortgetreu nachstenographirt haben, ragt dieser einzige, gewissenhaft arbeitende Baumeister unserer Bühne in Ueberlebensgröße auf.

Ein junges Mädchen aus adliger und ehrlicher, aber armer Familie hat sich lange Zeit unter allerhand schlimmen Verwandten, die nicht immer feinfühlend mit der Geldlosen umsprangen, unheimisch gefühlt. Sie sieht ihr Leben zweck- und freudlos verrinnen, und sie ist sich doch ihres Könnens, ihrer Schönheit, ihres heißen Durstes nach den Herrlichkeiten dieser Welt allzusehr bewußt. In dieser Stimmung wäre sie, halb Madonne, halb Bacchantin, fast das Opfer eines bezaubernd brutalen Herrenmenschen geworden, dem noch kein Weib zu widerstehen vermochte (ganz wie bei Spielhagen). Aber Sudermann hat es weislich so eingerichtet, daß ihr Bacchantinnenthum immer rechtzeitig aufhört und daß die dann folgende Reaction mächtig genug ist, eine entsagungsvolle Nonne aus dem sinnenfröhlichen, zum überschäumenden Lebensgenuß geborenen Weibe zu machen. Vor dem wilden Junker flüchtete sie in's Haus eines milden, alten Herrn, der mit Vergnügen ein Auge zudrückte und die ebenso begehrens- wie bedauernswerthe Schöne zur Frau Rectorin und Stiefmutter einiger braver Göhren machte. Doch noch ist ihr Glück im Winkel nicht gesichert. Der Frauentödter dringt in die Rectorei ein, mit ihm der heiße Odem, der durch die Laubgänge und die verschwiegenen Gemächer seines wildromantischen Schlosses weht. Und das Weib, das den Gefährlichen noch immer nicht vergessen konnte, berauscht sich an seinem Anblick, seinen Worten, sie sinkt an seine Brust und tauscht brünstige Küsse mit ihm. Die Bacchantin scheint endgiltig gesiegt zu haben. Doch zum Glück meldet sich gleich darauf wieder die Madonna in ihr, sie erkennt die Verworfenheit und Rohheit des schrecklichen Mannes, Scham und Reue zerfleischen sie, und sie würde in's Wasser gehen, wenn der wackere Rector nicht ein so überaus prächtiger, edel denkender Mensch wäre. Man muß wissen: er hat sie seiner Zeit geheirathet, obgleich er sie eines Fehltrittes schuldig hielt! Wenn er ihr das verzieh, wie sollte er ihr da nicht einen einfachen Kuß verzeihen! Der würdige Philosoph spricht der geknickten Frau weihe- und salbungsvoll zu, bis sie von seiner übernatürlichen Seelengröße gerührt in lauter Wehmuth zerschmilzt: sie wird nicht gehen, sie wird bleiben. „Und morgen werde ich mein Haus säubern!" sagt der gute Alte.

Drei Ausnahmsmenschen, drei Extreme, drei schroffe Gegensätze sind Träger und Beweger der Handlung. Es ist klar, daß sich daraus starke dramatische Wirkungen ergeben, aber es ist nicht minder klar, daß diese Wirkungen der zwingenden, elementaren Kraft entbehren müssen. Der Mechanismus wickelt sich glatt ab, jede Drehung ist genau berechnet, jedes Zäpfchen mit der Lupe genau eingesetzt und abgeschliffen. Aber wenn die drei Charaktere nicht einen unverrückbar festgefügten Apparat zu bewegen hätten, wenn sie frei, fesselos aufeinander stießen, wie es doch im realistischen, wie es in jedem wirklich guten Drama geschehen sollte — was dann? Dies Weib begnügt sich nicht mit einem kahlköpfigen, verwittweten Sokrates. Dies Weib schreit nach Lust, wird sich ihr jauchzend in die Arme werfen und jauchzend untergehen, wenn sie sie gebüßt hat. Aber sie büßte sie ja gar nicht, Herr Sudermann verbot ihr's — was will sie da im Wasser? Welches Weib wälzt wegen eines Kusses, den sie bekommen oder gegeben hat, ernsthafte Selbstmordgedanken? Und welches Weib, das stark und stolz genug war, vor einer süßen Gefahr zu fliehen, obgleich es ihr ganzes Lebensglück kostete, obwohl sie sich damit selbst zu ewiger Klosterhaft verdammte — welches Weib solcher Art fliegt dann bei nächstbester Gelegenheit dem Gefürchteten an den Hals? Die Kußscene ist denn auch einigermaßen unwahrscheinlich, und selbst Mitterwurzer und die schwarzen Augen des schönen Fräuleins Dumont vermochten sie nicht glaubhaft zu machen. Wie die beiden Liebenden, so entbehrt auch der Rector wirklicher Charakteristik. Dies Winkelmännlein, das anfänglich gar nichts von dem Ungewitter über seinem Hause ahnt, das ein armseliger und beschränkter Pedant zu sein scheint und dessen Nathananlagen uns erst verhältnißmäßig spät klar werden, dann aber viel zu überraschend prächtig in die Erscheinung treten — dieser priesterliche Apostel der Lebensfreude ist unecht, ist nicht der reine Weise, für den ihn Herr Sudermann ausgiebt. Nein, wir glauben dem Dichter seine Menschen nicht. Er hat sie falsch beleuchtet, wir sehen sie anders als er. Ein hinterhältiger Schelm, der ein hysterisches Frauenzimmer mit klingenden Worten und verdächtiger Evangeliumsweisheit zurückerobert; daneben ein wüster Gesell, der gleichfalls herrlich zu schwatzen versteht, nicht nathanisch, sondern satanisch geistvoll, der aber doch nie ganz den renommirenden commis voyageur verleugnet — so stellen sich, hört man aufmerksam hin, die drei Hauptpersonen des Stückes dar.

Bei alledem — ein interessantes und fesselndes Stück. Um Sudermann's Können und Mühen ganz gerecht zu werden, müßte man seine Nebenfiguren eingehend analysiren, die hundert feinen und minder feinen Kunstgriffe aufzeigen, mit denen er Stimmungen schafft und festhält, Strich für Strich den unsäglichen Fleiß kennzeichnen, der jede Einzelheit sauber ausfeilt, als hinge von ihr das Schicksal des Ganzen ab. Wer so schafft, mag immerhin mit dem Stoffe an sich einen Fehlgriff gethan haben, sein Drama wird trotzdem unterhalten und reichlich anregen.

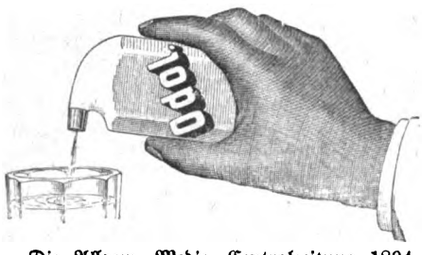
Der junge Herr Hirschfeld sollte in diese Schule gehen und dann die Tragödie schreiben, von der er einen Akt im Deutschen Theater voreilig auftischte. Die gar nicht rasch hingeworfene, sondern offenbar mühselig ausgetüftelte und zusammengefügte Scenenfolge macht gleichwohl den Eindruck einer gewissenlosen Schluderei; alle Nebensachen sind unerträglich breit ausgemalt, der säbe Schluß durch nichts angedeutet oder gar motivirt. Dabei ist die Schilderung des großstädtischen jüdischen Familienlebens so übel nicht und zeugt jedenfalls von hübschem Beobachtungssinne des Verfassers. Freilich kann er von Glück sagen, daß er Hirschfeld heißt, sonst hätte man ihm die mitleidlose Enthüllung von so viel Fäulniß und ekler Sittenlosigkeit kaum so leichten Kaufs hingehen lassen. Wie der Vater in rastloser Jagd nach Erwerb körperlich und seelisch derart herabgekommen ist, daß er „zu Hause" Weib und Kindern nur noch zum Gespött dient; wie die Mutter in toller Verschwendungssucht und widerlicher Sinnlichkeit das Glück des Hauses von Grund auf zerstört hat; wie ihr schamloses Söhnchen, ein angehender Börsenlump, die schmutzigen Freuden der Mama lächelnd gutheißt und noch weniger gegen die Geldzuschüsse des Hausfreundes einzuwenden hat — das Alles mag, Herr Hirschfeld wird es schon wissen, wahr sein im realistischen Sinne des Wortes. Nur wird sich in einem einzigen Hause so massenhafter Schmutz nicht finden; der Dichter hat ihn anscheinend aus mehreren bekannten Familien zusammengetragen. Immerhin gefiel die Häufung dem Publicum, ihr zu Liebe übersah es die Albernheit des Aktschlusses und rief den Dichterjüngling vor die Gardine.

Herr Moritz Heimann hat es nicht so gut getroffen. Sein Schwank „Weiberschreck" — für diese Herrchen giebt es nämlich keine Frauen, sondern nur Weiber — behandelt den uralten Scherz, daß zahlreiche Ehen für ungiltig erklärt werden sollen, weil auf dem Standesamte bei ihrer Schließung Versehen vorgekommen sind. Die von dem Unglück betroffenen Frauen geben sich nun die größte Mühe, ihren Männern das schreckliche Ereigniß zu verhehlen und sie bei hochgradig guter Laune zu erhalten, um ihnen so den zweiten Gang zum Standesamt zu erleichtern. Erst als die Gefahr vorüber und alle Angst verflogen ist, beginnt wieder die alte Tyrannei. Dies seiner Zeit von sämmtlichen Witzblättern Europas auf anderthalb Spalten verarbeitete Motiv hat Herr Heimann zu drei fürchterlichen Akten gedehnt, daneben verspottet er auch noch die Pedanterie der Gelehrten und die Verheirathungswuth töchtergesegneter Mütter. Mit diesem Motive, denen er zum Glück nicht noch die Verwechslung von Onkel und Neffen angliedere, würde ein Methusalem unter den Possenmachern Ehre einlegen; Herr Heimann sollte billig nur die Scherze verwenden, die seit seiner Geburt umgehen. Er wird es dann im deutschen Lustspiele noch weit bringen, denn ein totaler Mangel an Humor zeichnet ihn in ganz ungewöhnlicher Weise aus und seine Langweiligkeit übertrifft bereits die unserer beliebtesten Spaßgreise.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



Die Allgem. Medic. Centralzeitung 1894, Nr. 32, schreibt:

Ein Mundwasser erfüllt seinen Zweck nur durch **anhaltende** Unterdrückung der Gährungs- und Fäulnißvorgänge im Munde, welche die Ursachen des Mundgeruchs und der Zahnverderbniß sind. Bei der vergleichenden Prüfung der bekanntesten Mundwässer wurden **alle** an anhaltender fäulnißverhindernder Wirkung **bei weitem übertroffen durch** die **Odol**-Emulsion, weil die darin schwimmenden Oeltröpfchen des Odol-Antisepticums sich in der Mundhöhle überall niederschlagen.

1/1 Fl. Odol Mk. 1,50, fl. 1.— ö. W. in Drogengesch. und Apotheken.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Verlag der **Roßberg'schen** Hof-Buchhandlung in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Montesquieu

als Volkshistor, Philosoph, Vorkämpfer der germanisch-protestantischen Kultur und als politischer Prophet.

Von

Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.

Preis 1 Mark.

Der Verfasser giebt auch interessante Notizen aus der 1894 erschienenen Voyage en Autriche et en Italie und aus der noch unveröffentlichten Voyage en Allemagne.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind soeben erschienen von

Kuno Fischer:

Goethe's Sonettenkranz.

(Goethe-Schriften 4.)
8°. Brosch. Mk. 2.

Die langerwartete Fortsetzung der Goethe-Schriften.

Kritische Streifzüge wider die Unkritik.

(Kleine Schriften 4.)
8°. Brosch. Mk. 3.20.

Wir machen besonders aufmerksam auf die sehr lehrreichen polemischen Erörterungen, den Tasso betr., mit Bezug auf des Verfassers Buch: **Goethe's Tasso.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält ... Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit ... Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen ... Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet ... Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

HANS VON BÜLOW

Briefe und Schriften

herausgegeben von

Marie von Bülow.

I. Briefe.

Band I u. II mit Bildnissen und Faksimilen. *M* 10.—, geb. in Leinw. *M* 12.—, in Halbfranz *M* 14.—.

Von diesem Werke, das ein Gesammtbild der künstlerischen und geistigen Persönlichkeit Bülow's darbieten wird, legen wir zunächst die zwei ersten Bände „Briefe" vor. Diese geben ein abgeschlossenes Bild der Jugendentwicklung, welches durch eingeflochtene Bemerkungen der Herausgeberin, sowie durch Dokumente verschiedener Art ergänzt ist und so recht eigentlich als eine Selbstbiographie betrachtet werden mag.

Für die Verehrer des Fürsten Bismarck.

Bei Otto Meißner in Hamburg ist eben erschienen:

Aus dem Sachsenwalde

von **Dr. Richard Linde,**
Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

80 Quartseiten Text und 27 Lichtdrucke von J. Löwy in Wien.

Gebunden 12 Mark.

Der historische Inhalt, sowie die von der artistischen Anstalt J. Löwy in Wien mustergültig ausgeführten landschaftlichen Lichtdrucke, welche den Freunden des vielbesuchten Sachsenwaldes besonders willkommen sein werden, sichern diesem Werke einen bleibenden Werth.

Hierzu eine Beilage der Wein-Groß-Handlung **Richard Kox** in **Duisburg.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

UNIVERSITAS INDIANENSIS

№ 17. Berlin, den 25. April 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Duell-Unwesen. Von A. Br. — Zur Erinnerung an die Pariser Commune. Von Karl Diehl. — Neue Gedichte von Ada Negri. Von Ernesto Gagliardi (Berlin). — **Feuilleton.** Ausreden lassen! Humoreske von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Der hohle Zahn. Von Timon d. J. — Offene Briefe und Antworten: Zum Fall Johanna Ambrosius. Von Martha Ambrosius. — Notizen. — Anzeigen.

Das Duell-Unwesen.

Was ist Alles über das Duell gesprochen, geschrieben, gepredigt — und ist es besser geworden? Die Thatsachen des Lebens sprechen gewaltiger als alle religiösen, ethischen, strafrechtlichen Abhandlungen. Gerade die Geschichte der letzten Wochen redet mit wundervollen Zungen — immer mehr wird gegen das Duell gefehdet und geeifert — immer rapider nimmt es überhand. Ich möchte nicht für frivol gelten — aber ich sage: um so besser! Reformen wachsen sehr langsam — sie wollen gezüchtet werden — nichts aber züchtet sie besser als Ereignisse, die zum Himmel schreien. Eine Reform kommt erst dann zum Siege, wenn sie unumgänglich nothwendig geworden ist. Die weisesten, idealsten Menschen können hundert Mal die Unfehlbarkeit bestehender Zustände oder sage ich klarer Mißstände erkennen, können gegen sie mit Menschen- und mit Engelzungen reden, ihr ganzes Sein einsetzen — für die Welt bleiben sie Träumer oder Märtyrer — die thatkräftigen Reformatoren sind die Ereignisse, nicht die Personen. Es bleibt lediglich bei dem Einen: „Als die Zeit erfüllet war" ...

Ob die Zeit noch immer nicht erfüllet ist für eine Reformation des Duellwesens — nicht für eine Scheinreformation der schönen Worte, die Raketen in die Luft sendet, die nicht treffen und verwunden, höchstens ein bischen blenden und knattern, sondern für eine wirkliche, ernste, strenge Reformation, eine Reformation der That am Haupt und an den Gliedern?! Daß endlich die Zeit für sie erfüllet wäre, — und mir ist, als wäre diese Erfüllung nicht mehr zu fern! Eine kühne Hoffnung. Woher ich sie schöpfe? Nicht aus den Ereignissen allein, diesen immer gewaltigeren Anklägern wider eine laxe, vorurtheilsbefangene, ja wider eine entsittlichte und dem Geiste des Christenthums gradezu feindliche Handhabung des Rechtes und Gesetzes — ich schöpfe diese Hoffnung vielmehr aus der erfreulichen Thatsache, daß die immer glühendere Predigt dieser Ereignisse taube Ohren hörend, blinde Augen sehend zu machen beginnt. Man hört auf sie, wo man früher nie auf sie hören wollte, die Kette der Vorurtheile wird loser und loser, die Nebelwolken des Wahnes zertheilen sich zaghaft, aber sichtlich; die Sonne ist noch nicht aufgegangen, aber das Morgenlicht dämmert — der Horizont flammt, der Tag muß kommen! Ich habe nie Kundgebungen der Presse mit so heller Freude begrüßt als das „Eingesandt" eines Adligen in der Kreuzzeitung, der ohne jeden Hinterhalt das Duell verwirft, und den herrlichen Charfreitag-Artikel des Militär-Wochenblattes. — Doch davon nachher — verweilen wir erst bei den Ereignissen.

Ein stets wechselndes Repertoire zeichnet das Theater des Lebens aus wie kein anderes. — Heute Abend eine Komödie, morgen eine Tragödie. Das Duell ist modern in jeder Beziehung. Wenn es aus dem Rahmen der Komödie heraustritt, giebt es sich als das Drama des Pessimismus, ja, es ist das moderne Drama des Pessimismus an sich: Der letzte Akt stets unversöhnlich, bizarr — das große unlösbare Fragezeichen.

Unter den unzählbaren Komödien und Tragödien, die alle den Einen Titel führen, alle in unseren letzten Wochen spielen, greife ich nur zwei heraus, zwei packende und typische Stücke, beide interessant durch ihre Handlung, interessanter aber durch ihre Nachspiele.

Zuerst die Tragödie! — eine einfache erschütternde Handlung, eine Geschichte, die alt ist und ewig neu bleibt, die tausend Herzen gebrochen hat und tausend brechen wird, bis die ersehnte Reformation der That am Haupt und an den Gliedern endlich eintreten wird. Ein angesehener beliebter Rechtsanwalt — ein glückliches Heim, eine ungetrübte Ehe — dann: Die Verführung in Gestalt eines Marineofficiers, — ein Duell, das in der zopfbehangenen, vorurtheilsbefangenen Zeit, in der das Stück spielt, unvermeidlich ist, — und nun das bizarre, unlösbare Fragezeichen: der gekränkte, der schuldlose Ehemann fällt. — Die Beleidigung ist mit Blut abgewaschen, der Ehre ist genug gethan. Der Vorhang fällt.

Plaudite! Plaudite! — Schließlich muß ich sagen: Das einzig Versöhnende an dieser Tragödie ist noch der Tod des Ehemannes, denn Blut sollte unter allen Umständen fließen, das gehört nun einmal dazu, und wenn er, zum Krüppel geschossen, seinen Nebenbuhler als Gatten seine bisherige Frau zum Balle führen sieht, dann freilich ist die Sühne durch das Duell, die „Abwaschung durch Blut" noch ehrenhafter und trefflicher! — O wundervolles, vielgelobtes Jahrhundert der Humanität und Intelligenz, wie herrlich weit haben wir es gebracht! —

Doch nun ein heiteres Bild. Die Komödie! Ein angesehener Gelehrter aus altadeligem Hause — nennen wir ihn Georg von Below — schreibt eine Recension über Untersuchungen von zwei Privatdocenten. Sein Urtheil ist streng, aber fachmännisch sachlich. Jene beiden Privatdocenten aber werden durch dasselbe so in Harnisch gebracht, daß sie, anstatt

Digitized by Google

etwas Besseres zu schreiben, die Revanche durch Blut der durch Tinte vorziehen. Die gekränkte Ehre kann nur mit Degen oder Pistole hergestellt werden. Das Stück spielt eben im Jahre 1896, und da ist jeder andere Weg plebejisch, da folgen auch die Gelehrten dem Worte des aristokratischen Meisters: „odi profanum vulgus et arceo“. Aber Herr von Below versteht so zart-aristokratische Empfindungen nicht, das Leben auf dem Katheder und in der Oeffentlichkeit muß ihn abgestumpft haben — er lehnt ab und hat alle Lacher auf seiner Seite — und alle ernsten, alle gebildeten, alle vernünftigen Leute! Auch die Nachricht, die durch die Presse ging, daß sich die Familie des adeligen Professors von dem die Standesehre so ignorirenden Gliede in öffentlichen Erklärungen losgesagt habe, ist von Herrn von Below dementirt worden. Sie erschien uns gleich unglaublich! Damit aber schließt das Stück nicht — der Epilog folgt, und um seinetwillen ist es mir von Herzen recht, daß diese Komödie aufgeführt ist.

In einer Recension nämlich über die 17. Auflage des „Lehrbuches des Deutschen Strafrechtes“ von A. F. Berner, die in Nr. 1 des 158. Jahrganges der „Götting'schen gelehrten Anzeigen“ erschienen ist, wirft Herr von Bülow die Frage nach der Entstehung des Duells auf und löst dieselbe in ebenso anregender wie einleuchtender Weise. Und mehr. Um die gewonnenen Resultate auch dem größeren Publicum zugänglich zu machen, behandelt er sie in einer im Verlage von H. Brunnemann in Cassel kürzlich erschienenen Broschüre: „Das Duell und der germanische Ehrbegriff.“ Sie liegt mir vor und ist ein hauptsächlicher Antrieb zum Schreiben dieser Zeilen gewesen.

Ihr Motto ist ein Ausspruch des Kaisers Matthias aus dem Jahre 1617. Durch die Duelle wird „das ziel und ende der ritterlichen und adelichen tugenden, auch aller deutschen redlichkeit, welche in diesen excessen garnicht, sondern in der erbarkeit und erlaubten tapferkeit besteht, mit nichten erhalten“.

Daß das Duell in der Geschichte nicht ritterlichen und adeligen Tugenden zur Förderung und Erhaltung gedient hat, daß das heutige Wesen des Duells überhaupt nicht aus dem Mittelalter kommt, gar der specifische Ausdruck des Ehrbegriffs der Germanen und namentlich des mittelalterlichen Ritterthums ist, sucht Herr Professor v. Below nun des Weiteren darzuthun. Er setzt sich damit in offenbaren Gegensatz zu den Forschungen der meisten Gelehrten, die fast einstimmig darüber einig sind, daß das Duell aus dem Mittelalter stamme — die Gegner wie die Anhänger, diese rechtfertigen damit das Duell, jene fühlen sich dadurch beengt und verwerfen es gerade, weil es ein Ueberbleibsel des Mittelalters ist.

Selbst Berner in seinem oben angeführten Buche steht auf dem Standpunkt, daß das Duell in seinem Gehalt und Wesen dem Germanenthum angehört und nur seine „heutige Form“ aus Frankreich stamme. „Die Anschauung von dem germanischen und ritterlichen Ursprung des Duells“, sagt dagegen v. Below, „die so allgemein getheilt wird, ist jedoch thatsächlich ein vollkommener Irrthum, einer der größten und verhängnißvollsten Irrthümer, die die Weltgeschichte kennt — verhängnißvoll durch die sittliche Verwirrung, die er verursacht hat, und durch die Zahl der Menschenleben, die ihm zum Opfer gefallen sind. Dem Mittelalter, wenigstens dem deutschen Mittelalter, ist das Duell durchaus fremd.“ — Er bringt damit ein neues Licht in die Duellforschung der Geschichte, er gewinnt eine neue Handhabe in der ethischen und religiösen Beleuchtung des Duells, er sagt einmal etwas Anderes als das Althergebrachte. Und er thut das nicht in aufgebauschter sensationeller Weise, sondern in der ruhig vornehmen Art des Gelehrten, der als einsichtsvoller Kenner des Mittelalters und seiner Institutionen nur durch geschichtliche Thatsachen, durch sorgfältig abgewägte Gründe zu beweisen sucht. Wer die Broschüre liest, wird mir zugeben, daß seine vorurtheilsfreie und unbefangene Forschung überzeugend wirkt, daß es ihm gelungen ist, die herrschende Meinung über Entstehung und Wesen des Duells stark zu erschüttern. „Ich hege gar kein Bedenken zu behaupten: Kein deutscher Adeliger und ganz besonders kein Mitglied einer alten deutschen Adelsfamilie, dem der historische Ursprung des Duells bekannt ist, darf den Duellstandpunkt vertreten.“ — Das Duell, wie wir es heute haben, ist ein außergerichtliches, ja ein ungesetzliches Verfahren; es beruht auf einer principiellen Verachtung des Gerichts, weil die Duellanten die Beschreitung des Rechtsweges für die Erreichung ihrer Zwecke für nicht angemessen, ja für entehrend halten. — Dadurch schon unterscheidet es sich völlig von dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters, der eben ein gerichtlicher Akt ist und vor Gericht vor sich geht — ja, für eine Art von Streitigkeiten ist der Zweikampf am wenigsten angewendet worden — und das sind gerade die Ehrenhändel! „Nichts beweist schlagender, daß der moderne ‚Ehrenkampf‘ nichts mit dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters zu thun hat, als die Thatsache, daß man im Mittelalter den Zweikampf anwandte, um den Dieb des Diebstahls zu überführen.“ Das Duell hat mehr mit dem „Hahnenkampf“ als mit dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters gemein — ja, das neunzehnte Jahrhundert, das sich seiner Aufklärung und Humanität nie genug zu rühmen weiß, steht in der vernünftigen, rechtsfreundlichen Auffassung des Duells weit hinter dem rohen Mittelalter zurück — dort lag ihm doch wenigstens der naiv-sittliche Gedanke zu Grunde, daß es ein Gottesurtheil sei, daß eine göttliche Entscheidung in ihm siege. Ich gebe v. Below Recht und frage: Wer in aller Welt wollte die Stirn haben, das Duell Zencker-Kettelholdt als ein Gottesurtheil zu betrachten, wer wagen, den lebendigen Gott so zu lästern?! — Beleidigungen der persönlichen Ehre wurden von den alten Deutschen nie mit „Blut abgewaschen“. Auch der deutsche Adel des Mittelalters hielt sich nie für zu vornehm, in Ehrenhändeln das ordentliche Gericht anzurufen. Die modernen Ritter des Duells müßten also die Ritter des Mittelalters für feige erklären, wofür sie schwerlich Glauben finden möchten; grade die Mitglieder der Deutschen Adelsfamilien, deren Ahnen bis in's Mittelalter reichen, müßten sich auf's Schärfste gegen die unbedingte Giltigkeit des Duellstandpunktes aussprechen, weil sie sonst einen Makel auf ihre Herkunft werfen. „Wenn man die adelige Haltung von dem Bekenntniß zum Duellstandpunkt abhängig macht, dann wird man in Deutschland nur einen sehr kleinen Kreis von Familien ausfindig machen können, deren Mitglieder stets jene „adlige Haltung“ eingenommen haben, und diese adligen Familien würden von äußerst jungem Alter, dazu vielleicht noch nicht einmal durchweg von germanischer Herkunft sein.“ — Das Duell ist ganz und gar nicht deutsch. Der Deutsche hat eine ernste sittliche Lebensauffassung, er ist nicht frivol, er spielt nicht mit dem Leben. Den Deutschen zeichnet ein ausgeprägtes Rechtsgefühl und ein streng gesetzlicher Sinn aus. — Und nun, nachdem Herr v. Below den verhängnißvollen Irrthum auf jede Weise zurückgewiesen, daß das Duell seinem Wesen nach im Deutschen Mittelalter wurzele, zeigt er uns das Land, in dem das Duell als Ehrenkampf aufgetaucht und sicher nachweisbar ist. Das Land ist — Spanien, das Vaterland des Don Quixote; hier war es schon im 15. Jahrhundert heimisch. „Die Stimmung einer Species von Menschen, die sich über das vergossene Blut von Thieren und Menschen gleichmäßig freut und auch dem Stiere zujubelt, der den Matador verwundet oder tödtet, sie ist ein sehr geeigneter Boden für die Ausbildung des Duellwesens. Es ist wahrlich nicht Zufall, daß das Duell sich zuerst im Lande der Stierkämpfe zeigt.“ — Spätestens im Anfang des 16. Jahrhunderts ist es denn auch bei den Italienern und Franzosen an der Tagesordnung. — Hiernach ist das Duell eine romantische, nach Deutschland übertragene Erfindung. Seinem Wesen nach ist es durchaus undeutsch. „Der Germane

Digitized by Google

hat eine Auffassung von der angemessenen Erledigung eines Ehrenhandels, die dem Duellstandpunkt auf's Allerschärfste gegenübersteht. Der deutsche Ritter des Mittelalters würde das Duell als etwas Lächerliches angesehen haben. Die Einrichtung des Duells ist ebenso undeutsch wie sein Wort. Es ist geradezu lächerlich, aus dem Duellwesen sich den Ehrbegriff des Germanen und des Ritters zu construiren." — Wir sind am Resultat und fassen dies in die Worte Belows zusammen: „Das sogenannte Ehrenduell ist nicht ein Rest von Einrichtungen des alten deutschen Ritterthums, sondern von Liebhabereien einer erbärmlichen Gesellschaft, wie sie kaum sonst das Mittelalter und die Neuzeit kennen." — Der Epilog der Komödie: Die Docenten contra Below war diese werthvolle und bereits viel gewürdigte Broschüre. — Und der Tragödie Zencker-Kettelholdt?! — Nun, ich bin der festen Ueberzeugung, gerade dieser Tragödie haben wir es zu danken, daß endlich auch einmal denen, die bisher nicht sehen wollten, die Augen geöffnet sind, daß durch die Tagesblätter aller Richtungen ein Sturm der Entrüstung, ein flammender Appell an strenges Recht und Gesetz ging, daß in diesen Sturm vielleicht selbst willenlos Blätter von sehr reservirter Haltung hineingerissen wurden: die Kreuzzeitung und das Militärwochenblatt! Beide erkennen die Nothwendigkeit der Abhülfe, beide suchen den Weg zu ihr zu weisen, und wenn sie ihn auch nicht finden, schon diese Offenheit, dies Bestreben ist lobenswerth.

Die Kreuzzeitung verlangt, was schon oft gefordert ist: eine weitergehende Competenz der Ehrengerichte, eine strenge Directive, den schuldigen Frevler an der Ehre des Nebenmenschen zur Abbitte zu zwingen, Weigerung der schuldigen Erklärung aber oder „nicht wieder gut zu machende Ehrverletzungen" mit empfindlicher Strafe zu belegen. Sie hofft dadurch eine Minderung des Duellwesens, ein Schwinden des Vorurtheils, dem man sich beugt, hofft, daß es dann nicht mehr vorkommen könne, daß der Zerstörer einer Ehre dadurch gesellschaftlich sich reinigen kann, daß er den gekränkten Ehemann über den Haufen schießt, oder sich von ihm zum Krüppel schießen läßt. — Und wie ich soeben zu meiner großen Freude lese, hat der Deutsche Adelstag diese Vorschläge zur That gemacht. Er hat sich dahin ausgesprochen, daß die principielle Verwerfung des Duells und die daraus folgende Ablehnung einer Forderung (selbstverständlich aus ehrenhaften Gründen) als eine an sich berechtigte Handlung zu betrachten ist, durch welche die Ehre des Betreffenden in keiner Weise verletzt werde. Die Constituirung eines Ehrengerichtes wurde für diejenigen Mitglieder beschlossen, die ihre Ehrenhändel auf gesetzmäßigem Wege und nicht durch Zweikampf geschlichtet sehen wollen. — Das Alles ist lobenswert, ist ein sichtbarer Fortschritt. Ich habe nur Eins einzuwenden. Ich fürchte: Kein solch Ehrengericht wird intime oder „schwere nicht wieder gut zu machende Ehrverletzungen", wie z. B. Ehebruchsfälle, vor ihr Forum ziehen und sühnen können, wie es ihm überhaupt nicht gelingen wird, verwickelte Fälle in beide Theile befriedigender Weise zu schlichten. Das deutet der verständige Verfasser in der Kreuzzeitung auch selber an. Diese Vorschläge und Beschlüsse sind mir noch viel zu zaghaft, sie wurzeln in einer viel zu idealen und naiven Psychologie, sie wollen einen tief wurzelnden Krebsschaden durch besänftigende Mittelchen heilen — und das ist heutzutage nicht mehr möglich! — Und das sieht die Kreuzzeitung, denn ihr „Eingesandt" schließt: „Der Bann, welcher jetzt nach den gesellschaftlichen Anschauungen über das Duell herrscht, kann nur von oben genommen werden."

Das ist mir aus der Seele geschrieben, das ist auch meiner Meinung nach der einzige Weg, der aus dem Labyrinth herausführt. Nur energischer, radicaler fordere ich diesen Weg als die Kreuzzeitung. — „Von oben her", dabei muß ich verweilen.

„Von oben her" ist die Hülfe gegen das Duell gekommen, seit den ältesten Zeiten — die beiden herrschenden Mächte, die Kirche und die Monarchie, reichten sich die Hand zu Trutz und Kampf gegen den Feind.

Zuerst die Kirche. War es nicht natürlich, daß sie mit aller Macht die Beseitigung einer Institution erstrebte, die der Lehre, die sie verkündete, so offenbaren Hohn sprach?! „Im angelsächsischen Reich," sagt Heinrich Brunner, „übten auf die älteren Satzungen die Anschauungen der angelsächsischen Kirche einen weitgehenden Einfluß; er zeigt sich unter Anderem in der Gestaltung des Beweisrechtes, denn nicht nur der Zweikampf, sondern auch die einseitigen Ordalien fehlen." Und v. Behr hebt hervor: „Das Rechtsbuch der Kirche des Mittelalters, das corpus iuris canonici, enthält mehrere energische Bestimmungen gegen den Zweikampf.

Die Kirche! Wer wäre auch in unseren Tagen berufener, den gerechten Kampf aufzunehmen gegen diese barbarische Sitte, die nicht nur eine Ironie auf das fünfte Gebot ist, die so grell der hoheitsvollen Lichtgestalt unseres Heilandes widerspricht. — Es ist mir immer unbegreiflich geblieben, daß gerade Leute, die als christlich, ja als streng kirchlich gelten wollen, Vertheidiger des Duells sind. Man kann es deßhalb nicht genug preisen, daß gerade in diese Kreise hinein das Militär-Wochenblatt in seinem letzten Charfreitags-Artikel einen ebenso wahren wie warmen Appell getragen hat — an das christliche Bewußtsein seiner Leser sich richtend. In diesem Sinne sollte viel häufiger von den Kanzeln gepredigt werden, insbesondere die Militär-Prediger sollten in dieser Zeit öfter und freier vom Herzen fort gegen das Duell als grobe Sünde predigen und sich nicht vor den an höherer Stelle herrschenden Ansichten fürchten. — Aber so schön das Alles ist, hat die Kirche noch irgend welche Mittel, ihren Neuerungen Nachdruck zu verschaffen? — Einst ja. Das Concil von Trient ging so energisch gegen das Duellunwesen vor, daß nach dem Bericht Brantôme's zwei Edelleute, die sich durchaus duelliren wollten, zu dem Zwecke von Italien nach der Balkanhalbinsel übersetzen mußten, da ihnen durch die Beschlüsse des Concils von Trient die Möglichkeit dazu auf christlichem Boden abgeschnitten war. Einst ja — aber heute?! Sie könnte heute dem im Duell Gefallenen das christliche Begräbniß versagen, damit träfe sie aber nur den schon so genug Gestraften und meistens noch dazu, wie die neuesten Fälle lehren, den Unschuldigen! — Die Kirche kann die Reformation an Haupt und Gliedern thatkräftig stützen und fördern — kommen aber muß sie erst von einer anderen Macht. Hand in Hand ging seit Alters mit der Kirche die Monarchie. „Die Monarchie ist die große Culturträgerin des Mittelalters, und zu den unsterblichen Verdiensten, die sie sich erworben, gehört auch die Einschränkung und schließliche Beseitigung des gerichtlichen Zweikampfes," sagt v. Below. Frankreich unter Ludwig dem Heiligen ging hierin voran, aber Deutschlands Monarchen hatten um Beseitigung des Zweikampfes ebenfalls Verdienste, die nicht gering anzuschlagen sind — besonders die der fränkischen Monarchie. — Auch aus neuester Zeit ist es bekannt, daß die Hülfe „von oben" gekommen ist. Dem Einfluß des Prinzen Albert, dem verstorbenen Gatten der Königin von England, gelang es, die Unsitte des Zweikampfes aus dem Heere so auszurotten, daß sich heute ein Engländer, der sich duellirt, in der vornehmen Gesellschaft unmöglich macht, während bei uns — Gott sei es geklagt, Duellhelden dort noch mit einem gewissen Nimbus umgeben werden. — Von oben her — von der Monarchie! Es ist sehr bezeichnend, daß in England der Weg von der Armee in die vornehmen Volkskreise gegangen ist. Ob das nicht auch der für unser Vaterland vorgezeichnete Weg wäre? Der Krebsschaden des Duellwesens liegt darin, daß es in der Armee, im Officierstande als unumgänglich nothwendig für den, der seines Kaisers Rock tragen darf, angesehen wird. So wie das Duell in der Armee verpönt wäre, wäre der Krankheitsheerd mit einem Male zerstört, wir hätten darum leichtes Spiel mit ihm. Die Duellfrage heißt erst in zweiter Reihe: Où est la femme?!

Digitized by Google

In erster heißt sie anders: Wo ist der Reserveofficier?! — Der Reserveofficier ist der Blitzleiter des Duells von der Armee hinein in die gesellschaftlich feinen Kreise des Volks. Ueberall spukt er herum. Da mag Einer persönlich noch so religiöse, sittliche, noch so vernünftige Ansichten wider das Duell haben — er ist Reserveofficier, es hilft ihm nichts, er muß sich schlagen! Sonst macht er sich eben unmöglich in der Gesellschaft, der er angehört; es sind bei uns einmal umgekehrte Zustände wie in England. — Es ist markant hierfür, daß auch der unglückliche Rechtsanwalt Zencker Reserveofficier war und als solcher, wie die Presse berichtet, zum Duell gezwungen war, wollte er nicht seine Entlassung als Landwehrofficier mit schlichtem Abschied gewärtigen. Von der Armee — das wiederhole ich — dringt das Duell in die „satisfactionsfähigen" Kreise der Gesellschaft. Wir haben so viel Gutes von unserer Armee — könnte sie nicht auch hier unser Retter und Befreier werden?! Und warum die Hoffnung aufgeben?! An der Spitze unserer Armee steht ein oberster Feldherr der nicht nur für alles Gute und Gesunde ein warmbegeistertes Herz hat, der oft genug bewiesen hat, daß er die Thatkraft besitzt, in seinem Heere allen Vorurtheilen zum Trotz das zum Siege zu bringen, was ihm recht und heilsam erschien — ja, der sich auch bereits gegen die Duellseuche mit scharfen Worten ausgesprochen hat. Das Duell bleibt aber in der Armee unsterblich und unverwundbar, solange man ihm seinen Nimbus als Ehrenthat läßt — in diesem Falle bleibt es Pflicht für den Officier.

Wenn nun das Verdienst der Below'schen Schrift darin besteht, überzeugend nachgewiesen zu haben, daß es unmöglich ist, in dem Duell noch ferner einen Ausdruck deutscher Ritterlichkeit, gesunder Männlichkeit, adeliger Gesinnung zu sehen, daß es undeutsch ist von Grund aus und nichts als der Rest von Liebhabereien einer erbärmlichen Gesellschaft, dann, meine ich, müßte es zuerst heraus aus unserem deutschen, ritterlichen Officierstand, aus der Armee, in der es sich fortschleppt wie eine ewige Krankheit. — Dazu freilich giebt es nur Einen Weg: es darf nicht mehr als Ehrenthat angesehen und behandelt werden. Heutzutage erhält ein Officier, der eine Forderung aus den triftigsten Gründen ablehnt, den schlichten Abschied, und wäre er der tüchtigste Soldat. Umgekehrt müßte es werden, vor Allem der Herausforderer müßte in empfindlicher Weise gestraft werden. Das Duell darf nicht mehr im Heere zum guten Tone gehören; unsere Officiere haben es nicht nöthig, ihre Ritterlichkeit, ihre Tapferkeit, ihren Edelmuth in einer Institution zu bewähren, die im Lande der Stierkämpfe entstanden ist. — Ein schweres, ein empfindliches Heilmittel! Nur ein Mann von Gottes Gnaden, ein Auserwählter kann es bringen. Das aber ist zweifellos, daß der große Ritter Sanct Georg, der diesem Drachen endlich das Haupt zerschmetterte, um seine Stirne den Lorbeer unvergänglichen Ruhmes winden, daß er ein Fürst des Friedens sein würde für alle Zeiten. —

Ist das Duell eine Handlung, die mit dem Ehrbegriffe des Deutschen sich nicht verträgt, dann müßte aber auch Recht und Gesetz des Volkes endlich aufhören, ihm gegenüber Ausnahmestellung zu gewähren, dann müßte es unter dieselben Strafen gestellt werden, wie alle Vergehen gegen Leben und Sicherheit des Nächsten. Man bestrafe die Duellanten, besonders die Herausforderer nachsichtslos nach dieser Maßgabe, und der Nimbus des Duells wird schwinden auch in den besten Gesellschaftskreisen. Wenn sich zu Thaten Monarchie und Kirche und Volk mit ernstem, heil'gen Willen verbinden, sollte dieser Dreibund nicht stark genug sein, die schändende Sitte unserer Tage zu vernichten, die unser Christenthum unter die Füße tritt, unserer heiligsten Gefühle spottet, uns zu Handlungen zwingen will, die mit unserer Ueberzeugung nicht in Einklang zu bringen sind — die wir vor Gott und unserem Gewissen nicht verantworten können.

Eben ist diese Abhandlung beendet, da melden die Zeitungen das Duell Schrader-Kotze. Es ist fast unheimlich, wie dieses Duell Alles bestätigt, was wir soeben geschrieben — als wollte es das Siegel darauf drücken! Wieder ein Ereigniß, das anklagend gegen die laxe Handhabung des Rechts zum Himmel schreit — wieder die Thatsache schlagend erhärtet, daß Wurzel und Stütze des Duells in der Armee und in militärischen Anschauungen gegründet ist: Wegen Ablehnung der Forderung hatten zwei Ehrengerichte den einen der Duellanten zur Ausstoßung aus dem Officierstand verurtheilt; müde und mürbe haben sie ihn dadurch zum Duell gezwungen wider bessere Einsicht, wider innerste Ueberzeugung. — Wieder am Ende dieser neusten Tragödie der kindlichen Standesvorurtheile das große, unlösbare Fragezeichen. Die „Ehre" ist mit Blut reingewaschen — wer aber will behaupten, daß hier ein „Gottesurtheil" Herrn von Schrader gerichtet und die ominöse Briefgeschichte zu irgend einer Lösung gebracht? Und wieder ein Appell an Monarchie, Kirche und Staat, wie er beredter nicht gedacht werden kann. Beide Herren sind Ceremonienmeister des Kaisers!

Trefflich läßt sich eine streng conservative Preßstimme verlauten: „Der elende jämmerliche Fall v. Kotze, der uns an Royalismus im Lande schon mehr zertrümmert hat, als jahrelange Ideenarbeit treuer Monarchen wieder aufbauen kann, wirft nun auch solche neue Schatten. Wir glauben, daß er die Geduld aller einsichtigen Kreise der Nation erschöpft hat." Ja, er hat sie erschöpft!

Es ist bezeichnend, daß jetzt Angesichts dieses Falles die königtreusten Blätter dieselbe Forderung stellen, die ich hier geltend gemacht und die ich nur mit allem Nachdruck wiederhole: Fort mit einer Einrichtung, die unchristlich, unsittlich, unvernünftig ist, die das Bewußtsein der Nation verwirrt und verwildert, fort mit ihr zuerst aus dem Heere, daß sein Ruhm unter diesem Barbarismus der Ehre nicht leide — man schaffe Ehrengerichte mit disciplinarer Strafmacht; sie werden die Ehre besser schützen als diese sinnlosen Schlächtereien — man strafe mit schlichtem Abschied, wer mit Umgehung derselben herausfordert — man höre auf, Duellanten zu begnadigen. — Mit derselben Forderung aber wenden wir uns an die Parlamente und Gerichte. Schon ist aus dem Deutschen Reichstag ein Appell dahin gelangt, von wo allein die Hülfe kommen kann: An den Thron des obersten Feldherrn, an den Thron des Kaisers. Ein Federzug von dieser Hand, und ausgerottet ist ein überlebter undeutscher und unchristlicher Wahn für alle Zeiten.

A. Br.

Zur Erinnerung an die Pariser Commune.

Von Karl Diehl.*)

Der Pariser Communeaufstand wird immer noch häufig so dargestellt, als ob er eine von der Internationale oder von den Proudhonisten angezettelte Verschwörung gewesen sei. Beides ist unrichtig. Der Generalrath der Internationale hat nicht nur diese Revolution nicht angestiftet, sondern hatte sich durchaus gegen sie erklärt, da sie ihm in keiner Weise opportun erschien. Die oft geäußerte Anschauung, daß die Internationale diese Gelegenheit benutzt hätte, um ihr revolutionäres Programm zu verwirklichen, hängt mit dem Irrthum zusammen, als ob der Marxismus revolutionär um jeden Preis sei. Die Blanquisten sind die Revolutionäre schlechtweg; sie suchen, wo es geht, durch Putsche und Volks-

*) Aus dem in diesen Tagen erscheinenden Schlußband des grundlegenden Werkes: „P. J. Proudhon, seine Lehre und sein Leben" von Karl Diehl (Jena, Gustav Fischer).

Digitized by Google

aufstände zu wirken, um nach der Niederlage der bestehenden Gewalten selbst ihre Gewaltherrschaft zu beginnen, deren Richtung und Ziel sehr unklar ist. Wenn die Marxisten sich eine revolutionäre Partei nennen, so soll dies keineswegs heißen, daß sie auf gewaltsamem Wege ihr Ziel erreichen wollen: denn dies Ziel wird nach ihrer Ansicht erreicht durch die natürlichen wirthschaftlichen Entwickelungsgesetze: es bedeutet bei ihnen nur, daß sie nicht auf dem Wege der Compromisse mit den bestehenden Gewalten oder mit Hülfe irgendwelcher staatlicher Socialreform, sondern daß sie allein auf die Macht des classenbewußten Proletariats gestützt vorgehen wollen. — Nur wenn alle Vorbedingungen dafür vorhanden sind, daß eine Revolution im Sinne dieses proletarischen Classenkampfs mit dem Ziele der Expropriation des Privatcapitals verliefe, können die Marxisten an eine derartige Action denken, die aber wohl vermieden werden kann, wenn diese Expropriation sich auch auf legalem Wege vollziehen läßt, also etwa in Ländern mit allgemeinem Stimmrecht durch eine geeignete parlamentarische Majorität. — Der marxistische Generalrath der Internationale konnte schon um deswillen nicht — wie gelegentlich erzählt wird — von London aus die Weisung zur Revolution in Paris ertheilen, weil alle die erwähnten Vorbedingungen gerade in Paris völlig mangelten. Es stand die französische Section der Internationale in schroffem Contraste zu der Centralleitung; eine locale Erhebung in Paris mußte für Marx schon darum unerwünscht sein, weil sie unter proudhonistischem Einflusse stehend, keinen rein proletarischen, sondern einen mehr kleinbürgerlichen Charakter annehmen mußte.

Aber ebensowenig wie von der Londoner Centrale, ging die Pariser Revolution von den französischen Proudhonisten aus; der Commune mangelt vielmehr gerade wie der Februarrevolution jede einheitliche Idee, Organisation und Endrichtung. Unter dem zweiten Kaiserreiche hatten sich ebenso wie unter der Juliregierung Unzufriedene und radicale Neuerer aller möglichen Richtungen in Gruppen und Secten vereinigt: sobald der politische Systemwechsel in Folge der kriegerischen Ereignisse in Frankreich eintrat, glaubten alle diese unzufriedenen Elemente den Augenblick gekommen, wo sie ihre Pläne rasch und mit Gewalt zur Durchführung bringen könnten.

Die Commune, die am 28. März 1871 vor einer Menge von über 200000 Menschen feierlich proclamirt wurde, war keine einheitlich organisirte Regierung mit festem Programme: sondern die Mitglieder des Central-Comités gehörten den allerverschiedensten Parteischattirungen an; die compromißartigen Regierungshandlungen der Commune trugen dieser vielfältigen Zusammensetzung Rechnung.

Fünferlei Richtungen lassen sich unterscheiden, die ihre Vertreter unter den 86 Mitgliedern des Commune-Rathes hatten.

I. Die communalistische (föderalistische) Richtung; die Anhänger derselben erstrebten im Wesentlichen eine politische Reform im Sinne größerer communaler Freiheiten. Sie wollten Protest einlegen gegen die seit dem ersten Napoleon immer mehr gesteigerte Centralisation, gegen die Ernennung der Maires durch die Staatsregierung und ähnliche Verkümmerungen des communalen Self government. War diese Richtung schon durch Proudhon's Lehren stark beinflußt, so stand eine andere völlig auf dem Boden dieser Doctrin, die daher nach diesem Socialisten bezeichnet werden kann:

II. Die proudhonistische (mutualistische) Richtung. Für sie sollte die Commune nicht nur Erfüllung der föderalen Forderungen bringen, sondern auch socialreformatorische Maßregeln im Sinne des Mutualismus; noch einmal sollte die Verwirklichung der Ideen der Tauschbank und des unentgeltlichen Credits versucht werden.

III. Die anarchistische Richtung (im Sinne des communistischen Anarchismus.) Auch diese unter Bakunins Führung stehende Secte wollte die Gelegenheit zur Durchführung ihrer radicalen Ideen benutzen. Sie lieferte ein blutiges Vorspiel zur Pariser Commune durch die Lyoner Commune. Nachdem bereits am 4. September 1870 das Lyoner Stadthaus durch seine Anhänger besetzt war, kam Bakunin selbst nach Lyon, um Alles für den Aufstand vorzubereiten. Am 19. September schreibt er: „Es giebt hier noch keine echte Revolution, aber es wird eine geben und Alles wird zu einer solchen vorbereitet und in's Werk gesetzt. Ich stürze mich hinein auf Tod und Leben. Ich hoffe auf einen baldigen Sieg." Einige Tage später berichtet er: „Ich werde Dir sofort unsere Proclamation schicken, worin das Volk aufgefordert wird, alle noch bestehenden und hindernden Behörden zu stürzen. Diese Nacht werden wir alle Hauptfeinde verhaften, morgen ist der letzte Kampf und hoffentlich der Sieg."

Die Proclamation, die Bakunin in diesem Briefe erwähnt und die er für den Fall des Sieges des Aufstandes vorbereitet hatte, zeigt, wie radical er die „Commune" auffaßte. Im Artikel II dieser Proclamation heißt es: „Considérant que le régime de l'exploitation politique et économique sous lequel la France a vécu jusqu'à ce jour a placé les détenteurs de la fortune publique dans un état essentiellement anormal au point de vue du droit, et a donné à leurs titres de possession un caractère évident d'illégitimité, le séquestre général est mis sur toutes les propriétés publiques et privées, foncières, immobilières, et mobilières, répandues dans toute l'étendue de la République française." Nach Artikel 5 sollen alle bestehenden Gesetze und Verordnungen aufgehoben sein: „Considérant que la justice pure et simple doit être la base, et l'intérêt du peuple le but de toute loi, tous les codes, décrets et règlements en vigueur sous le régime précédent sont abolis."

IV. Die Blanquistische Richtung; es war ebenso wie die zuletzt erwähnte Gruppe eine Partei der radicalen socialen Revolution, und ebenfalls ziemlich zahlreich unter den Communards vertreten. Sie folgte blindlings der Fahne des alten Verschwörers Blanqui, dessen Taktik einmal von Engels treffend so charakterisirt wird: „In seiner politischen Thätigkeit war er wesentlich ‚Mann der That', des Glaubens, daß eine kleine wohlorganisirte Minderzahl, die im richtigen Moment einen revolutionären Handstreich versucht, durch ein paar echte Erfolge die Volksmasse mit sich fortreißen und so eine siegreiche Revolution machen kann."

V. Die Marxistische Richtung. — — Von dieser Seite ist dem Communeaufstand nur geringe Förderung zu Theil geworden, und nicht von vornherein, sondern erst, nachdem die Bewegung nicht mehr zu hemmen war und bereits einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte, hat die Internationale officiellen Antheil genommen. Uebrigens gehörten von den 86 Mitgliedern der Communeregierung nur 17 der Internationale an und unter diesen waren nur einige, wie Varlin, Vaillant, Frankel Marxisten, andere wie Beslay Proudhonisten.

Von Seiten der Internationalen wurde zuerst sogar officiell vor einer revolutionären Erhebung gewarnt. — In der zweiten Adresse des Generalrathes über den deutsch-französischen Krieg vom 9. September 1870—1871 sagt Marx: „Jeder Versuch, die neue Regierung zu stürzen, wo der Feind fast schon an die Thore von Paris pocht, wäre eine zweifelhafte Thorheit. Die französischen Arbeiter müssen ihre Pflicht als Bürger thun; aber sie dürfen sich nicht beherrschen lassen durch die nationalen Erinnerungen von 1792, wie die französischen Bauern sich trügen ließen durch die nationalen Erinnerungen des ersten Kaiserreiches. — Sie haben nicht die Vergangenheit zu wiederholen, sondern die Zukunft aufzubauen. Mögen sie ruhig und entschlossen die Mittel ausnutzen, die ihnen die republikanische Freiheit giebt, um die Organisation ihrer eigenen Classe gründlich durchzuführen." Zwei Tage vorher hatte der correspondirende Secretär der Internationale für Frankreich, Dupont, eine Ordre erlassen, worin aufgefordert wird, nicht durch Aufstände die Befesti-

Digitized by Google

gung der Bourgoisie zu fördern, sondern die Freiheiten, welche die Umstände darbieten, zu benützen, um alle Kräfte der Arbeiterclasse zu organisiren." — Nur widerwillig und erst am 23. März hat sich die Internationale für die Commune ausgesprochen, getreu der Losung des communistischen Manifestes von 1848, „überall jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände zu unterstützen." Erst an diesem Tage erschien der von dem Föderalrath der Pariser Sectionen der Internationale unterzeichnete Aufruf an die Arbeiter, worin sie zum Anschlusse an die Commune aufgefordert werden; auch diese Proclamation läßt den Einfluß der Proudhonistischen Ideen erkennen: „c'est à la liberté" heißt es dort z. B. — „à l'égalité, à la solidarité qu'il faut demander d'assurer l'ordre sur de nouvelles bases, de réorganiser le travail qui est sa condition première... l'indépendance de la commune est le gage d'un contrat dont les clauses librement débattues feront cesser l'antagonisme des classes et assureront l'égalité sociale."

Die in gemäßigtem, friedlichen Tone gehaltenen officiellen Erlasse der Commune, ebenso wie die politischen und wirthschaftlichen Regierungsmaßnahmen lassen deutlich erkennen, wie man ängstlich bemüht war, die Bewegung nicht im einseitigen Classeninteresse der Arbeiter zu leiten, sondern auch dem kleinbürgerlichen Standpunkte gerecht zu werden.

In seiner Eröffnungsrede, die deutlich den maßgebenden Einfluß Proudhon'scher Ideen zeigt, sagte der Alterspräsident Beslay:

„Durch die vollständige Freiheit der Commune wird die Republik sich bei uns einwurzeln. Die Republik ist heut zu Tage nicht mehr das, was sie in den Tagen unserer großen Revolution war. Die Republik von 1793 war ein Soldat, der, um im Inlande und Auslande zu kämpfen, alle Kräfte des Vaterlandes gebraucht, um den Frieden fruchtbar zu machen. Friede und Arbeit, das ist unsere Zukunft, das ist die Gewißheit unserer Revanche und unserer socialen Wiedergeburt, und so aufgefaßt, kann die Republik aus Frankreich noch die Stütze der Schwachen, die Beschützerin der Arbeiter, die Hoffnung der Unterdrückten in der Welt und den Grundstein der universellen Republik machen. Die Freiheit der Commune ist also die Freiheit der Republik selbst. Jede sociale Gruppe wird ihre vollständige Unabhängigkeit und die vollständige Handelsfreiheit wiederfinden; die Commune wird sich mit dem beschäftigen, was local ist, das Departement mit dem, was regional ist, die Regierung mit dem, was national ist."

Dieselbe föderalistische Tendenz zeigen auch die Proclamationen der Commune an die Franzosen der Provinz, worin diese zu einer freien Föderation aller französischen Communen mit Paris aufgefordert werden.

In einer Declaration der Commune an das französische Volk vom 19. April 1871 wird als Ziel der weiteren politischen Action hingestellt: „l'autonomie absolue de la Commune étendue à toutes les localités de la France, et assurant à chacun l'intégralité de ses droits, et à tout Français le plein exercice de ses facultés et de ses aptitudes, comme homme, citoyen et travailleur... la garantie absolue de la liberté individuelle, de la liberté de conscience et la liberté du travail..."

Ueber vorzunehmende ökonomische Reformen heißt es dort: „Paris se réserve... de créer des institutions propres à propager l'instruction, la production, l'échange et le crédit."

Auch darin folgte die Commune Proudhon, daß sie für die Beibehaltung des Privateigentums eintrat; in der Proclamation an die Landarbeiter heißt es ausdrücklich: „Paris veut enfin — écoute bien ceci, — travailleur des campagnes, pauvre journalier, petit propriétaire que ronge l'usure, bordier, métayer, fermier, vous tous qui semez, qui récoltez, suez, pour que le plus clair de vos produits aille à quelqu'un qui ne fait rien; ce que Paris veut, en fin de compte, c'est la terre au paysan, l'outil à l'ouvrier, le travail pour tous."

Von weiteren socialpolitischen Maßnahmen, die den Einfluß Proudhonistischer Ideen zeigten, sei erwähnt, daß unter den Ausschüssen, die von der Commune ernannt wurden, auch einer sich befand für die Arbeit, die Industrie und den Austausch. — Durch ein Decret der Commune wurden die Pfandhäuser aufgehoben, die eine Privatausbeutung der Arbeiter seien und im Widerspruch ständen mit dem Recht der Arbeiter auf ihre Arbeitswerkzeuge und auf Credit.

Namentlich wurde aber der Respect vor dem Privateigenthum, den Proudhon gepredigt hatte, von Beslay beherzigt bei seinem Verhalten gegenüber der Bank von Frankreich.

Er begnügte sich damit, sich einen Credit von 1 Million Francs geben zu lassen, im Uebrigen stellte er die Bank unter seinen Schutz; die Bank anzugreifen, wäre Thorheit, denn, „die Bank sei doch das Vermögen des Landes, ohne sie kein Handel, kein Wohlstand." — Für die Marxisten aber ist ein solches Vorgehen ein unbegreiflicher Fehler. „Am schwersten begreiflich," sagt Engels, „ist der heilige Respect, womit man vor den Thoren der Bank von Frankreich ehrerbietig stehen blieb. Das war ein schwerer politischer Fehler. Die Bank von Frankreich in den Händen der Commune — das war mehr werth, als 10 000 Geißeln."

Aehnlich urtheilt der französische Marxist Lafargue: „Die Federirten von 1871, welche Herren von Paris geworden waren, zeichneten sich aus durch ihren tiefen Respect vor dem capitalistischen Eigenthum. Die Commune hätte sich der Bank von Frankreich bemächtigen sollen, statt dessen stellte sie Schildwachen vor ihr Thor, damit die Schätze der Herren Capitalisten unangetastet blieben."

An anderer Stelle spricht er der Commune geradezu den socialistischen Charakter ab: „Die Commune wurde durch den Generalrath der Internationale, in dem Marx und Engel maßgebend waren, vertheidigt; dadurch erhielt sie einen socialistischen Charakter, den sie während ihrer kurzen Existenz nie besessen. Die Flüchtlinge der Commune hielten sich nun wirklich für die Vertreter des Socialismus, von dem sie absolut nichts verstanden."

Ein anderes socialpolitisches Decret der Commune ist allerdings nicht im Sinne der Proudhonschen Doctrin. Es sollte eine Statistik aller von ihren Eigenthümern im Stich gelassenen Werkstätten und Fabriken und ein genaues Inventar derselben aufgenommen werden; diese Fabriken sollten durch Cooperativgenossenschaften der Arbeiter, die darin beschäftigt waren, wieder in Betrieb gesetzt werden. Eine von der Regierung eingesetzte schiedsrichterliche Jury sollte die Entschädigungen für die Fabrikbesitzer festsetzen.

Dieser Plan der Bildung von Arbeiter-Productivgenossenschaften mit Staatsunterstützung entsprach gewiß nicht Proudhon's socialreformerischen Idealen, aber Engels überschätzt doch die Bedeutung dieser Maßregel, wenn er meint, die Ironie der Geschichte hätte es gewollt, daß trotzdem die Proudhonisten für die ökonomischen Decrete der Commune verantwortlich seien, sie eine Organisation vorgeschlagen hätten, die gerade auf das Gegentheil der Proudhon'schen Lehre hinauslaufen mußte.

Nach Engels' Darstellung sind nur zwei Elemente in der Commune von Wichtigkeit, die Proudhonisten und die Blanquisten; erstere werden für die ökonomischen, letztere für die politischen Maßregeln der Commune verantwortlich gemacht. Die Proudhonisten hätten also, ohne es zu wissen, etwas der Lehre ihres Meisters gerade Entgegengesetztes eingerichtet. — Thatsächlich sind aber neben den Proudhonisten und Blanquisten noch eine ganze Anzahl anderer Elemente vertreten gewesen, die ebenfalls auf den Erlaß der Decrete von Einfluß waren: und, wie einige der Maßnahmen in Rücksicht auf die Proudhonisten, so wurden andere, wie z. B. auf die

Digitized by Google

Productivgenossenschaften bezügliche im Sinne anderer Grupen erlassen.

Es wird von marxistischer Seite gelegentlich behauptet, die Commune sei die letzte Gelegenheit gewesen, bei der die Proudhon'schen Ideen in bemerkenswerther Weise hervorgetreten seien; Engels nennt die Commune geradezu „das Grab der Proudhon'schen Schule des Socialismus" und fährt dann fort: „Diese Schule ist heute aus den französischen Arbeiterkreisen verschwunden; hier herrscht jetzt unbestritten, bei Possibilisten nicht minder als bei ‚Marxisten' die Marx'sche Theorie." Und ähnlich meint Lafargue, die Commune habe dem proudhonistischen Mutualismus ebenso den Gnadenstoß gegeben, wie die Juni-Insurrection den utopischen Socialismus begraben hätte.

Ein kurzer Ueberblick über die Entwicklung der französischen Arbeiterbewegung würde zeigen, daß von einem siegreichen Vordringen des Marxismus so, daß dieser jetzt — wie etwa in Deutschland — die herrschende Rolle spielte, in keiner Weise die Rede sein kann. Die französische Arbeiterbewegung ist nicht wie die deutsche Socialdemokratie marxistisch, sondern zerfällt in eine Menge von Spaltungen; nur Eine Gruppe des französischen Socialismus unter Führung von Guesde und Lafargue ist marxistisch gesinnt; die anderen Gruppen folgen anderen Führern; und zwar Führern, die principiell auf ganz anderem Boden, als der marxistischen Lehre stehen. — Wenn auch in Deutschland Meinungsverschiedenheiten in der socialistischen Partei vorkommen, wie z. B. die abweichende Stellung v. Vollmars, so handelt es sich hierbei doch nur um Fragen der Taktik, um einzelne Programmfragen ꝛc. — Aber auch die in solchen Einzelfragen dissentirenden Mitglieder sind in den Grundfragen einig: sie sind alle Marxisten, und stehen auf dem Boden des communistischen Manifestes. Anders in Frankreich, wo gänzlich verschiedene Grundrichtungen in der Arbeiterbewegung noch heute zu constatiren sind.

Unter den socialistischen Gruppen, die neben der collectivistischen (marxistischen) Richtung von Bedeutung sind, ist keine eigentlich proudhonistisch zu nennen. Die Einfluß Proudhon's zeigt sich vielmehr darin, daß seine Kritik des Communismus das Eindringen des radicalen Socialismus erschwert, und daß ferner einzelne seiner Ideen von den verschiedenen heute noch existirenden Secten angenommen werden.

An eine solche indirecte Einwirkung Proudhon'scher Ideen denkt wohl auch Zetkin, wenn er sagt: „Am tiefgehendsten und weitverbreitetsten wirkt noch Proudhon's Einfluß nach, dessen kleinbürgerliche Utopien der kleinbürgerlichen Productionsweise und dem kleinbürgerlich-radicalen Geist am meisten zusagen."

Neue Gedichte von Ada Negri.

Von Ernesto Gagliardi (Berlin).

Kaum je hat das Glück einer Dichterin so hold gelächelt, wie der schwarzlockigen Italienerin Ada Negri. Ihr Erstlingswerk „Fatalità" war aus der actuellsten Frage des Tages, dem Socialismus geschöpft, ein wahres Evangelium des Socialismus, und zog die Masse der Leser mächtig an. Es ist wahr, daß Italiens Nationaldichter Carducci einen Theil zu dem äußeren Erfolg der außerordentlich begabten jungen Schriftstellerin beitrug, indem er mit seiner glänzenden Prosa die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums auf sie lenkte. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Gebrüder Treves, die zu den regsamsten und geschicktesten Verlegern zu zählen sind, sich zu der Herausgabe ihrer Werke verstanden.

Der mit ungeduldiger Spannung erwartete zweite Band ihrer Gedichte: „Tempeste" (Stürme) hat seit der kurzen Zeit seines Erscheinens — zwei Monate — schon zehn Auflagen erlebt. Er beginnt, wie der erste Band, mit einem Gedicht, in dem die Verfasserin ihrer Liebe und Dankbarkeit für die vom Schicksal so hart geprüfte Mutter Ausdruck giebt.

Es folgen dann ungefähr sechzig Gedichte, meist rein socialistischen Inhalts. Voll edelsten Mitgefühls und voller Verständniß für die Sorgen, die Entbehrungen, die Verzweiflung und den trostlosen Untergang der Proletariermassen, erreicht gerade hier ihre Sprache einen erhabenen Schwung, und ihre Poesie verkörpert uns das reinste Menschenthum.

Niemand wird ohne tiefe Ergriffenheit die folgenden Strophen aus dem Gedichte „Exmission" lesen können, die wir wortgetreu übertragen, um der autorisirten Uebersetzerin nicht vorzugreifen und auch weil die Eigenart der Dichterin so am besten beurtheilt werden kann:

Ach, der unsel'gen Liebe denkt das Bett,
Die es schützte, und die zwei kränkliche Leiber
Von Kindern für ein Hungerleben schuf, —
Verfluchte Liebe in des Elends Hütte!

Und schaudernd kracht es in den Fugen: O wer gab
Dem unterdrückten, schlecht genährten Weib das Recht
Im Kuß ein Jammerwesen zu erzeugen?
Verbrechen ist die Liebe für die Armen. —

— — Und diese dürftige bloßgelegte Habe,
Die nun im Koth den Weg zur Zukunft antritt,
Dies Elend hier, das mir den Weg versperrt,
Es gleicht dem Anfang einer Barricade.

Nächst der Liebe zu allen Unterdrückten, erfüllt ein solcher Drang zur Natur das Herz der jungen Dichterin, daß man unwillkürlich an Tolstoi gemahnt wird. Da heißt es in dem Gedicht: Terra:

Herunter diese Schleifen und Juwelen!
Ins Feu'r das schädliche Corset, in dem die Brust
Wie eine Blum' im Treibhaus sich verzehrt,
Wir dürsten jetzt nach Licht, gesunder Luft und Erdgeruch:
Zur Mutter Erde! her zur Mutter Erde!

Und doch sind die genannten Gedichte fast beschaulicher Natur im Vergleich zu den „Märzgefallenen" und Pax. Von dem Ersteren sei hier der Kürze wegen nur eine Stelle citirt:

O Helden Ihr des März!
Vom vaterländ'schen Blute dampfende Vision!
Langsam auf den Laffetten der Kanonen
Naht sich ein Zug von Särgen . . .

Die schreckenvolle Göttin kommt vorüber,
Die rote Göttin von der Barricade,
Die waffenlos und unbezwingbar
Auf Plätzen mit dem aufgeriss'nen Pflaster,
Beim Schein der Feuersbrünste und Geheul der Gassen,
Berauscht von Blut und Staub und Rauch und Donner
In einem Nu aus dem verzagten Volke
Ein Volk von Riesen schuf!

Sei es, daß die Dichterin ihre Zugehörigkeit zu dem hungrigen Bettler betheuert, der sie an einem regnerischen Abend um ein Almosen angeht, sei es, daß sie den kräftigen Abkömmling einer ganzen Proletariergeneration dem degenerirten Sprößling einer Patricierfamilie gegenüberstellt, immer ist es der reinste Socialismus, der ihre Poesie durchströmt. So läßt sie in einem tragisch angelegten Gedicht „Umsonst" den Spaten an der Leiche eines an der Pellagra gestorbenen alten Bauern beten und die Ungerechtigkeit des Schicksals beklagen. Geradezu revolutionären Charakter trägt ein anderes Gedicht: „Nota di Cronaca", das vielleicht mit „Zeitungsnotiz" zu übersetzen wäre. Das Militär feuert unter die

Digitized by Google

Aufrührer, und die Dichterin trauert, daß den Gefallenen kein Rächer ersteht.

Ein nicht unwürdiges Seitenstück zu Zola's „Germinal" ist die größere Dichtung: Der Minenbrand. Tausend Meter tief in der Erde dehnt sich der Schacht. Durch die Gruben wandert in seinem Gefängniß der Bergmann. Fünfhundert sind es, von der Arbeit noch ungebeugte schöne Männer, wie Kriegshelden, in der Jugendblüthe, und oben in der Sonne erwarten sie ihre Frauen und Kinder.

Und die Stunde schlägt — grell zuckt der Blitz,
Ein Donner rollt.
Die ungeheure Tiefe entzündet sich,
Mit lodernder Flamme und schrecklichem Knall,
Alles zerstörend.

— — Nach Allem, was Luft, was Leben ist — Leben!
O, jenes Dasein des Sclaven, das der Mensch dahinschleppt
Im finstren Schacht, umwogt von Rauch und Staub,
Jenes thierische Dasein ohne Sonne und Blumenduft,
Jenes Leben des Blinden, jenes Leben des Schreckens —
Jetzt wollen sie es, wollen es! Und im Wahnwitz
Klammert sich suchend die Hand an den Felsen.

Es dürstet die Brust nach Luft und athmet nur Rauch;
Mit Blut ist die schwarze Erde gedüngt.
Die Flamme steigt und steigt und jubelt und zischt,
Und über dem grausigen Schlachtfeld lodert sie sieghaft:
Aus Haß wird Mord! Dann kreischt sie in nimmersatter
Zerstörungswuth über Trümmern: Es ist zu Ende!

Die verstümmelten Körper werden zu Tage gefördert und in einem großen Massengrab bestattet. Duftende Rosen und Hyazinthen sprießen aus der Tiefe hervor, und alles Unglück scheint vergessen, und die Söhne der Todten, in Hunger und Elend erwachsen, steigen gleich ihren Vätern um einen Soldo und ein Stück Brod wieder in die Tiefe, ein unrettbares Sclavenvolk, für das der Tod besser wäre. Aber gleichviel!

Es lebe der Brand, denn dem Glücklichen im Lichte
Ruft er heulend die Mahnung: Erwache! Erwache!
Und laß das Lächeln des holden Liebestraums
Und Festsaal und Freude!

Bedecke das Haupt dir und neige dich, neige
Mit zitternden Knien und blassem Gesichte
Zur Arbeit, zur Erde, wo deine Brüder vom Tod ereilt
In Flammen und Trümmern.

Wiederholt geht die Verfasserin ganz unvermittelt von der Schilderung des blutigen Straßenkampfes zur Verherrlichung der versöhnten, glücklichen Menschheit über. Aber gerade in einem solchen Werke fragt jeder denkende Leser: Wie ist das Wunder geschehen? Auf diese Frage bleibt Ada Negri uns die Antwort schuldig. Es ist ein offenbarer Mangel, der auch die künstlerische Einheit des Werkes stark beeinträchtigt. Gewiß hat Niemand das Recht, über die Stimmungen eines Dichters zu Gericht zu sitzen, da aber Ada Negri ihrem socialistischen Empfinden einen sehr großen Theil ihres Erfolges verdankt, so dürfen wir sie auch von diesem Gesichtspunkt aus beurtheilen. Mit Recht erkennen ihre italienischen Gesinnungsgenossen, daß sie noch in der Romantik steckt und an allzugroßer Subjectivität leidet. Eben dieser Subjectivität entsprang die schon in „Fatalità" veröffentlichte Hymne an Maria Bashkirtseff, deren symptomatische Bedeutung den meisten Lesern entgeht. Es steht außerhalb jeden Zweifels, daß diese junge Russin eine weit über das gewöhnliche Maaß begabte und interessante Persönlichkeit gewesen ist. Es giebt kaum eine fesselndere Lectüre, als die Aufzeichnungen dieses jungen Mädchens. Aber nach ihrem Tagebuch, wie nach dem jüngst veröffentlichten anonymen Briefwechsel mit Maupassant zu urtheilen, kann sie im persönlichen Umgang nichts weniger als anziehend gewesen sein und sicherlich wird keiner ihrer Leser sich ein solches Wesen zur Freundin, Tochter oder Frau wünschen. Streberthum, Cynismus und eine noch halb barbarische Sucht nach Glanz und Flitter gehören zu ihren hervorstechendsten Eigenschaften. „Délicieuse coquine" urtheilt Jules Lemaitre über sie, „coquette exquise, il ne lui manqua que l'occasion de devenir une cocotte de génie."

Wären nicht die charakteristischen Spracheigenthümlichkeiten und eine gewisse Aehnlichkeit im Rhythmus, so würde man kaum annehmen, daß Gedichte von so lyrischer Weichheit, wie „Casette Bianche", „Vecchi Libri" und vor Allem „Ora de Calma" die in jeder Bourgeoisfamilie höchstes Entzücken zu erregen im Stande sind, von derselben Verfasserin herrühren. Die „Stunde der Ruhe" beginnt:

Vom Himmel sinken Küsse heute Nacht,
Wie Schneeflocken ruhig und leise
Sinken süße Küsse
Aus dem offenen, lichten, lächelnden Himmel.

Wie nicht anders zu erwarten, ist eine große Anzahl der Gedichte der Liebe gewidmet, und zwar mit stark sinnlichem Beigeschmack. Aus allen spricht ein ewiges Hangen und Bangen in schwebender Pein. In „Il Figlio" drückt die Dichterin ihre Sehnsucht nach dem Besitz eines eigenen Sohnes folgendermaßen aus:

— — Er wird kommen. Aus den Quellen
Meines kühnen und sieghaften Wesens,
Aus dem stürmischen Wallen meines heißen Blutes
Wird er des Lebens Keime saugen.

Den Mann aber, der ihr zu diesem höchsten Glück verhelfen könnte, stößt sie zurück oder sehnt ihn herbei, je nach dem Wechsel ihrer Stimmungen. Den inneren Zusammenhang dieser Liebesgedichte kann man nur verstehen, wenn man weiß, daß sie ein ziemlich genaues Spiegelbild ihrer eigenen Herzensgeschichte sind. Ada Negri war vor Jahren mit einem jungen Ingenieur P., einem Gesinnungsgenossen, verlobt. Um sich in seinem Fache weiter zu bilden, vielleicht auch aus politischen Gründen, ging der junge Bräutigam nach Chicago. Dort erkrankte er, seine Rückkehr verzögerte sich, und ohne daß die Ursache des Bruches selbst seinen intimsten Freunden bekannt wurde, löste sich die Verlobung. An der Hand der Gedichte jedoch läßt sich diese Herzenstragödie ungefähr errathen. In dem wehmuthsvollen, etwas nebelhaft gehaltenen „Tu pur verrai" weist sie als Ursache des Zerwürfnisses auf ihre eigene Unbeständigkeit, ihre Bangigkeit, ihre übergroßen Erwartungen, aber vor Allem auf die Theilnahme hin, die in ihr für all die unzähligen Frauen lebt, deren Dasein durch die Liebe und die Ehe gebrochen wurde. In einem Augenblick höchster Hingabe fragt sie der Erwählte:

In unsr'er innigen Liebe tönt die Freude selbst
Bei Dir noch schrill und jubelt nicht,
In Deinem Herzen quillt verhalt'ne Thräne,
Stöhnt eine gesprung'ne Saite.
Welch tolle Furcht, wenn du an meiner Brust,
Entflammt Dein großes Auge?
Sprich, welche Ahnung fernen Unglücks
Dir übermannt die Seele?

Und sie antwortet ihm:

Wenn ich bei Dir mit bleichem Angesicht
Den Mädchenleib in Deinem Arm vergehn fühle,
So schretten düstere Nachtgespenster von Weibern
An mir vorbei im Schatten.

In „Un Anno dopo" drückt sie ihre bange Sorge aus, er möchte nicht heimkehren:

Wenn der Gedanke meine Brust durchbebt,
Daß Du vielleicht nicht heimkehrst,
Daß Alles nun zu Ende,
Daß ich Dich liebt', um nie Dir zu gehören,
Dann drückt gewaltig Mitgefühl
Mit mir, mit Dir mich nieder.

Und am Schlusse dieses Gedichts sinkt sie schluchzend in die Kniee und betet — zur Verwunderung des Lesers, dem diese Frömmigkeit ganz unerwartet kommt: „Oh, Vater unser, der Du bist im Himmel!" . . .

Digitized by Google

In „E malato“ drängt es sie, zu ihm zu eilen, sie möchte nur die Hand ihm auf die Stirn legen, und wie durch Zauberschlag würde er gesunden. Das hindert sie jedoch nicht, ihm gleich darauf in „Non Tornare“ zuzurufen:

Kehr' niemals heim! Jenseits der Meere bleibe,
Jenseits der Berge. — Unsere Lieb' ist todt.
Sie quälte mich zu sehr. Ich habe sie zertreten . . . —

Und an einer anderen Stelle desselben Gedichts heißt es:

— — — Nein, kehre nicht wieder!
Ich will Dich hassen, blind und kalt,
Wie eines Tags ich Dich zu lieben wußte . . .

Das wundervolle Gedichtchen von dem Trauerbrief: „La Lettera“, der über den Ocean zu einer armen Verlassenen den Weg findet, enthält gewiß die endgiltige Absage.

In „L'Immortale“, einem ihrer schwungvollsten und leidenschaftlichsten Gedichte, von wahrhaft dithyrambischer Lebenslust durchglüht, tröstet sie sich, indem sie betheuert, von jetzt an allem Hohen und Edlen leben zu wollen und ihre Jugend, die leicht wie Fittiche, frisch wie Rosen und klar wie das Meer sei, bis zur Neige zu genießen. Gottverlassen, abgestumpft gegen Alles, „ein aus dem Nest vertriebener Vogel“ lebt sie in „Risveglio“ doch wieder auf, als ihr das Bild des Entrückten vor die Augen tritt. Selbst nachdem sie das innere Gleichgewicht vollkommen wieder erlangt, pressen ihr die Stiefmütterchen — Viole del pensiero — die sie an die blauen Augen des Geliebten erinnern, die Klage aus:

Diese Augen schlossen sich auf immer;
Mit ihnen sank eine Liebe in's Nichts.

Einer neuen Liebe — „Amore Nuovo“ — entsagt sie zu Gunsten der Enterbten, denen sie sich fortan ganz und gar widmen will:

Der Unglücklichen armselig Lager
Soll unser Hochzeitsbette sein;
Die Zahllosen, die Waisen, denen der Schmerz
Die Flügel stutzte, seien uns're Kinder!

Das jugendliche Blut der leidenschaftlichen Südländerin durchpulst alle diese Verse, und ihr ungestümes Herz schlägt den Tact dazu. Sie sind durch und durch erlebt und bringen den Leser der Verfasserin auch menschlich nahe.

Obwohl von der Natur so reich ausgestattet, wie nur wenige Auserwählte, kann man Ada Negri doch nicht zu den Allerersten rechnen. Ihr fehlt der sprudelnde Quell der Phantasie. Es ist ihr nicht gegeben, wie dem wahren Genie, das Alltägliche in funkelnde Edelsteine zu verwandeln. Es fehlt ihr an Mannigfaltigkeit, der Farben auf ihrer Palette sind nur wenige. Ihre Sprache entspricht vollkommen ihrer poetischen Eigenart. Ohne gesuchte Wendungen, frei von Schnörkeln und Beiwerk, treffen ihre Verse überall, wo sie ihren socialistischen Idealen huldigt, das Ziel mit der unfehlbaren Sicherheit tödtlicher Geschosse. Sobald sie aber in ruhigere lyrische Gewässer einlenkt, häuft sie Bilder und Worte, so daß der Sinn um des Wohlklangs willen oft verdunkelt wird. Keine ihrer Gestalten prägt sich dauernd dem Gedächtniß ein. Gewiß eine unvermeidliche Folge ihrer agitatorischen Poesie, die nur namenlose Märtyrer zur Verherrlichung der Idee braucht. Die einzige Gestalt, die dem Leser greifbar vor Augen steht und einen tiefen Eindruck hinterläßt, ist die der Dichterin selbst. Sie steht und fällt mit ihrer Poesie.

Die Lebensschicksale Ada Negri's entbehren nicht einer gewissen Ironie.

Ihr erster Schmerzensruf zog die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich. Die Folge war, daß sie nicht nur die dürftige Stelle als Lehrerin an der Volksschule von Motta Visconti gegen eine bedeutend besser dotirte an einer höheren Schule in dem benachbarten Mailand eintauschen konnte, sondern ihr wurde auch der Preis der Stiftung der sicilianischen Dichterin Giannina Milli zugesprochen. Die Zeitungen berichteten nun vor Kurzem, daß sie am 28. März die Ehe mit einem an irdischen Gütern reich gesegneten Tuchfabricanten, Garlanda aus Piemont, eingegangen sei, und daß die kirchliche Einsegnung der Civiltrauung folgte. Werden nun „die Unzähligen und die Waisen“ ihre Kinder werden? Oder beabsichtigt sie vielleicht ihre Propaganda aufzugeben, wie sie am Schluß des vorliegenden Bandes andeutet?

Das Trauerspiel ist aus. Es bleibt
Die Leere, ungeahntes, düsteres Entsagen.
O schwarzes Buch, mit Flammenschrift geschrieben,
Du bist der Stein auf meinem Grabe!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ausreden lassen!

Humoreske von Alfred von Hedenstjerna.

Die Stockholmer sind als sehr liebenswürdige Leute bekannt. Bekommen sie einmal einen Sohn der Provinz zu fassen, so sind sie so sehr bemüht, ihre Geistesgaben glänzen zu lassen, daß er gar keine Sorge für die Unterhaltung zu tragen hat. Auch giebt es dort viele reizende Mädchen; Männer dagegen, die so viel haben, um leben zu können, nur sehr wenige. Wenn man nun ein gemachter Mann ist und sonst kein Gebrechen hat, so braucht man nur zum Friseur zu gehen, einen neuen Kragen umzubinden und die Arme zu öffnen. Alles Andere besorgt der liebe Gott. So lange der Brautstand währt, hört man auch nie ein Wort darüber, daß man lispelt oder schnarrt, daß man nur aus der Provinz sei und auch der Anzug darnach sitze. Aber wenn man ein oder auch zwei Monate mit einer Stockholmerin verheirathet ist, dann kommt die Ueberraschung. Dann erscheinen plötzlich Großhändler ohne Comptoirgefühle, Zollbeamte und Referendare auf der Bildfläche. Wenn man müde und hungrig nach Hause kommt, dann kann es einem wohl passiren, daß auf der Treppe Cigarrenspitzen und auf dem Tische fremde Herrenhandschuhe liegen, daß auf seinem Schaukelstuhle sich ein fremder Herr wiegt, ein Tenor am Clavier sitzt, und auch kaufmännische Don Juans können es nicht unterlassen, ihrer früheren lieben Jugendfreundin einen Besuch abzustatten und nebenbei den Herrn Gemahl kennen zu lernen. Und wenn man selbst kein Freund der Tabakspflanze ist, so kann man nicht erfreut sein, wenn beim Nachhausekommen die Küsse nach einer abgelagerten Cuba schmecken. Und wenn man das ganze Haus mit reichlichen Sitzgelegenheiten versorgt hat, so braucht man doch nicht zufrieden zu sein, wenn die Mutter unserer Kinder an einen Herrn, den sie von früher her kennt, auf dem engsten Sopha geschmiegt sitzt. Aber nicht von all' diesen Enttäuschungen will ich sprechen, sondern von den Bergström'schen Töchtern.

Hübschere, schneidigere und süßere Mädchen kann man wohl kaum wieder finden, ja selbst der Sultan dürfte lange in seinem Harem nach solchen lieben Kindern suchen. Dazu bewegten sie sich elegant und waren liebenswürdig, wie echte Stockholmerinnen, trotzdem ihre Mama nur ein Milchmädchen aus der Umgegend und ihr Vater im Beginn seiner Laufbahn nur Gerbergeselle gewesen war. Aber beim Menschen entscheidet nicht die Rasse, sondern nur die Dressur. Die Mama war jetzt todt, und die Mädchen führten das Scepter so gewandt, daß es sogar echten Stockholmerinnen schwer gefallen wäre, es ihnen gleich zu thun. Aber so liebenswürdig wie die Mädchen gerade heute, waren sie sonst noch nicht gewesen, denn sie erwarteten ihren Onkel Peter und ihren Vetter Hans aus Westerwik. Zu diesem Zwecke war der Tisch mit altem Portwein, Austern, frischen Blumen geschmückt. Im Herzen hatten sie den Hintergedanken, daß, wenn Vetter Hans nicht zu unmöglich wäre, eine der fünf ihn nehmen könnte, damit es in der Verwandtschaft bliebe. Denn

Digitized by Google

der Vater von Hans hatte sich ebenfalls aus Niedrigkeit zu Reichthum emporgearbeitet, wie sein Bruder, und Hans war der einzige Sohn ohne jegliche Schwester oder sonst derlei überflüssige Dinge.

„Da wir uns seit dreißig Jahren nicht gesehen haben, so braucht Ihr mich nicht am Bahnhof zu erwarten, denn in dem fürchterlichen Gedränge würden wir uns doch nur verfehlen. Bleibt also schön zu Hause, und um die Mittagszeit komme ich dann in einer Droschke angerumpelt." Dies hatte Onkel Peter geschrieben, und so warteten denn die aufgeregten Gemüther, bis man endlich um die Mittagsstunde sichere, abgemessene Schritte die Treppe heraufkommen hörte. Da eilten dann alle fünf Mädchen hinaus und fielen einem alten Herrn mit recht rother Nase stürmisch um den Hals.

Doch der alte Herr befreite sich von den runden Armen, wich den fünf Mäulchen aus und sagte: „Verzeihen Sie, meine Damen, wohnt hier nicht Ingenieur Bindström?"

„Nein, der wohnt vier Treppen", antworteten die Mädchen und zogen sich lachend zurück.

Nach einer Weile polterte es noch gewaltiger die Treppe hinauf, und ein alter Herr erschien, wieder mit rother Nase.

„Guter, lieber, alter, süßer Onkel!" riefen die fünf Mädchen, „wie reizend, wie nett!" Diesmal war es der Rechte. Und bald darauf kam der Droschkenkutscher und hinter ihm ein netter junger Mann, der wahrscheinlich Vetter Hans war. Wenn er nur ein wenig galant gewesen wäre, so hätte er sich gleich fünf süße Küsse und dazu die nöthigen Umarmungen holen können. Aber der junge Mann war so schüchtern und zurückhaltend, daß es sogar fünf unternehmenden und ganz gewiß nicht prüden Stockholmerinnen schwer fiel, seine Hände zu fassen und ordentlich zu drücken.

Im Eßzimmer stand der liebe Papa und wischte sich vor Rührung die Augen mit seinem Schnupfertaschentuch. „Willkommen, recht willkommen, mein lieber Bruder, und auch Du, Herzensjunge!"

Wie es schien, war der Jüngling aber sehr ländlich, denn er umarmte nicht einmal seinen leibhaftigen Onkel, sondern verbeugte sich nur und sagte in einem fort: „Ergebenster Diener, darf ich . . ."

„Aber Junge, was redest Du denn? sage doch Deinem Onkel guten Tag!"

Und die Mädchen kicherten und plauderten ohne Unterlaß. Ob die Reise schön gewesen sei? Ob ihm Stockholm gefiele? Jetzt würde er wohl eine Zeitlang hierbleiben?

„Bitte, entschuldigen Sie, ich . . ."

„Aber jetzt, meine Freunde, zu Tisch! Du willst wohl noch einen Korn, Peter? Junger Mann, welche Sorte? Was? ein paar Worte willst Du mit mir reden? Später, ja, später, mein lieber Junge! Bei Tische darfst du Reden halten, so viel Du willst . . ."

Zuerst war Onkel Hans ja etwas schwerfällig, aber der gute alte Portwein, der Schnaps und das Bier thaten bald ihre Wirkung, und er wurde ganz warm in dem Gedanken, seinen lieben Bruder nach einem Menschenalter wieder zu sehen. Jede Minute stieß er mit ihm an, und dann wandte er sich zu den Mädchen und sagte: „Mein Hans . . ."

„Aber Onkel, um ihn brauchst Du Dich nicht zu kümmern! Er sorgt schon für sich." Im Grunde genommen sah es gar nicht darnach aus, als ob er es thun würde. Er war auch gar zu schüchtern und linkisch. Als er sich zu Tisch setzen sollte, mußten ihn fünf weiche Hände auf den Stuhl drücken.

„Aber meine verehrten Damen . . ."

„Na höre mal, Hans, wir werden doch einander nicht Sie sagen! Komm, wir wollen mit auf Dein Wohl und auf herzliches Willkommen trinken."

„Vielen, vielen Dank für die Freundlichkeit! Aber woher wissen Sie denn, daß ich Hans heiße?"

„Großer Gott, sollten wir so wenig Interesse für Dich an den Tag gelegt haben?"

„So bescheiden wie Du ist ja gar kein Mensch mehr."

„Aber da wir endlich einmal bei einander sitzen, wollen wir es uns recht gemüthlich machen."

„Auf Dein Wohl, Hans!"

„Weißt Du, Dein Bild, das wir vor mehreren Jahren von Dir erhielten, sieht Dir gar nicht ähnlich! Freilich wirst Du Dir etwas einbilden, aber ich kann Dir aufrichtig sagen, daß Du wirklich viel hübscher aussiehst. Aber nun ziere Dich auch nicht, Hans. Siehst Du, Papa will Dir eben zutrinken."

So zwitscherte und flötete es vor seinen Ohren, und wenn er einen Versuch machte, ein erklärendes oder erläuterndes Wort einzuwerfen, war es ein vergebliches Mühen. Sie ließen ihn einfach nicht ausreden. Unten am Ende des Tisches saßen aber die beiden Alten und konnten vor dem munteren Geplauder der Mädchen kaum das eigene Wort vernehmen. Onkel Peter wiederholte immerfort: „Ich bedauere nur, daß mein Hans . . .", aber die jungen Damen schnitten alles Weitere ab: „Bitte, Onkel, kümmere Dich doch nicht um Hans, wir sorgen für ihn!"

Und merkwürdig! schließlich wurde Hans lebhaft, er trank von dem guten Wein, und wenn die feinen Händchen seine Schulter leise berührten, war es ihm nicht unangenehm. Er drückte sie sogar unter dem Tisch und flüsterte Lotte und Luise scherzhafte Worte in das Ohr, sodaß Anna und Laura meinten: „Paß auf, der Junge wird noch lustig, er war im Anfang aber auch gar zu schüchtern." Zuletzt klopfte er Klara auf das Knie, und als er Anna etwas leise in das Ohr flüstern wollte und sie ihm mit ihrem krausen braunen Haar nahe kam, drückte er schnell einen Kuß auf ihren Hals. Er erschrak selbst über seine Kühnheit, aber die einzige Strafe dafür war ein leichter Schlag mit dem Finger und ein verwundertes: „Aber Hans, ist so etwas bei Euch Sitte?"

Onkel Peter hüstelte indessen wieder und stammelte: „Ihr lieben Kinder, es thut mir zu leid, daß mein Hans . . ."

„Onkel," kam es von fünf Lippen, „wir werden Deinem Hans schon den Kopf zurecht setzen, wenn er nur erst ein bißchen länger da ist!" Kurz bei all diesen Reden war es wirklich unmöglich, ein erklärendes Wort zu sagen.

„Hans, wenn Du morgen den Kaffee im Bett haben willst, wie es doch wahrscheinlich bei Euch Sitte ist, dann bitte, klopfe nur an die Wand, dann weiß es unser Zimmermädchen. Das Zimmer nämlich gehört mir und Anna, aber wir wohnen, so lange Du bei uns bist, mit den Schwestern zusammen."

„Aber bitte, meine liebenswürdigen Damen . . ."

„Na, sei so gut und mache keine unnützen Redensarten! Es ist freilich etwas sonderbar, hier in Stockholm Logirbesuch zu haben . . ." Und ein glühender Blick endete den Satz.

Onkel Peter räusperte sich abermals: „Bei uns in Westerwik geben wir freilich nicht viel auf die Aeußerlichkeiten, aber sage mir, lieber Bruder, wäre es nicht an der Zeit, mich mit dem Herrn bekannt zu machen?"

„Wie . . . wie meinst Du?"

„Verstehst Du nicht? ich meine, stelle mir doch den jungen Mann vor!"

„Ja, bist . . . bist Du denn verrückt? Soll ich Dir Deinen leibhaften Sohn vorstellen?!"

„Um Gottes Willen, Hans, Dein Vater hat den Verstand verloren!" riefen die Mädchen im Chor.

„Was, das soll mein Sohn, mein Hans sein? Ich habe Euch ja immer sagen wollen, aber Ihr mit Eurem verdammten Geschnatter laßt einen ja gar nicht ausreden . . ., daß es mir sehr leid thut, daß mein Hans gerade eine Stunde vor der Abreise die Influenza bekam und darum zu Hause bleiben mußte."

Der junge Mann löste seine Serviette und strich die Brodkrumen von seinem Rock, denn er merkte wohl, daß jetzt die Reihe an ihn kam.

Digitized by Google

„Ja wer sind Sie denn eigentlich, mein Herr?“ rief Herr Bergström glühend vor Zorn.

„Ich heiße Hans Blumberg, bin Agent und wohne Amalienstraße 15, zwei Treppen links. Ich mache in Leder und Holz. Bitte auch noch vielmals um Entschuldigung, wenn ich gestört habe.“

„Herr, was fällt Ihnen ein, sich so in einen fremden Familienkreis einzudrängen!“

„Bitte, Herr Director, ich kam gerade, um Ihnen ein gutes Geschäft vorzuschlagen. Ich habe nämlich eine Partie Sohlleder und wollte es Ihnen offeriren, aber da luden Sie mich ein und tranken Brüderschaft mit mir, und die Damen waren so reizend und liebenswürdig, daß ich Ihnen allen noch Dank ...“

„Machen Sie, daß Sie zum Teufel ...“

„Gutes, liebes Papachen ..., bitte, sei doch nicht so streng ..., er ist ja doch nicht schuldig ...“ baten fünf rosige Lippen.

„Eine ganz fatale Geschichte, doch liegt die Schuld allein an den Plappermäulern der Kinder, nicht fünf Minuten können sie schweigen und einen ausreden lassen! Aber Herr Blumberg ..., doch nein, ein Bergström trinkt nicht umsonst Brüderschaft, — willst Du eine einfache Tasse Kaffee mit uns trinken?“

„Danke vielmals,“ sagte der Agent und wandte sich an die erglühende Louise, „um die zweite Tasse könnte ich wohl lange an die Wand klopfen?“

„Gewiß, gewiß Herr Blumberg ..., lieber Freund und Duzbruder, will ich sagen, aber auf die Hochzeit wollen wir noch ein bißchen warten.“

„Donnerwetter,“ rief der Onkel, „es ist wirklich zu schade, daß mein Hans ...“

„Gewiß, lieber Bruder, der muß ja ein colossaler Esel sein!“

Aus der Hauptstadt.

Der hohle Zahn.

I.

Erste Scene.

Herr v. Boetticher: Kommen Sie doch mit, College — die Einladung gilt für uns Alle!

Herr v. Hammerstein-Loxten: Ich stelle es mir riesig gemüthlich vor. Erst Stettin mit der Vieh-Quarantäne — denken Sie nur, was können wir da für geistvolle Scherze machen, die nachher in allen freisinnigen Zeitungen fett gedruckt stehen! Und dann der Margarine-Bummel zum Mohr in Bahrenfeld, Kostproben gratis! Wenn wir unterwegs Zeit haben, dichten wir den Schwiegervater Stumm an, wir alle Drei. Vielleicht gelingt uns das Gedicht — zwei Verse hab' ich schon fertig, zwei machen Sie, den Rest Boetticher — und was meinen Sie, wie Phili sich ärgert, wenn er's nachher in der Kölnischen gedruckt liest!

Freiherr v. Marschall (freudig auffahrend): Ja, das wäre! Er hat's redlich um mich verdient mit seiner Wiener Geschäftsführung! (dann wieder in Melancholie zurücksinkend): Sie dürfen sich freuen, meine Herren, Sie haben ein Recht darauf! Sie dürfen mit Stolz von Erfolgen sprechen —

Herr v. Boetticher
Herr v. Hammerstein } (zugleich): Hören Sie, zum Narren halten lassen wir uns nicht!

Freiherr v. Marschall: Ich meine ja nur im Vergleich zu mir! Sehen Sie sich bloß meine auswärtige Politik an! Woher soll ich die Ruhe nehmen, mit Ihnen zusammen fröhlich Margarine zu schmausen und zu dichten? England ist gründlich verstimmt. Oesterreich wird immer mißtrauischer, Italien unzuverlässiger und Rußland thut nichts dergleichen, obwohl ich den ganzen Chinesenpump übernommen habe. Deutschland ist isolirt, meine Herren! Und wenn erst die Bismarckpresse dahinter kommt, kann ich mir gratuliren.

Herr v. Boetticher: Sie sollten sich nicht so viele Gedanken darüber machen —

Herr v. Hammerstein (begütigend): Er macht sich ja nur fremde Gedanken darüber!

Freiherr v. Marschall: Und dabei sind wir mit Frankreich schlimmer dran als je vorher. Ich habe aus Paris Nachricht bekommen, daß das Ministerium Bourgeois soeben noch nicht gestürzt ist —

Herr v. Boetticher: Dieser Bourgois ist doch ein richtiger Kleber! Der Mann muß gar kein Ehrgefühl haben, daß er sich so ängstlich an seinen Posten klammert, trotzdem ihm die Demission schon hundert Mal nahe gelegt worden ist.

Freiherr v. Marschall: Nun, meine Herren, denken Sie gefälligst an den Sudan. Wie leicht kann der mein Sedan werden! Wenn Frankreich und Rußland Recht behalten und der Mahdi Sieger bleibt ...

Herr v. Hammerstein (gähnt leise): Daß Sie immer noch soviel Interesse für die Geschäfte haben! Kurz und gut — Sie machen die Spritze nicht mit?

Freiherr v. Marschall: Nein. Ich will in Berlin sterben. Möge Ihnen der Oeltalg leicht werden! Wen heirathet die kleine Stumm denn eigentlich?

Herr v. Hammerstein: Den Aeltesten von unserem guten Lucius. Ein reizendes Mädchen. Sie hat von der Mutter so ein paar entzückende Grübchen im Kinne —

Freiherr v. Marschall: Ihre väterlichen Gruben im Saargebiet imponiren mir mehr! Sie sollten übrigens Ihren Sohn auch animiren, Hochzeit zu machen, Herr College, damit Sie so in fünf oder sechs Monaten ganz dem guten Lucius gleichen!

Herr v. Hammerstein: Sie meinen, glücklicher Schwiegervater, wie er, bin?

Freiherr v. Marschall: Ja — und natürlich auch Landwirthschaftsminister a. D. wie er!

(Die Herren v. Hammerstein und v. Boetticher mit kalter Verbeugung ab.)

Zweite Scene.

Freiherr v. Marschall (allein): ...!!! (Er läßt sich auf's Sopha nieder. Es pocht an der Thür.) Ob man wohl eine Minute ungestört arbeiten kann! Herein! (Fürst Chlodwig Hohenlohe tritt ein.) Ah, mein Fürst — ich freue mich von Herzen, Sie so wohl und munter zu sehen!

Fürst Hohenlohe: Wohl und munter! Haben Sie Ahnung! Wer sich in einer so unangenehmen Lage wie ich befindet, mit solchen Schmerzen —

Freiherr v. Marschall (sehr eifrig): Ich gebe ja zu, die auswärtige Lage ist zur Zeit etwas complicirt. Aber unangenehm möchte ich sie, mit Ihrer durchlauchtigen Erlaubniß, nicht gerade nennen. Und wenn auch in der That manche schmerzhaften Erfahrungen —

Fürst Hohenlohe: Das Vernünftigste wird noch sein: ausreißen!

Freiherr v. Marschall (todtenbleich): Durchlaucht wünschen, daß ich freiwillig demissionire?

Fürst Hohenlohe: Ach was — Unmögliches wünscht kein vernünftiger Mensch. Uebrigens rede ich nicht von Ihnen. Ich denke an meinen Zahn. Es thut fürchterlich weh. Schwere Erkältung!

Freiherr v. Marschall: Durchlauchts Nachtkästchen wird Zug bekommen haben!

Fürst Hohenlohe: Und das muß ich wirklich sagen: dauert die Geschichte noch lange, so lasse ich mich pensioniren. Ich halt' es einfach nicht aus mit dem hohlen Zahn. Wo sollen Einem denn die genialen

Digitized by Google

staatsmännischen Ideen herkommen, wenn man den ganzen Tag über die Backe halten muß! Man hat doch schließlich Rücksichten auf seine Gesundheit zu nehmen —

Freiherr v. Marschall (für sich): Gesundheitsrücksichten! Man merkt die Rücksicht, und man wird verstimmt! (laut) Es ist Ihr letzter Zahn, Durchlaucht?

Fürst Hohenlohe: Ja. Ich weiß wohl, welche Anklage ich damit gegen das deutsche Volk erhebe, dem ich lange Jahre hindurch aufopfernd treu gedient habe: sein höchster Staatsmann hat im Greisenalter nichts mehr zu beißen!

Freiherr v. Marschall: Excellenz sollten sich doch einem loyalen und staatserhaltenden Berliner Hof-Zahnarzte anvertrauen —

Fürst Hohenlohe (nicht ohne Würde): Die Hohenlohe's sind ein internationales Geschlecht. Wenn sie in Berlin Zahnschmerzen haben, lassen sie sie nicht auch dort curiren. Ich werde einen Londoner Dentisten befragen. Wenn ich auf vierzehn Tage abkommen könnte, führe ich freilich am liebsten zu einem Specialisten nach New-York oder Calcutta.

Freiherr v. Marschall: Je länger der Weg zum Zahnarzt ist, desto sicherer vergeht allerdings der Schmerz. Aber nach London dürfen Durchlaucht nicht fahren. Die Rücksicht auf den Umstand, daß der Prinz von Wales jetzt gerade mit der Zusammenstellung neuer Frühlingsmoden beschäftigt ist —

Fürst Hohenlohe: Schön. So gehe ich nach Paris.

Freiherr v. Marschall: Nach — Paris? Zahnschmerzen halber? Wenn Durchlaucht jünger wären — hm — und nach Paris gingen — ich meine, noch mit lebhaft gefärbtem Schnurrbart und Haupthaar wie ich —

Fürst Hohenlohe: Aber das ist doch ganz Pomade! Und einmal muß er doch heraus. Ich mache mich auf die Beine — dem Muthigen gehört die Welt!

Freiherr v. Marschall: Da wir von Frauen reden — seien wir bescheiden und sagen wir, die halbe Welt.

Fürst Hohenlohe: Ich reise natürlich incognito. Es braucht Niemand etwas davon zu wissen.

Freiherr v. Marschall: Durchlaucht sollten sich Ihrer Zähne wegen wirklich nicht in solche Aufregungen und Anstrengungen stürzen. Der Postpaket-Verkehr nach Paris ist so sicher — und für alle Fälle können Sie sie ja eingeschrieben schicken —

Fürst Hohenlohe (mit Größe): Genug, mein Herr! Ich bin entschlossen — morgen sehen Sie mich unterwegs! Und damit Sie in der Zwischenzeit nicht ganz ohne Arbeit sind, können Sie ja immer schon die nächste Thronrede ausarbeiten. Im Sommer hat man sowieso mehr Ruhe zum Lernen. Und was ich sagen wollte — besseres Deutsch als vergangenes Mal und einen Passus über das Arbeiter-Risico! (ab.)

Dritte Scene.

Freiherr v. Marschall (blickt ihm mit großen Augen nach): ....!!! ....!!! Arbeiter-Risico ist gut! Was soll das denn wieder bedeuten? Diese verdammten Fremdwörter! (Er klingelt.)

Vortragender Geheimer Rath (erscheint und verneigt sich): Dagegen verdient darauf hingewiesen zu werden, daß die Kriegsstärke Spaniens im Augenblicke keineswegs ausreichend erscheint, um das Wagniß eines Kampfes mit den Vereinigten Staaten zu rechtfertigen. Wenn also die Cubaner sich wirklich die Freiheit nehmen, sich die Freiheit zu nehmen, und die Regierung in Washington gesonnen ist, einen Antrag der Insulaner, Cuba als Bundesstaat in den Staatenbund einzulassen, zu acceptiren. —

Freiherr v. Marschall: Sehr wahr, sehr wahr! Für jetzt wollte ich Ihnen nur sagen, daß Se. Durchlaucht der Fürst Hohenlohe sich eines leichten Zahnleidens wegen in die Behandlung französischer Aerzte begeben muß. Ich wünsche, daß Sie die öffentliche Meinung auf diese Thatsache in schonender Weise vorbereiten, so daß Niemand dem alten Herrn schlimmere Krankheiten aus Gesundheitsrücksichten unterschiebt.

Der Geheime Rath: Die Namen der transrhenanischen Zahnkünstler, die nach Berlin berufen werden, sind noch nicht bestimmt?

Freiherr v. Marschall (für sich): Nach Berlin berufen — verflixt! Sogar diesem hier ist der wirkliche Thatbestand unfaßbar! (Laut.) Nein — das heißt — schreiben Sie, darüber schwebten noch Erhebungen und Unterhandlungen. (Für sich) In welche Lage mich dieser Fürst bringt! Als ob nicht ohnehin schon europäische Schwierigkeiten genug bestünden! Ein wahrer Segen, daß seine Verdauung in Ordnung ist, sonst würde er auch noch in einem fort nach Petersburg sausen! (Laut.) Ich danke Ihnen — à propos, haben Sie schon einmal etwas von Arbeiter-Risico gehört?

Der Geheime Rath: Ich werde sofort in den Acten nachschlagen lassen!

II.

Erste Scene.

Herr v. Boettticher: Gratulire von ganzem Herzen, theuerster College, von ganzer Seele! Nein, das war wirklich ein prachtvoller Schachzug! Der Gewerbsmäßige im Sachsenwalde wird sich giften! Wie kamen Sie nur auf die Idee?

Herr v. Hammerstein: Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht ganz so begeistert huldige wie College Boetticher — ich habe wohl zu viel Margarinekäse gekostet, und da ist mein Magen —

Freiherr v. Marschall (sehr betreten): Aber nicht wahr, Sie lassen ihn im Inlande curiren? Die Madrider Aerzte sollen wirklich nichts taugen, was den Magen anbelangt! Versprechen Sie es mir! Und wenn Sie dann gleich erklären wollen, was Ihre freundlichen Glückwünsche bedeuten —

Herr v. Boettticher
Herr v. Hammerstein } (aus einem Munde): Hohenlohe in Paris!

Freiherr v. Marschall (verzweifelt): Meine Herren, Sie irren — es ist Durchlaucht nie im Traume eingefallen —

Herr v. Boettticher: Aber lieber Freund — unter uns brauchen wir doch nicht officiös zu sein, wir können uns ruhig die Wahrheit sagen.

Freiherr v. Marschall: Nun schön — der Fürst litt sehr an den Zähnen — und weil doch bekanntlich in Paris die geschicktesten Dentisten —

Herr v. Hammerstein (schmerzlich lächelnd): Sie kleines Vocativüschen Sie! Wahrhaftig, heute bemerke ich zum ersten Male, daß Sie wirklich diplomatisches Talent besitzen.

Herr v. Boettticher: Jetzt weiß man auch, weßhalb Sie nicht mit nach Stettin kommen und keine Margarine kosten wollten! Freilich, die entente cordiale mit Frankreich, deren Herstellung dem gichtischen Nörgler und Chefredacteur der Hamburger Nachrichten nie geglückt ist —

Herr v. Hammerstein (mit sanftem Vorwurf): Hoch soll er leben! Wir sind doch versöhnt ...

Herr v. Boettticher: Mit einem Worte, die entente cordiale mit Frankreich und die völlige Isolirung Rußlands hat auch ihre Bedeutung, selbst wenn man erwägt, daß von der Blüthe des Margarinehandels die Verwendung sonst unbrauchbarer thierischer Abfälle, somit der Ertrag deutscher Viehzucht und folglich die Existenz unserer Landwirthschaft abhängt.

Zweite Scene.

Der Geheime Rath: Excellenz, sämmtliche Zeitungen des Continentes melden durch Extrablätter die Ankunft Sr. Durchlaucht in Paris —

Freiherr v. Marschall: Wenn schon! Ich erwarte übrigens noch Ihren Bericht wegen des Arbeiter-Risicos.

Digitized by Google

Der Geheime Rath: Die Tragweite dieser Meldung ist, wie man sagt, um so bedeutender, und die eingehenden Erörterungen, die sie hervorruft, haben nach der Meinung der europäischen Politiker um so mehr Anspruch auf Beachtung, als unsererseits officiell die Reise des Reichskanzlers nach Paris abgeleugnet und als Staats-Geheimniß betrachtet worden ist. Durch diese Reise wird die diplomatische Constellation so völlig verschoben, daß die Times in einem Sensation erregenden Leitartikel „The European Quadruple Alliance" es ruhig (peacefully! Man beachte den Doppelsinn!) eingestehen, das deutsche Auswärtige Amt habe heute (to day) alle Fäden (files) in der Hand. Es liege nur an ihm —

Freiherr v. Marschall (mit plötzlicher Größe): Ich danke Ihnen. (Zu seinen Gästen.) Ja ja, meine Herren, das haben wir nicht übel eingefädelt, der Fürst Hohenlohe und ich — die Times wissen schon, woher der Wind weht. Dieser kleine Erfolg kommt mir gerade recht zur Wiedereröffnung des Reichstages. Die Lamentirer und Parlamentirer werden jetzt doch ein bischen Respect vor Unsereinem kriegen.

Dritte Scene.

Fürst Hohenlohe: Bon jour, messieurs! Rei-zen-des Nest, dies Paris! Es bildet seine Leute! Was wird eigentlich heute Abend an Possen in Berlin gegeben?

Herr v. Hammerstein: Durchlaucht bevorzugten doch sonst immer seriöse Schauspiele?

Fürst Hohenlohe: Sonst! Aber mit so einem Gebiß wie ich geht man nicht mehr in Tragödien! (Er enthüllt zwei Reihen perlengleich glänzender Zähne.)

Herr v. Boettticher
Herr v. Hammerstein } (werfen sich bezeichnende Blicke zu.)

Freiherr v. Marschall (für sich): Der will die Täuschung wirklich noch immer aufrecht erhalten!

Fürst Hohenlohe: Und ehe ich das Wichtigste vergesse: Sie haben doch in Sachen des Arbeiter-Risicos sofort eine Enquête veranstaltet?

Freiherr v. Marschall: Ach, Arbeiter-Risico — wie oft kommt das vor! Und dann ist es ja klar: wenn solch ein Mensch irgend wo 'was stiehlt und wird ertappt, so hat er es natürlich auf sein Risico gethan! Die Hauptsache ist jetzt, Durchlaucht: sind Sie alle Zahnschmerzen in Paris glücklich los geworden? Ja, unser hohler Zahn, Durchlaucht — das hab' ich wieder einmal gut gemacht! Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

Zum Fall Johanna Ambrosius.

Hochgeehrte Redaction!

Weil ein Schweigen meinerseits vielleicht für Zugeständniß der unerhörten Anschuldigung in Nr. 15 der „Gegenwart" aufgenommen werden könnte, so erlaube ich mir, nachstehend unsere Lebensgeschichte so gut ich kann, zu erzählen, mit der Bitte, hochgeehrte Redaction möge jede beliebige Verfügung darüber treffen. Verzeihung, wenn ich ein wenig weit aushole; aber ich halte es für nothwendig, um die besprochenen, als vorhanden bezeichneten Reichthümer einerseits und aus der ganzen Lage der Sache anderseits das Urtheil festzustellen.

Mein Großvater väterlicherseits kam als armer Bursche aus Mähren oder Böhmen nach Ost-Preußen, war Thieroperateur und gründete sich in Schönwalde bei Königsberg i. P. eine Heimath, weil das die aufblühende Viehzucht in Ost-Preußen erlaubte. Seine Ehe mit einem ebenfalls aus Oesterreich stammenden blutarmen Mädchen, die, wie ich mich noch erinnere, neben der deutschen auch die czechische Sprache sprach, war mit fünf Söhnen, von denen unser Vater der zweitälteste war, und drei Töchtern gesegnet. Als das jüngste dieser Kinder drei Jahre zählte, starb der Großvater im Alter von 47 Jahren am Nervenfieber, die Großmutter mit noch fünf unerzogenen Kindern mittellos hinterlassend. Unser Vater war damals 18 Jahre alt, hatte in Königsberg das Böttcherhandwerk ausgelernt und würde wohl allein sich fortgeholfen haben. Sein älterer Bruder hatte Großvaters Geschäft gelernt und jung geheirathet. Nun mußte die Wittwe das gepachtete Land aufgeben, die Wirthschaftsgeräthe mit Stumpf und Stiel verkaufen, um durch den Erlös die Kinder und sich vor der Hülfe der Mitmenschen zu schützen. Das alte Lied, wenn zwei Augen unerwartet sich schließen. Der Vorrath ging bald zu Ende. Da entschloß sich unser Vater, Thieroperateur zu werden, weil er als Böttchergeselle in der Großstadt doch nicht der Mutter Stütze sein könnte. (Man denke freundlichst 50 Jahre zurück.) Ein entfernter Verwandter unterrichtete ihn, und der Neunzehnjährige versuchte sein Glück. Damals gab's noch keine Bahnen, und so hat unser Vater die Gegend von Königsberg bis Gumbinnen und Stallupönen zu Fuß hin und her durchwandert, um, gegen sehr kleine Belohnung damals, die Arbeiten zu machen, und hielt Mutter und Kinder über Wasser. Seine Schwestern gingen später in Mägdedienste. So kam denn Vater auch nach dem Ragniter Kreise, gab sich in Pension bei einer Familie Ohmke im Kraupischker Kirchspiel, um nicht in den Gasthäusern logiren zu dürfen. Diese Ohmker wurden unsere Großeltern mütterlicherseits. Unsere Mutter diente damals auswärts als Kindermädchen bei verschiedenen vornehmen Herrschaften, u. A. bei Frau Baronin v. Sanden auf Randonatschen. Der Vater unserer Mutter war Glaser, blutarm, las seine Verdienstgroschen, mit dem Glaskasten auf dem Rücken, von Dorf zu Dorf zusammen, während unsere Großmutter für Freunde im Webstuhl und am Spinnrad Tage und die halben Nächte hindurch gearbeitet. In ihrer Hütte, wo sie zu Miethe wohnten, hatte eine andere als Menschenhand, den Gottesfunken gelegt. Beide, Großvater wie Großmutter, waren äußerst charaktervolle, hochbegabte Menschen, und unsere Mutter und ihre drei Geschwister — waren so „sehr anders", als die anderen Kinder ihres Standes. Mutters beide Brüder erregten durch ihre seltene Begabung die Aufmerksamkeit des Herrn Pfarrers König zu Kraupischken, der die Familie Ohmke, trotz ihrer sehr niedrigen Stellung, hoch achtete, und der benannte Herr wollte für die hochbegabten Knaben in Zukunft Sorge tragen. Der wohlwollende Gönner starb zu früh. Die Jünglinge arbeiteten als Schreiber in städtischen Bureaux, traten dann zum Militär. Der ältere starb an der Schwindsucht im Jahre 1866 als Intendantur-Secretär und Zahlmeister-Aspirant. Das Emporarbeiten mit den wenigen Dorfschulkenntnissen, ohne jede Unterstützung, durch Hunger und Nachtwachen bezahlte er mit dem Leben. Der Jüngere starb als Officier in Niederländisch-Ostindien. — Vater, der Heimathslosigkeit müde, heirathete im Jahre 1851. Vater war geschickt in seinem Geschäft geworden, war aber kein weltkluger Mann, blieb ihm doch noch auch die Sorge für seine Mutter und drei junge Geschwister. Er zog mit seiner jungen Frau nach dem sehr kleinen unbedeutenden Kirchdorf Lengweten und gab so auch den Seinen einen festen Halt. Da mußte nun erst der so lange Zurückgestellte, von seiner Mutter Zurückgebetene auf drei Jahre Soldat werden. Meine Mutter arbeitete, webte, nähte, stickte für Fremde und verdiente sich damit ihren Unterhalt. In jedem Frühjahr erhielt Vater Urlaub für einige Wochen, um die nothwendigsten Arbeiten auf den Gütern, die seine Kundschaft waren, zu besorgen und ließ die schnelle Einnahme den Seinen als Zulage. Ferne Vergangenheit, Gräber decken diese Vorgeschichte, die der goldene Grundstein sein soll, auf den ich meine traurige Wahrheit aufstellen will.

Ihr hohen Richter und Rechner, verzeiht, wenn der Schleier hie und da nicht ganz abgerissen wird. Jahre gingen hin. Johanna, ein jüngerer Bruder und ich besuchten die Lengweter Präcentorschule, wie sämmtliche Bauern- und Arbeitskinder sie ja auch besuchten. Ich weiß

Digitized by Google

es nicht, ob von den Hunderten von Kindern, die unter der Leitung des unübertroffenen Pädagogen, von uns stets aufrichtig hochverehrten Herrn Präcentor Kerner groß gezogen wurden, aus den niedrigsten Schichten, auffallende Personen hervorgegangen sind. Ich hatte das Glück, bis zum vollendeten 13. Lebensjahre diese Schule zu besuchen und erhielt beim Abgange von meinem Lehrer das beigelegte gute Zeugniß. (Das Original eingesehen. Die Red.) Mit welchem Maaß wir unseren geliebten Lehrer gemessen, mag dafür sprechen, daß Johanna's Schulbesuch hier in Titschken von uns überhaupt für einen solchen nicht gerechnet wurde. Oder war er denn anzuschlagen, wenn beim Confirmandenunterricht unser unvergeßlicher Herr Superintendent Jordan zu Ragnit Johanna über die Wangen streichelte mit den Worten: „Mein Kind, ich weiß, daß Du es einst in Lengweten gewußt, aber in Titschken leider vergessen hast." Dieser hohe, wahrheitstreue, gerade Mann war es, der zu meiner Mutter, als sie mich als Confirmandin zuführte, das vielleicht die damaligen Landschulen bezeichnende Wort sprach: „Ich habe einhundert und eine Schule unter meiner Aufsicht und unter diesen einhundert und einer Schule ist die Lengweter die einzige, die den Namen verdient!" Seit 31 Jahren habe ich jene Schule verlassen, ich habe eine ganze Anzahl Lehrer kennen gelernt, aber sehr wenige dieser Herren sind darunter, die es werth wären, meinem Lehrer und väterlichen Freunde die Schuhriemen aufzulösen. Als im Jahre 1865 die Eltern hierher zogen, mit 800 Mark erspartem Geld, dies Grundstück für 800 Thaler kauften, sechs Morgen Land mit zusammenfallenden Gebäuden, glaubten sie, ihre Lage im Eigenthum sehr zu verbessern. Die Kinder 13, 11, 9, 3 und 1 Jahr alt, wuchsen ja auf und konnten das Land bearbeiten. Es war unmöglich, in die schmutzstarrende Hütte mit zwei ungedielten Stuben, von denen die eine der Verkäufer noch ein Jahr für sich beanspruchte, hineinzuziehen. Die halbwegs mögliche Einrichtung kostete Geld und die mühsame Aufrichtung wieder Geld. Vater kaufte ein Pferd, hatte Unglück — 50 Thlr. hin. O Ihr gütigen Rechenkünstler, multiplicirt doch nicht mit boshaftem Neid, der das Rechenexempel an der Stirn schon stempelt, vergeßt doch nicht die anderen Species!

Im Frühjahr 1866 wurde ein Schwesterchen geboren, das war das 9. Kind; 3 Geschwister waren je im Alter von 1—1½ Jahren in Lengwethen gestorben. Mutter fing an zu kranken. Ich besuchte die jämmerliche Schule hier nicht und mußte Mutters Stütze bei den Kindern sein. Im Frühjahr 1867 brannten die Großeltern ab und zogen zu uns, wo nach einigen Monaten namenloser Leiden Großvater starb. Im Herbst 1867 kam wieder ein Schwesterchen. Es war Nothstand in Ostpreußen. Vaters Verdienst wird damals wohl bei der Niederlage der Landwirthschaft nicht so glänzend gewesen sein, wie in Herrn Director Goerth's Rechnung steht. Winter 1867!! Doch nein, ich will kein überflüssig Wort schreiben, nur Thatsachen, nackte Thatsachen. Mutter lag todeskrank von Anfang December bis Pfingsten. Vater hatte sich eine schwere Erkältung zugezogen, lag drei Wochen zu Bett. Johanna, damals 13 Jahre alt, litt an kranken Augen, trug den langen Winter einen tiefen Schirm darüber, besuchte keine Schule, saß dafür an der Wiege. Als Brenn- und Heizmaterial hatten wir nassen Torf; ich kochte in einer offenen Küche bei 20—30 Grad Kälte die Kartoffeln und wieder Kartoffeln — trotzdem wir — reich waren, oder im Stubenofen die Grütze zum Frühstück, wusch, nähte, flickte, strickte für die Kinder, wartete die kranken Eltern, fütterte die Kuh. Das Pferd war verkauft, um — Brod zu haben. In der Nacht gehörte mir der Säugling, dem ich die Flasche reichte, auch die 1½-, 3- und 5jährigen Kleinen. Ein Dienstmädchen hatten wir nicht, das wurde später nur für den Sommer gemiethet. Dreizehn Jahre hindurch hatten wir überhaupt kein Dienstmädchen; das kam erst später, aber mögen die Richter urtheilen. Im Frühling nach dem traurigsten Winter unseres Lebens mußte ich zum Arzt; ich hatte doch nicht Schuld, daß mein Körper zusammenbrach, nicht 'mal diesen leichten Anforderungen genügen konnte, daß ich ohnmächtig zusammenfiel von dem Leben. Juli 1869 wurde ein Brüderchen geboren. Mutter verließ kaum mehr das Krankenbett, doch so viel es ihre Kräfte gestatteten, hat sie gesponnen, gestrickt. Galt es doch viele, viele Röcke und Röckchen, Höschen, Strümpfe, Hemden und Hemdchen zu arbeiten und all die wilden Lockenköpfe sauber zu halten. Niemand hat für uns gesponnen, Niemand hat für uns gewebt, Niemand hat für uns genäht oder gestrickt bis zum heutigen Tage; noch heute sitze ich im selbstgesponnenen, -gewebten, -genähten Kleid. Vater, Brüder, Schwestern sind in von uns selbst gearbeiteten Woll- und Baumwollstoffen gekleidet gewesen. Das werden uns die braven, treuen Nachbarn, die wir ja Gott sei Dank auch haben, nie abstreiten. Ueberhaupt habe ich alle Ursache, zu bezweifeln, daß einstimmig die Nachbarn die Lügengeschichten in die Welt gesandt, trotzdem es an niedrig denkenden Menschen auch hier nicht fehlt. Doch weiter: Im Jahre 1871 warf ein Sturm unser Wirthschaftsgebäude zusammen. Bauen und Bessern der Gebäude, Zinsen, Abgaben, Arzt und vieles Andere noch, ja die Beackerung des Gartens kostete Geld. Der älteste Bruder kam in die Lehre. Im August 1871 kam wieder ein Brüderchen. Mutters Kräfte, die meinigen und die der anderen Kinder, leider zartgewachsenen, wurden auf's Höchste gespannt; wir haben das Heu auf dem Rücken von der Wiese heimgeholt, manchmal das Getreide auf Stangen. Vater war ja mit dem Pferde auswärts. Der Mutter lag die ganze Erziehung und Bewirthschaftung des Feldchens ob, und Mutter war strenge, sehr strenge, zu strenge mitunter. Vater war kein fester Charakter und unterlag mancherlei Versuchung. Ist es ein Unrecht, wenn Kinder darunter leiden? In welcher Weise habe ich meine Eltern bloßgestellt in dem Briefe an Professor Herrn Schrattenthal? Warum leset Ihr nicht den Brief, der in 25000 Exemplaren in der Vorrede zu Johanna's Gedichten ohne mein Wissen gedruckt wurde? Fast möchte ich rufen: O, Ihr Kleingläubigen!

Johanna war einst der Liebling der Eltern, ihr fielen die mannigfachen Entbehrungen, die gewiß hart waren, die schmutzigen Stallarbeiten, entsetzlich schwer, sie bäumte in die Zügel; warum auch nicht? Nachdenken wird's begreifen. Glückliche Eltern, die keinen Trotzkopf erziehen, selige Kinder glücklicher Eltern! Gewiß meinte es die Mutter gut! Uebergebt aber einer körperlich schwer leidenden, durch tausend Stimmungen geplagten Frau die Erziehung von 14 resp. 10 Kindern; 4 starben jung. Da frage ich dich, du hohe, gebildete Welt, ob es da ein Wunder ist, wenn unter so verschieden beanlagten Köpfen eine Fehlerziehung fällt? O ja, wir haben uns fern, sehr fern von Rohheit und Schmutz gehalten, und dafür haßten uns die betreffenden Nachbarn redlich. Sauberkeit lehrte uns die Mutter, dafür wurden wir verhöhnt! Verhöhnt wurden wir in nicht wiederzugebender Weise unseres Vaters Handwerk wegen, verhöhnt unsere Mutter ihrer Leiden wegen! Verhöhnt, wenn die Kinder den Feldblumenstrauß auf den Sonntagstisch stellten oder die Gräber unserer Lieben schmückten! Kann eine vornehme Welt das fassen? Da fanden die Kinder in ihrem in der Schule vergessenen Lesebuch einen Zettel: „Ihr Ambrosius Margellens, was bildet ihr euch ein, wenn der Alte crepirt, müßt ihr doch prachern gehn." „Die Pracher-margellens" wurden wir genannt, und es scheinen die Nachbarn doch sehr genau unsere Verhältnisse gekannt zu haben.

Erzählten die Kinder von dem Schmuck anderer Mädchen, so hörten sie von der Mutter: „Sammelt Euch's Gold in den Kopf, so braucht Ihr Euch nichts rumzubammeln." Wo rechnen die Bösen die 4 erwachsenen Töchter!? Ich 22, Johanna 20, dann 12, 8, 7jährige. Johanna kam fort von Hause, da blieben jene drei und ich, es kam 76 noch ein Schwesterchen dazu. Als die mir nun folgende nach 6 Jahren heirathete, blieben außer mir eine 14, 13 und 4jährige. Als im darauffolgenden Jahre die Fünfzehnjährige nach schweren Leiden starb, blieben mir noch die 14 und 5jährige Schwester. Die Kirchenbücher werden wohl mit meinen Aussagen stimmen. Ja, ja, man verhöhnte uns genug des Dienstmädchens wegen — als meine Kräfte nicht mehr reichten. Wir waren glücklich, als Kinder unbestreitbar glücklich, unter allem ungemessenen Leid! Die Gartenlaube, unsere geliebte Gartenlaube, haben wir uns wahr und wahrhaftig vom Munde abgespart; rechnet doch nach, ihr hochgeehrten Rechenkünstler! ich gestehe es freudig, sie war unsere

Digitized by Google

Sonne, unser Licht in unserer Niedrigkeit, unsere Gesellschaft — unser Schmuck! — An Honorationen hätten wir uns gedrängt? Mögen sich solche melden, die das von uns sagen können! Gesucht wurden wir von edeln, hochgebildeten, vornehmen Menschen, denen wir geistig auffielen und zu denen wir stets bescheiden und dankbar geblieben sind. Doch zu Johanna! Die Nachbarn rächen sich jetzt für ihren Hieb und Stich, den sie auf ihre Gemeinheiten einst bereit hatte. In welcher Weise ich über meinen wackeren Schwager Voigt geflunkert haben soll, ist mir rein unbewußt. Urtheilen denn die Genossen Goerth's, ohne sich die Mühe zu geben, selbst meinen offenen Brief zu lesen? Allerdings war Voigt's Vater Gemeindevorstand; er hielt auf gute Kleider und Stiefel, war ein ansehnlicher Mann; daß er kaum oder gar nicht seinen Namen schreiben konnte, schadete auch nichts; die wenigen schriftlichen Arbeiten, die ihm damals oblagen, besorgte der Lehrer und sein ältester Sohn. Johanna und der zweite Sohn des Bauern Voigt heiratheten gegen den Willen ihrer beiderseitigen Eltern, das war ja kein Geheimniß. Schwager Voigt wurde von seinen Eltern mit zwei Hemden, einem littauischen Wandrock und einem Weidenknüppel ausgestattet. Der junge Mensch, der seine Schuld an Johanna aus freiem Willen gut machen wollte, lernte bei Vater das Handwerk und zog mit Johanna fort.

Voigt besaß ein ganz ansprechendes Aeußeres, aber auch nicht einen Funken Intelligenz, die ihn zum Manne hätte machen können! Er blieb ein Bauer im vollen Sinne des Worts, hatte keine glücklichen Operationen gemacht, errang daher keine Kundschaft, folglich auch keinen anderen Erwerb, ganz wie Johanna ihn dem Herrn Professor Schrattenthal geschildert. Ungefähr sieben Jahre nach seiner Verheirathung, wo beide, Johanna wie er, ein Leben geführt, das jeder Beschreibung spottet, starb Voigt's Vater, und da erhielt er 500 Thaler. Mit diesen wurde das Gr. Wersmeninker Grundstück für 1300 Thaler gekauft. Auch bei uns fiel in der Zeit eine ganz ungeahnte Erbschaft — es war ein Aufathmen unter furchtbaren Lasten. Johanna erhielt nun 200 Thaler wie alle anderen Schwestern auch; nun blieben ihnen noch 600 Thaler Schulden, die sie jetzt durch Gottes Hülfe und durch die edeln Menschen, die Gott ihr zugeführt, hat abgeben können. Voigt verdiente kaum Nennenswerthes. Durch Schweineaufzucht wurden die Zinsen und Abgaben gedeckt u. s. w. Johanna's Persönlichkeit spricht wohl deutlich genug von ihrem arbeitsharten traurigen Leben, auch ohne Worte. — Was hätte wohl ein Lehrer, der als Nebenmann zu uns gestellt wird, bei solchem Einkommen unter solchen Verhältnissen gethan? Vater hatte nirgends zu petitioniren, hat auch nie durch die Zeitung Hülfe erbeten. Daß die Erbschaften, es kam noch eine zweite später, wohl nicht so unermeßlich gewesen, beweist wohl, daß Vater noch jetzt mit Schulden zu kämpfen hat.

Während ich schreibe, sitzt Mutter vor mir am kleinen Schreibtisch, das noch immer schöne, edle Antlitz mit dem herbstrengen Zug von Thränen überfluthet. „Mutter, warum weinst Du? Daß all das Schreckliche in die Welt gezerrt werden muß? Mag's doch! Wir sind's der Welt, der hohen und höchsten, schuldig. Du und ich — wir verlangen keinen Glauben von dort, uns Beide versteht Niemand; Niemand wird's und kann's begreifen, was wir gelitten! Nur nicht an dem Allwissenden verzweifeln! Ich trage es schon, mein stolzes, sittenreines, wahrheitsgetreues Leben plötzlich schuldlos geschleift zu sehen — ich weine nicht."

Die hochgeehrte Redaction möge es gütig verzeihen, daß ich mich in das Redactionszimmer gedrängt — ich gehe schon.

Mit größter Hochachtung in Ergebenheit

Martha Ambrosius.

Nachschrift. Gern will ich auch den Hauptpunkt der Anklage, so weit er mir bewußt, noch klar legen. Ist in Johanna's Buch die Vorrede als „Appell an die Mildthätigkeit" gemeint? Die letzte Auflage hat die Vorrede ja bereits geändert! Vielleicht ließ es sich früher bei dem schnellen Absatz der Bücher nicht machen? Ich weiß nur, daß Herr Professor Carl Weiß-Schrattenthal in der ganzen Sache von Anfang an nur voll edelstem Hochsinn, grenzenloser Güte, selbstlosester Uneigennützigkeit gewesen, und wir werden dem Edeln in innigster Verehrung unvergeßlich dankbar bleiben. Von der ersten Auflage (wenn ich nicht irre, 500 Exemplare), die Herr Professor Schrattenthal ganz für seine Kosten, auf seine Gefahr hin, herausgab, erhielt Johanna den ganzen Reinertrag. Für all' seine ungemessene Mühe hat Herr Professor nichts für sich beansprucht, trotzdem er durchaus nicht, der Geldtruhe nach, zu den oberen Zehntausend gehört. Wer hätte es gewagt! Dann, als das Buch Anklang fand, hat der edle Mann nach einem Verleger gesucht, wahrhaft mühe- und sorgenvoll. Reinste Menschenliebe beseelte jede seiner Handlungen. Er wollte nur vortheilhaft für Johanna wirken, und mit welch unbeschreiblicher Mühe hat der Ueberbürdete gearbeitet! Ihm hat gewiß im Anfang um einen Erfolg gebangt, wo der Büchermarkt heute doch überfüllt ist und es ebenso wenig wie die endlich gefundenen Verleger geahnt, welchen Anklang das Buch finden würde. Darum mag wohl der hochherzige Herausgeber beim Erscheinen des Buches auf die Vermögensverhältnisse der Dichterin aufmerksam gemacht haben. Wenn daraufhin im Anfang manch' edle, unschätzbare Liebesgabe an Johanna kam, wenn ihr später durch Vermittelung des Herrn Professors Schrattenthal eine hohe und werthe Ehrengabe aus der Tiedgestiftung wurde, ebenso wie durch Herrn Geheimrath Hermann Grimm, den Gott segnen möge, eine Ehrengabe von der Schillerstiftung, wenn unsere hohe Regierung ihr die Mittel zur ärztlich empfohlenen Badecur bewilligte, wie hätte sie es nicht mit tiefstem Herzensdank annehmen dürfen? Heute darf die Schwester sich reich nennen, denn ihre und ihrer Kinder Zukunft ist gesichert, soweit der menschliche Blick reicht. In diesen Tagen soll die ungesunde Hütte fallen. Liebesgaben deutscher Herzen bauen der Dichterin ein neues Heim.

Wie seltsam: Jedes Kind jauchzt glückselig auf über Aschenbrödel's Glück am Schluß des Märchens ... mit welchen Augen sehen die Erwachsenen es an?

Notizen.

Geschichte der deutschen Literatur. Von Max Koch. (Stuttgart, Göschen.) Das hübsch ausgestattete, zu Geschenkzwecken geeignete Büchlein enthält einen ganz kurz gefaßten Abriß unseres gesammten Schriftthums. Die Aufgabe, alles Wesentliche mit wenigen Worten zu kennzeichnen, ist ungemein schwierig, und man kann nicht sagen, daß sie dem Breslauer Professor sonderlich gelungen sei. Sein athemloser Depeschenstil ist oft recht verworren und nicht selten geschmacklos. Recht putzig ist die Art und Weise, wie der wüthende Wagnerianer bei jeder mehr oder minder passenden Gelegenheit den Jubelhymnus auf den Bayreuther Meister anstimmt. Zwar spricht er in dieser zweiten Auflage nur noch von den Nibelungen als dem „gewaltigsten deutschen Tondrama" — in der ersten Auflage stand „Nationaldrama!" — aber noch immer erinnert ihn Wolfram's Parcifal, wie auch Hans Sachs an die Wagner'schen Werke; bei zwei Anlässen preist er die „Meistersinger" und verkündet u. A. seine Entdeckung, daß schon Schiller in einem Briefe an Goethe vom 29. Dec. 1797 das Musikdrama geahnt und gefordert habe. Um so schlechter kommt die neuere Literatur weg, in der Koch sehr wenig Bescheid weiß.

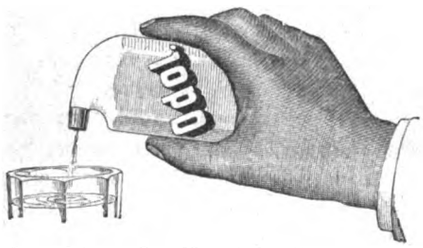
Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



ohne jeden Zweifel bestes*) aller bekannten Mund- und Zahnreinigungsmittel.

*) Auszüge aus wissenschaftlichen Untersuchungen hervorragender Bacteriologen, Chemiker und Mediciner, welche obenstehende Behauptung exact beweisen, senden wir Jedem, der sich dafür interessirt, gern kostenfrei zu. Preis 1/1 Flasche (Originalspritzflacon), bei richtigem Gebrauch mehrere Monate ausreichend, M. 1,50 = fl. 1,— ö. W = frcs. 2,50 in den Apotheken, Parfümerie- und Droguengeschäften.

Um jedoch Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Odols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das unterzeichnete Laboratorium entschlossen, an Jeden, der eine Mark oder 70 Kreuzer in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Originalspritzflacon) Odol direkt franko zur Probe zuzusenden.

Dresdener Chemisches Laboratorium, Lingner, Dresden.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 2. Mai 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Reform der preußischen Handelskammern. Von Dr. Jul. Lubszynski. — Sibirien in Preußen. Von A. Br. — Der Physiker Tesla. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst.** Pestalozzi über sich selbst. Von L. W. Seyffarth. — Wie entsteht das Lied. Von Alfred Biese. — **Feuilleton.** Der Verwaltungsrath. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Gnade für Recht. Von Prinz Vogelfrei. — Maler der Dämmerung. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals in Sachen Johanna Ambrosius. Von K. Schrattenthal. — Notizen. — Anzeigen.

Die Reform der preußischen Handelskammern.

Von Dr. Jul. Lubszynski.

Nach den verschiedenen mißlungenen Anläufen der Gesetzgebung, auf dem Verwaltungswege Gebilde zu schaffen, welche den Wünschen der Betheiligten entsprachen, oder sonst die Bürgschaft einer kräftigen und gedeihlichen Entwickelung in sich trugen, ist es kein Wunder, daß der von der Regierung jetzt vorgelegte Entwurf eines Handelskammergesetzes auch in den davon zunächst betroffenen Kreisen trotz der offenbaren Wichtigkeit, welche der hier verwirklichte Gedanke eines obligatorischen Zusammenschlusses der gewerbetreibenden Stände in sich trägt, nur eine kühle, mit Mißtrauen gepaarte Aufnahme gefunden hat. Auch die Regierung hatte offenbar keine große Begeisterung von ihrem Werk erwartet. Sie hatte sich zu der Arbeit genöthigt gesehen, nachdem durch das Gesetz vom 30. Juni 1894 der landwirthschaftlichen Vertretung in den Landwirthschaftskammern eine neue Grundlage gegeben war, nachdem durch den Gesetzentwurf über die Handwerkskammern dem Handwerk eine officielle Interessenvertretung eröffnet war, und nachdem eine kleine, aber rührige Gruppe seit Jahren darauf hingedrängt hatte, dem Handel und der Industrie eine neue Gesammtvertretung durch Einrichtung obligatorischer Kammern zu schaffen. Unter dem 1. Januar 1895 richtete der Handelsminister einen Erlaß an die Handelskammern, kaufmännischen Corporationen und höheren Verwaltungsbehörden, in welchem er zur Beschaffung von Unterlagen für eine Neuordnung der Handelskammern über eine Reihe von Punkten gutachtliche Aeußerung erbat. Die zur Beantwortung gestellten Fragen bezogen sich im Wesentlichen auf die zwangsweise Einführung der Handelskammern und deren räumliche Begrenzung, auf die Zugehörigkeit zur Kammer, Regelung des Wahlrechts, Erweiterung des Geschäftskreises und Schaffung eines zur Wahrnehmung der Interessen von Handel und Industrie bestimmten, der Regierung als technischer Beirath dienenden Centralorgans. Auf dem hiernach eingelaufenen Material hat sich der vorliegende Entwurf aufgebaut.

Es ist höchst charakteristisch, aber für den vorurtheilslosen Beobachter, der wirthschaftliche Erscheinungen aus der Tiefe des gesammten öffentlichen Lebens zu beobachten gewohnt ist, doch wiederum sehr erklärlich, daß die Regierung jetzt wiederum auf dem entgegengesetzten Wege angelangt ist, den die maßgebenden Factoren am Anfange des vorigen Jahrzehnts mit demselben Eifer beschritten hatten. Damals wurde der Satz in die Welt hinausgerufen: „Die Solidarität der Interessen des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft erheischt eine Verbindung der bis jetzt getrennten Gruppen. Nur durch diese Vereinigung wird eine rein sachliche, auf das Gedeihen der gesammten wirthschaftlichen Thätigkeit der Nation gerichtete Prüfung der einschlagenden Verhältnisse gewährleistet.“ Auf Antrag der schutzzöllnerischen Gruppe des deutschen Handelstages, welche zu jener Zeit im Schooße dieser Körperschaft die Vorherrschaft errungen hatte, beschloß die preußische Regierung durch Verordnung vom 17. November 1880 die Bildung eines 75 Mitglieder zählenden, in die Sectionen des Handels, des Gewerbes und der Land- und Forstwirthschaft sich theilenden Volkswirthschaftsrathes, mit der Bestimmung, über Entwürfe von Gesetzen und Verordnungen, welche wichtigere Interessen von Handel und Gewerbe, Land- und Forstwirthschaft berühren, wie über die auf den Erlaß derartiger Gesetze und Verordnungen bezüglichen Anträge und Abstimmungen Preußens im Bundesrathe sich gutachtlich auszusprechen. Bald nach Errichtung des Organs griff auf allen Seiten die lebhafteste Enttäuschung Platz. An Stelle des erstrebten, zum größeren Theil aus directer Wahl der Interessentenkreise hervorgehenden Organs, dessen berathende Stimme die Regierung in allen wirthschaftlichen Fragen zu hören verpflichtet sein sollte, erstand eine von der Executive berufene Körperschaft, auf deren Zusammensetzung den bürgerlichen Erwerbsgruppen nur ein beschränkter Einfluß zustand und die demnach kaum beanspruchen durfte, als Vertreterin, der wirklichen Meinung solcher Gruppen zu erscheinen. Thatsächlich ist der Volkswirthschaftsrath in neuerer Zeit nur ein Mal, nämlich im Jahre 1887 zur Berathung der Grundzüge der Alters- und Invaliditätsversicherung, zusammengetreten. Seitdem ist es grabesstill geworden über dieser großen Institution. Eingeweihte wissen, daß sie heute noch zu Recht besteht. Der großen Menge ist sie ein abgestorbener Begriff.

Damit hatte die Wahrheit des Satzes von der Solidarität aller Interessen schmählich Schiffbruch gelitten, und man konnte jetzt mit ruhigem Gewissen dem nackten Standesurtheil oder auch -Vorurtheil das Wort ertheilen.

Die gegenwärtige Grundlage des Handelskammerwesens in Preußen bildet das nach vielen Schwierigkeiten zu Stande gekommene Gesetz vom 24. Februar 1870. Nach diesem Gesetz bleibt die Errichtung von Handelskammern, als deren

Digitized by Google

wesentliche Aufgabe die Vermittelung der Beziehungen zwischen dem Handelsstande und der Staatsregierung hingestellt wird, der Initiative der betheiligten Kreise überlassen. Die Genehmigung des Handelsministers ist zwar erforderlich, indessen bleibt auch die Begrenzung des zu überweisenden Bezirkes lediglich dem Ermessen der Antragsteller anheimgestellt. Als principielle Voraussetzung des activen Wahlrechts wird die Eintragung in das Firmenregister verlangt. Um aber Handelsleute mit geringerem Gewerbebetrieb, für deren Abgrenzung ein bestimmtes gesetzliches Merkmal nicht zu finden ist, von dem Wahlrecht auszuschließen, ist den einzelnen Handelskammern die Befugniß gewährt, nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse das Wahlrecht neben der Eintragung in das Firmenregister noch an eine gewisse Höhe der Gewerbesteuer-Veranlagung zu binden.

Neben den gesetzlich geregelten Handelskammern sind aber auch die kaufmännischen Corporationen, wie z. B. das Aeltestencollegium in Berlin, das Commerzcollegium in Altona in Kraft geblieben, die in den zwanziger Jahren zunächst als Zwangsinnungen, von deren Zugehörigkeit das örtliche Recht zum Betrieb kaufmännischer Geschäfte abhing, entstanden waren, dann, als ihnen durch das Einführungsgesetz zum Handelsgesetzbuch diese Eigenschaft genommen war, sich in Interessenvertretungen umwandelten, deren Organisation aber im Gegensatz zu den als Zwangskörperschaften erscheinenden Handelskammern sich auf der Grundlage des freiwilligen Beitritts aufbaut.

Die mißlichen Folgen dieses unvollkommenen, in sich zwiespältigen und zwitterhaften Systems mußten sich bald in bedenklicher Weise offenbaren. Vor Allem fühlte sich die Industrie und das Kleingewerbe bei dieser Art der Organisation vernachlässigt und zum Theil gänzlich bloßgestellt. Bei dieser Frage, nämlich einer planmäßigeren Vertretung der Industrie und der Einbeziehung auch des Kleingewerbes in die Institution knüpfte auch die Reformbewegung der folgenden Jahre an. In der am 21. August 1882 auf Andrängen der Handelskammer zu Osnabrück von dem Centralverband deutscher Industrieller zusammenberufenen Eisenacher Conferenz wurde empfohlen, die bestehenden Handelskammern in Handels- und Gewerbekammern umzuwandeln, zu deren Bildung Handel, Industrie und Kleingewerbe gleichmäßig herangezogen werden sollten. Im Gegensatz hierzu stellte der Handelstag einen Reformplan auf, der den Kammern die Eigenschaft eines Organs der Großbetriebe wahren und die den letzteren nicht angehörigen Gewerbetreibenden vom Wahlrecht auszuschließen bestimmt war.

Die Regierung hat es abgelehnt, einen Aufbau der Interessenvertretung auf breiterer Grundlage vorzunehmen. Abgesehen von dem Ausschluß des Handwerks, der durch das in Vorbereitung befindliche Handwerkskammergesetz nothwendig geworden war, hält der vorliegende Entwurf an dem bisherigen System fest, wonach als Voraussetzung für die Wahlberechtigung zur Handelskammer die Eintragung in das Handelsregister und die Veranlagung zur Gewerbesteuer gefordert wird. Es ist wohl bekannt, daß die Eintragung einer Firma nicht von jedem Gewerbetreibenden erlangt werden kann, sondern nur von Denjenigen, die einen bestimmten Jahresumsatz im Handel nachzuweisen vermögen, der in den einzelnen Bezirken verschieden hoch bemessen ist. Es ist nun klar, daß, wenn die Firmeneintragung als Bedingung der Wahlberechtigung für die Handelskammern hingestellt wird, hierdurch eine große Anzahl von Gewerbetreibenden, die nicht unter die Classe der Handwerker fällt, jeder geordneten Vertretung beraubt und damit außer Stande gesetzt wird, ihre berechtigten Wünsche und Klagen zur Kenntniß der Regierung zu bringen oder bei den einschneidendsten Maßregeln auch nur gehört zu werden. Durch diese einseitige Begünstigung des Großgewerbes wird, da der Zwischenhandel an sich naturgemäß mit weit größeren Umsätzen zu rechnen hat als die reine Production, besonders hart die kleinere und mittlere Industrie getroffen, die mehr oder weniger aus dem Rahmen des Handwerksbetriebes herausgetreten ist.

Diesen Theil der vaterländischen Gewerbethätigkeit, der an sich schon mit schweren Existenzsorgen zu kämpfen hat, rechtlos zu machen, ist grausam und ungerecht. Aber auch für eine nicht unerhebliche Anzahl von Großbetrieben bedeutet diese Beschränkung eine flagrante Ungerechtigkeit. Es mag nur hervorgehoben werden, daß alle diejenigen Fabrikanten nicht Kaufleute und daher nicht firmenberechtigt sind, die selbstgewonnene Rohstoffe verarbeiten, wie z. B. Ziegeleien, daß ferner Bauunternehmer, Handelsgärtnereien u. s. w. vom Firmenrecht ausgeschlossen sind.

Auch in Bayern und Sachsen ist eine combinirte Interessenvertretung der Groß- und Kleingewerbe durch Vereinigung von Handels- und Gewerbekammern durchgesetzt. Allerdings ist das Wahlrecht wie die Competenz der beiden Abtheilungen in den einzelnen Ländern eine durchaus verschiedene. In Bayern hat die Abtheilung der Handelskammer für Handel und Fabriken ungefähr die nämlichen Wähler und eine analoge Competenz wie die preußischen Handelskammern, während die Gewerbekammer alle nicht in diese Kategorie gehörigen Gewerbe zu umfassen bestimmt ist. Jede Wählerkategorie wählt separat; es ist mithin die Gewerbekammer-Abtheilung eine rein kleingewerbliche Vertretung. Ebenso ist es in Sachsen. Eine bedeutsame Differenz statuirt dagegen das württembergische Gesetz vom 4. Juli 1874. Hier ist keine Zweitheilung vorgesehen, dementsprechend erfolgt auch die Wahl in einer Wahlhandlung.

Welchem von beiden Systemen der Vorzug gebührt, soll hier nicht erörtert werden. Jedenfalls ist klar, daß nur durch ein ausgleichendes Zusammenwirken aller gewerblichen Stände ohne Unterschied, ob groß oder klein, durch ein vereintes, von einseitigen Tendenzen befreites Eintreten für ihre Bedürfnisse, Interessen und Rechte eine gesunde wirthschaftliche und sociale Basis hergestellt werden kann. Wie sollte es z. B. möglich sein, über das Wandergewerbe, den unlauteren Wettbewerb, die Consumvereine, das Detailreisen u. a. m. ein zutreffendes und gleichmäßiges Bild zu erhalten, wenn derjenige Theil des Gewerbes, der hierbei vornehmlich in Betracht kommt, ungehört bliebe. Man verkenne ferner nicht, welchen Keim neuer socialer Zwistigkeiten man in das öffentliche Leben trägt, wenn man einen so bedeutungsvollen Theil unseres Gewerbestandes bei der nach langen Jahren nunmehr zu Stande gekommenen Neugestaltung der gewerblichen Interessenvertretung einfach als quantité négligeable bei Seite liegen läßt.

Besondere Beachtung verdient weiter die den Handelskammern zugedachte Competenz. Es muß sonderbar berühren, daß heute auch bei den in die Verhältnisse des Handels und der Industrie eingreifendsten Gesetzentwürfen, Verordnungen u. s. w. den officiellen Vertretungen dieser Erwerbsstände kein Recht zusteht vorher gutachtlich gehört zu werden, daß es vielmehr lediglich im Belieben der Regierung steht, ob sie die Vertretung vorher anhören will. Zu welchen beklagenswerthen Folgen diese nur facultative Zuziehung der Interessenvertretungen führen kann, das haben uns Einzelheiten des russischen Handelsvertrags eindringlich zum Bewußtsein gebracht. Es ist daher seit Jahren aus industriellen und kaufmännischen Kreisen der dringende Wunsch laut geworden, daß alle Gesetzmaßnahmen, welche die Interessen unseres gewerblichen Lebens berühren, vor deren Einbringung in den Landtag, bezw. bevor Preußen im Bundesrathe seine Stimme abgiebt, den gewerblichen Vertretungen zur gutachtlichen Aeußerung vorgelegt werden müssen, wie dies auch in Bayern, Sachsen und in Oesterreich festgelegt ist.

Leider ist der jetzt vorliegende Gesetzentwurf diesem gerechten Verlangen nicht nachgekommen. In § 2 des Entwurfs heißt es: „Die Handelskammern haben zur Erfüllung

Digitized by Google

ihrer Aufgaben die Behörden in der Förderung des Handels und der Gewerbe zu unterstützen. Sie haben sich über solche Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung zu äußern, die u. s. w." Den Handelskammern wird also offenbar die Pflicht auferlegt, wenn sie von der Regierung um Ermittelungen oder Gutachten ersucht werden, diese vorzunehmen bezw. zu erstatten. Ob aber die Regierung die Pflicht hat, ein derartiges Ersuchen vor Einbringung eines Gesetzentwurfs u. s. w. zu stellen, davon ist in den bezeichneten Bestimmungen keine Andeutung enthalten. Und doch liegt gerade hierin der springende Punkt, auf den es den Betheiligten allein ankommt. Als im Jahre 1880 die ersten Mittel zu dem neu geschaffenen Volkswirthschaftsrath gefordert und verweigert wurden, da wurde im preußischen Abgeordnetenhaus ein Schreiben des Fürsten Bismarck zur Verlesung gebracht, das als denkwürdiges Actenstück eine wörtliche Erwähnung wohl verdient. „Bei der Vorbereitung von Gesetzesvorlagen, welche das wirthschaftliche Leben der Nation berühren, hat es bisher", so heißt es dort, „an einer Stelle gefehlt, wo derartige Vorlagen einer geregelten Kritik durch Sachverständige aus den zunächst betheiligten Kreisen unterzogen werden konnten. Ohne Kenntniß von den Eindrücken, welche die beabsichtigten Anordnungen auf die Kreise machen, deren besondere Verhältnisse dadurch berührt werden, konnte bisher Sr. Maj. dem König bei der Unterbreitung von Gesetzentwürfen zur Genehmigung für die Zweckmäßigkeit derselben nicht stets das unbedingt erforderliche Maaß von Sicherheit gewährt werden." Dieses Urtheil des bedeutendsten Empirikers der Staatskunst muß auch heute noch als unerschüttert gelten. Soll eine Handelsvertretung Ersprießliches leisten, so muß sie zu einem beständigen und nothwendigen Rathgeber der Regierung werden; in dem Augenblick, wo sie nicht mehr als nothwendiger Factor angesehen wird, sinkt sie zu einem wesenlosen Schemen herab. Kein schlagenderes Beispiel für die Richtigkeit dieses Satzes giebt es, als die Geschichte des Volkswirthschaftsraths selbst.

Allerdings wird auch bei der weitestgehenden Competenz die Gesammtwirthschaft des Landes nur dann etwas annähernd Vollkommenes aus den neuen Körperschaften zu erwarten haben, wenn auch durch ihre Organisation eine netzartige Gesammtvertretung der gewerblichen Stände des ganzen Landes gewährleistet ist. Der Umstand, daß bisher die Schaffung der Handelskammern der freien Initiative der Betheiligten überlassen ist, hat zu einer kaum glaublichen Ziel- und Regellosigkeit geführt. Ein Blick auf die zur Zeit in Preußen bestehenden 74 Handelskammern zeigt uns eine bunte Musterkarte von Bildungen, die sich meist ohne Rücksicht auf wirthschaftliche Bedürfnisse vollzogen haben. Daß die östlichen Provinzen die schwächste Fortbildung der Institution zeigen, während der westliche Theil der Monarchie eine unverhältnißmäßig starke Entwickelung aufweist, mag durch die im Westen stärker entwickelten Handelsverhältnisse hervorgerufen sein; immerhin bleibt zu beachten, daß durch diese Art der Ausbildung der Interessenvertretung der größte Theil der östlichen Industrie vollkommen bloßgestellt ist. Hierdurch ist es gekommen, daß Gegenden, in denen der Gewerbefleiß in voller Blüthe steht, jeder officiellen Vertretung ermangeln. Aber auch im Westen hat die ohne jede gesetzliche Mitwirkung vollzogene, ziellose locale Abgrenzung es mit sich gebracht, daß manche Körperschaften in Folge ihrer engen localen Begrenzung sich lediglich als Vertretung einzelner Specialinteressen darstellen, ohne zu einem Urtheil über allgemeine Angelegenheiten des Handels und Gewerbes sich berufen und befähigt zu fühlen.

Der nunmehr vorgelegte Gesetzentwurf bestimmt in § 1, daß für das ganze Staatsgebiet Handelskammern errichtet werden sollen, denen die Wahrnehmung der Gesammtinteressen der Handel- und Gewerbetreibenden ihres Bezirkes obliegt. Die Abgrenzung der einzelnen Bezirke, sowie den Sitz der Handelskammern hat der Handelsminister zu bestimmen. Man wird sich mit diesem durch das Gesetz aufgestellten Grundprincip zufrieden geben müssen, und es wird nunmehr Sache der einzelnen Bezirke sein, die Wünsche bezüglich ihrer Abgrenzung und Einbeziehung sogleich nach Verabschiedung des Gesetzes dem Handelsministerium zur Kenntniß zu bringen. Der im Gesetz dem Handelsminister zuertheilten discretionären Vollmacht, auch einzelne Theile des Staatsgebietes von der Einbeziehung in einen Handelskammerbezirk auszunehmen, wird man dagegen entschieden widersprechen müssen. Auch in den entlegensten Gegenden Ostelbiens wird es heute kaum ein Plätzchen geben, in dem sich die Gewerbethätigkeit nicht wenigstens ein bescheidenes Plätzchen erobert hat, und gerade das schwach entwickelte Pflänzchen bedarf der Stütze am ehesten.

Eine ebenso ungerechtfertigte und mit dem Zweck des Gesetzes in Widerspruch stehende Ausnahme ist für die Umwandlung der bestehenden, auf freiwilligem Beitritt beruhenden kaufmännischen Corporationen in obligatorische Handelskammern aufgestellt. Die Umwandlung braucht nach § 33 des Entwurfs dort nicht stattzufinden, wo dies durch „besondere Verhältnisse" gerechtfertigt ist. Wenn auch die Motive dies verschweigen, so ist doch kein Zweifel, daß diese Ausnahme vor Allem der Berliner Corporation das Mittel zuweisen soll, ihr unfruchtbares Leben auch nach dem neuen Gesetz weiterzuführen. Von 15 000 eingetragenen Firmen sind in Berlin kaum 2500 der Corporation zugehörig; von diesen aber gehört wiederum mehr als die Hälfte der Börse an. Die „Aeltesten der Kaufmannschaft" weisen neben einer Ueberzahl von Börseninteressenten nur einzelne Großindustrielle auf. Der gesammte gewerbliche und industrielle Mittelstand der Reichshauptstadt steht ohne jede Vertretung da. Soll an diesem Zustande auch durch das neue Gesetz nicht gerüttelt werden? Wird man nicht in dem Gesetz wenigstens eine genaue Definition der „besonderen Verhältnisse" fordern müssen?

Noch eine Reihe relativ untergeordneter Fragen, die aber, alle zusammengefaßt, wichtige Vorbedingungen für das Gelingen des schwierigen Werkes sind — harren einer gedeihlicheren Erledigung, als der Entwurf sie gefunden hat. Eines hat der Entwurf vor Allem vergessen, worauf es bei der ganzen Construction in erster Reihe ankommt, das ist die Kunst, die rege Thätigkeit der Mitglieder anzuspornen und zu befördern. Nur eine richtig organisirte und vor Allem von einer hingebenden Liebe zu den ihr zugedachten Aufgaben getragene Interessenvertretung ist im Stande, Großes für die Allgemeinheit wie für die besonderen Berufszweige zu leisten. Denn Gesetze sind — nach Bismarck's treffendem Ausspruch — „nur die äußeren Schalen, denen die davon Betroffenen erst einen Inhalt zu geben haben." Gelingt es, der neuen Organisation aus dem Willen der in ihr vereinigten Individuen diesen Inhalt zu geben, so wird sie sich auch als lebenskräftiges Gebilde entfalten — trotz des heftigen Widerstandes der Männer, die heute noch vor der verfallenen Ruine des laisser faire laisser aller eifersüchtig Wacht halten und in dem neugeplanten obligatorischen Zusammenschluß nichts weiter erblicken als einen weiteren Rückschritt zum Ständethum. Hoffen wir, daß die kühl ablehnende Stimmung, der die Vorlage bei der ersten Lesung im Abgeordnetenhause begegnet ist, einem wärmeren Gefühl in der Commission Platz machen wird.

Sibirien in Preußen.

Dies der Titel einer im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart erschienenen Broschüre von Dr. Bruno Wilke, welche die bekannten Vorgänge in der freireligiösen Gemeinde in Berlin zum Gegenstand hat und sich in schärfster Weise gegen

Digitized by Google

den preußischen Cultusminister und das Provincial-Schulcollegium in Berlin richtet.

„Sibirien in Preußen" — es überläuft Einen eine Gänsehaut. „Ein Weckruf aus dem Gefängniß" folgt auf dem Titelblatt. Das stimmt auch nicht behaglicher. Das Dunkel des russischen Kerkers zeigt sich, in dem so mancher Märtyrer seines Glaubens hoffnungslos schmachtet. Gewiß, Reclame ist einmal die Göttin des Tages — man baut ihr immer neue Tempel; bedeutende Maler schmücken ihre Wände mit den Gebilden ihrer Kunst — sie braucht sich ihrer Hohenpriester nicht zu schämen. Reclame! Besonders Broschüren, die sensationell wirken wollen, können sie nicht entbehren, aber hier ist es doch ein bischen weit getrieben, und wenn wir nun weiter auf dem Titelblatte dick gedruckt lesen: „Auf administrativem Wege — ohne Richterspruch — als religiöser und politischer Ketzer hinter Schloß und Riegel gebracht," — dann fühlen wir uns doch zu sehr an die Colportage-Literatur erinnert, um ohne Argwohn an diese Broschüre heranzutreten. Und nun diese selbst? Dr. Bruno Wille citirt mit Vorliebe Goethe's Faust, gestatte er uns deßhalb die Frage aus diesem Meisterwerk: „Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?"

„Lärm?" wird Dr. Bruno Wille achselzuckend fragen — Lärm, wo ich das Schwert ziehe zu Schutz und Trutz für die heiligsten ideellsten Güter der Nation, für Güter, um deretwillen ich Gefängniß trage und Banden?! Und diese Güter? Freiheit des Lehrens und Lernens. Freilich heilige, ideelle Güter — wer wollte sie gering anschlagen. Aber hier?

Als Nachfolger des Socialdemokraten Kunert, dem die Regierung nach lange geübter Geduld endlich seine Thätigkeit gelegt, tritt Dr. Bruno Wille als Sprecher der freireligiösen Gemeinde in Berlin auf. Als solcher spricht er in den sonntäglichen Versammlungen über die freireligiösen Grundsätze; durch die Anwesenheit von meistens Minderjährigen gewinnen diese Versammlungen den „Anschein" eines Jugendunterrichts. Und mehr als den Anschein — doch lassen wir Dr. Bruno Wille selber sprechen: „Nachdem Kunert seine freireligiöse Thätigkeit eingestellt, übernahm ich es als Sprecher der freireligiösen Gemeinde, deren jungen Nachwuchs in die freireligiösen Anschauungen einzuführen durch Religionsübungen, die in der Form dem Confirmanden-Unterricht der evangelischen Geistlichen nachgebildet waren." Also ein förmlicher Confirmanden-Unterricht, eine Vorbereitung auf die Confirmation in der freireligiösen Gemeinde, dessen Besucher sich „bis zur Höhe von 500 Köpfen im Jahre" steigerte — eine Confirmation, die „einen Andrang von Seiten des Publicums hervorrief, dem der Riesensaal des Concerthauses in der Leipziger Straße kaum gewachsen war", wie Dr. Bruno Wille mit sichtbarem Stolze schreibt. — Er ertheilt einen Jugendunterricht, der den Religionsunterricht der Schule ersetzen soll, in dem er — das giebt er selbst nicht ohne Stolz zu — von einem persönlichen Gotte und den Glauben an ihn als „nur sehr Nebensächlichem" absieht. Ja mehr — in seiner Broschüre klärt er uns nun darüber auf, und mehr als uns den Cultusminister, daß nach den Ergebnissen der Wissenschaft die Religion als solche den Glauben an den persönlichen Gott nicht nöthig habe. — Daß er dabei „Religion" und irgend ein philosophisches System verwechselt, daß eine Religion, die Gott leugnet, sich damit selbst verneint, daß selbst der Buddhismus, der nach ihm „weit entfernt ist, den Glauben an eine persönliche Gottheit zu vertreten", in seiner reineren Gestalt in diesem Glauben wurzelt und gipfelt — thut für Herrn Wille nichts zur Sache. Noch weniger glücklicher ist er nun aber in der Anführung der bedeutenden Denker und Theologen, die er sans phrase als Gewährsmänner benutzt für seine Ansicht, daß ein persönlicher Gott und Religion nichts mit einander zu thun haben — unter ihnen sogar Schleiermacher. Er beliebt hier die alte, besonders in Broschüren vielgeliebte Theorie, einzelne Sätze, entfernt von ihrem Zusammenhange und so gelockert in ihrer Bedeutung, als Belege für seine Ansicht anzuführen. — Nun, wer Schleiermacher nur auf das Allerflüchtigste kennt, der weiß, daß bei aller seiner Neigung einer Ehrenrettung des reineren Pantheismus der Glaube an den persönlichen Gott sein Leben durchdringt wie sein ganzes System, daß ihm die Religion gerade im schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl von Gott besteht. — Doch genug: Dr. Bruno Wille leugnet das Dasein Gottes — und ertheilt auf Grundlage dieser Leugnung 500 Kindern regelmäßigen Confirmanden- oder Jugend-Unterricht. Und das ohne jegliche Concession der Behörde, während jeder armselige Privatlehrer zur Ertheilung Einer Stunde eine solche nöthig hat! Und die Behörde? Hier das Provincial-Schulcollegium oder der Cultusminister? Sie verbieten — sie warnen — sie drohen mit Strafen — sie setzen erst kleinere, dann größere fest. Bruno Wille, der läßt sie drohen, warnen, verbieten, Strafe über Strafe ansetzen und übt seine beglückende Thätigkeit ungerührt weiter. Daß da schließlich der Behörde die Lammesgeduld reißt und sie alle mittlerweile angesetzten Strafen — in durchaus toleranter Weise auf das Pauschquantum von 300 Mark reducirt — von ihm einfordert, wer will es ihr verdenken?! — Und Bruno Wille?! Jetzt ist für ihn der Augenblick gekommen, seinen Haupttreffer auszuspielen. Obwohl die freireligiöse Gemeinde ihm zur Bezahlung ihre Casse anbietet, zieht er den Dornenweg des Märtyrers vor. „In einem Kampfe um's Recht beuge ich mich grundsätzlich nicht, ohne Alles aufzubieten, meine und meiner Volksgenossen Freiheit zu wahren." Er geht in das Gefängniß — ein Märtyrer ohne Noth, ohne jeden Zweck — und die große Broschüre entsteht: „Sibirien in Preußen. — Ein Weckruf aus dem Gefängniß — auf administrativem Wege — ohne Richterspruch — als religiöser und politischer Ketzer hinter Schloß und Riegel gebracht" — entsteht, um sich an das Volk zu wenden, daß es „eine laute, sehr energische Sprache" rede, daß es „in einem Sturme öffentlicher Meinung seinen Willen kundgebe".

Und wofür das Alles? Weil Bruno Wille für eine ungehörige, trotz aller Verbote bis zum Aeußersten fortgesetzten Thätigkeit in Geldstrafe genommen ist. Das ist des Pudels Kern:

Es thut uns herzlich leid um die harte Strafe, die Dr. Bruno Wille sich selber auferlegt, aber sie erinnert zu sehr an jenen Knaben, der da sagt: „Das ist meinem Vater recht, daß mir die Hände frieren — warum kauft er mir keine Handschuhe?" — Wir zweifeln kaum daran, daß Bruno Wille nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt hat und handelt, aber in die Vorwürfe, die er gegen Cultusminister und Regierung erhebt, vermögen wir nicht einzustimmen — sie waren nicht nur in ihrem vollen Rechte, das Verhalten des Dr. Bruno Wille setzte sie sogar in den Stand gerechter Nothwehr.

Die Broschüre selber aber in ihrer aufgebauschten und sensationellen Weise riecht zu sehr nach Reclame für die Berliner freireligiöse Gemeinde, sowie der ganze Schritt in's Gefängniß, die Philippica gegen die russischen Zustände in Preußen sind arg übertrieben — die an Rousseau anklingenden, aber von diesem in einer anderen Zeit und unter ganz anderen Voraussetzungen geschriebenen Ausfälle gegen den Staat, der uns „kaum geboren mit eisernen Armen umklammert und niemals, bis zum Grabe nicht freiläßt" — der unsere Wirksamkeit einengt „durch eine Fülle von Verordnungen und Verboten, hinter denen drohend die staatliche Autorität in Gestalt von Waffen, Richtern, Kerkern (!), ja Blutgerüsten (!!) steht" — wirken in ihrer Ungeheuerlichkeit fast komisch.

Und daß Dr. Bruno Wille nicht nur von Behörden und von der staatlichen Macht vergewaltigt ist, geht wieder daraus hervor, daß auch das Abgeordnetenhaus seine erste Beschwerde „wegen Schlusses der Session" ohne Weiteres in

Digitized by Google

den großen Papierkorb wandern ließ, daß erneute Beschwerde, die beantragte, daß die Kinder von Dissidenten dem planmäßigen Religionsunterrichte in den Volksschulen nicht beizuwohnen brauchen, und daß die Sprecher und Lehrer der Dissidenten-Gemeinde Religions-Unterricht ertheilen können — mit dem Antrag abgethan wurde: das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, über diese Petitionen zur Tagesordnung überzugehen." — Soll das Volk noch deutlicher sprechen? — Wenn Dr. Bruno Wille doch bedacht hätte, was man den Schreibern von Broschüren nie genug sagen kann: etwas weniger wäre — vielleicht mehr gewesen.

A. Br.

Der Physiker Tesla.

Von Wilhelm Stoß.

Unter den Pionieren, die bei der Arbeit sind, der praktischen Verwerthung der Elektricität die Wege zu bahnen, ist in letzter Zeit Nikola Tesla viel genannt worden, zumeist als Entdecker einer neuen vielversprechenden Erzeugungsart elektrischen Lichts. Bisher konnte man sich immer nur mit einzelnen Untersuchungen und Erfindungen Tesla's, wie sie in englischen und amerikanischen Fachzeitungen publicirt wurden, bekannt machen. Um so erfreulicher ist es, daß uns jetzt in deutscher Sprache gleich der „ganze Tesla", soweit ein in seiner vollen Schaffenskraft stehender Mann so genannt werden kann, gegeben wird. Die von Thomas Commerford Martin, einem Freunde Tesla's, zusammengestellten Untersuchungen, Erfindungen und naturphilosophischen Excurse Tesla's sind kürzlich in deutscher Ausgabe erschienen.*) Was Tesla's Untersuchungen auch einem weiteren Publicum besonders interessant macht, ist sein Bestreben, sofort jede Entdeckung in's Allgemeine zu erheben. Diese Neigung Tesla's zum Theoretisiren erklärt sich aus dem Gang seiner Untersuchungen. Ist er doch, ganz abweichend von den Wegen anderer Erfinder, deductiv, von einer von ihm als unzweifelhaft richtig angenommenen Theorie ausgehend, zu seinen Erfindungen gelangt. Im Princip bietet Tesla's Theorie nichts Neues. An Versuchen, die Naturerscheinungen durch Aetherbewegung, geradlinige, drehende, wirbelnde u. s. w. zu erklären, hat es seit Demokrit und Lucrez bis zur neusten Zeit nicht gefehlt. Die Literatur hierüber ist bereits in's Ungeheuere gewachsen. Während aber die Naturphilosophen, auch die neueren, wie Lesage, Gassendi und viele Andere, ein System unabhängig von aller Erfahrung aufbauten, hat Nikola Tesla ebenso wie seine Vorgänger Thomson, Crookes und Hertz, den Erfolg der Thatsachen für sich.

Nikola Tesla wurde 1857 zu Smiljan im Comitat Lika, einem Grenzlande Oesterreich-Ungarns, aus serbischem Stamme geboren. Seine Familie ist eine alte und angesehene, sein Vater war Geistlicher der griechischen Kirche. Seine Schulbildung genoß er an den Realanstalten in Gospic und Carstatt in Kroatien. Im Jahre 1873 ging er nach Graz, wo er sich auf der polytechnischen Schule dem Studium der Mathematik und Physik widmete. Gleich beim Eintritt zeigte er in charakteristischer Weise die Selbstständigkeit seines Denkens. Eine dort zu Versuchen verwendete Maschine war eine Gramm'sche Dynamomaschine. Der Lehrer erklärte, daß es unmöglich sei, eine Dynamomaschine ohne Commutator oder Bürsten zu betreiben. Anstatt, wie die übrigen Schüler, in verba magistri zu schwören, erkannte Tesla sogleich, daß ein Weg gefunden werden könne, um sich von jenen stromschwächenden Apparaten frei zu machen. Schon von jener Zeit an begann er an den Ideen zu arbeiten, die schließlich in seinen berühmten Drehfeld-Motoren zur Reife gelangten. Nach Beendigung seiner Studien ging Tesla nach Prag und Budapest, wo er kurze Zeit Assistent der königl. Telegraphen-Ingenieur-Abtheilung war, sodann als Elektrotechniker nach Paris, von hier nach Amerika. Hier war er erst in den Edison-Werken thätig, verband sich aber bald mit einer Gesellschaft, die ein auf seine Erfindungen gegründetes System der Bogenlichtbeleuchtung ausbeuten sollte. Dabei war er unablässig an der Erfindung seiner Wechselstrommaschinen thätig. Er stand damals mit seinen Ideen ganz allein da, da sich der Wechselstrom noch keine anerkannte Stellung erobert hatte. Erst nach langen fortgesetzten Bemühungen und Versuchen gelang es ihm, Wechselstromapparate mit annehmbarem Wirkungsgrade zu bauen. Nachdem er Jahre lang die vielen Vortheile bemerkt hatte, die man mit Wechselströmen erreichen kann, wurde Tesla dazu geführt, Versuche mit ihnen anzustellen, und zwar bei höheren Spannungen und höheren Wechselzahlen, als man sonst für gut fand. Bald wurde er durch überraschende Resultate belohnt. Einige davon mögen hier mitgetheilt werden. Diejenigen Leser, die sich eingehender mit Tesla's Erfindungen bekannt machen wollen, seien auf das oben erwähnte Buch verwiesen.

Tesla war a priori der Ansicht, daß alle elektrischen und magnetischen Wirkungen auf die Bewegung elektrisch geladener Molecüle zurückgeführt werden können. Nach ihm sind alle elektrischen und magnetischen Erscheinungen dem Aether zuzuschreiben. Die Wirkungen der statischen Elektricität sind Wirkungen des Aethers im Zustande der Spannung und die der dynamischen Elektricität sind Wirkungen des Aethers im Zustande der Bewegung. „Von allen Naturanschauungen," sagt Tesla, „ist die, welche eine Materie und eine Kraft und durchweg vollkommene Gleichförmigkeit annimmt, die wissenschaftlichste und am wahrscheinlichsten richtige. Eine infinitesimale Welt mit ihren Molecülen und deren Atomen, die sich in ganz gleicher Art, wie die Himmelskörper um sich selbst drehen und in Bahnen um einander herum bewegen, Aether mit sich reißen und wahrscheinlich mit sich herumwirbeln oder, mit anderen Worten statische Ladungen mit sich führen, erscheint meinem Verstande als die wahrscheinlichste Vorstellung, die auch in plausibler Weise die meisten der beobachteten Erscheinungen erklärt. Das Herumwirbeln der Molecüle und ihres Aethers erzeugt die Aetherspannungen oder elektrostatischen Drucke; die Ausgleichung der Aetherspannungen ruft Aetherbewegungen oder elektrische Ströme hervor und die Bewegungen in gewissen Bahnen um einander erzeugen die Wirkungen des Elektromagnetismus und permanenten Magnetismus.

Tesla's grundlegende Entdeckung war die Beobachtung, daß alle seit einem Jahrhundert erforschten Gesetze des elektrischen Stroms nur Giltigkeit behalten, wenn sie einen sich gleichbleibenden Charakter haben. Wenn sich aber die Ströme sehr rasch in ihrer Stärke ändern, dann treten ganz andere, oft unerwartete Erscheinungen auf, am auffallendsten, wenn die Geschwindigkeit der Aenderung — die Frequenz, wie Tesla sagt — groß ist. Deßhalb construirte Tesla Wechselstrommaschinen, die mehr als zwei Millionen Stromumkehrungen in der Minute zu geben vermögen. Fast jedes Experiment mit solchen schnell wechselnden Strömen offenbarte etwas Neues.

Zunächst war die geringe physiologische Wirkung dieser Ströme überraschend. Während die bisher gebräuchlichen Wechselströme auf den menschlichen und thierischen Organismus schädlich oder gar tödtlich wirken, wird schon bei 20,000 Wechseln in der Secunde und gleichzeitig hoher Spannung keine Wirkung mehr gespürt.

Die interessantesten Wirkungen der Wechselströme sind die durch sie erzeugten Lichteffecte. Beim Betriebe einer

*) Nikola Tesla's Untersuchungen u. s. w. von Th. C. Martin, deutsch von H. Maser. Halle a. S., Verlag von Wilhelm Knapp. 1895.

Digitized by Google

Inductionsspule mit sehr rasch wechselnden Strömen ändert die Entladung mit der Zahl der Wechsel allmälig ihr Aussehen. Tesla hat die verschiedenen Formen der Entladung, die bei einer mit rapid wechselnden Strömen betriebenen Inductionsspule vorkommen, einer erschöpfenden Untersuchung unterworfen, indem er von der fadenförmigen Entladung ausging und durch verschiedene Stadien hindurch bis zur wirklichen elektrischen Flamme gelangte. Es können nicht weniger als fünf verschiedene Formen beobachtet werden: eine schwache empfindliche fadenförmige, eine kräftige flammenartige Entladung und drei Formen von pinselartigen oder Büschelentladungen. Die letzteren sind besonders interessant. Sie strömen, ganz abweichend von bisherigen Beobachtungen, ebenso leicht von Flächen, wie von Spitzen aus. Noch auffälliger ist es, daß sie heiß sind. Nach Tesla's Ansicht rührt die Wärmewirkung von dem Anprall der Luftmolecüle her. Das glühende Büschel gleicht einer unter großem Drucke brennenden Gasflamme und sendet einen außerordentlich starken Ozongeruch aus. Könnte die Frequenz und die Spannung weit genug gesteigert werden, so würde man ein Lichtbüschel erzeugen, das in jeder Beziehung einer Flamme gliche und Licht und Wärme gäbe, ohne daß chemische Processe stattfänden. Nach Tesla spielt sich nämlich ein ähnlicher Vorgang, wie beim heißen Büschel, bei jeder gewöhnlichen Flamme ab. „Es erscheint seltsam," sagt er, „daß wir, nachdem wir bereits Jahrhunderte lang mit der Flamme bekannt waren, jetzt in dieser Aera der elektrischen Beleuchtung schließlich zu der Erkenntniß geführt werden, daß wir seit undenklichen Zeiten stets ‚elektrisches Licht und Wärme' zu unserer Verfügung hatten."

Die mächtigsten Büschelentladungen werden durch Ströme erzeugt, die bei der Entladung eines Condensators, z. B. einer Leydener Flasche, entstehen. Solche Ströme haben eine Frequenz von einigen Hunderttausend Wechseln. Schickt man solche oscillirenden Entladungen durch die primäre Spule, so werden mit den Inductionsströmen der secundären Spule prächtige Wirkungen erzielt. Zwei durch das Zimmer ausgespannte Drähte, von denen jeder mit einem der Pole der Spule verbunden war, sandten so kräftige Lichtbüschel aus, daß man die Gegenstände im Zimmer unterscheiden konnte. Die Drähte wurden leuchtend, selbst wenn sie mit dicker und ausgezeichneter Isolation bedeckt waren. Wenn zwei Drähte in geeignete Entfernung von einander gebracht waren, so wurde zwischen ihnen eine gleichmäßig leuchtende Fläche erzeugt. Es war auf diese Weise möglich, eine Fläche von mehr als einem Quadratmeter Inhalt vollständig mit Lichtströmungen zu bedecken. Werden die Pole einer kleineren Spule durch eine Gummi- oder Glasplatte getrennt, so breitet sich die Entladung über die Platte in der Form von Büscheln, Fäden oder hellen Funken aus und bietet ein prachtvolles Schauspiel, das nicht durch die größte in der gewöhnlichen Weise betriebene Spule hervorgebracht werden könnte. Unter gewissen Bedingungen sieht man, wenn die Frequenz der Oscillation sehr groß ist, weiße, gespensterhafte Lichtströme aus den Polen der Spule hervorbrechen. Die besonders interessante Eigenthümlichkeit derselben ist, daß sie frei gegen die ausgestreckte Hand hinströmen, ohne irgend welche Empfindung hervorzurufen.

Bei einigen Lichterscheinungen spielt die Luft eine wichtige Rolle, weil die Entladung ein heftiges Zusammenstoßen oder ein Bombardement der Luftmolecüle veranlaßt. Nach Tesla würde hierdurch die bisher unerklärliche Thatsache, daß bei Gewittern oft Gegenstände in Brand gesetzt werden, ohne vom Blitz getroffen zu sein, verständlich. An einem Nagel im Dache oder an irgend einem Vorsprunge, der mehr oder weniger leitend ist oder durch Feuchtigkeit so geworden ist, kann ein mächtiges Lichtbüschel auftreten. Wenn der Blitz irgendwo in der Nähe einschlägt, so kann dies zur Folge haben, daß die enorme Spannung viele Millionen Male in der Secunde wechselt. Die Luftmolecüle werden heftig angezogen und abgestoßen und bringen durch ihren Stoß eine so mächtige Wärmewirkung hervor, daß ein Feuer entsteht. Es ist denkbar, daß ein Schiff zur See in dieser Weise gleichzeitig an mehreren Punkten Feuer fängt.

Eine interessante Eigenthümlichkeit der Ströme hoher Frequenz ist, daß sie gestatten, Apparate aller Art in der Weise zu betreiben, daß man sie nur mit einem Leitungsdrahte an die Elektricitätsquelle anschließt. Während man bisher elektrisches Licht mit einem Kohlenfaden nur dann erzeugen konnte, wenn man den elektrischen Strom von Pol zu Pol durch ihn hindurchführt, so daß eine Rückleitung nöthig war, bringen die Wechselströme den Kohlenfaden mittels eines einzigen Drahtes zum Leuchten. Befestigt man an den Spulenklemmen einen dünnen Draht oder Lampenfaden, der in eine luftleere Birne eingeschlossen ist, so wird er zum Glühen gebracht, und es kann auf diese Weise jeder beliebige Lichtbetrag erzeugt werden. Die Erwärmung und das Glühen wird nach Tesla durch das Bombardement der Molecüle gegen den Faden erzeugt, die ihn „wie mit Trillionen unsichtbarer Hämmer schlagen, bis er glühend wird". Dabei fand Tesla, daß die Abnutzung des Fadens um so geringer ist, je höher die Frequenz. Einer der dauerhaftesten Fäden wurde aus stark comprimirtem Carborundum, einer Art Kohle, erhalten. Dieser Stoff ist vom Amerikaner Acheson hergestellt worden und ist dazu bestimmt, gewöhnliches Diamantpulver zum Schleifen der Edelsteine zu ersetzen.

Ein Gedanke, der Tesla schon früh gekommen war, war der, die großen inductiven Wirkungen der Ströme hoher Frequenz zur Erzeugung von Licht in einem zugeschmolzenen Glasgefäß ohne Anwendung von Zuleitungsdrähten zu verwerthen. Werden luftleere Röhren in die Nähe der Wechselstrommaschine — in ein kräftiges rasch wechselndes elektrostatisches Feld, wie Tesla sich ausdrückt — gesetzt, so werden sie ohne jede Verbindung zu hellem Glühen gebracht, wobei man die verschiedensten und interessantesten Lichterscheinungen beobachtet. Das Wichtigste bei diesen Versuchen ist aber, daß sie die Möglichkeit eröffnen, ein Zimmer durch einfache Erzeugung eines solchen elektrostatischen Feldes in demselben zu beleuchten. Dies würde offenbar die idealste Beleuchtungsart eines Zimmers sein, da sie gestatten würde, die Beleuchtungskörper frei umherzubewegen. Tesla hat viele Lampen construirt, in denen die zum Glühenderhalten eines Knopfes oder Fadens erforderliche Energie durch das Glas hindurch durch Induction geliefert wird. Die Intensität des Lichtes kann leicht durch eine außen angebrachte, mit einer isolirten Platte verbundene Condensatorbelegung, oder einfach durch eine an der Lampe befestigte Platte, die zugleich die Rolle eines Lampenschirmes spielt, regulirt werden. Diese Versuche — man hat sie etwas pathetisch unter dem Namen „Tesla's Licht der Zukunft" zusammengefaßt — sind es besonders, die Tesla weiteren Kreisen bekannt gemacht haben. Indessen bilden sie doch nur eine Etappe auf dem Entdeckungszuge des genialen Physikers, von dem wir sicherlich noch manche bedeutende That zu erwarten haben.

Literatur und Kunst.

Pestalozzi über sich selbst.

Ungedrucktes, mitgetheilt von L. W. Seyffarth.

Die Feiern, welche zum 150. Geburtstage Pestalozzi's veranstaltet worden sind, haben das Interesse für Pestalozzi und sein Werk mächtig geweckt; die Menschheit erkennt ihn immer mehr als ihren Wohlthäter, dessen Wirksamkeit segensreiche Früchte bringt für alle Zeit.

Digitized by Google

Erst in neuerer Zeit ist Pestalozzi in dieser tiefen und weitreichenden Wirksamkeit, die sich nicht bloß auf das pädagogische Gebiet beschränkt, erkannt worden, auch die gelehrte Welt hat ihm die Aufmerksamkeit geschenkt, die sie ihm im Allgemeinen bisher ganz versagt hatte. Noch aber ist der große Reformator auf socialpolitischem und pädagogischem Gebiete nicht ganz gekannt und erkannt, noch bleibt Vieles aus seinem Leben und Wirken zu erforschen und aufzuklären, mannigfache Manuscripte, namentlich Briefe, sind vorhanden, die der Veröffentlichung bedürfen. Ich bin im Besitz vieler Urkunden, sowohl von Pestalozzi, als von seinen Schülern und Freunden, die ich bei Privaten, wie in Archiven und Bibliotheken gefunden; das Preußische Geheime Staats-Archiv und die Geheime Registratur im preußischen Cultusministerium enthalten einen kostbaren Schatz Originalschriften, namentlich liegen von den im Jahre 1809 und den folgenden zu Pestalozzi nach Yverdon gesandten preußischen Eleven: Kawerau, Henning, Dreist, Kfionzek u. A. werthvolle Berichte vor. Es wäre aber zu wünschen, daß diejenigen kleineren Stücke, die in der früheren Zeit veröffentlicht sind und die zur Aufklärung der Verhältnisse dienen, z. B. die Schilderung Pestalozzi's durch Henning, die „unedirten Briefe" Fellenberg's, Nachrichten von Schülern und Gehülfen Pestalozzi's u. dergl. an einem Orte gesammelt und daß an diesem Orte auch weitere Mittheilungen gegeben und Betrachtungen angestellt würden, daß nachgewiesen würde, wo und wie die Pestalozzi'schen Ideen realisirt worden sind und noch werden; wie seine Freunde und Schüler sein Werk fortgesetzt und weiter gebildet haben u. s. f. Wohl existirt bereits ein solcher Sammelpunkt, die „Pestalozziblätter", welche vom Pestalozzistübchen in Zürich herausgegeben werden und die bereits sehr werthvolles Material geliefert haben, aber das zu bearbeitende Feld ist so groß, daß diese „Pestalozziblätter" es nur theilweise beherrschen können. Also wäre es wünschenswerth, daß auch in Deutschland ein solcher Sammelpunkt sich befände.*)

Unter den Briefen, welche die preußischen Zöglinge aus Pestalozzi's Institut in Yverdon an die Section des öffentlichen Unterrichtes (Staatsrath Süvern) schrieben und deren Originale in den Acten der Geheimen Registratur des Cultusministeriums in Berlin gesammelt sind, befindet sich auch der Anfang der Abschrift eines Manuscripts Pestalozzi's — vier Seiten, die übrigen sind nicht da, — welches er 1812 während seiner lebensgefährlichen Krankheit (er hatte sich eine Nadel in's Ohr gestoßen) geschrieben hat. Ich glaube, es ist der Anfang der lange schon gesuchten Schrift: „Der kranke Pestalozzi an das gesunde Publicum". Diese Schrift kündigte Pestalozzi in einem Briefe an seinen Freund Tobler mit folgenden Worten an: „Von mir kriegst Du bald etwas, das den Titel hat: Der kranke Pestalozzi an das gesunde Publicum. Ich habe es während meiner Krankheit geschrieben. Mein Kopf war über diese ganze Zeit unbegreiflich heiter; ich konnte, wenn mich nicht Schmerzen untergrabten, arbeiten, wie gesund. Das war ein großes Glück für mich. Wirklich glaube ich, diese Schrift, die in vielen Stellen das Gepräge der Fieber hat, in denen sie geschrieben worden, sei eine von den besten, die aus meiner Feder geflossen." (Morf: Zur Biographie Pestalozzi's. IV. S. 322.)

Dieses Fragment aus dem angefangenen Aufsatz Pestalozzi's über seine inneren Wahrnehmungen und Gedanken während seiner Krankheit bringe ich nun zum Abdruck; es ist ein wichtiges Document von Pestalozzi's Größe und seinen Bestrebungen.

* * *

Wenn jetzt ein leichter Hauch mein zerrissenes Ohr wie ein Sturmwind bewegt und sich leicht durchkreuzende Töne mich gleichsam von mir selbst wegblasen, wie wenn ich nicht da wäre, so denke ich oft, wenn auch jetzt das Weltgetümmel über mein Thun und Lassen vor meinem zerrissenen Ohr wirbelte, es würde mich über alle Berge tragen und einem Vulcan gleichen, der Felsentrümmer thurmhoch emporschleudert, und doch, so sehr ich mich auch vor der kleinsten Spur dieser Wirbel vor meinen Ohren fürchte, so blicke ich dennoch jetzt träumend gern einen Augenblick in mein Thun und Treiben zurück. Es ist mir fast, ich blicke in eine Welt, in der ich nicht mehr lebe. Man sieht auf seinem Krankenlager gar oft viele Dinge weit belebter und in ganz anderen Zusammenstellungen, als in gesunden Tagen, Vieles aber auch kälter und ruhiger. Der Drang des wirklichen Lebens scheint in diesen Vorstellungen nicht mit zu wirken, die Leidenschaften sind selber krank und die Willenlosigkeit, in der man sich zu Allem hingiebt, ist dann auch nicht mehr und nicht weniger als der matte Puls, der unsere Nerven nicht mehr im gewohnten Schlag zu beleben vermag. So abgerissen von allem meinem wirklichen Thun und Treiben, auf mich selbst beschränkt und unberührt vom Kreis meines täglichen Thuns, als ihn selber von ferne nicht berührend, möchte ich mich fragen: Was habe ich in meinem Leben gewollt, was habe ich durch dasselbe gesucht, und was ist mir von dem, was ich durch dasselbe gesucht, wirklich zu Theil geworden?

Wer mich kennt, ist darüber einig: Ein ziemlich belebtes Wohlwollen, eine unwiderstehliche Neigung, die Leiden der Menschen um mich her zu mindern und ihre Zufriedenheit und ihren Wohlstand zu befördern, ist der wesentlichste Grundzug meines Charakters und durch die Umstände in mir selber zur wirklichen Leidenschaft geworden. Bei einer namenlosen Interesselosigkeit für Alles, was diese Neigung nicht nährte, hatte ich eine eiserne Ausharrung in Allem, was nur von ferne einige Hoffnung gab, sie nähren zu können, und einen kühnen, ungebundenen Muth, alles für diesen Zweck zu versuchen und Alles für ihn zu wagen. Ich kannte in mir selber beinahe nichts, als diese meine Neigung, und eine glühende Einbildungskraft machte mich täglich Mittel für diese sehen und ahnen, wo in der That keine da waren. Jedes leere Wort von Menschen, das mit mir das Nämliche zu wollen schien, fand in mir Anhänglichkeit und Glauben. Mein Schicksal war vorauszusehen; es konnte nicht fehlen: das erste Schiff, auf dem ich mich mit dieser Neigung auf das ungebändigte Meer der Welt wagen würde, mußte scheitern. Es scheiterte auch wirklich, und als Schiffbrüchiger lernte ich wohl die Welt um mich her etwas besser kennen, aber nichts weniger als mich mehr nach ihr richten. Die Folgen, die auch dieses hatte, waren aber so leicht vorauszusehen, als diejenigen meines allgemeinen Charakters. Wie ich vorher unter meinen Nebenmenschen als ein schwärmerischer, aber als ein origineller und seltener Mensch dastand, kam ich jetzt dahin, daß mich Alles als einen unbehülflichen elenden Thoren, der zu Nichts in der Welt tauglich, und dem auch, weil er weder sich selbst, noch die Welt kenne, nicht zu helfen sei, ansah. Dieses Urtheil war in den Jahren, die der Erscheinung des Buches von Lienhard und Gertrud vorhergingen, so allgemein und ward so grell ausgesprochen, daß meine nächsten Freunde in diesem Zeitpunkte Mühe hatten, der einreißenden Meinung, ich werde noch im Spital oder in Banden sterben, in meinen nächsten Umgebungen Einhalt zu thun, und ich war damals noch nicht aus meinen zwanziger Jahren herausgetreten. Die Erscheinung des berühmten Buches mäßigte

*) Der Verfasser, Herr Oberpfarrer Seyffarth-Liegnitz, der sich bereits seit 40 Jahren mit Pestalozzi beschäftigt, giebt nunmehr selbst ein Monatsblatt unter dem Titel: Pestalozzi-Studien im Selbstverlag heraus, welches in Gemeinschaft mit den Schweizerischen Pestalozziblättern die Sache fördern will und Forschungen, Betrachtungen und Mittheilungen enthalten soll. Das uns vorliegende 1. Heft enthält bereits ein reiches Material. Wir empfehlen die kleine Zeitschrift nicht nur allen Lehrern und Lehrervereinen, an die sie sich zunächst wendet, sondern auch dem großen gebildeten Publicum, das den, wie ihn Karl Rosenkranz nennt, „welthistorischen Repräsentanten nicht nur der modernen Erziehung, sondern auch den Helden der Liebe" näher kennen zu lernen wünscht. Die Redaction.

Digitized by Google

zwar die grellen Ausdrücke dieser Ansicht in etwas, aber das allgemeine Urtheil, daß ich ein praktisch unbrauchbarer Mensch sei, blieb mitten in dem Tagesglanz, den das neue Buch um mich her warf, wie ein Felsen dastehen, der, wenn das Berggeröll von Millionen kleinen Steinen, die mitten in den Fluß fielen, von diesem weit weggeschwemmt werden, auch nicht um ein Haar von seiner Stelle weicht. Ich sollte, meinte jetzt Alles, nichts mehr versuchen in meinem Leben, als dergleichen Bücher schreiben, das sei jetzt doch etwas, was ich könne, sonst aber wäre ich gewiß Nichts. Lavater selbst sagte in diesem Zeitpunkte zu einem meiner Freunde, ich könne gar nichts; wenn er nur einmal eine Zeile, die vollkommen gut geschrieben sei, von mir sähe, so wolle er glauben, ich könne Alles. Das war lavaterisch gesprochen, aber das drückt durchaus nichts mehr und nichts weniger aus, als was Alle glaubten: ich könne Praktisches in der Welt gar nichts. Daß ich irgend etwas Wirkliches könne, oder gar, daß ich, wenn auch in noch so kleiner Beschränkung, etwas für die Erziehung taugen könne, das sah in diesem Buche kein Erzieher und was noch mehr ist, auch kein Nicht-Erzieher, die sonst über diesen Gegenstand unbefangener urtheilen. Unter diesen Umständen war es unmöglich, irgend eine praktische Laufbahn für das, was ich in der Welt allein suchte, zu finden. Ich mußte ein halbes Menschenalter im Elend dieser Verödung meiner selbst und in dieser gewaltsamen Absonderung von Allem, was mein Herz suchte und wollte, so weit verwildern, als der Mensch in Unschuld des Herzens und mit innerem Wohlwollen gegen sein Geschlecht verwildern kann. Der Faden, mich an irgend Etwas anzuknüpfen, das meinem Herzen angemessen gewesen wäre, war mir von allen Seiten abgeschnitten, und dieses, nachdem ich Lienhard und Gertrud geschrieben, mehr als je. Ich könnte ja, meinte jetzt Alles, mein Brod verdienen, ich hätte jetzt meinen Strumpfweberstuhl, auf dem ich mein Brod verdienen könnte, wenn ich nur wollte. Ich sollte also nur auf demselben fleißig arbeiten und auf jeden Michaelis mein Stück fertig halten, so fehle mir auf dieser Welt nichts, was sich irgend ein anderer ehrlicher Mann vernünftiger Weise wünschen und ansprechen dürfe. Mir aber war nicht also. Im Gegentheil, es war mir, seitdem das Schreiben mir ein Strumpfweberstuhl sein sollte, als fehle mir Alles und es könne mir gar nicht helfen, das, was mir fehle, weder im Wenigen noch in Vielem zu ersetzen, im Gegentheil, nur bewirken, daß ich immer unfähiger werde, mich auf irgend eine Art an meine Umgebungen, wie sie wirklich waren, befriedigend anzuschließen. Es half nichts, daß ich ein geliebtes Weib und einen Sohn hatte; ich glaubte nicht, für sie leben zu können, als durch Befriedigung meiner Neigung, die von einer Natur war, daß auch die Möglichkeit, sie befriedigen zu können, in meinen Umgebungen täglich mehr dahinschwand. Ich lebte in dieser Zeit wie ein Mensch, der, in der Wüste verirrt, in derselben aufsucht, was nicht darin wächst und nicht darin wachsen kann. Die Folgen dieser Lage konnten nicht anders, als im höchsten Grade Alles stören und verwirren, was noch in meinen Umgebungen erhebend und veredelnd auf mich wirken konnte, und mich in alledem zurücksetzten, was das Leben der Menschen erquickend macht. Ich verlor auch, wenigstens für den unbefangenen, allgemeinen freien Gebrauch, alle Anmuth und alles milde, liebliche Wesen, das den Menschen, die sich nicht so in verheerenden Wüsten umhertreiben, welchen Gebrauch sie auch davon machen, wenigstens in diesem Allem allgemein eigen ist.

Es konnte nicht anders kommen. Das Gefühl der Kräfte, die in mir lagen, die allgemeine Mißkennung derselben, und das Unrecht, das mir diesfalls geschah, legte eine höhnende und menschenverachtende Stimmung in das Innere meines Seins, deren Folgen tief auf die allgemeine Schwächung des Reinsten und Höchsten, das in meiner Seele lag, hinwirkte und um so leichter hinwirken konnte, als die religiöse Erhebung meiner jüngeren Tage dadurch, daß sie mit der sinnlichen Neigung, äußerlich auf des Volkes Wohl zu wirken, fast unzertrennlich in mir zusammenhing, und ohne, daß ich es wußte und ahnte, gleichsam eins mit derselben ausmachte, das Heiligste ihres Wesens gleichsam in mir verlor. Ich opferte der Sonne meines inneren Heiligthums auf einem irdischen Altar sinnliche Opfer und sie verdunkelten sich an meinem Himmel und mußten sich verdunkeln. Der Weg zum allgemeinen und tiefsten Zugrundegehen meiner selbst schien vollends geöffnet; ich achtete bald meiner selbst nicht mehr.

Es ist gewiß, wenn der Zweck meines inneren Strebens eine Ehren- oder eine Geldsache gewesen, wenn er ein mechanisches Werk, ein Fabrikversuch oder eine Neigung zu Ehrenstellen und äußerlichem bürgerlichem Einfluß oder irgend Etwas von dieser Natur gewesen wäre, so hätte mich unter diesen Umständen, bei der Gewaltsamkeitsrichtung, die mein Innerstes genommen, nichts von der äußersten Kopfverwirrung und vom eigentlichen Hinterfürwerden*) gerettet. Auch weissagte mir dieses Schicksal eine Menge von Menschen, denen mein Schicksal in die Augen fiel, und sie hatten ganz recht; sie kannten kein Gegengewicht gegen den inneren Sturm, der in meinem Inneren tobte, aber es war dennoch ein Hohes in mir vorhanden.

Wenn ich mitten im Gefühl der höchsten Zerstörung, mitten in der tiefsten Wuth über meine Umgebung ein Kind auf der Straße fand und auf meinen Schooß setzte, und das Auge seines inneren Himmels meinen starren Blick auch nur leicht berührte, so lächelte mein Auge, wie das Auge des Kindes, und ich vergaß Himmel und Erde, ich möchte sagen, ich vergaß Gottes und der Menschen Gerechtigkeit und lebte in der Wonne der Menschennatur und ihrer heiligen Unschuld, indem ich mich im Kind, das auf meinem Schooß war, eigentlich verlor oder vielmehr wiederfand; ich freute mich wieder mit inniger Rührung über mein Dasein mit der heiligen Freude, die das Dasein des Kindes, das auf meinem Schooß saß, in meine verödete Seele hineinlegte.

Also rettete mich ein innerer liebender Sinn, der stärker war, als Alles, was äußerlich, rund um mich her, mich empörte, von meinem äußersten Verderben.

*) Züricher Provincialismus: Wahnsinnigwerden.

Wie entsteht das Lied?

Von Alfred Biese.*)

Räthselvoll ist die Gabe des echten Genius, mit Worten zu künden, was in Dunst und Dämmer im Innersten schlief, den Urtönen der Menschenbrust wahrnehmbaren Laut, nachempfindbaren Klang zu leihen, und man ist seit Alters her nicht müde geworden, für diese Gabe, sowie für das unfaßbare Werden des Liedes, für das Zusammenschließen aller seelischen Kräfte in Wort und Vers, nach Gleichnissen zu suchen.

Diese Gabe ist Göttergabe (ἐκ θεῶν ἀείδει δεδαὼς ἔπε' ἱμερόεντα βροτοῖσιν, Od. 17, 519 vgl. 8, v. 488); vor Allem Apollo und die Musen verleihen dies wunderbare Geschenk: wen Melpomene, sagt Horaz (IV 3) mit mildem Blick weihte, an seine Wiege tretend, der schreitet sinnend dahin im stillen Verkehr mit der Natur, dem läßt, „wo quellenumrauscht

*) Der feinsinnige Aesthetiker, dessen „Philosophie des Metaphorischen“ an dieser Stelle Anerkennung gefunden, läßt im Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin ein neues Buch: „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker“ erscheinen, dem wir vorstehende Untersuchung entnehmen dürfen.

Digitized by Google

Tiburs Gefilde grünt, im Schatten des Hains sein äolisches Lied wachsenden Ruhm erblühn". Caelo Musa beat singt der Dichter; wen das Lied feiert, der lebt ewig fort; aber wir können das schöne Wort auch dahin deuten: die Muse schafft dem Dichter den Himmel auf Erden, giebt ihm göttergleiche Kraft, nämlich zu schaffen (ποιεῖν, ποιητής d. i. der etwas „kann", der „Künstler"), giebt ihm zu schauen, was Andere nicht schauen, giebt ihm das Menschensein, Freud und Leid, bis auf den Grund zu kosten.

Dem großen Sänger rauscht, wie Horaz von Pindar singt, allmächtig das Lied aus der Tiefe der Seele, wie der Strom herbraust vom Gebirge, im Regen aufgeschwellt hoch über die alten Ufer hinaus, oder er gleicht dem stolzen Schwan, den mächtiger Hauch emporträgt, daß er zu wolkigen Höhen den Fittich zu spannen wagt.

Und so sagt auch unser Dichter:

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Oder er vergleicht die Gewalt des Gesanges mit der des Regenstromes, der aus Felsenriffen mit Donners Ungestüm sich hervorstürzt. In des Dichters „reinem Gemüth" spiegelt „die Welt sich, die ewige",

Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat . .
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Die innere unversiegliche Fülle des Lebens quillt aus dem Dichterherzen, aus dem durch Schönheit veredelten Gemüthe hervor, schier unwiderstehlich; so bekennt Klaus Groth:

Es drängt sich aus der Quelle
Ein Tropfen klar und helle,
Ein zweiter folgt ihm nach;
Ein dritter jagt den zweiten,
Und wie sie weitergleiten,
Wird mälig draus ein muntrer Bach.

Andere Dichter vergleichen den Werdeproceß des Liedes mit einem inneren Keimen und Wachsen, mit Empfängniß und Geburt; nur darf man einen solchen Vergleich nicht zu Tode hetzen, wie R. M. Werner in seinem umfangreichen Buche „Lyrik und Lyriker"*) nach dem Vorbilde Hebbel'scher Aussprüche thut, und darf dann nicht wähnen, mit diesem physiologischen Gleichniß eine psychologische Darstellung gegeben zu haben. In's Innere der Natur, in das organische Leben und Weben bringt nun einmal nimmer des Menschen Geist, geschweige denn in jenes Geheimniß, wie die Empfindung Wort und Klang wird. Da muß uns am Bilde, am farbigen Abglanz genügen; aber man streift den Schmelz von dem zarten Schmetterlinge ab, wenn man ihn mit derber Faust packt, und so flattert auch die Psyche des Liedes von dannen, wenn man das duftige Wesen auf das Prokrustesbett der Physiologie spannen will.

Wie ein Dichter solch' Gleichniß verwendet, das zeigt das zarte Distichon Mörike's:

Hat der Dichter im Geist ein köstliches Liedchen empfangen,
Ruht und rastet er nicht, bis es vollendet ihn grüßt.

Und so singt auch J. G. Fischer:

Dunkel noch eben,
Ein Punkt in Dir beginnt's zu weben,
Schon drängt's und quillt
Und überschwillt,
Wird eignes Leben,
Wird Laut und Klang,
Und wie ein Segen
Kommt Dir's entgegen,
Ein Fremdes schier,
Und ist doch aus Dir —
Schon eh' Du's dachtest, war's Gesang.

*) Hamburg, Voß.

Also: ob dem Funken, der zur Flamme wird, ob dem Quell, der zum brausenden Strome wird, ob dem Keim, der zur Blüthe und zur Frucht sich entwickelt, du das Lied, das aus dem Busen dringt, vergleichen willst, „Name ist Schall und Rauch", es bleibt ewig ein Gleichniß; aber „auf den Nägeln" muß es dem Dichter „brennen", es muß ihm zu schaffen machen in seinem Innern, sein Herz muß von einer Empfindung voll sein, und er muß eine dichterische Kraft, eine individuelle Natur, eine Persönlichkeit sein voll seelischen Lebens, und er muß die künstlerische Kraft besitzen, was er beobachtet und was in seinem Innern wallt und wogt, zu gestalten. Dann ersteht das echte Lied.

So sagte Goethe zu Eckermann: „Was hatte ich, wenn ich ehrlich sein wollte, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. . . Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles Uebrige ist gleichgiltig."

Und fragt man die noch lebenden Lyriker, wie ihnen die Lieder kommen, ob ganz plötzlich hervorquellend, so daß sie „instinctmäßig und traumartig", „im nachtwandlerischen Zustande" sie niederschreiben müssen, oder ob lange in der Brust als Erinnerungsschatz Gehegtes langsam an's Licht tritt, ob mit der Empfindung, der beseligenden oder qualvollen Stimmung, auch sogleich die Form sich bildet oder späteres Nachdenken erst im Einzelnen feilt und zur Vollendung führt, ob sogleich im Affect das Lied sich wie Erlösung losringt oder ob erst, wenn die Wogen sich gesänftigt haben, ein Gott es giebt, zu sagen, was man leidet, oder zu künden, was die Brust im Jubel schwellte, ob mit Schmerzen das Lied geboren wird, ob die Vollendung mit Wehmuth erfüllt, sei es weil das Wort doch nur dürftigen Ersatz für das Unsagbare bietet, sei es weil nun gegenständlich, schier fremd geworden, was man so lange als tiefinnersten Besitz hegte, u. ä. m.: so wird man zumeist zur Antwort bekommen, daß bald das Eine, bald das Andere vorherrscht.

So schreibt mir Paul Heyse, daß er über den Werdeproceß seiner Gedichte nur von Fall zu Fall Rechenschaft geben könne, daß die ältesten meist in einer Zwielichtstimmung entstanden, in welcher eine Seelenregung mit einem poetischen oder musikalischen Spieltrieb sich vereinigte, und erst die späteren aus einem starken Drang eines leidenschaftlich bewegten Gemüthes entsprungen und dann zumeist im ersten Hinwurf auch die dichterisch reine und dem Gefühl entsprechende Form fanden.

Heinrich Seidel berichtet aus seiner Erfahrung, daß „Gedichte auf alle Arten entstehen, leicht und schwer, langsam und blitzartig, allmälig und plötzlich; manche kommen zum Vorschein scheinbar ohne jegliches Zuthun meinerseits, manche sind in langer mühseliger Arbeit ausgebildet: ich habe eine Zeit lang in meinem Leben auch viel Bureauarbeit gemacht, wie ich es nenne, d. h. zu Bildern und für besondere Zwecke, oft nach genauem Maaß des Raumes Gedichte verfertigt; dazu gehören alle meine Kinderlieder (ca. 100) und alle meine Vogelgedichte; unter diesen findet sich trotzdem Manches, das zu meinem Besten gehört; ein Gedicht, für das ich gar nichts kann, so zu sagen, ist „das Huhn und der Karpfen", das einmal so ganz fertig aus mir heraus kam ohne jegliches vorheriges Nachdenken; über andere ganz ähnliche habe ich oft Jahre lang nachgedacht und mühsam an ihnen gefeilt. Wahrscheinlich lernt jeder wirkliche Poet zwischen spielendem, fast unbewußtem Schaffen und mühevollem Ringen mit dem Stoffe alle Zwischenstufen kennen, ja selbst das so verpönte Hinsetzen zum Dichten kann zuweilen zu ganz erträglichen Resultaten führen." —

Digitized by Google

J. G. Fischer betont den innigen Zusammenhang zwischen dem Natureindruck und dem Empfinden; ihm ward Gestalt, Farbe und Duft dieser oder jener Blume zum Gleichniß für diese oder jene weibliche Erscheinung; ich könnte, sagt er, ganze Reihen von Gedichten anführen, bei deren Entstehung mir ein bestimmter Ort, eine bestimmte Naturerinnerung, ein bestimmter Blüthenduft, diese oder jene Luft- und Lichtstimmung vorschwebte; aber immer mußte ich sie auch verknüpfen mit der Vorstellung einer weiblichen Anmuth, nach der die Liebe sich sehnte. — Und so spricht er das tiefe Wort aus: die Natursymbolik ist die einzig wahre künstlerische Erfassung des Geheimnisses der Liebe und des Lebens.

Auch Fischer bestätigt die Mannigfaltigkeit des Werdens der Lieder, wie sie oft in erster Empfindung in voller Naturtreue aus dem Herzen in die Feder fließen, oder wie lange die Erinnerung latent bleiben kann, um dann schnell in Activität zu treten. So ward in der Frühe eines kalten Februartages dieses Jahres dem greisen Dichter das Gedächtniß an einen Winterabend des Jahres 1828 lebendig, und er schrieb unmittelbar nach dem Ankleiden die Zeilen nieder:

Auf dem Eise.

Abends im Winter geschah's, wir Knaben führten im Schlitten
Ueber den starrenden Bach lustige Mädchen vom Dorf;
Tief mich neigend und Vieles bedenkend trieb ich den deinen,
Margarethe, und Du warst ja die Schönste des Orts;
Wenig Gespräch von mir zu Dir, von Dir zu mir rückwärts
War gestattet, der Drang hastiger Eile verbot's.
Da, von der emsigen Fahrt, ein Windhauch lüftete Dir am
Halse das Tuch, und es drang fächelnde Wärme mich an —
Nur ein Hauch, ich verhüllte, erschrocken fast, plötzlich Dich wieder,
Doch ein Beseligter ist einmal für immer beglückt.
Und so währte die Fahrt — wie kurz noch? — wie lange? ich weiß nicht,
Weil ich die Länge der Bahn und der Minuten vergaß.
Wie wir hernach „Gutnacht" uns boten mit bebenden Händen —
Junge Liebe, Du hast glücklicher niemals geträumt.
War es der Frühling? Es füllte wie singendes Licht mir die Kammer,
Und kein Sterblicher sah solches alleinige Glück.
Greis bin ich nun, sie selbst ist nicht mehr, doch heut' noch wie damals
Wehst du mit seligem Hauch, Frühling des Mädchens, mich an.

So zittert noch am Ende der Tage nach, was in früher Jugend das Herz erbeben ließ, und ruht nicht, bis es Klang geworden; so zaubert die Rückerinnerung plastisch ein Bild vergangener Tage wieder vor die Seele zu voller schier greifbarer Anschaulichkeit; die Hauptsache aber bleibt, daß das Lied sei — wie der treffliche Mann in demselben Briefe sagt —:

Die ewige Blüthe der Seele,
Alles in Einem zugleich, Duft und Gefühl und Gesang;
Solch ein Lied, das mit einem Zuge die Seele herumnimmt,
Daß ihr Einziges nur schöne Ergebung noch ist.

Hans Hoffmann schreibt: „Mach' still und froh mal so, mal so", sagt Wilhelm Busch, und mehr kann ich im Grunde auch nicht sagen. Bald ist ein Bild, ein Gedanke das Erste, das sich schnell oder langsam seine Stimmung, seine Melodie sucht; bald entsteht ohne erkennbare Ursache eine nebelhafte Stimmung, aus der plötzlich ohne erkennbare Vermittelung Bild und Gedanke herausspringt — und inzwischen hundert Uebergänge.

Das Häufigste ist natürlich ein reales Erlebniß, das eine starke Gemüthsaffection hervorruft und so Bild und Stimmung gleichzeitig erzeugt. So ist z. B. mein Gedicht „Reisesegen"*) ganz wörtlich erlebt und unmittelbar nach dem Erleben gedichtet. Der Rhythmus ist vielleicht durch die ruckweise Bewegung der Maschine des Dampfers beeinflußt. So entstanden recht viele Gedichte. Bei anderen fand sich die Form erst lange nachher, zuweilen erst nach Jahren durch einen uncontrolirbaren Anstoß, nachdem Bild und Stimmung völlig latent gewesen waren. — „Laß mich noch schweifen" (S. 297) entstand beim Hören von Musik: erst unbestimmte Stimmung; doch war hier der Gedanke schnell genug durch eine reale Lebensfunction gegeben. Der bewegte Rhythmus ist gewiß auf die Musik zurückzuführen. Aehnlich entstanden andere, häufiger noch unter landschaftlichen Eindrücken stimmender Art. Zuweilen nahm das Gedicht das künftige — bestimmt erwartete — Erlebniß voraus."

Wir sehen also: auch was die Sehnsucht vor das innere Auge hinstellt, kann zur plastischen Anschauung gestaltet werden und in musikalischer Empfindung austönen. Das innere Erleben ist ein dichterisches Motiv auch ohne das äußere. —

Daß häufig ein äußerer directer Anstoß das lange Verhaltene, das in räthselhafter Tiefe der Brust noch Ruhende an's Licht treiben kann, und dann zwar mit schonungsloser, unwiderstehlicher Kraft, davon giebt die Entstehung von Fontane's „Archibald Douglas" einen Beleg. Lange trug der Dichter den Stoff in sich; da wartete er einmal auf seine Gattin in den Gängen des Schauspielhauses; sinnend schreitet er auf und ab; und plötzlich da kommt es über ihn, er zieht sein Notizbuch heraus, und an die Wand es lehnend schreibt er im flotten Zuge mit dem Bleistift das Gedicht nieder.

So erzählte Klaus Groth, — dem freilich die Entstehung seiner im engeren Sinne lyrischen Gedichte, da sie innerste Herzensergüsse sind, ein zu keusches Geheimniß bedeuten, als daß er es mit Reflexion antasten und stören möchte, — einmal hingerissen von lebhaftem Gespräche, wie sein Gedicht „Lütt Matten de Haf'" ihm abgerungen sei.

Er wandelt wie gewöhnlich an seinem sonnigen Schwanenwege — jetzt Klaus Grothplatz — auf und ab, und da gestaltet sich urplötzlich in ihm ein Stoff, den er schon lange in sich gehegt hat. Er kann kaum so schnell, wie die Verse ihm zuströmen, durch seine Pforte und das Gärtchen in seine „Cajüte" — so nennt er sein gar behagliches Souterrainzimmer — eilen, ergreift den Bleistift und schreibt. Da hört er die Pforte klappen: es kommt Jemand! es eilt! ruft er sich zu. Er schreibt, schreibt, und wie Meister so und so vor ihm steht, ist auch das Gedicht fix und fertig da! —

Karl Busse, der fleißig an sich arbeitende junge Berliner Lyriker, schreibt mir: „Es giebt zwei Wege, auf denen der Dichter sein Ziel erreichen kann: der eine geht von einer Gesammtstimmung, Gesammtidee aus, vom Stoffe, der andere geht von einer zufällig gefundenen Wortverbindung, einer sehr musikalischen oder sehr plastischen Zeile aus, von der Form. Der eine sucht sich zum Stoffe die Form, der andere zur Form den Stoff." Hier bleibt freilich unberücksichtigt, daß jene Zeile nicht bloß Form ist, sondern eben Anschauung und Empfindung in sich schließt, und aus diesen beiden ersteht dann das Ganze.

Busse fährt fort: „Von meinen Gedichten entstand fast jedes aus einer Zeile, die mir einfiel. Die Größe des Dichters muß sich nun darin zeigen, daß er aus dieser Wurzel das Gedicht herausblühen läßt. Oder besser: die anderen Vorstellungen werden so angeschweißt, daß Niemand einen Riß merkt und merken darf. Diese eine Zeile ist manchmal die Anfangs-, manchmal die Schlußzeile, steht manchmal in der Mitte... Wenn ich sehr traurig bin, bin ich außer Stande, ein sehr trauriges Gedicht zu machen. Man versetzt sich erst selber in diese Stimmung, ist aber von ihr so unabhängig, daß man alle Augenblick „heraus" kann. In einem stürmischen See spiegeln sich die Wellen nicht klar. Als Gott den Menschen schuf, war er groß und ruhig. Von einer Aufregung steht nichts in der Bibel, nicht von Haß, nicht von Liebe. So auch der große Künstler... Ich für meinen Theil schreibe dem Verstande einen sehr großen Antheil an dem Gedichte zu." . .

Wir sehen: Hier spricht der moderne Jünger des Naturalismus; ein Gedicht wird beinahe zum wissenschaftlichen Experiment, zu einer Arbeit, bei der es immer wieder „Abfälle" giebt „d. h. eine kleine Anschauung ausgeprägt in einer Zeile, die nicht verwerthet wurde, um dem Poem nicht

*) S. „Vom Lebenswege", Gedichte. (Leipzig, G. A. Liebeskind.)

Digitized by Google

durch allzuviel Züge die Plastik zu nehmen, denn in ihm darf kein Wort zu viel, kein Wort durch ein anderes schlichteres zu ersetzen sein." —

Es leuchtet aus allen diesen Bekenntnissen der Dichter ein: bald ist das Lied wie ein lieblich Wunder, wie das urplötzliche Keimen, Sprießen und Reifen jenes kraftgefüllten Kernes, den im „Eleusischen Feste" Demeter in die Furche senkt, so daß, kaum gedacht und empfunden, schon vollendet das Gedicht den Beseligten grüßt. Bald bedarf es der Geduld des Pflegens und Wartens, bis der wärmende Strahl des Dichtergenius den schlummernden Trieb zur Reife ruft, der Gunst der Stunde, die mit dem treffenden Wort im Einzelnen auch die Straffheit der Composition des Ganzen verleiht.

Und was treibt den Quell aus dem Innern, was zeitigt das innere Blühen zur Frucht?

Es ist die Empfindung, das übermächtige Gefühl. Es ist die Begeisterung mit Besonnenheit im Bunde. Es ist Gemüth und Phantasie, gepaart mit dem künstlerischen Verstande, der da zügelt und lenkt und organisirt, wie die Seele den Leib.

Und was ist der Gegenstand des Liedes?

Das Lied ist so reich wie das Leben selbst. Was nur irgend die Menschenbrust höher schlagen läßt, ob die Begeisterung des Glaubens oder der Liebe, ob flammender Zorn und Haß, ob heiße Gluth der Wonne und Seligkeit, ob abgrundtiefes Leid, ob die himmelstürmende, in Lenzestaumel sich ergießende Naturfreude, ob Freundschaft, ob Treue zum Vaterlande u. s. w.: es will Leben gewinnen bei dem schöpferischen Menschen, und zwar nicht verborgenes, still im Innersten waltendes, sondern es will Gestalt gewinnen, es will austönen, und so entsteht das Lied.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Verwaltungsrath.

Von Anton Tschechow.

In der Nacht waren der Herr Director der Stadtbank Peter Semjonowitsch, der Buchhalter, dessen Gehülfe und zwei von den Verwaltungsräthen in's Gefängniß abgeführt worden. Tags darauf saß der Kaufmann Awdejew, welcher auch Mitglied des Verwaltungsrathes der Bank war, mit ein paar Freunden in seinem Bureau und sagte:

„So geschieht nun einmal Gottes Wille. Niemand entgeht seinem Schicksal. Heute noch ein Caviar-Frühstück, morgen das Gefängniß, dann die Noth und schließlich am Ende gar der Tod. Nichts ist unmöglich! Nehmen wir an, z. B. Peter Semjonitsch . . .", sagte er und zwinkerte vergnügt mit seinen weingerötheten Augen, aber die Freunde verzehrten ein Caviar-Brötchen nach dem anderen und tranken dazu guten Wein, nebenbei horchten sie dem Berichte zu. Nachdem Awdejew die Schande und verlassene Lage Peter Semjonowitsch's geschildert hatte, des gestern noch von Allen so hochgeehrten Bankdirectors, fuhr er mit folgenden Worten fort: „Ich selbst habe das Alles kommen sehen. Ganz recht geschieht es diesen Spitzbuben! Wenn diese Lumpen andere geplündert haben, so müssen sie jetzt Rechenschaft darüber ablegen."

„Nimm Dich in Acht, Iwan Danilitsch, daß Du nicht etwas davon abbekommst", bemerkte einer der Freunde.

„Weßhalb sollte gerade ich . . .?"

„Nun, Jene plünderten, aber hast Du nicht die Rechenschaftsberichte mit unterschrieben?"

„Mein Gott, das ist doch Geschäftspraxis," bemerkte lächelnd Awdejew, „was habe ich denn davon verstanden? Man hat mir die Berichte in's Bureau gebracht, und ich habe unterschrieben. Wenn man mir Alles bringt — ich unterschreibe Alles. Wenn Du mir ein Schreiben bringst, daß ich einen Menschen umgebracht habe, so unterschreibe ich auch, ihr wißt ja, ich unterschreibe Alles, denn ohne Brille kann ich Nichts sehen."

Als dann Alles zur Genüge besprochen war, machte man sich auf, um einen Collegen zu besuchen, dessen Frau gerade ihren Geburtstag feierte. Alles sprach nur von dem Krach, und Niemand ereiferte sich mehr als Awdejew, der schon eine Vorahnung des Bankbruchs gehabt haben wollte. Während man am Geburtstagsmahl theilnahm, beschrieb Awdejew zehn gefährliche Operationen, die ihm bekannt waren.

„Wenn Sie das gewußt haben, warum haben Sie es denn nicht angezeigt?" fragte ein Officier, der sich auch in der Gesellschaft befand.

„Habe ich es denn allein gewußt? Die ganze Stadt wußte darum, und sich immer mit dem Gericht zu befassen, dazu hat man nicht immer Zeit!" erklärte lächelnd Awdejew. „Hol's der Teufel!"

Nachdem er vom Festmahl ausgeruht hatte, aß er noch ein Mal zu Mittag, ruhte wieder aus, ging in die Kirche, und als der Abend-Gottesdienst beendet war, ging er wieder in die Festgesellschaft zurück und spielte dort bis Mitternacht Karten. Dem Anschein nach ging Alles gut. Doch als er spät nach Hause zurückkehrte, öffnete ihm die Köchin mit bleichem Gesicht und am ganzen Körper zitternd die Thür.

Im Salon saß seine wohlgenährte Frau Elisaweta Trofimowna mit aufgelöstem Haar, zitterte am ganzen Körper und sah wie berauscht vor sich nieder. Vor ihr stand ihr Sohn Wassilij, der Gymnasiast, und suchte mit Worten und einem Glas Wasser in der Hand die alte Frau zu beruhigen.

„Was ist geschehen," fragte mit einem bösen Blick nach dem Ofen Awdejew. Es passirte nämlich häufig, daß die Familie vom Ofendunst litt.

„Eben hat eine Haussuchung stattgefunden. Der Untersuchungsrichter war mit der Polizei hier," erwiderte Wassilij.

Wohin Awdejew blickte, waren die Spuren der Haussuchung zu sehen. Einen Augenblick stand er wie betäubt da, er begriff immer noch nicht, dann packte plötzlich ein Schüttelfrost seinen Körper, seine Füße fingen an zu schwanken, er legte sich schnell auf das Sopha, so lag er ein paar Minuten unbeweglich. Er ließ im Geiste seine Vergangenheit an seinem Auge vorüberziehen. Dann sprang er auf, denn er hatte erwogen, daß die Polizei nichts finden konnte.

„Alles ist ja Unsinn," sagte er. „Morgen früh werde ich eine Klage einreichen, denn man kann mich nur verleumdet haben, und ich will nicht, daß die Leute sich so etwas erlauben."

Nach einer schlaflos verbrachten Nacht ging Awdejew in der Frühe in sein Comptoir. Die Käufer erzählten, daß in der verflossenen Nacht auf Befehl des Staatsanwaltes noch der Gehülfe des Directors und der Schriftführer der Bank in's Gefängniß abgeführt worden seien. Aber Awdejew beunruhigte das nicht. Er war fest überzeugt, daß er nur das Opfer einer Verleumdung geworden sei, und wenn er heute zum Kreisrichter ginge, so würde der Untersuchungsrichter gewiß einen Verweis erhalten. Punkt zehn Uhr lief er auch richtig zum Secretär der Gerichtsverwaltung, der weit und breit als der gewandteste in der ganzen Verwaltung bekannt war.

„Was ist das für eine Art!" sagte er, indem er sich zum Ohr des Secretärs beugte. „Die Leute haben doch gestohlen, was habe ich denn damit zu schaffen? Was soll das nur? Lieber Herr," flüsterte er weiter, „in dieser Nacht war eine Haussuchung bei mir! Ist denn der Teufel in die Leute gefahren? Warum belästigen sie mich?"

„Ganz einfach, weil man kein Kind sein darf," erwiderte ruhig der Secretär. „Bevor man irgend ein Papier unterschreibt, muß man es sich ansehen . . ."

„Was giebt es denn dabei groß anzusehen? Ich glaube, wenn

Digitized by Google

ich es tausend Jahre betrachten würde, würde ich doch nichts davon verstehen. Ich bin kein Buchhalter. Man hat mir Verschiedenes zur Unterschrift gebracht, und ich habe unterschrieben."

„Bitte um Entschuldigung, aber der Aufsichtsrath hatte sich stark compromittirt. Haben Sie nicht auch selbst, ohne irgend welche Sicherheit zu stellen, neunzehntausend Rubel der Casse entnommen?"

„Heiliger Gott," rief Awdejew erstaunt, „bin ich denn der einzige Schuldner? Ist nicht die ganze Stadt der Bank schuldig? Ich bezahle ja doch meine Zinsen und werde die Sache bald abtragen. Wenn wir die Sache genau betrachten, habe ich denn das Geld genommen? Nein, Peter Semjonitsch hat es mir selbst in die Hand gedrückt. ‚Nimm nur, nimm,' sagte er, ‚wenn Du das Geld nicht annimmst, so sehen wir daraus, daß Du uns gar nicht traust, also nimm das Geld und baue Deinem Vater eine Mühle!' So nahm ich dann also das Geld."

„Aber, mein Lieber, so können doch nur Kinder und Unmündige handeln. Doch wie gesagt, Sie ereifern sich unnütz. Sie werden freilich vor Gericht müssen, aber ich bin fest überzeugt, daß Sie frei gesprochen werden."

Der sichere Ton des Secretärs wirkte beruhigend auf Awdejew. Er kehrte nach Hause zurück, und als er dort Freunde vorfand, sprach er lange mit ihnen, trank Eins und aß Caviarbrötchen. Beinahe hatte er die Haussuchung vergessen; es war nur merkwürdig, daß sein Magen nichts verdauen wollte und sein linker Fuß wie taub war.

Bei einer Extrasitzung des Stadtrathes bekam er einen neuen Schreck, denn alle die an der Bank betheiligten Personen wurden ausgeschlossen, darunter auch Awdejew, als unter Gericht stehend. — Am folgenden Morgen erhielt er ein Schreiben, das ihn aufforderte, sogleich sein Amt als Kirchenältester niederzulegen. Nun brachen für ihn Tage an, Tage, die er nie geahnt hatte. Er konnte zuletzt die Schreckschüsse gar nicht mehr zählen. Zuletzt schickte ihm der Untersuchungsrichter eine Vorladung. Von der Sitzung kehrte er mit gerötheten Gesicht heim, denn man blieb immer bei der Frage: „Warum haben Sie unterschrieben!" Und er antwortete immer: „Ich habe unterschrieben, weil man mir die Papiere in das Comptoir brachte. Es fällt mir oft sehr schwer, etwas Geschriebenes zu lesen."

Dann kamen Beamte und versiegelten mit gleichgiltigen Gesichtern sein Comptoir und nahmen das Inventar seiner Privatwohnung auf. Da er meinte, es geschähe ihm Unrecht, so eilte er zu den Behörden, setzte lange Bittschriften und Proteste auf, vergoß sogar Thränen, und schimpfte daneben. Und die einzige Antwort, die ihm auf alle seine Fragen zu Theil wurde, lautete: „Jetzt haben wir dazu keine Zeit! Kommen Sie wieder, wenn Sie vorgeladen werden!"

Wieder Andere meinten: „Was geht das uns an!" Der erfahrene Secretär aber, der, wie Awdejew meinte, ihm gewiß hätte helfen können, zuckte die Achsel und sagte:

„Man darf doch auch kein Ochse sein! Sie sind selbst daran schuld!"

Das machte Awdejew viel Kummer, sein Fuß schmerzte immer mehr, und der Magen wollte nichts mehr verdauen. Als auch die Geldnoth eintrat, beschloß er, zu seinem Vater oder Bruder zu reisen, aber die Polizei ließ ihn nicht fort. Nur seine Familie zog zum Vater in die Mühle. Und wie schnell gingen die Tage hin!

So stand es nun um ihn! Er, der geachtete Mann, der Kirchenälteste, ohne Familie, ohne Arbeit, ohne Geld! Er ging zu seinen Freunden, aß und trank und hörte ihre Rathschläge an. Abends und Morgens ging er zur Kirche, und wenn er die Heiligenbilder ansah, so betete er nicht, sondern wollte nur die Zeit todtschlagen und über die Sache nachdenken. Und je mehr er darüber nachdachte, um so mehr kam er zur Einsicht, daß ihm Unrecht geschehen sei, daß nur die jungen Richter daran schuld seien; hätte er mit einem alten Richter sprechen können, so hätte sich sicher Alles geordnet.

Endlich, endlich nach langem Warten kam der Tag der Gerichtssitzung. Er ließ sich 50 Rubel, ließ seinen Fuß mit Spiritus einreiben und sich eine Mixtur für den kranken Magen geben. Dann fuhr er in die Stadt und in's Gerichtsgebäude.

Anderthalb Wochen dauerten die Gerichtssitzungen, und in allen war Awdejew anwesend, mit einer Würde, wie sie einem ehrenwerthen Manne geziemt. Da saß er nun unter seinen Leidensgenossen, hörte Alles an und verstand nichts. In seiner Stimmung lag etwas Feindliches. Es ärgerte ihn, daß er so lange hier sitzen mußte, daß er keine Fastenspeise bekam, daß ihn der Vertheidiger nicht verstand, und daß die Richter gerade über Sachen nicht sprachen, wovon sie sprechen sollten. Er wurde kaum beachtet, und in drei Tagen stellten sie einmal eine Frage an ihn, deren Beantwortung große Heiterkeit im Publicum hervorrief. Sobald er über seine Ausgaben und Verluste zu reden anfing, schnitt sein Vertheidiger eine Grimasse, das Publicum lachte, und der Präsident sagte, das Alles hätte nichts mit der Sache zu thun. Als er das Schlußwort sprechen sollte, sprach er anders, als ihm sein Vertheidiger gerathen, und das Publicum lachte wieder. Und in jener bangen Stunde, als sich die Geschworenen zurückzogen, saß er mürrisch da und dachte gar nicht an die Geschworenen. Ueberhaupt konnte er nicht begreifen, warum sie so lange beriethen; es war doch Alles klar, und was sie denn eigentlich noch von ihm wollten... Als er Hunger verspürte, bat er den Diener, ihm doch eine billige Speise zu verschaffen. Er erhielt Fisch mit Rüben, und als er es gegessen, spürte er Aufstoßen, Sodbrennen und Schmerzen.

Als der Oberste der Geschworenen die Fragen vorlas, ging ein Kampf in seinem Magen vor. Kalter Schweiß bedeckte seinen Körper, er hörte gar nicht darnach hin, und es wurde ihm zur Qual, daß er den Vortrag weder liegend noch sitzend anhören durfte. Endlich durften sie sich setzen, und dann sagte der Staatsanwalt etwas Unverständliches. Dann, wie aus der Erde hervorgezaubert, standen Gendarmen mit blinkenden Waffen um alle Angeklagten. Awdejew wurde aufgefordert, aufzustehen. Jetzt erst ahnte er, daß er verurtheilt sei und bewacht wurde. Aber sein Magen war so in Unordnung, daß er an keine Wache dachte.

„Darf ich nicht in mein Hôtel zurückkehren? Ich habe dort noch drei Rubel und ein Paket Thee auf dem Tisch..."

Dann mußte er in einem Privathaus übernachten, empfand einen Ekel vor Fischen und dachte an seine drei Rubel und an den Thee. In der Frühe, als es dämmerte, wurde ihm befohlen, aufzustehen und sich fertig zu halten. Zwei Soldaten führten ihn in das Gefängniß ab. O wie endlos lang erschienen ihm die Straßen! Er mußte in der Mitte auf dem Fahrdamm gehen, der vom schmelzenden Schnee schmutzig war. Sein Magen und die Eingeweide führten noch immer Krieg, und seine Füße, die durch keine Gummischuhe geschützt waren, froren jämmerlich.

Nach fünf Tagen wurden alle Angeklagten vorgeführt, um das Urtheil zu empfangen. Dabei erfuhr Awdejew, daß er zur Ansiedelung im Gouvernement Tobolsk verurtheilt sei. Es erschreckte, noch verwunderte ihn. Es war ihm noch nicht klar, daß die Gerichtsverhandlungen beendet seien. Er saß dann im Gefängniß und erwartete jeden Tag, daß man ihn freisprechen werde.

Als ein halbes Jahr später seine Frau und sein Sohn Wassilij zu ihm kamen, um von ihm Abschied zu nehmen, da erkannte er in der abgezehrten, bettlerhaft gekleideten Frau seine einst so schöne, gesunde Elisaweta kaum wieder, und als er Wassilij ansah, der statt der Gymnasiastenuniform ein altes schlechtes Jaquet und schäbige Beinkleider trug, da erst wurde ihm klar, daß er verurtheilt sei und daß er nie wieder seinen früheren Wohlstand erlangen werde. Und da zum ersten Mal seit den Gerichtsverhandlungen wich der böse, trotzige Zug von Awdejew's Gesicht, und er weinte bitterlich.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Gnade für Recht.

In den Officiercasinos, den Höheren-Beamten-Bräus und andern Stätten, wo der jedem wahrhaft aufgeklärten Manne so unsagbar verhaßte Geist des Reservelieutenants umgeht, war man zwei Abende lang um Unterhaltungsstoff nicht verlegen. Der Reichstag, der immer schnell entrüstete, hatte sich zürnend mit dem Duell-Unfug beschäftigt, ihn durch Redner aller Parteien in Grund und Boden verdammen lassen und, um das Werk zu krönen, mit begeisterter Einstimmigkeit eine Resolution gegen den Zweikampf angenommen. Wenn der Reichstag sich für irgend etwas einstimmig erklärt, dann ist dies Etwas sicher eine Dummheit oder eine Phrase. Die bejahrten Führer der Nation, die in mehrfacher Wahlart mühsam durchgesiebten, können von Zeit zu Zeit impulsiv werden wie ein feuriger Amorosо, und sie lassen sich dann, alle 397, im Augenblick zu Heldenthaten hinreißen, deren der Einzelne entweder gar nicht oder nur nach langem, mühsamem Geisteskampfe fähig wäre. Die tapfere conservative Partei, die noch vor Kurzem so wenig das Duell missen mochte, daß sie seinetwegen sogar die vielgeliebte Umsturzvorlage opfern wollte, schickte nun ihren Feldhauptmann gegen den gottverdammten Zweikampf in's Gefecht und verurtheilte ihn bedingungslos, einmüthig. Sogar der Donnerer vom Halberge, der doch genau alle politischen Gedanken des Kaisers zu kennen vorgiebt, der schneidige Christ und Pistolenschütz, dem ein Adolf Wagner just recht war zu greulichem Blutbad, Freiherr Stumm ließ durch ein Gräflein seiner Partei die Unchristlichkeit des Duells scharf betonen. Und als es zur Abstimmung kam und männiglich sich erheben sollte, der den „privilegirten Mord" verdammte, da blieb Stumm's herausfordernde Majestät nicht sitzen, sondern verließ eiligst den Saal. Es war ein großer Moment, der ein entsprechend großes Geschlecht fand. In den Officiercasinos freilich und den feudalen Bierstuben scherzte man an den beiden Abenden nach der bedrohlichen Willenserklärung des Reichstages übermüthiger als sonst, und die Reservelieutenants stießen sich an und lächelten überlegen. Wen die 397 vernichten, der feiert alleweil fröhliche Auferstehung. Und nach der zweiten und der dritten Maß, als man auf die Nebentische nicht mehr allzugroße Rücksicht zu nehmen hatte und überhaupt die Deckel von den Herzen sprangen, machte ein Nachbar den andern gemüthlich darauf aufmerksam, daß ja die Begnadigung bliebe und daß ein Ehrengericht selbst ehrlich sein müßte, wenn es Gehör finden wollte. Denn daß 397 Männer im grellen Lichte der Oeffentlichkeit pathetisch Nein sagten, darauf käme es nicht an; entscheidend wären die Grimassen, die sie bei diesem Nein schnitten, und entscheidend wäre, was sie bei sich behielten, nicht sagten.

Germanisten und Principienreiter mögen sich darüber streiten, ob das Duell deutschen oder romanischen Ursprungs, schnöder Aberglaube oder die letzte Instanz ist, deren Spruch ein in seinem Heiligsten tödtlich verwundeter Mann anrufen darf. Unser Jahrhundert ist demokratisch, und das ist in politicis sein höchster Ruhm; Standesvorurtheile und Standesvorrechte zum guten Theil beseitigt zu haben, ist das große Verdienst des Liberalismus, um dessentwillen ihm die Weltgeschichte sogar seine jetzigen, schweren Sünden milde vergeben wird. Wonach wir alle inbrünstig ringen und was die Edelsten der Nation mit Wort und That herbeiführen wollen: die wirthschaftliche Befreiung unseres Volkes — sie ist nur möglich auf dem von der Demokratie vorbereiteten Boden. Sociale Reformen sind die conservativsten Forderungen dieser Zeit, denn ohne sie müssen der Staat von heute und die heutige Gesellschaftsordnung zusammenbrechen. Darum wird, wer wahrhaft conservativ ist, die Demokratie segnen, wird den von kurzsichtigen Thoren immer noch beschimpften 18. März des Sturmjahres segnen und selbst ein rechter, wenn auch kein Richter-Demokrat sein Vorm Tribunale des demokratischen Gedankens aber kann das Duell nicht bestehen. Dürfen die sieben Procent der Bevölkerung, die sich dünkelhaft satisfactionsfähig nennen, einander unter Aufsicht von Zeugen Projectile in den Bauch knallen, so haben die übrig bleibenden dreiundneunzig Procent dasselbe heilige und unveräußerliche Menschenrecht. Wer des grausamen Spiels mit dem Unfugparagraphen einigermaßen müd ist, der wird erregten Arbeitern und Handwerkern nicht den Rath ertheilen, ihre Ehrenhändel mit blank geschliffenen Messern und Secundanten auszupauken. Die Kämpfer würden erbarmungslos in's Gefängniß geworfen werden, auch wenn Niemand einen Tropfen Blut verloren hätte. Immerhin würde eine allgemeine Zweikämpferei das Rechtsbewußtsein der Menge im Handumdrehen derart erschüttern und dem ohnehin schwer daniederliegenden Ansehen der Justiz so schaden, daß sie sicherlich den Anlaß zum strengen Verbot des Duells überhaupt und zu vielleicht unmenschlich hohen Strafen wider die Uebertreter geben würde. Leider ist eine solche Entwickelung nicht vorauszusetzen; der Unvernunft und dem ständischen Hochmuthe muß auf anderm Wege ein Ende gemacht werden.

Handelte es sich bei der Duellfrage nur um persönliche Angelegenheiten, so hätte der Staat zwar gesetzlich, aber nicht auch moralisch die Pflicht, einzugreifen. Ob der durch den Fall Kotze aufgewühlte, ekelhafte Schmutz zu guterletzt noch blutige Färbung annimmt; ob zwei Heißsporne mit Lust ihr Leben in die Schanze schlagen, um irgend einer, vom Schöffengericht mit drei Mark Geldstrafe reichlich zu sühnenden Bagatelle wegen; ob ein betrogener Ehemann sich von dem schurkischen Beschmutzer seiner Ehre noch obendrein niederschießen lassen will — das ist im Grunde ganz und gar Privatsache der Streitenden. Eine öffentliche Gefahr entsteht erst dann, wenn einzelne Classen der Gesellschaft das „Gottesgericht" ausschließlich für sich in Anspruch nehmen. Wenn sie erklären, ihnen, und nur ihnen allein könne das allgemeine Recht nicht genügen, für sie bestehe ein höheres, vornehmeres, dem sich ihre Angehörigen unbedingt beugen müßten, geschähe es auch unter Verletzung der für die Rotüre und den Mob giltigen Strafgesetzparagraphen. Im Reichstage ist über das Duell so ziemlich Alles gesagt worden, was sich darüber sagen läßt und was man seit dem Ausgange des Mittelalters darüber gesagt hat. Zwei Tage sind ja eine lange Frist. Herr Bachem sprach im Namen des unbedingten Christenthums, Herr Schall nicht minder, ließ aber durch den feierlichen Glockenton schrillen Klingklang von Sporen tönen und ward dafür von Herrn v. Manteuffel „Freund" geheißen. Herr Staatsmann Bennigsen bejammerte es vor Allem, daß die Duelle seit einiger Zeit nicht mehr discret behandelt, sondern schon acht Tage vor ihrer Auskämpfung lärmend in allen Dirnenblättchen angekündigt werden. Der tiefe Philosoph erkannte ziemlich offen an, daß adlig Blut eines Separat-Ehrencodexes bedürfe, aber er wünschte die Scandalien der durch Bildung und Besitz hervorragenden Mitbürger im geheimen Stüblein erledigt. Das in die Dunkelkammern einfallende Licht der Oeffentlichkeit verdürbe die schönsten Photographien. Außer ihm redeten noch andere Herren, ich glaube, unter ihnen auch Rickert, und sie redeten sämmtlich im Namen hübscher Dinge, so der Ethik, des Culturfortschrittes, der Aufklärung. Kein Einziger aber sagte schlicht und geradezu: „Sie, meine hochverehrten Herren, sitzen hier auf Grund des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechtes. Ich weiß nicht, wie lange noch. Aber das weiß ich: weder unbedingte Christen, noch Sporenträger, noch vertuschende Staatsmännerchen, noch Ethiker, Culturfortschrittler und Aufklärer haben Sie hierher gesandt. Sondern es war das ganze, grobe, gewöhnliche deutsche Volk. Nun thun Sie gütigst Ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, sagen Sie rund heraus, Sie wollten das Duell deßhalb nicht, weil es der frechen Ueberhebung eines Standes seine Existenz verdankt, eines Standes, der heute nicht mehr den geringsten Grund hat, sich über Ihre braven Wähler zu erheben."

Das bürgerliche Gesetzbuch hat es nicht vergessen, den Zweikampf und die Herausforderung zum Zweikampfe, die Cartellträgerei mit Strafe zu bedrohen. Ob diese Strafe überall hoch genug, ob die custodia honesta auch dann am Platze ist, wenn es sich zeigt, daß gemeine Gesinnung das Verbrechen veranlaßte — dies sind Fragen für sich, die die gesetzgebenden Factoren mit Ernst erwägen mögen; über die sich aber recht gut streiten läßt. Der Wasserstiefler könnte mit Fug absolute Gleichstellung von Messerhelden und Duellanten verlangen; auf der andern Seite möchte man vielleicht sehr geneigt sein, in besonderen und der Milde würdigen Fällen dem Richter weitgehende Befugnisse zu Gunsten der Kämpfer einzuräumen. Wenn nun also auch möglicher Weise das Gesetz heute die Duellwütheriche nicht hart genug pönt, so gewährt es der Justiz doch einigen Spielraum und ermöglicht mitunter die Verhängung ganz empfindlicher Strafen. Es ermöglicht sie — thatsächlich aber hat sich seit geraumer Zeit der Brauch eingeschlichen, hier nur mit sehr mäßiger Strenge vorzugehen. Der Richter weiß so gut wie der Angeklagte und wie sein Auditorium, daß in ungemein zahlreichen Fällen dem Urtheilsspruche die Begnadigung folgt; aus Beweggründen, die recht klar auf der Hand liegen, hält er deßhalb für wenig rathsam, den Uebelthäter die Schärfe des Schwertes unangenehm fühlen zu lassen.

Die Begnadigungen der Duellverbrecher haben bisher gerade entgegengesetzt gewirkt, als es offenbar in der Absicht der Krone lag. Wer begnadigt wird, darf einerseits diese Gunst dem Umstande zuschreiben, daß seine That, von höherer Warte aus betrachtet, minder strafbar ist als sie der mit verbundenen Augen durch's Leben wandelnden Frau Themis erscheinen mußte. Andererseits aber soll just die Gnade ihn anspornen, in alle Zukunft makellos zu bleiben; „gehe und sündige hinfort nicht mehr!" sprach der Gott zur Ehebrecherin, die sein gütiges Wort vorm Tode der Schmach errettet hatte. Leider ist der Edelmuth der Krone von den Anhängern des Zweikampfes offenbar ganz falsch verstanden worden. Unterm Einfluß der Begnadigungen haben die Duelle rasend schnell zugenommen. Man glaubte keine Strafe für das Verbrechen befürchten zu müssen und frühnte ihm, ob freiwillig oder gezwungen, mit einigermaßen deplacirtem Eifer. Aus dem Niederschießen des Gegners, das in früheren, barbarischen Zeiten als ultima ratio galt, ward ein gemüthvoller Sport. Die Ehrengerichte zwangen in zahlreichen Fällen durch ihre Verdicte selbst Widerstrebende, die Pistole in die Hand zu nehmen. Der Rechtsanwalt Zenker wollte erst den Gerichtsspruch abwarten, der seinen Gegner einer Infamie überführen sollte; das Ehrengericht sprach, und um nicht auch die officielle Ehre zu verlieren, mußte der schmachvoll Betrogene in den Tod gehen. Ein Gerichtsassessor, der die Forderung eines Angeklagten mit dem Hinweis darauf ablehnte, daß er im Amt über ihn geurtheilt hätte, wurde vom Ehrengericht mit schlichtem Abschied entlassen. Höllischer Wahnsinn, schien's, umnebelte das Hirn vernünftiger und klarer Menschen; thatsächlich aber war es nur die Aussicht auf Strafloſigkeit, die zu rohen Provocationen des Gegners und zu seiner kaltblütigen Ermordung veranlaßte.

Das Gnadenrecht der Krone gilt mit Fug als ihr herrlichstes Recht; tausend Thränen vermag es zu trocknen, schwere Wunden zu schließen, ein Segen ohne Gleichen kann es für das Land sein. Und als Segen ohne Gleichen ist es immer betrachtet worden. Daß es auch in Zukunft

Digitized by Google

so bleibe, muß der ernste Wunsch aller derer sein, die in einer starken Monarchie den festen Grundpfeiler unseres Staatsgebäudes erblicken. Gerade jetzt aber geht eine mächtige Strömung gegen das Begnadigungsrecht der Majestät durch die Bevölkerung. Im Reichstage ist die Frage angeschnitten und nicht ohne Freimuth erörtert worden; es dürfen keine Fehler mehr gemacht werden, wenn anders ungestümes Rütteln an dem stolzen und schönen Vorrechte der Krone vermieden werden soll.

Den Berathern des Kaisers liegt die Pflicht ob, das alte Vertrauen wieder herzustellen. Sie haben zu bedenken, daß die Gunst der Gnade den Beschenkten beglücken und läutern, die Menge des Volkes aber veranlassen soll, dankbar und bewundernd überlegene, milde Weisheit anzuerkennen. Wenn Gottesgnadenthum die Krone umwittert, dann verdankt sie seine mystischen Strahlen allein der Gnade, die sonst ein Privileg Gottes, übermenschlich und über Menschensatzungen erhaben ist. Aber wer Gnade spendet, muß sie im Namen, im Sinne Gottes spenden. Nicht immer ist all diesen, zweifellos schweren Anforderungen genügt worden. Die Berather des Kaisers erwirkten wiederholt die Begnadigung von Sittlichkeitsverbrechern. Von den Zeitungen wurde zu oft die Begnadigung von Leuten mit hochklingendem Namen gemeldet, und boshafter Haß glaubt ein Recht zu haben, nicht nur von Classenjustiz, sondern auch von Classenbegnadigung zu sprechen. Dagegen versäumten es die Zeitungen leider, die Namen der wegen Majestätsbeleidigung Verurtheilten und am 18. Januar Begnadigten zu veröffentlichen, obgleich deren Zahl nach Angabe des Ministers Schönstedt nicht unbeträchtlich sein soll. Man versäumte damit, eine große und schöne That des deutschen Kaisers seinem Volke zur Kenntniß zu bringen; man versäumte eine Gelegenheit, der Monarchie neue, dankbare Freunde zu schaffen. Es ist das um so bedauerlicher und unbegreiflicher, als sonst jede Aeußerung, jede Handlung des hohen Herrn, auch ganz nebensächliche, in den Blättern breit wiedergegeben werden. Aber die schlimmste Verwüstung hat doch der Mißbrauch angerichtet, den mit dem kostbaren Geschenke kaiserlicher Gnade die Helden von der Mensur zu treiben wagten. So unwürdig zeigten sie sich der großen Gunst und Langmuth, so dreist verkehrten sie die gütige Willensmeinung des Monarchen in's gerade Gegentheil, daß sie aus ihr immer neuen Grund zu neuen, dreisteren Gesetzverletzungen zogen. Das Blut der im Zweikampf Hingestreckten schreit ungerächt gen Himmel, und wenn es schon um etliche von ihnen nicht sonderlich schade war, so haben ihre Mörder doch noch weniger Anspruch auf die öffentliche Achtung. Mit kaltem Blut vorbereiteten Rohheiten; Menschen, die ein schreiendes Unrecht nicht einzugestehen, es nicht frei und ehrlich dem Beleidigten abzubitten vermögen, verdienen keine Verzeihung. Am allerletzten die Verzeihung des ersten Mannes im Lande, der doch seinen Unterthanen mit gutem Beispiele vorangeht und es immer gern und willig eingestanden hat, wenn er irrte.

Die Begnadigungen sind Regierungsacte, und die Minister für sie verantwortlich. Zeigen die Räthe der Krone sich unfähig, Gnade für Recht nur dann ergehen zu lassen, wenn es Recht ist, so muß ihr Feingefühl geschärft werden, und dafür ist das Parlament der geeignete Ort. Daß die Gnadengeschenke der Krone in Verruf kommen, kann nur ein fanatischer Gegner des Königthums wünschen und ruhig ertragen; wer die monarchische Staatsverfassung für die eigentlich deutsche und darum beste hält, muß mit aller Macht darauf dringen, daß ihr keinerlei Schade geschieht durch Verdächtigungen, die nicht auf der Stelle glänzend und beweiskräftig zu widerlegen sind. **Prinz Vogelfrei.**

Maler der Dämmerung.

(Benno Becker und Robert Fowler.)

Im wissenschaftlichen Zeitalter schätzte man als Höchstes, auch in der Kunst, die Klarheit. Nicht nur Idee und Absicht mußten klar sein, nicht nur Ausdruck und Composition, auch im Einzelnen mußte jede Linie klar verlaufen, jede Farbe klar und bestimmt sagen: ich bin roth und ich bin grün, und ich bin gelb, und ich bin blau. Der Vordergrund mußte klar sein und der Hintergrund mußte klar sein. Wenn die Sonne schien und wenn der Regen rauschte, wenn der Morgen dämmerte und wenn die Nacht sank, Alles mußte seine Klarheit haben. Man mußte wissen, woran man war, und der Maler hatte nicht das Recht, irgend etwas zu umhüllen, „zu unterschlagen".

Dann wurden die Zeiten sanfter, und man begnügte sich mit einer „gewissen" Klarheit. Im Schatten, in der Dämmerung, in der Ferne durften Linien und Formen verschwimmen, durften die Farben ineinanderfließen, und auch sonst waren Mitteltöne gestattet. Nur mußte der Beschauer doch immer ganz genau erfahren, wie in Wirklichkeit Alles verlief und zuging. Er mußte, wenn auch schwach und schwächer, die einzelnen Details zu sehen kriegen. Denn es hätte ihn beunruhigt, wenn etwas fehlte, wovon er wußte, daß es da sein mußte, z. B. ein Stuhlbein. Das Auge verstand noch nicht zu träumen, wagte es nicht, sich dem Zuge der Einbildungskraft zu überlassen.

Wir denken heute vielfach entgegengesetzt. Wir **begnügen** uns nicht bloß mit Andeutungen, wir **wünschen** sie sogar. Wir wollen nicht Alles blank auf den Tisch gezählt erhalten. Wir wollen bloß sanft und nachhaltig angeregt werden. Wir wollen selbstschöpferisch gemacht werden im Anschauen eines Kunstwerkes. Alles Deutliche, Schreiende beleidigt uns. Unsere Nerven sind vom Großstadtlärm überreizt. Entweder wollen wir noch mehr herausgepufft werden als wir ohnehin schon sind, oder aber — Ruhe, Friede, Dämmerung, Traumglück!

Dieser Zeitdisposition kommen zwei Maler in hohem Maaße entgegen, die jetzt der „Salon Gurlitt" miteinander vereinigt hat: **Benno Becker** aus München und **Robert Fowler** aus Liverpool.

Benno Becker hat als Landschafter manche Züge mit unserem Walter Leistikow gemein. Verschiedene Motive von Wald und Wasser erinnern unmittelbar an ihn, ohne daß ich deßhalb ein Abhängigkeitsverhältniß nach der einen oder anderen Richtung zwischen ihnen construiren möchte. Auch geht Leistikow neuerdings, nachdem er sich auf's Stilisiren geworfen hat, schon wieder andere Wege. Es bleibt indeß der merkwürdige Einklang, der im Seelischen herrscht: diese leise stille Art, im Anschauen der Dinge versunken zu sein.

Vielleicht geht hier Becker noch einen Schritt weiter als Leistikow. Er sucht seinen Landschaften etwas durchaus Unkörperliches zu geben. Die Erdenschwere soll gleichsam verfliegen, Alles zu Duft und Dämmerung wie aufgelöst verschweben. Dabei fehlt durchaus nicht eine bestimmte Kraft. Das Weichliche und Süßliche wird streng vermieden. Die Motive als solche sind einfach und schlicht und wenden sich an einen rechtschaffenen Sinn. Erst der Hauch, der darüber liegt, giebt ihnen Poesie.

Der Reiz dieser Bilder besteht fast ausschließlich in der Farbe. Aber diese Farbe hat nichts Aufdringliches, Trunkenes, Nervöses. Der Grundaccord ist beinahe regelmäßig eine Vereinigung von Grün und Blau, in die sich zuweilen ein gedämpftes Gelb, seltener ein dumpfes Roth hineinstiehlt. Mit diesen beiden so nahe verschwisterten, aber darum so schwer zusammenklingenden Farben erzielt Becker seine intimsten, eigensten Wirkungen. Meist ist ein duftiges Spinnwebegrau darüberhin versponnen, und darunter regt es sich in den unmerkbar feinsten, zart gegeneinander abgewogenen Abtönungen. Nur das sensible Auge, das auch auf halbe Eindrücke schon reagirt, das selbst unter geschlossenen Lidern noch lichtempfindlich bleibt, vermag diesem Maler in seine entlegene, und doch so nahe, gar nicht ferne Traumwelt zu folgen.

Die Becker'schen Bilder sind Erzeugnisse des Raffinements. Ihre Einfachheit, Unscheinbarkeit, die sich mit so viel Mystik verbindet, ist erworbenes Gut. Aber gerade dadurch sprechen sie zur modernen Seele eine so eindringliche Sprache. Denn der modernen Seele ist die Einfachheit als ursprüngliches Phänomen verloren gegangen. Sie besteht für uns nur in der Sehnsucht, in der Illusion. Und gleich sehnsüchtigen Illusionen wirken die Becker'schen Bilder in all ihrer Schlichtheit und Prunklosigkeit. Darin liegt wohl ihr Tiefstes.

Benno Becker ist unter den deutschen Malern wohl der hervorragendste Vertreter Whistler'scher Richtung. Er hat nicht bloß der neuen Botschaft hingebend gelauscht, er hat sie auch unlöslich in's eigene Naturell aufzunehmen gewußt. Ein reifer, freier, wissender Geist spricht aus seinen Bildern, ein schmerzlich-leises Lächeln huscht manchmal darüber hin. Wohl sind es Traumbilder, aber sie sind darum nicht — im Schlaf gemacht.

Verwandte Töne entlockt **Fowler** seinem reichgestimmten Instrument. Auch er hat alle gemeine Deutlichkeit weit von sich verbannt. Auch er breitet über Farben und Linien duftige Schleier. Doch führt er seine Träume hinüber in's Reich schöner Gestalten. Er belebt seine landschaftlichen Visionen mit den Leibern blühender Mädchen.

Die Engländer haben einen ganz besonderen, höchst delicaten Typus von Frauenschönheit, den man bei keinem anderen Volke trifft. Es sind längliche, starkgebaute Gesichter, von schwerer blonder Lockenfülle umwallt, die sanften Augen voll süßer Verführung, die herb verschlossenen Lippen erblühend in reifer Sinnlichkeit. Etwas Liebliches und Gefährliches zugleich schlummert auf diesen Gesichtern. Hinter mädchenhafter Versonnenheit verbirgt sich viel kühle Frauenberechnung. Man wird angezogen und zugleich eingeschüchtert. Man traut diesen scheuen Verheißungen nicht, diesen hold gebändigten Mienen. Es liegt Etwas dahinter von tollen, kaltherzigen Lüsten, von unberechenbaren, jähen Verrücktheiten . . .

Diese Unfaßbarkeit des seelischen Moments inmitten so viel minniglicher Leiblichkeit ist an sich schon von unwiderstehlichem, mystischem Reiz. Hineingesetzt in eine Landschaft, die in mildestem Dämmer zittert, werden diese Mädchengestalten vollends zu unheimlich-liebreizenden Elfen und Feen. Man steht da, wie vor einem Shakespeare'schen Märchen. Aus dunklen Büschen duften seltene Blumen, schwellend wellen sich Anger und Wiese, auf unbewegter See kost linder Mondschein, zackige Berglinien blauen am dämmerigen Horizont. Die Lüfte, meint man, müßten dazu singen, und sanfte Flötenweisen am Firmament auf und nieder schweben.

Dieser musikalische Gehalt, dieser poetische Duft leiht Fowler's Compositionen einen unnennbaren Zauber. Und in der schweigenden, träumenden Landschaft lagern und stehen, schweigend und träumend wie sie, die nackten oder leichtverhüllten Mädchen. Sie sind wie die Geister des Ortes, hervorgeschlüpft aus dunkler Behausung, zu einer Zeit und Stunde, wo keines Menschen Tritt erschallt, keines Menschen Blick ent-

Digitized by Google

weihend naht. „Sommernachtssterne“ betitelt sich das schönste dieser Bilder. Es ist so schön wie sein Name. Es ist ein Gedicht. Unendlicher Wohllaut schwelgt darin. Eine Welt von Ahnungen schließt sich auf. Doch es bleibt etwas Beklommenes. Man möchte dahinschmilzen in Wonne, doch man kann nicht ganz froh werden ...

Im landschaftlichen Colorit hat der Liverpooler Fowler Manches, das an die benachbarten Maler von Glasgow erinnert. Jene gedämpfte Gluth, jene schattenhafte Tiefe, jene stumme Sättigung. Auch liebt er gleich ihnen, knappe, kurze Contraste. Hier ein Roth, dort ein Weiß, das, stark und bestimmt aufgesetzt, aus seiner Umgebung hervortritt und doch sich in die Gesammtstimmung wunderlich einfügt. Es kommt nur etwas Angespannteres hinein, etwas wie heimliches Fieberzucken. Auch das gehört zu solch toller Geisternacht.

Im Figürlichen dagegen steht unser Maler den Präraphaeliten nahe. Doch hat er die archaische Strenge und Eckigkeit der Linien geopfert. In seiner Versinnbildlichung des Schlafes athmen alle Linien eine ruhige, wohlige Weichheit. Unter lauter rothem Mohn, Mohn in den Händen, liegt da, von tiefem Schlummer erquickt, ein junges, herrliches Weib, im Schlaf doppelt herrlich. Ruhe, Friede, Wohllaut, — da ist nichts mehr von Gespenstischem. Franz Servaes.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals in Sachen Johanna Ambrosius.

Ich bestreite dem Aesthetiker und Schuldirector, Herrn Alb. Goerth, das in seiner Schrift über Johanna Ambrosius beanspruchte Recht, Aufklärungen über den pecuniären Erfolg der Gedichtsammlung und meinen Antheil daran von mir zu verlangen; aber Ihnen, geehrter Herr, und den Lesern der „Gegenwart“, will ich sie geben. Ich thue es allerdings mit sehr gemischten Empfindungen, denn es kann doch für einen Mann nichts Widerlicheres geben, als öffentlich sagen zu müssen: Ich habe nach Einsicht in die Poesien der Dichterin Johanna Ambrosius und in der Ueberzeugung von dem Werthe derselben, trotzdem ich nur auf mein Gehalt angewiesen bin, den Entschluß gefaßt, ein Buch auf eigene Kosten herauszugeben. Diesem Zwecke habe ich meine Ferialzeit gewidmet und nach dem unerwartet günstigen Erfolge den Ertrag der Dichterin zukommen lassen. Nachdem ich nicht die Zeit gehabt hätte, den Selbstverlag aufrecht zu erhalten, übergab ich das Werk dem Buchhandel auf Grundlage eines Vertrages, nach welchem ich wohl weiter im Interesse des Buches oder besser gesagt, der Verfasserin meine bescheidene Kraft einsetze, für meine Mühe aber keinerlei Entgelt beanspruche. Das festgesetzte Honorar fällt also der Dichterin allein zu. Ich stehe daher schon seit der 2. Auflage dem geschäftlichen Theile der Angelegenheit ferne und freue mich nur von ganzem Herzen, wenn die Verfasserin in der That schon 20000 Mark haben sollte; nachrechnen, nein, das thue ich nicht — das ist wohl Sache des „Aesthetikers“. Daß man in unserer Zeit es kaum begreiflich findet, wenn ein Mensch im Interesse eines andern sich müht und plagt, ohne dafür auch pecuniäre Ansprüche zu erheben, das muß ich einsehen — solche Leute nennt man überspannte Idealisten —; ich müßte mich daher eigentlich bei Herrn Goerth dafür bedanken, daß er mich zu vorstehenden Aeußerungen gezwungen; denn wohl viele haben so praktisch und edel wie er gedacht. Nun habe ich, trotz inneren Widerstrebens, doch gesprochen; die Herren Verleger Heckenast Nachfolger in Preßburg und Ferd. Beyer in Königsberg in Ost-Preußen und die Dichterin werden auf Grundlage der vorliegenden Contracte gewiß gerne diese Aussagen bestätigen.

Johanna Ambrosius war in meinen Augen arm; denn acht Morgen Landes (wenn sie nämlich noch mit Schulden belastet sind) und die niemals fixe Einnahme ihres Gatten mögen für Andere unter andern Verhältnissen wohl genügen und müssen genügen — wenn aber die Hausfrau durch schwere Krankheit zur Arbeit fast untauglich wird, wenn zwei erwachsene Kinder zu erhalten sind, von denen das eine (der Sohn ist doch zum Lehrer herangebildet worden) in der Erziehung außer dem Hause steht und gewiß viel Geld kostet, dann ist ein solches Weib mit solch seelischer Empfindung und geistiger Begabung arm zu nennen, und wenn annoch der Körper siech ist, nenne ich sie mit tiefem Mitleid elend. Die Nachbarn! ruft mir aber der Aesthetiker zu. Ja, die Nachbarn, entgegne ich, warum haben denn die Alles stillschweigend gutgeheißen? Mir hat Keiner auch nur eine Zeile geschrieben, in der er das Gegentheil von dem behauptet hätte, was ich auf Grundlage der mir zugekommenen Nachrichten veröffentlichte. Ich kenne doch die Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung, denn zwischen Preßburg und Gr. Wersmeninken in Ost-Preußen sind einige Kilometer; natürlich veröffentlichte ich gerne den Brief einer Dame aus Pillkallen, die unsere Dichterin aufsuchte und dieselbe in ihrer Aermlichkeit schildert. Diese Dame nun thut der „Aesthetiker“ einfach mit den Worten ab: „Auf die veröffentlichten Mittheilungen der überspannten Schwärmerin aus Pillkallen ist gar nichts zu geben“. Der Herr Aesthetiker gestatte, daß ich auf die Aussagen der gutgesinnten Nachbarn ebenso wenig gebe.

Hochachtungsvoll

K. Schrattenthal.

Notizen.

Wilhelm Spemann, der bekannte kunstsinnige Stuttgarter Verleger, giebt ein neues Prachtwerk unter dem Titel: „Das Museum, Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst“ heraus, von dem uns die ersten drei Lieferungen vorliegen. Der gesunde Gedanke, von dem das Unternehmen ausgeht, ist ohne Zweifel ihm zuzuschreiben, wie auch die künstlerische Ausführung sein Verdienst ist, doch hat er sich dabei des Rathes und der Fachkenntnisse unserer Museumsvorstände und gewiegter Sammler zu versichern gewußt, von denen wir nur die Namen Wilhelm Bode, Professor E. Heilbut (Herman Helferich), Kekule, Professor Julius Lessing, W. von Seidlitz, Jaro Springer, Director H. von Tschudi, Professor Woermann nennen. Worin, fragt der Herausgeber, liegt die unglaubliche Zerfahrenheit unserer Kunstzustände? der unbegreifliche Widerspruch in den Urtheilen? die Hülflosigkeit der Meisten, welche ein Museum besuchen? Und er antwortet mit Recht: Es fehlt die Ausbildung des Auges, die umfassende Kenntniß der in aller Welt zerstreuten classischen Werke der bildenden Kunst, es fehlt überall die Kenntniß der Technik, es fehlt dadurch die feinere künstlerische Bildung. Hier soll eben das „Museum“ einsetzen. Die ersten Lieferungen zeigen uns, daß die Arbeit von den rechten Männern und in richtiger Weise angefaßt wird. Man sieht hier schlagend, welchen Fortschritt die reproductive Kunst der Photographie verdankt, wenn man diese prachtvollen Blätter mit den Stahlstichen früherer Versuche vergleicht, die ebenfalls die Kunstschätze aller Länder populariſiren wollten, etwa mit den dürftigen Umrissen in Lübke's „Denkmälern der Kunst“ oder mit den Tafeln der Payne'schen Publicationen. Hier sind nun endlich treueste Wiedergaben der Originalschöpfungen unserer Bildhauer und Maler, directe Reproductionen, denn was wir kennen lernen wollen, sind nicht Wiedergaben von zeichnerischen Copien oder Nachschöpfungen der Stecher, Raphael selbst, nicht Raphael Morghen. Und gerade in dieser Beziehung wird auch neuerdings vielfach von kunstgeschichtlichen Werken gesündigt, die mit den höchsten Prätensionen auftreten. Man betrachte einmal eine Tafel, wie den Dürer'schen Holzschuher oder Holbein's Dresdener Madonna, und man wird ihren einzigen Mangel, die fehlenden Farben, kaum noch vermissen. Und wie prachtvoll sind nicht die Meisterwerke der Bildhauerkunst wiedergegeben, Houdon's Molière, Michelangelo's David oder die Venus von Milo! Aber nicht nur in Bildern will das Werk das Kunstverständniß fördern, auch der Text strebt in glücklichster Weise dem hochgesteckten Ziel entgegen. Nicht allein die mustergiltigen knappen Erklärungen der Bildertafeln verdienen alles Lob, auch die beigegebenen kurzen belehrenden Essays über die pergamenischen Figuren von Kekule oder des feinsinnigen H. Helferich Bemerkungen über Puvis de Chavannes u. s. w. bilden eine Fundgrube reichster Belehrung. Wenn man erwägt, welche Saat des Schönen ein solches Werk auszustreuen vermag, wie viele schönheitsdurstige Seelen es aufrichten, anregen und fördern kann, dann wünscht man ihm die weiteste Verbreitung und dankt dem Verleger und seinen Mithelfern von Herzen für ihr gemeinnütziges und volksfreundliches Werk.

Joseph Kürschner's Deutscher Literatur-Kalender a. d. J. 1896 ist etwas verspätet, aber noch immer rechtzeitig genug im Verlage der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung (nunmehr in Leipzig) herausgekommen. Wir müßten uns mit jedem jungen Jahr wiederholen, wenn wir alle die Vorzüge dieses Moniteurs unseres modernen Schriftthums hervorheben wollten. Seine Vorzüge sind nicht nur den Leuten „vom Bau“ bekannt, sie werden auch in immer weiteren Kreisen anerkannt und gewürdigt. Der grünrothe Kürschner weiß in litteris eben Alles: die Rechtsverhältnisse, Vereine und Stiftungen, die Chronik der verstorbenen Geistesritter, Auszeichnungen, Ernennungen und Jubiläen, das Verzeichniß aller Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Verleger, Zeitungen, Bühnenleiter und Agenturen ... Da kann man nur mit dem preisgekrönten Motto fragen und antworten:

Im Schloß der Geister willst Du heimisch sein?
Dies Büchlein ist die Pforte — tritt hinein.

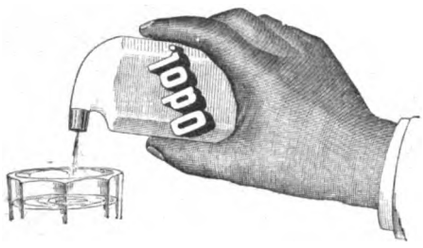
Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



Die Münchener Aerztliche Rundschau 1894, Nr. 31, schreibt:

Die entwickelungshemmende Wirkung des Odols prüfte Professor van Heureck am Mikrococcus prodigiosus, da sich dieser so leicht entwickelt und nach der Entwicklung in Folge der schönen rothen Farbe selbst dem nackten Auge so leicht erkennbar ist. In zwei Probirgläsern, von denen das eine sterilisirte Nährgelatine, das andere Nährgelatine mit 1 Prozent des Antiseptikums enthielt, wurde die genannte Bacterie ausgesäet. Der Mikrococcus war im ersten Glase nach 4 Tagen stark entwickelt, während das odolisirte Glas keine Spur zeigte. **Das Odol hatte vollkommen die Entwicklung der Bacterie verhindert.**

½ Fl. Odol Mk. 1,50, fl. 1.— ö. W. in Drogengesch. und Apotheken.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Julius Duboc.

Fünfzig Jahre Frauenfrage

in Deutschland.

gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.

Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

Im Verlag von **Gebrüder Knauer** in **Frankfurt a. M.** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genzianen und Karolinen.

Ein Spaziergang durch die Eifelberge

von

Hermann Rubel.

Preis 1 Mk. 80 Pf.

Reizvolle, der **„Genziana"** geltende Naturschilderungen, und naturwüchsiger, an Satyre streifender Humor, bieten einen „Eifelstrauß", in welchem es an Immortellen, wie die **„Karolina"**, nicht fehlt.

Für die Verehrer des Fürsten Bismarck.

Bei Otto Meißner in Hamburg ist eben erschienen:

Aus dem Sachsenwalde

von **Dr. Richard Linde,**

Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

80 Quartseiten Text und 27 Lichtdrucke von J. Löwy in Wien.

Gebunden 12 Mark.

Der historische Inhalt, sowie die von der artistischen Anstalt J. Löwy in Wien mustergültig ausgeführten landschaftlichen Lichtdrucke, welche den Freunden des vielbesuchten Sachsenwaldes besonders willkommen sein werden, sichern diesem Werke einen bleibenden Werth.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In **H. Lützenkirchens Verlag** in **Wiesbaden** ist erschienen:

Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpftum.

Kritiken und Studien zu einer Geschichte der Dichtkunst.

I.

Johanna Ambrosius.

Von

Albr. Goerth,

Schuldirektor a. D.,

Verfasser von „Studium der Lyrik", von „Erziehung und Ausbildung der Mädchen" u. s. w.

Preis Mk. 1,20.

Der Verfasser, der weiteren Kreisen durch seine vernichtende Kritik der „Jugendschriften" einer Lina Morgenstern bekannt geworden ist, hält strenges Gericht über die ins Ungemessene angewachsene Afterlyrik unserer Tage, und daran anknüpfend geht er dem unberechtigten Kultus, den man mit den poetischen Leistungen und der Person der angeblichen Volks- und Naturdichterin Johanna Ambrosius treibt, in denkbar schärfster Weise zu Leibe, indem er den Nimbus, den man um die angeblich mittellose ostpreußische Bauernfrau gewoben hat, auf das Gründlichste zerstört.

Deutsche Verlags-Anstalt,
Stuttgart.

Neuigkeiten!

Soeben sind erschienen:

Zwischen engen Gassen.

Roman von

Hermann Heiberg.

Preis geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—.

Oberlehrer Gesenius.

Roman von

Osterloh.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Hamburger Geschichten

von

B. Renz.

Inhalt: Vor fünfzig Jahren. — Der alte Buffmeyer.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zollern-Nürnberg.

Roman von

Karl Theodor Zingeler.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7 Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 9. Mai 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Thronfolge in Lippe. Von Borussus. — Die Bücherliebhaberei in England. Von Otto Mühlbrecht. — Gottfried Keller als Maler. Von Kurt Zuppinger. — Immermann's Bühnenleitung in Düsseldorf. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von Paul Seliger. — Feuilleton. Der Vergnügungsausschuß. Humoreske von Alfred von Hedenstjerna. — Aus der Hauptstadt. Bronsart lobesam. Von Timon d. J. — Opern und Concerte: Waldmeister. Operette von Gustav Davis. Von Paul Marsop. — Offene Briefe und Antworten: Schlußwort in Sachen Johanna Ambrosius. Von Albr. Goerth. — Anzeigen.

Zur Thronfolge in Lippe.

Der Professor Laband hat kürzlich in einer besonderen Schrift das Recht der Thronfolge im Fürstenthum Lippe allein für den jetzt regierenden Fürsten von Schaumburg-Lippe in Anspruch genommen. „Er ist", sagt er, „von Gottes Gnaden nach den Grundsätzen des deutschen Fürstenrechts und des Lippe'schen Hausrechts zu diesem Throne berufen; ihn in diesem wohlerworbenen, angestammten Recht zu schützen, ist ein gemeinsames Interesse aller deutschen Fürsten, deren Palladium die Legitimität ist." Das Gottesgnadenthum zu betonen, ist ja neuerdings wieder modern geworden, und so mag man es heute wieder preisen und glauben, daß die Umwälzungen zu Anfang des Jahrhunderts und des Jahres 1866 nie gewesen sind. Wenn wir aber der Ansicht des Professor Laband beistimmen, trotzdem die öffentliche Meinung und der Lippe'sche Landtag auf Seite des Grafen Lippe-Biesterfeld sind: so leitet uns diese Rücksicht auf das Gottesgnadenthum nicht, sondern ein Umstand, der in dem Streit um die Thronfolge bisher überhaupt nicht berührt ist: Für uns ist ausschlaggebend, daß wir mit der Thronfolge des Fürsten Schaumburg-Lippe einen Bundesstaat weniger haben.

Ist man denn wirklich allgemein der Ansicht, daß wir mit dem Jahre 1870 alle berechtigten Ziele, für die die Generationen vorher gekämpft haben, erreicht haben? Sind wir mit dem Bestand von 25 Bundesstaaten wirklich am Ende der Entwickelung angelangt? Haben wir keine deutsche Kleinstaaterei mehr? Der Compromiß von 1871, der freilich zunächst für uns einen großen, einen heißersehnten Erfolg bedeutete, war eine staatsmännische That ersten Ranges; aber er kann doch unmöglich die volle Erfüllung des Einheitraumes bedeuten. Mit ihm sind doch nicht alle unitarischen Bestrebungen ein für allemal ertödtet. Voraussetzung für diese Bestrebungen ist nach 1871 nur zweierlei. Sie dürfen den Bestand des Deutschen Reiches nicht gefährden und sie dürfen nur auf gesetzliche friedliche Maßnahmen gerichtet sein. Aber mit dieser Beschränkung sollten sie wirklich in deutschen Herzen lebendiger sein, als sie es leider bei Staatsmännern, bei Volksvertretern und in der öffentlichen Meinung sind. Gerade z. B. in nationalliberalen Kreisen ist man von dem „Kunstwerk" unserer heutigen Bundesverfassung auf's Höchste entzückt und freut sich, wie wir's so herrlich weit gebracht haben.

Wohl verstanden: es wird Niemandem einfallen, der das Volksthum und seine Bedeutung einigermaßen würdigt, an die Beseitigung oder Einschränkung größerer Bundesstaaten zu denken, ganz abgesehen davon, daß derartige Gedanken heute phantastisch, lächerlich sind. Wohl aber muß es nach wie vor ein Ziel praktischer und patriotischer Staatsmänner sein, die Zahl der Kleinstaaten zu mindern. Wir wollen nicht das höhnende Wort wiederholen, das Treitschke im letzten Bande seiner Geschichte (V, 672) in Bezug auf die Thüringischen Staaten gebraucht hat: wir wollen nicht scharfe Worte früherer Zeiten aussprechen, so berechtigt sie auch heute noch wären: wir wollen uns rein auf den Boden praktischer Politik stellen. Diese kleinen machtlosen Staaten können heute einfach ihre Aufgaben nicht mehr erfüllen. Man braucht nicht über die Cultur- und Verwaltungsleistungen des Großstaates Preußen außer sich zu gerathen, man mag vielmehr auf diesem Gebiete noch außerordentlich viel vermissen: aber welch ein Abstand zwischen Preußen und den kleinen, z. B. den Thüringischen Staaten. Und die Ansprüche wachsen immer mehr und die kleinen bleiben immer weiter zurück, während z. B. Staaten, wie Württemberg, oft sogar Preußen beschämen. Kümmerlich wird das Alte gewahrt. So ein Schmerzenskind ist z. B. die Universität Jena. Im vorigen Jahre hat der Regierungsvertreter in dem betreffenden Duodezlandtag erklärt: „Jetzt reichen die Einnahmen noch gerade aus (NB. bei kümmerlichstem Zuschnitt der Verhältnisse), die Ausgaben aber sind in fortwährender Steigerung begriffen. Schwierig ist es, die Frage zu beantworten: woher die nöthigen Mittel schaffen?"

Diese Frage: woher die nöthigen Mittel schaffen? wird für die Kleinstaaten immer bedenklicher werden, auf allen Gebieten! Und dabei haben sie noch die Civillisten ihrer Fürsten aufzubringen. Der Großherzog von Weimar bezieht 960 000 Mk., das ist eine Belastung pro Kopf der Bevölkerung von 8 Mk.! Wie ungünstig wieder im Verhältniß zu Preußen: da noch die nothwendigsten diplomatischen Vertretungen, dazu eigene Ministerien u. s. w.! Das eigene Interesse der Staaten müßte wenigstens eine gewisse Concentrirung unter sich erfordern, z. B. für die Thüringischen Staaten eine gemeinsame Verwaltung. Aber davon ist man weit entfernt: ich brauche nur an das unglaubliche gegenseitige Verhalten von Coburg und Gotha zu erinnern! Daß in größerem Verbande alle Zweige menschlicher Thätigkeit erst recht gedeihen werden, davon kann man weder einen Weimaraner, noch einen Preußen über-

Digitized by Google

zeugen. Eifrig wird das alte Märchen von den Culturcentren der Kleinstaaten colportirt. Ja, im vorigen Jahrhundert haben Jena und Weimar etwas bedeutet: über ihre jetzige Nichtigkeit täuscht die Bewohner nur ihr unglaublicher Dünkel. „Heute lassen wir Jena nicht mehr mit Florenz, sondern nur noch mit Rom vergleichen!“ hat der Professor Haekel gesagt. Man glaube doch nicht, daß wirkliche Culturcentren etwa in größerem Verbande zurückgehen! Haben die rheinischen Städte, hat Frankfurt a. M. durch ihre Einverleibung in Preußen gewonnen oder nicht? Was ist aus Hannover und Cassel geworden?

Also im eigensten Interesse der Bewohner der Kleinstaaten liegt die Beseitigung derselben.

Wir wollen Niemandes Rechten zu nahe treten. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß man wenigstens die Fälle nicht ungenutzt vorübergehen lassen solle, in denen sich der Thron eines Kleinstaates erledigt hat. Man hat schon mehrere derartige Fälle im Deutschen Reiche leider ohne diese Erkenntniß behandeln sehen. Ich erinnere an Braunschweig. Ich weiß aus sehr gewichtiger Quelle, daß nach dem Tode des Herzogs die einfache Einverleibung in Preußen von der Bevölkerung als nothwendig und als bevorstehend angesehen wurde: heute hat sich die Stimmung der Bevölkerung leider völlig geändert. In Coburg-Gotha hätte Anlaß vorgelegen, das Thronfolgerecht eines nicht-deutschen Prinzen zu bezweifeln. Hoffentlich denkt man bei dem Lippe'schen Falle nicht daran, durch Einsetzung des Grafen Lippe die Vereinigung zweier Kleinstaaten zu verhindern. Borussus.

Die Bücherliebhaberei in England.

Von Otto Mühlbrecht.*)

England ist das Eldorado der Bibliophilen und Bibliomanen, doch sind diese nur unter den „oberen Zehntausend“ zu suchen und zu finden. Im Allgemeinen hat der Engländer wenig Neigung Bücher zu kaufen; wenn der gut situirte Kaufmann oder der reiche Fabrikant zur Weihnachtszeit, oder bei Gelegenheit eines Geburtstages einige Pfund Sterling für Bücher ausgiebt, so gewinnt er dadurch die Ueberzeugung, Schutzpatron der Literatur geworden zu sein. Es dürften nicht viele Leute drüben existiren, die bei einem jährlichen Einkommen von 1000 Pfund monatlich 1 Pfund für Bücher ausgeben. Die Bibliotheken der begüterten Mittelclassen legen unter hundert Fällen neunundneunzig Mal ein trauriges Zeugniß von der Intelligenz ihrer Besitzer ab; sind wirklich ein paar Bände darunter, die den Namen Buch verdienen, so ist das oft nur ein glücklicher Zufall. Die Hefte des „Sunday at home“, der „Leisure hour“, von „Cassell's Magazine“ und vielleicht noch ein paar andere Monatsschriften werden zwölf Monate hindurch sorgfältig gesammelt, oft gar nicht aufgeschnitten und gelesen und dann am Ende des Jahres eingebunden; mit solchem Lesefutter ist der Bücherschrank des wohlhabenden Engländers meistens gefüllt. Mark Pattison geht so weit, zu behaupten, daß, obgleich der allgemeine Wohlstand in England so und so viel Mal größer geworden, der Kreis der Bücherkäufer und der Bücherliebhaber nicht größer als früher, wenn nicht gar kleiner geworden sei. Man könnte einwenden, daß Jemand mit 1000 Pfund jährlichem Einkommen davon gewöhnlich 100 Pfund für Miethe auszugeben hat, und daß derartige Wohnungen den Luxus eines besonderen Bibliothekzimmers nicht gewähren. Das mag wahr sein, diese Thatsache ist aber keine Entschuldigung, denn ein Bücherregal von 13 zu 10 Fuß an der Wand kann nahezu eintausend Bände in Octav fassen und man kann schon in einhundert Bänden den Geist der Welt in seinen respectabelsten Leistungen bei sich aufspeichern. Ein Amerikaner giebt seinen Lesern den Rath: „Erwirb alle Bücher, die Du erreichen kannst, gebrauche alle Bücher, die Du besitzest und noch viel mehr, als Du besitzen kannst.“

In England gab Warton in seiner „History of English poetry“ vor etwa 120 Jahren, und Joseph Ames in seinen 1749 erschienenen „Typographical Antiquities“ die erste Anregung dazu, seltene Bücher zu sammeln. In jener Zeit hat die moderne Art des Büchersammelns aus Liebhaberei begonnen, wie sie Männer von Rang und Vermögen und intelligente Buchhändler ausübten, Männer wie James Watt, Topham Beauclerk, Major Pearson, der Herzog von Roxburghe, David Garrik, Georg Steevens, der Reverend Jonathan Boucher u. A., die sich in England als Bibliophilen hervorgethan haben, alle überragt von dem unvergleichlichen Richard Heber (geb. 1773, gest. 1833), der nicht nur ein Sammler ersten Ranges, sondern auch ein tüchtiger Gelehrter war, der die von ihm gekauften Bücher auch las, ein Mann, der in den Jahren 1810—1833 Alles zusammenbrachte, was für Geld zu haben war, und dessen Bibliothek später eine Quelle der seltensten Schätze war.

So war auch die Sunderland-Bibliothek*) zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in etwa zwölf Jahren gesammelt, zu einer Zeit, wo Bücher, die jetzt unschätzbar sind, noch für eine kleine Summe zu haben waren. Die Bibliothek kam bei Puttick und Simpson in London vom December 1881 bis März 1883 zum Verkauf und brachte in 51 Auctionstagen die Totalsumme von 56581 Pfund Sterling 6 Schilling für 14000 Nummern ein. Und dabei war die Mehrzahl der Bücher von einer nichts weniger als guterhaltenen äußeren Beschaffenheit, in Folge des Umstandes, daß die Bibliothek während eines Zeitraumes von mehr als 100 Jahren in Blenheim der Zerstörung durch Luft und Sonne bei offenen Fenstern derartig ausgesetzt war, daß die Vögel zwischen den Bänden genistet hatten; später hatte ein Provincial-Buchbinder die Bände übermäßig stark beschnitten und mit schauderhaften Einbänden versehen. Das Ergebniß der Versteigerung würde ein bei Weitem größeres gewesen sein, wären die Einbände besser gewesen; glücklicher Weise waren die Bücher im Innern völlig unberührt von der Zeit und gut erhalten geblieben.

Die William Beckford-Bibliothek**), welche 1882—1883 bei Sotheby in London in 40 Auctionstagen zur Versteigerung kam, ergab bei 9837 Nummern einen Ertrag von 73551 Pfund Sterling 18 Schilling, also verhältnißmäßig beinahe das Doppelte der Sunderland-Bibliothek. Aber Beckford's Bücher waren auch alle in vortrefflichem Zustande, reich eingebunden, mit Wappen und Devisen von Fürstlichkeiten und anderen distinguirten früheren Besitzern, denn Reckford versäumte keine Gelegenheit, wo er ein Buch mit berühmtem Stammbaum erlangen konnte, und der Werth derselben wurde noch erhöht durch die pikanten und sarkastischen Notizen, die er auf den Vorsatz-Blättern der Bücher einzutragen pflegte. Beckford war ein ungemein belesener und sehr reicher Mann, der seine Liebhaberei mit Verständniß betreiben konnte wie er wollte.

Mehr noch kam der Werth seltener Bücher, den sie haben, wenn sie gut eingebunden sind, zur Geltung in der

*) Wir entnehmen diese Schilderung dem Bürstenabzug einer demnächst erscheinenden neuen Schrift: „Die Bücherliebhaberei am Ende des 19. Jahrhunderts“ von Otto Mühlbrecht, die der bekannte Bibliograph im Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin veröffentlichen wird.

*) Der Begründer, Charles, dritter Earl von Sunderland wohnte in Althorp, die Bibliothek war in seinem Stadthause in London, Piccadilly, untergebracht; er starb am 19. April 1722.

**) William Beckford (geb. 1761, gest. 1844), der Verfasser vom „Vathek“, lebte in Fonthill.

Digitized by Google

Syston Park-Bibliothek des Sir John Thorold, die 2000 Bände stark 1884 bei Sotheby in London versteigert wurde und 28 000 Pfund Sterling ergab, also etwa 14 Pfund Sterling für den Band. Der Besitzer hatte im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu sammeln begonnen, sein feines sachkundiges Urtheil und sein sicheres Gefühl waren unübertroffen; er besaß Einbände der beiden Eves, von Le Gascon, Monnier, Du Seuil, Padeloup, Derome und Anderen. Die Syston Park-Versteigerung wird heute noch als ein Höhepunkt der englischen Bücherauctionen angesehen, und doch ist ihr Durchschnitts-Ertrag noch nicht der höchst erzielte gewesen. Die Totalsumme der fünftägigen Versteigerung der Baron Seillière-Bibliothek, die im Februar 1877 bei Sotheby unter den Hammer kam, betrug bei 1147 Nummern 15 000 Pfund Sterling, also 16 Pfund Sterling für den Band, es ist dies der höchste Durchschnitts-Ertrag irgend einer englischen Bücherauction. Diese Bibliothek bestand unter Anderem aus der besten Sammlung altfranzösischer Ritter-Romanzen, die jemals im Handel vorgekommen, es kam noch hinzu, daß die Einbände im feinsten Geschmack Alles übertrafen, was auf dem Gebiete überhaupt bekannt geworden, die Grolierbände spielten eine große Rolle dabei.

Unter den bemerkenswerthen neueren Londoner Bücherauctionen verdient noch die Appony-Versteigerung genannt zu werden. Graf Anton Appony, ein tüchtiger Gelehrter, hatte im Anfang dieses Jahrhunders in Nagy Appony in Ungarn eine vortreffliche Bibliothek gesammelt, die im November 1892 bei Sotheby versteigert wurde und in fünf Tagen bei 1359 Nummern 3364 Pfund Sterling, also etwa 2 Pfund Sterling 10 Schilling für den Band ergab; es kamen hier verschiedene Exemplare derselben Ausgaben vor, die auch in der Beckford- und der Syston Park-Auction verkauft waren und zwar zu erheblich höheren Preisen; das hatte aber darin seinen Grund, daß die Appony-Bibliothek in Bezug auf künstlerisch schöne Einbände mit den beiden anderen Bibliotheken gar nicht zu vergleichen war.

Obenan stehen bei den Liebhabern in England natürlich die Shakespeare-Ausgaben, namentlich die ersten in Quart- und Folio-Format, die bei Erscheinen vielleicht den Werth von einigen Pence gehabt haben mögen. In Georg Daniel's Auction 1864 zahlte man für einen Quartanten, der bis dahin 40 Pfund Sterling gegolten, 200 bis 300 Pfund Sterling, und die Steevens-Auction im Jahre 1800 gab schon einen Vorgeschmack dessen, was man in unserem Jahrhundert an Preisen für Shakespeare-Seltenheiten zu erwarten hatte. Ein leidlich gut erhaltenes Exemplar der ersten Folio-Ausgabe, 1623 von Heming und Condell gedruckt, das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch 30 Pfund Sterling gekostet, ergab in der Roxburghe-Auction 1812 bereits 100 Pfund Sterling und heute würde jeder Sammler mit Vergnügen fünfmal so viel dafür zahlen; das Thorold-Exemplar wurde 1884 mit 590 Pfund Sterling verkauft, und ein Londoner Antiquar hat jüngst ein tadelloses Exemplar dieses ersten Folio-Shakespeare mit 1200 Pfund Sterling in seinem Kataloge angesetzt! Unter den Folio-Ausgaben ist die dritte, vom Jahre 1664 die seltenste, man zahlte dafür vor 40 bis 50 Jahren 30 Pfund Sterling, das Ives-Exemplar ergab (1891) 950 Dollar.

Neben den Shakespeare-Ausgaben wird gegenwärtig ein wahrer Cultus mit William Caxton's Preß-Erzeugnissen getrieben. Es existiren im Ganzen etwa noch 560 Caxton-Drucke, ungefähr vier Fünftel davon sind festgelegt in den Bibliotheken des British Museum in London, in den Universitäts-Bibliotheken in Cambridge und Oxford und in den Privat-Bibliotheken des Herzogs von Devonshire und des Earl von Dysart, sowie in der Ryland's (früher Spencer'schen) Sammlung in Manchester. Neben dieser Gesammtzahl kennt man 31 Caxton-Unica und sieben Drucke existiren nur in defectem Zustande. Unter diesen Umständen darf man annehmen, daß an ein Sinken der gegenwärtig hohen Caxton-Preise nicht zu denken ist, wie immer auch Mode und Geschmack wechseln mögen. Interessant ist es, zu sehen, wie die Preise stetig in die Höhe gegangen sind. In den Watson Taylor- und Perry-Auctionen im Jahre 1823 ergaben 5 Bände Caxton-Drucke, beinahe alle schön erhalten, zusammen 239 Pfund Sterling, es waren „the life of Jason" (1476 bis 1477) 95 Pfund Sterling 11 Schilling, „the book called Caton" (1483) 30 Pfund Sterling 19 Schilling, „Troylus and Cresside" (1484) 66 Pfund Sterling, und ein sehr schönes vollständiges Exemplar von Virgil's „Eneidos" (1490) 46 Pfund Sterling 15 Schilling. Von den beiden ersten Werken sind nur je 6 Exemplare bekannt, vom dritten 12 Exemplare, vom vierten 4 Exemplare. Viele Jahre hindurch war von den drei ersten nicht ein Exemplar irgendwo aufgetaucht, von Virgil's „Eneidos" verkaufte Quaritsch in London 1877 ein Exemplar für 300 Pfund Sterling.

Ein paar weitere Beispiele mögen die Preissteigerung zeigen. Die höchste für einen Caxton gezahlte Summe von 1950 Pfund Sterling erzielte das Harlei-Exemplar des einzig bekannten vollständigen „King Arthur" vom Jahre 1485 in der Versteigerung von Lord Jersey's Bibliothek im Jahre 1885, es ging an einen Sammler in Amerika fort, einen Mr. Pope. In derselben Auction ging ein Exemplar des ersten in englischer Sprache gedruckten Buches „Histories of Troy" für 1820 Pfund Sterling fort. Es ist dies die von Caxton veranstaltete Uebersetzung des Le Fevre, die er 1471 selbst noch auf dem Continente druckte; man kennt davon nur noch 20 Exemplare, von denen nur 3 vollständig, die übrigen defect sind. Im Jahre 1812 hatte der Herzog von Devonshire für ein Exemplar desselben Werkes, an dem das letzte Blatt fehlte, 1060 Pfund Sterling 12 Schilling gezahlt, es gehörte der Gemahlin König Heinrich's IV.; es hatte der Herzog von Roxburghe wenige Jahre vorher 50 Pfund Sterling dafür gezahlt. Im Jahre 1885 erreichte ein Exemplar von Higden's Polychronicon (1482) die damals sehr hohe Summe von 66 Pfund Sterling, Quaritsch in London aber setzte ein Exemplar, allerdings das besterhaltene der drei überhaupt bekannten, mit 500 Pfund Sterling an. Das Perkins-Exemplar dieses Buches ging 1873 für 365 Pfund Sterling fort, dasselbe Exemplar sank aber im Preise, als es 1891 auf der Ives-Auction für 1500 Dollar nach Amerika verkauft wurde, und soeben melden die Zeitungen, daß in einer Londoner Auction kürzlich für einen Abdruck der von Caxton im Jahre 1478 hergestellten großen Ausgabe von Chaucer's „Canterbury Tales" von Quaritsch 20 400 Mark gezahlt sind. Von dieser editio princeps existiren nur noch 9 Exemplare, von denen nur zwei vollständig sind. Doch genug der Beispiele.

In ähnlicher Weise, wie die älteren Druckwerke, zeigen auch verschiedene Bücher aus dem achtzehnten Jahrhundert die Tendenz andauernder Preissteigerung. Die erste Ausgabe von Goldsmith's „Vicar of Wakefield" vom Jahre 1766 war vor hundert Jahren für 5 Pfund Sterling zu haben, 1881 ergab ein Exemplar bei Sotheby 90 Pfund Sterling und im Mai 1892 94 Pfund Sterling. Gray's berühmte „Elegy" vom Jahre 1751, ursprünglich für 6 Pence zu haben, war 1888 schon auf 36 Pfund Sterling, und 1892 auf 59 Pfund Sterling gestiegen, und das zuletzt im December 1893 auf den Markt gekommene Exemplar ergab 74 Pfund Sterling. Ebenso ist es mit den ersten Ausgaben von Fielding, Smollett, Stirne, Swift und Defoe gegangen.

Eine Erscheinung anderer Art ist auf dem Londoner Büchermarkt zu beobachten, es ist die Entwickelung der „Americana". Je reicher Amerika im Laufe der Zeit geworden, um so mehr hat sich sein Geschmack an Dingen ausgebildet, die das Leben angenehm machen, dazu gehören auch Bücher. Und dieser Geschmack hat einen würdigen Ausdruck gefunden

Digitized by Google

durch hervorragende Männer wie der verstorbene Bibliograph Henry Stevens of Vermont, und durch freigebige Donatoren wie Lenox und andere Begründer von Bibliotheken. Für Alles, was ihr Land betrifft, zahlen die Amerikaner gern hohe Preise, und London ist der beste Markt für „Americana". Wie man von drüben alle Aufträge auf seltene Werke nach London dirigirt, so wandern auch manche hinterlassene Bibliotheken von drüben wieder nach London zum Verkauf zurück. Es ließen sich darüber interessante Notizen mittheilen, ein Beispiel möge genügen um zu zeigen, wie hoch die Americana von den Amerikanern geschätzt werden. Bei der im Jahre 1888 bei Christie in London versteigerten Bibliothek des früheren Lord Chancellor Hardwick befand sich ein unansehnlicher schmaler Quartband mit etwa einem Dutzend zusammengebundener Abhandlungen aus den Jahren 1583 bis 1657, die sich auf amerikanische Angelegenheiten bezogen, dieser Band ging für 555 Pfund Sterling nach Amerika.

Das Verdienst, die literarischen Beziehungen zwischen London und Amerika gefördert und auf die gegenwärtige Höhe gebracht zu haben, gebührt in erster Reihe dem am 30. März 1884 verstorbenen Nicolaus Trübner, einem Deutschen von Geburt, der durch seinen 1859 veröffentlichten „Bibliographical guide to American literature", namentlich aber in seinem seit 1865 erschienenen (nach Trübner's Tode leider nicht fortgesetzten) „American and Oriental Literary Record" eine Menge von Werken über Amerika überhaupt erst für das Publicum entdeckt und sich um diese Literatur große Verdienste erworben hat.

Und bei dieser Gelegenheit sei noch eines anderen Deutschen gedacht: Bernhard Quaritsch. Bernard Quaritch in London (wie er sich drüben seit Jahren selbst schreibt) wird heute als der König aller todten und lebenden Antiquare Englands angesehen. Roberts nennt ihn „the Napoleon of booksellers". Geboren 1819 in Worbis in Preußen, kam er 1842 als Buchhandlungsgehülfe zu H. G. Bohn in London, bei dem er, mit Unterbrechung von zwei in Paris zugebrachten Jahren, bis 1847 blieb. Er ging von Bohn im April dieses Jahres ab und verabschiedete sich mit den Worten: „Mr. Bohn, Sie sind der erste Buchhändler in England, aber ich glaube der erste Buchhändler in Europa werden zu können." Quaritsch besaß kein anderes Capital als seine Kenntnisse; sein erster Katalog war ein kümmerlicher Broderwerb, er enthielt die Titel von etwa 400 Büchern im Preise von 1—2 Schillingen. Den ersten fetten Bissen erwarb er im Jahre 1858, wo er bei der Versteigerung der Bibliothek des Bischofs von Cashel ein Exemplar der Mazarin-Bibel für 595 Pfund Sterling erstand. In demselben Jahre gab er seinen ersten größeren Katalog heraus mit etwa 5000 Nummern, zwei Jahre später wuchs dieser Katalog von 182 auf 408 Seiten mit etwa 7000 Nummern; 1868 folgte ein Hauptkatalog von 1080 Seiten mit 15000 Nummern, 1880 hatte er ihn bereits auf 2395 Seiten mit einer Beschreibung von 28000 Werken erweitert, und sieben Jahre später, 1887, gab er seinen berühmten Generalkatalog heraus, 4500 Seiten stark mit einer genauen bibliographischen Beschreibung von über 40000 Werken. Neben diesen hervorragenden bibliographischen Leistungen hat Quaritsch als Bücherkäufer alle bisherigen Käufer weit in den Schatten gestellt. Im Juli 1873 kaufte er den ganzen nichtwissenschaftlichen Theil der Bibliothek der Royal Society in Norfolk, wenige Wochen darauf erstand er in der Perkins-Auction Manuscripte und Bücher im Werthe von 11000 Pfund Sterling (220000 Mark), bei der Sir W. Tite's Auction 1874 kaufte Quaritsch für 9500 Pfund Sterling (190000 Mark), in den Didot-Auctionen in Paris (1878—1879) für 11000 Pfund Sterling (220000 Mark), bei der berühmten Beckford-Auction 1882 erstand Quaritsch mehr als die Hälfte des Ganzen für etwa 40000 Pfund Sterling (800000 Mark), und bei der Sunderland-Auction, 1881—1883, hatte er eine Rechnung von über 33000 Pfund Sterling (660000 Mark) zu bezahlen. In ähnlicher Weise ist Quaritsch bei allen übrigen Auctionen in den letzten 20 Jahren überall einerseits der gefürchtetste, andrerseits der willkommenste Käufer gewesen und ist es auch heute noch. So zahlte er im Jahre 1884 für ein kleines Buch, das Psalterium von 1459, den colossalen Preis von 4950 Pfund Sterling (99000 Mark), den höchsten Preis, der jemals für ein einzelnes Buch gezahlt worden ist. Quaritsch hat sein 1847 gegebenes Wort gehalten, er ist heute der erste Buchhändler in ganz Europa.

Neuerdings haben die Preise für kostbare, seltene Bücher bei den Auctionen in London eine wahrhaft schwindelhafte Höhe erreicht, und in der Bibliomanie behaupten die Engländer einen Rang, den ihnen weder die Franzosen, Italiener oder Holländer, und noch weniger die kleine Zahl der bescheidenen deutschen Sammler streitig zu machen vermögen. Es gebührt den Engländern denn auch das Verdienst, durch Dibdin*) zuerst die sonderbarsten Einfälle reicher Sammler in ein gewisses System gebracht zu haben.

Ein chronologischer Bericht über die Bücher-Auctionen in London würde ein interessanter und wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte sein. Aber ich fürchte, den Leser durch eine zu weit ausgedehnte Vorführung von Zahlen zu ermüden; ich will deßhalb von den vielen bei diesen Versteigerungen vorgekommenen interessanten Einzelheiten nur noch eines Ereignisses gedenken, das eine gewisse Berühmtheit in den Annalen der englischen Bibliophilie erlangt hat, des Verkaufs der ersten Ausgabe des Boccaccio, des sogenannten Valdorfer Boccaccio („Il Decamerone di Messer Giovanni Boccaccio", Venedig 1471, gedruckt bei Christ. Valdorfer). Das Buch hat bei seinem Erscheinen einen Werth von ungefähr zehn Mark gehabt. Auf welche Weise ein Exemplar davon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Hände eines Londoner Buchhändlers kam, ist unbekannt. Sicher aber kannte dieser bereits damals den hohen Werth des seltenen Buches, als er dasselbe den beiden damals berühmtesten Sammlern, dem Lord Oxford und dem Lord Sunderland für den hohen Preis von 100 Guineen zum Kauf anbot. Während die beiden Sammler noch darüber verhandelten, sah ein Vorfahre des Herzogs von Roxburghe das Buch und kaufte es. Bald darauf speisten die beiden Edelleute einmal bei dem Herzog, und die Rede kam auf den Boccaccio. Lord Oxford und Lord Sunderland sprachen von dem seltenen Buche, das ihnen angeboten sei; der Herzog von Roxburghe meinte, er sei in der Lage, den Herren ein Exemplar derselben ersten Ausgabe zu zeigen, was bezweifelt wurde. Nun brachte er das Werk herbei, und die beiden Herren constatirten mit schmerzlichen Gefühlen, daß verloren hat, wer zaudert. Das Exemplar kam dann im Jahre 1812 mit der Roxburghe-Bibliothek unter den Hammer, und der Marquis of Blandford erstand es für 2260 Pfund Sterling (55200 Mark); man sagt, er sei darauf vorbereitet gewesen, bis zu 5000 Pfund Sterling zu gehen. Es boten damals drei Sammler darauf, der Herzog von Devonshire, Earl Spencer und Marquis of Blandford, auch war ein Agent Napoleon's als Bieter aufgetreten. Die Concurrenz dieser reichen Männer hatte den Preis so in die Höhe getrieben, daß später beim Verkauf der Blandford-Bibliothek im Jahre 1819 dasselbe Exemplar wieder zur Versteigerung kam und nur 918 Pfund Sterling ergab. Bekanntlich hat der damalige Verkauf des Boccaccio Anlaß zur Begründung des Roxburghe-Club gegeben. Dieser Club ist der berühmteste aller Bibliophilen-Vereine der Welt, es möge deshalb gestattet sein, einige Mittheilungen über ihn zu machen.

Die 20 Begründer desselben traten am 17. Juli 1813,

*) Thom. Frognall Dibdin, Bibliomania or bookmadness. London 1811. 8. new edition London 1876. 8.

Digitized by Google

an dem Tage, an welchem vor einem Jahre der berühmte Boccaccio verkauft war, in St. Alban's Tavern in London zur Bildung des Clubs unter dem Vorsitz des Earl Spencer zusammen; die Mitgliederzahl wurde auf 31 bestimmt, später aber auf 40 erweitert; anfänglich hatte alljährlich der Reihe nach ein Mitglied ein seltenes Buch oder eine Broschüre für seine Kosten drucken zu lassen und den anderen Mitgliedern in je einem Exemplare geschenksweise anzubieten, später hat der Verein selbst noch eine Reihe werthvoller Werke drucken lassen, die Auflagen haben niemals 30—60 Exemplare überstiegen. Auf diese Weise wurden im Laufe der acht Jahrzehnte eine Menge ausgezeichneter Bücher durch den Club neu gedruckt. Eine vollständige Collection dieser Privatdrucke, die niemals in den Handel gebracht wurden, zusammen zu bringen, ist fast unmöglich, jedenfalls ein Luxus, den sich nur Millionäre gestatten können. Der Roxburghe-Club kommt noch jetzt alljährlich einmal zu einem opulenten Dinner in St. Alban's Tavern zusammen, der gegenwärtige Präsident ist der Marquis of Salisbury, mit dem Präsidenten im Ganzen 40 Mitglieder, die erlauchteste Gesellschaft aus den besten Kreisen Englands, zugleich die bekanntesten der jetzt lebenden englischen Bibliophilen, von denen fast jeder im Besitz einer werthvollen Bibliothek sich befindet.

Neben dem Roxburghe-Club existirt in England noch eine ganze Reihe von Vereinen von Bücherfreunden; die meisten derselben haben eine beschränkte Mitgliederzahl, sie veröffentlichen, wie der Roxburghe-Club, ihre Werke entweder auf Kosten einzelner Mitglieder oder der Vereine, die Auflagen sind in der Regel klein, 25—100 Exemplare, viele der Werke werden nicht in den Handel gebracht. Die Veröffentlichungen bestehen bei vielen Vereinen in dem Neudruck alter, selten gewordener Bücher, oder in Luxusausgaben, Ausgaben in Großpapier, zum Theil mit dem aufgedruckten Namen des Mitgliedes als Empfänger. Einige Vereine specialisiren sich auf die Erforschung der Literatur nach bestimmten Richtungen hin, wie in der Geschichte, Genealogie, Topographie, Sprachwissenschaft ꝛc., auch für einzelne Provinzen von England und Schottland; auch Originalausgaben alter und neuerer Classiker werden reproducirt. Umfangreiche Werke über die Naturwissenschaften, Chemie, Reisen, auch geographische Berichte werden mit Illustrationen, Karten und dergl. auf das Kostbarste ausgestattet, und so hat die Bücherliebhaberei innerhalb dieser Vereine in neuerer Zeit eine Richtung eingeschlagen, welche der Wissenschaft sehr förderlich ist.

Gottfried Keller als Maler.

Von Kurt Zuppinger.

Gottfried Keller war ein ganzer Dichter, aber nur ein halber Maler. Sein Tugendtraum, als Landschafter berühmt zu werden, sollte sich nicht erfüllen. Der verunglückte Maler, dessen Entwickelung der Dichter im Grünen Heinrich schildert, ist Gottfried Keller selbst. Seitdem seine Biographie*) erschienen, kann darüber kein Zweifel mehr herrschen. Das autobiographische Element bildet in diesem Roman die Grundlage für die Erfindungen der Phantasie. Das Bild des Vaters entspricht durchaus den Thatsachen, nur war er nicht Bau-, sondern Drechslermeister. Der Reihe nach treten in der Biographie die Gestalten auf, die dem Poeten Modell saßen: die Mutter wie die Sippschaft, der Pathe, die Schulkameraden und Frau Margreth. Wir lernen die Namen Aller kennen, nur Judith bleibt verschleiert. Sogar Details finden in Thatsächlichem ihren Ursprung: das Porträt von Meretlein aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ist im Kellerarchiv in Zürich noch vorhanden. Der Roman ist eine Selbstschau, er beruht auf genauer Beobachtung der eigenen Person und ihrer Umgebung. Wirklich versuchte sich Keller als Knabe im Fache der Theaterdecorationsmalerei. Er wurde in der That aus der Schule gewiesen. Das Meierlein hat gelebt, Anna, die Schulmeisterstochter, ebenfalls. Das spielende Kind ist fast noch anmuthiger in der Wirklichkeit als in der Dichtung. Die Männer, welche die künstlerische Entwickelung Keller's bestimmen, hießen im Leben Peter Steiger und Meyer.

Der Entschluß Keller's, Maler zu werden, fällt in das Jahr 1834; das Heimathdorf Glattfelden bestärkte seine Liebe zur Natur. „Hier war der Boden," bemerkt Baechtold, „auf dem das wunderbare Jugendidyll im ‚Grünen Heinrich' sich entwickelt." Von dort aus besprach er auch mit der Mutter seine Zukunft. Frau Keller hätte zwar lieber gehabt, daß der Sohn einen anderen Beruf erwählte, dieser wollte aber nicht von der Malerei lassen. Er bildete sich, so gut es ging, als Autodidakt auf dem Lande weiter und kam dann zu dem elenden Coloristen Steiger. Bis 1837, wo er Rudolf Meyer näher trat, hat er als Lernender völlig im Dunkeln getappt und vegetirt. Meyer war ein tüchtiger Aquarellist, der in den Jahren seiner Verrücktheit Früchte und Blumen mit miniaturartiger Feinheit ausführte. Was er als Landschafter gewesen, entzieht sich der Beurtheilung, da die vorhandenen Blätter fast alle aus der Zeit stammen, wo der Irrsinn sein Opfer bereits gepackt hatte. Zeichnen konnte er, ob in Oel malen, ist eine andere Frage. Die Technik, Keller's schwache Seite, hat dieser von seinem Lehrer nicht bekommen, dazu war er zu kurze Zeit bei ihm; Empfindung und Poesie war dem Dichter von Natur gegeben. Der Einfluß Meyer's auf ihn darf also nicht überschätzt werden. Der Unterricht währte kaum acht Wochen; war Meyer auch ein wirklicher Künstler, wie der Schüler ihn in der Selbstbiographie von 1889 nennt, konnte dieser bei ihm doch in so kurzer Zeit — im März 1838 verließ Meyer Zürich — nicht mit Erfolg für akademische Studien vorbereitet werden. Außerdem ist es doch als ein Unglück zu betrachten, daß Keller von einem Pfuscher zu einem Narren kam.

Die Uebersiedelung Keller's nach München fand im Mai 1840 statt, sein Aufenthalt daselbst dauerte bis zum November 1842. Er giebt in den Briefen gelegentlich als Adresse die Akademie der bildenden Künste an, doch ihr Schüler ist er nie gewesen. Was hätte er auch an der Akademie thun sollen? Unterricht im Landschaftszeichnen und Malen wurde nicht ertheilt; gerade das, was Keller lernen wollte, suchte er somit dort vergebens. In Düsseldorf wäre er mehr am Platze gewesen. Immerhin fand er in München Freunde, die willig waren, ihn zu fördern, so gut sie konnten: Bendel, den Illustrator Hebel's und Pestalozzi's, Salomon Hegi, der von dem Dichter in München ein köstliches Bild entworfen hat und seine Züge in humoristischer Zeichnung festhielt, Emil Rittmeyer, den Darsteller der Appenzeller Typen u. A.

Gottfried Keller berührt in der Selbstbiographie von 1889*) und in seinen 1876 und 1877 in der „Gegenwart" erschienenen autobiographischen Mittheilungen die Münchener Periode nur kurz. Er hatte auch wahrlich keinen Grund, mit besonderer Genugthuung auf sie zurückzublicken, denn nichts wie gescheiterte Hoffnungen traten ihm entgegen. Aus den Münchener Briefen geht klar hervor, daß die Darstellung im Grünen Heinrich von dem tiefen Elend, in das der Dichter gerieth, durchaus wahr ist. In der alten Ausgabe ist das Elend noch in viel grelleren Farben geschildert,

*) Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Zwei Bände. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

*) Wieder abgedruckt in Keller's nachgelassenen Schriften und Dichtungen. Berlin, W. Hertz.

Digitized by Google

als in der neuen, wo nachträglich Lichter aufgesetzt sind; am tragischsten erscheint es jedoch im Briefwechsel mit der fernen Mutter. Sie besaß eine wahrhaft heldenmüthige Aufopferungsfähigkeit. Was sie für den Sohn thun konnte, that sie. Sie unterstützte ihn mit Geldmitteln, lief von Pontius zu Pilatus, um das zur Ausstellung von 1842 gesandte Bild an den Mann zu bringen. Ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg. Keller muß in München eigentliche Qualen ausgestanden haben. Er machte eine schwere Krankheit durch, gerade als er beabsichtigte, mit den Kameraden in's Gebirge zu gehen, um nach der Natur zu zeichnen, was ihm so noth gethan hätte. „Ich war so abgemagert und schwach, als ich wieder ausgehen konnte, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich in den Spiegel schaute." Er hätte sich gut nähren sollen, allein Schmalhans war Küchenmeister bei ihm. Keller erwähnt einmal: „Ich habe oft mehrere Tage nichts gegessen als Brod und ein Glas Bier." Auch geringfügigere Züge im Leben decken sich mit der Erzählung im Grünen Heinrich. Der Plagiator, von dem dort die Rede, ist Julius Lange von Darmstadt; der Diebstahl, den er an Keller beging, wird im alten Grünen Heinrich etwas anders als im neuen erzählt. Das Mißgeschick häufte sich, und so that Keller gut, sich der Heimath wieder zuzuwenden; er mochte hoffen, daß es ihm gehen werde wie dem Riesen Antäos, der durch die Berührung mit der Mutter Erde stets wieder neue Kraft gewann. In Zürich vegetirte Keller indessen ruhig weiter. Er zeichnete ab und zu nach der Natur, malte auch wohl hie und da noch ein Bildchen, allein wenn er so da saß, träumend vor seiner Staffelei, waren es nicht malerische Gedanken, die ihn gefangen hielten. Das Wort verdrängte die Form, die lyrische Quelle begann zu sprudeln, und sein Vaterland verlor an ihm keinen Maler, gewann aber dafür einen Dichter.

Ueber seine Malkunst und seinen künstlerischen Nachlaß haben sich ein Maler und ein Kunstschriftsteller, beide Züricher, in eigenen Monographien ausgesprochen.*) Berlepsch kommt zu einem günstigeren Urtheil über den „Maler", als Brun. Man muß nicht allzuviel Gewicht auf ihn legen, denn Keller würde der Erste sein, sich dagegen zu verwahren. Er betrachtete seine kurze Künstlerlaufbahn als jugendliche Verirrung. Noch Angesichts des Todes deutete er einmal auf einen schwarzen Rahmen, in den eine leere Leinwand gespannt war. Sie sollte ihm zur Warnung dienen, nie wieder der Jugendliebhaberei zu fröhnen. Wenn er in Heidelberg, 1848, nachdem die Farben auf seiner Palette längst eingetrocknet waren, vorübergehend wieder zum Pinsel griff, that er es der Tochter des Philosophen Christian Kapp zu Liebe, um der künstlerisch begabten Johanna seine Hand zu weisen. Hat Keller im Alter gelegentlich, wie ein Zeuge mittheilt, mit Wehmuth von seiner künstlerischen Bethätigung geredet, den Wunsch hegend, „ausschließlich zu seinem Behagen wieder einmal Landschaften zu malen," so darf auch einem solchen Gelüste nicht zu viel Bedeutung beigemessen werden. Es waren wohl dichterische Stimmungen, die ihn derartige Aussprüche in Augenblicken thun ließen, wo die Jugendliebe zur Kunst verklärt vor seinen Augen stand.

Die zwei vorhandenen Skizzenbücher aus den Jahren 1836 bis 1841 enthalten weit mehr des Geschriebenen als Gezeichneten. Schon früh rang der Dichter mit dem Maler, was aus der Stelle hervorgeht, in welcher er über die Verwendung eines halben Guldens sich schlüssig macht. Es ist Hercules am Scheidewege, der spricht: „Ich habe einen halben Gulden, ein ungeheures Ereigniß. Was fang' ich damit an? Heute wird Goethe's Faust gegeben, und doch hätt' ich längst gern den Wasserfall bei Erlibach gesehen! Die Wahl ist schmerzlich. Ein Meisterstück des menschlichen Geistes und eine erhabene Naturscene! Das erste kann ich ohne Geld nicht sehen, das zweite liegt so weit entfernt, daß ich nothwendig(!) einkehren muß. Doch es sei! Ich will den Faust sehen, der Wasserfall entläuft mir nicht."

Die Skizzenbücher enthalten Figürliches, Architektonisches, Thiere, Caricaturen und Landschaftliches; Manches nach der Natur, das Meiste jedoch nach Vorlagen. Johann Elias Riedinger diente Keller z. B. als Anknüpfungspunkt. Einmal copirte er auch eine Radirung aus den phantastischen „Caprichos" des Francesco Goya. Was der Lernende nachzeichnete, ist an der Ausführung leicht zu erkennen, die in Anlehnung an die Originale eine gewisse Manier verräth. Wo er die Natur abschreibt, da ist sein Stift unbeholfener. Er zeichnete den Theseustempel von Athen und copirte die in der Züricher Wasserkirche befindliche Broncebüste des Johann Conrad Heidegger. Es ging ihm nicht leicht von Statten, und so persiflirte er sich denn selbst, indem er einen Maler vor der Staffelei darstellte, den eine Menge kleiner Teufelein bei der Arbeit zwicken und zwacken. Teufel, Pfaffen und Todtenköpfe spielen überhaupt eine Rolle in den Skizzenbüchern. Berlepsch hat in seinem Buche Einiges wiedergegeben.

Was die losen Blätter betrifft, so rührt ein Theil aus der frühen Züricher Zeit her, ein anderer aus der Münchener Zeit, ein dritter, — es sind nur wenige Blätter — dürfte nach 1842 in Zürich entstanden sein. Keller schlug alle möglichen Verfahren ein. Es giebt von ihm Kreidezeichnungen, Aquarelle, Bleistift-, Feder- und Bisterzeichnungen, Oelstudien und Tuschzeichnungen. Ausgeführte Gemälde sind selten; kommen aber möglicher Weise noch zum Vorschein. Charakteristisch ist, daß unter den Münchener Blättern sich keine einzige Studie nach der Natur findet, während aus der ersten und späteren Züricher Zeit solche vorhanden sind. Es stimmt diese Thatsache überein mit Keller's Geständnissen in den Briefen und Tagebüchern. Am 13. August 1841 schreibt er der Mutter: „Jetzt ist schon der zweite Sommer, wo ich keinen Strich nach der Natur machen kann, und das gereicht mir zum größten Nachtheil," am 21. März des folgenden Jahres meldet er ihr sein Vorhaben, in's Gebirge zu gehen, „um nach der Natur zu zeichnen (was ich nun zwei Jahre nicht mehr gethan habe und mein größter Schaden war)." Da war er in Zürich auf besserm Wege! Zwar verleitete ihn auch dort schon sein Lehrer Meyer von Regensdorf zum Componiren und vielleicht auch zum Niederschreiben jener „Ideen", aus denen mehr der Dichter als der Maler spricht, allein in Zürich hält dieser jenem doch wenigstens noch die Waage. Den „Ideen" gegenüber stehen: „Zu mahlende Gegenstände auf Spaziergängen gefunden." Das Verzeichniß ist vom „Mai 1838" und verräth den wirklich *malerisch* empfindenden Feinschmecker. Das ist der wahre Keller, der seiner Ueberzeugung gemäß, die in dem Satze zum Ausdruck kommt: „Schönheit ist Natur, Natur ist Schönheit," aus dem vor ihm aufgeschlagenen Buche der Natur die besten Stellen sich notirt, mit der Absicht, sie so, wie der Schöpfer sie hinschrieb, abzuschreiben, mit der ihm eigenen feinen Beobachtungsgabe.

Keller's Dichtungen sind bekanntlich reich an landschaftlichen Schilderungen, von denen bei Weitem nicht alle stilisirt erscheinen. Gleich zu Beginn des Grünen Heinrich stößt der Leser auf die Beschreibung des malerischen Kirchhofes, auf dem die „vorübergegangenen Geschlechter" ruhen. „Es wächst auch das grünste Gras darauf, und die Rosen nebst dem Jasmin wuchern in göttlicher Unordnung und Ueberfülle." Keller hat Freude am Detail. Er liebt den Grashalm, an dem die Thautropfen hängen; das geheimnißvolle Werden, Wachsen und Vergehen in der Natur beschäftigt ihn. Es giebt keine Falte, in die er nicht gedrungen wäre, keine Tages- und Jahreszeit, die er nicht besungen hätte! Große Wirkungen

*) Gottfried Keller als Maler. Von Hans Eduard Berlepsch. (Leipzig, Seemann.) Gottfried Keller als Maler. Von Carl Brun. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1891. (Berlin, W. Hertz.)

Digitized by Google

bringt er hervor, wenn er das Naturphänomen zu dem menschlichen Schicksal in Beziehung setzt. Wie die Nacht in den Tag sich wandelt und der Tag in die Nacht, Angesichts der Leiche Anna's, ist ergreifend schön beschrieben. Die Abendlandschaft, in welcher er sich mit der als Bertha von Bruneck verkleideten lebenden Anna ergeht, ist ein herrliches Stimmungsbild, in dem die Einzelheiten in naturalistischer Weise ein Ganzes bilden. Der grüne Heinrich „liebte es, seine Person symbolisch in die interessanten Scenen zu versetzen, welche er erfand. Diese Figur, in einem grünen romantisch geschnittenen Kleide, eine Reisetasche auf dem Rücken, starrte in Abendröthen und Regenbogen, ging auf Kirchhöfen oder im Walde, oder wandelte auch wohl in glückseligen Gärten voll Blumen und bunter Vögel." Eine Illustration zu dieser Stelle bietet eine „Landschaft mit Gewitterstimmung", in welcher der grüne Heinrich, dem Beschauer den Rücken wendend, dem See seiner Heimath zuwandert. Perspectivisch mangelhaft, ist diese componirte Landschaft doch poetisch empfunden.

Der Dichter war schon früh dem Landschafter im Wege. Während er sich ursprünglich auf dem sicher zum Ziele führenden Pfade unmittelbarer Naturanschauung bewegte, kam er von diesem geraden Pfade wieder ab, um sich gekünstelter Composition zuzuwenden, noch ehe er Herr der technischen Mittel war. In München nahmen ihn die Landschaften Rottmann's gefangen. Im Anschlusse an sie entstanden jene Phantasiegebilde, die vom Geiste Ossian's oder besser Macpherson's eingegebenen Cartons zu Landschaften, die nie gemalt worden sind. Auch wenn Keller Palette und Pinsel nicht an den Nagel gehängt hätte, seine componirten Cartons würde er wahrscheinlich nie ausgeführt haben. Welchen Weg die Entwickelung des Malers eingeschlagen hätte, zeigt eine Oelskizze „Waldlichtung". Es ist eine moderne Pleinairstudie, in welcher der Künstler sich eng an die Natur anschließt. Sie gehört zu dem Wenigen, was nach München entstanden sein dürfte. Erst in Zürich kam Keller wieder zur vollen Besinnung und zeichnete nach der Natur: den 17. Juli z. B. und den 18. Julius 1843. Er meldet in seinem Tagebuche: „Nach der Natur gezeichnet. Ich habe eine große alte Föhre angefangen mit Bleistift. Ich werde trachten, mir eine hübsche genaue Zeichnung anzugewöhnen. Denn, abgesehen davon, daß die Studienblätter an sich selbst einen inneren Werth dadurch bekommen und mir noch lange nachher zur Freude gereichen, so nützen sie mir auch bei der Anwendung mehr, als die rohen Farbenkleckse, die ich früher machte!" Der grüne Heinrich, der dem Vater Dörtchen's erklärt, daß seine sämmtlichen Naturstudien in der Schweiz entstanden seien: „ein romantisches Geschick vergönnt mir, die bescheidenen Früchte meiner Jugendjahre nochmals zu sehen und gut verwahrt zu wissen, eh' ich dahin zurückkehre, wo sie entstanden sind," ist ein Kleinmaler und kein Componist gewesen, schließt Carl Brun.

Senator Wilhelm Petersen, Keller's treuer Freund, hat in seinen prächtigen „Erinnerungen an Keller" in der „Gegenwart" 1893 von dem in seinem Besitze befindlichen Carton einer alterthümlichen Stadt erzählt, dessen Beschreibung sich im Grünen Heinrich findet. Berlepsch übt daran eine sachverständige Kritik, wenn er schreibt:

Keller hat sich beim Entwerfen offenbar gar keine Rechenschaft darüber gegeben, wie ein solches Thema mit den tausend Einzelheiten, bildmäßig zu verarbeiten wäre. Er häufte Motiv an Motiv, jedem mit gleicher Liebe zugethan, und sicher hätte es ihn ganz außerordentlich gereut, wäre es auf Kosten der malerischen Wirkung an ein Beiseitelassen dieser Dinge gegangen. Soweit es sich um den Zusammenhang der architektonischen Motive handelt, ist das Räumliche klar durchdacht und einheitlich. Es mögen ihm dabei jene reizvollen Architekturen vorgeschwebt haben, wie sie sich auf manchem Dürer'schen Stiche finden; Merian's Kosmographie und vielleicht auch die große Stadtansicht Zürichs, geschnitten von Josen Murer (1576), haben wohl mitgewirkt bei der Entstehung dieser Arbeit, die in vielen einzelnen Dingen reizvoll genannt werden muß und sich für einen Holzschnitt vorzüglich geeignet hätte. Wo nun aber die Größenverhältnisse von nah und fern in Betracht kommen, hat der Autor entschieden Schiffbruch gelitten, denn die mächtigen Linden z. B., die rechts das Bild einrahmen und durch ihr bewegtes Ast- und Laubwerk einen wirksamen Gegensatz zur Architektur bilden sollen, stehen in gar keinem Verhältnisse zu den rückwärtigen Partien; dagegen erheben sich dann wieder im Vordergrunde Schierlingsstauden, die den genannten Bäumen gegenüber sich ausnehmen wie gewaltige Pflanzengebilde aus vorsündfluthlicher Zeit. Das reizend erfundene Haus im Vordergrunde, an dessen einer Seite ein Gärtchen mit Malven und Sonnenblumen steht, ist, für sich genommen, ganz trefflich gedacht. Der Durchblick durch das Thor, das am Rande des Ziehbrunnens stehende Kind, das verfallene Flechtwerk der Pallisaden außerhalb — alles klappt famos als abgeschlossene Erscheinung für sich, steht aber, ein Bild im Bilde, durchaus nicht im Einklange zum Ganzen, schon durch seine Größenverhältnisse nicht. Dadurch wirkt es naiv und steht entschieden im Gegensatze zu der gedanklichen Arbeitsweise, durch welche sich die Arbeiten der Classicisten jener Tage in erster Linie kennzeichnen. Schwind und Richter haben oft Verwandtes gemacht, freilich nicht so, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht sah, wie auf dem Keller'schen Carton.

Hans Thoma, auf dessen Urtheil gewiß hoher Werth zu legen ist, hat von dem Maler Keller eine sehr gute Meinung. Er schreibt an Berlepsch: „Keller steckte bei Manchem offenbar in einer gewissen herkömmlichen Handwerksmäßigkeit und war eine viel zu complicirte Natur, um sich leicht davon frei zu machen. Das, was er äußerlich sah in seiner Zeit, konnte ihn nicht befriedigen und ich glaube, daß er so das Interesse an der Malerei verlor. Daß er aber aus dieser Verlorenheit heraus ein Bild machte, wie das runde ‚Blick vom Zürichberge', das ein wahres Ideal von Landschaft ist, zeigt, weß Geistes Kind er war, und daß er seine Persönlichkeit nicht verloren hätte, wär er bei der Malerei geblieben. Er hat es eben nach dieser Seite nicht bis zum Sprengen der Decke gebracht, die für jeden vorhanden ist, der nach verschiedenen Seiten starke Beanlagungen hat. Was die verbohrte Handwerksmäßigkeit aber betrifft, die Keller's Jugendzeit umlagerte, so ist sie gewiß nicht ärger gewesen als die jetzige Modethorheit, die alles Dagewesene überwunden zu haben meint. Sie ist gewiß nicht unerfreulicher als Hunderte von modernen Bildern, welche die jetzigen Ausstellungen beherrschen und durch ihr unbescheideneres Wesen um nichts erfreulicher wirken. Man lacht wohl über den ehrlich spießbürgerlichen „Baumschlag" und sieht gar oft nicht, mit welch' einfältigen Mätzchen die moderne Handwerksmäßigkeit arbeitet. Wenn man behauptet, landschaftliche Compositionen stünden mit dem Wesen der Landschaftsmalerei im Widerspruch, wenn man behauptet, der Einfluß der Antike auf die Malerei sei „stets" ein großes Unglück gewesen, dann wird man freilich auch nicht zum inneren Kern der Keller'schen Arbeiten gelangen. — — — Der Einfluß der Antike auf die Malerei „stets" ein großes Unglück!!! Das ist ein capitaler Ausspruch! Wie wenn jemals das Hohe und Vortrefflichste der Kunst derselben Schaden bringen könnte, wie man's nur recht versteht. Gewiß dürfen wir dann auch den Homer nicht mehr lesen, den borghesischen Fechter nimmer anschauen, auch die griechischen Löwen vor dem Arsenal zu Venedig nimmer, auch das nicht und jenes nicht — denn die Antike droht uns mit Unglück! Ach was ist doch unsere Kunst für ein zartes Pflänzlein geworden. — — — Das Keller'sche Rundbild ist eine Mischung von Vedute und Composition, aber wie anregend ist es und welche Perspective eröffnet es einer vernünftigen Landschaftsmalerei. Veduten werden gewöhnlich halt dann öde, wenn ein öder Maler sie öde malt. Das hindert aber nicht, daß

Digitized by Google

eine landschaftliche Composition sich dennoch mit dem Wesen der Landschaftsmalerei decken kann. Ist's denn nothwendig, daß alles über einen Leisten geschlagen, über einen Kamm gekämmt werde? Wär' Keller bei der Malerei geblieben, so hätte er sich wahrscheinlich durch nichts einengen lassen. Das thut überhaupt kein Künstler; die Maler aber, die es thun, geben damit nur einen Beweis ihrer Schwäche."

Vrun meint, es seien die componirten Landschaften gewesen, die Gottfried Keller die Kunst schließlich verleideten. Sie zuerst niederschreiben, um sie hernach mit durchaus unreifen Mitteln unter Qualen auszuführen, konnte nur ein Dichter thun, der sich über die Grenzen der Poesie und Malerei noch nicht klar war. Erst von dem Tage an, wo Keller einsehen lernte, daß die Idee der Poesie, der bildenden Kunst aber die Form eigne, erschloß sich ihm seine Welt, in der er berufen war, als Großer zu wirken. Er wollte nicht ferner „zu jener zweifelhaften Geisterschaar gehören, welche mit zwei Pflügen ackert und in den Nachschlagebüchern den Namen: ‚Maler und Dichter' führt. Sie sind es, äußert er in der Autobiographie von 1876, bei deren Dichtungen der Philister jeweilen beifällig ausruft: Aha, hier sieht man den Maler! und vor deren Gemälden: Hier sieht man den Dichter! Die Naiveren unter ihnen thun sich wohl etwas zu gute auf solches Lob; Andere aber, die ihren Lessing nicht vergessen, fühlen sich ihr Leben lang davon beunruhigt und es juckt sie stets irgendwo, wenn man von der Sache spricht. Jene blasen behaglich auf der Doppelflöte fort; diese entsagen bei erster Gelegenheit dem einen Rohr, so leid es ihnen thut." Uns darf es nicht leid thun, daß Keller dem einen Rohre entsagte, denn es war für ihn und für die Poesie ein Glück, für die Malerei kein Unglück. Zur Dichtkunst war er berufen, nicht zur Malerei! „Die Frage des Berufenseins," sagt er, „läßt sich nach meiner Meinung mit dem trivial scheinenden Satze beantworten: dasjenige, was dem Menschen zukommt, kann er bis zu einem gewissen Grade schon im Anfang, ohne es sichtlich gelernt zu haben, oder wenigstens ohne daß ihm das Lernen schwer fällt; dasjenige, dessen Erlernung ihm schon im Anfange Verdruß macht und nicht recht von Statten gehen will, kommt ihm nicht zu. Unfähige Lehrer können allerdings manche täuschende Störung und Umdrehung dieses Verhältnisses bewirken, indem sie im einen Falle unverdient einschüchtern, im andern aufmuntern: der schließliche Erfolg wird immer der gleiche sein."

Immermann's Bühnenleitung in Düsseldorf.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von Paul Seliger.

Im Jahre 1827 war Immermann als Landgerichtsrath nach Düsseldorf berufen worden, und in dem geistig angeregten Kreise, in den er eintrat, lebte er wie neugeboren auf. Er hatte sich keiner glücklichen Jugend erfreuen können; sein Leben ist eine Kette äußerer Widerwärtigkeiten und ungesunder Verhältnisse gewesen. An ein Amt gekettet, das ihm den äußersten Widerwillen einflößte, hatte er schon wiederholt versucht, eine seinen künstlerischen Fähigkeiten und Neigungen angemessenere Lebensstellung zu erringen. „Das, was ein Mann nach außen scheint," hatte er an seinen Bruder geschrieben, „soll er innerlich sein, und ein Richter, der mit unbesieglichem Widerstreben im Herzen sein Amt versieht, ist kein rechter Richter." Er empfand seinen Beruf geradezu als einen unsittlichen Zustand, aus welchem er schon auf mannigfache Weise versucht hatte, sich zu befreien. Seine Schriften, sagt er, legten wohl das Zeugniß ab, daß er allenfalls, von großmüthiger Hand richtig verwendet, im Stande sei, sich selbst zum Genügen, anderen zum Nutzen, etwas zu leisten. Es fand sich aber kein Gönner und Helfer; er war auf sich selbst angewiesen und mußte sich selbst helfen.

Als er nach Düsseldorf kam, waren die Theaterverhältnisse geradezu kläglich.

Bald sollte jedoch ein neues stattliches Theatergebäude errichtet werden. Eines Tages im October war Immermann ganz allein in dem beinahe fertigen Gebäude. „Auf einmal und blitzartig that ich mir die Frage: Soll denn hier abermals nur das hübsche Gefäß gemacht worden sein, aus demselben aber der alte saure Krätzer immer und immer wieder ausgeschenkt werden? Es kam mir so albern vor, meine Seele gerieth in eine große Bewegung. Ohne nachzudenken über Hindernisse und mögliche üble Folgen, faßte ich den Entschluß, etwas zu stiften, was so hübsch sei wie die Säulen, die Decorationen, die Vergoldungen und Arabesken."

Schon als Kind hatte Immermann für das Theater geschwärmt, und sein Vater hatte diese aufkeimende Neigung nach Kräften gefördert und in die rechte Bahn zu leiten gesucht. Der Knabe gründete in der Klosterschule zu Magdeburg ein Liebhabertheater, auf dem er und seine Mitschüler spielten. Zu Beginn seiner Studentenlaufbahn hatte er das Glück einer Anregung, die für seine dramaturgische Entwickelung entscheidend werden sollte. Die Weimarische Gesellschaft, damals in der höchsten Blüthe, spielte in Halle. Er wurde von dieser „Erscheinung der edelsten Schönheit" auf das Tiefste ergriffen, „von dieser Offenbarung des Feinen, Würdigen, dieser Musik des Vortrags, diesem Reigentanz des Ganges und der Geberden, diesem Aether der Poesie, wodurch der große Dichter seine Anstalt zum Abdruck der eigenen harmonischen Brust gemacht hatte". „Von Vergnügen war da nicht die Rede, sondern entzückt war ich und verzückt; die alte Kirche, worin man die Bühne eingerichtet hatte, war mir eine geweihte Halle . . . Formgebend für meine ganze spätere Zeit sind diese Eindrücke gewesen." 1819 lernte er in Berlin die Iffland'sche Schule kennen, die noch in hoher Blüthe stand. Besonders war er von Ludwig Devrient hingerissen, er nannte ihn den größten Schauspieler, den es giebt, gegeben hat und geben wird. Im vollsten Gegensatz zur Weimarischen Schule hatte Devrient das Charakterspiel bis zu den letzten Consequenzen durchgeführt. Da gab es nichts von gezügeltem Gleichmaß und geordneter Harmonie, sondern die Charaktere erstanden mit erschreckender Naturwahrheit aus seinem Innern, ausgestattet mit den feinsten Zügen. Wiederholt bekam Immermann bei Gastspielen Ferdinand Eßlair zu sehen, zuerst 1824 in Magdeburg, und erfreute sich an den bedeutenden Leistungen des Künstlers. Er sah ihn als Wallenstein und rühmt „den großen Sinn, in welchem der Charakter genommen wurde". „Sehr oft erscheint die Schönheit in seinem Spiel, welches das Höchste ist, was man von einem Künstler sagen kann, so gewaltig das Wort auch verschwendet und gemißbraucht wird. Das sogenannte interessante und charakteristische Spiel ist noch himmelweit davon verschieden. Es ist offenbar etwas Bedeutendes, wenn man die größte Kraft, Wahrheit und Natur schaut und alles dies durch eine Anmuth gemildert und in einem sanften Reize verklärt wird, so daß man nirgends sich erdrückt, sondern immer erhoben und befreit fühlt."

So kam Immermann mit gefestigten Kunstanschauungen nach Düsseldorf, und hier fand er sofort Gelegenheit, sein dramaturgisches Talent in den Dilettantenaufführungen, die von den jungen Künstlern veranstaltet wurden, zu bethätigen. Bald jedoch wandte er sich wieder davon ab, da ihn das Treiben nicht befriedigen konnte. Ein Gutes aber hatten diese Aufführungen doch gehabt: sie hatten den Sinn für Formschönheit auf das dramatische Gebiet verpflanzt, und dieser „wandte sich" nach Immermann's Ausspruch „um so eher

Digitized by Google

von den Komödianten ab". Auch ein zweites Mittel gebrauchte Immermann, das Verständniß für große dramatische Dichtungen und das Verlangen nach einer würdigen Darstellung derselben zu fördern: er hielt dramatische Vorlesungen, zunächst für einen engen Kreis, bald jedoch in größerer Oeffentlichkeit. Zur Bühne selbst war er Anfang des Jahres 1829 zum ersten Male in Beziehung getreten, wo er auf Wunsch des Directors mit den Schauspielern seinen „Andreas Hofer" einstudirte. Am 24. April 1832 veranstaltete er eine Todtenfeier für Goethe: „Clavigo" wurde in trefflichster Weise gegeben, und nach Schluß der Vorstellung sprach der Darsteller des Carlos einen von Immermann gedichteten Epilog, während zugleich ein mit goldenem Lorbeerkranze, mit Ehrendiplomen und Ordenszeichen geschmückter Sarg enthüllt wurde, der genau dem Goethe's selbst nachgebildet war.

Bald jedoch unternahm er entscheidendere Schritte zur Hebung der Bühne. Am 22. October erließ er nach Vorbesprechung mit einigen Freunden ein „Promemoria über die Bildung einer neuen Bühne zu Düsseldorf", in dem er zur Gründung eines Theatervereins auffordert, der zunächst den Zweck haben sollte, durch Abonnement auf Logen, Sperrsitze und Parquet auf drei Winter dem Theater eine feste materielle Grundlage zu geben, dafür aber auch das Recht in Anspruch nahm, durch einen aus seiner Mitte gewählten Ausschuß auf das Engagement der Schauspieler und die Zusammenstellung des Repertoires einzuwirken. Besonders sollte unter der persönlichen Leitung von Mitgliedern eine Anzahl Vorstellungen gegeben werden, deren Absicht es sein sollte, „womöglich in jedem Winter wenigstens an einigen echten dramatischen Gedichten eine künstlerische Aufgabe würdig zu lösen, durch solche praktische Beispiele aber auf den ganzen Ton und Stil der Darstellung belebend zu wirken und das Institut auf einen höheren Standpunkt zu heben". Am 16. December constituirte sich der Verein auf die angegebenen Grundlagen hin. Sehr gefördert wurden seine Ziele dadurch, daß der Prinz Friedrich von Preußen, der damals in Düsseldorf Hof hielt, das Protectorat übernahm. Dadurch gewann das Unternehmen nicht nur die Theilnahme einflußreicher Kreise, sondern der Verein ging auch hauptsächlich in Folge der Fürsprache des Prinzen aus den schwierigen Verhandlungen mit den Behörden als Sieger hervor. Die Stadtverwaltung, der das neue Theatergebäude gehörte, wollte sich zuerst auf gar keine Verhandlungen mit zum Theil ganz unbekannten Leuten einlassen, und auch im Publicum selbst erhob sich Opposition gegen die Neuerer. Die meisten Schwierigkeiten aber ergaben sich, als der Director Deroffi mit seiner Truppe anlangte; er wollte sich durchaus nicht in der beabsichtigten Weise in seine Befugnisse hineinreden lassen, und es bedurfte langer Unterhandlungen, ehe man mit ihm abschloß. Aber auch in der Folge zeigte er sich widerwillig und war nur zu geneigt, in seinen alten Schlendrian zurückzuverfallen. Die Kunstfreunde ließen sich indessen durch nichts abschrecken, Gelder wurden gesammelt, um Prämien an die Willfährigen vertheilen zu können, und Immermann setzte sich mit den Schauspielern in Verbindung. Sein Gedanke war, ein Experiment anzustellen. „Die Rose bricht auf," schreibt er, „wenn wir sie zu erziehen wissen, — das Haus muß gebaut werden, damit es stehe, — die Kunst kehrt zurück, wenn Kunstwerke nicht anbefohlen, sondern geliefert werden." So war in ihm der Vorsatz entsprungen, mit den Schauspielern eine Reihe von Aufgaben praktisch zu lösen, so vollkommen, als es möglich sei, und diese Versuche waren ihm der Nerv der ganzen Sache. Als die Sache im Gange war, sprach man im Publicum von „Mustervorstellungen", unter den Schauspielern von „Kunstvorstellungen", „wodurch sie vielleicht andeuteten, daß in den anderen die liebe Natur walte" *).

*) Vgl. Richard Fellner's „Geschichte einer deutschen Wunderbühne". Stuttgart, Cotta Nachfolger.

Der Theaterverein, dem Immermann später eine größere Ausdehnung gab, sollte seinen Bestrebungen Rückhalt im Publicum und Ansehen bei den Schauspielern verleihen. „Aus diesen Theatervereinen," schreibt er an Grabbe, „ist das Stadttheater hervorgegangen; ihre Idee ist eigenthümlich, nämlich durch eine mäcenatische Mehr- und Vielheit den jetzigen Mangel an mäcenatischen Fürsten und Großen, welche sonst das Geistig-Edle protegirten und pflegten, zu surrogiren. Vermuthlich ein Traum, wegen der entschiedenen Nichtswürdigkeit des mitlebenden Geschlechts, indessen ein Traum, den die Verzweiflung über letzteren Mangel, welchen jeder geistig strebende Mensch jetzt empfindet, rechtfertigen wird. Ohne die Geschichte dieser Vereine ist das hiesige Theater nicht zu verstehen."

Immermann theilt Goethe's Standpunkt, wenn er die Anmuth, die Schönheit als Ziel der Kunst, die edle Bewegung des Gemüthes als ihren Zweck erklärt: „Reiz ist stets der Kunst, der wahren, Grenze." Sie ist ihm etwas „Wichtiges und Heiliges": sie erwecke die Menschheit, sie vermähle die Seele der Natur. Aus der „rohen Unverschämtheit des Stoffes" zog ihn eine tiefe Sehnsucht in die „bescheidene heitre der Formenwelt". Auch in der Schauspielkunst war sein Leitstern die Kunst Goethe's. Der Anblick der Weimarischen Bühne war für ihn entscheidend geworden. Da wurde es ihm klar, was ein Theater sein könne und sein solle, und aus dieser Erinnerung entsprang sein „Widerstreben gegen die jetzige Art und Weise". „Ein Prakticus wie ich," schreibt er, „macht die sonderbarsten Erfahrungen. Du glaubst nicht, wie oft, wenn ich etwas auf meine Art gut und schön gemacht und ich dann zufällig einen Band der Werke des Alten aufschlage, ich finde, daß der dasselbe dreißig oder vierzig Jahre früher schon besser und einfacher gesagt hat. Auch die schlagenden Erfolge, die meine Bemühungen um die hiesige Bühne gehabt, sind doch nur darum möglich geworden, daß ich vor zwanzig Jahren, als siebzehnjähriger Junge, mir seine Leute ungemein scharf angesehen und nicht müde geworden bin, zu grübeln, wie er es doch mit ihnen so weit bringen können, und als ich's heraus hatte, es angewendet habe." Er nannte seine Bühne geradezu eine Epigonin der Weimarischen. Aber Immermann war kein sclavischer Nachahmer, er suchte den ganzen Reichthum an Errungenschaften der deutschen Schauspielkunst zu neuem Leben zu erwecken; er griff auf Schröder zurück und auf Lessing, „der schon vor siebzig Jahren Alles schlicht und vernünftig gesagt hat, womit sich die neuesten Lichter in hochtrabenden Phrasen jetzt brüsten".

Der Grundgedanke, von welchem er ausging, war, daß die Harmonie der Darstellung der Einheit der Dichtung zu entsprechen habe. Vor Allem strebte er die Kunst der Rede auszubilden, um dadurch sein Hauptziel, die richtige Verkörperung des Dichterwerkes, zu erreichen, und er folgte darin den guten Traditionen der Weimarischen Schule. Zwar war die idealisirende, rhythmische Vortragsweise derselben vielfach in eine unsinnige, gesangartige Manier, in hohle, pathetische Declamation ausgeartet. Dieser Verirrung nun trat Immermann scharf entgegen und hielt seine Schauspieler zu einer klaren, bestimmten Rede an. Wie es in Weimar durch die Uebereinstimmung in der Ausführung der Rollen, nicht durch einzelne hervorragende Leistungen gelang, die Dichtungen in ihrer vollen Bedeutung zur Anschauung zu bringen, so waren es dieselben Ziele, Klarheit, Harmonie und Maaß, die Immermann bei seinem Düsseldorfer Unternehmen vorschwebten. Doch hatte seine Schule einen bedeutenden Vorzug vor der Weimarischen voraus, daß die Vorstellungen durchaus der Individualität der Dichter entsprachen, während in Weimar eine gleichmäßige olympische Ruhe und Klarheit über allen Vorstellungen schwebte. Die Goethe'sche Schule hatte ebenso wie die Sprache, so auch Gang und Haltung, Miene und Bewegung geregelt und den Ausdruck der Leidenschaften ge-

Digitized by Google

händigt. „Die Schauspieler sollen nicht aus mißverstandener Natürlichkeit spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre," lautete eine Vorschrift des Meisters, aber die Art der Darstellung erinnerte in Folge dessen oft allzu sehr an lebende Bilder. Immermann vermied auch diesen Fehler: er suchte wie Schröder eine möglichst vollkommene Täuschung zu erzielen und auf diese Weise das charakteristische Spiel mit einer maßvollen Sprache zu vereinen. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Vergnügungsausschuß.

Humoreske von Alfred von Hedenstjerna.

Ehe Fräulein Nanna Ovibom in das Vergnügungscomité des kleinen Bades Sürhala kam, war sie ein nettes, bescheidenes Mädchen. Freilich hübsch war sie nicht, und es kostete Mühe, sie an den Mann zu bringen. Ihr Einziges war eine anmuthige Figur, auch hatte sie eine höhere Töchterschule und einen Haushaltungscursus durchgemacht, und daraufhin nickte Mama oft dem Papa zu und sagte fröhlich: „Es geht, verlaß Dich darauf, es wird schon gehen!" Damit aber auch ihr Aeußeres etwas dazu beitragen und es schneller gehen sollte, bekam sie zwei neue Sommerkleider, einen modernen Sonnenschirm, elegante Schuhe, einen reizenden Hut und noch 250 Kronen baar, und zuletzt mußten Tante Axelsson und Tochter sie in das gerade nicht sehr elegante Bad Sürhala mitnehmen. Freilich hatte Papa einige Bedenken. Er meinte, wenn sie zu den Damenausstellungen in den Badeorten Ramlosa und Ronneby ginge, sei es besser, doch Mama bewog ihn, noch 100 Kronen zuzulegen.

„Denn weißt Du," sagte sie, „ohne 100 Kronen und ein neues Kleid geht es dort nicht; es gehen zu viel feine Leute hin."

„Weißt Du," meinte der Papa, „mit Gottes Hülfe wird unser Kind auch ohne Luxus in dem einfachen Bade einen Pastor oder sonst einen braven Mann bekommen."

So kam dann der Tag, wo Nanna abreiste, mit der Ermahnung, doch ja einen Mann mitzubringen, und womöglich noch ehe das Geld verbraucht sei. Gelinge es ihr noch in der ersten oder zweiten Woche, einen Mann zu fangen, so solle sie ihn nur ruhig nach Hause bringen, dann wolle Mama sich von dem Rest des Geldes ein Spitzenkleid kaufen. Das Kind versprach, wenn irgend ein Mann sich ihr nähern wolle und nur eine geringste Unvorsichtigkeit dabei begehe, ihm sofort an den Hals zu fliegen und sich dabei von Anderen überraschen zu lassen. Augenblicklich müsse dann der Unglückliche mit zu Papa und Mama reisen, um sich ihren Segen zu holen.

So kam Nanna also in Sürhala an. Der Herr Brunnenarzt meinte, nachdem er ihr rundliches Gesicht und ihre gesunde Gesichtsfarbe betrachtet, sie schwebe wirklich nicht in Todesgefahr, denn da sie so klug gewesen sei, gerade nach Sürhala zu kommen, so solle sie es nur drei Jahre hintereinander fortsetzen; an jedem anderen Orte würde sie den gewünschten Erfolg nicht haben und sogar in Lebensgefahr gerathen. So sprach der hochgelehrte Herr Brunnenarzt.

Dann wurden die Badegäste vorgestellt. Zuerst kamen zwei Lieutenants vom Hallandbataillon, dann ein paar Gothländische Lieutenants a. D., ein paar Pfarrer und ein Garnisonsprediger, ein Herr Amtsverwalter. Von der weiblichen Seite war die Concurrenz nicht sehr groß; eine Modistin, zwei recht magere Gouvernanten und eine reiche Gutsbesitzertochter, die ein Rückenmarkleiden hatte. Dann noch ein weiblicher Photograph, der vom Entwickeln braune Finger hatte. So kam es, daß Nanna an Papa und Mama schrieb, sie habe bis jetzt nur 22 Kronen und 50 Oere verausgabt und schon liege ihr die ganze Herrenwelt zu Füßen. Darauf antwortete der Herr Papa: „Mein Liebling, wenn Du den Herrn Amtsverwalter bekommen kannst, so nimm ihn, denn diese Leute müssen in ihrem Beruf mit allerlei Volk umgehen und lassen ihre ganze Brutalität an diesem aus, während sie zu Haus die angenehmsten Gesellschafter sind. Ein Pastor hingegen muß immer ein Engel an Sanftmuth vor den Leuten sein und findet keine andere Gelegenheit, seine Bosheiten austoben zu lassen, als im Schooß der Familie.

In Sürhala hatte bis jetzt noch kein sogenannter Vergnügungsausschuß gewaltet. Es gab nur dreierlei Zerstreuungen: in Kuhschnappel konnte man Kaffee trinken, zum Ausfahren das Pferd des Kirchenvorstehers miethen, auch hatte der Krämer ein Eichhörnchen. Es geschah aber, daß der Amtsvorsteher das Pferd gemiethet hatte, und Nanna am gleichen Tage mit dem Pfarrer das Eichhörnchen besehen wollte. Dann kam noch der Lieutenant und lud sie zum Kaffeetrinken nach Kuhschnappel ein, aber Fräulein Nanna hatte sich bei einer Spazierfahrt erkältet und konnte nicht kommen. Kurz, es war recht öde.

Endlich kam Leben in die Bude, und zwar in der Person eines Agenten mit Namen Fiedler, der sofort das feinste Zimmer im ersten Hôtel miethete. Er war ein stattlicher junger Herr, mit gebranntem Haar, einem schneidigen Schnurrbart und mit modernen Sommerkleidern. Schon beim ersten Frühstück bemerkte er so nebenbei: „Was in Sürhala fehlt, ist ein Vergnügungsausschuß."

„Ach das wäre reizend!" wisperten die Damen.

„Na," sagte er, „hoffentlich bekommen wir auch noch etwas von dem feinen Ton, der z. B. in Wisby herrscht, in die Gesellschaft hinein."

„O Eitelkeit, Vergänglichkeit!" rief augenverdrehend der Herr Pfarrer.

„Eine herrliche Idee!" sagte der Brunnenarzt. Und so war es denn beschlossen, Agent Fiedler wurde in den Ausschuß gewählt, und von da an folgte ein Fest dem andern, dazu Kaffeegesellschaften, Sommernachtsbälle, Liebhabervorstellungen, und wenn man Ausflüge machte, so reichte das Pferd des Kirchenvorstehers nicht mehr aus, und das Eichhörnchen des Krämers zerbrach sich sein Köpfchen, was es wohl begangen habe, daß sich Niemand mehr seines Anblicks erfreue.

Der Mittelpunkt aber und zugleich der Schrecken der Gesellschaft war Nanna. Bald wollte sie den theuren Umhang der Frau Präpositus zum Krönungsfest geliehen haben, dann mußte wieder das jüngste Töchterchen des Küsters als Engel in einem lebenden Bilde stehen. Und als der nächste Brief an ihren lieben Papa abging, und dieser bald einen Sohn an sein Vaterherz zu drücken hoffte, las er zu seinem Erstaunen auf jeder Zeile: „Herr Fiedler und ich" und dann wieder „ich und Herr Fiedler". Dann ferner: „morgen stellen wir lebende Bilder; sendet mir doch sofort Großpapas alte Militärkleider, denn wir spielen Theater."

Als es der Papa gelesen hatte, holte er ein Adreßbuch, suchte eine Stunde nach dem Agenten Fiedler, konnte ihn aber nicht finden. Deßhalb schrieb er an Nanna, sie möge doch ihre Zeit nicht verlieren und sofort nach Hause kommen und den Amtsverwalter mitbringen.

Aber das Kind beantwortete den Brief nur mit kurzen und unverständlichen Redensarten wie: „Sympathie zweier Seelen ..." „es giebt Herzen, die keinen Zwang dulden", dann folgte die Beschreibung eines lebenden Bildes, betitelt: Gustav Adolf und Ebba Brahe's Liebesleben, — „hier liegt mir Fiedler zu Füßen", bemerkte sie noch.

Aber Herr Fiedler war auch unerschöpflich. Bald mußten die Badegäste als neapolitanische Fischer gekleidet sich nach Kuhschnappel verfügen und sich dabei die Beine von Ameisen beinahe auffressen lassen. Dann mußten sie sich wieder das Gesicht schwärzen und Zigeuner spielen, wobei der kleinste Lieutenant als Häuptling auf das Pferd gehoben wurde. Wieder ein andermal wurden die Salongardinen abgenommen, Fräulein Nanna hineingewickelt und das sollte dann die schlafende Schöne im Walde vorstellen. Selbstverständlich gab es auch einen Bazar für unbemittelte Kranke, und da mußte sogar die Frau Secretär einen

Digitized by Google

kurzen Rock anziehen, wobei ihre dicken Waden aussahen, wie der Stiel eines Pilzes. Wenn man auf der Tombola mehreremal spielte, gewann man vielleicht einen Pfefferkuchen; ein Glas Selterwasser kostete 30 Oere, dafür kredenzte es die Frau Präpositus eigenhändig. Je häßlicher die Damen waren, desto mehr drängten sie sich den Herren auf. Die Frau Pfarrer, die erst ein halbes Jahr verheirathet war, ließ sich von einem Reservelieutenant beinahe küssen, natürlich nur zum Besten der armen Kinder.

In der Mitte des Saales aber stand Sürhala's größte Badewanne mit Wasser, und davor saß Nanna in einem enganschließenden Musselinkleide, ohne Aermel und ausgeschnitten, mit offenem Haar und plätscherte mit des Doctors spanischem Rohr. Das sollte eine Najade sein, hatte Herr Fiedler behauptet, und er verstand sich darauf. Extraentré war 25 Pfennig, wollte man die Najade auch anfassen, so kostete es für Kurgäste 50 Oere extra und 1 Krone für Fremde.

Als der Herr Amtsverwalter Solches sah, flog ein Schatten über sein Gesicht, dann ging er in den Stall, legte seine Hände wie ein Sprachrohr an den Mund und schrie: „Karl, sofort anspannen, wir reisen gleich ab!"

Der Herr Garnisonspfarrer aber meinte, es sei doch gut, denn wenn man eine Sünde strafen wolle, so müsse man sie sich ganz in der Nähe ansehen, darum ging er hin, zahlte 50 Oere, faßte das Haar der Najade an, ging dann auf sein Zimmer, zog den Schlüssel ab, lächelte und rief: „O Eitelkeit, Vergänglichkeit!"

Der Agent Fiedler jedoch lief in Frack und weißer Binde umher, declamirte ein Gedicht, und als Nanna sich wieder in Toilette geworfen hatte, gestand er ihr, daß er sie liebe.

Nanna öffnete ihr Portemonnaie. Es waren noch 47 Kronen und 50 Oere da und die Sache doch schon abgemacht, also konnte Papa sich nicht beklagen.

Am folgenden Morgen bestellte der Curarzt viele Grüße an alle Curgäste vom Herrn Agenten Fiedler. Der arme junge Herr habe plötzlich zum Sterbebette seines Vaters eilen müssen, so daß er sich nicht einmal von Nanna verabschieden konnte.

Nun reiste Nanna nach Hause und berichtete Alles. Papa lieh sich einen Staatskalender, aber kein Major Fiedler war darin zu finden. Von einem Agenten war ebenfalls keine Spur zu entdecken. Die beiden Lieutenants vergaßen Nanna, sogar aus dem Herzen des Herrn Pfarrers wurde ihr Bild durch eine bessere Pfarre und eine rothwangige Hauptmannstochter mit Vermögen verdrängt. Nur dem Amtsverwalter saß der Pfeil tiefer, er hielt um Nanna an, und sie wurde seine Frau.

— — — Im Sommer 1886 war große Ausstellung in Stockholm; dorthin mußten sie doch reisen.

Am ersten Morgen wollten sie im Casino frühstücken, und der Herr Amtshauptmann, denn das war er geworden, klopfte mit seinem goldenen Stock auf den Tisch.

Ein geschniegelter Kellner mit einem Ohrfeigengesicht rannte herbei.

„Himmel noch einmal!" sagte der Ganymed.

„Zum Teufel auch!" schrie der Amtshauptmann.

„Großer Gott!" seufzte Frau Nanna und verbarg ihr Gesicht in ihr Taschentuch.

Der Gelockte enteilte sofort, gab im Buffet einem seiner Collegen einen Stoß und sagte: „Sei doch so freundlich und bediene Du die Herrschaften dort. Du mußt wissen, es ist ein junges Ehepaar, und im letzten Sommer habe ich dem Mädchen ein bischen den Kopf verdreht, und wenn mich nun die Leute sehen, könnten sie traurig werden. Dies ist aber nicht der richtige Ort dafür."

Aus der Hauptstadt.

Bronsart lobesam.

Erster Akt.

Im Kriegsministerium.

Erste Scene.

Der besorgte Freund: Excellenz werden also nicht schon Anfang Mai auf Urlaub gehen? Obgleich Ihr Aussehen, als Freund darf ich es Ihnen nicht verhehlen, wirklich überall sehr schlecht genannt wird? Nein wahrhaftig — dies blühende Roth Ihrer Wangen verräth den geborenen Hektiker; dieser Stiernacken zeigt, daß Sie hochgradig zur Apoplexie neigen; Ihr Riesenappetit läßt auf eine überaus krankhafte Magenerweiterung schließen. Excellenz, Sie sollten wirklich schon Anfang Mai auf Urlaub gehen!

Bronsart von Schellendorf: Ich versichere Ihnen, ich fühle mich, um es militärisch auszudrücken, sauwohl. Ich denke gar nicht an Urlaub — es gefällt mir noch sehr gut in der Stadt —

Der besorgte Freund: Dann sollten Sie wenigstens Stadt-Urlaub nehmen. Köller nahm seiner Zeit auch Stadt-Urlaub, und Sie wissen, wie vortrefflich ihm der bekommen ist.

Bronsart von Schellendorf: Ja, ja, ganz recht. Aber vergessen Sie doch nicht, daß ich mich dem Reichstage gegenüber zur Durchführung der Militärproceßreform feierlich verpflichtet habe. Ich muß als Soldat mein Wort einlösen.

Der besorgte Freund: Wenn Sie demissionirten, würde eben Jeder glauben, daß die Reform gescheitert wäre. Sie hätten einen pracht- und wirkungsvollen Abgang und, dafür garantir' ich Ihnen, am nächsten Morgen eine sehr gute Presse.

Bronsart von Schellendorf: Ich eine gute Presse! Ich, der gewohnheitsmäßig meistgetadelte Mann in Deutschland! Es ist ja zu dumm! Und wie können Sie nur so einen Vorschlag machen! Se. Majestät wünscht dringend die Reform. Die Regierung ist einstimmig dafür, alle Bundesfürsten dito, und, um ihn aus Höflichkeit ebenfalls zu nennen, der Reichstag auch.

Der besorgte Freund: Aber der Herr General-Adjutant von Hahnke — der nicht! Und ich hab' es aus bester Quelle, daß er auf den 29. April, Mittags Schlag zwölf Uhr zur Audienz bei Sr. Majestät befohlen ist. Nehmen Sie Urlaub, Excellenz — nehmen Sie Urlaub! Heute haben Sie noch die Trümpfe in der Hand; morgen könnte selbst kein ungarischer Deputirter und Kartenkönig mehr die Partie retten. Der Freisinn schont Sie viel zu sehr, und im Ministerium sind auch ein Paar, die nicht ihr Leben für Sie riskiren. Auf Nimmerwiedersehen hier, Excellenz! (ab.)

Zweite Scene.

Bronsart von Schellendorf (allein): Der Freisinn soll mich schonen! Und Collegen sollen sein, die nicht mit Wollust die Hand für mich in's Feuer legen! Zu lächerlich! (aufblickend): Ach, da sind Sie ja, allerliebster Boettticher! Nicht wahr, wir Beide halten treu zusammen, komme, was da wolle?

von Boettticher (mit Rührung): Ew. Excellenz! Ich bin im Augenblicke zu bewegt, um mit eigenen Versen für diesen Ausdruck Ihrer Liebe danken zu können —

Bronsart von Schellendorf: Lassen Sie das, bitte! Fragen Sie meine Frau — für mich giebt's nichts Aergeres, als das große Reimemachen vor Pfingsten! Doch was bringen Sie?

von Boettticher: Nichts von Belang. Es haben wieder ein paar olympische Spiele, will sagen, Duelle, stattgefunden, und der berühmte Dreißig-Tage-Hungerer Succi ist zu Wien entlarvt worden, wo er mitten in seiner heftigsten Fastenzeit ein Beafsteak mit Champagner zu sich nahm.

Bronsart von Schellendorf: Diese Art von Succialismus gefällt mir. Aber was das Fasten anbelangt, darin ist doch jeder unserer

Digitized by Google

unteren Beamten dem Succi über. Der hungert dreißig Tage, mancher unserer Beamten aber vierzig Jahre lang! — Doch was ich Sie fragen wollte: Sie sind doch mit der Militärstrafproceßreform noch immer einverstanden?

von Boetticher: Sie haben sich für sie eingesetzt — und das, Excellenz, genügt mir!

Bronsart von Schellendorf (freudig erregt): Wußt' ich es doch! Ich kenne meine Pappenheimer! (klingelt.) Anton, bringe mir sofort die maßgebenden freisinnigen Zeitungen mit den neuesten Ausfällen gegen mich! — Es geht wahrlich nichts über das Gefühl, treue Collegen zu haben, mit denen man steht und fällt —

von Boetticher (betreten): Fällt? Erlauben Sie 'mal, wie meinen Sie das?

Bronsart von Schellendorf: Man hat mir einen, verzeihen Sie den militärischen Ausdruck, Floh in's Ohr gesetzt. Man wollte behaupten, daß die Militärstrafproceßreform höheren Ortes nicht mehr so beliebt wie früher wäre —

von Boetticher (bedeutend gefaßter): Wer — wer sagt das? Ich kann mir kaum vorstellen — ich muß in der That bemerken, daß mir einzelne Bedenken gegen die Sache nie ganz geschwunden sind —

Anton (eintretend): Die Zeitungen, Ew. Excellenz!

Bronsart von Schellendorf (überfliegt sie): Ha, was ist das — lesen Sie selbst, lesen Sie — das können doch keine freisinnigen Blätter sein! „Unser ehrenfester, redlicher, wahrhaft vornehmer Bronsart" — pfui Deibel! Wie mich die Leute loben! Es ist ordentlich rührend! Und ich habe sie doch manchmal schlecht genug behandelt, die guten Kerle!

von Boetticher: Der Freisinn lobt Sie? (für sich) Allmächtiger Gott, was geht da vor! Diese Presse hat so gute Beziehungen zum Hofe . . . (laut) Ich will nicht länger stören, Herr College — man könnte mich bei Ihnen sehen, und das würde mir vielleicht — ich meine, Sie sind als ein so gerader und offener Mann bekannt, Ihre mit Recht vornehm genannte Art verschmäht so sehr alles Intrigantenwesen —

Bronsart von Schellendorf (ihm dankbar die Hände entgegenstreckend): Liebster College —

von Boetticher: Kurz und gut, Sie haben kein Talent zum Regieren. Sie werden auch nie eine hervorragende Rolle da spielen, wo Kotze und Schrader sich mit Ceremonien beschäftigten. Adieu, Ew. Excellenz. Ich hab' es eilig.

Zweiter Akt.

In den Vorgemächern des Königsschlosses.

Erste Scene.

Graf Schranzowicki: Die Thatsache bleibt jedenfalls bestehen, daß Generaladjutant von Hahnke auf zwölf Uhr, Fürst Hohenlohe auf elf Uhr zum Vortrage befohlen worden ist.

Baron Kriechwitz: Mir wurde mitgetheilt, daß Hahnke eine Enquête unter Abgeordneten aller königstreuen Parteien veranstaltet und die übereinstimmende Auskunft empfangen hat, abgesehen von den Umstürzlern habe Niemand ein eigentliches Interesse an der Militärstrafproceßreform.

von Hinter-Trepperlaski: Majestät ging, das glaube ich versichern zu dürfen, von Anfang an nur zögernd auf die Sache ein. Ich will mich nicht scharf ausdrücken, meine Herren — aber ich muß doch sagen, die Regierung versuchte in gewissem Sinne eine Pression auf Se. Majestät auszuüben, die — für die —

Baron Kriechwitz: Für die Ihnen die Worte fehlen, wollen Sie sagen.

von Hinter-Trepperlaski: Das wollte ich in der That sagen, Baron. Bravo!

Graf Schranzowicki: Wenn die Regierung vielleicht annimmt, Sr. Majestät etwas abtrotzen zu können, dann ist — ist sie — nun, Sie verstehen mich schon!

Baron Kriechwitz: Ist sie schief gewickelt, wollen Sie sagen.

Graf Schranzowicki: Sie sind ein Pfiffikus. Und Sie begreifen nun, weßhalb Hahnke erst um zwölf, Hohenlohe aber bereits um elf Uhr empfangen werden soll.

von Hinter-Trepperlaski: Hohenlohe ist wirklich schon ein ungehörig alter Herr. Wie ich ihn kenne, wird es ihm nicht schlecht an die Nieren gehen, heute schon so früh aus dem Bett zu müssen.

Baron Kriechwitz: Von seinen frisch gelegten Hühnereiern fort, und vielleicht sogar mit Zahnschmerzen! (Alle Drei lachen gedämpft.)

Graf Schranzowicki: Da ist Philipp Eulenburg doch ein anderer Mann! Wie der repräsentirt! Und welcher Geist! Viel zu schade für die Slovaken und Kroaten und Slovenen da unten!

von Hinter-Trepperlaski: Haben Sie seinen neuesten Sang gelesen? Was sind Boetticher und Hammerstein, in Quarantäne feuchenrein, dagegen? Die schwierigsten Stoffe weiß er zu bewältigen, sein Geist weiß Funken aus —

Baron Kriechwitz: Funken aus jedem Quark zu schlagen — pardon, Quarz zu schlagen —

Graf Schranzowicki: Er ist sicher einer der verbreitetsten Schriftsteller Deutschlands. Ich fand seine Gedichte neulich sogar in einer Müllgrube in den Vogesen.

Baron Kriechwitz: Seine Umzugskosten sind ein bischen hoch. Für den Umzug nach Wien hat er dem Reiche 21000 Mark berechnet; falls er nach Berlin berufen wird, kann's leicht drei Mal so viel kosten.

von Hinter-Trepperlaski: Sie meinen, daß Graf Philipp den Hohenlohe —

Graf Schranzowicki: Um Gottes willen, keinen Namen nennen! Denken Sie an von Trott zu Solz! So wie Einer für den Posten öffentlich genannt wird, ist es mit seiner Candidatur vorbei.

Zweite Scene.

Fürst Hohenlohe: 'Morjen! (Die Drei verneigen sich tief.)

Baron Kriechwitz: Es wird Ew. Durchlaucht freuen, zu erfahren, daß Andere schon vor Ihnen fleißig gewesen sind — Herr v. Lucanus war um zehn Uhr bei Seiner Majestät!

von Hinter-Trepperlaski: Wir hörten von ihm mit Vergnügen, daß das Ministerium in seinen Anschauungen wieder vollkommen übereinstimmt, trotz der Militärstrafreform. Wenigstens die Herren Hauptpersonen im Ministerium, Ew. Durchlaucht, der Kriegsminister und Miquel —

Graf Schranzowicki: Ew. Durchlaucht und der Herr Kriegsminister sind heute wieder in der ganzen hauptstädtischen Presse sehr warm gelobt worden. (Bei Seite zu Kriechwitz) Sie hätten den Miquel auch gleich mitloben lassen sollen, Baron! Es wäre doch ein Abmachen gewesen!

Baron Kriechwitz: Durchlaucht thäten gewiß gut daran, die fortgesetzte Beunruhigung der Bevölkerung wegen der Militärstrafproceßreform entschlossen zu beenden. Wenn das ganze Ministerium hinter Ihnen steht —

Graf Schranzowicki: Und der ganze Reichstag —

von Hinter-Trepperlaski: Und ihre sämmtlichen Hoheiten, die Bundesfürsten —

Baron Kriechwitz: Und vor Allem die liberale Presse! Aber mein Gewissen zwingt mich, es rund heraus zu sagen: eine kleine Partei will Ew. Durchlaucht von Dero treuesten Mitarbeitern trennen; sie arbeitet mit Macht dahin, daß Ew. Durchlaucht den Kriegsminister seinem Schicksale überlassen.

von Hinter-Trepperlaski: Es würde einen ungemein schlechten Eindruck auf das Ausland machen, wenn die Regierung, die sich in dieser Frage solidarisch erklärt hat, den tapferen Kriegsminister opferte. Lieber sollten Sie alle gehen! Im Namen des deutschen Volkes rufe ich Ihnen zu, Durchlaucht: bleiben Sie fest, halten Sie den Wackeren, und wenn Sie ihn durchaus nicht halten können, so fallen Sie wenigstens mit ihm!

Digitized by Google

Graf Schranzowicki: Bei Gott — wenn das Ministerium nicht unter der Verachtung und dem Hohne des ganzen Landes zusammenbrechen will, muß es mit der Militärstrafreform stehen und stürzen —

Fürst Hohenlohe (mit Größe): Schafsköpfe! Ich bin lange nicht so dumm, wie Ihr ausseht! (Er geht vorüber.)

Dritter Akt.

Im Berathungszimmer des Staatsministeriums.

Erste Scene.

von Boetticher: Ich muß leider bemerken, Herr College, eine so allgemein günstige Beurtheilung wie Sie hat noch kein Minister erfahren in den langen, langen Jahren meiner Amtsführung. Daß Ihnen bei all dem Lob unheimlich zu Muthe ist, kann ich mir ja denken, aber wenn Sie nicht etwa beabsichtigen, schon Anfang Mai auf Urlaub zu gehen, würde ich Ihnen doch rathen, der Sache schleunigst Einhalt zu thun. Zu viel Reclame ist ungesund. Das berührt auch höchsten Orts unangenehm.

Freiherr v. Marschall: Es muß Seine Majestät in der That verstimmen, wenn Allerhöchstdieselben bemerken, daß ein einzelner Minister in so auffälliger Weise mit Lob überhäuft wird. Seine Majestät sind daran gewöhnt, Allerhöchstderselben Minister von der öffentlichen Meinung scharf angegriffen zu sehen, und es kann uns nicht gleich sein, wenn plötzlich Jemand in unserer Mitte auftaucht, dem die Presse einhellig Vornehmheit der Gesinnung, Fleiß und hohe Begabung vorwirft.

Bronsart von Schellendorf (betrübt und rathlos): Ja, ich kann doch aber nichts für meine Talente —

Freiherr v. Marschall: Sie gefährden die Stellung des gesammten Ministeriums. Denn die Leute sagen sich, wo Einer von so hervorragender Tüchtigkeit ist, da müssen die anderen auch 'was taugen, und morgen wiederholt das natürlich die ganze Presse. Wollen Sie sich immer vor Augen halten, Herr College, daß wir uns bisher grundsätzlich nur von den officiösen Blättern preisen ließen. Dabei wußte jeder immer, woran er war. Es macht ja gewiß riesigen Spaß, für ein Genie erklärt zu werden, und ein wenig Eitelkeit ist ohne Zweifel sehr hübsch; indessen dürfen die Anderen nicht darunter leiden.

von Boetticher: Es sollte mich gar nicht wundern, wenn außer Ihnen auch der brave Miquel und Durchlaucht gehen müßten. Es thut Einem recht weh, Leute scheiden zu sehen, mit denen man so lange Hand in Hand gearbeitet, mit denen man sich Tag für Tag solidarisch erklärt hat; zum Glück weiß ich mich rasch an neue Gesichter zu gewöhnen. Und auch Sie, Herr College, dürfen überzeugt sein, daß Ihnen in die Pension meine Hochachtung und Liebe nachfolgt —

Zweite Scene.

Miquel (eintretend): Hurrah! Nein, was ich froh bin, meine Herren — (er stößt einen Juchzer aus und umarmt den Nächststehenden).

von Boetticher: Was giebt es denn? (Er erblaßt ein wenig, faßt sich aber gleich wieder.) Hoffentlich nur eine neue Steuer?

Miquel: Nein! Fünf hundsgemein grobe Schimpfartikel auf Bronsart und mich! Keiner bringt dem Schreiber weniger als ein Jahr! (Jubelnd) So 'was Niederträchtiges haben Sie noch nie gelesen! Denken Sie, Bronsartchen, nicht nur unsere Stellung zur Militärstrafreform wird als sclavisch und feig servil getadelt, es wird auch klar bewiesen, daß all unser Können ausschließlich darin besteht, immer die Politik zu treiben, die der Hof gerade wünscht. Majestät wird in herrlichen Worten aufgefordert, uns unserer Servilität wegen, die das echte monarchische Bewußtsein im Lande untergrabe, sofort aus Amt und Brod zu jagen und sich hinfort mehr auf Männer zu stützen, die den Muth der Wahrheit haben, wie die Herren v. Boetticher, Hammerstein, Eulenburg! (Die Anderen stehen fassungslos, theils dieserhalb, theils außerdem. Man hört den schmerzlichen Ruf: Das war Tell's Geschoß!)

Bronsart von Schellendorf (sich kopfschüttelnd umsehend): Mir ist von alledem so dumm —

Dritte Scene.

Fürst Hohenlohe (eintretend, zu Bronsart): Ihre Gesundheit soll in den letzten Tagen nicht die beste gewesen sein — man hat das höchsten Ortes eben aus den Zeitungen erfahren, in denen Sie übrigens wieder einmal erbarmungslos angegriffen werden.

Bronsart von Schellendorf: Wenn es gewünscht wird, so trete ich gern zurück — meine Gesundheit ist thatsächlich erschüttert — mir fehlt schon lange was am Halse —

Fürst Hohenlohe: Doch höchstens eine neue Ordenskette? Die sollen Sie haben. Im Uebrigen vertrauen Sie meinem ärztlichen Blicke: Die Krisis ist vorüber, es lobt uns Keiner mehr — wir sind also alle wieder pumperlgesund! Timon d. J.

Opern und Concerte.

Waldmeister. Operette in drei Aufzügen von Gustav Davis. Musik von Johann Strauß. (Lessing-Theater.)

Viele Operettensünden werden Johann Strauß vergeben werden: denn er hat gar zu entzückende Walzer geschrieben. Verläßt er seine vielgetreue Residenz Wien, um wieder einmal die Huldigungen seiner Verehrer draußen im Reiche entgegenzunehmen, dann freuen sich auch ernste Musiker darauf, dem erfindungsreichen Tonpoeten, dem liebenswürdigsten Propheten des Optimismus für alle ihnen erwiesenen Gutthaten von Herzen danken zu können und nehmen es gern in den Kauf, daß sie bei solchen Gelegenheiten zumeist eine dreiaktige Operette anzuhören verpflichtet sind. Selbst wenn der Gesammteindruck derselben ein so wenig erquicklicher ist, wie der des „Waldmeister". Wäre es nach Recht und Gerechtigkeit gegangen, dann hätte Strauß bei seinem Erscheinen am Dirigentenpult etwas wärmer, seine neueste Partitur hingegen etwas kühler aufgenommen werden sollen. Aber das Premièren-Publicum verhielt sich ziemlich lau, als der noch immer jugendlich elastische und schwarzlockige Meister als Ehrengast vom Parquet der Commerzienräthe zum Orchester herabstieg, um das Potpourri, welches bei Operetten die Stelle der Ouverture zu vertreten pflegt, mit südlicher Lebendigkeit zu leiten. Die ehrlichen Leute im Smoking wurden erst warm, als Frau Kopaczy, der jüngste Stern auf der Bühne der Lessing und Blumenthal, bewies, daß man ganz abscheulich tremoliren und ungestraft das merkwürdigste ungarische Ausgleichs-Deutsch sprechen könne, sofern man nur sonst von der Natur nicht gerade stiefmütterlich bedacht worden ist. Strauß machte gute Miene zu den bösen Tricots und verbeugte sich auch gegen die Mitwirkenden. Er schaut gar nicht so schwarzgallig aus, wie auf dem neuen Lenbach'schen Porträt — selbst dann nicht, wenn er dazu gegründete Veranlassung hätte.

Ob sich auch Herr Gustav Davis, der Verfasser des Librettos, unter den zahlreichen befrackten Herren befand, welche sich am Schluß der Aufzüge um die gärtnerischen Arrangements auf der Bühne verdient machten, war nicht mit Sicherheit festzustellen. Man hätte es ihm zutrauen können in Anbetracht der Unbekümmertheit, mit der er seinen Namen auf das wohl albernste Textbuch setzte, mit dem je ein Componist von Ansehen sich eingelassen hat. Vielleicht darf vermuthet werden, daß Davis einen schlechten französischen Stoff miserabel bearbeitet hat: denn man kann es schlechterdings nicht fassen, daß so viel des platten Unsinns aus dem Hirn eines einzigen Menschen hervorgegangen sein soll. Und welche Malice, ein solches Sammelsurium von Thorheiten just auf Rechnung der wackeren, verständigen Sachsen zu stellen!

Pauline, eine vorurtheilsfreie Operndiva, welche die „Venus" im Originalcostüm der „Belle Hélène" singt und zur guten Stunde, wenn sie mit den Zuschauern des Lessingtheaters allein ist, auch Cancan tanzt, hat sich die Aufgabe gesetzt, in die von weiblichen und männlichen Choristen stark besuchte Forstakademie des Landes die freieren Anschauungen noch ungeschriebener bürgerlicher Gesetzbücher hineinzutragen. Zugleich schlägt sie dem Director des ausgezeichneten Institutes, dem gestrengen Oberforstrath Gerius — eine Art von Bliemchen-Tartuffe — und etlichen anderen beschränkten Honoratioren, die im Umkreise jenes Bildungscentrums leben, verschiedene Schnippchen. Da jedoch ihre Gabe, dergleichen Unfug zu erfinden, für drei Akte nicht ganz ausreicht, hat der Autor ihr noch einen Professor der Botanik als Spaßmacher zweiter Ordnung beigesellt. Dieser sächselt leider nicht so gut wie der vortreffliche Thimig auf dem Hofburg-Theater und verewigt bedauerlicher Weise auch seine eigenen Witze mittelst eines Momentphotographen, den er zu allen Tages- und Nachtzeiten über die linke Schulter gehängt trägt. Auch singt er Couplets, unter sorglicher Vermeidung all' der hübschen Anspielungen, zu welcher das Erscheinen der Operette auf der einstmals durch eine Vorstellung „Nathan's des Weisen" eingeweihten Scene so willkommene und naheliegende Veranlassung böte. Nachdem die fromme Pauline und der redselige Professor den Scharfsinn des

Digitized by Google

Librettisten vollends erschöpft haben, fällt der Vorhang drei Brautpaaren auf den Kopf. Es wird behauptet, Herr Davis sei ehemals Officier in der k. und k. österreichischen Armee gewesen. Sollte das auf Wahrheit beruhen, so wäre er unter den scharmantesten Oberlieutenants von der Welt der Einzige, der es vorübergehend fertig brächte, seine Mitmenschen mit Vorbedacht zu langweilen.

Selbst wenn der Quell der Erfindung bei Johann Strauß noch so reichlich sprudeln würde, wie in vergangenen Jahren, selbst wenn der Componist nicht nur auf dem Gebiete der Tanzrhythmen mit unbegrenzter Freiheit schalten, sondern auch ein Stückchen vom geborenen, schöpferischen Dramatiker in sich bergen würde, selbst dann hätte er diesem traurigen Libretto schwerlich viel aufzuhelfen vermocht. Und so verläßt man nach der Vorstellung das Haus mit einer unsäglichen Sehnsucht nach dem Fledermaus-Walzer — von der „schönen blauen Donau", von den „Rosen aus dem Süden", von den meisterlichen, himmlischen Concertwalzern des jungen Johann gar nicht zu reden! Allerdings hat ja auch der „Waldmeister" sein Walzerfinale, dessen Motive schon in der Ouverture anklingen und dessen Hauptthema den dritten Aufzug als Triumph-Hymne beschließt. Es ist nicht vom originellsten Strauß, hat aber doch mit seinen geruhig und wiegend im Dreiklang absteigenden Intervallen etwas von dem unsäglichen Zauber, von dem Herzig-Wohligen,' in dem das Liebenswertheste des Wienerthums, die Seele der unvergleichlichsten aller Kaiserstädte sich spiegelt — Klänge, bei denen in armen, von rationalistischen Kiefernhaiden eingeengten Norddeutschen eine schwer zu bezwingende Sehnsucht aufsteigt nach hellschimmernden, traulichen Bergwiesen und lachenden, sonnigen Weingeländen. Man sage nicht, daß die Gemüthlichkeit im glücklichen Oesterreich erstorben sei, solange die Muse des Wienerwaldes noch etwas so wohllautend Schönes zu spenden vermag! Leider ist dieses Stück das einzige Juwel des Werkes — Strauß hat uns eben früher zu sehr verwöhnt, als daß wir uns ihm gegenüber bescheiden möchten. Ueber weite Strecken der Partitur träufelte der Melodienregen diesmal nur in spärlichen Tropfen herunter; da ist Vieles, nur zu Vieles, das nicht ein gewandter Durchschnitts-Capellmeister ebenso bequem zu Papier gebracht haben würde. Bewunderung nöthigt hingegen die Feinheit der Mache ab. Hier zeigt sich Strauß — und heute mehr denn je — als Künstler von ganz erlesenem Können. Die Führung der Singstimmen in den Ensembles, die Geschicklichkeit in der Behandlung von Uebergängen und Ausweichungen in den Harmonieen, vor Allem jedoch die überaus geschmackvolle, discrete Instrumentirung sind jedes Lobes würdig. Unsere neudeutschen Himmelsstürmer, welche mit verblüffender Geschwindigkeit Musikdramen und symphonische Dichtungen aus den Aermeln schütteln, thäten gar nicht übel daran, eine solche Partitur von Johann Strauß mit Aufmerksamkeit durchzulesen, anstatt vom ersten Hahnenschrei bis zur Mitternacht Berlioz'sche und Liszt'sche Folianten zu wälzen; der bescheidene Meister der Vorstadtbühne könnte ihnen zeigen, wie man unter Aufwendung ganz geringer Mittel, mit wenigen gut ineinandergreifenden Instrumenten einen stets wohlklingenden, den wechselnden Situationen einer Handlung vortrefflich angepaßten Orchesterſatz zu schreiben im Stande ist.

Auch in der Aufführung des „Waldmeister" gerieth der instrumentale Theil am besten. Auf der Scene that man so ziemlich Alles, was möglich war, um die allenfalls zwischen Operette und Café chantant noch bestehenden Scheidegrenzen gründlichst zu verwischen. Die relativen Vorzüge des Werkes wären immerhin noch besser zur Geltung gekommen, wenn die auf der Bühne thätigen Herrschaften sich damit begnügt haben würden, ihre Gesangsstücke notengetreu, schlicht und natürlich vorzutragen. Wer mag nur zuerst den Satz aufgestellt haben, daß alle Personen, welche in einer Operette auftreten, sich in der Beeinträchtigung der natürlichen Functionen des Kehlkopfes, in wahnwitzigen Gliederverrenkungen und blödesten Possenreißereien gegenseitig nach Kräften überbieten müßten? Und dabei ist ihr Lieblingsmotiv: „Nur für Natur!"

Paul Marsop.

Offene Briefe und Antworten.

Schlußwort in Sachen Johanna Ambrosius.

Geehrter Herr!

Der offene Brief von Fräulein Martha Ambrosius in Nr. 17 rechtfertigt von Anfang bis zum Ende den in meiner Broschüre: „Lyrikschwärmerei" ꝛc. gegebenen Ausspruch: „Bei mehr Menschenkenntniß hätte Herr Schrattenthal sich sagen müssen, daß der Brief der Schwester Martha auf der Schreiberin sehr überspanntes Wesen schließen läßt." Ich habe darum in meiner Broschüre mich sehr milde ausgedrückt, habe nicht von Lügen, sondern nur von Unwahrheiten gesprochen, die Fräulein Martha, aus Phantasterei, in der Absicht ihre angebetete Schwester zu verherrlichen, in die Welt gesendet habe. In solchen überspannten Frauenseelen malt die Welt sich mit besonderen Farben, und sobald sie von schwärmerischer Liebe erfaßt werden, so sind sie für ihre Worte nur in geringem Maaße verantwortlich. Bei der mangelhaften Bildung, die Fräulein Martha in diesem Schreiben an nur zuviel Stellen documentirt; bei dem Mangel an Logik, der oft ganz verwirrend wirkt; bei dem Suchen nach hochtönenden Phrasen, die sie selber nicht klar versteht, ist's nicht zu verwundern, daß das Mädchen sich Blößen gegeben hat, die nicht nur ihr selbst, sondern ihren Angehörigen, ja der eigenen von ihr angebeteten Schwester bedenklich schaden müssen. Sie hat sogar Verhältnisse aufgedeckt, die ich rücksichtsvoll verschwiegen habe. Ich bitte meine klar und scharf urtheilenden Leser, mit ihr nicht zu strenge in's Gericht zu gehen. Von der Absicht, das Publicum durch schlau ersonnene Lügen am Narrenseil zu führen, muß ich die „Schwester Martha" freisprechen. Außerdem hat sie durch diesen Brief der guten Sache sehr genutzt; denn sie hat wesentlich dazu beigetragen, die Wahrheit aller von mir durch sehr ehrenwerthe Zeugen schriftlich verbürgten Mittheilungen und meiner darauf gegründeten Aussprüche in jeder Weise zu bestätigen.

Betrachten wir Einzelheiten! Fräulein Martha Ambrosius möchte in diesem Schreiben gar zu gerne ihre unwahre an Herrn Schrattenthal gesandte Mittheilung rechtfertigen, daß ihre Schwester, die Dichterin, im elterlichen Hause schlecht behandelt worden sei, und daß sie als Frau Voigt Noth und Elend habe ertragen müssen. Sie fühlte richtig heraus, daß man sonst berechtigt wäre, den 25 Mal wiederholten Appell an die Mildherzigkeit des Publicums als einen durch sie herbeigeführten Schwindel zu bezeichnen. Dieser Nachweis ist ihr aber nicht gelungen. Wenn Vater Ambrosius bei seinem Geschäfte*) von 1851 bis 1865, in 14 Jahren, während er noch für seine Mutter und drei junge Geschwister zu sorgen hatte, 800 Mark ersparte, so kann in der Zeit von Sorge und Noth wohl nicht die Rede gewesen sein und ebensowenig in Titschken, wenn die Familie, wie Fräulein Martha zugiebt, sich später ein Dienstmädchen halten konnte. Daß im Nothstandsjahr vorübergehend Noth eingekehrt sei, kann nicht in Betracht kommen. Erst noch vor Kurzem hat der Vater Ambrosius zu einem meiner Zeugen, einem Gutsbesitzer, der ihn wegen der unwahren Behauptungen seiner Tochter interpellirte, Folgendes gesagt: „Nein, Mangel und Noth haben meine Kinder nie gelitten, ich habe immer so viel verdient, daß wir gut leben konnten. Ich habe der Johanna auch Vorwürfe gemacht, daß sie so etwas hat drucken lassen; aber sie sagte: ‚Ich will's so haben'. Mit ihrem Eigensinn ist nichts anzufangen." Frl. Martha hätte sich des Ausdrucks, daß die Bewohner von Titschken „Lügengeschichten in die Welt gesandt haben", doch enthalten sollen. Sie hat ja deren Behauptungen mit keiner Silbe widerlegt; hat im Gegentheil deren Mittheilungen über den Trotz und das schnippische widerspenstige Wesen, durch das die Dichterin als Mädchen zu Hause der Mutter böse Tage verursacht habe, als ganz richtig anerkannt; sie nennt ja ihre Schwester sogar eine „Fehlerziehung". In Bezug auf ihren Schwager ist Fräulein Martha in der That nur halb schuldig; denn wir erfahren hier von ihr, daß die Schilderungen von Noth und Elend, von „dem ganzen Weh eines umsonst ringenden bitterarmen Lebens" durch die Dichterin, die Gattin, und nicht durch sie allein an Herrn Schrattenthal abgesandt worden sind. Frau Johanna Ambrosius hat ihren braven, nüchternen, fleißigen, gutmüthigen Mann, dem auch sein Geistlicher das beste Zeugniß giebt, als einen rohen Bauern „ohne einen Funken Intelligenz, die ihn zum Manne hätte machen können", hingestellt, hat nicht „stolz und klaglos ihr selbstgewähltes Schicksal getragen", sondern Herrn Schrattenthal recht viel geklagt. In der That machen auch alle meine Zeugen der Dichterin einmüthig den Vorwurf, daß sie ihren gutmüthigen Gatten hochmüthig und herrisch behandle und oft genug gezeigt habe, daß sie sich seines Standes schäme. Die „Schwester Martha" ist

*) Viehoperateur darf er nicht genannt werden; dieser Titel kommt nur einem Thierarzte zu.

Digitized by Google

dabei insofern betheiligt, als sie ihr jedes Wort geglaubt und ihre Klagen ihrerseits hat veröffentlichen lassen. Nun — wir geben auf solche Klagen gar nichts; denn nach den übereinstimmenden Urtheilen unserer ehrenwerthen glaubwürdigen Zeugen ist's mit der Einnahme mindestens seit der Aussöhnung des Herrn Voigt mit seinem Vater, seit 15 Jahren so bestellt gewesen, wie ich es in meiner Broschüre dargestellt habe. Meinen neuesten Nachfragen zufolge hat Frl. Martha auf's Neue Unwahrheiten aufgetischt. Ihre Behauptung, „daß Herr Voigt keine glücklichen Operationen gemacht, daher keine Kundschaft errungen, folglich keinen anderen Erwerb gehabt", ist unwahr und darf jetzt wohl mit einem härteren Ausdrucke bezeichnet werden. Herr Voigt hat sein Gewerbe des Viehverschneidens bei Gutsbesitzern und Bauern bis zum Erscheinen der zweiten und dritten Auflage der Gedichte seiner Frau fortgesetzt, hat also beständig Kundschaft gehabt; von Fehloperationen wissen meine Zeugen nichts zu berichten. Sein, wie Frl. Martha sagt, „kaum nennenswerther Erwerb" hat sich im Durchschnitt, wie ich in meiner Schrift mittheile, auf 1200 bis 1500 Mk. jährlich beziffert. Wenn man für Zinsen (für 1800 Mk. eingetragene Schulden) und für Feuerung 200 Mk. jährlich abrechnet, so bleiben noch 1000 bis 1300 Mk. baares Einkommen für das Jahr übrig, in schlechteren Jahren, wie ich gesagt habe, 800 bis 1000 Mk. Die acht Morgen Land sind von vorzüglicher Güte, auch gehört zum Grundstücke ein großer Obstgarten, der einen nicht unbedeutenden Gewinn abwirft. Es ist wahrhaft empörend, daß Frl. Martha Ambrosius ihre Fabel, daß die Dichterin „Elend, das ganze Weh eines umsonst ringenden bitterarmen Lebens, unter dem sie zusammengebrochen sei", habe tragen müssen, durch diese erneuten Unwahrheiten aufrecht erhalten will. Die Dichterin hat schwer arbeiten müssen; aber solche Arbeit bietet keinen Grund zu Beschwerden über ihr trauriges Schicksal und über ihren fleißigen Gatten. Wenn „Schwester Martha" unseren Vergleich der Einnahme mit der eines Landlehrers als unrichtig hinstellen wollte, so mußte sie mit Zahlen, nicht mit allgemeinen Redensarten auftreten. Dann tadelt sie in ganz pietätloser Weise ihre Mutter als „zu strenge" und behauptet von ihrem Vater, „er sei kein fester Charakter und sei mancherlei Versuchungen unterlegen". Gleich hinterher fragt sie ganz verwundert: „In welcher Weise habe ich in dem Briefe an Herrn Professor Schrattenthal meine Eltern bloßgestellt?" Sie vermag nicht zu begreifen, daß sie ihre Eltern durch die Erzählung von dem „Leib und Seele niederdrückenden Gehorsam" und durch die oben stehende Beschuldigung in der traurigsten Weise herabwürdigt. In ähnlicher Weise sagt sie, „es sei ihr ganz unbewußt, was sie über ihren wackeren Schwager geflunkert haben soll." Dabei schildert sie wenige Zeilen den „wackeren" Schwager so geringschätzig, daß er in den Augen von Lesern, die ihn nicht kennen, gleichfalls bedenklich herabgewürdigt werden muß. Zugleich bekundet sie durch das Wort, „er blieb ein Bauer im vollen Sinne des Wortes", ihre ihr vorgeworfene hochmüthige Verachtung des ganzen Bauernstandes.

Bisher habe ich mit Fräulein Martha Ambrosius milde sprechen dürfen; aber nun muß ich mit Ernst und Schärfe zu ihr reden. Wie kommt dies mangelhaft gebildete Mädchen dazu, ihren ehemaligen Lehrer in Titschken, ja den ganzen Stand der Volksschullehrer in Ostpreußen in dieser gehässigen Weise anzugreifen? Hier darf ich ihr offenbare Verleumdung vorwerfen, hier fällt jeder Grund fort, daß sie aus Ueberspanntheit, aus mangelhafter Intelligenz, aus Liebe zu ihrer Schwester gefehlt habe. Sie verleumdet ihren ehemaligen Lehrer in Titschken, sie verleumdet alle Lehrer des Kreises, nur um ihre an Schrattenthal gesandte unwahre Behauptung zu rechtfertigen, daß die Dichterin eine Schule nur bis zum elften Lebensjahre besucht habe. Sie sagt zur Entschuldigung: „Johanna's Schulbesuch hier in Titschken wurde von uns überhaupt für einen solchen nicht gerechnet" und fügt hinzu: „Ich besuchte die jämmerliche Schule hier nicht." Zur Bekräftigung ihres Urtheils führt sie einen Ausspruch des Superintendenten Jordan zu Ragnit an. Dieser Herr soll zu ihrer Mutter in ihrer Gegenwart gesagt haben, „unter den 101 Schulen, die unter seiner Aufsicht stehen, sei nur die in Lengwethen die einzige, die den Namen Schule verdiene." Geehrte Leser! Ich bin seit 44 Jahren Lehrer, habe von 1862—1870 als Rector in dem Grenzorte Eydtkuhnen vielfach Gelegenheit gehabt, die Volksschullehrer in jener Gegend, sowie ihr Wirken aus eigener Anschauung kennen zu lernen; ich habe als Jüngling drei Jahre auf dem Lande gelebt und dabei das Volksschulwesen eingehend studiert. Ich erinnere ferner daran, daß vor 28 Jahren die Superintendenten die vielen Lehrer ihres Kreises nicht kennen lernen konnten; denn sie prüften deren Zöglinge nur einmal im Jahre bei der sogenannten Kirchenvisitation flüchtig in Religion. Gestützt auf meine Erfahrungen darf ich hier sagen: Wenn der genannte Ausspruch wirklich gethan sein sollte, so ist er als eine freche und hochmüthige Verleumdung der 100 Lehrer des Ragniter Kreises und als eine Beleidigung aller Volksschullehrer in Ostpreußen zurückzuweisen. Hat Fräulein Martha Ambrosius jenen Ausspruch erfunden, so fällt mein Urtheil ihr zur Last. Der Lehrer, der vor 31 Jahren in Titschken wirkte, ist vor 18 Jahren gestorben; daher war es von Fräulein Martha Ambrosius wahrlich nicht schön gehandelt, den Todten, der sich nicht vertheidigen kann, in solcher Weise zu beschimpfen. Mir ist sein Wirken als ein gutes geschildert worden.

Meine Kritik hat ihre Aufgabe gelöst. Der Brief von Fräulein Martha Ambrosius liefert treffliches Material zu einer psychologischen und pädagogischen Studie; dafür bin ich, der Verfasser von „Erziehung und Ausbildung der Mädchen" (Bd. I. Das Studium der Frauenseele) der Schreiberin sehr dankbar.

Als Antwort an Herrn Prof. Weiß-Schrattenthal nur wenige Worte:

Ich habe in meiner Schrift diesem Herrn nirgends eine eigennützige Handlungsweise vorgeworfen, sondern mitgetheilt, daß er den Reinertrag der ersten Auflage der Dichterin wirklich eingesandt hat. Mir und allen klar denkenden Bekannten fiel es nur auf, daß Herr Schrattenthal sich im Vorworte als ein äußerst kluger Geschäftsmann zeigt. Dieser Appell an das Mitleid des Publicums und an die schwärmerische Vorliebe der Frauen für arme, verkannte, leidende Dichterinnen mußte einen großartigen Erfolg haben, und daneben konnte man wohl auch bewogen werden, von der im Vorworte und im Anhange jedes Buches gegebenen Anzeige der Leistungen und Schriften des Herausgebers Notiz zu nehmen und diese Schriften zu kaufen. Ferner mußte ich denn doch fragen, woher es komme, daß ein und derselbe Appell an das Mitleid der Leser in jeder Auflage von ihm wiederholt werde; daß er in jeder einzigen sagt: „Ich sende diese 6., 10., 14. Auflage u. s. w. in die Welt." Da Herr Schrattenthal, wie er in der „Gegenwart" schreibt, den Contract zuerst mit der Firma Heckenast in Preßburg, dann mit Ferd. Beyer in Königsberg selbst abgeschlossen hat, so kann er dem geschäftlichen Theile der Angelegenheit nicht fernstehen, wie er behauptet; denn sonst könnte er sich nicht bei jeder Auflage als Herausgeber bezeichnen. Er muß denn auch ganz genau wissen, wie viel Honorar die Dichterin bei den 26 Auflagen erhalten hat. Außerdem wird uns als authentisch mitgetheilt, daß Herr Schrattenthal für jede Auflage 100 Mk. Honorar erhalte.*)

Er möge mir also nicht zürnen, daß ich ihn zu den „überspannten Idealisten, die absolut uneigennützig ihre Kraft dem Wohle leidender Mitbürger opfern", beim besten Willen nicht rechnen kann. Ich halte ihn für einen sehr klugen Geschäftsmann. Wenn er trotz meiner erneuten Beweise die in meiner Schrift der Wahrheit gemäß dargelegten Verhältnisse der Dichterin, die ja er zuerst zur Sprache gebracht hat, noch immer bezweifeln will, so möge er's thun. Wenigstens wird sein 25mal wiederholter Appell an die Mildherzigkeit und Schwärmerei des Publicums jetzt nicht mehr erscheinen.

Hochachtungsvoll

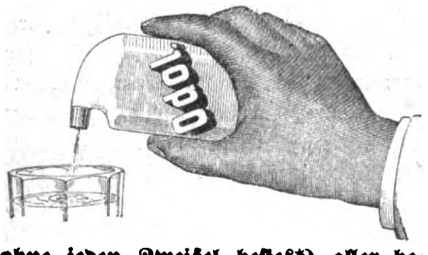
Albr. Goerth, Schuldirector a. D.

*) Wird wenigstens von Herrn Schrattenthal und beiden Verlegern privatim als unrichtig bestritten. Die Red.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



ohne jeden Zweifel bestes*) aller bekannten Mund- und Zahnreinigungsmittel.

*) Auszüge aus wissenschaftlichen Untersuchungen hervorragender Bacteriologen, Chemiker und Mediciner, welche obenstehende Behauptung exact beweisen, senden wir Jedem, der sich dafür interessirt, gern kostenfrei zu. Preis 1/1 Flasche (Originalspritzflacon), bei richtigem Gebrauch mehrere Monate ausreichend, M. 1,50 = fl. 1,— ö. W = frcs. 2,50 in den Apotheken, Parfümerie- und Droguengeschäften.

Um jedoch Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Odols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das unterzeichnete Laboratorium entschlossen, an Jeden, der eine Mark oder 70 Kreuzer in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Originalspritzflacon) Odol direkt franko zur Probe zuzusenden.

Dresdener Chemisches Laboratorium, Lingner, Dresden.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck

im

Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Neuigkeiten!

Soeben sind erschienen:

Zwischen engen Gassen.

Roman von

Hermann Heiberg.

Preis geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—.

Oberlehrer Gesenius.

Roman von

Osterloh.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Hamburger Geschichten

von

B. Kenz.

Inhalt: Vor fünfzig Jahren. — Der alte Buffmeyer.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zollern-Nürnberg.

Roman von

Karl Theodor Zingeler.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In **H. Lützenkirchens Verlag** in **Wiesbaden** ist erschienen:

Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpftum.

Kritiken und Studien zu einer Geschichte der Dichtkunst.

I.

Johanna Ambrosius.

Von

Albr. Goerth,

Schuldirektor a. D.,

Verfasser von „Studium der Lyrik", von „Erziehung und Ausbildung der Mädchen" u. s. w.

Preis Mk. 1,20.

Der Verfasser, der weiteren Kreisen durch seine vernichtende Kritik der „Jugendschriften" einer Lina Morgenstern bekannt geworden ist, hält strenges Gericht über die ins Ungemessene angewachsene Afterlyrik unserer Tage, und daran anknüpfend geht er dem unberechtigten Kultus, den man mit den poetischen Leistungen und der Person der angeblichen Volks- und Naturdichterin Johanna Ambrosius treibt, in denkbar schärfster Weise zu Leibe, indem er den Nimbus, den man um die angeblich mittellose ostpreußische Bauernfrau gewoben hat, auf das Gründlichste zerstört.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 16. Mai 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Königreich der Bruderliebe. (The brotherhood trust.) Von Consul Franz Paetow. — Ein Besuch bei Thomas Hardy. Von H. Linne (London). — Simon Blad und die Kunst. Von Genremaler August H. Plinke (Berlin). — Immermann's Bühnenleitung in Düsseldorf. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von Paul Seliger. (Schluß.) — **Feuilleton.** Berühmtheit. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Todtenfeier. Von Caliban. — Die Internationale Kunstausstellung. 1. Ein Stück Akademie-Geschichte. Von Franz Servaes. — Opern und Concerte: Antigone. Von Felix Weingartner. Von Paul Marsop. — Anzeigen.

Ein Königreich der Bruderliebe.

(The brotherhood trust.)

Von Consul Franz Paetow.

Die Anregungen zur Errichtung eines freiwilligen genossenschaftlichen Gemeinwesens — voluntary cooperative commonwealth —, wie deren in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bereits bestehen, gingen in England im Jahre 1892 von dem Präsidenten der Nationalisation of labour Society, dem bekannten Führer der socialistischen Arbeiterpartei John Orme und dem socialistisch-christlichen Geistlichen F. Bruce Wallace, dem Herausgeber der christlich-socialen Monatsschrift „the Brotherhood" aus. Sowohl Orme als Wallace sind Bellamisten. Das Organ der Nationalisation of labour Society „the Nationalisation News", sowie die von Wallace herausgegebene Monatsschrift „the Brotherhood" stehen auf dem Boden des von Bellamy eigens für sie entworfenen Programms. Nach der Verschmelzung der „Nationalisation news" mit „the Brotherhood" wird diese Zeitschrift als eine Monatsschrift bezeichnet, die „zur friedlichen Herbeiführung einer gerechteren und glücklicheren socialen Ordnung" beitragen soll; sie will zeigen, was das Gebot der Nächstenliebe unter den bestehenden wirthschaftlichen Verhältnissen wirklich bedeutet. In dem zur Errichtung des voluntary cooperative commonwealth erlassenen Aufruf werden die dabei zu beobachtenden Grundsätze näher dargelegt, und entsprechend der evolutionären Richtung der Begründer die ganz allmälige Ausführung des Plans vorausgesetzt. Es soll damit erst dann begonnen werden, wenn sich mindestens einige Tausend Mitarbeiter dazu gemeldet haben, die entschlossen sind, den Plan durchzuführen. Haben sich diese gefunden und einen Fonds von etwa £ 2000 gesichert, so soll zunächst ein Waarenhaus errichtet werden, in dem Lebensbedürfnisse aller Art käuflich zu haben sind, wobei aber ganz besonders darauf Acht gegeben werden soll, daß die Waaren nicht ausbeuterischen Quellen entstammen. Sobald dies Waarenhaus völlig gesichert dasteht, soll mit der Errichtung genossenschaftlicher Industrieen in ländlichen Districten vorgegangen werden, deren Erzeugnisse dem Waarenhause, sei es im Austausch gegen Waaren oder Rohproducte, sei es zum Vertriebe zu übergeben sind, hieran sollen sich dann genossenschaftlich zu bewirthschaftende Ländereien schließen, deren Erzeugnisse theils den industriellen Gemeinschaften, theils dem Waarenhause im gegenseitigen Austausch oder zum Vertriebe zuzuführen sind. In den für die Industrie stillen Zeiten wird den ihr angehörenden Arbeitern Gelegenheit gegeben zur Beschäftigung auf den Ländereien. Aus diesen verschiedenen einzelnen Gruppen des voluntary cooperative commonwealth soll sich dann jenes nationale genossenschaftliche Gemeinwesen entwickeln, „welches allein berufen ist, die wirthschaftlichen Aufgaben unserer Zeit zu lösen." Die von dem Gemeinwesen zu verfolgenden ethischen Ziele werden dabei nicht außer Acht gelassen und es wird noch besonders hervorgehoben, daß Mitglieder, die sich tadelnswerther Lebensgewohnheiten, wie Trinken, Spielen, Wetten und dergl., nicht entschlagen können, aus der Genossenschaft auszuscheiden haben.

Der Plan zum Aufbau des voluntary cooperative commonwealth erinnert sehr an die von Robert Owen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mit anfangs nicht geringem Erfolge in England und Nord-Amerika in's Leben gerufenen Genossenschaften. In seinem im Jahre 1830 erlassenen Aufrufe zur Begründung der „National Equitable labour Exchange" wendet Owen sich an Landwirthe, Gärtner, Fabrikanten, Kaufleute, Handwerker aller Art, die geneigt sind, den gegenseitigen Austausch ihrer Erzeugnisse oder Waaren ohne Benutzung des Geldes auszuüben. Owen's System beruhte allerdings auf dem Communismus; er bezweckte besonders die Ausdehnung der Familienbande zu großen Gemeinschaften, und war in dieser Beziehung ein Vorläufer Fourier's. Die Anhänger des voluntary cooperative commonwealth ließen sich bei ihrem Vorgehen die von Owen gemachten schlimmen Erfahrungen — ganz abgesehen von dessen communistischen Ideen — sehr wohl dienen. Sie zogen den allmäligen, aber sicheren Aufbau der hastigen, überstürzten Ausführung vor, obwohl sie die Erwartung hegen zu können glaubten, daß die Zeit zur Verwirklichung ihres Planes schon gekommen sei. Denn einestheils hatte der Socialismus, insbesondere der revolutionäre, in England zahlreiche Anhänger gefunden und war in Wort und Schrift — namentlich auch Seitens der Fabian Society, die „die Reorganisation der Gesellschaft durch die Befreiung des Grund und Bodens und der Productionsmittel aus dem Individual- und Classen-Besitz und deren Ueberführung an die Gemeinschaft zum Vortheil Aller erstrebt", sehr vorbereitet worden. Indessen erwiesen sich die Voraussetzungen als nicht begründet. Denn wenn sich auch viele Personen dem Plane anschlossen, so genügte deren Anzahl ebensowenig zu dessen Ausführung wie die Geldmittel,

Digitized by Google

die sie aufzubringen vermochten. Der erste Anlauf zu Errichtung eines voluntary cooperative commonwealth verlief nach langen Verhandlungen im Sande. — Wallace ließ sich indessen dadurch nicht entmuthigen; er entwarf einen neuen Plan, nicht zur directen Errichtung des commonwealth, sondern zu dessen allmäligem Aufbau auf indirectem Wege, indem er zunächst die erforderlichen Geldmittel aufzubringen sucht und in weiterer Folge einen festen Kern von Personen, die sich dem später zu errichtenden commonwealth anzuschließen gewillt sind, zu gewinnen. Als Mittel zum Zweck, gleichsam als Ausgangspunkt zur Erreichung des weitgesteckten Zieles begründete Wallace unter der Bezeichnung „brotherhood trust" einen Consumverein, der den sich diesem Vereine als Kunden anschließenden Personen eine Alters-, Invaliditäts- und Krankenversorgung eröffnet. Der brotherhood trust beruht auf der Idee: durch den Handel sowohl die Mittel zur Deckung der Kosten der Alters-, Invaliditäts- und Krankenversorgung, als auch die zur Errichtung von Productiv-Genossenschaften erforderlichen, in der Weise aufzubringen, daß die den Kunden des trust aus den von ihm erzielten Ueberschüssen zu gewährenden Dividenden zur Bildung von Fonds benutzt werden. Denn die Dividenden werden nicht nur nicht ausgezahlt, sondern auch nicht verzinst; sie werden angesammelt und verbleiben dem trust als werbendes Capital. Die Kunden des trust haben nur Anspruch auf die Alters- oder Invaliditätsrente, die nach Höhe der ihnen gutgeschriebenen Dividenden, mindestens nach den Sätzen der staatlichen Jahresrente berechnet werden, und das Recht, in Krankheitsfällen über einen Theil ihres Guthabens verfügen zu dürfen. Der Kunde ist ferner berechtigt, falls er das pensionsberechtigte Alter — das 60. Lebensjahr — nicht erreicht oder auf die Pension für sich verzichtet, sein Guthaben mit allen Rechten an eine andere Person zu übertragen. Den Geschäftsführern des trust, den trustees, liegt es ob, den in dem Geschäfte Angestellten oder für dasselbe Beschäftigten keinen geringeren Lohn zu zahlen, als den von den Gewerkschaften festgestellten, und ihr Augenmerk darauf zu richten, daß die Kunden ihre Bedürfnisse so viel als möglich vom trust und den mit ihm verbundenen Geschäften beziehen. Die trustees haben auf den Ankauf von Ländereien, zur genossenschaftlichen Bewirthschaftung, auf die Errichtung genossenschaftlicher Werkstätten und auf den Austausch der Erzeugnisse unter den Kunden und den Genossen hinzuwirken.

Das erste Trust-Geschäft ward Anfang Januar 1894 in bescheidenen Grenzen in vorsichtigster Weise in London eröffnet. Es entwickelte sich zufriedenstellend, so daß es bald erweitert werden konnte. Seitdem sind noch einige Geschäfte eröffnet und es sind Vorbereitungen getroffen, auch in anderen Städten local trusts zu bilden, die mit dem brotherhood trust in enge Verbindung gebracht werden sollen. In weiterer Verfolgung seiner Ziele hat Wallace in jüngster Zeit den Plan entworfen, die sich dem brotherhood trust anschließenden Personen in Gruppen von je zehn Personen zu vereinigen, deren Aufgabe es zunächst sein soll, neue Anhänger zu werben, die wieder in Gruppen von je zehn Personen getheilt werden, um so allmälig den Kreis der Betheiligten immer weiter auszudehnen, bis er hunderttausend umfaßt. Ist dann eine genügende Anzahl von entschlossenen Anhängern gewonnen, und Wallace glaubt mit einiger Bestimmtheit, daß dies bis zum Jahre 1900 geschehen sein wird, so soll mit der Gründung der von ihm als „city of refuge" bezeichneten Gemeinschaft begonnen werden, deren Mitglieder sich zu einem genossenschaftlichen, landwirthschaftlichen, industriellen und geschäftlichen Betriebe zusammenschließen, in dem insbesondere den Arbeitslosen ein Unterkommen geschaffen werden soll.

Wie schon hervorgehoben wurde, geht Wallace bei seinem Unternehmen sehr vorsichtig und ruhig zu Werke. Schritt vor Schritt sucht er den Boden zur Erreichung seines Zieles zu ebnen. Er will Niemand binden oder zu etwas verpflichten, bevor nicht Jeder sich selbst die Ueberzeugung verschafft hat, daß die Ausführung des Plans mit vereinten Kräften und auf der Grundlage der Nächstenliebe möglich ist. So stellt er denn auch die Berechnung über den vom brotherhood trust zu gewährenden Betrag für Alters- und Invaliditäts-Pensionen immer nur unter Vorbehalt auf, indem er die von ihm in Aussicht gestellten Raten von der Entwickelung des Unternehmens abhängig macht. Würde sich dieser in der von ihm angenommenen Weise vollziehen, so würde z. B. eine 50jährige Person, die von jetzt an ihre sämmtlichen auf £ 1.— die Woche zu bewerthenden Lebensbedürfnisse von dem trust entnimmt, worauf ihr nach den aufgestellten Berechnungen eine Dividende von 3d auf den shilling gutgeschrieben werden kann, mit dem 60. Lebensjahre eine Gutschrift von £ 130.— haben, was eine Pension von £ 11 4s. für ihre Lebenszeit ergeben würde. Dieser Pensionsbetrag würde sich schon auf £ 20 3s. erhöhen, wenn die Person das Guthaben bis zum 65. Lebensjahre auf £ 195 anwachsen ließe. Wallace betont aber ausdrücklich, daß Anfangs auf eine Dividende von 3d nicht zu rechnen sei, daß sie vielleicht nur die Hälfte davon nach den von vielen erfolgreichen Genossenschaften gemachten Erfahrungen betragen würde. Mehr als 3d auf den shilling soll überhaupt den Theilnehmern nicht gutgeschrieben werden. Was darüber hinaus an Ueberschüssen erzielt wird, ist den für den trust thätigen Arbeitern zuzuwenden. Und Wallace spricht es offen aus, daß er die in Aussicht genommene Alters- und Invaliditäts-Pension lediglich als Mittel zum Zweck benutze; sie bilde nur den Anfang zur Errichtung des großen cooperative commonwealth, in dem die Pensionsfrage in weit umfassenderer und brüderlicher Weise geordnet würde. Denn dieses Gemeinwesen soll zu einem „Königreich der Bruderliebe" ausgebildet werden, dessen Volk im Stande sein wird, in ausreichendem Maaße für sich zu sorgen.

Diese auf die Bildung eines cooperative common-wealth gerichteten praktischen Bestrebungen werden in nicht geringem Maaße unterstützt und gefördert durch die Thätigkeit der Fabian Society, deren socialistische Grundsätze allerdings in mancher Beziehung von denen der Leiter und Begründer der brotherhood trust abweichen. Die Fabian Society erstrebt zunächst durch Belehrung eine Reorganisation der Gesellschaft durch die Befreiung des Grund und Bodens und des industriellen Capitals aus dem individuellen und Classen-Besitze und deren Uebertragung an die Gemeinschaft zum Besten Aller. Zur Durchführung ihrer auf diese Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse gerichteten Bestrebungen hält die Gesellschaft die Zeit für noch nicht gekommen. Mit Rücksicht auf diese von der Gesellschaft angenommene Taktik, nannte sie sich die Gesellschaft der Fabier: „the Fabian Society", deren Mitglieder sich zum Socialismus bekennen. Sie beschränkt sich zur Zeit auf die Verbreitung socialistischer Schriften und auf die Veranstaltung von Vorlesungen, indem sie unbekümmert um andere socialistische Richtungen und Bestrebungen ihren eigenen Weg geht. In einem von der Gesellschaft veröffentlichten Buche: „Fabian Essays in Socialism" hat sie in großen Zügen ein System des von ihr vertretenen Socialismus aufgestellt. Die einzelnen Aufsätze, die in jenem Buche aneinander gereiht sind, wurden von Mitgliedern des Executiv-Comités der Gesellschaft nach Vorträgen bearbeitet, die sie über den Socialismus gehalten haben, und die sich über die Grundlage des Socialismus, die Gestaltung der Gesellschaft und den Uebergang zu einer neuen wirthschaftlichen Ordnung verbreiten.

Digitized by Google

Ein Besuch bei Thomas Hardy.

Von H. Linne (London).

Schon lange war es mein Wunsch gewesen, den Verfasser des Romans „Tess d'Urbervilles“ kennen zu lernen. Jetzt sollte er sich erfüllen. Da stand ich vor dem ziegelrothen, mit Grün umrankten Hause Hardy's, das etwa eine Viertelstunde von Dorchester entfernt in einem hübschen Garten liegt. Ein Dienstmädchen antwortete auf mein Klingeln und führte mich zu dem Hausherrn, der mir liebenswürdig entgegenkam.

Nachdem das erste Eis gebrochen war, fragte ich, ob er an einem neuen Buche arbeite?

„Ich habe eben einen Roman beendigt, der aber noch ungetauft ist,“ war die Antwort. „Ich schwanke zwischen drei bis vier Titeln, von denen keiner mir recht passen will. Uebrigens habe ich jetzt viel zu thun mit der Durchsicht meiner Werke, da eine neue verbesserte Gesammtausgabe veröffentlicht werden soll. Das ist eine enorme Arbeit.“

Ich drückte ihm meine Bewunderung über: „Tess of the d'Urbervilles“ aus und versicherte ihn, daß sie mich an Sudermann's beste Leistungen erinnere. Er erwiderte:

„Ich habe leider noch nie Muße gefunden, mich mit den Werken der neuen deutschen Autoren zu beschäftigen. Im Ganzen genommen, halte ich es auch für besser, wenn ein Schriftsteller nicht viel fremde Erzeugnisse liest.“

„Sie meinen, daß er dann eher seine Ursprünglichkeit bewahre?“

„Ja. Wer viel liest, wird sich dem Einfluß des Gelesenen nie ganz entziehen können, unwillkürlich wird etwas davon auf seine eigene Arbeit übergehen.“

„Ich hörte es, daß ‚Tess‘ in's Deutsche übersetzt wurde?“

„Das ist richtig. Der Roman erschien in: ‚Aus fremden Zungen.‘

„Es würde mich interessiren, die Uebersetzung zu sehen.“

„Oh, dazu kann ich helfen! Ich ließ mir sämmtliche Nummern zusenden und werde sie Ihnen zeigen.“

Mrs. Hardy mischte sich mit manchem klugen Wort in's Gespräch. Sie ist eine elegante Dame, die, anscheinend indolent, doch lebhafte geistige Interessen hat. Wir unterhielten uns ausgezeichnet, bis der Thee gebracht wurde und Mr. Hardy die Uebersetzung von „Tess“ herbeiholte. Ich bat ihn um Erlaubniß, einige Hefte mitzunehmen.

„Sehr gern! Nehmen Sie das Ganze, wenn es Ihnen nicht zu schwer ist. Ich bin selbst gespannt, zu hören, was für Auslassungen gemacht wurden. Ich habe den Roman schon 1889 vollendet, jedoch erst 1891 veröffentlicht, da das englische Publicum sozusagen noch nicht reif dafür war. In den letzten Jahren aber ist der Geist des Fortschritts auch in England eingedrungen, und mein Buch hat viele Freunde gefunden. Es ist jetzt in der 14. oder 15. Auflage erschienen. In dem neuen Roman habe ich meinen Ideen noch kräftiger Ausdruck gegeben. Die Tendenz wird vielleicht bei Manchen Anstoß erregen, aber im Allgemeinen sind die gebildeten Kreise jetzt aufgeklärt genug, um sie würdigen zu können. Ich würde das Buch, ebenso wie ‚Tess‘, ruhig jedem jungen Mädchen in die Hand geben, aber die meisten Eltern werden es zu gefährlich für die Jugend halten. Uebrigens habe ich in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, der Roman sei für Leute reifen Alters geschrieben. Wie andere Erzeugnisse meiner Feder, ist ‚Jude the Obscure‘ einfach ein Versuch, einer Reihe von Meinungen‘ oder persönlichen Eindrücken Form und Zusammenhang zu geben, während die Frage ihrer Harmonie oder Dissonanz, ihrer Dauer oder Vergänglichkeit erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Der Roman zerfällt in sechs Abschnitte und spielt sich hauptsächlich in Christminster (Oxford), Melchester (Salisbury) und Shaston (Shaftesbury) ab; dem Buche wird eine, von mir gezeichnete Karte des „Wessex der Romane“ beigefügt. Die Handlung ist einfach. Jude Fawley ist ein hochbegabter, elternloser Junge, der seine Jugend in einem Dorfe unweit Christminster verbringt. Als sein Lehrer nach dieser letzteren Stadt zieht, wendet sich sein Sinnen und Trachten ebenfalls dahin; dort zu lernen und zu lehren scheint ihm die Verkörperung menschlichen Glückes. ‚Es ist eine Stadt des Lichtes‘, sagt er zu sich selbst. ‚Der Baum der Erkenntniß wächst dort. Es ist ein Ort, von welchem Lehrer der Menschen kommen und wohin sie gehen. Es ist sozusagen eine Burg, bemannt mit Wissenschaft und Religion. Das würde mir gerade passen.‘ Während seiner Lehrzeit bei einem Steinhauer und später bei einem Kirchbaumeister eignet er sich mühsam eine Kenntniß des Griechischen und Lateinischen und der betreffenden Classiker an und sieht im Alter von neunzehn Jahren sein Ziel in erreichbarer Ferne. Da fällt er einer ländlichen Kokette zum Opfer und heirathet, um nach kurzem Rausch zum vollen Bewußtsein seiner elenden Lage zu erwachen. Seine Frau verläßt ihn, zieht mit ihren Eltern nach Australien, und er folgt seinem Zuge nach Christminster, wo er sein Handwerk ausübt und für sich selbst studirt. Bei dieser Gelegenheit lernt er seine einzige Cousine, ein zierliches, geistvolles Mädchen, das im Mann den Kameraden aufsucht und den Liebhaber scheut, kennen und lieben. Sie geht eine unbesonnene Heirath ein, kann das Zusammenleben mit ihrem Manne nicht ertragen und trennt sich von ihm mit seiner Einwilligung. Darauf lebt sie mit Jude zuerst als Freundin, dann, nachdem Beider Ehe gerichtlich geschieden, als Frau, ohne sich zu einer vor der Welt legitimen Ehe entschließen zu können. Der unsäglich tragische, gleichzeitige Tod ihrer Kinder wirft sie darnieder; ihr klarer Verstand verwirrt sich, und von absolutem Unglauben verfällt sie einem asketischen Christenthum. Sie legt sich selbst die schwerste Buße auf, indem sie zu ihrem Gatten zurückkehrt, während Jude in seiner Verzweiflung sich abermals von seiner, inzwischen aus Australien zurückgekehrten Frau fangen läßt. Der Roman endet mit dem Tode Jude Fawley's. Dies in kurzen Zügen der Inhalt des Romans, welchem durchwegs der eine Gedanke zu Grunde liegt: ‚Könnt Ihr die Frauen schwach nennen, wenn Ihr seht, wie Männer ihretwillen Sclaven werden, sündigen, umkommen?‘ — Zu alledem fügt sich noch der Fluch der Vererbung, der einen Hauch von Fatalität über das Schicksal des Paares wirft: ‚Die Fawley's sind nicht für den Ehestand geschaffen; er schien nie gut zu uns zu passen. Es ist Etwas in unserem Blut, das sich nicht befreunden kann mit der Idee, etwas pflichtmäßig thun zu müssen, was wir freiwillig gern genug thäten.‘ Ich gestehe Ihnen offen, daß ich das Buch mit meinem Herzblut geschrieben habe. In Jude ist der Kampf und die Enttäuschung des durch Armuth am Vorwärtskommen gehinderten Talentes so lebhaft dargestellt, daß ein Rückschluß auf meine eigenen Erfahrungen naheliegt. Entstamme ich doch selbst einer Maurerfamilie, mein Bruder gehört diesem Stande an, und ich selbst habe mich daraus zum Architekten emporgeschwungen. Nicht umsonst verstehe ich mich so auf das Handwerk und weile ich mit Vorliebe auf der Beschreibung von Jude's Berufsarbeiten. Ich bin ein Mann des Volkes, und mit dem Volke beschäftige ich mich in meinen Werken.“

Während er so sprach mit warmer, sympathischer Stimme, ruhte mein Auge auf seiner Gestalt. Wer würde es dem kleinen, unscheinbaren Manne mit den feinen, weißen Händen, den kalten, blauen Augen und unschönen Zügen, der mächtigen Stirn, ansehen, daß er einst nicht viel mehr als ein Handwerker war? Wie viel Kämpfe muß es ihn gekostet haben, bis er sich zu einem gefeierten Schriftsteller emporgearbeitet! Freilich unterlag er nicht wie Jude, er brach sich Bahn und fand in dem Bruder des Bischofs von China, Mowle, einen verständnißvollen Freund, der ihm die alten Sprachen beibrachte und ihn mit Rath und That unterstützte.

Digitized by Google

Aber die bestgemeinte Hülfe wirkt auf einen stolzen, unabhängigen Geist niederdrückend, und Hardy sieht nicht gerade aus, als ob er sich seines Erfolges recht freuen könnte, unwillkürlich denkt man: er hat das Freuen verlernt. Wie er mir selbst gestand, ist er seiner Romane überdrüssig, noch bevor er sie beendigt, und kann sich nie Genüge leisten. Er macht den Eindruck einer sehr empfindlichen Natur, die jedes im Geringsten feindselige Gefühl scharf empfindet und schärfer erwiedert, während einem sympathischen Menschen gegenüber die Reserve fällt und diesem der Genuß einer natürlichen, höchst interessanten Unterhaltung zu Theil wird. Hie und da bricht beim Dichter eine Bescheidenheit durch, die ein Fremder nicht in ihm vermuthen würde und die geradezu rührend wirkt. — Gewiß widersprechen seine Schöpfungen diesem persönlichen Eindrucke nicht; sie haben alle ihr eigenartiges Gepräge. Ein ruheloser, mächtig schaffender Geist drückt sich darin aus, und eine Bemerkung seiner Gemahlin: „Es leidet ihn nie lange an einem Orte; er treibt sich rastlos herum," überzeugte mich von der Richtigkeit dieser Beobachtung. Jedenfalls ist Thomas Hardy ein Mensch, dem gegenüber Gleichgiltigkeit unmöglich ist; wer ihn und seine Werke kennt, wird entweder sein Freund oder sein Feind, und beide hat er in England in reichlicher Anzahl. Wer nicht sein Verehrer ist, urtheilt kurzweg über ihn ab, als einen Feind des Christenthums und der Moral. In jedem anderen Lande, als England, hätte er einen leichteren Stand gehabt, dafür ist es ihm aber vielleicht hier beschieden, aufklärend zu wirken, denn besonders seine letzten Werke, namentlich „Tess", dürften den Ideenkreis mancher seiner Leser erweitern und sie zu selbstständigem, weitsichtigem Urtheil und Denken anspornen.

Bevor wir uns verabschiedeten, machte mich der Dichter auf verschiedene Bilder im Salon aufmerksam, Scenen aus „Teß" darstellend. Mein Entzücken waren vor Allem zwei Originalzeichnungen von Hubert Herkomer, ein Geschenk des Malers. „So habe ich mir Teß gedacht", sagte Hardy, indem er auf das Bild zeigte: Teß' Heimkehr vom Tanze, die Mutter am Waschfaß, die jüngeren Kinder im Zimmer zerstreut, während das Licht durch die geöffnete Thür fluthet, in welcher die lichte Gestalt des Mädchens steht. Ich entgegnete:

„Mir gefällt Teß besser auf der andern Zeichnung, wo sie mit den Milchleuten und Angel auf der Wiese Jagd auf Knoblauch macht. Welch' ein wundervoller Kopf!"

„Herkomer zieht ihn auch dem andern vor, aber nichtsdestoweniger ist die heimkehrende Teß mehr nach meinem Sinn. Hier ist ein Aquarell: die Mühle, in welcher sich Teß und Angel nach ihrer Hochzeit aufhielten. Sie existirt wirklich und zwar nicht weit von hier, wie überhaupt alle Gegenden, die ich schildere, in oder um Dorsetshire herum vorkommen. Meine Beschreibungen des Landes und der Sitten sind durchaus wahr und dem Leben abgelauscht, obgleich einige Stimmen sich erhoben, daß Teß nach dem heutigen Gesetz nicht gehängt worden wäre. Ich erkundigte mich jedoch bei einem Juristen, der mir sagte, daß ein so schwerer Fall das Urtheil wohl rechtfertige." —

Nachdem ich noch einige andere Skizzen angesehen, nahm ich Abschied, wobei mich die Dame des Hauses herzlich zum Wiederkommen aufforderte. Hardy brachte mich auf einen zur Stadt führenden kürzeren Fußweg, und sehr befriedigt von unserem Besuch trabte ich Dorchester zu, mit einem Arm voll „Fremder Zungen" beladen.

Zu Hause fand ich, nach genauer Vergleichung mit dem englischen Original, die Uebersetzung von „Teß" nicht sehr gut, vor Allem zu frei und dem Sinne des Autors nicht immer entsprechend. Aber auch mit der Kritik des Romans in der „Gegenwart" vom 28. September 1895 bin ich nicht einverstanden. Mir scheint, die seelische Entwicklung des Mädchens geht ihren ganz natürlichen Gang. Teß fällt, weil sie eben in ihrer Unschuld und Unerfahrenheit gar nicht weiß, wie ein Mädchen fallen kann. Als ihre Mutter ihr vorwirft: „Du hättest vorsichtiger sein sollen, wenn Du nicht die Absicht hattest, ihn zu einer Heirath mit Dir zu bringen," schreit Teß verzweifelt: „O Mutter, Mutter, wie konnte ich so etwas wissen? Ich war ein Kind, als ich vor vier Monaten dies Haus verließ. Warum sagtest Du mir nicht, daß im Mannsvolk Gefahr liege? Warum warntest Du mich nicht?" Zu alledem hatte Teß vor ihrem Verführer, Alex d'Urberville, keinen eigentlichen Widerwillen, sie war eher von ihm geblendet und sah ihn halb als ihren Beschützer an. Kurz: Alle Umstände vereinigten sich, um Alex die Ausführung seines Verbrechens zu begünstigen. Und dann soll man nicht begreifen können, daß Teß ihrem Gatten das Unglück nicht vor der Hochzeit gestand! Es drängt sie aber nur zu sehr zu dem Bekenntniß, hat sie doch, im Gefühl ihrer Schuld, sich lange gegen die Verlobung gesträubt, aber, wie der Dichter sich ausdrückt: „Zwei glühende Herzen gegen ein armes, kleines Gewissen!" Während der Brautzeit ist sie oft auf dem Punkte zu beichten, trotzdem sie ihrer Mutter, deren ländliche Moral keine zarten Unterscheidungen kennt, völliges Verschweigen ihrer Vorgeschichte hatte versprechen müssen. Doch: „im letzten Momente fehlte ihr der Muth; sie fürchtete seinen Tadel, weil sie nicht früher gesprochen hatte, und ihr Instinct der Selbsterhaltung war stärker, als ihre Wahrheitsliebe." — Das ist menschliche Schwäche, die wir bemitleiden und jedenfalls verstehen können. Schließlich werden jedoch die Gewissensbisse so stark, daß Teß einige Tage vor der Hochzeit ihrem Bräutigam schriftlich Alles enthüllt; als sie entdeckt, daß er den Brief nicht fand, ist es sogar zu einer Aussprache zu spät. Das giebt ihr Mann nachher selbst zu mit den Worten: „Warum sagtest Du es mir nicht früher? Ach ja, Du wolltest es mir auf irgend eine Art sagen — aber ich hinderte Dich daran, ich erinnere mich." Weiter heißt es, es sei sonderbar, daß Teß trotz der Fürsorge ihres Gatten, nach seiner Abreise in Noth gerathe und schließlich die Geliebte des von ihr so gehaßten Alex d'Urberville werde. Nun gab aber Teß die Hälfte der ihr von Angel überlassenen Summe ihren armen Eltern. Nachdem sie den letzten Heller ausgegeben, will sie lieber die schwersten Arbeiten verrichten, als sich an die Eltern ihres Mannes um Zuschuß zu wenden, wie sie angewiesen war. Ihr Zartgefühl und ihr Stolz lassen diesen Zug einfach natürlich erscheinen. Als sie durch den Tod des Vaters mit ihrer Familie in's tiefste Elend kommt und umsonst die rührendsten Briefe an ihren Mann geschrieben, taucht Alex d'Urberville wieder auf. Sie hat alle Hoffnung auf die Rückkehr ihres Mannes verloren, stumpfe Verzweiflung bemächtigt sich ihrer, und nur der Gedanke leitet sie, daß sie mit ihrer Schande wenigstens eine sorgenlose Existenz für Mutter und Geschwister erkaufen könne. Deßhalb findet Angel, dem die Einsicht zu spät gekommen, sie als die Geliebte ihres Verführers wieder. Doch lassen wir Teß sich selbst rechtfertigen: „Ich wartete und wartete auf Dich, doch Du kamst nicht. Und ich schrieb Dir — und Du kamst nicht. Er versicherte mir in einem fort, Du werdest nie zurückkehren, ich sei eine Närrin. — Er war sehr gütig gegen mich, gegen Mutter und alle Anderen nach Vaters Tod. Er hat mich wiedergewonnen!"

Wo fehlt da die Motivirung? Ein Weib, auf diesem Punkte angelangt, so verzweifelt, ist unzurechnungsfähig, sie stürzt sich blindlings in ihr eigenes Verderben, besonders wenn noch ein großmüthiger Impuls sie dazu treibt. Bei alledem bewahrt Teß vollständig ihre seelische Reinheit, und Hardy hat nicht absichtslos dem Titel beigefügt: „Ein reines Weib." — Das ist überhaupt die leitende Idee des Romans, der rothe Faden, der sich durch die ganze Erzählung zieht: Die Gesellschaft verdammt in ihrer Gedankenlosigkeit nur die That, ohne Unterschiede gelten zu lassen, während, um mit Hardy's eigenen Worten zu sprechen, „die Schönheit oder Häßlichkeit eines Charakters nicht allein nach seinen Handlungen beurtheilt werden soll, sondern nach seinen Absichten

Digitized by Google

und Beweggründen; seine wahre Geschichte liegt nicht in dem, was er thut, sondern in dem, was er gewollt." Wenn der Gedanke auch nicht gerade neu ist, so ist es doch die Ausführung, und jedenfalls hat der Dichter, der mit so feinem Verständniß und warmen Tönen das Schicksal eines unglücklichen Geschöpfes schildert, ein Recht auf die volle Anerkennung der gebildeten Leserwelt.

Simon Blad und die Kunst.

Von Genremaler August H. Plinke (Berlin).

Der Rentier Simon Blad hat vor Kurzem das Zeitliche und in dieser Zeitlichkeit neben zwei anderen Städten auch die Stadt Berlin mit einem Capitale von über 600 000 Mk. gesegnet. Als man das willkommene Legat aus dem Testamente auswickelte, fand sich zu allgemeiner und nicht angenehmer Ueberraschung, daß das schöne Metallgewicht der testirten Summe zum schwersten Theile aus einer strahlenden broncenen Ehrensäule bestand, die dem dunkelen Ehrenmanne nach seinem letzten Willen von und in der Reichshauptstadt errichtet werden mußte. Diese Verpflichtung, von deren Erfüllung der Antritt der Erbschaft abhängig gemacht war, hat in Hinblick auf die Persönlichkeit des Erblassers zimpferliche Gemüther, die es auch in dem modernen Babel noch giebt, daß erschreckt, — aber die Zeitungen haben sich beeilt, zu erklären, daß der Testator besser gewesen sei, als sein Ruf, und nur wegen einiger galanter — (zu deutsch: ritterlicher —) Thaten mit den Behörden dann und wann in Conflicte gerathen sei. Das eine Mal war Simon Blad, von seinen Gefühlen überwältigt, gewaltsam in ein Damen-Coupé eingedrungen und hatte ebenso gewaltsam von Bahnbeamten geschoben und sanft gehoben aus dem Abtheil wieder entfernt werden müssen, — wobei in Folge seiner tapferen Gegenwehr eine Anklage wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt sich ergab; — zu verschiedenen anderen Malen hatte er in Alimentationsprocessen, die von seinen zudringlichen jungen Dienstmädchen gewohnheitsmäßig gegen ihn angestrengt wurden, sparsam den Daumen auf den Beutel gedrückt und diese weise Zurückhaltung vor Gericht vergeblich verfechten müssen, Akte der Sparsamkeit, die umsoweniger Anlaß zu sittlicher Entrüstung geben, weil ihnen zum Theil wenigstens das schöne Capital zu danken ist, das der Stadt Berlin jetzt in den Schooß fällt. —

Der dunkle Drang nach Unsterblichkeit, der die Schulbänke mit einem Schorf von Initialen bedeckt und jedes von Natur und Kunst geheiligte Plätzchen der civilisirten Welt mit einem grauen Spinnennetze von Namen-Schmierereien überzieht, hat auch dem unberühmten Simon Blad in seinem Leben keine Ruhe gelassen; ein Orden war ihm trotz aller Eingaben von schriftlichen und Wohlthätigkeits-Akten versagt geblieben, so hat er sich nach seinem Tode wenigstens ein Monumentchen kaufen wollen. Und das Geschäft wird scheinbar gemacht. Mit einer Büste nach Art der elenden Halbberühmtheiten hat er sich nicht begnügen mögen, sondern auch seine ohne Zweifel interessanten und malerischen Beine und Füße sollen in Erz gegossen der staunenden Nachwelt überliefert werden.

Hoffentlich thut die Stadt Berlin dankbaren Herzens ein Uebriges und bringt am Sockel des Gefeierten jene Tugenden zur Darstellung, die sein Leben in den Hauptepisoden charakterisiren. Vielleicht also rechts und links die Figuren der Tapferkeit und Milde; jener entsprechend ein Relief, auf dem Herr Blad dargestellt ist, in tapferem Kampfe mit den rohen Gewalten, die mit fühlloser Hand seinem Verlangen nach edler Frauen Nähe entgegenwirken; — über der Gestalt der Milde (oder der Sparsamkeit) die Scene, an Abraham und Hagar erinnernd, wo der kluge Mann eine thörichte Jungfrau mit sanftem Zwange die Stufen seines Hauses hinabgeleitet und mit freundlichem Abschiedsgruße der Schande und dem Elend überantwortet. Vorne die Inschrift: „Dem Rentier S. Blad das hoch- und weitherzige Berlin" — auf der Rückseite das classische Wort: „non olet".

Wunderbar, daß so Mancher Anstoß nimmt an diesem Monument, das nicht nur ein Denkmal eines so oder so reich gewordenen Mannes, — sondern — was weit mehr bedeutet — unserer Zeit und alles dessen sein wird, was ihr um Geld feil ist, und daß Niemand gegen das Schlimmere protestirt, was mit diesem Denkmal erkauft werden soll, gegen den mit den Zinsen jener 600 000 Mk. zu schaffenden Wohlthätigkeitsakt — gegen diese Stiftung, die alles Andere stiften wird als etwas Gutes und Wohlthätiges!

Der Testator hat seinen Nachlaß zum Theil „zur Förderung junger aufstrebender Talente auf dem Wege zur Kunst" bestimmt und damit zu den leider schon allzu zahlreich vorhandenen noch neue Netze gestellt und frische Leimruthen gestrichen, in denen wieder bis in ferne Zeiten hinein Hunderte von jungen, lustigen Vögeln sich fangen und langsam sich elend zu Tode zappeln werden.

Es muß einmal klipp und klar ausgesprochen werden: Die Stiftungen und Stipendien, die weit über Bedarf vorhanden sind, um neuen Talenten, (was man so nennt) den Weg zum Tempel der Kunst zu ebnen, sind nach und nach als unbedachte Wohlthaten zu einem Unfug geworden; sie verwandeln sich unter den heutigen Verhältnissen aus Segen in Fluch, indem sie Leute, die ihr Leben am rechten Orte zu eigener Freude und ihrer Mitmenschen Nutzen hätten verwenden können, zu einer Sisyphus-Arbeit verlocken, zu einem schweren, an Enttäuschungen und Mühen reichen Berufe, in den unbedachte Hände mit ihren Geldspenden den Ahnungslosen hineinziehen und schieben und in dem keine einzige den Ringenden unterstützt und aus dem keine dem Verzweifelten wieder heraushilft.

„Ein hoffnungsvoller junger Mann
Gewöhnt sich leicht das Malen an."

Der hübsche, lustige Reim unseres großen niederdeutschen Humoristen enthält als bitteren Kern eine tiefernste Wahrheit! In Tausenden von Jünglingen regt sich etwas wie eine zeichnerische und malerische Begabung, — die geringsten Proben eines sehgeübten Auges, einer linienstammelnden Hand werden gelobt und von staunenden Laien stets überschätzt. — Von fernher locken Ruhm und Schätze und die Freiheit eines der Menge ganz unbekannten Berufes, den die modernen Romanschreiber, aus dem Borne ihrer Unerfahrenheit schöpfend, mit allen Reizen ihrer Phantasie umkleiden. Die Hallen der Akademie sind weit und der Ehrgeiz ihrer Directoren, sie zu füllen, ist groß.

Die Kritik erstreckt sich dem Neophyten gegenüber nur auf das Talent und seine embryonischen Bethätigungen, nicht auf das, was als ungleich wichtiger später sich ausweist, auf die Frage, ob der der Kunst sich Verschreibende in seinem Charakter und in seiner Tasche die Mittel hat, den schweren Dienst der Musen unter nagenden Zweifeln, unter Entmuthigungen jeder Art, ohne Hülfe von Außen, ohne jede Garantie für einen späteren Erfolg Jahrzehnte lang auf sich zu nehmen, ohne verzweifelnd zusammenzubrechen. Ueber die Lehrjahre helfen leicht und bequem die an allen Akademieen und Kunstschulen bestehenden Stipendienfonds hinweg, die durch thörichte Wohlthätigkeitsfexerei zum Theil so reichlich sich angesammelt haben, daß sie von den Talentvolleren, die eine relativ sichere Hoffnung auf eine spätere Existenzmöglichkeit haben, auch auf die Unbegabteren herabträufeln, welche man zu ihrem eigenen Besten lieber vor die Existenzfrage stellen und zur Resignation und zur Rückkehr in das bürgerliche Leben nöthigen sollte. Diese Stipendienfonds bedeuten

Digitized by Google

mit ihrem metallischen Klingen für die jungen Kunstakademiker eine Zukunftsmusik, die melodisch alle Zweifel überschmeichelt und das Donnergrollen übertönt, das fernher aus den dunkeln Wolken über ihrem Lebenshorizonte emporsteigt. In den frohen Festtagen ihrer ahnungslosen Jugend umkränzen sie ihre Häupter mit Rosen von Sträuchern gepflückt, die längst vermoderte Hände in süßem Wohlthätigkeitswahne einstens für sie gepflanzt, — für die Opfer, die man zu allen Zeiten bekränzte, ehe man sie dem Rachen des Molochs überlieferte.

Die Akademie, diese Fischbrutanstalt der Kunst, strahlt die vorgeschriebenen Jahre die bestimmten Hitzegrade aus und wirft die mechanisch ausgebrüteten Talente in das Meer des Lebens hinaus, wo das Wasser so kalt ist und die Wellen so hoch gehen.

Gerade in der Zeit, wo der volle Ernst des künftigen schweren Berufes schon an seiner Schwelle die Schwachen von den Starken, die dem Untergange Geweihten von den Lebensfähigen, — die Spreu von dem Weizen sichten sollte, war Geld in Hülle und Fülle vorhanden, um die Wankenden zu locken, und auch die schlechtesten Streiter bei der Fahne zu halten, — und jetzt draußen im Lebenskampfe, wo der Begabte mit seinen ersten Versuchen Ermuthigung und Unterstützung, wo der eben noch als Schüler Verwöhnte, der nur Versprechungen für baares Geld in Tausch gab, als fertiger, schaffender Künstler ein Werk, einen reellen Werth, zum Kauf bietet, — da versagt plötzlich die vor Kurzem noch so munter rieselnde Goldquelle fremder Hülfe, und die Hände, die aus der vierten Dimension heraus seinen Pfad noch eben mit Rosen und Gold bestreut haben, überlassen ihn mitleidlos dem Kampfe mit dem unbarmherzigen Leben. Denn es ist eine traurige aber unleugbare Thatsache, daß heutzutage die Lebensbedingungen für den Künstler schwerer sind, als sie je zu irgend einer anderen Zeit waren, daß Jeder, der die Kunst als Broderwerb anzusehen gezwungen ist (und nur von diesem ist im Vorhergehenden und Folgenden die Rede!) und sie nicht als Couponschneider im bequemen Nebenamte betreibt, selbst bei unzweifelhafter Begabung nur schwer ein bescheidenes Plätzchen sich erobern kann, zumal, wenn ihm rücksichtslose Initiative und die Ellbogenkraft mangelt, sich in die erste Reihe vorzudrängen.

Die Ueberfüllung des Berufes, der die Romane und Bühnenstücke, — leider aber auch die reale Welt mit Bildhauern und Malern übervölkert, — die Ueberproduction, die jeden einfachen, in Farbe übersetzten Natureindruck, jede früher ängstlich im Atelier gehütete Skizze in den Rahmen quetscht und als Bild auf den Ausstellungsmarkt wirft, mögen auch hier wie auf anderen Gebieten in erster Linie die Schuld an den traurigen Absatz-Verhältnissen tragen. Aber es sind der Gründe noch mehr: Der alte liebevolle Sammler von ehemals gedeiht nicht mehr in der nervösen Hatz unserer Tage; er stirbt nach und nach aus, und der pietätlose Erbe fördert die einst freudig zusammengetragenen Kunstwerke mit dem Möbelwagen in die Auctionshäuser und die Gemälde-Ausverkäufe. — Einen Theil des auch heute noch nicht geringen Consums hat der Künstler an den Dilettantismus abgeben müssen, den er selbst im Raubbau durch den Unterricht um's liebe Brod als unbequemen Concurrenten sich groß zieht, — einen anderen hat ihm das Kunstgewerbe abgenommen, das als Ersatz für das früher allein vollwerthige Decorationsstück eines Gemäldes oder einer Sculptur Hunderte von Gegenständen in allen Stoffen und Metallen von oft ungleich mehr in die Augen „protzender" Erscheinung dem reichen Manne für seine Prunkräume zur Verfügung und zur Auswahl stellt. Die unheilvolle Fehde zwischen den Alten und Jungen thut zu dem Uebrigen noch das Ihrige. Die feindlichen Brüder erklären gegenseitig ihre Sachen für Schund: — das Publicum, ohne Urtheil wie immer, glaubt Beiden — und kauft Nichts.

Es kann deßhalb nicht Wunder nehmen, wenn die Verhältnisse auf dem Bildermarkte einfach trostlos sind. Was will es z. B. besagen, daß auf einer Münchener Ausstellung für 300000 Mark Bilder verkauft werden, wenn unter diesem Posten ein Meister wie Böcklin mit allein 90000 Mark figurirt, — oder wenn von 1200 Bildern auf der großen Berliner Ausstellung ganze 70—80 einen Abnehmer finden, — während der Rest, jedes einzelne eine Summe baaren Geldes und eine Unsumme von Zeit, Mühe und Hoffnungen darstellend, wieder zu seinem Urheber zurückkehrt, — Alles in Allem nicht nur ein todtes, sondern ein fressendes Capital, das in den Kosten für schmählich ruinirte Rahmen, für Spesen und Frachten ꝛc. seine Wucherzinsen fordert. Denn die Betriebsausgaben, die der Künstler, — abgesehen von den Kosten, die sein und der Seinigen Lebensunterhalt erheischt, — für seinen Beruf zu leisten hat, sind groß und von dem Durchschnittskünstler kaum noch zu erschwingen. Die theure Ateliermiethe, das Geld für Modell, für Bilderrahmen und Studienreisen, die Auslagen des Bildhauers für Material und Hülfsarbeiter sind Lasten, die der Laie nicht würdigt, und die nur zu oft sich erdrückend auf den Muth und die Schaffensfreudigkeit des Künstlers legen, wenn die entsprechenden Einnahmequellen sparsamer laufen oder ganz versiegen. Alle diese Opfer kann der Künstler nicht vermeiden, wenn er nicht sich selbst und seinen Beruf aufgeben will. Und wer liebt ihn nicht, diesen Beruf, der für alle Mühseligkeiten und Enttäuschungen in Stunden köstlicher Schaffensfreude entschädigt? Für den im Grunde seiner Seele immer optimistischen, wie die Blume der Sonne so der rosigen Seite des Daseins zugewandten Künstler lockt und gleißt selbst in der bittersten Zeit von fern her der Erfolg, der lang erharrte, der endlich doch einmal kommen muß, wie er so vielen anderen Großen, den Menzel, Rubinstein ꝛc., auch zuletzt gekommen ist, die als Fetische zur Beschwörung einer glücklichen Zukunft in einer dunkelen Gegenwart in unzähligen Familien immer wieder citirt und verehrt werden. Jede Post kann ihn bringen den Glückszufall: ein Angebot oder den Jubelruf: „Verkauft!" — und wenn statt dessen nur die Rechnungen der Rahmen-Fabrikanten und die Frachtnoten der Spediteure mit trauriger Regelmäßigkeit einlaufen, so tröstet man sich mit der günstigen Kritik eines Zeitungsschreibers, der vielleicht nicht ein Aquarell von einem Pastell zu unterscheiden vermag. — Man hofft und harrt weiter und opfert dieser Hoffnung Lebensfreude und Glück, wie der Spieler, der mit dem letzten Geldstücke die Möglichkeit, den „großen Schlag" zu machen, sich zu retten versucht.

Und so vergehen die Jahre! — Zu alt und zu arm an Schwungkraft, um den Sprung in einen neuen Beruf zu wagen, führt der Künstler den Kampf weiter mit Verbitterung und Elend und dem Scheine äußeren Wohlstandes, — einen doppelt traurigen Kampf, weil er ihn ohne Hoffnung auf Sieg und auf ein Ende führt! Wenn man die Bücher der Rahmen-Fabrikanten aufschlagen, — die Listen der Steuer-Commission, die Acten der Vertrauensmänner in den Künstler-Unterstützungscassen und die Briefe an die Ausstellungsvorstände mit den Bitten um den Ankauf eines zu minimalstem Preise angebotenen Werkes als Documente vorlegen könnte, so würde dem Publicum ein Lied von Künstlerleid in die Ohren gellen, das um so trauriger klingen müßte, weil der Künstler selbst es ängstlich verschweigt.

Dann und wann aber hebt sich auch für das Auge der großen Menge der Vorhang von diesem sorglich gehüteten Bilde; dann und wann, wenn der letzte Schrei eines in Hunger und Elend Sterbenden, wenn der Knall eines Pistols ein Echo jenes grausamen Kampfes der Ideale mit der unbarmherzigen Wirklichkeit in weiteren Kreisen weckt, — dann schaut man mit erstauntem Auge auf die Aktschlüsse jener großen Tragödien, die sich an die Namen Schindler, Gabl, Schweinitz ꝛc. knüpfen; — man schüttelt den Kopf bei diesem Einblick in

Digitized by Google

die fremde Welt der Künstlerschaft, die man sich so viel heller und froher gedacht hat, — und kümmert sich nicht um jene unzähligen Trauerspiele, die sich leise und geräuschlos im stillen Kämmerlein abspielen und von denen jene großen mit einem Knalleffect abschließenden nur die Symptome sind.

Auch die Simon Blads kümmern sich nicht darum, sie, die Hunderttausende zur Verleitung für einen Beruf testiren, der eine Lotterie mit den denkbar geringsten Chancen auf das Herauskommen auch nur mit dem Einsatze bedeutet. Sie, die nie ein Bild, sei es auch zu herabgedrücktem Preise, gekauft und dadurch einen Künstler in seiner Existenz unterstützt haben, sie, die im Leben ihr Interesse für die Kunst darauf beschränkt haben, für 50 Pfennige Entré durch die Ausstellungen zu laufen und ihre Verlegenheit, ein Kunstwerk in Gutem oder Schlechtem zu würdigen, unter schnöden Witzen zu verstecken, — sie, die nie mit liebevollem Auge in eine Künstlerfamilie hineingeblickt haben, um zu sehen, wie ein Künstler lebt, strebt und duldet, sie werden fortfahren, ihr kunstfremdes Leben damit zu beschließen, daß sie sich den Heiligenschein eines Talmi-Mäcenatenthums um das Haupt legen, sie werden fortfahren, zu verderblicher Lockung Capital auf Capital zu häufen, um „junge Talente zu fördern", die ihnen dereinst vielleicht den beabsichtigten Segen mit dem Fluche über ein verfehltes Dasein danken werden, — statt daß sie das ihnen vertraute Geld nützlich und gut dazu anwenden sollten, fertigen Künstlern die Entfaltung ihres Talentes und ihre Existenz zu ermöglichen.

Ebenso wenig wie die Simon Blads mit ihren Testamenten werden die Akademie-Directoren damit aufhören, voll Hochgefühl die Häupter ihrer Schüler zu zählen und sie mit Hülfe der von jenen testirten Stipendien zu mehren, trotzdem sie von Künstlers Erdenwallen mehr wissen könnten, als die von Eitelkeit verblendeten Erblasser, die kunstfremd gelebt haben und kunstfremd gestorben sind.

Ohne Zweifel haben Staat und Gesellschaft eine gewisse moralische Verantwortung für die Existenz der Künstler, die sie groß gepäppelt und verhätschelt haben. Die Millionäre, die mit ihrem Gelde nicht wissen wohin, da sie es nicht mit in die Ewigkeit nehmen können, sollten ihre Capitalien für den Ankauf von Kunstwerken testiren, wenn sie nach ihrem Tode der Kunst zu dienen sich berufen fühlen. Man hilft denen, die in einer belagerten Festung eingeschlossen sind und täglich mit den Vorräthen an Brod und Wasser ihren Muth und ihre Kraft schwinden sehen, nicht dadurch, daß man neue Kämpfer in die Wälle hineinwirft, die Elend und Hunger mehren, sondern dadurch, daß man ihnen zu essen und zu trinken schafft, damit sie auf ihrem Posten ausharren und weiter kämpfen können! Man kaufe deßhalb die Kunstwerke für Staats- oder Privatgalerien, wo sie angesehen werden oder auch nicht, — man kaufe sie im Nothfalle für Crematorien, wo sie geruch- und geräuschlos verbrannt werden, — aber man kaufe sie!

Hier sollte einmal der Staat sein Princip der Unterthanen-Beglückung im Zwangswege zu allgemeinem Segen energisch zur Anwendung bringen! Er sollte zuerst die Annahme von Legaten für Schülerzwecke principiell ablehnen, um dadurch die auf die Züchtung von Künstlern hypnotisch gerichteten Gedanken unserer Krösuse gewaltsam auf die Pflicht der Unterstützung und Ernährung fertiger Künstler zu lenken. — Und er sollte des Weiteren die Thore der Akademieen durch strenge Aufnahmebedingungen und wiederholte Fähigkeitsnachweise zu Nadelöhr-Enge verkleinern, damit in Zukunft die Kunst-Kameele nicht mehr schaarenweise hindurch gehen, um an die Futterraufen der Stipendien zu gelangen, die eine trügerische und übel erziehliche Vorbereitung für die bevorstehende Reise durch die Wüste mit ihren Anforderungen an Entsagungsfähigkeit jeder Art bedeuten.

Die bis jetzt befolgte Praxis, junge Leute in Massen zur Kunst heranzulocken und ihnen fürsorglich die Wege zu ebnen, — denen aber, die ihre Kunst üben können und üben wollen, jede nennenswerthe Hülfe zu versagen, diese Praxis ist in erster Linie Schuld an den traurigen Verhältnissen auf künstlerischem Gebiete und muß früher oder später zu einem Zusammenbruche der Kunst führen!

Immermann's Bühnenleitung in Düsseldorf.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von Paul Seliger.

(Schluß.)

Der künstlerischen Auswahl der darzustellenden Stücke maß Immermann die größte Bedeutung bei. Er nannte ein poetisches Repertoire das A und O einer geistigen Bühne. In der Ueberzeugung, daß dem Theater nur dann wieder nach und nach aufgeholfen werden könne, wenn wie in früherer Zeit poetische Werke, die vor der Hand nur ein gewähltes Publicum für sich hätten, mit Consequenz festgehalten würden, suchte er einen Bestand wohleinstudirter, tüchtiger Stücke zu gewinnen, die gleichsam das Gerippe für den Aufbau des Repertoires bilden sollten.

Die mythische Helden-, die Staats- und Volkstragödie galt Immermann für den Grundpfeiler alles Dramatischen; die Geschichte war ihm die Trösterin der Menschheit, in ihr sollte der Dichter wurzeln. Ein historisches Trauerspiel könne indessen nur entstehen, „wenn der Dichter einen Stoff der Geschichte ergreift, welche für das Volk Geschichte ist, wenn er von den Ereignissen der Vergangenheit begeistert wird, die in den Freuden und Schmerzen der Gegenwart, in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Festen, in ihren Verwickelungen und Schulden noch nachklingen." In den „Persern" des Aeschylos, in den geschichtlichen Dramen Shakespeare's findet der Dramaturg solche Stoffe und Dichtungen. „Der Dichter hat die Mission, nicht etwa die Menschen mit dem Unbekannten bekannt zu machen — dazu ist die Wissenschaft vorhanden — sondern ihnen das Bekannte in ein Geheimniß zu verwandeln. Jetzt aber verhält sich die Sache oft umgekehrt: die Gelehrten poetisiren, und die Poesie thut gelehrt." Doch wollte Immermann die Historien Shakespeare's nicht Tragödie nennen. „Ich kann mir nicht helfen", schreibt er an Beer, „mir erscheint Vieles in Shakespeare's historischen Stücken nur wie dialogisirte Chronik und als weit unter dem Werthe seiner anderen Stücke stehend." Er stimmt hierin mit Laube überein, der die Vorführung der Historien gleichfalls nur als ein gelehrtes Experiment betrachtete. Wir finden von ihnen auch nur den „König Johann" auf dem Düsseldorfer Repertoire, und auch diesen hat Immermann für die Darstellung gründlich umgearbeitet.

Obgleich auch Immermann Shakespeare wegen seiner unvergleichlichen Charakteristik vorbildlich für die gesammte neuere Dramatik erschien, hielt er ihn jedoch auch sonst, durch Erfahrung belehrt, für die reale deutsche Bühne, für die Erschaffung eines nationalen Theaters eher schädlich als förderlich: das Ziel, nach dem unser Drama, wenn es noch eine neue Entwickelung erleben sollte, zu streben habe, sei ein anderes, leider ein ärmeres und beschränkteres als dasjenige, welches die englische Bühne in den Zeiten ihrer Vollkommenheit erreicht habe. Die Kräfte vergeudeten sich also eigentlich, ohne Früchte anzusetzen, wenn sie einem Stile und einer Auffassung nachjagten, welche trotz ihrer Schönheit uns doch ganz fremd seien. „Man muß einer Bühne einige Jahre gewidmet und eine Reihe Shakespeare'scher Dramen mit Liebe und Sorgfalt in Scene gesetzt haben, um zu wissen, wie diesen Dichtungen unter dem Zwange unserer Einrichtungen, auch

Digitized by Google

bei der achtsamsten Behandlung, der feinste Duft doch abgestreift wird und wie auch das, was von ihrem geheimen Zauber zwischen den Coulissen übrig bleibt, nur wenigen Ohren erklingt. Sei daher Shakespeare auch fernerhin der Liebling der Besten; aber gebe man endlich den Gedanken auf, ihn im eigentlichen Sinne des Worts bei uns auf den Brettern einheimisch zu machen oder gar eine der seinigen verwandte Herrlichkeit in unseren Tagen dichtend hervorzurufen!" Trotzdem wurden die Shakespeare'schen Stücke mit der allergrößten Sorgfalt vorbereitet und aufgeführt: „Hamlet", „Macbeth", „König Johann", „König Lear", „Der Kaufmann von Venedig", „Romeo und Julia", „Othello" und „Julius Cäsar" gelangten an zusammen fünfzehn Abenden zur Darstellung.

Große Anfeindungen hatte Immermann wegen der Aufnahme Calderon's in das Repertoire zu erdulden: man warf ihm vor, er habe die deutsche Bühne dem durch krassesten Katholicismus und Byzantinismus verderbten spanischen Nationalcharakter ausgeliefert. Aber es war Immermann's Bestreben, das Publicum für echte und wahre Poesie, in welchem Gewande sie sich immer zeigen mochte, empfänglich zu machen, und deßwegen konnte er sich durch culturgeschichtliche, politische und religiöse Bedenken nicht abhalten lassen. Calderon war schon von Goethe in Weimar, dann in Berlin, in Wien und an anderen hervorragenden Bühnen auf die Bretter gebracht worden, und Immermann benutzte die spanischen Dramen auch noch zu demselben Zwecke wie Goethe die französischen Stücke, nämlich zur Erziehung der Schauspieler, da die ursprünglichen Versmaße, in denen sie gegeben wurden, in hohem Grade die Kunst der Recitation erforderten.

Von Goethe wurden „Stella", „Egmont", „Clavigo", „Faust", „Iphigenie" und „Die Geschwister" aufgeführt, von Schiller „Maria Stuart", „Wallenstein's Tod", „Die Jungfrau von Orleans", „Don Carlos", „Die Räuber", „Kabale und Liebe", „Fiesco", „Die Braut von Messina". Lessing ist vertreten durch „Emilia Galotti", „Minna von Barnhelm" und „Nathan der Weise", Kleist durch „Das Käthchen von Heilbronn", „Prinz Friedrich von Homburg" und „Die Familie Schroffenstein".

Was die scenischen Einrichtungen betrifft, so überragte Immermann alle Dramaturgen, welche bisher an deutschen Theatern gewirkt hatten. Seine Einrichtungen sind die Ergebnisse eines echten dichterischen Schaffens. Maßgebend war auch hier der Stil der dramatischen Werke. Die architektonische Gestalt der modernen Bühne erschien Immermann als höchst unvortheilhaft, insbesondere für die Darstellung Shakespeare'scher Stücke. Er erkannte, daß die Zerrissenheit und mangelhafte Technik des britischen Dichters nur eine scheinbare sei und aus unseren scenischen Einrichtungen entspringe. Von Tieck angeregt, trug er sich daher frühzeitig mit dem Plane, die altenglische Bühne, die Alles nur andeutete, neu zu beleben. Der Gedanke an diese Reform tauchte in den Plänen Immermann's stets wieder auf, und das Unternehmen wurde wirklich ausgeführt, indem die Düsseldorfer Künstler und andere Dilettanten Shakespeare's Lustspiel „Was Ihr wollt" auf einer nach dem altenglischen Muster erbauten Bühne darstellten. Immermann beschreibt sie uns folgendermaßen: „Die moderne Bühne bildet den Wechsel des Schauplatzes durch Verwandlungen ab und sucht — besonders in neuester Zeit — durch alle Kräfte illusorischer Decorationsmittel den Schauplatz in täuschendster Vergegenwärtigung den Zuschauern unter die Augen zu bringen. Die unsrige entsagte allen Ansprüchen auf diese Täuschung, die man Naturwahrheit nennt; sie ruhte auf dem Grundsatze, daß im Drama die menschliche Handlung Hauptsache und der Schauplatz Nebensache ist, und wollte eben nichts weiter sein als ein leicht andeutendes Gerüst. Sie verzichtete auf Verwandlungen, welche die Phantasie mehr verwirren als beleben und der Handlung fast nur ein herabziehendes Gewicht anhängen. Sie stellte den Scenenwechsel nur dadurch her, daß sie in zwei Theile sich zerlegte, nämlich in den vorderen breiten Raum, welcher Freies darstellte, und den hinteren kleinen, durch einen Vorhang verschließbaren, auf Stufen erhöhten Raum, der zu den Scenen, die in einem Inneren — Zimmer, Saal und dergleichen — vorgingen, benutzt wurde." Die Anregung Immermann's blieb ohne Nachwirkung, bis im Jahre 1889 die Shakespeare-Bühne in München eingerichtet wurde, die sich außer bei Shakespare'schen Stücken bei „Götz von Berlichingen" und der „Jungfrau von Orleans" bewährt hat.

Am 8. December 1832 wurde das Theater mit einem Prologe von Immermann und „Donna Diana" eröffnet. Der Dichter hatte die Absicht gehabt, ein Vorspiel zu schreiben, aber „da der Beginn des Theaters mit der gewöhnlichen derossischen Verwirrung eingeleitet wurde und über Hals und Kopf angefangen werden mußte", wurde aus dem Vorhaben nichts.

Die erste Subscriptionsvorstellung, „Emilia Galotti", fand am 1. Februar 1833 statt. Alles war wochenlang darauf gespannt; die Freunde des Alten schalten auf diese erste „Mustervorstellung" und auf die Neuerer, die alles dasjenige verbessern wollten, an dem man sich seit Menschengedenken erfreut hatte. Vielen schien die Wahl des Stückes keine glückliche. Immermann hatte es wohl deßhalb für die erste Vorstellung erkoren, weil er glaubte, an diesem schulgerechten Drama die systematische Erziehung der Schauspieler am passendsten beginnen zu können. Er selbst mochte das Stück nicht. „Die Consequenz und der strenge Verstand in Anlegung und Durchführung der Handlung ist bewunderungswürdig", schreibt er, „allein die Handlung selbst! Sie ist so ohne alle Würde und Poesie, und über dem dürftigen Ganzen schwebt ein so trüber, winterlicher Hauch." Der Eindruck der Vorstellung war gewaltig. Im vollen Hause war stürmischer Beifall ausgebrochen; zum Schluß wurden Alle gerufen, und der Darsteller des Prinzen erklärte, daß Immermann die Ehre des Abends gebühre. Dieser selbst war erstaunt über „das feine, leichte, edle, wie Stahl und Eisen ineinander greifende Spiel".

Die vierte und letzte Subscriptionsvorstellung in der Spielzeit war „Prinz Friedrich von Homburg", der am 25. April 1833 gegeben wurde. Auch diese Vorstellung wurde außerordentlich günstig aufgenommen. Immermann schreibt darüber an seinen Bruder, es sei zum Jubel gekommen und selten wohl sei eine Bühne freudiger geschlossen worden. „Die Richtigkeit meiner Methode steht mir jetzt unumstößlich fest, denn das Alles ist im Laufe weniger Monate mit einer zusammengelaufenen Gesellschaft, wobei sich kein einziges ausgezeichnetes Talent befand, möglich geworden."

Der glänzende Verlauf der Mustervorstellungen hatte den Ruf der Düsseldorfer Bühne weithin verbreitet. Um so jämmerlicher erschienen denjenigen, welche das Theater besuchten, die Alltagsaufführungen. Aber Immermann betrachtete seinen Erfolg nur als Ansporn zur weiteren Thätigkeit. Auf seine Anregung wurde Felix Mendelssohn-Bartholdy als Dirigent der Oper angestellt und so auch für eine bessere Pflege derselben der Grund gelegt.

In der Spielzeit 1833/34 wurden die Vorstellungen am 17. November mit der Oper „Zampa" eröffnet. Am 19. December kam es bei Gelegenheit der Aufführung zu einem großen Theaterscandale. Die Opposition im Publicum benutzte die Erhöhung der Eintrittspreise zu lärmenden Störungen. „Nachdem der grand scandale angefangen hatte," schreibt Mendelssohn, „der Vorhang drei Mal gefallen und wieder aufgezogen worden war, nachdem sie das erste Duett des zweiten Aktes durchgesungen hatten, ohne vor Pfeifen, Trommeln und Brüllen gehört worden zu sein ... und der Vorhang zum vierten Male fiel, wollte ich meinen Stock hinlegen oder ihn wahrhaftig lieber den Kerls an den Kopf

Digitized by Google

werfen." Doch beruhigte man sich allmälig, die Vorstellung konnte zu Ende geführt werden, und am Ende wurden sogar Alle hervorgerufen, ohne daß aber Jemand erschien. Immermann wurde vor Aerger krank; Mendelssohn aber erlustigte sich über „das lebendige Volk in Düsseldorf". „Besonders ist mir's lieb," schreibt er, „daß die Sänger, die, wie ich höre, Anfangs gegen diese Mustervorstellungen und mich persönlich gestimmt waren, sich jetzt für mich todtschlagen lassen und die Zeit gar nicht erwarten wollen, bis ich wieder eine Oper gebe."

Anfang März 1834 richtete die Actiengesellschaft, in die sich der Theaterverein verwandelt hatte, ein vom Prinzen Friedrich und sämmtlichen Honoratioren Düsseldorfs unterzeichnetes Schreiben an Immermann, in dem ihm die Intendanz einer neuen städtischen Bühne angeboten wurde. Er war gerade um diese Zeit über manche Vorkommnisse arg verstimmt, und es schien ihm, als habe er zwei Jahre lang leeres Stroh gedroschen. Er schreibt darüber in sein Tagebuch: „In dieser Angelegenheit wogt Vertrauen und Mißtrauen, ganz angenehmes und höchst unleidliches Wesen wild durcheinander." Er antwortete denn auch ziemlich kühl, daß er das Anerbieten ablehnen müsse, wenn das Personal nicht dauernd zusammengehalten werden könne. Er betonte, daß er das Gesammtspiel für das Nothwendigste halte, dieses aber ohne festes Repertoire und systematisch geschulte Kräfte nicht erzielt werden könne. Außerdem wahrte er sich das Recht, den Spielplan festzustellen.

Nun kam für ihn eine Reihe zerstreuter „Arbeits-, Schreibe- und Sorgenmonate". Er wurde derart mit Geschäften überhäuft, daß er das Gefühl hatte, als „habe sich seine Seele gänzlich in die äußere Haut gezogen". Nach der Rückkehr von seinem Herbsturlaub begann er sofort mit den Vorbereitungen für den Winter. Das Geschäftliche der Uebernahme wurde durchgeführt, das Personal ergänzt und erneuert, das Repertoire festgestellt, Verwaltungsfragen erledigt, Neu- und Anbauten an das Theater durchgesetzt.

Schwerer als alle die kleinlichen Leiden eines Theaterdirectors wirkten auf Immermann die Mißhelligkeiten mit Mendelssohn, die jetzt begannen und im nächsten Herbst zum völligen Bruche führen sollten. Mendelssohn mochte sich unter den engen Verhältnissen wohl nicht am rechten Platze fühlen, er wurde verdrießlich, und es kam oft zu erregten Scenen zwischen ihm und Immermann. Die Lage wurde unhaltbar, und am 2. November 1835 erklärte der Componist seinen Rücktritt, ein Ereigniß, das Immermann heftig erregte und ihm sehr harte Worte über seinen bisherigen Freund in den Mund legte.

Am 10. September 1834 richtete der Verwaltungsrath der Actiengesellschaft ein Schreiben an Immermann, worin er ihn unter der schmeichelhaftesten Anerkennung seiner Verdienste ersuchte, die Intendanz des Stadttheaters als städtischer Beamter vorläufig auf fünf Jahre zu übernehmen. Er lehnte diesen weitgehenden Vorschlag ab, erbot sich aber zur Führung der Intendanz auf ein Jahr, ohne seinen Abschied aus dem Staatsdienste zu nehmen. Er erhielt auch vom König einen einjährigen Urlaub und die Erlaubniß, an der Direction des Düsseldorfer Stadttheaters, jedoch ohne den Titel eines Intendanten und ohne das Verhältnis eines städtischen Beamten theilzunehmen.

Am 28. October wurde die Bühne mit einem Vorspiele von Immermann, „Kurfürst Johann Wilhelm im Theater", und der darauffolgenden Darstellung von „Prinz Friedrich von Homburg" eröffnet. Am 2. November wurde „Macbeth" gegeben. Ursprünglich sollte das Drama in der Tieck'schen Uebersetzung aufgeführt werden. Immermann aber erwog, daß seine Schauspieler diese Verse noch nicht bewältigen würden, und er entschied sich für Schiller, bearbeitete aber das Stück durchgreifend.

Am 28. December gelangte „Hamlet" zur Aufführung. Die Darstellung war trefflich, besonders in Anbetracht der kurzen Zeit, die man auf die Vorbereitung verwandt hatte. Von Immermann's Geschick in der Inscenirung legt die Einrichtung des Auftritts im dritten Act, wo der Geist erscheint, sprechendes Zeugniß ab. Gewöhnlich wurde die Scene an anderen Theatern so gegeben, daß Hamlet ein Doppelporträt beider Brüder in der Hand hielt und der Geist seines Vaters über die Bühne schritt. Bei Immermann hingen lebensgroße Bildnisse der beiden Könige an der Hinterwand. Als nun Hamlet auf die Bilder deutete, verschwand das Porträt des alten Hamlet, und im Rahmen hinter einem weißen Flor erschien seltsam beleuchtet der Geist in funkelnder Silberrüstung. Als er verschwinden sollte, rollte nur das Porträt wieder vor.

Am 8. März 1835 fand die Vorstellung von „Wallenstein's Tod" statt. Bereits im Februar 1834 hatte Immermann eine kühne und einschneidende Bearbeitung des Schiller'schen Stückes unternommen. Der letzte Aufzug der „Piccolomini" wurde als erster herübergenommen und „alles Sentimentalische und Müßige hinausgestrichen". Alles Licht fiel auf Wallenstein, und Max trat in Folge dessen zurück. Unsere Zeit verlangt mit Recht mehr Achtung vor dem geistigen Eigenthum unserer großen Dichter und dürfte schwerlich einem Dramaturgen gestatten, die Hinterlassenschaft dieser zu solchen Experimenten zu benutzen, wie es damals allgemein üblich war. Die Darstellung war eine durchaus gelungene. Wie Immermann die Scenerie behandelte, ersehen wir aus seinen eigenen Worten: „Ich ließ den sternentrunkenen Helden von Sternen einführen und zum Tode geleiten. Im ersten Akt standen im astrologischen Thurm wirklich die Planetenbilder ‚seltsam beleuchtet', und über jedem schwebte ein Stern, wie sie denn am Himmel sind, roth über dem Mars, blaugrün über der Venus, weißglänzend über Mercur, gelblich über Jupiter, bleifarbig über Saturn. — Wie der schwedische Oberst kommen sollte, zog Wallenstein den Vorhang vor das Heiligthum, und nachher machte es einen schönen Effect, wie die Terzky bei den Worten: „. . . um Dich herum gestellt in stummen ahnungsvollen Zeichen die sieben Herrscher des Geschicks!' den Vorhang wieder hinwegriß und die Planeten nun bis zum Aktschluß sichtbar blieben." Andere bedeutende Vorstellungen in dieser Spielzeit waren Calderon's „Das Leben ein Traum", Goethe's „Stella", Shakespeare's „König Johann" und „Komödie der Irrungen", Molière's „Arzt wider Willen", und Immermann's „Alexis".

Trotz dieser künstlerischen Erfolge waren die materiellen Ergebnisse sehr wenig zufriedenstellend: mehrere Monate war man gezwungen gewesen, die Vorstellungen vor meist leeren Häusern zu geben, so daß Ende Juni von dem ursprünglichen Actiencapitale von 10000 Thalern schon beinahe 7000 Thaler zugesetzt worden waren. Dazu kamen die Kosten der geplanten Verlegung der Bühne nach Elberfeld mit etwa 1200 Thalern, so daß für den Wiederbeginn der Vorstellungen in Düsseldorf nur etwa 1800 Thaler übrig blieben. Da sich mit so geringen Mitteln die Bühne nicht weiter führen ließ, richtete Immermann Anfang Juli eine Eingabe an den König behufs Gewährung eines Zuschusses. Der Schritt blieb ohne Erfolg, ja, als im November die Vorstellungen in Düsseldorf wieder aufgenommen wurden — von Ende Juli bis Mitte November hatte man in Elberfeld gespielt, leider mit einem Fehlbetrage von über 1000 Thalern —, traf das Unternehmen ein vernichtender Schlag: Immermann wurde die Verlängerung des Urlaubs verweigert. Am 12. Januar 1836 trat er wieder in das Landgericht ein, ließ aber trotzdem die Bühne nicht im Stich, sondern kam den Pflichten seines Doppelamtes mit fast übermenschlicher Anstrengung, der selbst seine Riesenkraft auf die Dauer nicht gewachsen war, nach. Seine Gesundheit wurde untergraben, seine Spannkraft gelähmt. „Auf der einen Seite übersteigt die Arbeit neben dem Dienstgeschäfte fast das Maaß der

Digitized by Google

menschlichen Kräfte", schreibt er, „auf der anderen Seite schrecke ich vor dem Gedanken zurück, das Einzige, was meinem Leben nach außen und gegen die Wirklichkeit hin noch einigermaßen Gestalt giebt, aus der Hand zu geben". Die materiellen Erfolge waren trotz der vortrefflichen Darbietungen auch diesen Winter ausgeblieben, und als der Verwaltungsrath eine größere Rücksicht auf den Stand der Casse forderte, fühlte sich Immermann dadurch so verletzt, daß er den Entschluß aussprach, sich von der Leitung der Bühne zurückzuziehen.

Am 16. September wurde das Theater in Gegenwart des Kronprinzen, der eine Rheinreise machte, mit einem Vorspiele von Immermann „Das Mädchen aus der Fremde" und Calderon's „Richter von Zalamea" eröffnet. Die hervorragendsten Vorstellungen weiterhin waren: „Der Kaufmann von Venedig", „Der wunderthätige Magus", „Othello", „Die Räuber", „Semiramis oder die Tochter der Luft", „Die Familie Schroffenstein", „Julius Cäsar", „Griseldis". Die letztgenannte war zugleich die letzte des Düsseldorfer Stadttheaters. Immermann schreibt darüber an Friedrich Halm: „Ich hatte mir immer vorgesetzt, den Untergang unserer Bühne mit Ihrem Morgenrothe zu verschönen; und so ist es denn auch gekommen." Darauf erwähnt er die begeisterte Haltung des Publicums und fährt dann fort: „Sie fühlten nun alle, was untergehe, und daß die Poesie hier auf lange Zeit zu Grabe getragen werde. Die Klage war und ist allgemein.... Während sie die Fülle der Erscheinungen umdrängt, pflegen sie sich wie die Kinder zu betragen, die auch nie ungezogen sind, als wenn man ihnen eine Freude machen will; wenn sie denn nur nachher vernünftig sind!"

Immermann selbst wurde schmerzlich durch den Fall seiner schönen Schöpfung getroffen, welcher er eine Reihe der besten Jahre geopfert hatte. Eine Hand voll grauer Haare nennt er seinen Gewinn, und tiefe Schwermuth spricht aus seinen Worten, wenn er an seinen Bruder schreibt: „Aus dem Bühnenschiffbruch bin ich auch noch so mit blauem Auge gekommen. Zwar haben sie mich tüchtig mit gutsagen und bezahlen lassen, indessen habe ich doch die Aussicht vor mir, durch zweijährigen literarischen Fleiß die auf mich fallenden Einbußen zu decken. Und was die Hauptsache, die Ehre ist in salvo geblieben!" Und an anderer Stelle ruft er aus: „Immerhin, das Düsseldorfer Theater falle, so fällt es wie ein Held mit Ehren; man kann nie wissen, welchen Impuls anderer Orten eine intellectuelle Erscheinung giebt, wenn sie selbst auch verschwindet." Denselben Gedanken sprach er in dem Epilog aus, mit dem das Theater geschlossen wurde:

„Wenn die Bühne
In ihrer Kraft und Frische, jugendlich,
Dem Dienst der Göttertochter Poesie
Sich weih'nd, hier untergeht,
Ist's nicht im Grund ein Heil? Der Tod galt stets
Noch für den glücklichsten, der an die Kraft,
Die ungeschwächte, rasch die Sichel legt,
Der trifft, noch eh' das Leben allgemach
Bewußtsein, Muth und Sinne ausgelöscht."

Zu spät sollte dem Dramaturgen die ihm gebührende Anerkennung zu Theil werden: Friedrich Wilhelm IV. wollte ihn nach seiner Thronbesteigung zum Intendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin ernennen, doch Immermann starb, ehe der Plan zur Ausführung kommen konnte, am 25. August 1840.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Berühmtheit.

Von Anton Tschechow.

Der Fahrgast der ersten Classe, der eben in der Bahnhofsrestauration eine reichliche Mahlzeit eingenommen hatte und von dem Wein in einen leichten Rausch gerathen war, streckte sich auf dem Sammtpolster nieder und schlummerte langsam ein. Nachdem er sich so fünf Minuten der Ruhe hingegeben hatte, blinzelte er ein wenig sein Gegenüber an, lächelte und begann:

„Mein Vater hatte es gern, wenn nach vollendeter Mahlzeit ihm die Frauen die Sohlen kitzelten. Es geht mir beinahe wie ihm, nur mit dem Unterschiede, daß ich mir gern das Gehirn und die Zunge kitzle, indem ich plaudere. Ist es vielleicht erlaubt, mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten?"

„Gewiß gern," sagte das Gegenüber.

„Nach einer guten Mahlzeit bedarf es nur einer Kleinigkeit, um allerhand Gedanken in mir wachzurufen. Sie haben doch gewiß die beiden jungen Leute vorhin am Buffet bemerkt, haben Sie gehört, wie der eine dem anderen Glück gewünscht hat? ‚Meine herzlichste Gratulation,' sagte er. ‚Eine bekannte Persönlichkeit sind Sie ohnehin schon, und nun fangen Sie noch an, sich die Berühmtheit zu erringen!' Dem Anscheine nach waren es Schauspieler oder Reporter. Nun also, mein Herr, beschäftigt mich diese eine Frage: Was verstehen die Leute unter Ruhm oder Berühmtheit? Darf ich um Ihre Ansicht bitten? Nach den Aussagen von Puschkin ist der Ruhm ein bunter Fleck auf einem alten Kleide. Wir fassen es alle nach der Puschkin'schen Art auf, d. h. der eine mehr der andere weniger genau, aber Niemand kann eine klare bestimmte Auslegung geben. Ich selbst würde sehr viel für eine solche Deutung geben."

„Und aus welchem Grunde möchten Sie durchaus eine solche Erklärung haben?"

„Wenn wir uns einmal über das Wesen der Berühmtheit aussprächen, würden wir schon ein Mittel finden, uns darüber klar zu werden. Ich selbst muß Ihnen gestehen, daß ich in meiner Jugend mit ganzer Seele nach der Berühmtheit strebte. Ich arbeitete, hungerte, schlief nicht und zerrüttete meine Gesundheit. Und ohne unbescheiden zu sein, kam es mir wirklich vor, als ob ich die Gaben dazu hätte. Wohl zwanzig der schönsten Brücken in Rußland habe ich in meinem Leben gebaut, drei Städte mit Wasserleitung versehen, in Rußland, in Belgien und England viel Schönes geschaffen. Dann habe ich Manches geschrieben, namentlich Artikel, die mein Fach betreffen. Und zuletzt hatte ich schon als Kind die Schwäche für Chemie und habe es so weit gebracht, einige Mittel zur Erzeugung organischer Säuren zu entdecken, so daß Sie meinen Namen in den Lehrbüchern der Chemie finden. Bis zum Staatsdienst habe ich mich hinaufgeschwungen, bin Staatsrath geworden und meine Dienstliste ist tadellos. Nun aber will ich Sie nicht länger mit meinen Verdiensten belästigen und nur noch bemerken, daß ich mehr geleistet habe, als manche ‚Berühmtheit'. Was ist aber die Folge davon? Ich bin jetzt alt geworden, kann nächstens mal sterben, und doch bin ich unbekannter als der Hund, der dort oben auf dem Wall herumspringt."

„Das können Sie ja nicht wissen? Sie sind vielleicht sehr berühmt."

„Na, machen wir gleich die Probe. Haben Sie jemals den Namen Krikunow gehört?"

Das Gegenüber schaute zur Decke hinauf, besann sich und schüttelte verneinend den Kopf. „Diesen Namen habe ich allerdings noch nicht gehört," erwiderte er.

„Das ist mein Name. Sie sind doch ein erfahrener, gebildeter Mann, und nun geben Sie mir wieder einen Beweis meiner Unberühmtheit. Freilich habe ich auch den Fehler gemacht, die Berühmtheit nicht am richtigen Fleck anzufassen, ich machte es immer wieder verkehrt."

„Welches wären denn die richtigen Mittel, meinen Sie?"

„Das kann nur der Teufel wissen. Sie wollen vielleicht behaupten Talent, Genie, Originalität? Keine Idee, mein Herr, mit mir zugleich haben Leute gelebt und sind emporgekommen, obwohl sie hohl, unbedeutend und schlecht waren. Sie haben viel weniger als ich gearbeitet, konnten auch nicht aus ihrer Haut heraus, hatten keine glänzenden Talente, waren nicht ehrgeizig und was sind sie jetzt? Man findet ihre Namen in allen Zeitungen und Unterhaltungen. Nur ein Beispiel, wenn es Sie nicht langweilt. Vor einigen Jahren baute ich eine Brücke in der Stadt K. Ich langweilte mich dort natürlich scheußlich. In meiner Verzweiflung fange ich ein Verhältniß an mit einer kleinen Sängerin. Alle waren entzückt von ihr, aber meines Erachtens war sie nur ein ganz gewöhnliches Dutzendwesen, wie es deren so viele giebt. Ein leeres, einfältiges und geldgieriges Geschöpf. Ihr Leben war eine ununterbrochene Reihe von physischen Verrichtungen. Sie aß und trank viel, schlief den ganzen Tag bis fünf Uhr Abends, und das war alles. Ihrem Berufe nach gehörte sie zur Halbwelt, aber aus Höflichkeit nannte man sie Schauspielerin und Sängerin. Ich war früher ein begeisterter Theaterfreund, hatte kein objectives Urteil dar-

Digitized by Google

über, und dieses verruchte Spiel mit dem Künstlerinnenberuf entrüstete mich. Sich Schauspielerin oder gar Sängerin zu heißen, dazu hatte diese Tingeltangelöse ebensowenig Recht, als sich Frau Schlossermeisterin oder Unterofficierswittwe zu tituliren. Sie war ein ganz hohles und einfältiges Wesen. So viel ich davon verstehe, sang sie schauderhaft, und der ganze Reiz dieser Kunst bestand darin, daß sie mit den Beinen zu zappeln verstand und gar nicht verlegen wurde, wenn man sie in ihrem Ankleidezimmer besuchte. Wenn sie auftrat, wählte sie schlecht übersetzte Singspiele und immer solche mit einer Hosenrolle. Mit einem Worte — pfui! Kurz vor Vollendung meiner Arbeit machte ich ihre Bekanntschaft. Nun aber passen Sie auf! So lebhaft, als ob es heute wäre, erinnere ich mich noch der feierlichen Einweihung der neuen Brücke. Da gab es eine kirchliche Feier, Reden, Depeschen u. s. w. Ich drängte mich immer um mein Kind herum, als dessen stolzer Erzeuger, und konnte mich vor Aufregung gar nicht fassen. Die Sache liegt längst hinter mir und Bescheidenheit wäre also übel angebracht, darum darf ich Ihnen wohl gestehen, daß meine Brücke großartig aussah. Das war keine Brücke, sondern ein lebendiges Wesen, etwas Ideales, etwas für Feinschmecker. Jeder Balken schien zu leben und das Geländer blendete einen. Auch der Satan hätte es nicht künstlerischer machen können, zumal nicht für so wenig Geld, wie mir angewiesen war. Meine Aufregung war um so größer, als sich die ganze Stadt zur Eröffnung des Verkehrs einfand. Ich dachte: Na, jetzt wird dich das Publicum gar nicht mehr in Ruhe lassen. Wohin könnte ich mich wohl verstecken? Unnütze Aufregung, mein Herr. Außer den officiellen Herrschaften beachtete mich Niemand auch nur im geringsten. In Massen stehen sie am Ufer, sehen die Brücke an wie die Schafe, aber um den Erbauer kümmert sich kein Mensch. Mit einem Mal geräth das Publicum in Aufregung. Es wird geflüstert, gelächelt, man zuckt die Schultern. Gewiß hat man mich entdeckt, denke ich. Ach, warum nicht gar! Durch die Menge drängt sich meine Sängerin mit einem Schwanz von Müßiggängern, und diesem erbaulichen Zuge folgen die Blicke. Man vernimmt ein tausendstimmiges Flüstern: ‚Das ist die und die! Wie hübsch sie ist! Ach, und die Diamanten!‘ Da erst wurde ich bemerkt. Zwei Stutzer, offenbar Verehrer theatralischer Künste, nach ihren kahlen Köpfen und niedrigen Stirnen zu urtheilen, erblicken mich, stoßen sich gegenseitig an und flüstern: ‚Das ist ihr Liebhaber! Was sagen Sie dazu?‘ Und irgend ein Scheusal im Cylinder, unrasirt und mit spitzem Kinn, wandte sich zu mir und fragte:

„Kennen Sie die Dame dort am Ufer? Das ist die und die, ihre Stimme ist unter der Kanone, aber sie versteht sie zu verwerthen. Sie hat große Manieren und Eleganz.“

„Können Sie mir vielleicht sagen, wer die Brücke gebaut hat?“ fragte ich.

„Das weiß ich wirklich nicht,“ antwortete der Kerl, „irgend so ein Ingenieur.“

„Und wer hat die Kirche dort erbaut?“

„Auch das weiß ich nicht.“

Weiter fragte ich ihn noch, wer hier für den ersten Gelehrten gilt, wer den städtischen Anzeiger herausgiebt, aber auf alle diese Fragen konnte mir der Mann keine Auskunft geben.

„Aber nun sagen Sie mir bitte, wen hat diese Sängerin zum Liebhaber?“

„Einen Ingenieur, einen gewissen Krikunow.“

„Ist es wahr, daß sie einen falschen Zopf hat?“

„Das ist nicht wahr!“ fuhr der Kerl auf, „das ist Lüge, Verleumdung!“ — Na, mein Herr, was sagen Sie dazu?

„Das sind eben Idioten.“

„Aber weiter! Minnesänger und Barden giebt es heutzutage nicht mehr, und berühmt wird man nur noch durch die Zeitung. Am Tage nach der Brückeneinweihung greife ich nach dem Anzeiger und suche darin meinen Namen. Lange lasse ich meine Blicke über alle vier Seiten fliegen und endlich habe ich es! Hurrah! Ich lese: Gestern bei dem herrlichsten Wetter feierte eine große Volksmenge in Gegenwart des Chefs unseres Gouvernements und anderer hoher Persönlichkeiten die Einweihung der neuen Brücke u. s. w. Zum Schluß aber las ich: Der Einweihung wohnte unter Anderen der Liebling unseres Publicums bei, die durch ihre Schönheit glänzende talentvolle Künstlerin so und so. Daß ihr Erscheinen Aufsehen verursachte, versteht sich von selbst. Die Diva trug eine herrliche Toilette u. s. w. — Und von mir nicht ein Wort, nicht ein halbes! Es mag Ihnen ja kleinlich erscheinen, aber ich gestehe offen, aus Aerger weinte ich. Schließlich beruhigte mich der Gedanke, daß die Provinz ja dumm ist, und daß man seine Berühmtheit in den Mittelpunkten der Intelligenz suchen muß. Gerade um diese Zeit hatte ich in Petersburg eine Arbeit eingereicht und der Tag der Preisvertheilung nahte. Ich verließ also K. und fuhr in die Residenz. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich kein Tugendheld bin und mir nicht gern einen kleinen Scherz versage. Von K. bis Petersburg ist ein weiter Weg, und um mich nicht zu langweilen, nahm ich mir ein besonderes Coupé und natürlich auch meine Sängerin mit! Während der ganzen Fahrt aßen wir, tranken Sekt und erreichten recht vergnügt den Mittelpunkt der Intelligenz. Ich kam just zur Preisvertheilung und hatte das Glück, einen Triumph zu feiern. Meine Arbeit hatte den ersten Preis gewonnen. Am folgenden Tage gehe ich auf den Newsky und kaufe mir für 70 Kopeken Zeitungen. Dann stürme ich in mein Hôtel zurück, werfe mich auf das Sopha und fange vor Aufregung zitternd zu lesen an. Ich sehe eine Zeitung durch — nichts! Ich überfliege die zweite — wieder nichts! Endlich in der vierten finde ich folgende Notiz: ‚Gestern traf in Petersburg mit dem Eilzuge aus der Provinz die berühmte Künstlerin so und so ein. Sie ist ja den Petersburgern durch ihre vorjährigen Erfolge auf der Bühne des N.'Clubs hinlänglich bekannt. Wir stellen mit Vergnügen fest, daß das südliche Klima sehr wohlthätig auf unsere Verehrte eingewirkt hat. Ihre herrliche Bühnenerscheinung‘ u. s. w. Ich erinnere mich nicht, was noch weiter folgte. Ganz unten auf der Seite fand ich aber in kleinster Schrift: ‚Gestern hat bei der Preisvertheilung der Ingenieur so und so den ersten Preis erhalten.‘ Das war Alles! Und obendrein war mein Name noch verunstaltet, statt Krikunow: Klrkunow. Da haben Sie nun den Mittelpunkt der Intelligenz, aber das ist noch nicht Alles. Als ich einen Monat später Petersburg verließ, sprachen alle Zeitungen nur noch von unserer hochbegabten, unvergleichlichen göttlichen Künstlerin und meine Geliebte wurde nur noch bei ihrem Taufnamen genannt!

Einige Jahre später war ich in Moskau. Ein eigenhändiger Brief des Stadthauptmanns hatte mich dahin berufen. In meiner freien Zeit hielt ich fünf öffentliche Vorträge zu einem wohlthätigen Zweck im Museum. Man sollte glauben, auf solche Art in einer Stadt bekannt zu werden, wäre es auch nur für die Dauer von drei Tagen. Aber o weh! Kein einziges Blatt erwähnte meiner. Man sprach nur von Feuersbrünsten, von der neuen Operette, von schlafenden Abgeordneten und betrunkenen Kaufleuten — von allem Möglichen, nur nicht von meiner Arbeit, meinen Plänen. Da fahre ich einmal auf der Pferdebahn. Der Wagen ist voll — Damen, Militärs, Studenten, von jeder Gattung ein Pärchen. Ich sagte zu meinem Nachbar, so laut, daß es alle hören konnten: ‚Man hat mir erzählt, daß der Stadthauptmann in der und der Sache einen Ingenieur berufen. Ist Ihnen vielleicht dessen Name bekannt?‘ Der Nachbar schüttelte den Kopf. Die Uebrigen sahen mich flüchtig an. Alle Blicke sagten mir, wir kennen den Ingenieur nicht.

Ich fuhr aber fort: Man erzählte mir, daß Jemand im Museum Vorträge hält, und sie sollen sehr interessant sein. — Niemand nickte auch nur mit dem Kopf. Es war mir klar, daß keiner etwas von den Vorträgen gehört hatte, und die Damen wußten nicht einmal, daß es ein Museum gäbe. Und nun stellen Sie sich vor, mein Herr: Plötzlich springt das Publicum auf und stürzt zu den Fenstern. Was giebt's? Was ist? ‚Da sehen Sie,‘ ruft mir mein Nachbar zu, ‚dort jener Brünette in der Droschke! Das ist der berühmte Schnellläufer King.‘ Der ganze Waggon erging sich nun über die Schnellläufer, die damals ganz Moskau beschäftigten. Ich könnte Ihnen noch viele andere Beispiele anführen, aber ich glaube, diese beiden genügen Ihnen. Nun werden Sie mir aber wohl erwidern, daß ich über meine Person in einem Irrthum befangen, ein Prahlhans und sogar ein Idiot bin, aber ich könnte Ihnen noch eine Menge durch ihre Begabung und ihren Fleiß bemerkenswerthe Männer nennen, die gleichwohl unbekannt gestorben sind. Und im Gegensatz zu diesen Leuten von wirklicher Bedeutung könnte ich Ihnen hunderte von Bänkelsängerinnen, Akrobaten und Spaßmacher nennen, die sogar jeder Säugling kennt.“

Die Thür wurde aufgerissen, ein Luftzug machte sich fühlbar, und herein trat ein finster aussehender Herr im Mantel, mit blauer Brille und Cylinderhut. Der Ankömmling sah sich die Plätze an, schnitt ein Gesicht und ging weiter.

„Wissen Sie, wer das ist,“ flüsterte Jemand aus einer entfernten Ecke. „Das ist der berühmte Falschspieler X. aus Tula, der in Sachen der N'schen Bank vor Gericht citirt ist.“

„Da haben Sie 's!“ rief der Fahrgast dem Nachbar zu. „Den Tulaer Falschspieler kennt er, aber fragen Sie ihn einmal, ob er unseren größten Maler oder Dichter kennt, und da werden Sie sehen, wie er den Kopf schütteln wird!“

Eine Pause von drei Minuten entstand.

„Und nun erlauben Sie mir meinerseits die Frage,“ sagte schüchtern das Gegenüber: „Ist Ihnen der Name Puschkow bekannt?“

„Puschkow — Puschkow — nein, er ist mir nicht bekannt.“

„Das ist nämlich mein Familienname,“ erklärte das Gegenüber verlegen. „Also Sie haben ihn nie gehört? Und doch bin ich seit 35 Jahren Professor an der Universität Petersburg, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und habe viel drucken lassen.“

Der Fahrgast erster Classe und das Gegenüber sehen sich an, und brechen in lautes Gelächter aus. Ja, ja, so ist die Berühmtheit!

Aus der Hauptstadt.

Todtenfeier.

Barras, der elegante und gesinnungslose Lebemann des Directoriums, hat in seinen neulich ausgegebenen Memoiren eine Geschichte im Stile Edgar Poe's erzählt, eine short story voll dämonischer und

Digitized by Google

grausiger Satire. Was anderen novellistischen Versuchen unweigerlich das Todeszeichen aufdrückt, der Titelvermerk nämlich: „Auf Grund einer wahren Begebenheit", das verstärkt furchtbar die Wirkung dieses unheimlichen Spaßes. Feierlich und andachtvoll wallfahrt fromme Pietät zu der Königsgruft von St. Denis, wo die Gebeine des unglücklichen Louis Capet ruhen, des guten Fürsten, der von den Freuden des Hirschparks nichts genossen, der sie nicht einmal gebilligt hat und doch mit seinem Kopfe für sie büßen mußte. Von dem Sarkophage aber, den die Republik ehrerbietig schützt und vor dem sich seit dem Jahre der Restauration ununterbrochen Schaaren schöner Herzoginnen, tapferer Marquis neigten, der so viel thränenerstickte Schwüre royalistischer Heißsporne, so viel erbitterte Flüche wider die blutigen Mörder des letzten Capetingers hörte, von dem Sarkophage riß Barras' Faust den steinernen Deckel. Und statt der heiligen Knochen des gekrönten Märtyrers blinken dem Pilger die Ueberreste seines Henkers entgegen. Denn in diesem Sarge schläft nicht Ludwig von Frankreich, Robespierre schläft darin. Ihm, nicht seinem königlichen Opfer, weinten die lieblichen Herzoginnen, ihm gelobten, mit drei Fingern auf der Schwertspitze, die Marquis Rache für sein unschuldig vergossenes Blut. Faubourg St. Germain hat durch all' diese langen Jahre seine innigsten Gebete, seine stillsten Stunden dem gräßlichen Convent-Ungeheuer, dem schmutzigen Führer der Rotüre gewidmet.

Barras berichtet eingehend genug, wie das gekommen ist. Der Bürger Samson und seine Madame sorgten eine hübsche Zeit hindurch für so endlose Todtenlisten, daß die Regierung der jungen Republik in ernste Verlegenheit um passende Gräber für die Enthaupteten gerieth. Man entschloß sich, dem schlichten Charakter der guten, alten Zeit angemessen, endlich dafür, eine große Grube zu graben und die Leichname, die die Guillotine lieferte, ohne Unterschied des Standes und der Person, hineinzustürzen. Reichlich darauf geschütteter Kalk besorgte alles Uebrige... Als nun die Schreckenszeit und ihr Sohn Napoleon endgiltig abgethan waren, öffnete das Gebot des Herrschers die finstere Massengruft, und mit wehmüthiger, mit fast dankbarer Rührung fand man obenauf das Gerippe eines Mannes liegen, der Schnallenschuhe getragen hatte. Es konnte das nur, es mußte das der ermordete Capetinger sein; alle Anderen in der Grube entbehrten des wichtigen Kennzeichens, ihm allein hatte man die Schnallenschuhe auf dem Gange zum Schaffotte gelassen. Ihm und einem Zweiten: M. Robespierre. Das bezeugt Barras, der es wissen mußte, denn er hatte den Nebenbuhler zum Tode verurtheilt und den Unterlegenen in eigener Person zum Fallbeile begleitet. Barras weist nun aber darauf hin, daß Louis XVI. als eines der frühsten Opfer Samsons fiel, daß sein Leib mit zu unterst in dem fürchterlichen Loche lag und vom Kalke gewiß längst verbrannt war, als man das Grab öffnete. Robespierre dagegen, der in seinen Schnallenschuhen starb, endete den Zug zur Guillotine, er ward auf den Leibern der von ihm Gemordeten bestattet; der suchende Blick der Restauration fand zuerst ihn. Und die Liebe und die Loyalität brachten seine Ueberreste nach St. Denis.

* * *

Nicht alle Tage endet ein Capet, nicht alle Tage sein Henker. Der schreckliche Verwechslungwitz, den die Weltgeschichte mit ihnen machte, gewinnt an Schärfe durch die Persönlichkeit der Betheiligten und durch ihr Verhältniß zu einander. Aber original ist er nicht, und außerdem wiederholt er sich Jahr für Jahr. Immer von Neuem gelangen die Gebeine der Buben in die Königsgrüfte, und die sterblichen Ueberreste der Menschheitfürsten läßt man in den Gruben liegen, wo die Schächer ruhen. Und was an dem sechzehnten Ludwig und an Maximilien Robespierre der Zufall sündigte, das thut heute, an nicht minder Ragenden, gemeiner Parteigeist. Er handelt böswillig und mit bewußter Tücke leichenschänderisch; aus der ungewollten und gerade dadurch bezwingend großartigen Satire wird unter seinen Händen ein schmachvolles, ein ekles Possenspiel.

Heinrich Treitschke ist gestorben. Wer ihn zu würdigen versucht, muß ein Meister der Geschichtsschreibung sein wie er und ein Deutscher mit Leib und Seele, von ganzem Herzen, und von ganzem Gemüthe wie er. Ihn trieb weder die Phrase dazu, national zu sein, noch war er ein ideologischer Schwarmgeist von der Sorte, die heute eigenbrödelnd für deutsche Gesinnung und deutsche Art zu wirken trachtet. Er nahm das Wort Deutschland nicht oft in den Mund und seltener noch in die Feder, aber jede Zeile in seinen Büchern, jeder Satz, den er gesprochen hat, verräth den einzigen Gedanken, in dem er lebte und starb. Es war ihm nicht vergönnt, in seinem Monumentalwerke das Bild Bismarck's zu zeichnen, das ihm seit 1890 vorschwebte; hätte er noch die Zeit dazu gehabt, so wäre es das lebenvollste und farbenreichste dieses Porträtmalers ohne Gleichen geworden. Denn er war Bismarck inniger verwandt als irgend ein Anderer, der da lebet. Fast all' die Eigenschaften, die den Kanzler zu einer historischen Erscheinung von nie dagewesenem, persönlichem Reize machen, finden sich bei Heinrich Treitschke. Das ist ihr Aehnlichstes, daß all ihr Thun und Denken ein und dazu ein gemeinsames Centrum hat. Sie waren nie Parteimänner, ob ihnen auch kurzsichtige Parteimännlein dies vorwarfen; sie hielten sich zu denen, die das Deutschbewußtsein am kräftigsten äußerten, und wandten sich von ihnen ab, wenn sie darin erschlafften und sich darin überflügeln ließen. Temperament und fröhliche Streitbarkeit, innere Wärme und die hohe Gabe, mit ihrer Begeisterung Andere zu entzünden, Widerstrebende durch ihr glänzendes Können und ihr glänzendes Darstellungvermögen zu zwingen, eignete Treitschke in nicht minder hohem Maaße als dem Reichskanzler. Wie zwei Brüder stehen sie da, der ältere Baumeister und Vollbringer, der Jüngere ein Poet. Treitschke begann seine literarische Laufbahn mit nationalen Gedichten, und er verstand es, die Geschichte dieses Jahrhunderts unerbittlich wahr, treu bis in die letzte Einzelheit und doch wie ein nationales Gedicht zu schreiben. Es vereinigte sich in diesem einzigen Manne die strenge Rechtlichkeit des geborenen Historikers mit dem Bienenfleiße des Archiv-Gelehrten und der Kraft zu hohem Gedankenfluge, der schöpferischen Kraft des deutschen Genius. Glühend in Haß und Liebe, aber in einem Hasse, der keine Voreingenommenheit kannte und doch aus der Tiefe geboren ward, der sich auf wuchtige, unwiderlegbare Gründe stützte und doch rein instinctiv war; in einer Liebe, die das tadelnde Wort nie unterdrückte und sich dennoch zu fast sinnlicher Leidenschaft für das Vaterland steigerte — so ragt dieser Gewaltige auf, wahrlich keine zuckerfüße Idealgestalt, sondern ein großer, ganzer Mensch, herrlich in seinen Fehlern, stärker durch seine Schwächen, köstlich in seiner Einseitigkeit, die die Einseitigkeit des Kämpfenden, Strebenden war.

Ueber diesen Mann, dessen Name auf den Schlachtfeldern des Geistes ein Armeecorps werth war und um den uns die Nationen um so inniger beneiden werden, je mehr sie ihn kennen lernen, über diesen Mann wußten die Maßgebenden in Berlin wenig zu sagen. Nicht, daß sie seine Bedeutung irgendwie verkannt hätten. Nicht, daß ihr Schweigen im Stande gewesen wäre, ihm das Thor der Unsterblichkeit zu sperren. Aber er war ihnen ein politischer Gegner gewesen, aber er hatte mit der stolzen, graden Einfalt des Genies immer dann die Wahrheit gesagt, wenn er sie gefunden zu haben glaubte, nicht dann, wenn sie den Maßgebenden genehm war. Und so veröffentlichten die über Heinrich Treitschke nur armselige Notizlein und spaßige Anekdoten, die doch jedem Dahingegangenen, wahlcassenverwaltenden Bezirksvorsteher einen gerührten Leitartikel nachsenden und die regelmäßig zum fünfzigjährigen Jubiläum jedes Biermusikmachers in sprühende Feuilletons ausbrechen. Wo aber des gestorbenen Großen eingehendere Erwähnung geschah, da war's zum Zwecke der Polemik, und gelehrte Herren wiesen mit umständlicher Wissenschaftlichkeit nach, weßhalb ihre Auffassung von der und jener Handlung des dritten Friedrich Wilhelm richtig war, nicht aber die des entschlafenen Collegen. An der Bahre ist eine Discussion angenehm, man behält das letzte Wort, da der Todte zum Glück für die Herren Collegen nicht mehr redet.

Was Treitschke dem deutschen Volke gewesen ist und in alle Zeit

Digitized by Google

sein wird, ein Wegweiser und ein Wegbahner, das fand man nur beiläufig erwähnt in den Blättern der Partei, der er näher stand als sie ihm. Denn der Pfad von der Höhe in's Thal hinab ist nicht so weit wie umgekehrt. Die Masse der Reisenden in öffentlicher Meinung aber verhielt sich ablehnend und benutzte den Raum, den ihr der Assessorenparagraph, die Eröffnung der Berliner Gewerbe-Ausstellung und der Kampf um Margarine genanntes Maschinenfett ließ, zu innigen und weitausgreifenden Betrachtungen über Baron Hirsch und das, was er nicht allein dem deutschen Volke, sondern auch den sonst von ihm beehrten Völkern Europas gewesen ist.

Baron Hirsch stammt aus adliger Familie, aber sein Vater war von geringerem Adel als er, da der brave alte Herr sich auf Gaunerkniffe weniger als sein Sohn verstand. Trotzdem brach Moritzens natürliche Begabung erst in reiferen Jahren sieghaft hervor; sein Erzeuger selbst dachte so gering von den Fähigkeiten des Sprößlings oder aber durchschaute ihn so genau, daß er ihn eine Familienplage und einen good for nothing nannte. Nachdem der jugendliche Hirsch aber mit zwei verschiedenen Unternehmungen Unglück gehabt hatte, gelang ihm der übliche außergerichtliche Concurs, und von nun an stieg sein Stern rapid. Mit der Ausgabe der Türkenlose, die ein bis in's Mark der Seele corruptes österreichisches Ministerium trotz entschlossenen Widerstandes seiner Vorgänger im Amte concessionirt hatte, raffte er ein für kleineuropäische Verhältnisse erkleckliches Vermögen zusammen; Blut und Thränen bezeichneten den Siegesweg dieses cisleithanischen Cecil Rhodes, dem freilich die glühende Vaterlandsliebe des Afrikaners fremd war und lächerlicher Ballast dünkte. Ueberall, wo es ganz im Geheimen eine gediegene Baisse zu arrangiren galt, hatte er hinfort die schmutzige Hand im Spiele, selbst in Goldminen fixte er noch mit vielbewundertem Glück. Die Zahl der kleinen Existenzen und der Familien, die seine Speculationen zerschmettert haben, zählen besonders in Oesterreich nach Tausenden, verstand er es doch als einer der Ersten, die Presse zu betheiligen und ihre Handelsrubriken zu pachten. Dazu galt er viel bei den Großen der Erde, nicht zuletzt bei Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen von Wales. Seine offene Hand schaffte ihm offene Herzen, sicherte ihm nicht allein uneigenützige Förderung in seinen Geschäften, sondern brachte ihm auch den Barontitel. Er und Rothschild sind die beiden einzigen englischen Barone, die seiner Zeit bei der Einführung des Christenthums nicht mit Feuer und Schwert zu dieser Religion bekehrt wurden. Neben seinem Speculantenberufe lag er der durch Zeitungen ausposaunten Wohlthäterei ob und der Förderung junger Talente, sofern sie seinen berechtigten Ansprüchen genügten, sich wie er dem Ballet gewidmet hatten und weiblichen Geschlechtes waren. In allen aristokratischen Clubs der Hauptstädte, die er mit seinem Besuche erfreute, war er gern gesehener Gast, denn wo man ihn mit sauren Gesichtern und schwarzen Kugeln empfing, wußte er sich nachhaltig zu rächen, grub er den allzu Stolzen mit seiner Milliarde die Existenzbedingungen ab, bis sie ihm zerknirscht den Ehrenmitgliedsbrief überreichten. Und beim Champagner im Kreise adliger Herren und nicht ganz adliger, aber auch sehr amüsanter Damen, mitten im schönsten Wohlthun und Jobbern rührte den großen Gauner, den sonst nichts zu rühren vermochte, der Schlag.

Da schrieb nicht nur die Wiener und die sonstige Fach-Presse ebenso gram- wie schwungvolle Leiter über den gar zu frühen Tod des berühmten Barons, da erschöpfte sich auch Deutschlands öffentliche Meinung in wehmüthigen Huldigungen vor seinem Genius. Es unterscheidet uns ja von dem finstern Mittelalter, daß man in jener barbarischen, rohen und intoleranten Zeit den Cadaver eines Räubers am Wege verscharrte, während man ihm heute nicht Leichenpomp genug weiß. Noch heute hallt die Klage um Hirsch durch hundert Feuilletons, noch heute, wo Treitschke schon wieder halb vergessen ist, erfindet und druckt man rastlos schöne Züge aus dem Leben des größeren Hirsch, der doch lange vor dem einfachen Gelehrten starb.

* * *

Die letzten Wochen sind politisch reich gesegnet gewesen. Ueber einem hübsch inscenirten Intriguenspiel à la Scribe rauschte vorzeitig die Gardine auf, und Phili Eulenburg's, des Sängers, Möbelwagen näherte sich dem Anhalter Bahnhofe. Im Herrenhause ward das Lehrerbesoldungsgesetz abgelehnt, weil neunhundert Mark jährlich wesentlich zu viel ist für die Sieger von Sadowa. So ungeheuer groß ward die Noth des Adels in den Gefilden rechts von der Elbe, daß er billiger Weise auch den Schulmeistern zwei Mark fünfzig Pfennige täglich nicht gönnen darf, und unter so furchtbarem Druck leiden die großen Städte, daß sie, bei all' ihrem Freisinn und all' ihrer begeisterten Lehrerliebe, nicht mehr zwei Millionen Mark übrig haben für die Bildner der heranwachsenden Jugend, die Bildner unsrer Zukunft. Wenn eine Gewerbe-Ausstellung allein neun oder zehn Millionen verschlingt, muß man allerdings mit kleineren Summen recht sparsam sein. Um sich für die Niederlagen in den Parlamenten wenigstens einigermaßen zu entschädigen, frischte die wahrhaft starke und zielbewußte Regierung, die rastlos den Nachtwächterspieß über Deutschland schwingt, den Beamtenerlaß wieder auf; streng befahl sie ihren Dienern, der Politik einer hohen Regierung in Zukunft keine Opposition mehr zu machen. Kein Zweifel, unabsehbar sind die Reihen der besoldeten Getreuen, die die Politik einer hohen Regierung von Herzen gern fördern möchten und ängstlich danach trachten, nicht gegen die diversen Grundsätze der Herren Minister und Staatssecretäre zu verstoßen. Aber menschlich schön wäre es, wenn die Regierung sich dafür dankbar erwiese und den Beamten ihre Aufgabe erleichterte, indem sie ihnen sagte, was sie denn eigentlich für eine Politik verfolge. Bisher weiß das doch Niemand . . .

Lehrreicher ist es, der Todten zu gedenken als der Lebenden, wenn die Lebenden sinnlos und ziellos im Kreise umherschwanken, wenn sie und ihr Wollen und Vollbringen, zu den Todten in die Grube geworfen, doch nur die Massen ohne Schnallenschuhe darstellen würden. Und lehrreicher als die Betrachtung dessen, was sie zur freundlicheren Gestaltung des eigenen Lebens thun, ist es dann, sie bei ihren Todtenfeiern zu beobachten. Dann wenn die Robespierre in Königsgrüfte getragen, gepriesen und angebetet werden, während man die Gekrönten achtlos begräbt, wenn man nicht aus frommem Unverstand, sondern der Parteitaktik wegen so verfährt — wie leicht ist es dann, sich über dies Volk, seine Gesittung und seine Zukunft klar zu werden!

Caliban.

Die Internationale Kunstausstellung.

1. Ein Stück Akademie-Geschichte.

Vor zweihundert Jahren wurde in Berlin die Akademie der Künste gegründet. Wir stehen dieser Thatsache wohl heute mit ziemlich gedämpftem Interesse gegenüber. Der Akademie selber aber kann es nicht verdacht werden, wenn sie sich bei dieser Gelegenheit ihres Daseins freut und die gegenwärtig veranstaltete „Internationale Kunstausstellung" dazu benutzte, einmal die Lorbeerblätter ihres Ruhmeskranzes nachzuzählen und vor uns auszubreiten. Ich las irgendwo, die Akademie wolle damit darthun, welchen Einfluß sie selber in zweihundertjährigem Wirken auf die Entwickelung der Kunst genommen habe.

Die Vorfrage blieb dabei unberührt: ob die berlinische Akademie der Künste überhaupt einen Einfluß auf die Entwickelung der europäischen Kunst gewonnen habe?

Ich möchte diese Frage nicht so ohne Weiteres verneinen. Bei der Gründung war ein Mann betheiligt, den allezeit nicht bloß der Forscher sondern auch der Kunstfreund mit Ehrfurcht nennt: Andreas Schlüter. Noch mehr: dieser Mann hat wirklich einem Theil der Berliner Kunst den Stempel seines Genius aufgedrückt. Das von ihm gelegte Fundament liegt auch heute noch gewaltig und unerschüttert da; daß nicht oft in congenialer Weise darauf weitergebaut wurde, ist nicht Schlüter's Schuld. Die Ausstellung bringt von ihm eine Büste König Friedrich's I., eine mächtige Barockschöpfung, ganz ohne höfischen Zuschnitt von einem zupackenden Menschendarsteller gestaltet. Gegenüber befindet sich die fast ebenbürtige Büste des Großkanzlers von Cocceji, das Werk zweier Franzosen, Adam und Sigisbert Michel.

Digitized by Google

Für die Folgezeit wird dann ein anderer Franzose, Antoine Pesne, maßgebender Repräsentant der Akademie. Er erfreute sich nicht bloß der unbestrittenen Hofgunst unter zweien Königen, er stand auch thatsächlich durchaus concurrenzlos unter den berlinischen Malern da. Wenn mit ihm die Akademie einen Einfluß auf die Entwickelung der Künste gewann, so bestand dieser darin, daß sie sich dem Einfluß der französischen Kunst blind und völlig unterwarf. Ich verspüre dafür, Angesichts der vortrefflichen Bildnisse des großen Friedrich, seiner Eltern, seiner Schwester und anderer seiner Zeitgenossen, wie des Malers selber, nicht das leiseste Bedauern, nur dürfen wir mit „unserem" Pesne uns nicht wohl brüsten. Sein ganzes Dasein ist ein Armuthszeugniß für die autochthone Schöpferkraft des märkisch-preußischen Kunstbodens.

Auch in der Folge haben Ausländer, wie der Engländer King, von dem eine ganz vortreffliche Holzschnitzerei gezeigt wird, und der Belgier Tassaert, der Schöpfer der so ungemein charakteristischen marmornen Halbfigur eines Moses Mendelssohn, mit die hervorragendsten Leistungen der Berliner Akademie aufzuweisen.

Dann treten allerdings auch zwei Deutsche, oder doch Halb-Deutsche großen Namens in den Vordergrund: der Danziger Daniel Chodowiecki und der Schweizer Anton Graff. Die Ausstellung hat es sich nicht entgehen lassen, von Beiden eine größere Sammlung interessanter Werke vorzuführen.

Chodowiecki darf man als einen Vorläufer Menzel's betrachten, und er wird dadurch geschichtlich wahrhaft bedeutsam. Im Uebrigen muß ich ketzerisch bekennen, daß ich mehr Pietät als Bewunderung für ihn übrig habe. Seine ganze enge und spießbürgerliche Art mit ihrem bischen zopfigen Witz hat in meinen Augen eine wesentliche cultur- und, wenn man will, rassengeschichtliche Bedeutung und erst in zweiter Linie ein rein-künstlerisches Interesse. Seine Illustrationen zu den Werken unserer Classiker haben mir sogar immer ein leises Grauen erregt.

Ganz anders steht Anton Graff da. Er hat geschichtlich für die Berliner Kunst sehr wenig Bedeutung, da ich nicht wüßte, wer wohl in seine Fußstapfen getreten wäre, — leider! Aber er war ein freier und ganzer Künstler, und seine Thätigkeit hier am Ort war, rein für sich betrachtet, unendlich segensvoll. Wie hat er gleich den Chodowiecki uns hingestellt, mit dieser Urkraft menschenformerischer Hand, mit diesem überlegenen, warmen, gutmüthigen Humor, mit dieser feinen verstehenden Liebe! Von seinen Lessing-Bildern bin ich weniger entzückt. Er hat mir den Mann nicht ausgeschöpft, er hat ihn zu correct, zu temperirt, zu sehr als unbewegten Schauer und kühlen Denker aufgefaßt. Mir ist der Tischbein'sche Lessing mit den temperamentvoll aufgeworfenen Lippen, den sprühenden Augen und dem schiefgestülpten Dreispitz bei Weitem lieber. Aber im Frauenporträt ist Graff oft von entzückender Grazie und feinbelebtem Witz, und im Selbstporträt von großer Aufrichtigkeit und Spähkraft. Ganz merkwürdig hervorragend ist ein helles unvollendetes Selbstbildniß. Da herrscht ein malerischer Strich, der unmittelbar an die großen Meister des siebzehnten Jahrhunderts erinnert, von ähnlicher Größe und intuitiver Kraft!

Die Zeiten werden aber bald wieder schlimmer. Carstens' Einfluß beginnt, und der mißverstandene Winckelmann bestimmt auf fast ein Jahrhundert die Geschicke der deutschen Kunst. Man verliert die Fühlung mit der unmittelbaren, helmischen Vergangenheit, man wirft die herrlichste Tradition über Bord, und man begiebt sich auf ein Suchen nach etwas Fernem, Entlegenem; man klammert sich an Linien, die unserem Auge fremd sind, an einen Schönheitscanon, der unsere Sinne stumpf macht. Etwas Kaltes, Construirtes, Abstractes zieht in die Kunst ein. Erster Erfolg: die Farbe geht verloren: zweiter Erfolg: das Zeichnen wird gespreizt, instinctlos, hart und geht darüber auch fast völlig verloren. Summe: Peter von Cornelius und Carl Friedrich Schinkel, letzterer aus Neu-Ruppin gebürtig, also ein echter Sohn der Mark.

Die Akademie hat sich ein wenig geschämt, diese Beiden als ihre eigentlichen Urväter anzuerkennen, die sie doch thatsächlich sind; denn sie haben den Charakter der Berliner Kunst auf lange hinaus bestimmt, ihr das Dürre, Frostige gegeben, unter dem wir selbst heute noch zu leiden haben. Es ist nicht allzuviel von Schinkel und Cornelius auf unserer Ausstellung zu sehen, und das Wenige ist harmlos genug (oder: schlau genug?) ausgewählt, um nicht zu erschrecken. In Beiden steckt ja ein außerordentlich reines und sittliches Wollen; sie waren fest davon überzeugt, die wahre Kunst endlich wieder entdeckt zu haben, und im Sinne Goethe's (ja, Goethe's!) fortzucultiviren. Ein echter Goethe-Schüler war aber weit eher Christian Rauch, der neben dem alten Schadow, den Grund für die Berliner Bildhauerschule gelegt hat. Auch Rauch ist von dem weichlichen Classicismus seiner Zeit keineswegs frei. Aber darunter spürt man doch ein kräftiges Rühren und Spüren nach der natürlichen Form des Menschenbildes. Seine Broncebüste der Kaiserin Alexandra z. B. zeigt keine Spur von jener flauen, individualitätslosen Behandlung, wie sie sich beispielsweise an der Schadow'schen Marmorbüste des Architekten Gilly beobachten läßt, — da weiß man in der That kaum mehr, ob Mann ob Weib. Aber mochte auch Rauch sich aus theoretischen Gründen gegen den fortschreitenden Realismus der Zeit, etwa in der Costümfrage, sperren, der Mann, der hier den Durchbruch vollzog, Ernst Rietschel, war nicht umsonst sein Schüler. Er baute organisch da weiter, wo Rauch aufhörte. Im Grunde ihres Strebens gingen sie aber Beide, tapfer und ehrlich, stets auf den ganzen Menschen.

Hatte so die Bildhauerkunst frischen Athem gewonnen, so ging die Malerei dafür um so mehr zurück und wurde bald ganz schwindsüchtig. Auf einem Bilde wie Schoppe's „Letzte Augenblicke König Friedrich Wilhelm's III." ist nicht bloß alle Kunstfertigkeit dahingeschwunden, auch jegliches menschliche Gefühl scheint darauf erstorben zu sein. Der König stirbt auf diesem Bilde, als vollziehe er eine ceremoniöse Staatsaction, und von dem gleichen officiellen Bewußtsein sind alle Leidtragenden, oder vielmehr Sterbezeugen, erfüllt. Sie stehen da als die zu Allerhöchst Ihrem Tode befohlenen Herren Söhne, Generale und Hofbeamten, kalt, gehorsam, zugeknöpft, ohne die leiseste Lebensregung. Bis zu diesem Grade war alle künstlerische Schaffenskraft dahin, daß der Maler sich bei Darstellung eines natürlich ergreifenden Moments hinter die leere, obendrein in diesem Falle völlig unmögliche Hofetikette flüchtete, um sein gänzliches Unvermögen damit zu maskiren. Gegenüber dieser Jammerleistung ist allerdings selbst A. v. Werner's „Feierliche Reichstagseröffnung 1888", ein lebensvolles Meisterwerk, so wenig sie im Vergleich zu der sonstigen Kunst unserer Zeit zu bedeuten hat.

Ich verzichte darauf, andere Größen dieser Zeit, wie etwa den unglaublichen Krüger, von dem ein ergötzliches Parade-Bild zu sehen ist, näher zu charakterisiren. Ich bemerke nur summarisch, daß die Berliner Akademie der Künste sich schon damals in hervorragender Weise darauf verstanden hat, hinter ihrer Zeit zurückzubleiben. Einen scheinbaren Höhepunkt erreichte indeß die Berliner Malerei unter Rauch's Landsmann Wilhelm Kaulbach, dessen größte Thaten ja in den Treppenhaus-Fresken des Neuen Museums vor aller Welt offen daliegen. Mit seinem ätzenden Witz und skeptischen Geist paßte er sehr gut nach Berlin hin, und es ist ein Wunder, daß man ihn hat ziehen lassen. Seine künstlerische Begabung war vorwiegend die eines blendend geschickten Theaterregisseurs. Der große Wurf gelang ihm stets. Im Einzelnen aber zeigte er merkwürdig unmalerische Qualitäten, und insbesondere fehlte ihm die echte künstlerische Redlichkeit. Seine ausgestellte Narrenhaus-Zeichnung ist, trotz ihrer Berühmtheit, nichts Anderes als eine groteske Absurdität, unehrlich und unpsychologisch bis in die letzte Linie. Der effectvollen Gruppirung zu Liebe bringt er die Geisteskranken zu einander in einen engen Rapport, den diese niemals suchen, vielmehr auf's Aengstlichste fliehen.

Indem wir uns jetzt der Gegenwart zuwenden, sei der Name „Menzel" nur kurz und ehrfürchtig genannt. Seit Schlüter ist unser Achtzigjähriger nicht bloß der größte, sondern auch der fruchtbringendste und bezeichnendste Vertreter des preußischen Kunstgeistes. Durch ihn hat die Akademie der Künste wirklich einmal ein Stück „Kunstgeschichte" gemacht. Sein geistiger Schüler Anton von Werner ist leider nicht genug ursprüngliches Malernaturell, um die von Menzel gelegten Keime zur Entfaltung zu bringen. Er hat vielmehr eine neue Verdürrung herbeigeführt.

Der Präsident der Akademie, Herr Carl Becker, zeigt durch die Vorführung seiner Danziger Magistratssitzung, daß er im Jahre 1860 völlig der Mann seiner Zeit war. Leider ist er es nicht mehr im Jahre 1896. Er kam damals aus der Gallait-Schule und hatte die neue Entdeckung von Farbe und Licht lebhaft und geschickt aufgegriffen, um sich rasch einen Namen zu machen. Als dann später diese Entdeckung weiter geführt und vertieft wurde, besaß Becker nicht mehr genug artistische Beweglichkeit, um auch dieses noch sich anzueignen. Vielmehr wurde er immer süßlicher und flauer, und daneben auch pomphafter, und verlor so seinen Einfluß auf die künstlerische Entwickelung der Zeit.

Ich will die lebenden Mitglieder der Akademie weder einzeln aufzählen noch kritisiren. Gelegentlich komme ich vielleicht später darauf zurück. Es sind recht viele Abständiggewordene darunter. In den letzten Jahren hat man freilich daran gedacht, sich auch jüngeres Blut zuzuführen. So sind in diesem Jahre Fritz von Uhde, Hans Herrmann und der Bildhauer Baumbach Akademiemitglieder geworden. Uhde's Wahl möge man nicht überschätzen. Sie ist eine Verbeugung vor der neueren Evangelienmalerei, aber praktisch so gut wie belanglos. Ja, wenn man Uhde hierher beriefe und ihm einen maßgebenden Einfluß auf die Entwickelung unserer Kunstzustände einräumte, dann stände die Sache anders. Aber dann müßte man ja wohl auch Liebermann in die Akademie berufen, und dazu scheint noch immer nicht die geringste Geneigtheit zu bestehen.

In gleicher Weise wie Uhde sind auch Böcklin, Lenbach, die Bildhauer Hildebrand und Antokolsky (der Russe!) lediglich auswärtige Decorationsstücke, deren künstlerische Beisteuern sich in der akademisch-historischen Ausstellung ja gewiß außerordentlich prächtig ausnehmen, gegen die Werke der meisten hiesigen Mitglieder leider aber um so augenfälliger abstechen.

Franz Servaes.

Digitized by Google

Opern und Concerte.

Antigone. Mit Musik von Felix Weingartner. (Schiller-Theater.)

Die Schadenfrohen, welche darauf gehofft hatten, daß der heißblütige Felix Weingartner sich wieder einmal ein wenig festrennen würde, sind enttäuscht worden: der ausgezeichnete Künstler hat mehr Verständniß für Sophokles und das griechische Drama bekundet als ehemals der literarisch feingebildete Mendelssohn. Dieser blieb, wie viele seiner Zeitgenossen, in einem ästhetischen Irrthum befangen, da er glaubte, man könne die Chöre der „Antigone" im modernen Oratorienstil componiren, ohne daß dadurch das Kunstwerk an seiner Seele Schaden nähme. Dabei muß allerdings in Rechnung gezogen werden, daß nicht der Zug des Herzens, sondern ein an hoher Stelle ausgesprochener Wunsch den Meister dazu führte, seine Antigone-Musik zu schreiben — man dürfte auch in der Vermuthung kaum fehlgehen, daß jener Wunsch des Weiteren für die Ausgestaltung der Aufgabe im Einzelnen maßgebend war. Auch wird Niemand, der die Partitur Mendelssohn's heutigen Tages ohne Parteibrille liest, dem prachtvollen, echt tragischen Geist athmenden Andante maestoso der Einleitung, dem schönen F-moll-Chore „Wer mag deine Gewalt, o Zeus" seine Bewunderung versagen. Aber der nur allzu behagliche Ton des breit auslegenden vierstimmigen deutschen Männergesanges, welcher auf vielen Seiten die Oberhand hat und mit geläuterten Vorstellungen von antiker Erhabenheit recht empfindlich contrastirt, dazu das unvermittelte Nebeneinander von Recitation, Melodram und der Form nach abgeschlossenen Musikstücken, endlich das Hineintragen eines halbwegs frühromantischen Orchestercolorits in die Sphäre strenger Erhabenheit: all' dies ließ bei Aufführungen, wie sie das königliche Schauspielhaus in Berlin und andere Hoftheater ehedem zu veranstalten pflegten, im Hörer niemals das rechte Gefühl der inneren Befreiung und Läuterung aufkommen.

Mit anders gearbeitetem Nachempfindungs-Vermögen, mit sparsamer Verwendung der sich den Heutigen in solch' überreicher Fülle darbietenden Mittel des Ausdrucks, mit weiser Einschränkung aller musikalischen Beigaben hat Weingartner mehr Zweckentsprechendes gegeben. Er verzichtet auf das einem verfeinerten Gefühl für Reinheit des Stiles so anstößige Melodram, läßt, mit einer durchaus zu rechtfertigenden Ausnahme, die Chorpoesie ganz unangetastet und begnügt sich damit, bedeutungsvolle Scenen durch knapp gehaltene Instrumentalsätze einzurahmen, sowie an den Stellen, an welchen ein vermittelndes Eingreifen der Schwesterkunst geradezu geboten erscheint, die Phantasie des aufmerksam lauschenden Zuhörers wirksam anzuregen. In seiner Capelle, die hinter der Bühne steht, verwendet er keine Streicher, weiß aber, als hervorragend gewandter Orchester-Regisseur, durch den Wechsel wie durch das Zusammenspiel der verschiedenen Bläsergruppen innerhalb einer Scala von absichtlich gedämpften Localtönen eine fesselnde Mannigfaltigkeit der Schattirungen zu erzielen. Er archaisirt sehr discret und verräth nur in der kurzen Introduction den psychologisch fein untermalenden Harmoniker der neuen Schulen. Die einzelnen zur Verwendung gebrachten Motive sind durchweg von würdiger Haltung. Mit dieser Musik, welche auch anderen Einrichtungen anzupassen wäre als derjenigen Adolf Wilbrandt's, könnte die herrliche Tragödie des Meisters der dramatischen Meister eine Reihe von Interims-Aufführungen erleben — bis einmal ein großer Künstler auftauchen würde, der, ohne sich am Geiste des Sophokles zu versündigen, durch eine mit congenialer Kraft zu vollziehende Wiedergeburt der „Antigone" die sämmtlich mehr oder minder anfechtbaren Bemühungen talentbegabter Bearbeiter überflüssig machte.

An ehrlicher Begeisterung für die Antike, an der Fähigkeit, ihre Werke mit hingebungsvoller Liebe zu genießen, fehlt es Wilbrandt sicherlich nicht. In seinem „Dornenweg", einem Roman, der für die Eigenart dieses liebenswürdigen poetischen Sonntagskindes besonders bezeichnend ist, finden sich Sätze, aus denen hervorgeht, wie ihm die Antigone zu einem dramatischen Brevier geworden ist Doch ein anderes ist es, über Heroen zu reden und ein anderes, mit Heroen zu schaffen. Wer möchte sich nicht freuen, einem noch von Ehrfurcht für das Bedeutende beseelten Schiller-Epigonen in Tagen zu begegnen, in denen man lesen muß, daß die Charakterzeichnung der Antigone „kindlich" und ihre Sprache „todt" sei? Aber mit dem Heraufbeschwören des Weimarischen Geistes allein kommt man Sophokles noch nicht bei. Und noch weniger mit Weimarischen Formen. Gewiß: bei keiner metrisch auch nur annähernd getreuen Uebersetzung der Chorpartieen wird es ohne eine Reihe von steif und gezwungen sich ausnehmenden Zeilen abgehen. Aber das ist das kleinere Uebel. Man braucht keineswegs ein unter Pergamenten halb vergrabener Altphilolog, man braucht nur ein einigermaßen musikalisch fühlender Hörer zu sein, um darüber Klarheit zu haben, daß mit der Beseitigung all' jener pochenden, aufstürmenden, lastenden Rhythmen nicht nur etwa eine Form gegen eine andere ausgewechselt, sondern die Axt an die Wurzel des Dramas gelegt wird. So wenig es den aufopferungsvollen Bemühungen der vortrefflichsten Gelehrten gelingen könnte, durch irgendwelche Entdeckungen und entsprechende combinatorische Arbeit, in fortlaufender Aufzeichnung von für unser Auffassungsvermögen sich scharf von einander abhebenden Intervallen gewissermaßen eine Partitur eines griechischen Dramas mit ihrer Originalbegleitung nachzubilden, so sehr legt das mit dem Text erhaltene metrische Gerüst Zeugniß dafür ab, wie sehr die Tragödie in dieses rhythmische Gefüge geradeswegs hinein geboren ist. Verdeutscht man Molière in wenn auch noch so lustigen, schmiegsamen Knittelversen, so wird häufig der nun einmal in den Alexandriner hineingebannte Gedanke des Dichters zerstört; verwandelt man die Chorlieder des Sophokles in freiere rhythmische Improvisationen, womöglich gar mit Endreimen, dann spricht auch eine modern gefärbte Kunst zu uns. Was würde man dazu sagen, wenn die in den Museen aufgestellten Werke antiker Plastik eines Tages durchweg mit einer auf gut Glück hin unternommenen Tönung versehen würden, „da man ja bei der Ansicht bleibe, daß die Griechen ihre Bildwerke getönt hätten, die einzelnen Vorschriften für diese Tönung aber noch nicht aufgefunden worden wären?" Es sei der Vorschlag gestattet, daß ein Theaterkenner von classischer Schulung aus sämmtlichen vorhandenen metrisch getreuen Uebersetzungen der „Antigone" das relativ Beste zusammenstellen möge; über die dann noch verbleibenden Härten müßten sorgfältig betriebene, durch einsichtige Regisseure geleitete Sprechstudien der Schauspieler einstweilen hinweghelfen.

Ebensowenig wie durch die Zerstörung der rhythmischen Umrißlinien ist die „Antigone" dadurch „der Bühne der Gegenwart anzupassen", daß man Chor und Einzelspieler auf dem gleichen Podium von mäßiger Tiefe auftreten, die Gesänge nur durch zwei nebeneinander stehende Führer recitiren und die übrige Schaar der thebanischen Greise die Reden jener beiden Männer durch fortlaufendes, kleinliches Geberdenspiel in der Art von übereifrigen Statisten begleiten läßt. Der Chor, welcher von den eigentlichen Darstellern räumlich geschieden seine Strophen vorträgt, giebt dem Ganzen erst das für das Wesen des griechischen Dramas so bedeutsame feierlich religiöse Gepräge; derjenige, welcher auf gemeinschaftlicher Scene sich just in den Winkeln einrichten muß, die je nach dem Gang der Handlung von den personae dramatis nicht in Anspruch genommen sind, erscheint als eine Gruppe vom Dichter nicht genügend individualisirter Nebenspieler, zu dreist für die Rolle der Vertrauten, zu schwächlich für die der Unparteiischen — ein Choristenhaufen aus einer schlechten Donizetti'schen Oper. Nun liegt es ja auf der Hand, daß es ein Unsinn ist, eine nach Maßgabe unserer antiquarischen Kenntnisse mühsam zurechtgeflickte Reconstruction der griechischen Bühnenbauten im italienischen Logenhause aufzustellen. Davon gar nicht zu reden, daß die eigentlichen Decorationen der altgriechischen Scene nicht die herkömmliche Palastwand und allenfalls die ihr entsprechenden Seitencoulissen, sondern Fels, Meer und südlicher Himmel sind — wie derjenige weiß, der einmal auf den Stufen des Halbrunds von Segest oder Syracus stand. Indessen gäbe es auch hier vorderhand einen besseren Nothbehelf. Man richte die Orchestra, den Altar und das Stufenwerk in einem Hause ein, das nach Art des Bayreuther Amphitheaters errichtet ist und den Zuschauern einzig und allein den Blick auf die Bühne verstattet. Dann wird die Tragödie des Sophokles, wenn auch nicht den ihr von Rechts wegen zukommenden, aber immerhin einen ihrer würdigen Rahmen haben.

Freilich: ganz unser eigen wird die colossale Schöpfung erst sein, wenn sie der lyrischen Bühne in allen ihren Theilen zurückerobert ist. Alles in ihr lechzt nach lebendiger, vollausklingender Musik. Während der letzten Decennien sind die Ausdrucksmittel gewonnen worden, um das allgemein Menschliche im Werden und Widerstreit der Gefühle durch eine freie, beschwingte Tonsprache wiederzugeben. In den breit ausgesponnenen Situationen der „Antigone", in dem gemessenen Schrittes sich vorwärts bewegenden Dialog sind die Contouren für ein grandioses musikalisches Drama vorgezeichnet, welches, der Rhythmik des Sophokles getreulich nachgehend und wiederum von ihr gestützt, durch die Allgewalt einer verklärenden symphonischen Tonsprache auch den Zwang lösen würde, mit dem die wuchtig lastende Macht des Fatums die von der Größe des Dichters erfüllten Herzen bedrängt. Das verdeckte Orchester wird auch die volle Verständlichkeit des Gedankenschatzes der Chöre ermöglichen, indem es bei stimmungsgesättigtem Vortrage die großen Linien von Strophe und Gegenstrophe entschieden hervorhebt. Wer die Formkraft Mozart's, den unerbittlichen Ernst Beethoven's, die declamatorische Eindringlichkeit und das Klangfarbengenie Wagner's besitzt, darf sich getrost an die Aufgabe wagen.

Paul Marsop.

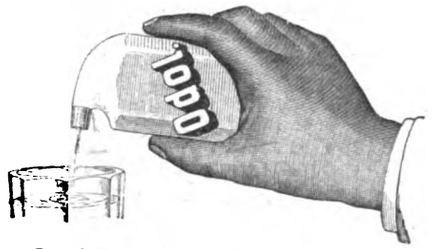
Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



Die Allgem. Medic. Centralzeitung 1894, Nr. 32, schreibt:

Ein Mundwasser erfüllt seinen Zweck nur durch **anhaltende** Unterdrückung der Gährungs- und Fäulnißvorgänge im Munde, welche die Ursachen des Mundgeruchs und der Zahnverderbniß sind. Bei der vergleichenden Prüfung der bekanntesten Mundwässer wurden **alle** an anhaltender fäulnißverhindernder Wirkung **bei weitem übertroffen durch** die **Odol**-Emulsion, weil die darin schwimmenden Oeltröpfchen des Odol-Antisepticums sich in der Mundhöhle überall niederschlagen.

1/1 Fl. Odol Mk. 1,50, fl. 1.— ö. W. in Drogengesch. und Apotheken.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In **H. Lützenkirchens Verlag** in **Wiesbaden** ist erschienen:

Lyrik-Schwärmerei Afterlyrik und Blaustrumpftum.

Kritiken und Studien zu einer Geschichte der Dichtkunst.

I.

Johanna Ambrosius.

Von

Albr. Goerth,

Schuldirektor a. D.,

Verfasser von „Studium der Lyrik", von „Erziehung und Ausbildung der Mädchen" u. s. w.

Preis Mk. 1,20.

Der Verfasser, der weiteren Kreisen durch seine vernichtende Kritik der „Jugendschriften" einer Lina Morgenstern bekannt geworden ist, hält strenges Gericht über die ins Ungemessene angewachsene Afterlyrik unserer Tage, und daran anknüpfend geht er dem unberechtigten Kultus, den man mit den poetischen Leistungen und der Person der angeblichen Volks- und Naturdichterin Johanna Ambrosius treibt, in denkbar schärfster Weise zu Leibe, indem er den Nimbus, den man um die angeblich mittellose ostpreußische Bauernfrau gewoben hat, auf das Gründlichste zerstört.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart.

Neuigkeiten!

Soeben sind erschienen:

Vergiftete Pfeile.

Roman von

C. von Brewitz.

Preis geheftet Mk. 4.—; fein gebunden Mk. 5.—

Schatten der Vergangenheit.

Roman von

Reinhold Ortmann.

Preis geheftet Mk. 4.—; fein gebunden Mk. 5.—

Oberpfälzische Geschichten

von

J. Baierlein.

Inhalt: Aus einer kleinen Stadt. — Der Konzipient. — Der Vorsteher von Katzenreuth.

Preis geheftet Mk. 4.—; fein gebunden Mk. 5.—

Schüchterchen.

Roman von

Anton Freiherrn von Perfall.

Preis geheftet Mk. 4.—; fein gebunden Mk. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 23. Mai 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Badeni und Lueger. Von Austriacus. — Die Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. Von Wilhelm Bode. — Die neuesten Anwendungen der Röntgen'schen Entdeckung. Von Wilhelm Schöneberger. — Barras und seine Denkwürdigkeiten. Von Lector. — Feuilleton. Ein Roman ohne Anfang und Ende. Von Alfred von Hedenstjerna. — Aus der Hauptstadt. Kaiser und Kronprinz. Von Caliban. — Die Internationale Kunstausstellung. 2. Die Berliner Malerei. Von Franz Servaes. — Offene Briefe und Antworten: Zum letzten Male Johanna Ambrosius. I. Von Jahn. II. Von Martha Ambrosius. III. Von Albrecht Goerth. — Anzeigen.

Badeni und Lueger.

Gäbe es einen österreichischen Plutarch, der gleich seinem preußischen Vorbilde Doppel-Biographieen schriebe, er müßte die beiden Namen, die an der Spitze dieser Zeilen stehen, in einer solchen vereinigen, obgleich die Lebensläufe der beiden Männer, bisher nur wenig Aehnliches aufwiesen und ihre Lebenslinien kaum irgend welchen Parallelismus zeigten. Aber das Schicksal hat sie zusammengeführt, miteinander in Collision gebracht und läßt sie jetzt nebeneinander hergehen, bis — bis — nun das läßt sich heute auch nicht annähernd vorhersagen. Es ist schon sehr viel, daß der geschickteste Administrator und Bureaukrat, den Oesterreich seit dem Tode des Grafen Taaffe, hat und der geschickteste und begabteste Volksmann, den es jemals hatte, einander näher getreten sind. Welcher Astrologe will sich vermessen, vorauszusagen, was diese „Conjunctur" noch alles gebären kann?

Im Grunde genommen lassen sich kaum zwei unähnlichere politische Laufbahnen construiren, als die des derzeitigen Minister-Präsidenten und die des künftigen Vice-Bürgermeisters und wahrscheinlichen einstigen Bürgermeisters von Wien. Graf Badeni's Laufbahn ist die typische des österreichischen Beamten. Ein „cadet de famille", war er von Anfang an darauf angewiesen, seinen Weg in der Welt selbstständig zu machen. Er ist stufenweise die Leiter hinaufgestiegen, Anfangs langsam, dann schneller und schneller, bis er ganz oben stand. Seine polnischen Landsleute versichern, daß er der beste Statthalter gewesen sei, den Galizien noch gehabt habe — die Ruthenen beklagen sich vielfach über ihn, aber da sie sich über jeden seiner Vorgänger so ziemlich in der gleichen Weise beklagt haben, so darf man dem vielleicht kein allzugroßes Gewicht beilegen. Man darf auch nicht vergessen, daß unter den ruthenischen Parteiführern (nicht im ruthenischen Volke) die Elemente, die nach dem „Mütterchen Moskau" hinüberschielen, ziemlich zahlreich sind. Klagen von dieser Seite dürfen nicht zu sehr à la lettre genommen werden. Die militärischen Kreise rühmen den Grafen Badeni außerordentlich; sie versichern, er habe Galizien für den Fall eines etwaigen Krieges gegen Rußland in einen Stand versetzt, der eine halbe Armee werth sei. Im extrem national-polnischen Lager hat er natürlich trotzdem keine Freunde. Dazu ist er viel zu viel „schwarz-gelb", viel zu viel Alt-Oesterreicher und Bureaukrat. Er ist gerade so wenig ein nationalgesinnter Pole, als Graf Taaffe ein nationalgesinnter Deutscher war. Beide sind Männer eines Schlages, sind sie doch sozusagen beide aus derselben Werkstatt hervorgegangen. Sowie seiner Zeit die orthodoxe Kirche, der Hof- und Staatsdienst aus Griechen, Lateinern und Slaven die Staatsmänner schuf, die das oströmische Reich durch Jahrhunderte zu erhalten verstanden, so modelt und formt der österreichische Staatsdienst aus Deutschen, Czechen, Polen, Italienern ein eigenthümliches Etwas heraus, das keine prononcirte Nationalität zur Schau trägt, Etwas, bei dem der dynastische und der staatliche Sinn weitaus das Nationalgefühl überragen. Durch diese Schule ist Graf Badeni gegangen, und seit Graf Taaffe todt ist, ist er ihr hervorragendster Vertreter.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen, hat Lueger ebenfalls seinen Weg schrittweise machen müssen. Er hat mit der Communalpolitik angefangen, um durch sie in's Parlament zu kommen. Seinen Ursprung kann er nicht verleugnen, bei all' seinem gewaltigen Talent ist er immer bis zu einem gewissen Grade Kirchthurmpolitiker geblieben. Das hängt wohl zum Theil auch damit zusammen, daß er fremde Sprachen und Literaturen nicht kennt und sehr wenig gereist ist. So hat er sich aus dem Milieu, in dem er geboren und großgezogen worden ist, nicht herausarbeiten können, obgleich sein Talent ihn gar wohl dazu befähigt hätte. Wie er — im Privatleben der liebenswürdigste Mensch und conciliant wie nicht bald einer — Antisemit und Demagog geworden ist? Man hat ihn dazu gemacht. Die liberale Partei in Wien hat ihn nicht aufkommen lassen wollen, er störte die Erbgesessenen in ihrer Ruhe, bei ihrer Verdauung. Seit Jahren war der Clique — man kann schon beinahe sagen dem Stammtisch — der für die liberale Partei tonangebend war, kein solcher Hecht in den Karpfenteich gekommen. Er sollte todtgemacht werden. Er war aber entschlossen, sich nicht todtmachen zu lassen. „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo." Er bot die Volksmassen gegen die „Oberen" auf, und da die Massen der Cliquenwirthschaft müde waren und er nicht scrupulös im Kritisiren und Versprechen war, folgten sie seiner Führung willig. Wir haben in Oesterreich, speciell in Deutsch-Oesterreich, noch keinen eigentlichen Demagogen — ich bitte das Wort nicht gerade im bösen Sinne zu nehmen — gehabt. Die Czechen haben oder richtiger hatten noch deren zwei, Rieger und Gregr, beide heute sanfte, alte Herren, in Ungarn wächst derlei wild auf den Sträuchen, aber in Deutsch-Oesterreich und speciell

Digitized by Google

in Wien hatte man das noch nicht gesehen, was Lueger inscenirte. Jemand, der sich candidirt, ohne daß ihn ein erbgesessenes Comité selbsternannter Bezirks-Herrlichkeiten aufstellt, Jemand, der aus einem Bezirk in den anderen, aus einer Wählerversammlung in die andere zieht und der endlich gar den Kampf mit der Presse aufzunehmen wagt! So etwas war noch nicht da. Schon die Neuheit sicherte den Erfolg. Dazu kam aber noch, daß Lueger unzweifelhaft ein großes Rednertalent und ein Debattertalent allerersten Ranges ist. Das Abgeordnetenhaus hat wenig Redner, die ihm gleich stehen, und keinen, der ihm als Debatter das Wasser reichte. Der Vergleich mit O'Connell drängt sich auf. Dem „ungekrönten König von Irland" kommt Lueger nicht gleich, aber er erinnert doch stark an ihn, in der Suada, im Humor, im Temperament, in der Einseitigkeit und — leider! — auch in der Scurrilität. Gleich seinem großen irischen Vorbilde sind ihm Tact und guter Geschmack versagt geblieben. Besäße er sie, wäre er der erste Volksredner der Gegenwart.

Stein auf Stahl — das giebt Funken. Als Badeni und Lueger aneinander prallten, da sprühte es. Dem conservativen Beamten mußte der demagogische und demokratisirende Parlamentarier von vornherein wenig sympathisch sein. Einem Manne mit solchen Antecedentien die Verwaltung der Reichshauptstadt zu übergeben, mußte dem Grafen Badeni gegen den Strich gehen. Dazu kam noch, daß, als er im October als Minister nach Wien kam, seine meisten Rathgeber, in der vollsten Selbsttäuschung befangen, ihm die christlich-sociale Bewegung als bereits auf dem Höhepunkt angelangt darstellten; der Niedergang sei unvermeidlich und bevorstehend. Lueger wurde nicht bestätigt, der Gemeinderath wurde zum zweiten Male aufgelöst, man weiß, was seither geschah. Die „Neunmal Weisen" hatten schlecht gesehen und schlecht gerathen, und nun trat an den Grafen Badeni die Frage heran, wie er den Irrthum vom November im April corrigiren könnte. Gewichtige Stimmen sprachen für die Fortsetzung des Kampfes. Der Staatstradition entspreche es nicht nachzugeben. Aber ebenso gewichtige Stimmen äußerten sich zu Gunsten einer friedlicheren Auffassung. Mit Recht wird es in Oesterreich zu den arcanis imperii gerechnet, daß der Monarch mit der Bevölkerung seiner Hauptstadt gut stehen muß, dieß Einvernehmen war getrübt, und es ist ein offenes Geheimniß, daß Niemand dessen Wiederherstellung lebhafter wünschte, als eben der Kaiser selbst. Noch traten zwei andere Erwägungen dazu: Graf Badeni mußte sich sagen, daß er, der, wenn auch kein parlamentarischer, doch ein constitutioneller Minister sein wollte, direct unconstitutionell handeln würde, wenn er das Verdict, das die Wiener Bevölkerung in zwei allgemeinen Wahlen gefällt hatte, einfach ignoriren würde. Und des Weiteren mußte er sich sagen, daß, wenn Lueger abermals nicht bestätigt würde, der Reichsrath für den Rest der Session todt gelegt sei. Die vereinigte Opposition würde mit Interpellationen und Dringlichkeitsanträgen jede fruchtbringende Thätigkeit verhindert haben. Graf Badeni mochte im Stillen etwa empfinden, wie der jüngere Pitt, als dieser 1793 den Ausspruch that: „Ich habe so Schönes geplant — die Reform der verfaulten Wahlflecken, Maßregeln zu Gunsten der Katholiken, die Reform des Zolltarifs, Ersparnisse allenthalben und jetzt soll ich Krieg führen?" Pitt mußte Krieg führen, er hatte keine Wahl, Graf Badeni entschied sich für den Frieden. Die Idee, die er hatte, war echt alt-österreichisch, direct patriarchalisch. Er appellirte an den Monarchen. Das Resultat war nicht minder sui generis. Ein Wort des Kaisers genügte. Es war kein quos ego nöthig, eine Audienz von fünf Minuten und der Demagog war gezähmt, und was noch viel charakteristischer ist, die hinter ihm stehende Demokratie klatscht ihm Beifall, dafür daß er sich zähmen ließ.

Badeni und Lueger haben sich gefunden, und man erzählt, daß in den Vorbesprechungen, die der Audienz des Letzteren vorangingen, mehr als bloß eine Annäherung stattgefunden habe. Beide sind starke Männer, beide in gewissem Sinne self-made-men; so mögen sie aneinander Gefallen gefunden haben. Man meint vielfach, sie seien schon beinahe Freunde. Vielleicht irrt man darin und gehen sie wieder auseinander. Badeni ist ein Planet, der eine Bahn geht, die gut zu berechnen ist, Lueger ist ein Komet, sein Weg ist schwerer zu berechnen. Es sollte mich aber wundern, wenn sie sich noch einmal feindlich kreuzen sollten; die Aspecten weisen auf das Gegentheil hin. Die Zukunft kann uns noch Ueberraschungen bringen. Alles ist möglich in einem Lande, in dem, um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, alle alten Parteien „alter Trödel" geworden sind. Austriacus.

Die Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland.

Von Wilhelm Bode.

Anfangs der achtziger Jahre vereinigten sich die zerstreuten Trunkgegner zu gemeinsamem Handeln und zur Sammlung größerer Schaaren. Das war natürlich. Denn in den siebziger Jahren waren Unmäßigkeit, Genußsucht, Verschwendung und Liederlichkeit im Trinken, wie in anderen Dingen, üppiger emporgewachsen als je vorher: das rief in vielen Gemüthern Widerwillen und Widerstand hervor. Im September 1881 tagte der Congreß für Innere Mission in Bremen. Diese Gelegenheit benützten zwei rheinische Geistliche, den liberalen Schriftsteller August Lammers zu besuchen und ihn um die Vorbereitung eines großen Kampfes gegen den Trunk zu bitten. Diese beiden Geistlichen waren Engelbert aus Duisburg und Hirsch aus Lintorf. Lammers war ein ganz anders gearteter Mann als diese, er stand politisch und religiös nicht auf gleichem Boden; aber nachdem er vielen anderen gemeinnützigen Bestrebungen fleißig gedient, hatte er soeben eine Schrift über Bekämpfung der Trunksucht veröffentlicht, die im liberalen Geiste gedacht war, aber in den meisten Punkten doch die Besserungsmittel forderte, die Volksfreunde anderer Richtungen auch wünschen mußten. Lammers hatte in dieser Schrift, wenn auch nur nebenbei, die Begründung einer großen Mäßigkeits-Gesellschaft angeregt, in deren Leitung der Geburtsadel sich mit der Aristokratie des Wissens und Könnens theilen sollte. Als nun Engelbert und Hirsch ihn aufsuchten, die conservativen und positiven Geistlichen den liberalen Protestantenvereinler, da nahm er das als ein Zeichen, daß die Zeit für den Beginn einer allgemeinen deutschen Mäßigkeitsbewegung gekommen sei, und ging nun an's Werk.

Der Erste, dessen Rath eingeholt werden mußte, war unzweifelhaft Sanitätsrath Dr. Baer, der ein großes Werk über den Alkoholismus geschrieben. Auch Baer hatte Gesellschaften zur Bekämpfung der Trunksucht für nöthig erklärt. Nachdem Baer seine Hülfe versprochen, wandte sich Lammers an Werner Nasse, der damals Irrenanstalts-Director und Professor zu Bonn war. Auch er war bereit. Lammers suchte nun die Hülfe der Armenpfleger, Bürgermeister, Politiker und Anderer, deren Mitwirkung nöthig war, und fast überall erreichte er sein Ziel, denn er hatte durch seine früheren Bestrebungen auf dem Gebiete der nationalen und liberalen Politik, des Protestantenvereins, der Bildungsvereine, der Armenpfleger, der Sparcassen, des Handfertigkeitsunterrichtes, der Frauenbewegung u. s. w. viele Freunde und große Gewandtheit in Vereinsarbeiten erworben, und da er sich von den politischen und kirchlichen Streitfragen je länger je mehr abgekehrt hatte, so schenkten ihm auch viele frühere Gegner

Digitized by Google

ihr Vertrauen. Nur die Katholiken hielten sich mißtrauisch von dem Werke fern, an dem so viele ehemalige Culturkämpfer betheiligt waren.

Anfangs 1883 erschien ein Aufruf an das deutsche Volk: zur Begründung eines Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Am 29. März 1883 wurde der Verein in Cassel begründet. Man kann das Programm des Vereins in die drei Ideale zusammenfassen: bessere Anschauungen, bessere Einrichtungen, bessere Gesetze. Diese Ideale sind seit der Gründung des Vereins mehr und mehr verwirklicht, freilich nur bruchstückweise, nur hie und da. Nachdem der Verein die Verhältnisse in Schweden, Norwegen und Holland durch Reise-Commissionen hatte studieren lassen, wurde unter Miquel's Vorsitz Ende 1883 eine Gesetz-Vorlage ausgearbeitet, die sich wesentlich auf die Schankstätten bezog. Eingaben in diesem Sinne gingen wiederholt an Bundesrath und Reichstag, in dem letzteren fanden sie einen entschiedenen Verfechter in dem Abgeordneten Struckmann aus Hildesheim. Bald traten zu den Forderungen des Vereins noch hinzu die Bestrafung öffentlicher Trunkenheit, die Entmündigung und Zwangsunterbringung der Trinker. Besonders in der Jahresversammlung von 1887 wurden sie behandelt, und hier beantragte Miquel, alle Forderungen des Vereins zusammenzufassen und ein allgemeines Gesetz gegen die Trunksucht zu verlangen. Es gelang Miquel, der damals Vicepräsident war, seine Auffassung nachher im Vorstande zur Geltung zu bringen, und so forderte der Verein seit Ende 1887 ein einheitliches Gesetz wider den Mißbrauch geistiger Getränke. Er schien auf diesem Wege sein Ziel zu erreichen. Struckmann trat im Reichstage energisch für dieses große Gesetz ein, die höchsten Reichsämter erklärten sich grundsätzlich dafür und ließen einen Gesetzentwurf im Sinne des Vereins ausarbeiten. Dieser wurde im September 1891 veröffentlicht. Der Bundesrat stimmte dem Entwurfe nach einer Umarbeitung zu und gab ihn dem Reichstage weiter; aber im Reichstage gelangte er in jener Session nicht zur Beratung und in den folgenden Sessionen ist er bisher nicht wieder vorgelegt. Die Regierung mußte ihre ganze Kraft an Militär- und Steuervorlagen wenden, die ihr mehr am Herzen lagen als das Trunksuchts-Gesetz, das im großen Publicum eine ziemlich unfreundliche Aufnahme gefunden hatte, so daß auch seine Ansichten im Reichstage nicht günstig lagen. Das Gesetz ist übrigens als Ganzes noch nicht aufgegeben und in seinen einzelnen Theilen erst recht nicht. Eine wichtige Bestimmung dieses Gesetzes, die Entmündigung der Trunksüchtigen, ist bereits in das neue bürgerliche Gesetzbuch aufgenommen.

Wir sahen, daß der Verein von Anfang an auch eine höhere Besteuerung und damit eine Vertheuerung des Branntweins anstrebte; dieses Ziel wurde durch das neue Branntweinsteuer-Gesetz von 1887 erreicht, und wesentlich diesem Gesetze ist es zuzuschreiben, daß der Consum an Trinkbranntwein seitdem erheblich gefallen ist. Verschiedene andere Schritte der Reichsregierung geschahen im Sinne des Vereins, so: die Verhinderung des Branntweinhandels auf der Nordsee und einem Theile Afrikas, die höhere Verzollung alkoholstarker Weine, die noch unerledigten Gesetzentwürfe gegen die Schnapsconsumvereine und den Bierhandel unzuverlässiger Persönlichkeiten; auch die bisher erfolglos gebliebenen Bestrebungen nach einer höheren Besteuerung des Bieres und Weines gehören hierher. Von den hohen Reichsämtern hat besonders das Kaiserl. Versicherungsamt den Verein durch Empfehlung seiner Schriften und Zuwendung von Beiträgen unterstützt. In den Unfallverhütungs-Vorschriften wurden bei den meisten Berufs-Genossenschaften auch dem Trinken vor und bei der Arbeit entgegengetreten.

Auch in den einzelnen deutschen Staaten ist wenigstens Einiges für die Vereinssache geschehen. Viele Unterrichts-Ministerien haben 1894 und 95 die für Lehrer bestimmten Vereinsschriften („Zum Schutz unserer Kinder" von Bode und „Die Schule, der Lehrer und die Mäßigkeitssache" von Droste) zu Hunderten oder Tausenden angekauft und verteilt, so daß sie in Preußen, Baden, Lothringen und anderwärts den meisten Lehrern Anlaß gaben, mehr als früher im Unterrichte und außerhalb desselben der Mäßigkeitssache zu dienen. Die Ministerien des Innern haben ernstlich darauf gehalten, daß bei Ertheilung von Schankconcessionen die Bedürfnißfrage auch in den größeren Städten eingeführt und streng gehandhabt wurde. Dieser Bedürfnißfrage ist es wesentlich zuzuschreiben, daß die Zahl der Wirthschaften im Verhältniß zur Einwohnerzahl fast überall heruntergegangen ist. So kamen in Preußen auf 100 000 Köpfe 1879: 615 Schankstätten, 1893 nur noch 535; in Sachsen 692—559. In Hessen wurde 1886 die Bedürfnißfrage erst eingeführt. In Baden schärfte das Ministerium des Innern 1886 allen untergeordneten Behörden die fleißige Benutzung aller gegen die Trunkenheit und Trunksucht vorhandenen Bestimmungen ein und setzte 1889 im Landtage eine Novelle zum Polizeigesetz durch, wonach Betrunkene in Gewahrsam genommen und mit Haft bestraft werden können, wonach namentlich den Trunkenbolden das Betreten öffentlicher Schankstätten und das Kaufen von Branntwein untersagt werden kann. Diese Bestimmungen haben sich als recht wirksam erwiesen.

Bessere Einrichtungen heißt das zweite Losungswort des Vereins. Manches hat er in dieser Richtung ausgeführt, viel mehr angeregt. Er hat Tausende von Fabrikbesitzern und anderen Arbeitgebern veranlaßt, in ihren Arbeitsstätten für bessere Getränke zu sorgen. Er hat die Kaffee-Hallen in Deutschland heimisch gemacht.

Das erste deutsche Volkskaffeehaus gründete nach Martius eine Dame in Memel 1876. Sie verband damit eine Arbeiter-Sparcasse, in der sie im Sommer Ersparnisse für den Winter annahm, 1878 z. B. 1371 Mk. Christliche Wandsprüche und christliche Zeitschriften auf den Tischen zeigten den Geist des Hauses. Nach diesem Vorbilde wurde 1879 das Berliner Kaffee-, Thee- und Speisehaus, Chausseestraße 75, in demselben Gebäude eines Berliner Arbeiterviertels eröffnet, in dem Professor Kranichfeld, der Alkoholgiftgegner, dreißig Jahre früher eine Capelle für Enthaltsamkeitsversammlungen eingerichtet hatte. Die Capelle übernahm die Stadtmission; die Räume im Erdgeschoß, früher ein Schanklocal, wurden in das Kaffee- und Speisehaus umgewandelt. Natürlich konnten sich einige Berliner Zeitungen nicht versagen, darüber zu witzeln: es sei eine neue Species der Muckerei entstanden, der Moccamucker, der mit Hülfe von Kaffee und Cichorien Seelen fange.

1882 folgte die Volkskaffeewirthschaft in Bremen, 1883 die Kaffee- und Theeschenke in Königsberg, die bereits auf die Anregung des neuen großen Mäßigkeitsvereins zurückging. Nun entstanden in schneller Folge in allen wichtigeren Städten solche Wirthschaften, fast stets durch die Mitglieder des Vereins begründet.

Diese Heime und Volkskaffeehäuser sind dadurch besonders wichtig, daß sie das „Wirthshaus der Zukunft" vorbereiten, in dem alles Interesse der Wirthe am Alkoholconsum beseitigt sein und die Leitung in den Händen gemeinnützig gesinnter Volksfreunde oder gewählter Vertreter der Gäste liegen wird.

Trinkerheilstätten gab es nur zwei, als der Verein entstand, bis 1895 sind sie auf 19 vermehrt. Viele Familien verdanken heute schon diesen Anstalten und den verwandten Arbeiter-Colonien eine Rettung aus schwerer Noth. Volle Kraft werden diese Heilstätten und Asyle erst gewinnen, wenn die Forderungen des Vereins durch die Gesetzgebung erfüllt sind, d. h. wenn ein Zwang über Trunksüchtige zu ihrem und ihrer Angehörigen Wohl ausgeübt werden darf.

Zu den Erfolgen der letzten Jahre gehört namentlich die Ausbreitung des Vereins in Süddeutschland, besonders

Digitized by Google

auch in Bayern, das sich Anfangs ganz ablehnend verhalten hatte, wo jetzt aber durch Dr. Brendel in München eine Reihe tüchtiger Kämpfer erweckt sind. Ebenso erfreulich ist, daß nunmehr auch die katholischen Mäßigkeitsfreunde die dargereichte Hand ergriffen haben und im Vereine mitarbeiten. Es geschah das öffentlich zuerst auf der General-Versammlung zu Düsseldorf, wo Weihbischof Dr. Schmitz aus Köln für den Verein eintrat und zugleich die speciell katholische Mitarbeit schilderte: die Volksmissionen, das weitverzweigte Vereinswesen unter geistlicher Leitung, die Volksschriften des „Arbeiterwohl" und des Volksvereins, die Mäßigkeits-Bruderschaften, die der Fürstbischof v. Brixen zu neuem Leben zu erwecken sucht, ꝛc. In der Jahresversammlung zu München wies der geistliche Rath Hauser aus Augsburg auf die beiden größten katholischen Mäßigkeitsapostel jetziger Zeit hin, auf Prälat Kneipp in Wörishofen und Bischof Augustin Egger von St. Gallen. Und der geistliche Rath Kirchberger, der als Abgesandter des Erzbischofs von München sprach, forderte von Jedermann den Anschluß an den Verein, der Priester sei sein geborener Bundesgenosse, er wolle und müsse auch dabei sein. In derselben Versammlung sprach auch ein bekannter bayrischer Socialdemokrat im Sinne des Vereins, so daß der alle Confessionen, Parteien und deutsche Länder umfassende Charakter des Vereins schön zum Ausdruck kam.

In denselben Jahren, wo der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke entstand und wuchs, entstanden und wuchsen auch neue Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland. Sie waren eine Nothwendigkeit und sind für viele unserer Landsleute ein Segen. Der große Mäßigkeitsverein schreibt seinen Mitgliedern nicht vor, wie sie sich selber zu den geistigen Getränken verhalten sollen. Es ist anzunehmen, daß so gut wie alle Mitglieder streng mäßig sind, und daß die meisten niemals Spirituosen trinken, also dasselbe leisten wie die Enthaltsamen vor 50 Jahren; man darf also das persönliche Beispiel der Mitglieder dieses Vereins nicht unterschätzen. Doch eine wichtige Aufgabe kann der Verein, der seinen Mitgliedern keine Abstinenz vorschreibt, nicht ausführen: die Arbeit an den einzelnen Trinkern. Man hat in den Bezirksvereinen gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zu Dresden und Osnabrück die „individuelle Trinkerpflege" versucht und nur Mißerfolge gehabt. Es hat sich immer herausgestellt, daß Trinker viel leichter völlig enthaltsam als mäßig, daß sie nur durch dauernde Enthaltsamkeit gerettet werden können. Um sie dazu zu bewegen, bedarf es Anderer, die durch ihr Leben beweisen, daß die Enthaltsamkeit durchführbar und den Menschen dienlich ist, die sich auch unermüdlich der Schwankenden annehmen, häufig mit ihnen zusammenkommen, sie vor Verführungen bewahren, bis sie stark genug geworden sind, um selber wieder Missionare an den Trinkern zu werden.

In Flensburg steht oberhalb des Diakonissenhauses ein großes weißes Haus; seine Geschichte ist lehrreich. Zwei Kaufleute in jener Stadt besitzen zusammen eine große Rhederei und viele Ziegeleien, sie haben außerdem einen bedeutenden Handel mit Kohlen und Steinen. Ihre Arbeiter waren früher eine wahre Saufcompagnie, oft unfähig oder unlustig zur Arbeit, stets in Noth. Streitigkeiten und Unfälle waren häufig und es konnte wohl vorkommen, daß sie den Herren, wenn diese Ordnung machen wollten, die Flasche in's Gesicht warfen. Da wurde in Flensburg eine „Guttempler-Loge" gestiftet; der Orden der Guttempler ist dem Freimaurer-Orden darin ähnlich, daß er allerlei Ceremonien und Heimlichkeiten liebt und seine Mitglieder zu treuem Zusammenhalten und gegenseitigem Beistande verpflichtet. Er besteht aber zumeist aus armen Leuten und sein Hauptzweck ist die Ausrottung geistiger Getränke. Der „Guttempler" muß sich dieses Getränkes völlig enthalten. Als nun eine Loge dieses Ordens in Flensburg gegründet wurde, traten einige Arbeiter jener Firma bei, und bald war es augenfällig, wie sie bessere Menschen und tüchtigere Arbeiter wurden. Sie gewannen manche ihrer Mitarbeiter gleichfalls für den Orden, andere brachten sie von der Unmäßigkeit zur Mäßigkeit, so daß bald die ganze Arbeiterschaft jener Handelsherren wie umgewandelt war. Die Herren sahen das natürlich und merkten, wie großen Nutzen sie davon hatten, wie viel angenehmer sie nun mit ihren Leuten verkehren konnten. Wenn nun Stellen frei wurden, suchten sie Guttempler hineinzubringen. Als sie erfuhren, daß die Mitglieder des Ordens sich aus ihren mehr als bescheidenen alten Logenräumen hinaussehnten, selber aber zu arm waren, um allein ein besseres Eigenthum zu erwerben, da bauten diese Kaufleute zum Zeichen ihres Dankes und ihrer Anerkennung gemeinsam mit einer Holzhandlung unter günstigen Bedingungen das stattliche Haus, von dem ich sprach. Oben sind Miethswohnungen, unten ist eine Guttempler-Wirthschaft und ein schöner Saal für die größeren Versammlungen der Loge. Schreiber dieses hat einmal darin gesprochen und seine Freude an den tüchtigen Männern gehabt, die ihm zuhörten; er hat überall in Schleswig-Holstein die Erfolge der Guttempler rühmen hören, auch von solchen, die manche Lehren und Forderungen des Ordens nicht gutheißen. Der Orden ist 1850—52 in Amerika entstanden. Die erste Loge in Deutschland, „Pionier Nr. 1" zu Hadersleben, ist am 12. Juli 1883 gestiftet, die erste mit deutscher Sprache, „Dignia" zu Flensburg, am 9. October 1887. Der Orden zählt 1895 in Deutschland gegen 1800 Mitglieder, zur Hälfte dänischer, zur Hälfte deutscher Zunge, zum größten Theile in Schleswig-Holstein wohnhaft Der Großtempler der Deutschredenden ist der Ingenieur Asmussen in Harburg-Einsbüttel, der als Redner und Schriftsteller dem Orden vortreffliche Dienste leistet und seit October 1895 auch seine Zeitschrift, den „Deutschen Guttempler" herausgiebt.

Auch der „Alkoholgegnerbund" und der „Internationale Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses", die sich im August 1895 vereinigt haben, gehen von der Anschauung aus, daß die ganze Sitte, alkoholische Getränke zu genießen, durchaus beseitigt werden müsse, um der Unmäßigkeit und ihren schlimmen Folgen vorzubeugen. Der „Internationale Verein" (im Februar 1890 in Zürich begründet) hat seine Hauptsitze in Basel, Zürich und anderen schweizerischen Städten gehabt, der Alkoholgegner-Bund ist am 21. März 1889 in Dresden durch Dr Bode begründet; in den letzten Jahren war sein Vorsitzender der Buchhändler Tienken in Bremerhaven, der als opferwilliger Verleger von Enthaltsamkeits-Schriften der Bewegung große Dienste geleistet hat. Der Alkoholgegner-Bund hat seine Mitglieder in der Hauptsache unter den „Gebildeten", nur in der Heimath des Vorsitzenden ist er ein Volksverein.

Der wichtigste deutsche Enthaltsamkeitsverein ist das „Blaue Kreuz". Sein Name und Wappen, das an das Rothe Kreuz und zuletzt an das Kreuz auf Golgatha erinnert, deutet an, daß die Aufgabe des Vereins die Rettung von Menschen ist. Dieser Verein steht ganz auf christlichem und biblischem Boden; er macht nicht das mäßige Trinken zur Sünde; er will nicht die Sitte ausrotten, an der Christus auf der Hochzeit zu Kana und bei Sündern und Zöllnern selbst theilgenommen, die er im Abendmahl zu Grunde gelegt hat. Aber er will Trinker retten und weiß, daß es viel leichter ist, einen Trinker zur vollen Umkehr als zur halben zu bewegen. Er will den armen Trunksüchtigen die völlige Enthaltsamkeit erleichtern, indem er sie umgiebt mit solchen, die nicht aus eigener Noth, sondern aus christlichem Erbarmen mit den Trinkern enthaltsam, mit den Schwachen schwach sein wollen, wie es die Bibel ausdrückt. Dieser segensreiche Verein ist am 21. September 1877 in Genf durch Pfarrer L. Rochat gegründet. Er gedieh anfangs nur sehr langsam, dann allmälig schneller, und hat es bisher in der Schweiz auf 8981 Mitglieder gebracht, die größtentheils den 243

Digitized by Google

Ortsvereinen angehören. Da in der Schweiz noch zahlreiche andere Vereine bestehen, so ist dort erreicht, daß jeder über diese Vereine unterrichtet ist und daß ein großer Theil der Einwohner unter dem Einfluß dieser Vereine steht. Davon sind wir in Deutschland noch weit entfernt. In Deutschland entstanden schon 1884 kleine Sectionen in Mülhausen und Straßburg, 1886 schätzte man die deutschen „Freunde" des Blauen Kreuzes auf gegen 300, 1887 zählte man 15 Ortsvereine. Ein erheblicher Theil dieser Anhänger waren Methodisten und Angehörige anderer Freikirchen. Der Methodistenprediger Gebhardt in Karlsruhe ist nun schon viele Jahre ein eifriger Diener der Sache, bei ihm vereinigten sich englisch-amerikanische und schweizerische Einflüsse. Kräftiges Leben gewann die Sache in Deutschland aber erst, als der Oberstlieutenant v. Knobelsdorff es als seinen Beruf erkannte, für sie zu arbeiten. Seit 1888 ist er mit einer Ausdauer und Opferwilligkeit thätig, die größte Bewunderung verdient; so hat er allein im Jahre 1894 bis zum October, wo er einer Einladung nach Amerika folgte, in 33 Orten Deutschlands und außerdem in Gothenburg, London, Prag und Wien gesprochen, in einzelnen Städten 7—10 Tage hintereinander. Seit 1891 hat er in Pastor Gottlieb Fischer in Barmen einen ebenso eifrigen wie begabten Kampfgenossen, und manche andere tüchtige Männer, wie Beschnidt in Hamburg, Hahn in Leipe, Klar in Belgard, Frowein in Barmen, Gleiß auf Sylt, Lohmann in Bockenheim ꝛc., bringen dem schweren Werke gleichfalls ihre Kraft dar. Es fehlte denn auch nicht an Erfolg. 1892 zählte man bereits 1320 deutsche Mitglieder, 1894: 2383. Davon wohnen 1041 in Westdeutschland, 261 im Norden, 707 im Osten, 178 im Südosten, 196 im Süden. Es waren 1680 Männer und 703 Frauen. Von den früheren Trinkern sind 450 mehr als ein Jahr enthaltsam.

Curt v. Knobelsdorff ist 1839 in Berlin geboren, er wurde Lieutenant und verlebte seine Jugend nicht anders als begüterte und vornehme junge Herren das zu thun pflegen. Schon 1861 heirathete er ein Fräulein v. Thümmler. Im Kriege 1866 erhielt er einen Streifschuß, im Kriege 1870 führte er noch als Premier-Lieutenant eine Feldcompagnie. Als Hauptmann aus Frankreich zurückgekehrt, lebte er in Mainz mit seiner Frau das fröhliche oberflächliche Leben seiner Kreise weiter mit. 1875 besuchte er das Heinrichsbad bei St. Gallen, eine christliche Anstalt, und dort wurde er ein Anderer. Er versuchte nun Soldat und echter Christ zu sein und lernte bald kennen, wie schwer das ist. Unter den auswärtigen Gesinnungsgenossen, die ihn besuchten, war auch der bekannte christliche Reisende Dr. Bädecker aus London. Als dieser einmal sagte, er tränke nie geistige Getränke, fiel das Knobelsdorff auf's Herz, denn er hatte von Jugend auf einen starken Hang zum Trinken und mußte sich sagen, daß, wenn er noch kein Säufer sei, er doch auf dem besten Wege sei, einer zu werden. Er faßte den schweren Entschluß, von Stunde an dem Trinken wie dem Rauchen gänzlich zu entsagen. Das wurde „zu toll". Im Frühjahr 1881 wurde er zum Major befördert. Bald darauf wurde er vom Divisionscommandeur aufgefordert, auf Grund eines anonymen Briefes zu berichten, ob er mit Leuten niederen Standes verkehre, ob er Missionsfeste in Uniform aufsuche, ob er in seinem Hause öffentliche Bibelstunden abhielte ꝛc. Er antwortete der Wahrheit gemäß. Vierzehn Tage später erhielt er die Nachricht, daß er nach Königsberg in Preußen versetzt sei. In Königsberg ging es äußerlich besser als man erwartet hatte, aber er gab die Enthaltsamkeit wieder auf, nachdem er sie neunzehn Monate durchgeführt hatte, und nahm sich vor, streng mäßig zu trinken. Dazu aber war's bei ihm zu spät, die Leidenschaft wuchs wieder schnell und mächtig empor, er trank immer mehr, ohne sich jedoch zu betrinken, denn dazu konnte er schon zu viel „vertragen". Der Geist des Trunkes brachte andere schlechte Geister mit. 1887 wurde er nach Brieg versetzt. So angenehm die dienstlichen Verhältnisse auch waren, so aussichtsvoll seine künftige Laufbahn schien, er fühlte sich in diesem äußeren Glanze elend, weil er die böse, zehrende Leidenschaft des Trunks in sich trug und erkannte, daß er als activer Officier sich von ihr nicht befreien und seinen besten Idealen nicht mit ganzer Kraft dienen könne. Er erbat nun seinen Abschied und erhielt ihn zugleich mit der Ernennung zum Oberstlieutenant Ende November 1887. Es fing nun ein neues Leben für Knobelsdorff an, an Jahren bisher viel ärmer, an Inhalt schon viel reicher. Zuerst zog es ihn, eine neue Schulzeit für die neue Lebensaufgabe zu absolviren und sich mit Ruhe in die heilige Schrift zu vertiefen. Die Missionsanstalt St. Chrischona bei Basel, deren einen Leiter, Inspector Rappard, er früher schon kennen gelernt hatte, schien ihm der rechte Ort. Ende December reiste er dahin; nur mit Widerstreben gestattete man ihm, an einem siebenmonatlichen Cursus für Missionszöglinge theilzunehmen. Ihm kam es freilich auch manchmal eigenthümlich vor, daß er, der ältere preußische Stabsofficier, mit jungen Leuten aus dem Handwerkerstande dort auf einer Schulbank saß. Und doch war es eine herrliche Zeit. In der ersten Woche des Jahres 1888, der „Gebetswoche", wurde er in Bern bei Pfarrer Bovet, dem Leiter des Blauen Kreuzes in der deutschen Schweiz, einquartirt. Die geistreiche Persönlichkeit Bovet's, seine ausgezeichnete Gattin, ein Thatchristenthum, das jeden Hauswinkel erhellte, trugen viel dazu bei, seinen Entschluß, sich ganz dem Rettungswerke des Blauen Kreuzes zu widmen, zu befestigen. In den schweizerischen christlichen Kreisen wurde er rasch bekannt, und bald erhielt er Einladungen aus den verschiedensten Orten, um dort zu evangelisiren und gegen den Trunk anzukämpfen. Und wunderbar: während es ihm früher schwer fiel, wenn er einmal eine Rede halten mußte, flossen ihm jetzt die Worte leicht von den Lippen. Auch in Deutschland sprach er bald einmal. Baron Jasper von Oertzen in Hamburg berief eine Conferenz nach Gnadau bei Magdeburg, auf der sich Geistliche und Laien über Evangelisation aussprechen sollten. Sie fand kurz nach Pfingsten 1888 statt. Er begab sich nach Gnadau, aber er mußte bis zum Mittagessen des letzten Tages warten, ehe er zu Wort kommen konnte. Da bat er denn während des Tellergeklappers etwas erzählen zu dürfen, und das konnte man schließlich trotz der deutschen Furcht vor der völligen Enthaltsamkeit nicht verwehren. Der Erfolg war, daß ihn nach Tische der Pastor der Berliner Nazarethgemeinde, Diestelkamp, aufforderte, in seiner Gemeinde anzufangen, wenn er Trinker retten wolle. Dies schien Knobelsdorff ein Ruf von Oben und schnell entschloß er sich, die Vaterstadt und Reichshauptstadt als künftigen Wirkungskreis zu wählen.

Mitte September besorgte er seinen Umzug von Brieg nach Berlin, wo er seitdem seinen Wohnsitz behalten hat. Der Monat October 1888 ist der Geburtsmonat des Blauen Kreuzes in Berlin; in der zweiten Hälfte dieses Monats hielt er, eingeführt von den Geistlichen der Parochien, in drei Sälen des nördlichen Berlins seine ersten Versammlungen, die er danach allwöchentlich wieder aufnahm. Vom ersten Monat an gelang es, alte Trinker zu bekehren, manche von ihnen sitzen jetzt im Vorstande seines Vereins; einige überwinden ihre Schwäche mit einem starken Angriffe, bei anderen kommen Jahre lang Rückfälle vor, ehe der Sieg errungen wird. Noch wichtiger als diese Thätigkeit in Berlin sind seine Reisen. Er hat 1888 in 9 Orten außerhalb Berlins gesprochen, 1889 in 11, 1890 in 15, 1891 in 32, 1892 in 47 und 1893 in 62 Orten! Ueber seine Weise zu sprechen, schreibt ein Leipziger Geistlicher in einem kirchlichen Blatte. „Es ist nicht das, was man einen glänzenden Redner nennt, und doch fesselt er durch sein freies, mit innerem Feuer vorgetragenes und aus tiefster Erfahrung eines inneren Zusammenlebens mit Christo strömendes Wort seine Zuhörer von Anfang bis zu Ende. Eine reiche Fülle von treffenden

Digitized by Google

Bildern und Vergleichen, wie von praktischen Beispielen aus der Arbeit an den Trinkern steht ihm zu Gebote. Unter den Laienpredigern nimmt er jedenfalls eine der ersten Stellen ein.“ *)

Die neuesten Anwendungen der Röntgen'schen Entdeckung.

Von Wilhelm Schöneberger.

Die vom Entdecker und vielen seiner Fachgenossen fortgesetzten Untersuchungen zur weiteren Ergründung der Wirkungen und Eigenschaften der X-Strahlen erstreben zwei Ziele: Die Verwendbarkeit der Strahlen zum vollkommenen Photographiren unsichtbarer Objecte und die Erkenntniß der Gesetze, denen die Strahlen unterworfen sind. Da von der Erreichung des ersten Zieles zahlreiche praktische Vortheile, besonders für die Heilkunde, zu erwarten sind, hat sich ihm auch das allgemeine Interesse zugewandt. Experimente, wie sie nach Röntgen's Vorgang in der Urania in Berlin und anderen Instituten angestellt wurden, das Photographiren von Handskeletten und unsichtbaren, in Behältern versteckten Gegenständen, wurden bald überholt. Eine Musterleistung des bisher Erreichten bieten die photographischen Aufnahmen von Eder und Valenta, die im Auftrage des Cultusministeriums von der k. k. Lehr- und Versuchs-Anstalt für Photographie- und Reproductions-Verfahren in Wien herausgegeben worden sind.

Die Photographien von Händen und Füßen zeigen, daß man je nach der Zeitdauer der Exposition das Fleisch größtentheils oder ganz „wegphotographiren“ kann. Auch die einzelnen Knochen berühren sich nicht, weil die Knorpel und Sehnen, die sie verbinden, ebenso wie die Fleischtheile den Strahlen freien Durchgang gewähren. An den Bildern der Hände von Menschen verschiedenen Alters sind die Wachsthumsphasen der in Entwickelung begriffenen Fingerknochen deutlich wahrnehmbar. — Den Rumpf Erwachsener durchzuphotographiren, um das Vorhandensein von Gallensteinen und Blasensteinen nachzuweisen, ist bis jetzt noch nicht gelungen. Eder und Valenta mußten sich vorläufig auf das Photographiren einzelner Gallensteine beschränken, wobei sich zeigte, daß gewisse kalkhaltige Gallensteine schwer, andere wieder leicht für X-Strahlen durchlässig sind. — Neu ist die Verwerthung der photographischen Wirkung der X-Strahlen für die Alterthumsforschung. Eder und Valenta photographirten eine seltene Mumie, die zwar die äußere Form einer menschlichen Gestalt hat, aber als Collectivmumie der von den alten Egyptern für heilig gehaltenen Ibisse gilt. Diese Annahme war indessen bis jetzt unerwiesen, da man die seltene Mumie nicht auswickeln wollte. Die Photographie mit X-Strahlen ergab deutlich die Umrisse von Vogelknochen und das Fehlen aller menschlichen Skelettheile. — Besondere Vortheile von der photographischen Wirkung der X-Strahlen haben sich die Zoologen zu versprechen. So sind in der Photographie einer grünen Eidechse Rippen und Wirbelquerfortsätze deutlich sichtbar. In den Abbildungen von Fischen treten die Hauptflossenstrahlen am Rücken und Bauche klar hervor, so daß man ihre Verbindung mit dem inneren Skelett erkennen kann. Besonders interessant ist das Hervortreten der Schwimmblase, die z. B. beim Seebarsch einfach, bei den Goldfischen deutlich eingeschnürt ist. Das Bild des Solfisches zeigt, daß dieser zu den Fischen gehört, die keine Schwimmblase haben. Bemerkenswerth ist, daß die Schuppen der verschiedenen Fische für die X-Strahlen ungleich durchlässig sind. Goldfische sind z. B. in einigen Minuten, der Seebarsch in viel längerer Zeit zu photographiren. Im Bilde einer Ratte markirt sich deutlich das Skelett, insbesondere Gebiß, Wirbelsäule, Schwanz und die fein ausgebildeten Fußknochen, in dem einer Aesculap-Schlange sind Kopfskelett, Wirbelsäule und Rippen genau zu erkennen. — Am interessantesten sind die Photographien, die die größere oder geringere Durchlässigkeit verschiedener Substanzen gegen die X-Strahlen charakterisiren. Das nächstliegende Mittel, diese Durchlässigkeit zu prüfen, war durch die Entdeckung selbst gegeben: Die Fluorescenz, das Aufleuchten eines im Schatten des zu untersuchenden Körpers stehenden, mit Bariumplatincyanür bestrichenen Papierschirmes. Viel wichtiger aber, als diese subjective Untersuchungsmethode, ist das Verfahren, die X-Strahlen nach ihrem Durchgange durch den zu untersuchenden Körper auf die photographische Trockenplatte wirken zu lassen. Die Thatsache dieser Wirkung hat der Röntgen'schen Entdeckung ihre ungeheure Tragweite gegeben. Röntgen selbst hatte sogleich alle seine Beobachtungen durch photographische Aufnahmen controlirt. Aus den Photographien von Eder und Valenta ist deutlich ersichtbar, daß fast alle organischen Körper für die X-Strahlen durchlässig sind, wenn sie nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff bestehen. Magnesiumband und Stanniol sind sehr durchlässig. Kupfer und Silber sind in 0,1 bis 0,2 mm dicken Schichten nicht ganz undurchlässig. Dagegen setzen Blei, Platin und Gold dem Durchdringen der X-Strahlen einen sehr großen Widerstand entgegen, so daß diese Metalle als undurchlässig gelten können. Zink als dünnes Blech, Nickel und Eisen, besonders Quecksilber, sind ebenfalls stark undurchlässig. Eine Glasdecke von 1 mm schwächt die X-Strahlen viel stärker, als ein ebenso dickes Aluminiumblech, dagegen hemmt 1 cm dickes Aluminium den Durchgang der Strahlen schon bedeutend. Eine 1 mm dicke Schicht von Knochen oder Perlmutter absorbiren die Strahlen durchschnittlich ebenso wie Glas. Im Allgemeinen schwächt Holz von 1 cm Dicke die Strahlen sehr wenig, namentlich weiches Holz. Viele Hölzer lassen eine deutliche Structur erkennen, besonders Palmenholz, bei dem die kieselsäurehaltigen Theile wegen ihrer größeren Undurchlässigkeit zu erkennen sind. Ebenholz besitzt eine auffallend geringe Durchlässigkeit. Eine Fleischschicht von 1 cm Dicke ist annähernd gleich durchlässig einer 1 mm dicken Knochenschicht, Horn verhält sich ähnlich wie Fleisch. Kautschuk und Wachs sind sehr durchlässig, ebenso starkes Leder, Wolltuch, Leinen, Verbandzeug, besonders aber Celluloid. Kohlenstoff in Form von Steinkohle, Holzkohle, Ruß, Graphit und Diamant ist sehr durchlässig. Letzterer ist auch von allen Edelsteinen, wie Rubin, Smaragd, Topas, Saphir, Granat ꝛc. am durchlässigsten. Ihm zunächst kommt Bernstein. Echte Perlen sind durchlässiger, als Glasperlen. Die Photographie einer Camee zeigt deutlich das Wachsen der Undurchlässigkeit eines Materiales mit der Zunahme der Schichtendicke. — Diese Resultate sind kürzlich noch von Herrn Doelter ergänzt worden. Er fand, was schon Röntgen an Glas, Aluminium und Quarz beobachtet hatte, daß die Durchlässigkeit eines Minerals nicht immer von seiner Dichte abhängt. Leichte Minerale, wie Steinsalz, Schwefel, Kali-Salpeter sind viel undurchlässiger, als die viel schwereren Korund und Diamant. Besonders durchlässig sind nach Doelter außer Diamant Borsäure, Bernstein, Korund, Meerschaum, Asbest, Kryolith, weniger durchlässig Steinsalz und Kalkspath, undurchlässig Cerussit, Baryt, Arsenit, Rutil, Almadin und ganz besonders Realgar.

Eder und Valenta haben ihre vorzüglichen Resultate mit Hittorf'schen Röhren von birnenförmiger Gestalt, die als Anode einen Ring und als Kathode eine Aluminiumplatte

*) Der Verfasser, Geschäftsführer des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, behandelt obiges Thema ausführlicher in seiner in diesen Tagen erscheinenden Schrift: „Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland“ (München, J. F. Lehmann), die wir unseren Lesern wärmstens empfehlen. Die Red.

Digitized by Google

besaßen, erzielt. Ferner benutzten sie einen Ruhmkorff von 25 cm Funkenlänge, einen Gleichstrom oder Batterien oder Accumulatoren. Bromsilbergelatine zeigte sich gegen die X-Strahlen am empfindlichsten. Die Empfindlichkeit wurde noch gesteigert durch Erwärmen der Platten auf 40 bis 60° C. Bei ausreichender Luftleere zeigte die Birne in dem der Kathode entgegengesetzten Theile einen intensiv fluorescirenden und innerhalb desselben einen dunklen Fleck. Diese Stelle wird von den meisten Kathodenstrahlen getroffen, von ihr gehen auch die meisten X-Strahlen nach allen Seiten hin aus. Nähert man der Hittorf'schen Röhre einen kräftigen Magnet, so wandert dieser Fleck und man ist sonach mit Hülfe eines Magnetes im Stande, den Ausgangspunkt der X-Strahlen beliebig zu verschieben.

Es lag nahe, die X-Strahlen gleich nach ihrer Entdeckung daraufhin zu untersuchen, ob sie, gleich den unsichtbaren ultravioletten Strahlen, reflectirt, gebrochen und polarisirt werden können, ob sie interferiren, ob sie bei ihrem Durchgang durch Krystalle nach verschiedenen Richtungen verschieden absorbirt werden und ob sie sich von magnetischen und elektrischen Kräften beeinflussen lassen. Von allen diesen Eigenschaften hat sich bisher nur die Reflexion der X-Strahlen nachweisen lassen, zunächst nach Röntgen's Vorgang auf indirectem Wege. Wenn man eine Trockenplatte, die mit der Glasseite gegen die Strahlenquelle gerichtet ist, auf der Schichtseite mit Streifen von Aluminium, Eisen, Platin, Blei, Zink ꝛc. belegt und der Wirkung der X-Strahlen aussetzt, so ist die Schwärzung der Stellen, an denen die Metalle sich befinden, viel größer als die der unbedeckten Stellen. Nur Aluminium bleibt ohne Einfluß. Daraus kann man schließen, daß die genannten Metalle, und zwar im Verhältniß der Schwärzung der entsprechenden Stellen, die X-Strahlen reflectiren. Inzwischen ist die Reflexion der X-Strahlen von Carmichael in Lille mittelst Stahlspiegel auch direct nachgewiesen worden. Dagegen wurde Röntgen's Beobachtung, daß die X-Strahlen nicht gebrochen werden können, bisher nur bestätigt. Herr Walter benutzte im Hamburger physikalischen Staatslaboratorium ein kleines, 3,3 mm hohes Diamantprisma mit einem brechenden Winkel von 60°. Eine merkliche Brechung der X-Strahlen fand nicht statt. Danach ist die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der X-Strahlen im Diamant dieselbe, wie in der Luft, während sich die gewöhnlichen Lichtstrahlen in der Luft ungefähr $2^1/_2$ Mal so schnell fortpflanzen, als im Diamanten. — Läßt man Licht- und Wärmestrahlen durch einen optisch einachsigen Krystall, z. B. durch Quarz, hindurchgehen, so ist die Absorption verschieden, je nachdem er parallel oder senkrecht zur Achse durchsetzt wird. Walter prüfte auf diese Eigenschaft hin die X-Strahlen, indem er sie durch einen 2 mm hohen Quarzcylinder hindurchgehen ließ und fand, daß sie nach allen Richtungen hin gleich absorbirt werden. Die Interferenz und Polarisation der X-Strahlen hat sich bis jetzt ebenfalls nicht nachweisen lassen. Auch sind alle Versuche, eine Ablenkung der X-Strahlen durch den Magnet, wie sie den Kathodenstrahlen eigen ist, zu erzeugen, erfolglos geblieben. Dagegen hat man eine neue, bedeutungsvolle Eigenschaft der X-Strahlen erkannt. Schon Röntgen hatte, wie er jetzt mittheilt, gleich nach seiner Entdeckung der X-Strahlen bemerkt, daß sie fähig sind, elektrische Körper zu entladen, von der Veröffentlichung dieser Eigenschaft aber so lange abgesehen, bis er einwurfsfreie Resultate erhielte. Inzwischen wurde diese Eigenschaft, die man bereits an den Kathodenstrahlen kannte, auch von anderen Physikern erkannt und publicirt. Sie ist deßhalb bedeutsam, weil sie durch die Schnelligkeit der Entladung die Durchlässigkeit der verschiedenen Substanzen für X-Strahlen genauer messen und vergleichen läßt, als durch Photographiren. Die Beobachtung, daß die X-Strahlen die Fähigkeit haben, elektrisirte Körper, die sowohl gegen jede Lichtwirkung, wie gegen jede Wirkung äußerer Elektricität geschützt sind, zu entladen, und zwar ebenso negativ, wie positiv geladene Körper, wurde fast gleichzeitig von Benoist und Hurmuzescu, von Thomson und von Righi veröffentlicht. Benoist und Hurmuzescu ließen die X-Strahlen auf ein etwa 20 cm entferntes, positiv und negativ geladenes Goldblatt-Elektrometer einwirken, das gut isolirt in einem Metallkasten stand. Der Kasten hatte zwei Fenster aus Aluminiumscheiben, durch die die X-Strahlen hindurchdrangen und sofort das Elektrometer entluden. Durch mannigfaltige Auswahl der Fensterscheiben konnte auf diese Weise die Durchlässigkeit zahlreicher Substanzen genau geprüft und verglichen werden. — Thomson bediente sich eines empfindlichen Quadrantelektrometers und fand selbst dann noch eine deutliche Wirkung, wenn die Strahlen durch eine mehrere Millimeter dicke Zinkplatte hindurchgegangen waren. Selbst vollkommen isolirte elektrische Körper wurden von ihm durch die X-Strahlen entladen. Thomson schloß daraus, daß die X-Strahlen die schlechten Leiter während der Zeit ihres Durchganges zu guten Leitern machten. — Righi hat diese Beobachtungen noch durch eine neue vermehrt, indem er mit den X-Strahlen die bekannten elektrischen Staubfiguren erzeugte.

Später, als die Genannten, hat jetzt Röntgen selbst*) seine hierauf bezüglichen Untersuchungsresultate veröffentlicht, dafür aber zugleich eine neue und hinreichende Erklärung derselben gegeben. Nach ihm erhält nämlich die von den X-Strahlen bestrahlte Luft die Eigenschaft, elektrische Körper, mit denen sie in Berührung kommt, zu entladen. Den Beweis für diese Annahme hat Röntgen dadurch gegeben, daß er elektrische Körper, die selbst nicht von den X-Strahlen getroffen wurden, dadurch entlud, daß er ihnen bestrahlte Luft zuführte. Die Luft kann die ihr von den X-Strahlen mitgetheilte Eigenschaft wieder verlieren durch eine kurz dauernde Berührung mit einem Körper von großer Oberfläche, der nicht elektrisch zu sein braucht. Am Schluß seiner letzten Publication theilt Röntgen noch mit, daß sich nach seinen bisherigen Erfahrungen zur Erzeugung von möglichst intensiven X-Strahlen Platin am besten eignet. Er gebraucht jetzt einen Entladungsapparat, bei dem ein Hohlspiegel aus Aluminium als Kathode, ein unter 45° gegen die Spiegelachse geneigtes, im Krümmungscentrum aufgestelltes Platinblech als Anode fungirt. Die X-Strahlen gehen bei diesem Apparat von der Anode aus.

Bei Gelegenheit der Untersuchungen mit X-Strahlen bemerkte man schon früher, daß auch gewöhnliche phosphorescirende Substanzen, z. B. Schwefelcalcium, Strahlen aussenden, die undurchsichtige Körper durchdringen. Becquerel hat gefunden, daß auch diese unsichtbaren Strahlen nicht nur photographisch wirken können, sondern auch die Fähigkeit besitzen, elektrisch geladene Körper zu entladen. Auch ihre Reflexion gelang ihm, selbst ihre Brechung scheint nach seinen letzten Versuchen wahrscheinlich.

Zum Schluß seien noch die Versuche von Salvioni, den Grund der Unsichtbarkeit der X-Strahlen zu ermitteln, erwähnt. Röntgen selbst hatte sofort festgestellt, daß die Retina des Auges für X-Strahlen unempfindlich sei. Indessen hat sich seine Annahme, daß die im Auge enthaltenen Medien für die X-Strahlen durchlässig genug sein müßten, um die Retina treffen zu können, nicht bestätigt. Ein Versuch an einem lebenden Kaninchen ergab, daß die Netzhaut zwar in directem, aus einer Crook'schen Röhre kommendem Lichte fluorescirt, aber nicht in den X-Strahlen. Die Augenmedien halten diese Strahlen ebenso stark auf, wie eine Glasscheibe von 1 mm Dicke. Die Linse ist noch viel weniger durchlässig, als die Hornhaut, so daß die X-Strahlen gar nicht bis zur Retina gelangen.

*) Eine neue Art von Strahlen, II. Mittheilung. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Barras und seine Denkwürdigkeiten.

Die so überaus reiche französische Memoirenliteratur hat nach der großen Enttäuschung, die Talleyrand's lang erwartete Denkwürdigkeiten bereitet, wieder eine namhafte Bereicherung erfahren. Sechsundsechszig Jahre nach dem Tode ihres Verfassers ist nun endlich das vierbändige Memoirenwerk des Vicomte Paul de Barras erschienen*), jenes Mitgliedes des Directoriums, von dem wir aus Lecocq's „Tochter der Madame Angot" nicht eben Erbauliches haben singen und sagen gehört. Und als ein wahrer Operettenheld erscheint er auch in seinen Denkwürdigkeiten, obwohl er sich als ein Heros, ein bedeutender Staatsmann und tapferer General aufspielen möchte. Er kann aber durchaus nicht ernst genommen werden, so sehr er sich auch Mühe giebt, uns mit seinen Großthaten zu imponiren. Schon die Geschichte seiner Memoiren ist wie ein Capitel aus einem komischen Roman. Vor seinem Tode hatte er dafür gesorgt, daß sein handschriftlicher Nachlaß in sichere Hände gelangte, so daß die Regierung nur gleichgiltige Papiere beschlagnahmen konnte. Dann entspannen sich endlose Processe zwischen den von ihm bestellten Herausgebern, seine ängstliche Wittwe ließ sich abfinden, und als das Werk, stilistisch gereinigt und auch sonst zurechtgestutzt, veröffentlicht werden sollte, da fürchtete der Redacteur zuletzt den Scandal und verschob die Herausgabe. Dann kamen die gefährlichen Papiere noch einige Male in andere Hände, die die Veröffentlichung gleichfalls nicht wagten, und nun endlich ist es ein waschechter Bonapartist, der rühmlichst bekannte Historiker George Duruy, der Sohn eines napoleonischen Ministers, der diese Blätter, die in erster Linie eine Schmähschrift auf Napoleon I. sind, vor die Oeffentlichkeit bringt, zwar in musterhaft objectiver Redaction, doch mit höchst überflüssig polternden Vorreden und Einleitungen, worin Napoleon vergöttert und Barras und sein Pamphlet verdonnert wird. An dessen Echtheit ist gar nicht zu zweifeln, so daß Duruy sich eigentlich in dieser Hinsicht sein langes Plaidoyer hätte ersparen können. Ja, echt in jedem Wort, obwohl Barras' Testamentsvollstrecker und Freund Rousselin de Saint-Albin die akademische Feile fleißig angesetzt hat, und echt im Geiste, denn der eitle, brutale, wollüstige, cynische Glücksritter feiert hier in ganzer — Kleinheit seine Auferstehung.

Daß ein solcher hohler Genußmensch in eine große, furchtbare Zeit versetzt wurde und dort eine bedeutende historische Rolle spielen konnte, ist auch ein Stückchen Ironie der Weltgeschichte. Am Hofe des 15. Ludwig oder während der lüderlichen Régence wäre er besser am Platze gewesen, nicht aber als Tugendheld des republikanischen Schreckens. Schon im ersten Capitel erzählt uns der Blutmensch mit seltsamem Behagen von seiner vornehmen Geburt, seinen Ahnherren in der sonnigen Provence, den ritterlichen Kreuzfahrern Barras. Anfänglich streicht er seine aristokratische Abstammung bei Hofe gebührend heraus und benutzt sie als Staffel, um emporzukommen, doch lebt er so verschwenderisch, daß er beim Ausbruche der Revolution völlig ruinirt dasteht. Er steckt also kurz entschlossen seinen „Vicomte" in die Tasche und nimmt als Unterlieutenant an dem Feldzuge nach Ostindien Theil, wo er sich bei der Belagerung von Pondichery, wie er versichert, mit Ruhm bedeckt. Als ein richtiger miles gloriosus kehrt er nach Paris zurück und spielt sich als überzeugter Schreckensmann auf. Bei allen Haupt- und Staatsactionen drängt er sich vor. Daß er für den unmittelbaren Tod des unglücklichen Königs stimmt, nimmt uns bei ihm nicht Wunder. Auch den armen Dauphin besucht er im Gefängniß, findet ihn todtkrank und sucht angeblich sein Loos zu bessern. Flüchtig wird die Halsbandgeschichte erwähnt, denn er ist ein Freund der berüchtigten Frau de Lamotte, und die Einzelnheiten, die er giebt, beweisen die gänzliche Schuldlosigkeit der Königin, wie die Dummheit des galanten Cardinals Rohan. „Das ist gewiß", bemerkt Duruy, „wenn die arme Marie Antoinette bei diesem seltsamen Abenteuer auch nur die mindeste Schuld getroffen hätte, so hätte Barras sich ihre Beschimpfung gewiß nicht entgehen lassen." Merkwürdig kurz und nüchtern erwähnt er die Erstürmung der Bastille, aber es finden sich in seinem Nachlaß eingehendere Berichte, die viel Schreckliches und nichts Heroisches melden: fünfzig Invaliden gegen 10,000 Kämpfer, zu deren Unterstützung 100,000 Bewaffnete bereit stehen, eine cannibalische Schlächterei, wehrlose Unglückliche an die Laternen gehängt, niedergesäbelt und in Stücke gehauen, abgeschnittene Köpfe und Hände, blutige Herzen in den Straßen herumgetragen, Leichen an den Füßen geschleift. Freilich streicht Barras hinterher die erzählten Mordscenen, um die „schöne und sentimentale Legende" nicht zu zerstören. Auch die übrigen Revolutionstage werden nur gestreift, Manches retouchirt, Einiges gefälscht, Vieles unterdrückt, denn Barras will es mit der revolutionären Tradition nicht verderben. Für seine Gutgesinntheit schickt man ihn als Pacificator nach Südfrankreich, wo er sofort die Guillotine in Thätigkeit setzt. Bald hat er mit Feuer und Schwert die Ruhe wieder hergestellt, Marseille und Toulon, die aufrührerischen Städte, mit den Schimpfnamen Sans Nom und Port de la Montagne getauft, nebenbei die gierige Hand nach den confiscirten Gütern der flüchtigen Proscribirten ausgestreckt, mit den Armeelieferanten speculirt und seine Protection verkauft. Er wird in Paris denuncirt und böse Geschichten über ihn gehen herum. Jeder Andere würde um seinen Kopf zittern, aber er ist frech und kommt seinen Feinden zuvor. Um sich zu vertheidigen, geht er mit seinem Helfershelfer Fréron in die Höhle des Löwen, zu Robespierre. In seiner anschaulichen, farbigen, dramatischen Weise erzählt er uns selber den Besuch bei dem unbestechlichen Schreckensmanne.

Bis jetzt hatte ich Robespierre nur flüchtig auf den Bänken oder in den Corridoren des Convents gesehen, ohne mit ihm irgend wie in Berührung gekommen zu sein; sein frostiges Wesen, seine Unnahbarkeit legte mir Zurückhaltung auf als ein Gebot meines Stolzes gegen Meinesgleichen (!). Wir kamen bei Robespierre's Wohnung an: ein kleines Haus in der Straße Saint-Honoré. Ein Bautischler Namens Duplay war Eigenthümer des Hauses und wohnte darin. Dieser war Jacobiner und lernte als solcher Robespierre kennen; er wie seine Familie waren begeistert von dem Volksredner und fühlten sich sehr geehrt, ihn als Miether und Tischgenossen zu beherbergen; in seinen Mußestunden erklärte er den Kindern des Hauses Rousseau's „Emile", wie ein guter Dorfgeistlicher seiner Gemeinde das Evangelium erklärt. Um zum Gewaltigen, der in diesem armseligen Häuschen seinen Wohnsitz aufgeschlagen, zu gelangen, mußte man einen langen Gang mit für die Tischlerei bestimmten Brettern durchschreiten. Dieser Gang führte zu einem kleinen Hof, sieben bis acht Fuß im Quadrat, auch mit Brettern ringsum. Eine kleine hölzerne Stiege führte zu seinem Zimmer im ersten Stock. Bevor wir hinaufsteigen, bemerkten wir im Hofe die Tochter Duplay's. Dieses Mädchen empfand es als hohes Glück Robespierre dienen zu dürfen; sie nahm nach damaliger Sitte auch politisch Partei für ihn, sehr entschieden sogar; Danton hatte ihr den Beinamen „Cornelie Copeau", nicht die „Mutter der Gracchen", gegeben. Cornelie schien gerade mit Wäscheaufhängen fertig geworden; sie hielt ein Paar gestreifter Baumwollstrümpfe in der Hand, wie sie damals Mode und täglich an Robespierre im Convent zu sehen waren. Auf der anderen Seite saß Mutter Duplay zwischen Kübel und Salatschüssel bei der Arbeit. Zwei Männer in Militäruniform, in respectvoller Haltung, schienen bei den häuslichen Arbeiten zu helfen und aus Gefälligkeit auch Salat zu pflücken, um unter der Begünstigung dieser Vertraulichkeit freier zu plaudern. Von diesen beiden später berühmten Militärs war der eine der General Danican, am 13. Vendémiaire Royalist, der später von England eine Pension bezog; der andere war der General, spätere Marschall Brune. Wir sagen Cornelie Copeau, wir wünschten Robespierre zu besuchen. Sie sagt zuerst, er sei nicht zu Hause, und fragt dann, ob er uns erwarte. Fréron, der die Localität kannte, ging auf die Stiege zu; Mutter Duplay machte ihrer Tochter

*) Mémoires de Barras, Membre du Directoire. 4 volumes. I: Ancien Régime—Révolution. II: Le Directoire jusqu'au 18 Fructidor. III: Du 18 Fructidor au 18 Brumaire. IV: Consulat—Empire—Restauration. Paris, Hachette et Cie. — Von den ersten zwei Bänden ist eine gute deutsche Uebersetzung bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgekommen: „Memoiren von Paul Barras", mit 4 Porträts, 1 Facsimile und 2 Karten.

Digitized by Google

Zeichen, uns nicht eintreten zu lassen; die beiden Generale blickten abwechselnd auf uns und die Frauen, als wollten sie diesen zustimmen, er sei nicht zu Hause. Als Cornelie Copeau sah, daß Fréron sich nicht abweisen ließ, und die Stiege beschritt, lief sie ihm voraus und sagte: „Ich werde melden," und rief hinauflaufend von der Stiege aus: „Es ist Fréron und ein Freund, den ich nicht kenne"; darauf Fréron: „Barras und Fréron" sich gleichsam selbst meldend. Cornelie öffnete die Thür und wir traten ein. Robespierre stand in einer Art Nachthemd da; die Operation des Frisirens und des Puderns schien gerade beendet; die Brille, in der man ihn gewöhnlich sah, fehlte, und wir sahen in dem weiß gepuderten, ohnehin bleichen Gesichte zwei trübe umflorte Augen, wie wir sie unter der Brille nie gesehen hatten. Er starrte uns an, als sei er erstaunt, uns hier zu sehen. Wir begrüßten ihn nach unserer Art ohne Umstände, wie es damals üblich war. Von seiner Seite kein Gegengruß, er besah sich im Spiegel, der am Fensterkreuz hing, dann in einem anderen kleinen Spiegel am Kamin, schabte dann den Puder mit dem dafür bestimmten Wasser vom Gesicht ab, indem er dabei seine Frisur ängstlich schonte; er zog dann seinen Pudermantel aus und legte ihn auf einen Stuhl in unserer Nähe, so daß unsere Kleider dadurch bestaubt wurden, ohne um Entschuldigung zu bitten, ohne überhaupt von uns Notiz zu nehmen. Er wusch sich in einer Art von Schüssel, die er in der Hand hielt, putzte sich die Zähne, spuckte einige Male auf die Füße, ohne uns zu beachten, fast gerade so wie Potemkin, der, um sich nicht umdrehen zu müssen, den Leuten, die ihm gegenüberstanden, in's Gesicht spuckte."

Es mag ein Schauspiel für Götter gewesen sein, als der Unbestechliche seinen Blick auf dem arg compromittirten Clubgenossen ruhen ließ und dessen Vertheidigung und Schmeicheleien anhörte. Und es war das Verhängniß Robespierre's, daß er dem Manne Glauben schenkte und ihn nicht gleich wie einen giftigen Wurm zertrat. Denn der Streber, dem es noch stets gelungen war, der Guillotine zu entgehen, rüstete sich für seinen Hauptschlag. Es ist kein Zweifel, daß Barras am 9. Thermidor weit über sich hinauswuchs. Wenn man auch seinen Versicherungen, seiner Wichtigthuerei nicht auf's Wort glauben kann, so ist es doch durch zahlreiche Zeugen bestätigt, daß er beim Sturze Robespierre's ganz hervorragend betheiligt war. Natürlich gefällt er sich auch in seinen Denkwürdigkeiten darin, sich die erste Rolle zuzuschreiben und mit größter Ruhmredigkeit von jenem Ereigniß zu sprechen. Aber was man eigentlich von ihm erwartet: daß er die Fäden aufdecke, die jene Ereignisse verknüpften, und uns zeige, weßhalb Robespierre fiel, da läßt uns der ewige Anekdotenerzähler im Stich. George Duruy macht diesen Mangel zum Theil wieder gut, indem er dem Buch ein wichtiges Schriftstück aus der Autographenmappe eines Freundes beigiebt, das uns besonders über die viel umstrittene Frage: hat Robespierre einen Selbstmordversuch begangen oder ist auf ihn geschossen worden, ein Licht aufsteckt.

Die Thermidoristen hatten ein Interesse daran, das Andenken ihres Opfers zu verunglimpfen. Die Version von dem Selbstmorde, die in Robespierre einen Schwerschuldigen zeigt, der Hand an sich selbst legt, um der gerechten Strafe für seine Verbrechen zu entgehen, war daher diejenige, die sie sich aneigneten. Trotz der Bestätigung derselben durch Barras in den vorliegenden Memoiren und durch Courtois in seinem Berichte vom 8. Thermidor des Jahres III neigt Duruy zu dem Glauben, daß Robespierre sich nicht zu tödten gesucht hat, sondern daß er meuchlings getroffen wurde, gerade in dem Augenblicke, da er nach langem Zögern — was sein Verderben war — sich entschlossen hatte, auf die gegen ihn erlassene Achtserklärung durch einen gegen seine Feinde aus dem Convente und den Ausschüssen gerichteten Aufruf zu den Waffen zu antworten. Das Original dieses Aufrufs zu den Waffen ist im Facsimile auch der deutschen Uebersetzung beigegeben. Duruy schreibt dazu: „Ich glaube, es giebt auf der ganzen Welt kein Actenstück, das einen tragischeren Eindruck macht, als dieses mit dem Stempel der Pariser Commune versehene Blatt Papier. Die hastige, gewaltsame, krampfhafte Schrift drückt das Fieber, die innerliche Gährung der Freunde Robespierre's in diesem bedeutsamen Augenblicke aus. Die Buchstaben fliegen dahin, die Worte überstürzen sich; man glaubt einen Schrei zu vernehmen, einen Kampfschrei oder einen Todesschrei. Neben den nervös hingeworfenen Unterschriften von Lerebours, Legrand, Louvet und Pagan zeigen sich die beiden ersten Buchstaben des Namens Robespierre ruhig in diesem Aufruhr von Schriftzeichen, kalt und berechnet wie der unbeugsame Wille desjenigen, der sie in gemessener Haltung auf das Papier setzte, als der Schuß fiel. Dieses unvollendete Wort, dieser abgeschnittene, enthauptete Name, der als Beigabe einen großen Blutfleck aufweist, ruft unwillkürlich die rothe Erscheinung eines Kopfes hervor, der sich unter dem Messer der Guillotine von dem Körper loslöst. Aber diese beiden verhängnißvollen Buchstaben lassen nicht nur in blitzartigem Aufleuchten das Bild des Dramas an uns vorübergehen: sie erklären uns auch den Ausgang desselben. Diese verstümmelte Unterschrift beweist offenbar das Erstaunen, das plötzliche und unvermuthete Attentat, die Kugel, die von einer anderen Hand abgefeuert wurde als derjenigen, welche diese festen, jäh unterbrochenen Schriftzüge auf das Papier warf, mit einem Wort — den Mord und nicht den Selbstmord. Es ist das einer der Gründe, die mich bestimmen könnten, mich — gegen Thiers, der an Selbstmord glaubt — der Ansicht Mignet's, Louis Blanc's, Michelet's, Ernest Homal's und de Lescure's anzuschließen, die an Mord glauben."

Während also Barras uns in dieser Frage im Stiche läßt, ist er um so wortreicher in der Hervorhebung seiner Rolle. Er zeigte sich als ein Mann der That, als ein zweiter Drachentödter Georg, indem er den ihm vom angstvollen Convent übertragenen Oberbefehl sogleich übernahm und die geächteten Schreckensmänner in aller Eile unschädlich machte.

Als Robespierre mit Couthon und Saint Just behufs Constatirung ihrer Identität, die der Hinrichtung vorherzugehen hatte, vor dem Revolutionstribunal erschienen, befand sich Fouquier-Tinville als öffentlicher Ankläger (etwa was heutzutage Generalprocurator) in ungewöhnlicher Aufregung, übrigens leicht begreiflich den Männern gegenüber, von denen er so lange Blutbefehle zu empfangen pflegte, und gegen die nun auf einmal solche auszuführen sind. Waren doch sie die Schöpfer und Organisatoren des Hinrichtungssystems, kurz die wahren Dictatoren. Man begreift die Verlegenheit Fouquier's in einem solchen Augenblick; er konnte sich mit einigem Recht und Vorgefühl sagen: mutato nomine de te ... Ich fand die Aufregung und einige Verlegenheit fast natürlich. Nun entschuldigte er sich bei den Verurtheilten selbst, indem er sagte: „Ich weiß wohl, daß nicht ich diese Herren, diese Bürger (verbesserte er sich, das Wort „Herr" war ganz abgeschafft, es gab nur Bürger) verurtheile, da sie außerhalb des Gesetzes und daher das Gericht nur eine Förmlichkeit zu erfüllen hat; ich weiß wohl, es ist meine Pflicht und selbst mein Recht, der Justiz Impuls und Directive zu geben; was ich heute zu thun habe, ist in einer Beziehung weniger, als was ich gestern zu thun hatte, denn gestern urtheilten wir, heute führen wir das Urtheil des Convents aus ... aber ..." Da ich nicht wissen konnte, wo er mit dem „Aber" hinauswollte, glaubte ich für alle Fälle eingreifen zu müssen und wandte mich daher mit lauter Stimme, kalt und befehlend im Ton, an ihn mit den Worten: „Bürger Fouquier, der Nationalconvent hat mich beauftragt, seine Befehle zur Ausführung zu bringen; ich befehle Ihnen daher, ohne Verzug Ihre Pflicht zu thun. Der Patriotismus verlangt die sofortige Hinrichtung der Schuldigen." Fouquier ließ es sich gesagt sein, er steigt in sein Parkett, legt seinen kleinen Mantel an, setzt seinen aufgestülpten Hut à la Henri IV. auf, ruft die Richter, giebt ihnen das fatale Losungswort gegen Robespierre, Couthon, Saint Just und die ganze abscheuliche Bande mit derselben Entschiedenheit wie am Tage vorher für und im Namen Robespierre's, und besorgte alle Formalitäten wie alltäglich in größter Eile. In weniger als einer halben Stunde hatten die Verurtheilten, wie die Richter sagten, „ihre Toilette gemacht, ihre Stiefel geschmiert" und konnten ihrem Schicksal entgegengehen. Der Nationalconvent hatte mir mit der Vollmacht zugleich eine große Verantwortlichkeit übertragen. Mein Leben habe ich oft gewagt, im Kriege und auch sonst, aber hier handelte es sich um mehr als mein Leben, es handelte sich um Millionen von Menschen, um das Wohl des Landes. Man stelle sich vor, es gelingt den zum Tode Bestimmten, zu entwischen, selbst im Zustande ihrer Erschöpfung, entstellt und vernichtet, wie sie zum größten Theil waren, genügte ein Moment der Berührung mit ihren Anhängern, die Verbindung mit den Lungerern auf Straßen und öffentlichen Plätzen herzustellen, die Besiegten der Commune und die Jacobiner zu sammeln — und alle errungenen Erfolge waren wieder in Frage gestellt. Ich drängte deßhalb Fouquier: „Schnell! Weg mit ihnen!" — „Sogleich", sagte Fouquier lebhaft, fast heiter, „wohin soll man sie bringen?" — „Zu dem Platz, wo ihnen so viele vorangegangen sind." — „Aber", erwiderte Fouquier leise und ver-

Digitized by Google

traulich, jedoch ehrerbietig, „seit acht Tagen bringen wir unsere Verurtheilten an die Barrière du Tröne, wir haben den Revolutionsplatz verlassen.“ — „So kehre man wieder dahin zurück!“ entschied ich, „der Weg muß an Danton's Haus vorbeiführen, die Prophezeiung muß in Erfüllung gehen.“ — „Armer Danton!“ sagte Fouquier mit trauriger Miene, „das war ein Patriot!“ Der grausame Schurke glaubte mit dieser mitleidigen Redensart vergessen machen zu können, daß er bei Danton's Tod die erste Rolle spielte!

Nachdem ich die Hinrichtung gesichert wußte, stieg ich wieder zu Pferde und sagte noch zu Fouquier-Tinville und seinen Leuten: „Ich begebe mich in den Wohlfahrtsausschuß, wo ich Bericht erwarte.“ Ich sah noch die Wagen unter Escorte abfahren und die Richtung nach der Straße St.-Honoré zum Revolutionsplatz nehmen. Es hatte sich eine solche Menge von Menschen angesammelt, daß die Wagen nur sehr langsam vorwärts kamen, die Stimmung war eine freudig erregte, es kam wie ein Gefühl der Befreiung über die Leute, aber sie wagten nach so langem Druck ihr Gefühl nicht laut werden zu lassen, ehe sie bestimmt wußten, der Kopf Robespierre's sei auf dem Revolutionsplatze gefallen. Die Körbe des Henkers wurden nach dem Magdalenenkirchhof, zur sogenannten Capet-Gruft gebracht. Nicht ganz zwei Stunden nachher kam Fouquier-Tinville mit seinen Leuten in den Wohlfahrtsausschuß, sie berichteten, indem sie oft gleichzeitig sprachen, einer dem anderen zuvorkommen wollte, über die Hinrichtung wie über einen Triumph. Endlich war der furchtbare Robespierre in die ewige Nacht versenkt und ruhte in ungelöschtem Kalk an der Seite Ludwig's XVI...

Es ist die große Scene in der politischen Rolle von Barras. Und er spielte sie unleugbar mit Gewandtheit, mit pathetischen Grimassen und südländischer Großsprecherei. Als Retter der Freiheit und Menschlichkeit wurde er an diesem Tage populär, eine welthistorische Figur. Aber eine so großartige Gelegenheit, die Augen der ganzen Welt auf sich zu richten, findet er nicht wieder, und so sehr er sich auch bemüht, seinen Antheil am 13. Vendémiaire herauszustreichen, um noch einmal im bengalischen Lichte zu erscheinen, es gelingt ihm nicht wieder, denn schon wirft ein Anderer, viel Gewaltigerer seinen Schatten voraus, um ihn dann endgiltig in Nacht und Vergessenheit versinken zu lassen. Und Barras ist gleich zu Anfang bemüht, Bonoparte als eine ganz subalterne Persönlichkeit hinzustellen. Auch im Vendémiaire, wo die „royalistischen Schreckensmänner“ in den Straßen von Paris niederkartätscht wurden, gebührt ihm, Barras, der Löwenantheil. So versichert er wenigstens.

Bonaparte leistete am 13. Vendémiaire keine anderen Dienste als die meines Adjutanten. Ich war zu Pferde, er war zu Fuß und konnte daher nicht allen meinen Bewegungen folgen. Die einzige Mission, die er von mir erhielt, war die, nach dem Pont Royal zu gehen und mir zu berichten, was dort vorgehe. Er ertheilte keinen Befehl und hatte keinen zu ertheilen, zeigte sich an keinem Angriffspunkte, als an dem vom Carrousel, von wo er sich nicht weg rührte, und dort hatte Brune das Commando. Ich habe den Zug nicht verheimlicht, der seinen militärischen Scharfblick verrieth, als er mich beim Rockschooß zupfte, mich einige Schritte vom Platze wegzog, wo ich dem Feuer mehr ausgesetzt war, und mir lebhaft, vom Augenblick inspirirt, sagte: „Wenn Sie getödtet würden, wäre Alles verloren, es dreht sich alles um Sie, Niemand könnte Sie ersetzen.(!) Was beschließen Sie?“ Da befahl ich Brune, die Geschütze zu gebrauchen, und Bonaparte, indem er mir die Hand drückte, sagte: „Die Republik ist gerettet.“ Während des Gesprächs wurde auf uns geschossen. Nach einigen Kanonenschüssen Brune's, meiner Ordre gemäß, sah man die schönen Krieger der Section Le Pelletier nebst Anderen, die bis zur Rue St. Honoré heraufgekommen, im Nu die Flucht ergreifen; die Fliehenden stießen und drängten einander. Das vervollständigte ihre Niederlage.

Kein Mittel ist Barras zu schlecht, um seinen Gegner zu verkleinern, als sein Geschöpf darzustellen, das ohne ihn gar nicht emporgekommen wäre. Alles verdankt Bonaparte nur dem gutmüthigen Barras. Vor Toulon lernten sie sich kennen. Wenn wir auch, nach den grundlegenden Arbeiten von Jung, Renard und anderen französischen Militärschriftstellern zugeben müssen, daß die napoleonische Legende die Rolle des kleinen Artilleriehauptmanns bei der Belagerung von Toulon übertrieben hat, so merken wir doch die leicht verständliche Absicht, womit Barras — zum Entsetzen seines Herausgebers — die Eroberung fast ohne Bonaparte's Mitarbeit durchführen läßt. Bald darauf tritt der ehrgeizige Corsicaner Barras näher, selbstverständlich auf die streberhafteste Weise. Er erzählt:

Während der Belagerung von Toulon war ich in der Lage, meinen Landsleuten Vertrauen zu schenken. Ich hatte einen Mann mit einer Fleischlieferung betraut, der in derlei Bescheid wußte. Es genügte, daß dieser Bürger von mir mit einer gewissen Vertraulichkeit behandelt wurde, damit Bonaparte sich ihn als einen Mann merkte, der bei mir Zutritt hatte. Kurze Zeit nach dem 9. Thermidor suchte Bonaparte, abgesetzt und beunruhigt als Terrorist, in Nizza Herrn Pierrugues, der in Lieferungsgeschäften dort war, auf. Bonaparte war von einem Privatbekannten aus Marseille, Ardison begleitet; sie hatten von meiner hohen, ich könnte sagen glänzenden Stellung gehört, die mir der 9. Thermidor und meine späteren Leistungen verschafft hatten, und baten Pierrugues (später mein Haushofmeister im Directorium) um ein Empfehlungsschreiben an den „Bürger Volksvertreter Barras“, sie setzten ihm mit allen Einzelheiten in größter Bescheidenheit das Unglückliche ihrer Lage auseinander. „Man klage sie des Terrorismus an, weil sie Patrioten seien!“; sie müßten unbedingt nach Paris gehen, um sich zu rechtfertigen. Pierrugues gab ihnen, was sie verlangten; und mit diesem aus Nizza datirten Briefe kommt nun Bonaparte nach Paris und stellt sich mir vor. Ich sagte ihm, daß ich meinen „kleinen Capitän“ von Toulon her noch ganz gut kenne. „Vielleicht“, fügte ich hinzu, „war man nicht ganz im Unrecht, wenn man Sie für ein wenig terroristisch hielt, denn ich erinnere mich, daß man Sie zur Zeit der militärischen Hinrichtungen stark zurückhalten mußte; übrigens thun uns jetzt Männer der That noth. Die Terroristen des Royalismus drängen uns; wir müssen ihnen die Waage halten. Indessen, Capitän, erweisen Sie mir die Freundschaft, mit mir zu speisen.“ Ich wohnte damals im Palais Royal oberhalb der Arcaden von Fräulein Montansier; ich kannte sie persönlich. Dies wußte Bonaparte, und er verfehlte nicht, dort seine Mahlzeiten einzunehmen und dem Fräulein den Hof zu machen. Ich erfuhr, daß er von hier in's Café Corazza ging, wo er große Reden hielt und dann die durch die Hitze des Gesprächs nöthigen Erfrischungen schuldig blieb.

Die Schmähungen Napoleon's, die Aufsehen erregt hätten, wenn diese Memoiren bald nach Barras' Tode erschienen wären, lassen heute kalt, denn die Gegner jenes Schicksalsmenschen haben Alles gesagt, was mit mehr oder minder Berechtigung vorgebracht werden kann. Die Franzosen selbst stellen die meisten Schmäher: einen Michelet, Lanfrey, Proth, Jung, Taine, die das militärische Genie Napoleon's bemäkeln, nachdem ihm Lewis Goldsmith 1814 sogar den soldatischen Muth abgesprochen. Auch der Besieger Robespierre's beißt sich die Zähne an diesem Granitbild aus; es gelingt ihm nur, Bonaparte nach Gassenjungenart zu beschimpfen. Besonders fühlt er das Bedürfniß, der Nachwelt zu erzählen, nicht nur wer der „menschenfressende Oger mit Marat's Zügen“ war, sondern uns auch von dessen famigliaccia — Napoleon's eigenes Wort! — allerlei Scandalosa zu erzählen. Allerdings war die Familie Bonaparte damals sehr arm. Aus Corsica verjagt — „die Gründe waren weit weniger ehrenhaft, als man später glauben machen wollte!“ — wohnten sie, die Mutter und ihre Kinder, zuerst in Antibes, der größten Noth preisgegeben; was sie zusammenborgten, reichte kaum für einen Strohsack, der ihr gemeinschaftliches Lager bildete, und für einen Kessel zum Kochen von Gemüsen, aus dem sie Alle zusammen aßen. Als die Familie Bonaparte die ihr in der Stadt Antibes zugänglichen Hülfsquellen erschöpft hatte, ging sie zu einem achtbaren Grundbesitzer in Saint Zacharie, einige Meilen von Marseille. Dieser Grundbesitzer war Herr de Châteauneuf; er hatte nur ein sehr bescheidenes Vermögen, empfing aber die Familie bei sich, gab ihnen einige Monate lang Wohnung und Nahrung in der großmüthigsten und zartsinnigsten Weise. Nachdem auch hier, wie vorher in Antibes, nichts mehr zu holen war, ging es nach Marseille, wo sie als corsische Flüchtlinge und Märtyrer der Freiheit wieder Wohnung und Nahrung erhielten. Der Platzcommandant fühlte Mitleid mit ihnen, betrachtete sie auch als Verwandte von Militärs, weil einer von ihnen als Artillerieofficier in Dienst stand. Er ließ ihnen Soldatenrationen, bestehend aus Brod, Fleisch, Gemüse, Holz und Salz verabfolgen. Unter dem Schutze des Magazinverwalters von Saint Maximin logirten sich die Bonaparte's im Hause des guillotinirten de Cazes und später in dem des emigrirten Marquis de Cycère ein; sie machten es sich auf dem confiscirten Eigenthum von Hingerichteten und Emigranten bequem. „Um ihren Lebensunterhalt in Marseille zu gewinnen, scheuten die Bonapartes vor keiner Industrie zurück, nicht einmal vor der mit den aufblühenden

Digitized by Google

Reizen der Mädchen!..." Ihre precäre Lage hinderte sie indeß nicht, sich gewissen Vergnügungen hinzugeben, die Aergerniß erregten und deren Uneigennützigkeit ihren moralischen Werth nicht zu steigern vermochte.

Bonaparte ging mich seit unserer ersten Bekanntschaft in Toulon oft, und nicht ohne Erfolg, um Geldunterstützung an, wie er sagte, „um seiner unglücklichen Familie, seiner darbenden Mutter beizustehen." Ich hatte auch eine Mutter, die ich liebte und mir mit ihren Tugenden stets gegenwärtig hielt, die ich verehrte. Aus diesem Cultus machte ich vor Bekannten nie ein Hehl; auch Bonaparte wußte es und dachte, die gleiche Sympathie für Etwas, das dem Herzen so nahe steht, sei ein sicheres Mittel zur Annäherung an Denjenigen, den man für sich gewinnen will; so packte er mich bei der Liebe des Sohnes für die Mutter und stimmte mich damit nachsichtig mit einigen seiner Vergehen, indem ich sie mit diesem edlen Motiv entschuldigte. Bonaparte erzählte mir mit Rührung von der elenden Lage seiner Mutter und seiner Schwestern in Marseille; ich drückte nicht nur ein Auge zu über seine an den Tag gelegte sträfliche Habsucht, sondern schrieb auch an den Departementscommissär, er möge der Mutter Bonaparte das nöthige Mobiliar zuweisen, vorerst provisorisch aus den Regierungsmagazinen. Mutter Bonaparte und ihre Fräulein, vom Platzcommandanten, also von der Republik, ernährt, wurden nun auch von der Republik besser möblirt; aber ihr Betragen besserte sich nicht mit dem Mobiliar, sondern forderte immer mehr den gerechten Tadel der scrupulösen Marseiller heraus. Die Töchter des Hauses Bonaparte waren als so wenig moralisch bekannt, daß sie vom Besuch verschiedener Bälle in aller Form ausgeschlossen wurden, obgleich Freundinnen auf ihr Ersuchen sich angelegentlichst für sie verwandten. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Roman ohne Anfang und Ende.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Man kann oft an einem ganz einsamen Orte ruhig und abgeschieden von aller Welt leben und doch plötzlich in die Lage versetzt sein, eine Menge unbekannter Leute zu sehen, die augenblicklich unser Interesse erwecken und ebenso schnell verschwinden. Ich selbst werde niemals die Scene vergessen, die ich in einem kleinen Badeorte erlebte. Beim Baden hatte ich mich einmal behaglich in das große Schwimmbassin gestürzt, als ich plötzlich etwas Weiches zwischen meinen Knieen spürte, worauf ein blau angelaufenes Gesicht mit einem zottigen Haupte zum Vorschein kam und sich mir mit folgenden Worten vorstellte:

„Verzeihen Sie, mein Name ist Strömqvist: ich bin meines Zeichens Sattler, also Sattlermeister Strömqvist." Ich befand mich in der glücklichen Lage, weder seinen Namen noch sein Geschäft zu kennen, weßhalb mir auch das Verzeihen leicht wurde. Es hatte sich ganz zufällig gefügt, daß der Mann zu gleicher Zeit wie ich das Schwimmbassin benutzte und aus Versehen bis auf den Grund getaucht war. — So erlebte ich in einem stillen Orte einen Roman, dessen Anfang und Ende ich wohl nie in meinem Leben kennen lernen werde. Aber heutzutage, wo die Leser ein Wohlgefallen daran finden, nur kleine Skizzen zu lesen, die wie die Stickereivorlagen sind: in einer Ecke ist das ganze Muster gestickt, aber alles Andere müssen sie selbst nach ihrem Geschmack ausfüllen, — mag auch von meinem Romane geplaudert werden.

In der rauhen Winterszeit war es, die Natur lag im tiefen Schlafe, die Tannen beugten ihre schneebelasteten Zweige ... aber, mein geehrter Leser, wozu soll ich Dich mit Beschreibungen aufhalten, denn jeder von uns, wenn er nur zwei Jahre alt ist, weiß ja, wie es im Winter aussieht. Es war gerade herrliche Schlittenbahn, und da beschlossen die jungen Herren und Damen, sich einmal draußen zu tummeln, und als Sammelplatz war die Kirche zu X. bestimmt.

Ich bin fest überzeugt, daß in einer großen Stadt bei ähnlichen Anlässen die Fuhrwerke eleganter gewesen wären, daß das Pferd, der Stolz des Inspectors Carlson, vor den Blicken eines geübten Sportfreundes keine Anerkennung gefunden hätte, und daß der alte Johann des Hauptmanns keinen Kutscherbock einer Stadtequipage geziert haben würde, aber man hätte auch vergeblich in der Stadt nach so einer Schlittenpartie suchen können, mit so frischen jungen Mädchen, mit liebenswürdigeren Müttern, galanteren und doch wenig blasirten Cavalieren, und auch edleren Punsch hätte man gewiß vergeblich gesucht. Und da ging es nun mitten hinein durch den Föhrenwald, und die Schellen erklangen lustig. Ich ziehe dieses Schellengeläute, von dem Schnauben der Rosse begleitet und hier und da von dem frohen Lachen der jungen Damen unterbrochen, der schönsten Musik vor. So kam man denn nach unterhaltender Fahrt an das Ziel, das Küsterhaus in X. sollte die Gesellschaft aufnehmen. Dort gab es Kaffee und Kuchen für die Damen und heißen Punsch für die Herren, und dann wollte die Jugend tanzen, bis man wieder den Heimweg antrat. Ach, was waren das für lustige Tänze! Kein Cavalier dachte daran, daß er vielleicht seiner Gesundheit schaden würde im wilden Tanze mit den jungen Mädchen. Dort gab es keine sogenannten Pflichttänze mit den heirathsfähigen Töchtern der Vorgesetzten oder den Schwestern des Herrn, der neulich Abends eine Theegesellschaft gab, oder gar der Schwägerin eines Freundes, der neulich einen Wechsel mit unterschrieben hatte. Man tanzte ungenirt mit Jedem drei, auch vier Tänze hinter einander, und rief wirklich einmal eine besorgte Mutter ihre Tochter vom Tanze zurück, so geschah es nicht mit dem Verweis: „Wie kannst Du es nur so merken lassen, daß Du dich für Herrn Pettersson interessirst, Du wirst Dich compromittiren!" sondern mit der liebevollen Ermahnung: „Erhitze Dich nicht so sehr, mein Kind, damit Du dich nachher nicht erkältest." Man hatte einander gern und trank Punsch, tanzte eifrig, aß guten Honigkuchen und betrieb das Tanzen so eifrig, daß man beinahe vergaß, nach X. zurückzufahren, wo der Hauptball stattfinden sollte.

Aber in einem Winkel neben dem Schranke der Frau des Küsters standen abseits von der Gesellschaft zwei junge Mädchen, die mir sonst als die lustigsten bekannt waren, und thaten, als ob Punsch, Tanz, Gesang und Herren ihnen ganz gleichgiltig wären und flüsterten sich ganz leise etwas zu. Der Zufall führte mich bei ihnen vorbei, und da hörte ich die Eine sagen: „Komm, Lotte, gehen wir noch einmal hinaus, damit wir sie wieder sehen." Darauf eilten sie auf den Hof, und als ich an das Fenster trat, sah ich sie inmitten eines Schneehaufens stehen. Dort war ein Hoffenster, in dessen Scheiben sie unverwandt blickten. Als sie zurückkehrten, waren alle Tänze vergessen, und das Flüstern schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Einige Minuten nachher stand ich vor dem Fenster, und was ich da erblickte, werde ich in meinem Leben nicht vergessen.

Es war ein elendes Kämmerchen mit billigen Tapeten, einem winzigen Fenster und einem offenen Kamin. Auf dem einzigen Tische stand eine elegante Lampe, die besser in das Boudoir einer großen Weltdame gepaßt hätte, als in die Kammer der Küstersfrau, von der Wand hing ein feiner Pelzmantel, den ich im ersten Augenblick nicht gewahrte, so sehr war ich von dem Anblick der Dame im Stübchen überrascht. Es ist gewiß das schönste Weib, das ich je gesehen habe. Diese Frau war über eine einfache Wiege geheugt. Mit ihrer schlanken, jugendlichen Figur sah sie beinahe selbst wie ein Kind aus. Aber ihre ernsten Blicke, ihre wirr um die Stirn fallenden Locken, die traurigen Augen und noch mehr die Thränen, die auf das spitzenbesetzte Kissen fielen, zeigten an, daß das kleine Wesen dort unlängst das Licht der Welt erblickt hatte, und dann ihr Aufenthalt an dieser Wiege, an diesem einsamen verborgenen Platze! Sogar der harmloseste Mensch wäre im Stande gewesen, sich diesen Roman zu erklären, der sich im Innern der Küstersstube abspielte. Vom Hause her drang das Lachen und Tanzen der Gesellschaft, die alte Geige kreischte und die junge Welt sang:

„Nun schnell noch einen viel froheren Tanz
Und herbei für Beide mit Krone und Kranz
Zum fröhlichen Tanz!"

Ob die wilde Lust der Gäste oder die Musik oder der Spruch von Krone und Kranz dieses arme Wesen noch mehr zur Verzweiflung trieben, ich weiß es nicht, aber ihre Brust hob sich höher und die Thränen

Digitized by Google

flossen reichlicher. Und wenn sie ihre Hände von den Augen nahm, blickte ich in ein paar Augen, die, wenn ich jetzt an das Küsterstübchen denke, mir immer noch in Erinnerung stehen mit ihrem hülfeflehenden Ausdruck und ihrer stillen Traurigkeit. Die Geige kratzte immerfort und die jungen Leute sangen dazu. Plötzlich richtete sie sich auf und horchte hinaus. Eben spielte der Geigen-Andreas:

„Schön bist Du, wenn Du beim Tanzen erglühst,
Und lieblich Dein Blick, wenn den Schatz Du siehst,
Du Kleine!"

Die hohe, schlanke Gestalt gerieth in's Wanken und fiel mit hocherhobenen Händen an der Wiege nieder. Ob sie vielleicht betete? Ich weiß es nicht, es kann auch sein, daß sie dem fluchte, der ihre Jugend zerstört hatte. Als ich dann wieder zur Gesellschaft zurückkehrte, fand ich die beiden jungen Damen von vorhin in eifrigem Gespräch mit der Frau des Küsters. Diese war augenscheinlich sehr böse. Ob denn das die Fräuleins etwas anginge, woher die arme Person sei. Ob es ein Knabe sei? Nun gewiß. Aber sie könnten ja zufrieden sein, daß es ihnen besser ginge und ein andermal müßten Sie nicht so neugierig sein und den Leuten in die Fenster gucken. Mit diesen Worten ließ sie die beiden Damen stehen und ging in's Haus zurück. Am Abend aber, als die Schlittengesellschaft sich fröhlich auf den Weg machte, erschien einen Augenblick lang ein Frauenkopf und sandte den Abfahrenden sehnsuchtvolle Blicke nach.

— — — Es war im Juli des Jahres 1886. Im Stockholmer Thiergarten ziemlich weit hinten im Park in der Nähe von Bellmannsruh sind verschiedene Leute mittleren Alters und anscheinend dem Arbeiterstande angehörend damit beschäftigt, liebe Erinnerungen aufzufrischen aus der guten alten Zeit, wo man öfter zusammenkam und das Volksleben idyllischer war, als heutzutage. Eine alte Drehorgel spielte Ihnen dazu einen lustigen Tanz. Ringsum war ein großer Kreis von Zuschauern, so daß der elegante Landauer mit den zwei Isabellen nur Schritt fahren konnte und schließlich nicht mehr weiter konnte. Die elegante Dame zuckte unmuthig mit den Achseln.

„Aber so fahren Sie doch zu, Sandberg!"

„Augenblicklich, Frau Baronin."

Hätte man diese Frau Baronin bei einem glänzenden Corso angetroffen, so hätte ihre Schönheit auffallen müssen. Aber jetzt in der heißen Sommerzeit, wo die Haute-Volée See- und Bergluft genießt, mußte sie um so mehr auffallen. Als ich sie sah, fiel mir ein ebenso schönes Gesicht, aber in viel einfacherer, ja sogar ärmlicher Umgebung ein. Ach ja, das war die ehemalige Pensionärin des Küsters von der Schlittenpartie damals!

Jetzt scheint ja Alles gut geworden zu sein. Also Frau Baronin! Meine Gedanken führen mich an eine Wiege mit spitzenbesetzten Kissen. Ob der kleine Erdenbürger wohl auch Baron geworden ist, da seine Mama jetzt Baronin ist, oder ob der Besitzer der Isabellen des Fuhrwerks und des Freiherrntitels von der Frau Baronin wohl ein ganz klein wenig düpirt wurde? Ich glaube, daß ich es nie erfahren werde. Die frohe Jugend macht endlich Platz, die gnädige Frau lächelt herablassend ihrer Begleiterin zu und mitten hinein kreischt der alte Leierkasten:

„Schön bist Du, wenn Du beim Tanzen erglühst,
Und lieblich Dein Blick, wenn den Schatz Du siehst,
Du Kleine!"

Aus der Hauptstadt.

Kaiser und Kronprinz.

Bis 1888 bot der preußische Hof ein Bild, das eigenartig und picant genug war, um ihn scharf von den anderen europäischen Königslagern zu unterscheiden. Aller Glanz der Krone bestrahlte die letzten Lebenstage des greisen Monarchen, dem liebevolle, fast zärtliche Verehrung um so reicher zu Theil ward, je tiefer sich die Fackel neigte. Der Sieger in fünfzig Schlachten, der pflichttreue Mann, der noch mit dreiundsiebzig Jahren in den Sattel sprang, Thron und Land auf's Spiel setzte, um das begonnene Werk zu vollenden, Wilhelm I. hatte nach unerhört glorreichen kriegerischen Triumphen nicht träg auf blutigem Lorbeer ausgeruht. Die eiserne Hand seines Waffen-Genossen und ergebenen Freundes wies dem betagten Fürsten höhere Ziele noch und führte ihn unaufhaltsam dahin. Vielleicht ging er zögernd nur den ungebahnten Weg, vielleicht mit Widerwillen und Mißtrauen, indeß der Arbeitsame wußte genau, daß echten Königen nie die Zeit kommt, wo sie was Guts in Ruhe schmausen dürfen. So unterschrieb denn dieser nicht durch Gaben, nein, durch Größeres, durch wahrhaft kaiserliche Sorge für sein Reich Aufragende die berühmt gewordene, allzuviel genannte und zu wenig gekannte sociale Botschaft, legte die Hände an ein Werk, das dem siegreichen Lande die Segnungen des Friedens erst im ganzen Umfange bringen sollte. Nie hat ein Monarch in so hohem Alter noch so Gewaltiges gewagt, nie aber hat auch ein Monarch es verstanden, wie er noch im höchsten Alter die Macht des Scepters zu wahren und zu erhöhen, gleichzeitig jedoch auch die Dankbarkeit und die Liebe seines Volkes zu steigern. Nicht nur der Hof, das ganze Land blieb ihm treu bis zur letzten Minute. Sogar unter dem Regiment des genialsten Königs in Preußen, Friedrich's II., der doch Waffenruhm und Segnungen des Friedens ohne Gleichen zu spenden gewußt hatte, wünschte schließlich insgeheim Jeder die Todesstunde des Alten herbei; nur dem Helden von Fehrbellin und dem ersten Hohenzollern-Kaiser klang am offenen Grabe der Vorwurf, daß sie zu früh hinübergegangen wären. Nicht wie sonst stand die Bevölkerung hoffend und sehnsuchtsvoll auf der Seite des Kronprinzen. Abgesehen von etlichen kleinen, mit der Marke des Todes gestempelten Fractionen, die seinetwegen rasch eine Vereinigung vollzogen und sich ihm als Regierungspartei angeboten hatten, begrüßte kein Politiker herzlichen Empfindens den neuen Herrn. Dem Kranken zwar neigte sich das Land in mitleidvoller Sympathie, und diese Sympathie vermochte selbst das schleichende Gewürm nicht zu zerstören, das sich an den siechen Mann herandrängte und sein Sterbezimmer schamlos entweihte. Man wußte, daß die Schatten der Vernichtung Friedrich III. daran hindern würden, seine Regierungsmaximen in Thaten umzusetzen, man sah Bismarck unerschüttert neben ihm stehen und war sehr geneigt, die Entlassung des verhaßten Finsterlings Puttkamer dankbar zu begrüßen. Das tragische Schicksal des Kaisers rührte und beschäftigte die Gemüther, während die Geister seinem Vorgänger huldigten, seines Nachfolgers Art und Wollen bedachten.

Kronprinz Wilhelm war dem Theile der öffentlichen Meinung, den die Berliner Presse macht, schon seit Langem unheimlich gewesen. Blätter, die heute Morgens und Abends rastlos loyale Purzelbäume schlagen, hatten ihr Möglichstes gethan, ihm das Vertrauen und die Zuneigung des Volkes zu rauben. Man colportirte freche Geschichtchen über ihn, als er in Bonn studirte, man schilderte ihn später als einen willenlosen Gefangenen der Mucker und Pietisten. Und man begann ihn zu hassen, als er in der Waldersee-Versammlung 1887 das Wort sprach: „Der christlich-sociale Gedanke ist mit mehr Nachdruck als bisher zur Geltung zu bringen." Damals stand zwar nach menschlicher Berechnung des alten Kaisers Ableben nahe bevor, aber eine baldige Thronbesteigung des Prinzen Wilhelm lag nicht im Bereich der Wahrscheinlichkeiten. Man richtete sich darauf ein, während der offenbar langen Regierung Friedrich's III. so viele „freiheitliche" und „fortschrittliche" Grundsätze zur Herrschaft zu bringen, so unzerstörbare Bollwerke dieser Freiheiten und dieses Fortschritts aufzuwerfen, daß es nachher Niemandem mehr, auch dem Mächtigsten nicht, möglich sein würde, sie zu zerstören. Doch bevor noch die weichen Fingerchen des Deutschfreisinns den Spaten zur Schanzarbeit recht gefaßt hatten, trug Wilhelm II. schon die Krone seiner Väter.

Von Stöcker ward in jener Zeit erzählt, daß er die junge Kaiserin

Digitized by Google

nicht ohne Fug seine „liebe Freundin“ nannte; Graf Waldersee, den man als fleißigen Kirchengänger bedeutend mehr denn als Generalstäbler schätzte, schien der auserwählte Reichskanzler, und in Kreisen, die berufsgemäß alles wissen mußten, nannte man noch halb ehrfurchtvoll, halb in verbissener Wuth den Namen eines zweiten christlich-socialen Grafen. Allerlei Gerüchte über Reibungen mit Bismarck, den die kühn reformerischen, jungconservativen Pläne des Monarchen angeblich erschreckten, drangen in die Oeffentlichkeit, und Mancher war im Freisinn, der sich anschickte, den traditionellen Bismarckhaß zu vergessen und seine Waffe ausschließlich gegen die höhere Stelle zu richten. Und dann begann die Aera der Ueberraschungen, die nur darum überraschen konnten, weil von all den Federschwingern kein Einziger sich die Mühe gegeben hatte, des neuen Kaisers Bild zu studieren. Wohl erklang die deutsche Welt von Reformplänen, wohl versammelte sich in Berlin gegen Bismarck's Einspruch die völlig nutzlos gewesene internationale Arbeiterschutzconferenz, wohl bekamen die Bergwerksbarone ernste Worte zu hören, und die Kohlenarbeiterdeputation fand einen so gütigen Monarchen, daß Schwärmer hier und da anhoben, das sociale Königthum zu proclamiren. Doch als Bismarck ging, folgte ihm kein Theilnehmer an der Waldersee-Versammlung, Graf Caprivi sollte ihn ersetzen, und die Politik, die der unpolitische Mann von Skyren trieb, brachte einen jähen Umschwung in der Preßstimmung hervor. Des Kaisers Vertrauensmann versprach ja, das Gute zu nehmen, wo er es finden würde; immer häufiger begleitete lebhafter Beifall links seine Redeversuche, und endlich kamen die Handelsverträge. Da sah nun auch der letzte verantwortliche Redacteur ein, daß sie sich alle schwer in dem jugendlichen Fürsten getäuscht hatten, daß ihre finsteren Befürchtungen grundlos wie Lilli Lehmann's Augen gewesen waren. Und der neue Kurs hatte mit eins die ganze schreibende Macht hinter sich, und nach der Annahme des russischen Handelsvertrages fehlte wenig, daß man Wilhelm II. selbst für einen gemäßigt liberalen Mann erklärt hätte. Die nächste Militärvorlage, wogegen unter allen anderen Umständen die gesammte Opposition wie ein Mann aufgestanden wäre, diente jetzt dazu, die Linke zu sprengen. Es war freilich Caprivi's letzter Erfolg.

* * *

Der Kaiser ist, der Satz ward seitdem fast zu einem Gemeinplatze, kein Parteimann und deßhalb auch im eigentlichen Sinne kein Politiker. Er selbst wandte sich entschieden gegen jeden Versuch, ihn zum Angehörigen irgend einer Fraction zu stempeln; er gestattete keiner Partei sich den Anschein zu geben, als besäße sie sein Ohr. Man hat trotzdem wissenschaftliche Erwägungen darüber angestellt, welcher Gruppe er sich wohl innerlich am meisten nähere, und hat ihn dann bald für einen gemäßigten, bald für einen aufgeklärten Conservatismus, bald wieder für das Cartell und bald für die Reichspartei reclamirt, die sich, Gott weiß aus welchem Grunde, freiconservativ nennt. Man hat dabei ganz vergessen, daß Wilhelm II. wohl von den Anschauungen, denen er als Prinz huldigte und denen er in jener Zeit unverblümten Ausdruck verlieh, zurückgekommen, daß aber die Bekehrung zu einem gerade entgegengesetzten politischen Glaubensbekenntnisse just bei ihm psychologisch unmöglich ist. Während der Kaiser militärisch unstreitig als ein Fachmann ersten Ranges gelten darf, ein Fachmann von bewunderungswürdig scharfem Blicke, steht er den übrigen Disciplinen, mit denen ihn sein Herrscherberuf in Berührung bringt, wesentlich fremder gegenüber. In militärischen Dingen ist sein Urtheil unbestechlich und von Niemandem zu beeinflussen; auf den Gebieten der Kunst, der Politik folgt er gern gewandt vorgetragenen Meinungen von Leuten, die sich seiner Achtung oder gar Freundschaft erfreuen. In unsern Tagen giebt es der Universaltalente nur wenige, der moderne Mensch will und kann gründlich nur in einer Kunst sein, Tüchtiges nur in der Beschränkung leisten. Die Umgebung des Kaisers hat nun wohl seine politischen Ansichten langsam gemodelt, persönliche Erfahrungen und Enttäuschungen thaten das ihre, ihn von früheren Meinungen zurückzubringen, aber in seinem Charakter liegt es begründet, daß die neuen Einflüsse niemals übermächtig werden und ihn vollends überzeugen konnten. Gewiß verhält sich der Monarch so gefälligen Eindrücken gegenüber nicht ablehnend, doch liebt er es, eben nur Anregungen in sich aufzunehmen und sie dann weiter zu einem System zu verarbeiten, das denen als Richtschnur dienen muß, die die Anregung brachten. Durch die kaiserliche Politik klingen weit mehr Noten, die an Stumm erinnern, als solche, die das Gepräge der ersten Köpfe des Ministeriums zeigen; Philipp Eulenburg, der in politicis freilich nur dilettirt und klug genug ist, eine völlig unbeschriebene Tafel darzustellen, beeinflußt die Entschließungen des Monarchen fraglos zehnmal mehr als Herr Miquel. Wie wir alle von unseren Umgebungen abhängen und uns unweigerlich langsam oder schnell den Gesinnungen der Menschen anpassen, die wir lieben und denen wir vertrauen, so wirken auch auf den selbstständigsten Fürsten die ein, die er in seine Nähe gezogen hat. Wirken um so nachhaltiger auf ihn ein, als sie behutsam klug vorgehen und sich den Anschein geben, selbstlos nur die Interessen des Herrschers im Auge zu haben; als ihr Einfluß niemals durch die Meinungen und Wünsche Fernstehender wesentlich gestört werden kann. Denn der Fürst ist oft für Wochen und Monate allein auf sie angewiesen und kaum im Stande, die Gedanken, die Hoffnungen anderer, weiterer Kreise kennen zu lernen. So konnte es kommen, daß heute in dem Herrn von Stumm in die Hände gerathenen Telegramm an Hintzpeter Wilhelm II. christlich-social für Unsinn erklärt, während er vor neun Jahren gerade in diesem Gedanken die Rettung sah.

* * *

Der wahnsinnige Haß, den ein ganz bestimmter Theil der Presse aus ganz bestimmten Gründen gegen Herrn Stöcker hegt, hat die Bedeutung der kaiserlichen Depesche gefälscht und ihre Wichtigkeit vermindert. Die sich heute noch immer dreist Demokraten und privilegirte Erben der Straßenkämpfer von 1848 nennen, sind freilich längst so heruntergekommen, daß sie jede politische Witterung verloren haben, und wenn die Närrchen dem Telegramme begeistert zujubeln, weil es dem erbittert befehdeten Hofprediger den Garaus zu machen scheint, so verdienen sie durchaus Verzeihung dafür, denn sie wissen nicht, was sie thun. Stöcker's Stellung in der politischen Welt litt durch all diese Jahre darunter, daß er ein Halber war, daß er es aus Ehrgeiz oder Ueberklugheit nicht mit den großen Leuten oben und den kleinen Leuten unten verderben wollte; er hütete sich vor jeder radicalen Handlung und hegte nothgedrungen wirklich eine Vorliebe für zweideutige Reden. Die ihn, seine Wünsche und sein Streben nicht verstehen, mögen ihm einen Vorwurf daraus machen. Jedenfalls aber ist dieser seltsame Mann all die Jahre hindurch eisern consequent gegen sich selbst, gegen seine Feinde und seine Gefolgschaft gewesen, und es war nicht sein Unvermögen, daß er langsam aus scheinbar fester, gesicherter Stellung gedrängt wurde. Ihm wäre nur das Eine vorzuwerfen, daß er den Winddruck unterschätzte, der bei Hofe wider ihn wirkte, daß er, der plebejische Bauernsohn, zuweilen das Haupt zu stolz erhob und die Schrader, die Kotze gering achtete. Aber einen Vortheil haben die bei Leibe nicht von dem Dictum des Kaisers, die sich vor Wonne darüber nicht zu fassen wissen. Stöcker ist sechzig Jahre alt, aber noch ein rüstiger Kämpfer und ein furchtbarer Hasser. Bisher hoffte er und zögerte noch immer; nun sind die letzten Brücken hinter ihm abgebrochen, die letzten Hoffnungen auf Rückkehr zertrümmert, nun wird er vorwärts marschiren. Nicht als Conquistador, nicht an der Spitze eines fast officierlosen Häufleins, nicht geächtet, wie die Thoren glauben, sondern ein Märtyrer in den Augen derer, die die Tage seines Glanzes gesehen haben und die es ihm hoch anrechnen werden, daß er in der entscheidenden Stunde seines Lebens fest und treu geblieben ist. Die kommenden Wahlen werden zeigen, welch ein gewaltiger, unwiderstehlicher Kämpfer dieser nun fesselloſe, so wilde und so kühle Fanatiker ist, welch eine Kraft noch in diesem allzu lange gebeugten Stiernacken steckt. Mit gutem Bedacht hat der Kaiser seinen Namen in dem Telegramme vorangesetzt. Und unwillkürlich, ohne daß er sich dessen eigentlich bewußt wird, erkennt er die noch nicht gebrochene politische Macht seines ehemaligen Günstlings und Hofpredigers

Digitized by Google

an, indem er ihm den ersten Satz des wuchtigen Erlasses widmet. Wilhelm's II. gesunder politischer Instinct ließ sich nicht völlig irre führen von den unverantwortlichen Rathgebern. Freilich mußte er, dem die wahre Stimmung im Lande verhohlen bleibt, das Preß-Jubelgetöse bei Stöcker's Austritt aus der conservativen Partei anfänglich für echt halten. Der Hofprediger a. D. erscheint dem Monarchen für's Erste abgethan, seine Unterfeldherren allerdings ganz und gar nicht. Diese politischen Pastoren verdammt des Kaisers Wort.

Die Heuchler auf der Rechten drehen und deuteln ärmlich an dem Worte herum, um es abzuschwächen, um einen Theil davon zu loben und dem anderen Theile aus dem Wege zu gehen; sie verstehen die Bedeutung des Vorganges so wenig wie ihre jauchzenden Collegen von der linken Seite zu würdigen. Andere tapfere Landsoldaten wieder kommen mit der Constitution und deduciren, daß auf der Kanzel und im Talare der Pastor allerdings keine Politik treiben dürfe, daß er aber als Staatsbürger genau dieselben Rechte habe wie jeder Andere und daß ihn als Staatsbürger die Politik sehr wohl etwas angehe. All diese Braven vergessen, daß hier eine glatte Machtfrage aufgerollt worden ist. Hier gilt es nicht mehr, weitläufig darzuthun, weßhalb gerade der Geistliche in erster Linie berufen ist, sich neben dem sogenannten Seelenheil seiner Gemeinde auch um ihr irdisches Wohlergehen zu kümmern; hier sind die schönen Reden zwecklos, daß der Umsturz unvermeidlich wird, wenn die königstreuen Socialisten ihr mühsames Werk einstellen. Die Entscheidung ist gefallen, strenge Disciplinarverfahren gegen störrische Pastoren werden in verstärktem Maße eingeleitet und unbarmherzig durchgeführt werden. Denn der Oberkirchenrath hat nie gezögert, dem summus episcopus zu gehorsamen. Darauf kommt Alles an, ob die evangelischen Priester sich endlich ihrer heiligen Pflicht bewußt geworden sind, ob sie mit offenen Augen angesehen haben, was in Belgien, was in Oesterreich von der katholischen Geistlichkeit für das niedergetretene Volk gethan worden ist, was der Papst in Rom und sein Rathgeber Rampolla thun. Ob sie bereit sind, für die erkannte Wahrheit zu fallen. Finden sich Märtyrer, die die Begeisterung der Amtsgenossen entflammen, dann werden die politischen Pastoren trotz alledem eine Macht werden, mit der selbst Philipp Eulenburg als Kanzler zu rechnen hätte. Wenn nicht, so war all' dies flackernde Licht nur ein rothes Feuerwerk, das die monumentalen Worte des hellsehenden Mönches von Lehnin spukhaft beleuchtet und lebendig macht.

Ob des Kaisers Majestät stehen bleibt bei der Erkenntniß, die Freiherr von Stumm jüngst verkündete, oder ob er zurückkehrt zu den Heils-Gedanken, die den jungen Prinzen bewegten, das hängt von den Geschehnissen der nächsten Zukunft ab, nicht zuletzt von der Fähigkeit der evangelischen Kirche, social zu sein, wie die Herrin in Rom. Und es hängt mehr davon ab, unvergleichlich viel mehr . . . Caliban.

Die Internationale Kunstausstellung.

2. Die Berliner Malerei.

Von Richard Muther las ich dieser Tage die Ansicht vertreten, Berlin bekomme ein „Publicum". Der Mann lebte früher in München und jetzt in Breslau. In Berlin ist er bloß zu Besuch. Und da ist er denn wohl ein wenig gutmüthig und optimistisch gestimmt. Er hat sich dadurch blenden lassen, daß der Ausstellungspark am Lehrter Bahnhof, trotz Treptow, ein beliebter Ausflugsort ist, und daß die Leute, bevor sie zu „Mutter Grün" und den beiden Musikkapellen gehen, auch den Bilderſälen einen neugierigen Besuch abstatten. In der That fand ich es am Himmelfahrtstage in den Ausstellungsräumen so voll wie vielleicht nie zuvor, so daß es mir fast unmöglich wurde, meinen kritischen Studien obzuliegen. Wohl oder übel mußte ich statt der Bilder das Publicum studiren. Aber das eine Studium war nicht fruchtbarer als das andere. Lauter längst Bekanntes in ermüdendem Maaße wiederholt: die Bilder werden nicht besser, und das Publicum wird nicht kunstverständiger.

Unsere braven Berliner betrachten die ausgehängten Gemälde, wie die Kinder einen Bilderbogen. Sie wollen wissen, „was das ist?" — Daneben haben sie wohl auch ihre Freude an einer patzig hingestrichenen Farbe (so im Reclameschilder-Ton!), fühlen vor patriotischen Darbietungen „ihren Busen jugendlich erschüttert", und sind im Allgemeinen selig, wenn es irgendwo etwas zu kalauern giebt. Gehen sie am hinteren Thor wieder heraus, so sind sie meist gerade so klug, wie da sie zum vorderen Thor hineingingen. In der Regel haben sie das Gute schlecht und das Schlechte gut gefunden, und das Beste haben sie übersehen. Die jungen Mädchen aber, in ihren pompösen Frühlingshüten, können schon längst den Moment nicht mehr erwarten, wo sie ihre modischen Toiletten in einer günstigeren Beleuchtung zeigen können.

Wenn das — „Publicum" ist, dann sind vielleicht die Berliner Bilder — „Kunstwerke". Jedenfalls, wenn man dieses Publicum fragen würde, es würde zu mehr als neunzig Procent urtheilen, daß die Berliner in der Kunst obenan stehen. Wenigstens „verstehen sie det, wat die da machen". Die übrige „schmutzige Leinewand" „is doch man mehrschtendeels oller Mumpitz". Das kann man ja auch in gebildeteren, und sogar höchst gewählten und gezierten Worten ausgedrückt hören, — der Sinn bleibt aber leider derselbe.

Die Frage ist: Wirkt unsere Kunst auf dieses Publicum? oder wirkt dieses Publicum auf unsere Kunst? Das Erstere gilt für das Erstrebenswerthe; man nennt es, glaube ich, aesthetische Erziehung. Das Andere aber ist wohl das Thatsächliche; man könnte es Entaesthetisirung der Kunst nennen.

Und das scheint mir in der That, nach wie vor, für Berlin das Merkmal zu sein: die Kunst wird dort entaesthetisirt, — wenigstens die Kunst, die sich an das große Publicum wendet, und das ist in erdrückender Majorität die Kunst unserer großen Ausstellungsmärkte.

Es heißt: man habe in diesem Jahr eine erschreckend große Anzahl von Bildern zurückgewiesen; von je tausend, sagte man mir, seien nur etwa hundertundachtzig angenommen worden. Ich frage: warum? Sollten die abgelehnten achthundertundzwanzig wirklich noch schlechter gewesen sein als die angenommenen hundertachtzig? Und wenn man so viele zurückwies, warum dann nicht noch mehr? warum von den hundertundachtzig nicht noch einmal circa hundertfünfzig? Dann hätte man, wenn man streng und gerecht verfahren wäre, vielleicht immerhin noch etwas halbwegs Anständiges zusammenbringen können. Es wären dann wohl auch manche von den thatsächlich abgelehnten Bildern zurückbehalten worden, und vielleicht wäre man sogar so weit gegangen und hätte die ausgebliebenen Schmoller, wie etwa Liebermann u. A., höflichst eingeladen, sich doch gefälligst an der Ausstellung zu betheiligen. Andere aber, die „jurysrei" sind, hätte man durch geeignete Mittel in ihrer freigebigen Laune wohl ein wenig dämpfen und für ihre unzeitgemäßen Wischereien vielleicht auch ein bescheidenes Dunkelplätzchen ausfindig machen können.

Wenn man aber die Kunst nach dem Niveau des Berliner Publicums berechnen wollte (wie man verkappter Weise ja doch gethan hat!), dann konnte man getrost den ganzen Augiasstall hereinlassen und es irgend einem neugeborenen Hercules überlassen, da reinzufegen. Hingegen, wollte man (wie man sich den Anschein gab!) die Berliner Kunst der übrigen deutschen und ausländischen Kunst concurrenzfähig gegenüberstellen, so mußte man nach dem oben aufgestellten Princip verfahren. Statt dessen wählte man, um sich aus der Klemme zu ziehen, ein eigenes Mittel: man ließ auch die fremde Kunst möglichst ungesichtet herein und stellte es dem Zufall anheim; wieviel Gutes und Charakteristisches wohl dabei sein mochte. Dabei hat denn der Zufall allerdings seltsam gespielt. Er brachte von Spaniern, Italienern, Düsseldorfern ganze Schaaren angeschwemmt, er führte auch Russen und Polen und freie Schweizer herbei; von Franzosen, Schotten, Engländern und Amerikanern aber ließ er nur ein kleines Häuflein herein, darunter nur wenige von den Besten, aber recht viel „Mittelgut" und zum Theil auch Schluderwaare. So konnte Berlin denn einigermaßen aufathmen, zumal ja auch die Münchener Secessionisten „ante portas" geblieben waren. Man zog zwar auch so noch immer den Kürzeren, aber der Abstand erschien doch nicht gar zu ungeheuerlich. Aber da spielte noch einmal der Zufall mit tückischer Bosheit hinein: er führte auch Holländer und Belgier, er führte selbst die drei scandinavischen Reiche nach Berlin, — und damit verschob sich auf einmal die Achse. Denn jetzt mußte für das einigermaßen cultivirte Auge klar werden, was für eine gewaltige Kunst, im Gegensatz zu Berlin, da draußen am Aufkommen ist. Und um das Unglück voll zu machen, stellte auch die Dresdener Secession ein Beispiel auf, was in nächster Nähe der deutschen Reichshauptstadt von Kunstblüthe möglich ist. Ja, selbst das neu entdeckte Kunstdorf, Worpswede bei Bremen, entsandte seinen Mackensen . . . .

Doch, da wußte man sich zu helfen. Den Mackensen, den heimste man einfach ein. Den hing man in einen großen Berliner Saal, mitten an eine Wand, gerade unter das goldleuchtende Wort „Berlin". Da nun schräg gegenüber ein umfangreiches Tableau des Ludwig von Hofmann hängt, so sieht's doch immerhin so aus, als ob Berlin und seine Malerei etwas zu präsentiren hätten.

Was zunächst Hofmann angeht, so ist es bedauerlich, daß er zu einer Zeit anerkannt wird, wo er fern von Berlin (bekanntlich in Rom!) weilt, und wo er, hoffentlich bloß vorübergehend, nicht die völlige Lauterkeit seines Kunstgeschmackes entwickelt. Sein großes „Idyll" athmet nicht jenen Duft und jene Feinheit, die uns den Künstler vor Allem liebenswerth machten. Es ist ja, gegenüber Berlin, immer noch ein Wunderwerk; aber gegenüber dem Besten von Hofmann selbst ist es ein Handwerksstück. Der Künstler wollte einen starken coloristischen Treffer

Digitized by Google

anbringen und wählte dazu — einen weinrothen Unterrock! Fühlte er nicht selbst die Trivialität, die dadurch in sein Paradies hineinbrach? Wie er sich die ganze Keuschheit der Situation dadurch verdarb? Ein nackter dunkelhäutiger junger Mann, lagernd in michelangelesker Aktstellung, und daneben an einem Weiher, ein unterwärts bekleidetes junges Mädchen, daß sich die nassen Haare wieder aufbindet — es fällt schwer, dabei höchst mißliche Nebengedanken zu unterdrücken. Auch die wolligen Hintergrundsbäume und das taffetartige Schillern des Himmels behalten für mich etwas Störendes. Ich kenne sie schon zu gut, sie kommen mir nicht naiv genug entgegen. Ich mußte erst frühere Eindrücke vergessen, um von dem Frühlingszauber, der immerhin in dem Bilde steckt, auf mich überströmen zu lassen.

Ist schon Hofmann schwer in Berlin einzugliedern, so ist Mackensen in Allem ein völliger Widerspruch wider Berlin. Die ganze Existenz dieser Künstlernatur, mit ihrer Gradheit, Frömmigkeit und Unverdorbenheit ist nur erklärlich durch die unbedingt ländliche Umgebung, die er sich zur Heimath gemacht hat. Die Solidität und Gewissenhaftigkeit seiner Arbeit, diese echte „Andacht zum Unbedeutenden" widersprechen der ganzen abgehetzten Art des modernen Großstädters. Eine Versunkenheit, eine Heiligkeit, mit der er dem Stoffe gegenübersteht, die wahrhaft einzig sind! Und daneben doch ein froh beherztes Zupacken des Stoffes, eine so gar nicht blöde Art, den Dingen unmittelbar zu Leibe zu gehen! Wie oft hat man nicht schon einen Bauerngottesdienst gemalt, auch, wie hier, im Freien! Und trotzdem wirkt das Mackensen'sche Bild nicht wie eine Wiederholung! — weil auch hier Natur aus erster Hand geschöpft ist, weil hier ein feines künstlerisches Gewissen sich selber nicht eher Ruhe gelassen hat, als bis die unverfälschteste Naturtreue allüberall mit künstlerischen Mitteln erreicht war.

Auch sonst war Berlin nicht ängstlich im Zugreifen, wo es sich um einen gleichsam heimathlosen (d. h. in Wirklichkeit mit seiner Heimath auf's Innigste verwachsenen Künstler) handelte. So ist Hans Olde, der Gutsherr von Seekamp, wenn auch höchst unwürdig placirt, in die Berliner Säle aufgenommen worden; so findet man Andere aus Lübeck, Hamburg, Danzig, Stettin; und — merkwürdig, wie oft es mir passirte, daß ich gerade irgend eine dieser Städte als Herkunftsort fand, wo gerade einmal ein Bild aus der Reihe der übrigen herausfiel, wie beispielsweise die fein abgewogene Stimmungsstudie in Blau des Hamburgers Mohrbutter.

Dafür sind denn die bekannten Berliner in der bekannten Güte und Schlechtigkeit vertreten, so daß ich mir versagen kann, Namen zu nennen. Da ich nun aber die Säle sehr aufmerksam durchschritt und mir kaum eine Einzelheit habe entgehen lassen, so erlebte ich doch hin und wieder eine kleine Freude. Ich stieß auf einen unbekannten Namen und sah trotzdem ein echtes Talent redlich bemüht, sich und der neuen Kunstanschauung Bahn zu brechen. Die Einen oder Anderen kannte ich schon von früheren Ausstellungen, habe aber sonst ihre Namen nie nennen hören. So war mir Julie Wolf-Thorn im vorigen Sommer mit einem feinen Pastell aufgefallen, und ich finde sie in diesem Sommer wieder, mit noch feineren, durchgereifteren Arbeiten phantastisch-sensiblen Genres, die auf den Werdegang der jungen Künstlerin gespannt werden lassen. Neu war mir Oskar Kruse-Lietzenburg (wohl der Bruder des Bildhauers?), den man mit einer stark impressionistisch gemalten Landschaft in einen der hinteren Säle der Maschinenhalle gehängt hat. Sein Bild ist geschmacklich noch nicht völlig durchgearbeitet, zeugt aber von einem ernsten und ganzen Streben, und von einem vor keinem Wagniß zurückbebenden Können, — jedenfalls eine Sache, wie sie in Berlin selten ist. Ferner fand ich einen gewissen Seesemann, der einen höchst aparten Pinsel führt und weich-starke Farbeneindrücke sehr ausdrucksvoll wiederzugeben weiß. Er gehört seiner Art nach mehr nach München als nach Berlin und sei darum doppelt willkommen geheißen. Dann sind noch zwei „Müller" da, die ich wenigstens nennen möchte, wenngleich ich ihrer Kunst nicht ohne Vorbehalt gegenüberstehe. Der eine ist Müller-Münster, der in etwas zu akademischer Zeichnung und nicht genügend gelösten Farben eine sehr fein ersonnene, von leiser Schwermuth beschattete Composition „Unter Rosen" darbietet, ein Renaissancestück, aus dem sich Größeres entwickeln kann. Müller-Schönefeld hingegen muß eine gewisse Starre, fast Todtenhaftigkeit, in sich bekämpfen, die er, wie so viel Besseres, dem Vorbilde der englischen Präraphaeliten zu verdanken scheint. Er geht auf's Stilisirte, Dämmrige, Phantastische, verräth gute Ansätze und kein übles Geschick, fertig zu werden; doch muß sich noch zeigen, wie tief die eigenen Quellen sprudeln, aus denen er zu schöpfen hat.

Zum Schluß meinen Glückwunsch an Friedrich Stahl. Seit zwei, drei Jahren ist dieser Künstler auf einem sehr erfreulichen Wege, der ihn bereits zu einem der subtilsten Könner der deutschen Kunst gemacht hat. Sein „Pariser Blumencorso" ist wie eine Austernmahlzeit mit Sect, ein wahrer Leckerbissen, und dabei doch so groß und tüchtig im Wurf. An diesem Bilde habe ich mich schon oft erholt, wenn rings von den übrigen Wänden die Berliner Malereien mir wie ungefüge Mühlsteine um den Kopf prasselten.

Franz Servaes.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letzten Mal Johanna Ambrosius.

I.

Verehrte Redaction!

Wir ersuchen ergebenst um entschiedene Klarstellung der Angelegenheit: Johanna Ambrosius contra Goerth. Nicht durch die Salbaderei der Schwester der Angeschuldigten, sondern durch diese selbst wünschen wir im allgemeinen Interesse die Wahrheit zu erfahren. Johanna Ambrosius hat s. Z. in dem von Sohnrey herausgegebenen „Land" selbst erklärt, daß sie nur das Wissen besitze, welches sie sich bis zum elften Lebensjahre in der Dorfschule erworben. Goerth behauptet, daß sie gute Schule bis zum vollendeten vierzehnten Jahre genossen! Wo ist Wahrheit? — Wer ist der Lügner? — Wir bitten diese Angelegenheit nicht ohne Weiteres fallen zu lassen, sondern Johanna Ambrosius zu veranlassen, sich selbst zu vertheidigen, natürlich nur streng wahrheitsgemäß, kurz und logisch! Der Erfüllung obiger Bitte entgegensehend, durch welche das Interesse für Ihr geschätztes Blatt wesentlich erhöht werden dürfte, zeichnen hochachtungsvoll

viele Mitglieder des ersten Lesecirkels der Firma Victor Zimmer.

J. A.: Jahn.

Breslau, den 7. Mai 1896.

II.

Hochgeehrte Redaction!

Bitte hiermit ergebenst, zur Kenntniß Ihrer Leser gütigst bringen zu wollen, daß die Behauptung Herrn Goerth's, Herr Professor Schrattenthal erhalte 100 Mark Honorar pro Auflage, auf Irrthum beruht. Durch ein Mißverständniß hat Vater und wir dasselbe geglaubt. Vater mag in irgend einem Gespräch der Sache erwähnt haben, und die Berichterstatter Herrn Goerth's, die ich nicht kenne, mögen es aus Vaters eigenem oder zehntem Munde gehört und an Herrn Goerth berichtet haben. Authentisch und dennoch falsch. Thatsache ist, daß Herr Schrattenthal ein angebotenes Honorar entschieden abgelehnt hat. Dies zur Wahrheit! — Was die übrigen authentischen Berichte der Gewährspersonen Herrn Goerth's anbetrifft, so werden die wahrhaft vornehm Gesinnten mein Schweigen darauf verstehen und richtig zu urtheilen wissen. Hochachtungsvollst

Martha Ambrosius.

III.

Verehrter Herr!

Der Wunsch der Breslauer Leser wird kaum in Erfüllung gehen. Frau Johanna Ambrosius, der die Redaction meine Entgegnung in Nr. 19 schickte, hat sich damit begnügt, die betreffenden Spalten mit Tinte zu durchstreichen und zurückzusenden. Das mag „vornehm" sein, doch eine ehrliche Antwort wäre schöner gewesen. — Wenn aber ihre Schwester „geglaubt" hat, daß Herr Schrattenthal 100 Mk. Honorar erhalte, wie konnte sie dann in ihrer „Nachschrift" in Nr. 17 das ambrosianische Hohelied des „ganz Uneigennützigen" singen? Jenen Brief hat sie nicht selbst geschrieben, denn sie kann nicht orthographisch richtig schreiben, ebensowenig wie ihre Schwester, die Dichterin. Zwei ihrer Schwager sind Lehrer, einer wohnt in ihrer Nähe. — Ich constatire also noch einmal den Thatbestand:

1) daß Johanna bis zum 14. Jahre (nicht nur bis zum 11.) die Schule besucht, hat Frl. Martha in Nr. 17 zugegeben;
2) daß sie im Elternhause niemals Noth gelitten, bestätigt u. A. der Vater Ambrosius, der es wissen muß (s. Nr. 17).

Es bleibt also höchstens die 3. Frage offen: Hat Johanna in ihrer Ehe Noth gelitten? Meine Gewährsmänner verneinen es einstimmig. Herr Voigt-Ambrosius würde sich ihnen gewiß anschließen, wenn er könnte ... Daß gewisse Blätter — allen voran die Königsberger Hartung'sche Zeitung und das Berliner Tageblatt — den Brief von Frl. Martha abgedruckt, aber meine Entgegnung todtgeschwiegen haben, ist vielleicht zu entschuldigen, denn sie haben sich durch ihre Propaganda für die „unterstützungsbedürftige arme Volksdichterin" so sehr bloßgestellt, daß ihnen das Eingeständniß ihrer Blamage schwer fallen muß. Dies ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit.

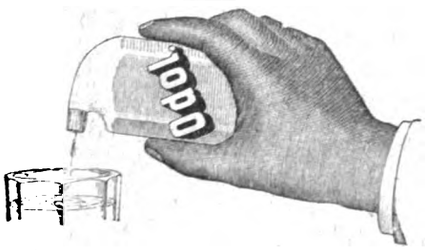
Hochachtungsvoll

Albrecht Goerth, Schuldirector a. D.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



Die Ärztliche Rundschau 1894, Nr. 17, schreibt:

Ein Mundwasser wird, sonstige Tadellosigkeit vorausgesetzt, um so besser sein, je **länger** es im Stande ist, Fäulniß zu verhindern. Darauf kommt es bei Beurtheilung eines Mundwassers ganz besonders an. **Bei weitem** die andauerndste fäulnißverhindernde Wirkung besaß das **Odol**, dessen emulgirte antiseptische Bestandtheile sich in der Mundhöhle **überall festsetzen.**

1/1 Fl. Odol Mk. 1,50, fl. 1.— ö. W. in Drogengesch. und Apotheken.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von **Theophil Zolling.**

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 30. Mai 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Gegen die Militär-Vorlage. Von v. G. — Fritz Reuter als Student. Von Hans Heisterhagen. — Barras und seine Denkwürdigkeiten. Von Lector. (Schluß.) — **Feuilleton.** Ein neues Gesetz. Von Gustav Schwarzkopf. — **Aus der Hauptstadt.** Polizei-Processe. Von Prinz Vogelfrei. — Opern und Concerte: Ingo. Von M. F. Der Großherzog. Von Gilbert und Sullivan. Von Paul Marsop. — Notizen. — Anzeigen.

Gegen die Militär-Vorlage.

Die der Budgetcommission überwiesene Militärvorlage ist von erheblicher politischer Bedeutung geworden, da sie den Keim zu neuen Forderungen des Militarismus in sich trägt. Es haben sich an dieselbe, weil sie eine der Compensationsbedingungen, unter denen die zweijährige Dienstzeit von der Militärbehörde als durchführbar bezeichnet wurde: die Entlastung der Infanterie von zahlreichen, ihre Ausbildung hindernden Momenten beeinträchtigt, und neue, zwar in jeder Richtung gut ausbildungsfähige, jedoch im Vergleich zu den vorhandenen unvollständige Truppenkörper schafft, ernste Befürchtungen für die Zukunft geknüpft. Diese beziehen sich sowohl auf die Erhaltung und dauernde Einführung der zweijährigen Dienstzeit, wie auf das Auftreten neuer Mehrforderungen zur Erhöhung der Präsenzstärke der Armee. Eine starke Strömung macht sich in conservativen Kreisen und wie es scheint auch in denen der Armee für die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit bemerkbar. Ihrer innersten Ueberzeugung nach sind die maßgebenden Militärs und, wie verlautet, der Kaiser selbst, Anhänger der dreijährigen Dienstzeit, und gilt die den Wünschen der Nation entsprechende zweijährige Vielen nur für einen im Interesse der numerischen Verstärkung des Heeres zugestandenen Nothbehelf. Die Gefahr liegt daher in der That sehr nahe, daß man, namentlich wenn diese Anschauungen mehr und mehr auf die Truppen selbst ihre Wirkung äußern, sich ihrerseits in den betreffenden Berichten überwiegend für die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit aussprechen wird. Diese Gefahr erfordert die Wachsamkeit und vorbeugende Maßregeln der liberalen und aller für die zweijährige Dienstzeit ernstlich eintretenden Parteien. Glücklicherweise steht ihr die amtliche Erklärung der Motivirung der Vorlage gegenüber, daß bis jetzt die Ergebnisse der Friedensausbildung der Fußtruppen gut gewesen sind. Es ist jedoch kein Grund ersichtlich, warum diese Ergebnisse unter dem ferneren Fortbestehen der sie bedingenden und selbst hinsichtlich der vierten Bataillone verbesserten Verhältnisse, darunter namentlich dem der zweijährigen Dienstzeit, künftig schlechtere werden sollten. Im Gegentheil läßt sich weit eher annehmen, daß man sich in die Bedingungen der zweijährigen Dienstzeit, auch im Heere, immer mehr einleben und ihren mit Annahme der Vorlage durch Fortfall eines Theiles der Entlastung etwa eintretenden Erschwernissen erfolgreich zu begegnen wissen wird. Das nicht zu bestreitende wichtige und militärisch entscheidende Resultat der Einführung der zweijährigen Dienstzeit mit erhöhter Präsenzstärke besteht in der erheblichen Verstärkung, Verjüngung und Vermehrung der Leistungsfähigkeit der Feldarmee, in Folge der um circa 70 000 Mann erhöhten Präsenzstärke des Heeres und damit der Ausbildung einer beträchtlich größeren Anzahl von Wehrpflichtigen als bisher für den Heeresdienst. Zu jenem Resultat tragen neben der erhöhten Präsenzstärke der Infanterie und der verkürzten Dienstzeit noch die neu geschaffenen, durch die neue Vorlage sogar zu vollwerthigen Truppentheilen verstärkten Cadres für die Neuformationen im Falle der Mobilmachung bei. Sie bilden einen anderen Theil der Compensationen für die zweijährige Dienstzeit, und dieser Theil wird durch die Vorlage nicht nur nicht gemindert, sondern verstärkt. Eine Gefahr für die zweijährige Dienstzeit vermöchte daher nur dadurch zu entstehen, daß bei der Wiederübernahme der Commandirten, der Ausbildung der Volksschullehrer und Candidaten und der Einjährig-Freiwilligen, sowie der Uebungen der Reserve und Landwehr, durch die gesammte Infanterie, dieselbe ihre Ausbildungsaufgaben als für zu erschwert erachtet. Allein die neu zu formirenden vierten Bataillone werden und sollen, wie dies die Motivirung der Vorlage bestimmt ausspricht, ebenfalls zur Entlastung dieser Waffe dienen. Ueberdies wird durch die Vorlage weder eine größere Anzahl von Reserve- oder Landwehrübungen oder Uebungspflichtigen, noch eine größere Anzahl von Volksschullehrern, Candidaten und Einjährig-Freiwilligen geschaffen, sondern die bisherige Ziffer und Arbeitsbeanspruchung derselben vertheilt sich auch bei ihr auf 84 Bataillone des Heeres mehr als früher. Die zweijährige Dienstzeit aber hat bereits das nicht zu unterschätzende Resultat einer Verminderung der Militärstrafen in der Armee gezeitigt, und daß die Mannschaft eifriger im Dienst und nicht darüber verdrossen ist, allzulange von Hause ferngehalten zu werden. Die Erfahrungen, die bis jetzt mit nur zweijährig gedienten, allerdings noch unter der Einwirkung des dritten Jahrganges ausgebildeten Reservisten bei Uebungen gemacht wurden, haben bis heute nicht das mindeste Abfällige ergeben, und das Gleiche gilt hinsichtlich der Landwehrmannschaften; allein der Kriegsminister hat es für geboten erklärt, die zweijährige Dienstzeit bei einer ganzen Generation von Linie, Reserve und Landwehr zu erproben. Schon hierin müßte unseres Erachtens eine Garantie dafür liegen, daß diese auch nach 1899 und überhaupt fortbestehen bleibt, da die im Herbst 1894 mit zweijähriger Ausbildung entlassenen Mann-

Digitized by Google

schaften erst im Frühjahr des Jahres 1900 zur Landwehr ersten Aufgebots übergeführt werden. Leider hat jedoch der Minister seine Erklärung dadurch abgeschwächt, daß er im Laufe der Debatte äußerte, die zweijährige Dienstzeit stehe bis 1899 fest, wie das Urtheil der Sachverständigen dann lauten würde, wisse er nicht. Da nun die Minister des jetzigen Regimes sehr rasch wechseln, so bedarf das Land der gesetzlichen Festlegung der zweijährigen Dienstzeit, und wenn diese Forderung, wie es scheint, nicht genügend Vertretung findet, unbedingt der bestimmtesten und bindendsten Erklärungen der Regierung, daß keine Rückkehr zum dreijährigen Dienst geplant sei oder sich anbahne, und daß keine Erhöhung der Präsenzstärke der Armee beabsichtigt sei; eine solche würde bekanntlich, um die neuen Regimenter und Brigaden auf Vollregimenter und Brigaden zu bringen, eine abermalige Erhöhung der Präsenzstärke um einige 20000 Mann erfordern. Sprechen sich nun die Truppentheile, was sehr leicht möglich ist, zu Ende der Versuchsperiode überwiegend gegen die zweijährige Dienstzeit oder gegen die Regimenter und Brigaden zu zwei bezw. vier Bataillonen aus, so ist mit vieler Sicherheit anzunehmen, daß die Regierung das Fortbestehen der zweijährigen Dienstzeit fallen läßt und zur dreijährigen zurückkehrt und überdies die Completirung der $^2/_3$ Regimenter und Brigaden zu Vollregimentern und Brigaden fordert. An schönen anscheinend triftigen Worten der Motivirung wird es dabei nicht fehlen, und man möge sich dann ja dessen erinnern, daß hinsichtlich der Regierung in orientirten Kreisen der Satz gilt: „In Berlin machen sie doch, was sie wollen."

Neue Militärlasten aber, die dem Lande, in welcher Form es auch sei, auferlegt werden sollten, würden schon in Anbetracht der aller menschlichen Voraussicht nach für lange Zeit friedlichen Gesammtlage, eine wahre Verschwendung der vom Volke mühsam erarbeiteten Ergebnisse der wirthschaftlichen Production bedeuten. Dem zur wahren Manie gewordenen Streben der immer weiter um sich greifenden unproductiven Verwendung der Mittel des Landes auf die Wehrmacht eines bereits mehrere Millionen Streiter zählenden, allen übrigen überlegenen, in der Weltgeschichte beispiellos angewachsenen Heeres muß energisch entgegengetreten werden.

Bei der Lage der Verhältnisse hat, da sich die Militärverwaltung und Regierung völlig freie Hand über ihre späteren Entschließungen sowohl hinsichtlich der zweijährigen Dienstzeit, wie der Erhöhung der Präsenzstärke vorbehalten zu wollen scheinen, der Reichstag alle Veranlassung, nicht nur die gesetzliche Festlegung der zweijährigen Dienstzeit, sondern auch bindenden Zusicherungen nicht nur eines einzelnen ephemeren Ministers, sondern der Regierung in ihrer Gesammtheit, hinsichtlich der Nichterhöhung der Präsenzstärke zu verlangen. Der Fall, daß andere nicht alliirte große Militärmächte ihre Präsenzstärke nochmals erhöhen werden und könnten, kann als ausgeschlossen gelten.

Wenn das Centrum sich entschlösse, dem Antrage der freisinnigen Partei beizutreten, oder wenn wenigstens Centrum und Freisinn bindende Garantien in den beiden erwähnten Richtungen forderten, so würde einem neuen Ueberwuchern des Militarismus ein Damm entgegengestellt werden, und es entsteht daher die Frage, ob sich nicht unter gewissen Concessionen an die Forderungen des engeren Parteistandpunktes ein Zusammengehen zur Erreichung gemeinsam angestrebter Ziele empfiehlt, vorausgesetzt, daß diese auf beiden Seiten ernstlich gewollt sind. v. G.

Fritz Reuter als Student.

Von Hans Heisterhagen.

Ludwig Büchner hat unlängst in diesen Blättern von dem zweifelhaften Glücke der Berühmtheit geplaudert und dabei den biographischen Spüreifer zu erwähnen vergessen, der die posthume Ruhe des Gefeierten stört und die pietätvolle Vorschrift, daß man von den Todten nur Gutes reden, allzu leicht vergißt. Wohl dem Ruhmgekrönten, in dessen Leben kein dunkler Punkt, in dessen Charakter kein Flecken gefunden werden kann, und dreimal beglückt der, dessen Größe alle Schwächen seiner Menschlichkeit überragt und gerne vergeben und vergessen macht. Freilich, diese Mängel bringen uns den Unsterblichen menschlich näher, lehren uns ihn besser begreifen und, so paradox es klingen mag, oft inniger lieben. Auch Fritz Reuter, der noch immer ein Liebling unseres Volkes ist und es bleiben wird, kann durch die Aufdeckung seiner menschlichen Schwächen, gegen die er zeitlebens mit seiner ganzen Kraft vergeblich gerungen hat, nur gewinnen. Das große Publicum kennt aus einer seiner gemüthvollsten Erzählungen das Unglück seines Lebens, die 7 Festungsjahre als Folge eines leichten politischen Jugendstreiches, allein daß jene schlimme Zeit auch noch anders verheerend auf ihn einwirkte, ohne den gesunden Kern seines Wesens zu verderben, das war nur seinen nächsten Freunden als scheu gehütetes Geheimniß bekannt. Nun tritt es mit einem Mal grell und brutal in's offene Licht des Tages. Seine Briefe an den Vater enthalten eine erschütternde Beichte. Er hat sie innerhalb eines halben Menschenalters als Schüler, als Student, als gefangener „Hochverräther" und als mittel-, berufs- und aussichtslos in die Welt gestoßener, auf „Nichts" gestellter Mann an seinen Vater geschrieben. In diesen Briefen des zukünftigen, aber als solchen sich selbst noch nicht bewußten Dichters liegt ein gutes Stück innerer Lebensgeschichte vor uns aufgeschlagen. Schon vor 21 Jahren sollten sie aus dem Besitze seiner Schwester veröffentlicht werden und Alles war für den Druck vorbereitet, als ganz unerwartet des Dichters Wittwe Einspruch erhob. Nun sie in Eisenach an der Seite ihres Gatten zur Ruhe eingegangen ist, erscheinen die Briefe „befreit aus unwürdiger Haft", wie der Herausgeber Dr. Franz Engel sich ausdrückt.*) Wir begrüßen dieses Buch als willkommenen Beitrag zur Kenntniß des großen Humoristen, ob es aber, wie Dr. Engel ebenfalls meint, dem deutschen Volke ein theurer Nationalbesitz sein und bleiben wird, scheint uns fraglich. Die Briefe lassen wohl den hochbegabten wenn auch schwachen Menschen erkennen, nirgend aber den zukünftigen großen Volksdichter oder gar Humoristen; im Gegentheil sind sie, schon als Stimmungsausdrücke in schwerer, irrthumsreicher Zeit, durchweg ernst, und verdrießlich in ihrem ewigen Wechsel von Selbstanklagen und Bitten um Verzeihung, Besserungsversprechen und Geldforderungen eine nicht gerade unterhaltende und erquickende Lecture. Man muß Fritz Reuter sehr lieb haben, um auch diese Briefe zu lieben.

Der Bürgermeister Reuter und sein Sohn waren zwei durchaus ehrenhafte, sittlichen Zielen nachstrebende, das Beste wollende, aber in Wesen, Gemüthsart und Temperament grundverschieden geprägte, in ihren natürlichen und erworbenen Neigungen und Lebensanschauungen gänzlich auseinander gehende Männer. Hier der strenge, eisern pflichtgetreue, schroff gewissenhafte, praktisch angelegte Vater, der in klarer Voraussicht auf fest vorgezeichneter Bahn beharrlich, ja rücksichtslos seinem Ziele zuschreitet; dort der milde, gemüthsinnerliche, der Augenblicksstimmung sich hingebende, leichtlebige Sohn. Beide echt deutsche und ausgeprägt mecklenburgische Gestalten. Vater und Sohn fanden nicht, was sie gegenseitig in sich

*) Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater. 2 Bde. Braunschweig, George Westermann.

Digitized by Google

suchten. Des jungen Mannes Neigungen und Abneigungen, sein Mangel an Ernst und Beharrlichkeit in Leben und Arbeit stießen von jeher auf des Vaters Mißbilligung und schroffe, argwöhnische Zurechtweisung. Schon den Gymnasiasten zieht der Hang hinaus aus der vorgezeichneten Bahn. Der Vater wollte seinen einzigen Sohn einst die Nachfolge in Amt und Stellung antreten sehen. Er sollte Jus studiren, Richter, „Stemhäger" Bürgermeister werden. Schon im Elternhause erregt der lustige Straßenjunge des Vaters Zorn, und der erste uns erhaltene Brief beginnt mit einer Bitte um Verzeihung. Das ist der Grundton, der durch den ganzen Briefwechsel klingt. Kaum 14 Jahre alt, verläßt Fritz Reuter das elterliche Haus, um in Friedland, dann in Parchim die Weihen der höheren Gymnasialbildung zu empfangen, für welche er freilich keine den Erwartungen des Vaters entsprechende Empfänglichkeit an den Tag legt. Seine Lust zum Fabuliren, damals noch in Kreide und Farben, ist wenig nach des Vaters Geschmack. Die Malerkunst lenkt ihn nur von ernsteren Arbeiten ab, auch ist der Vater der Meinung, daß Fritz die nothwendige Anlage zur Meisterschaft fehlt, worin ihm der Sohn später Recht geben muß. Die Lehrer lieben seine Munterkeit, aber tadeln, daß es ihm schwer wird, lange bei den Büchern zu sitzen. Michaelis 1831 bezieht er die Universität Rostock, doch weder die Lehrer noch die Commilitonen, noch der gesellige Verkehr sind nach seinem Geschmack. „Die Studenten sind meistens gar zu fade," klagt er, „das Leben unter ihnen ist dürftig unter aller Beurtheilung, nichts Freies, Freundliches, sondern Alles in die albernen Burschenregeln gezwängt ... Die Jurisprudenz, wie sie hier vorgetragen wird, würde mir ganz verleidet werden, wollte ich mich ihr mit meiner ganzen Kraft widmen!" Die Hauptfehler, die der Vater ihm vorwirft, sind Unfleiß und Verschwendung. Er wehrt sich namentlich gegen den letzteren Vorwurf. „Und nun drohst Du mir wieder mit Zwang, mit Anwendung der Mittel, die mich früher verdarben. Vater! thue das nicht; es kann Keiner etwas aus mir machen, ich selbst muß etwas aus mir machen ... Komm' mir freundlich entgegen, denn Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn, nur zwischen Glauben und Vertrauen ist Friede." Die Unfruchtbarkeit seiner Studien in Rostock mit allen ihren Mißständen im Bunde bestimmen den Bürgermeister zu einem Wechsel dieser Universität mit Jena — hierin auch einmal in Uebereinstimmung mit seinem Sohne oder, richtiger wohl, voll Nachgiebigkeit gegen dessen persönliche Wünsche. Neben Institutionen und Pandekten unterrichtet sich hier der stud. jur. Reuter, mehr der Noth als dem eigenen Triebe gehorchend, fleißig über Kümmel- und Kardenbau und berichtet darüber auf Wunsch des Vaters, aber diese Berichte scheinen nicht genügend oder zu säumig auszufallen, und die Verstimmung auf beiden Seiten ist bald wieder da. „Ja", gesteht er einmal, „ich bin leichtsinnig, aber doch nicht in solchem Grade, daß ich mein Unrecht nicht fühlen und auf Aenderung sinnen, ja sogar damit anfangen und fortfahren sollte." Der Bürgermeister, immer und mit Recht unmuthig und mißtrauisch, glaubt auch jetzt, wie früher, sich Auskunft über den Sohn von anderer Seite erbitten zu müssen; dadurch fühlt dieser sich wieder überwacht und umspäht und auf's Neue gereizt und verbittert. Die alte Abneigung gegen das Studium der Rechtswissenschaft kehrt zurück, und dem Vater schwindet die Hoffnung, seinen Sohn das ersehnte Ziel gewinnen zu sehen. Und nun hallen die Julistürme, die über den Rhein brausen, in den Thüringer Bergen wieder.

„Hier ist Alles, Alles ganz anders als bei uns, das Volk lebendiger, aufgeklärter; ich möchte Dir bloß gönnen, wie richtig so ein Jenischer Bürger über Staat und Staatsverwaltung räsonnirt; überhaupt herrscht hier im Weimarischen eine Spannung in politischer Hinsicht, das Volk verlangt Preßfreiheit und Stände, ja sogar Geschworenengerichte, und Jena scheint der Mittelpunkt der Liberalen zu sein; alle verbotenen Blätter werden hier öffentlich mit rauschendem Beifalle in den Kneipen vorgetragen und mit Anmerkungen versehen, die nicht gerade zu den glimpflichsten gehören ... Auf unserer Universität sieht es schlimm aus, sehr schlimm: seit drei Tagen vor Weihnachten ist fast kein Tag vergangen, wo nicht fürchterlicher Straßentumult von den Studenten ausgeübt wurde, dem Amtmann, mehreren Professoren und anderen Privatleuten sind die Fenster eingeworfen worden, die Pedelle sind durchgeprügelt worden, die Wache der Polizei ist demolirt worden; aber alles dies ist noch nichts gegen den Scandal von vorgestern Abend, es war fürchterlich; erst erhob sich ein Gebrülle, darauf wurden alle Laternen zertrümmert, Fenster eingeworfen und der Beschluß mit der Zerstörung mehrerer Hausthüren und Fensterläden gemacht. Daß ich mich von allen diesen Excessen entfernt gehalten, wirst Du mir glauben, bei keinem bin ich thätig gewesen, und bin ich vielleicht schon darin verwickelt, denn an demselben Abend kam ich im Dunkeln nach Hause und ward von einem betrunkenen Philister, der sich, weiß der liebe Himmel, ob es wahr ist oder nicht, an die Studenten angeschlossen haben mochte, angefallen und angepackt; ich bedeutete ihm, ich sei Student, er solle mich ziehen lassen, dies that er aber nicht, sondern verlangte meinen Namen zu wissen, und wie ich ihm den nicht sagte, wollte er mich mit einem starken Knittel, den er trug, über den Kopf schlagen, da spielte ich das Prevenir und warf ihn zu Boden. Das ist die ganze Geschichte. Es ist jetzt aber Militär eingerückt und Alles ist ruhig; aber die Strafen, die nun kommen, sind auch fürchterlich, heute sind zwei von den Rädelsführern in das Criminalgefängniß gebracht und dann schweben noch viele in Ungewißheit. Ich bin ruhig, denn ich bin unschuldig."

Dieser allerdings etwas fragwürdigen Darstellung glaubte der gewitzigte Vater keinen unbedingten Glauben beimessen zu dürfen. Er wandte sich daher an einen Bekannten, den Jenaer Professor v. Schröter, der ihm zwar bestätigte, daß Fritz an den Excessen keinen erwiesenen Antheil genommen habe, aber der Universität dennoch als verdächtig erschien, weßhalb er, wie wegen seines übrigen Lebenswandels, im polizeilichen Wege als „ein durch sein Beispiel sehr schädliches Glied der Universität" von Jena weggewiesen worden sei. „Seine ganze Zeit hat er mit Studententreibereien, Besuchen von Wirthshäusern, Herumlaufen u.s.w. todtgeschlagen ... In ganz Jena ist nur eine Stimme darüber." Inzwischen ist Fritz bereits aus Jena verschwunden und hält sich einige Wochen in Camburg auf, denn er mag dem erzürnten Vater nicht unter die Augen treten. „Mir sind die Osterfeiertage von 1832 noch zu gut im Gedächtniß, um nicht Auftritte ähnlicher und vielleicht schlimmerer Art bei Deiner jetzigen Aufgebrachtheit zu befürchten. Noch ist der Eindruck nicht verschwunden, der meinem fröhlichen Sinne damals eingeprägt wurde, ein Etwas, dem ich keinen Namen geben kann, ist zurückgeblieben, es ist ein Riß zwischen uns, der will ausgefüllt, nicht vergrößert werden, und das würde er, wenn jene Zeiten wiederkehrten, und ich würde jede Gelegenheit ergreifen, zu verhüten, daß er nicht unheilbar würde. Mein Leichtsinn würde nicht ermangeln, Dir öfter Gelegenheit zum Zorn zu geben, und Deine Hitze ließe Dir dann, wie schon früher oft geschehen, nicht den Leichtsinn leichtsinnig erscheinen, nein, wie das Verbrechen des Boshaften." Gleichwohl muß er sich entschließen, das Sommerhalbjahr im elterlichen Hause zuzubringen; hier wird die Frage um Zukunft und Beruf dahin entschieden, daß er das Studium der Rechte weiter fortsetzen soll. Zu diesem Zwecke begiebt sich Fritz nach Leipzig, wo er an der Universität aber nicht aufgenommen wird, und dann nach Berlin, in die Höhle des Löwen. Am 31. October 1833 wird der „Demagog" hier verhaftet.

Von nun an finden wir ihn im Kerker wieder. Seine Briefe an den Vater werden für die nächsten sieben langen Jahre, durch die amtliche Censur, denen sie unterworfen sind, noch vorsichtiger und zwangvoller und eine zweifelhafte Quelle. Der Leser hält sich also besser an die herrliche Erzählung: „Ut mine Festungstid." Aus der endlosen Untersuchungshaft in der Hausvogtei wird der Student auf die Festung Silberberg in Schlesien geschafft, wo er nach fast vierjährigem Hoffen und Harren sein Todesurtheil erhält: wegen Theilnahme an hochverrätherischen burschenschaftlichen Verbindungen in Jena und wegen Majestätsbeleidigung ist Fritz Reuter mit der Confiscation seines Vermögens zu bestrafen und mit dem Beile vom Leben zum Tode zu bringen! Das wahnwitzige Todesurtheil wird in Begnadigung zu dreißigjährigem und

Digitized by Google

später auf acht Jahre Festungsarrest gemildert — „nich so sihr grausam gegen uns, as gegen unſ' ollen Oellern, und vel Minschenglück is dormit tau Grun'n richt't." Fritz kennt jetzt sein Loos, und seine und des wackeren Vaters Mühen und Sorgen sind von nun an nur auf die Auslieferung an seine Heimatbehörden gerichtet. Kein Wort des Vorwurfs und Unmuthes kommt mehr über die Lippen des Vaters, unablässig ist er bemüht, seinen unglücklichen Sohn zu trösten und aufzurichten; er, der Alles verloren, bittet ihn um die Erhaltung seiner kindlichen Liebe! Diese würdevolle Haltung in allem Unglück, das seine Hoffnungen zu Grabe getragen, seine Gesundheit erschüttert und eine unabsehbare, sorgenschwere Zukunft vor ihm aufgerichtet, hätte wohl die jüngere Fritz Reuter-Literatur, die sich in der geschäftsmäßigen Ausbeutung werthlosester „Reliquien"-Schnitzel gefällt, vor der pietätlosen Antastung dieses herrlichen Mannes bewahren sollen.

Und nun legen wir die Finger in des Dichters Wundenmale, über welche erst in späteren Jahren der Stern seiner Muse leuchtend und tröstend aufgegangen ist. Wohl hilft ihm sein sonniges Gemüth, sein prächtiger Humor alle Leiden überwinden, aber schon lauert ein anderer Dämon auf ihn und verbittert die herzliche Aussprache zwischen Vater und Sohn. Ganz ahnungslos lesen wir zum ersten Male Fritzens Betheuerung: „Deine Befürchtung in Hinsicht der Spirituosa muß ich in meiner jetzigen Stimmung für unbegründet erklären; ich habe im Ganzen keine Neigung dazu, und wenn ich auch zuweilen Lust in mir spüre, meinen Vorsatz fallen zu lassen, so habe ich zwei herrliche Gegenmittel dagegen, die mich bis jetzt nicht im Stiche gelassen haben, sie heißen Arbeit und Gebet. Wenn auch hier kein gutes Bier ist, so empfinde ich diesen Mangel durchaus nicht, da ich seit einiger Zeit, freilich ist sie kurz, nur Wasser trinke, und so werde ich mit Gottes Hülfe diesen meinen größten Feind auch überwinden." Aber der Feind sitzt ihm im Nacken und läßt ihn nicht wieder los, verbittert sein Gemüth, entfremdet ihn dem Vater wiederum. Erst auf der heimatlichen Festung Dömitz, wo er nach den Dulderjahren in Glogau, Magdeburg, Graudenz manche Freiheit genießt, wo auch die ganze Stadt ihm offen steht, wo er Landwirthschaft studiren, malen, dichten und mit dem „hartensgauden" Herrn Obristlieutenant v. Bülow Schach spielen und — kneipen kann, tritt das fürchterliche Geständniß hervor, das in den früheren Briefen nicht oder doch nur schüchtern zum Vorschein kam.

„Du verlangst, ich soll Dir die Versicherung geben, nicht wieder in das Laster des Trunkes zu verfallen; mein lieber Vater, das Sprüchwort sagt: Mit guten Vorsätzen ist die Hölle gepflastert; und wenn Du diese verlangst, so würdest Du wohl stündlich bei mir auf solche treffen; aber die Ausführung ist sehr schwer. Du hast wohl keine Leidenschaft zu bekämpfen gehabt, oder doch keine so tief eingewurzelte? sonst würdest Du Dich gratuliren, daß ich schon so weit bin, keinen Branntwein zu trinken, zumal wenn Du mich früher gekannt hättest. Du wirst mir einwenden, daß das Weintrinken kostbar sei und vielleicht ebenso schädlich, dies Letztere ist nicht der Fall, wie ich bestimmt weiß; kostbar ist es, zumal hier; aber sicher kannst Du darauf bauen, daß es bei mir abnehmen wird, da ich eigentlich gar nicht darauf ausgehe, mich zu berauschen, sondern da es mir ohne mein Willen und Wissen über den Hals kommt. Wer Dir sagt, daß — — — —, der lügt, der kennt mich nicht, der weiß nicht, daß ich ohne Ekel vor dem Weine ganze Monate hinbringen kann, ohne ihn zu kosten, und daher kommt es auch, daß Gott sei Dank meine Gesundheit noch gut ist, weil ich es nicht in einem fort getrieben habe und bedeutende Pausen dabei eingetreten sind. Sei also der Hoffnung, daß ich mit der größten Anstrengung dahin trachten werde, zum gewünschten Ziele zu kommen und daß dann ein Rückfall nicht zu besorgen sein wird, weil die Cur radical und nicht durch plötzliches Entsagen ausgeführt ist.

Und bald darauf das bittere Geständniß, das Vater Reuter's beständige Vorwürfe und Vorhaltungen gefertigt erscheinen läßt:

„Ich habe wiederum viel Wein getrunken und bin krank gewesen, doch durchaus nicht bedeutend und mehr von Erkältung herrührend. Du kannst jetzt mit mir nach Deinem Gefallen verfahren, ich werde nicht murren, wie ich auch nicht murre gegen das Verfahren des Obristlieutenants, das, wie die Welt sagt, auf Anstiften von Tante gegen mich vorgenommen ist; man hat mich hier öffentlich zum . . . gestempelt und eine darauf abzweckende Ordre erlassen. Du siehst, meine Strafe ist eine sehr harte, viel härter, als Du sie mir meines Wissens noch auferlegen kannst; zumal ich mir noch immer das Zeugniß geben kann und muß, daß ich ein . . . nicht bin. Es gehen Tage, Wochen, Monate hin, wo ich an keine Getränke denke, wo nie die Lust dazu in mir erwacht, und dann mit einem Male verfalle ich auf die unseligsten Dinge. Wie ich dies Mal dazu gekommen bin, kann ich Dir nicht sagen; ich weiß es selbst nicht; mein Inneres ist in zu großer Verwirrung, als daß ich mir über einzelne Dinge Rechenschaft geben könnte, und daß ich dies thun muß, ist höchst nöthig, wenn ich überhaupt noch Hoffnung auf ein Dasein haben will. — — —

Ich habe mir einen Plan entworfen, der vielleicht in Deinen Augen den Stempel der Uebertreibung haben wird, der mir aber der einzige richtige erscheint; ich gehe nicht eher von meiner Stube, bis ich nach der strengsten Prüfung mir selbst sagen kann: nun bin ich sicher oder nun bin ich frei; den Anfang dazu habe ich gemacht, indem ich jeden Umgang, er mag Namen haben, welchen er will, abgebrochen habe und für mich leben werde. Fürchte nichts für meine Gesundheit, sie ist durchaus gut und Gott wird sie mir jetzt gewiß ebenso gut erhalten als früher. Ich lebe sehr mäßig, trinke nichts als Wasser und esse wenig; des Abends ein Teller voll Suppe, und da wird es gut gehen; schicke mir aber keine sogenannten vernünftigen Leute auf mein Zimmer, sie werden nichts ausrichten und rathe mich selbst nicht von meinem Entschlusse ab; ich werde Dir ungehorsam sein. Du wirst auf diese Weise nur durch mich selbst genügende Nachricht über mich einziehen können und die soll Dir, wenn Du es wünschest, alle acht Tage umständlich werden, zugleich mit dem Versprechen, daß ich, wenn ich fühle, daß mich die Sache zu sehr angreift, wieder ausgehen werde, mehr kann ich Dir nicht versprechen, denn mehr bin ich nicht Willens zu thun. Behalte diesen Brief für Dich und gieb ihn außer Schwester Lisetten Keinem zur Durchsicht; ich hoffe, er soll Dir einst ein Zeugniß sein, daß Du einen Sohn hast, der das, was er will, durchsetzen wird. Warum ich diesen Weg einschlage, kann ich Dir nicht hinlänglich auseinandersetzen, es ist genug, wenn ich Dir sage, wäre ich noch etwas länger auf meiner Stube geblieben, so wäre dies Alles nicht vorgekommen. — — —

Dein letzter, so liebevoller Brief traf mich in trauriger Stimmung, und in demselben Augenblicke, wo ich heiße Thränen des Dankes weinte, daß die Vorsehung mir einen so guten, liebevollen Vater gegeben, hast Du vielleicht Thränen des Kummers über einen ungerathenen Sohn geweint. Aber tröste Dich, Vater, es kann noch besser mit mir werden, denn es ist schon viel besser geworden; früher hätte ich unter solchen Verhältnissen, in denen ich jetzt lebe, unbedingt unterlegen; jetzt aber nicht, und nur eine unendliche Traurigkeit hat sich meiner bemeistert, die durch die jetzt unwiederbringlich zerstörte Hoffnung unendlich erhöht wird. Noch einmal, mein lieber Vater, vergieb mir und störe mich nicht in meinem Plan; er scheint überspannt, ist es aber nicht. — — —

Bald kommt wieder ein Rückfall:

„Ich habe wieder gefehlt, jedoch nicht in dem Maaße, wie früher, zwar bin ich unwohl darnach geworden, doch nicht bedeutend und bin ganz wieder hergestellt. Wieder muß ich Deine Nachsicht in Anspruch nehmen, muß wieder Dich bitten auf meine Entschuldigung Rücksicht zu nehmen, muß wieder Dich beschwören, die Schuld und Ursachen derselben abzuwägen, und Du wirst mir zugestehen müssen, daß ich mehr Dein Bedauern als Deine Verdammung verdiene. Wäre es das erste Mal, daß ich in einer so fürchterlichen Lage zu diesem Betäubungsmittel gegriffen hätte, so wollte ich nichts dazu sagen, aber seit 7 Jahren gewohnt, stets dazu zu greifen, geht dies mir unbewußt vor sich, ich denke gar nicht daran, habe keinen Freund, der mich warnt, habe nicht einmal einen Bekannten, durch dessen Unterhaltung ich davon könnte abgezogen werden; malen mag ich nicht, die Gedanken überwältigen mich dabei; das Einzige, was mir noch übrig bleibt, ist die Landwirthschaftslehre; aber wenn ich einige Seiten gelesen habe, so schweifen die Gedanken ab und ich habe nichts weiter zu thun, als das Buch zu schließen, und über mein unseliges Geschick zu grübeln . . . Nimm diesen Brief, ich flehe Dich darum, gütig auf und härme Dich nicht darum — Gott ist mein Zeuge, daß ich die Hoffnung nicht fahren lasse, daß es besser werden wird, d. h. daß ich das Trinken lassen werde. Gott gebe Dir Gesundheit und mir das Glück Dich bald und noch lange zu sehen, wo Du Dich dann überzeugen wirst, daß ich nicht so tief gesunken bin, als der Schein es lehrt."

Mit Recht fragt der Herausgeber: Wer könnte den vorstehenden Brief lesen, ohne von ihm ergriffen zu werden? Wie er da ringt, der schwer heimgesuchte, unglückliche Mann, wie er sich zu lösen sucht, der in Schwachheit gebundene und doch so reich begnadete Mensch, wie er immer wieder den furchtbaren Kampf ohne Ende mit dem aller Anstrengung und Willenskraft spottenden Feinde kämpft; und wie er seinem erzürnten und verbitterten, bittenden und strafenden Vater das Bekenntniß all seines Fehls, all seiner Schwachheit in kindlicher Liebe zu Füßen legt!

Digitized by Google

Als 1840 die Stunde der Befreiung schlug und endlich der Gequälte als ein „frier, splitternackter" Mann hinaustritt in die Welt, ging auch sein Feind mit und gab ihm die Freiheit noch lange nicht. „Dörch ne trostlose Gegend" führte sein Weg weiter. Der 30jährige Student sollte dennoch und dennoch das Studium der Rechte wieder aufnehmen und zog fröhlich in die Welt hinaus. Aber die Fahrt nimmt schon einen schlechten Anfang. Der Quedlinburger Wirth meldet heimlich dem Vater, daß sein Fritz erkrankt sei. Dieser hält es für eine Grippe ... In Cassel führt sein Schuldbekenntniß zu einer erschütternden Selbstanklage. „Vater! Du glaubst nicht, wie wehmüthig ich heute gestimmt war, indem ich dachte, daß Du vielleicht in diesem Augenblick die erste traurige Nachricht über mich lasest, und am Ende dennoch an meinem besseren Ich verzweifeltest und bereutest, jemals einen Sohn geliebt zu haben, der geboren zu sein scheint, Dir Kummer zu machen. Ich bin zum Sterben müde und erschöpft, kann aber doch nicht unterlassen, Alles aufzuwenden, was zu Deiner Beruhigung dient. Lieber, guter Vater, ich bin wahrlich unglücklicher als Du; ich mit Schuld, Du ohne Schuld; darin liegt der Unterschied" ... In Tübingen, wo er den ersten Versuch nach wiedererlangter Freiheit macht, seine Studien nach siebenjähriger Unterbrechung wieder aufzunehmen, versagt ihm der Senat die Immatriculation. Besser gelingt es ihm in Heidelberg. „Wenn mein Brief nicht so ist, wie er sein sollte, so schieb's auf meine große Schuld, die ich neulich wider Dich begangen habe; ich bin sehr unglücklich darüber und will Gott danken, wenn ich wieder ruhiger werden kann." Was es mit seinem „verstauchten" Arm, über den er dem Vater klagt, auf sich hat, erfährt dieser von dritter Seite: die Folge einer Schlägerei. „Du fragst nach meinem Getränk, und da muß ich Dir denn offen gestehen, daß ich hier Bier und auch schon Wein getrunken habe; da es mir aber nicht gut bekommen ist, ich auch von jetzt ab viel sitzen muß, und vor Allem, weil Du es wünschest, so werde ich mich auf Wasser beschränken." Ein Stimmungsbild, in dem freilich manche Farbentöne fehlen mögen, enthält ein späterer Brief. „Die Natur ist jetzt todt, freundlichen Umgang suchte ich bisher vergebens, die Studenten sind zu sehr durch Jugend und Neigung von mir geschieden, sie haben andere Interessen, andere Neigungen als ich — der eine spricht von Nichts als Paukereien, der andere von Reit- und Tanzstunden, der dritte von Bällen und Mädchen, der vierte von Musik und Concert u. s. w. und alle diese Sachen haben für mich kein Interesse. Ich habe mehrere unserer Landsleute aufgesucht und mich mit ihnen bekannt gemacht, sie sind nicht wieder zu mir gekommen; ich bin zu einer Kneipe hingegangen, wo sich mehrere Mecklenburger und auch Andere befinden, da wird nur Bier getrunken und das willst Du nicht, zudem ist das ein sogenanntes Corps und meine Grundsätze sind dem nicht sehr günstig gestimmt. Darum nach Allem scheint's mir am Besten, still zu Hause zu bleiben, freilich das Loos eines Festungsgefangenen. Dies wird Dir Alles sehr übertrieben vorkommen und ich gebe Dir zu, daß vielleicht Vieles von der Unzufriedenheit mit mir selbst herrührt, doch nicht Alles. Doch laß das gut sein, ich will diese meine Stimmung dazu anwenden, fleißig die Pandekten zu durcharbeiten, und Du wirst sehen, daß sie mehr nützt als schadet." Und gleich darauf, seine geheimen Neigungen verrathend: „Ich bin dabei, ein kleines Gedicht zu verfertigen, welches ich Dir mit der nächsten Post zusenden werde; es ist nicht ganz fertig geworden; glaube aber nicht, daß ich meine Zeit vertändele, es ist das erste, was ich mache." Dann kommt er dem Vater mit einem „regelmäßigen Plan", von der Schülerzeit an bis zur letzten Heidelberger Studentenzeit der wievielte!

„Des Morgens um 6 Uhr stehe ich auf, arbeite bis 10 Uhr, gehe bis 12 darauf in's Colleg, von 12 bis 12½ wird gegessen und dann bis 2 gearbeitet, von 2 Uhr bis 3 in's Colleg und darauf gehe ich spaziren, wie lange, ist unbestimmt, da dies vom Wetter und Bedürfniß abhängt, doch gewöhnlich nicht länger als Einer zu einer Meile bedarf, dann arbeite ich noch 2 oder 3 Stunden und die übrige Zeit wird gefeiert; daß hier natürlich, wie bei jedem Vorsatz, Störungen eintreten werden, ist wohl klar, doch das sind Ausnahmen, die von mir nicht herbeigeführt werden sollen, und jenes ist die Regel. Wenn ich diesen Vorsatz durchführe, was ich mit Bestimmtheit hoffe, so glaube ich den Anforderungen, die Du an mich machst, zu genügen und zugleich den Zweck meines Hierseins zu erreichen. Daß ich, um dies auszuführen, nüchtern bleiben muß, versteht sich von selbst ... Ich denke nun so: Das gesammte Recht in zwei Jahren in den Kopf hineinzubringen, ist unmöglich, und meine, daß, wenn ich in diesen 4 Semestern Alles, was man gehört haben muß, hinter mir habe, ich zu Dir nach Hause komme, dort noch 1 Jahr repetire, und dann noch ½ Jahr der Mecklenburgica wegen nach Rostock gehe. Anders weiß ich keinen Vorschlag zu machen. Solltest Du aber mich nicht beim Studium der Jurisprudenz lassen wollen, so bitte ich Dich inständig, mich zum Landmann zu bestimmen und mir gleich eine Stelle auszumitteln, damit ich nicht nöthig habe, nach Stavenhagen zu kommen. — — Aber nun bitte ich Dich auch dringend, beruhige Dich, ich will fleißig und sparsam sein, ich will Alles thun, um den verruchten Dämon abzuschütteln. Wenn ich dies nicht thue, so nenne mich einen Schuft und nimm mich weg, aber verändere meine Laufbahn jetzt noch nicht, sonst bin ich verloren, sonst wird nie etwas aus mir. Sieh, daß ich Dir meinen Gemüthszustand und mein Thun und Treiben so wahrhaft und zu meinem Nachtheil geschildert habe, ist ja ein Beweis, daß ich das Gute will und daß ich Dich für meinen besten Freund halte ... Sollte ich mich je wieder vergessen, so werde ich selbst bei Dir darauf antragen, daß Du mich in eine der erwähnten Anstalten bringen mögest, freilich werde ich es nicht lange aushalten, doch glaube ich, daß es besser für mich ist; freilich werde ich mich dann nie wieder in meinem Vaterlande sehen lassen können, doch glaube ich, daß es besser ist, im Exil fern von Dir und den Deinigen zu leben, als Euch zu Hause Schande zu machen. Aber wenn ich nun vielleicht Jahre lang in einer solchen Anstalt gelebt habe, wenn meine Gesundheit noch mehr zerrüttet ist, was soll ich dann anfangen? Jura studiren? Nein, das gewiß nicht! Was dann? Ich weiß es nicht, und wohl Keiner weiß es."

Nicht alle Heidelberger Briefe haben dem Herausgeber vorgelegen. Ein Brief des Bürgermeisters Reuter gewährt aber einen ergänzenden Ueberblick und klingt gleichsam als eine feierliche Kundgebung, als ein Testament aus, darin der Vater noch einmal seine ernst und reiflich erwogenen Pläne für die Zukunft seines Sohnes niederlegt. Es ist keine Rede mehr von väterlicher Gewalt, von Zwang und eigenmächtiger Bestimmung. Er stellt ihn vor seine eigene Entscheidung und gewährt ihm unter Beistand von Rath und That alle verfügbaren Mittel zur Begründung einer sicheren Zukunft. Ja, Fritz Reuter hat Recht, wenn er nur von seinem „alten guten Vater" spricht, ihm nur Dank und Ehrerbietung weiß, nur Selbstanklage und Reue kennt. Tragisch ist das Schicksal von Vater und Sohn, und der Herausgeber schreibt mit Recht: auch Fritz Reuter, so viel Widerspruch in Vorsatz und Ausführung, in Wort und That, in dem Auf und Ab seiner Stimmung und Willenskraft, in dem höchsten sittlichen Aufschwunge und den dunkelsten Abgrundstiefen in ihm liegt, bleibt dennoch unser Fritz Reuter, ganz unserer Liebe werth.

Dann bricht Alles zusammen. Der Bruder des Herausgebers der Briefe, Hermann Engel, ein Studiengenosse Reuter's, hellt zum ersten Male diesen trüben Ausgang auf.

„Am liebsten deckte ich das in Heidelberg Verlebte mit einem Schleier zu," schreibt er, „es ist dies wohl der dunkelste Punkt mit in seinem Leben; weil er im Uebrigen ein genialer Mensch war, wird ihm viel nachgesehen werden — ein gewöhnlicher Mensch würde enfant perdu genannt werden. In Heidelberg ist Fritz, obgleich er sehr spät nach Anfang des Semesters dort ankam, ohne Schwierigkeiten immatriculirt. Er wurde natürlich mit ganzer Sympathie von den Studenten aufgenommen, war der Löwe des Tages. Dadurch kam er ganz in das Kneipen hinein; er hielt sich meist zu dem Corps der Westphalen. Weil ich ihm in keiner Weise, weder geistig noch sonst, gewachsen war, verkehrte er mit mir eigentlich gar nicht; er kam nur zu mir, wenn er — das Delirium tremens sich nahen fühlte, dann brachte ich ihn zu Hause, sorgte für Arzt, Wache u. s. w. Er hatte Erscheinungen, die sich nicht wiedergeben lassen; dann sagte ich ruhig zu ihm: „Kumm, Fritzing, wie willen nah Hus' gahn!" wo-

Digitized by Google

rauf er sich ganz ruhig in seine Wohnung führen ließ. — Anfangs hatte er vollständiges Uebergewicht über alle Commilitonen wegen seiner großen geistigen Begabung und wegen seines vorgerückten Alters; später verlor sich aber dies Uebergewicht, dies Ansehen ganz und gar; er wurde gehänselt, man machte sich über ihn lustig; auch sein Aeußeres machte schon einen heruntergekommenen Eindruck; unsauber in Kleidung und Wäsche, ungekämmt oft das Haar, weil er mit Stiefel und Sporen im Bette gelegen hatte. Beim Kneipen wurde er immer gern gesehen; aber wenn er krank war, kümmerte sich keiner seiner Kneipgesellen um ihn. Hatte er die Folgen überwunden, so war er in Gesellschaft mit Anderen heiter, vergnügt. Im Anfange mag er die Collegia besucht haben, später aber gar nicht; studirt zu Hause hat er eigentlich auch nicht, namentlich nicht juridica; ich glaube aber, daß er Belletristisches gelesen hat. In Gesellschaft trank er eigentlich nie zu viel; er nahm die Getränke mit nach Hause, ließ sich solche nach Hause kommen und nun zechte er sich in selige Zustände auf eigene Faust. Anfangs las er noch, — dann wurde das Buch fortgelegt; nun fingen die Erzählungen, Irrreden, Erscheinungen an. Die Veranlassung, daß er in Heidelberg abgerufen wurde von seinem Vater, bin ich gewesen... Pflicht und Gewissen müssen es mir eingegeben haben; in späteren Jahren würde ich es nicht gethan haben. Fritz wird es mir in längeren Jahren nicht verziehen haben; später mag er erkannt haben, daß er sonst untergegangen sein würde. Aufgesucht hat er mich nicht wieder."

Vater Reuter ließ seinen Fritz durch einen seiner Beamten abholen. Geld durfte ihm nicht gegeben werden, wohl aber war die Polizei um Hülfe gebeten, falls er sich nicht fügen wollte. Bald ergab er sich und folgte ruhig. Engel bezahlte in Vaters Auftrag alle Schulden; sein Sohn habe ihm seit seiner Abreise nach Tübingen so viel gekostet, daß ein Anderer sein Triennium damit hätte absolviren können. So endet unerwartet schnell seine Heidelberger Zeit und seine Studentenzeit überhaupt. Auf Befehl des Vaters kehrt er in seine Heimath zurück. Im weltentlegenen Pfarrhause seines vortrefflichen Oheims und dessen liebevollen Weibes richtet er sich wieder auf. Seine Frohnatur, seines Herzens unüberwindliche Macht, sein unversiegbarer Humor, seine Lust am Dichten und Fabuliren, „de Lew, de verluren gahn was" — er selbst findet sich wieder. Dem „gruglichten Staatsverbrecher und Königsmörder" gelingt es sogar, ein edles Mädchenherz zu gewinnen für Lebenszeit, und sie wird wie ein Heldenweib bewundert, das sich für die Rettung eines damals allgemein für verloren gehaltenen, selbst vom Vater so gut wie aufgegebenen Menschen aufopfernd hingiebt. „Gräme Dich nicht zu sehr über mich, Du wirst gewiß einst froh an mich denken!" hatte er einst an den Vater von Tübingen aus geschrieben. Er täuschte sich nicht in seinem zuversichtlichen Glauben an sich selbst. Leider sollte der Vater diesen Morgen nicht mehr erleben. Er ging dahin, ohne auch nur der Hoffnung Raum geben zu können, daß Fritz doch noch eine gesicherte Lebensstellung einnehmen werde, und ohne zu ahnen, zu welchen Ehren er noch emporsteigen sollte. Und so trieb denn des Dichters Lebensschifflein in die „Stromtid" ein, eine Zeit, die ihn endlich in den Hafen des Glückes und unvergänglichen Ruhmes führte.

Barras und seine Denkwürdigkeiten.

(Schluß.)

Lucien Bonaparte, der Fourage-Magazinaufseher in Saint Maximin war und diesen Ort mit dem Namen „Marathon" geschmückt hatte, bezog ein geringes Gehalt; er wandte sich seit der Belagerung von Toulon mehrmals an Barras, damit er in seiner Stelle belassen werde, nachdem er in derselben sich schon Unredlichkeiten hatte zu Schulden kommen lassen; er war durch das Verschwinden von Lebensmitteln compromittirt. Er wohnte bei dem Wirth Boyer, der ihm Credit gab, verführte die Tochter dieses achtbaren Bürgers, ohne sie zu lieben, und heirathete sie durch seinen Einfluß als Jacobiner. Man hat geglaubt, diese Heirath sei durch Boyer gewissermaßen erzwungen worden; dieser habe ihn bei der Tochter, als er ihr den Hof machte, überrascht und beim Verlassen des Clubs, wo er von Gleichheit gesprochen, ihn bei seinen eigenen Worten gefaßt und ihm gesagt: „Du sprichst so schön über Gleichheit, — warum thust Du nicht nach Deinen Worten und heirathest meine Tochter? Du begehst ein Unrecht an ihr ..." „Man sagt, dieser Vorwurf sei vor vielen Zeugen gemacht worden, so daß Lucien die Heirath nicht umgehen konnte. Das ist eine von den Bonapartes selbst verbreitete Fabel, um die Familie an Rang und Geburt hochstehend erscheinen zu lassen. In Wahrheit war zur Zeit, als Lucien die Tochter des Wirthes Boyer heirathete, sie die gute Partie. Lucien begehrte sie zu heirathen, und sie wurde nur deßhalb ihm gegeben, weil sie in guter Hoffnung war." Lucien fädelte das Verhältniß nicht aus Liebe, sondern aus Interesse ein, weil Papa Boyer, der schon den Bürger Lucien Bonaparte ernährt hatte, ohne dafür bezahlt zu werden, jetzt den Schwiegersohn mit der Tochter und den Kindern ernährte. Napoleon sagte selbst, trotz aller Unzufriedenheit mit dieser Heirath, „die Frau sei anständiger als der Mann".

Keiner der Bonapartes hat seine Zeit verloren, und Alle fangen an, auf dem Wege der Intrigue Geld zu machen. Lucien, der Brutus, der Beamte in Saint Maximin, das er jetzt nicht mehr Marathon nennt, entging der Strafe für seine Veruntreuungen und wurde Gehülfe im Kriegscommissariat, dann Kriegscommissär. Sein Onkel Fesch, der Magazinaufseher, ist Lieferungsinspector geworden und hat sich so sehr in die Höhe gestohlen, daß er Lieferant ward. Joseph schmuggelte sich in die Bureaux des Commissärs Chamot, den er mit Schmeicheleien gewann, anstatt etwas zu arbeiten; es liegt ihm wenig daran, verachtet zu werden, wie er es verdient. Auch er wird, wie Lucien, zuerst Gehülfe und dann Kriegscommissär. Als solcher hat er Rang, Uniform, Macht und sogar politischen Einfluß, kann seine Fallen legen, Opfer an sich locken und sein Glück machen. Um diese Zeit war ein sehr reicher Kaufmann X. (Clary) in Marseille gestorben, und die Familie, drei Söhne und drei Töchter, war mit revolutionärer Proscription bedroht. Ein Sohn, Etienne, wollte das väterliche Vermögen, das vom Handel mit Seife herrührte, adeln und hatte es sich in den Kopf gesetzt, Aristokrat zu werden; dies brachte ihn in's Gefängniß. Die Schwestern waren darüber in Verzweiflung und bemühten sich bei allen revolutionären Matadoren und Machthabern um die Freilassung des Bruders. Joseph Bonaparte, Kriegscommissär, feuriger Revolutionär, wurde den Damen als einflußreiche Persönlichkeit genannt, und diese folgten dem Winke. Joseph Bonaparte ließ sie mehrmals wiederkommen zu verschiedenen Stunden des Tages und selbst zu den vorgeschrittensten Stunden der Nacht, um die Sache mit einem gewissen Geheimniß zu umgeben; er wurde auf diese Weise mit den Damen intim und hielt um die Hand einer derselben an; es war Julie, die zweitälteste. Sie war klein und von einer fabelhaften Häßlichkeit, aber sie hatte eine reiche Mitgift und Aussicht auf Erbschaften, besonders auf die eines Bruders, Nicolaus, der durch Wuchergeschäfte sehr reich geworden war und auf dieselbe Weise voraussichtlich noch reicher werden würde und der eine Art von Gelübde gethan hatte, ledig zu bleiben. Die Heirath Joseph's mit Julie X. brachte Etienne X. die Freiheit. Napoleon Bonaparte wollte dem erfolgreichen Beispiel seines Bruders folgen und freite um die jüngste X., Désirée, spätere Frau Bernadotte, die sich gnädigst darein gefügt hatte, die Unbilden des schwedischen Klimas über sich ergehen, sich in Stockholm krönen zu lassen und den hyperboräischen Thron zu besteigen, was gewiß als ein großes Opfer von Seiten dieser erhabenen Fürstin angesehen werden muß, nachdem sie sich bereits gezwungen gesehen hatte, alle ihre Liebschaften in Frankreich aufzugeben. Napoleon hatte Fräulein Désirée X. für sich gewonnen; er verstand das, wenn er Etwas erreichen wollte. Désirée, die er fast verführt hatte, wie aus ihrem Bedauern nach Bonaparte's Erhebung hervorgeht, hätte ihn genommen; aber der Vormund und die Familie waren dagegen, sie meinten, „es sei genug mit einem Corsen in der Familie."

Nichts Gutes läßt Barras an der Familie des Carlo Buonaparte, noch viel weniger an Napoleon selbst. Er ist der richtige Streber, der durchaus emporkommen will, ein Scheusal an Habgier, das sich und seine Familie aus den

Digitized by Google

Militärmagazinen auf Staatskosten kleiden läßt. Besondere Mühe giebt sich Barras, um der Nachwelt zu beweisen, daß Bonaparte — von seinem gutmüthigen Freunde Barras natürlich abgesehen — nur durch die Weiber emporgekommen ist. Aus dem größten Kriegsgenie macht er einen feilen, schwachen Weiberknecht, einen maquereau der schlimmsten Art. Erst höfelt er der Frau des Volksvertreters Ricord, später will er die 70jährige reiche Theaterdirectorin Montansier heirathen, holt sich dann bei der schönen Frau Tallien einen Korb, und ein betrogener Betrüger ist er gegenüber Josephine Beauharnais, der stadtbekannten Cocotte.

Bonaparte hatte mich sagen hören: „Die Frauen sind zu etwas gut auf der Welt, sie sind dienstfertiger als die Männer." Er hatte unter den Damen, die mich am häufigsten im Luxembourg besuchten, die Wittwe Beauharnais bemerkt, eine Frau von sehr angenehmen Manieren, sehr entgegenkommend, und die sich zuweilen speciell mit mir unterhielt, mehr als andere. Frau Beauharnais stand im Rufe, einigen Einfluß auf mich zu haben: die Einen glaubten, sie sei meine Geliebte gewesen, Andere, sie sei es noch. So viel ist sicher, daß sie früher offenkundig die Geliebte des Generals Hoche e di tutti quanti war. Nicht als ob sie den General Hoche vielleicht nicht mit Vorzug geliebt hätte, das ist begreiflich. Es war dies unser erster Krieger und einer der schönsten Männer, von Gestalt mehr Hercules als Apollo. Ob mehr aus Ehrgeiz als aus Liebe, da sie ihn wie jeden Anderen betrogen hat, wollte Frau Beauharnais, Hoche solle sich scheiden lassen, um sie zu heirathen; aber Hoche fesselten Zärtlichkeit und Achtung an seine junge, tugendhafte Frau; er konnte sie ehelich vernachlässigen, aber nicht verlassen und vergessen wegen einer flüchtigen Liebschaft wie die durch seine Begegnung mit der Wittwe Beauharnais im Gefängniß entstandene. Er hatte folglich den Vorschlag der Scheidung mit Abscheu zurückgewiesen, indem er geradeaus der Wittwe Beauharnais sagte, „man könne sich wohl vorübergehend eine Dirne (catin) als Maitresse erlauben, aber sie nicht zur legitimen Frau nehmen." Hoche hatte mir erzählt — vielleicht war es nicht sehr discret — daß Frau Beauharnais, um ihn wieder zu sich zurückzuführen, ihm von Vortheilen des Vermögens und des Einflusses sprechen wollte; sie könnte ihn bei der neuen Regierung, besonders bei mir unterstützen, über den sie, wie sie hinzufügte, „viel Macht hätte". Der stolze Hoche, der nur sich selbst Ruhm und Vermögen verdanken wollte, hatte Alles abgelehnt. Vor diesen Erörterungen war er in der Lage, zu bemerken, daß Frau Beauharnais selbst das Gefühl nicht achtete, von dem sie am Meisten durchdrungen schien, und daß die Leidenschaft, die alle Berechnungen bei ihr nicht hinderte, sie auch gleichzeitig von keiner Zerstreuung durch Untreue abhielt; er hat sich oft davon überzeugt, besonders bei einem seiner Adjutanten, der als Bringer eines Briefes an Frau Beauharnais von ihr in Versuchung geführt wurde wie Joseph von der Potiphar und seinen Mantel nicht dabei zurückließ. General Hoche warf Frau Beauharnais noch weniger vornehme Neigungen vor — soll ich es sagen und würde man es glauben, läge nicht der Beweis in einem Briefe von der Hand Hoche's selbst vor? „Was Rose betrifft" (Rose, einer der Taufnamen von Fräulein Tascher-Lapagerie, wurde sie unter uns genannt; Bonaparte hat sie später Josephine genannt, unter welchem Namen sie weniger gekannt war, der weniger an ihr Vorleben erinnerte und, vornehmer, mehr zu einer großen Bestimmung paßte, wie er ja auch seinen Namen Buonaparte in Bonaparte und später in den voller tönenden Napoleon umänderte), „was Rose betrifft", schrieb Hoche, „so möge sie mich künftig in Ruhe lassen; ich überlasse sie Vanacre, meinem Stallburschen." Es war ein Elsässer, ein Stallbursche, der die Pferde des Generals en chef zu versorgen hatte und zu der Eskorte Hoche's gehörte; dieser Mann, von colossalem Wuchs und riesiger Kraft, war der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Frau Beauharnais, die ihm sogar heimlich Geschenke machte wie ihr Porträt in einem Goldmedaillon und eine Kette von demselben Metall. Hoche, von einer solchen Theilung ebenso entrüstet als gedemüthigt, wollte seine Beziehungen zu Frau Beauharnais entschuldigen und sagte mit Beschämung zu mir: „Man muß vor dem 9. Thermidor mit ihr im Gefängniß gesessen haben, um so intim mit ihr werden zu können; in der Freiheit wäre es unverzeihlich."

Barras mag hier cynisch übertreiben, aber in der Hauptsache sagt er von der leichtsinnigen Josephine die Wahrheit. Man braucht nur auf die 1872 herausgekommenen „Papiers et correspondences de la famille impériale" zu verweisen. Die zwei überdeutlichen Briefe Josephine's an Barras, die man in der Biographie Michaud nachlesen kann, strafen den sich ihrer Gunst rühmenden Exdirector gewiß nicht Lügen. Auch Fürst Metternich zeugt gegen sie. Die allzu schnell getröstete Wittwe Alexander's von Beauharnais krankte an den Lastern der Zeit. „Ach, wir wußten es ja, sie war schwach!" jammert Duruy, „aber wir haben ihr seit lange verziehen, so sehr sprach ihre Anmuth, ihre himmlische Güte, ihre Selbstverleugnung in der traurigen Stunde der Ehescheidung zu ihren Gunsten. Aber was wir vielleicht nicht wußten, ist, daß sich unter den schönen, edelmännischen Manieren des Vicomte de Barras die Seele eines Lumpen barg. Das verrathen zur Genüge gerade seine Worte gegen Diejenige, die dem Kerl zu viel Ehre erwies mit ihrer Gunst."

Und dabei spricht dieser Schmähschreiber bei jeder Gelegenheit von seiner altfranzösischen Ritterlichkeit! Man ist fast im Zweifel, ob er Bonaparte mehr haßt, als die arme Josephine, seine ehemalige Geliebte, die, wie Duruy hübsch sagt, nicht durch ihre Tugendhaftigkeit unsterblich geworden ist. Pfeil auf Pfeil schießt der greise Narr auf die schöne Frau ab, und jeder ist vergiftet.

Frau Beauharnais, sie gab sich als edle Wittwe des berühmten Generals Alexandre Beauharnais, der den Oberbefehl über die Rheinarmee geführt hatte; in Wahrheit war sie lange vor dem Tode des berühmten Generals und sogar vor der Revolution von ihrem Manne geschieden, von dem sie sich ähnliche Vorwürfe zugezogen hatte wie später von General Hoche. Man erzählte sogar, die Treulosigkeiten der Kreolin hätten das Maaß des Zulässigen weit überschritten und sie hätte, erhaben über das Vorurtheil der Hautfarbe, sich mit Negern eingelassen. Bonaparte kannte ebenso gut wie wir alle diese Abenteuer, hatte oft in meiner Gegenwart davon sprechen hören; aber in seinem Plane, man könnte sagen in seinem Wahnsinn, durch irgend welches Mittel in die Höhe zu kommen, hatte er die Damen als Mittel betrachtet, deren man sich bedienen mußte, und sei es, daß die Schönheit der Frau Tallien sein Interesse erregte, sei es, daß er ihr, wie man sagte, mehr Einfluß zutraute als Frau Beauharnais, er richtete zuerst seine Wünsche, seine ehrerbietigen Huldigungen an Frau Tallien; bald darauf bekannte er ihr seine unüberwindliche Leidenschaft. Frau Tallien erwiderte dem kleinen Corsen mit einer Geringschätzung, die ihm keine Hoffnung ließ; sie besann sich nicht, ihm ironisch zu sagen, sie glaube „Besseres zu haben als ihn". Nach dieser Niederlage dachte Bonaparte, auf einer Seite geschlagen, sich nach einer anderen zu wenden: er dachte an Frau Beauharnais; und da er eine Vorstellung von ihrem interessirten Charakter hatte, von ihrer Habgier, die ihm aus einigen scharfen Zügen bekannt war, glaubte er die Thüre mit dem Schlüssel öffnen zu können, dem sich keine verschließt; er fing also an, Frau Beauharnais Geschenke zu machen, die ihrem Geschmack als Buhlerin für Toilette und Schmuck paßten; es waren nicht nur Shawls, werthvolle und hochelegante Putzgegenstände, sondern auch ziemlich kostspielige Diamanten, eine Thorheit, wenn es keine Speculation war. Ich erfuhr davon, und indem ich ihn als jungen Mann tadelte, daß er, wenn auch nicht sehr liebenswürdig, die Nothwendigkeit empfand, damit anzufangen, eine alte Frau zu bezahlen, sagte ich zu Bonaparte: „Du hättest besser gethan, das Geld Deiner Familie zu schicken, die es braucht und die ich jetzt wieder unterstützt habe."

Der äußere Luxus der Dame hatte Bonaparte imponirt; er wußte nicht, daß die Leichtfertige in Paris von Schulden lebte, die sie auf ihr eingebildetes Gut in Martinique machte, das ihr bei Lebzeiten der Mutter keineswegs gehörte; Letztere machte sich nicht viel aus der Tochter, deren Ausschweifungen sie kannte, und schickte ihr nur eine kleine Pension, und selbst diese wurde in Folge schlechter Ernten noch kleiner und blieb zuletzt ganz aus. Die Wittwe Beauharnais wohnte in Fontainebleau, dürftig, fast armselig. Den größten Theil des Jahres lebte sie bei Frau Doué, einer Kreolin wie sie, und ohne ihre Unterstützung hätte es ihr am Nöthigsten gefehlt. Sie kam in einem kleinen Wagen nach Paris; ihre Tochter Hortense war bei einer Nähterin in der Lehre, ihr Sohn bei einem Tischler; „es war dies sehr philosophisch oder sehr unmütterlich, denn sie fand noch Mittel für eine kostspielige Toilette, die zu allen Zeiten immer die einer Buhlerin war."

Einige Tage nachher kam Frau Beauharnais, mich zu ihrem Vertrauten zu machen. Von Motiven materiellen Interesses geleitet, gestand sie es auch sofort ohne Rückhalt; sie fing mit dem Bekenntniß an, daß das Herz sie durchaus nicht zu diesem neuem Bunde hinziehe, daß von allen Menschen, die sie lieben könnte, dieser kleine „gestiefelte Kater" gewiß der Letzte wäre; er habe nichts für sich. Er ist aus einer Familie von Bettlern, die in keinem Lande Achtung genießen; aber er hat einen Bruder, der in Marseille eine große Heirath gemacht hat, und der die Anderen zu unterstützen verspricht. Er scheint unternehmend, er garantirt, daß er bald ein Vermögen machen wird. Frau Beauharnais gesteht mir, daß er ihr prächtige Geschenke gemacht hat, die vermuthen lassen, er habe mehr Mittel, als man ihm zutraut. „Ich habe nicht geglaubt, ihn in das Geheimniß meiner peinlichen Lage einweihen zu sollen; er hält mich für vermögend und glaubt, ich hätte in Martinique viel zu erwarten. Lassen Sie ihn nicht erfahren, was Sie wissen, lieber Freund,

Digitized by Google

die Sache käme sonst nicht zu Stande. Da ich ihn nicht liebe, kann ich, Sie begreifen, dieses Geschäft machen; Sie werde ich immer lieben, darauf können Sie zählen.(!) Rose wird immer die Ihre sein, zu Ihrer Verfügung, wenn Sie ihr ein Zeichen geben; aber ich weiß wohl, daß Sie mich nicht mehr lieben", sagte sie, und die Thränen flossen in Strömen, sie konnte immer weinen, wenn sie wollte; „das ist mein größter Kummer, und darüber werde ich mich nie trösten können, was immer ich thue. Wenn man einen Mann geliebt hat wie Sie, Barras, — kann man je einen Anderen lieben?(!)" — „Und Hoche", sagte ich in aller Ruhe, fast lachend, „Sie liebten ihn auch über Alles, und trotzdem den Adjutanten und Vanacre! Und tutti quanti!... Gehen Sie doch, Sie sind eine ausgemachte Schwindlerin." Man konnte kein milderes und kein gerechteres Wort gegen sie gebrauchen; alle Diejenigen, die Beziehungen zu ihr hatten, betrügen, war der Beruf von Frau Beauharnais; ein richtiger Industrieritter, wenn man so sagen kann, in der Stadt und am Hofe, seit sie von ihrer Insel Martinique nach Frankreich importirt wurde... Meine Antwort hatte sie sozusagen verwirrt, und da sie gegen so positive Thatsachen nichts vorbringen konnte, fing sie wieder zu weinen an, faßte mich mit Gewalt bei den Händen, um sie an die Augen zu führen und mit ihren Thränen zu benetzen. Die Scene ermüdete mich, und da ich nicht wußte, wie ihr ein Ende machen, läutete ich meinem Kammerdiener als Drittem. Sie war genöthigt, innezuhalten; Frau Beauharnais war eine richtige Komödiantin, die alle Rollen zugleich spielen konnte. Sie sagte zu meinem Diener, sie sei unwohl geworden, die Nerven quälten sie, und in solchen Augenblicken könne sie die Thränen nicht zurückhalten; ich hätte sie gepflegt wie ein Bruder die Schwester; sie fühle sich jetzt besser. Ich benützte diese Besserung, die Pferde anspannen zu lassen, um Frau Beauharnais nach Hause fahren zu lassen; und ich entledigte mich ihrer, indem ich ihr sagte: „Unwohl, wie Sie sind, können Sie nicht allein nach Hause fahren." Ich gab ihr einen meiner Adjutanten zur Begleitung... Ihre Thränen waren getrocknet, das kurz vorher entstellte Gesicht war wieder ruhig, heiter und kokett wie immer. Mein Adjutant sagte mir, als er zurückkam, daß, als der Wagen bei Frau Beauharnais ankam, Bonaparte schon dort war; er war bei der Thüre. Frau Beauharnais, in Verlegenheit wegen der Begleitung meines Adjutanten, stürzt aus dem Wagen und bittet Bonaparte um seinen Arm, sie zu stützen, erzählte ihm in aller Eile vor meinem Adjutanten, ihn zum Zeugen nehmend, sie sei bei mir unwohl geworden; sie war so krank, daß ich sie nicht allein gehen lassen wollte; sie ist noch nicht ganz zu sich gekommen. „Danken Sie Barras", sagte sie meinem Adjutanten zum Abschied, „und sagen Sie ihm, daß Sie mich mit dem Besten seiner Freunde gelassen haben." — Der Beste meiner Freunde erwartete mit Ungeduld das Resultat des Schrittes, zu dem er zuerst gerathen hatte. Alles war wohl zwischen ihnen vereinbart; aber Beide täuschten sich gegenseitig mit einer seltsamen Leichtigkeit. Hier ein Beispiel, wie sie Komödie spielten. Nach dem, was sie Bonaparte über ihr Unwohlsein gesagt hatte, mußte doch dem künftigen Beschützer für das Leben eine Ursache angegeben werden. Etwas später erfuhr ich, zu welchem Auskunftsmittel die schlaue Courtisane ihre Zuflucht nahm. Nach ihrer Darstellung hatte ich ihr seit lange ohne jeden Erfolg den Hof gemacht; sie hatte mir immer widerwiderstanden, weil ich nicht der Mann ihres so zarten Empfindens sei. In Folge ihrer Strenge suchte ich mich bei Frau Tallien zu entschädigen, die ich nur aus Verdruß nahm und aus Eigenliebe behielt, aus der ich mir so wenig machte, daß ich sie sogleich ihr opfern würde, wenn sie, Frau Beauharnais, meine Geliebte werden wollte; wenn man sie hörte, war ich nun das letzte Mal dringender als je, mein Ungestüm ward die Ursache eines Kampfes, bei dem sie ohnmächtig wurde; aber die Erinnerung an den Geliebten, der bloße Gedanke an Bonaparte gab ihr Kraft, und sie triumphirte, da sie dem neuen Bunde, in den sie gewilligt hatte, die ganze Reinheit einer bis jetzt treuen Wittwe darbringen wolle, eine Jungfräulichkeit, oft werthvoller als die erste, weil sie der Zug des Herzens und das Gebot der Vernunft ist. Bonaparte hörte, nicht ohne lebhafteste Erregung, dieses Lügengewebe, würdig des verschmitzten Weibes, das er aber, selbst im höchsten Grade verschmitzt, als einen Engel an Reinheit und Wahrheit betrachtete. Alles dies machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er in einen großen Zorn gegen mich gerieth, und in dieser Wuth wollte er gegen Alles losgehen, selbst mich zur Rechenschaft ziehen wegen der Angriffe auf die Tugend seiner künftigen Gemahlin. Frau Beauharnais besänftigte ihn mit Liebkosungen und Zusprechen, woraus man sehen konnte, daß sie nichts so sehr fürchtete, als den Scandal. Er hätte das Geheimniß der Komödie an die Oeffentlichkeit gebracht und außerdem bewiesen, daß ich, anstatt Frau Beauharnais mit Gewalt zuzusetzen, ihrer längst müde und überdrüssig geworden war. „Ich bin überzeugt", sagte Bonaparte zu ihr, „daß nach dem, was Sie mir erzählen, Madame, Barras nichts bei Ihnen erreicht hat, obgleich er nicht für einen Seladon gilt, der zu den Füßen grausamer Schönen Liebe girrt.(!) Aber ich habe Sie seit so langer Zeit in einer gewissen Vertraulichkeit bei ihm verkehren sehen, daß bei jedem Anderen als mir Zweifel auftauchen könnten; gestehen Sie, Madame, daß man, ohne allzu streng zu sein, denken kann, Frauen, die gegen ihn unzugänglich sein wollten, sich wenigstens so benehmen sollten, daß sie sich einer solchen Scene wie der von Ihnen geschilderten nicht aussetzen. Es giebt Zufälle, für die eine Frau verantwortlich ist, wenn sie dieselben nicht zu verhindern versteht." Man sollte glauben, Frau Beauharnais wäre durch so begründete Bemerkungen in Verwirrung gerathen; man höre indeß, was die Buhlerin an Verschmitztheit leistete: „Ja, mein Gott, wenn sie Barras nicht besucht hätte, würde sie dann das Glück gehabt haben, Bonaparte dort zu bemerken? Wenn sie in der letzten Zeit häufiger dort war, geschah es nicht immer mit dem Wunsche, ihn dort zu finden? Wenn sie sich über Vieles wegsetzen konnte, was der Vornehmheit und Feinheit ihrer Sitten widerstrebte, würde sie es gethan haben, ohne sich stets gegenwärtig zu halten, daß sie ihrem künftigen Gatten nützen könne? Denn Barras hat am Ende etwas rauhe Manieren und legt sich in der Sprache keinen Zwang auf, aber er ist sehr gut, sehr gefällig; er ist ein treuer Freund, wenn man seine Theilnahme zu wecken versteht, und man kann sicher sein, daß er einen nicht im Stiche läßt, einen eifrig unterstützt. Nehmen wir also die Dinge und die Menschen, wie sie sind. Kann uns Barras in seiner Stellung von Nutzen sein? Sicher kann er das, und sehr wirksam. Ziehen wir also daraus so viel Nutzen, als wir können, und kümmern uns nicht um das Uebrige!" — „O," rief Bonaparte wie außer sich, „wenn er mir das Commando über die italienische Armee geben will, verzeihe ich ihm Alles; ich werde mich als der erkenntlichste der Menschen zeigen, ich werde der Ernennung Ehre machen, und wir werden gute Geschäfte machen; ich bürge dafür, daß wir binnen Kurzem uns in Gold wälzen."

Doch der edle Barras hat noch nicht genug Gift ausgespritzt. In einem ekelhaften Auftritt, dessen Unflath der Herausgeber durch decente Gedankenstriche zu verschleiern sucht, schildert er, wie er sich mit Josephine amüsirt, während Bonaparte im Vorzimmer geduldig und nachsichtsvoll auf seine Braut wartet. Und aus Barras' Händen empfängt er dessen Maitresse als seine Gemahlin, und als er den Oberbefehl in Italien übernimmt, vertraut er sie als entgegenkommender Ehemann abermals Barras an... Nun ist aber gar kein Zweifel, daß Napoleon seine erste Gattin aufrichtig und leidenschaftlich geliebt hat, obwohl er sie für etwas leichtfertig hielt; seine Briefe aus Italien an sie bezeugen es. Doch was kümmert sich ein Barras um die Wahrheit! Als Bonaparte in Italien von Sieg zu Sieg eilt, ist Barras noch bestrebt, ihm den Lorbeer streitig zu machen. Denn nur ihm, dem Thermidorsieger mit dem stolzen Federbusch, verdankt der kleine, schwarze, magere, schäbige Corse seine Erfolge; hat er ihm doch seine Landkarten — natürlich auf Nimmerwiedersehen — geliehen und ihn mit dem Bildhauer Ceracchi bekannt gemacht, nach dessen Plan Bonaparte Italien eroberte! Ganz natürlich, im Vendemiaire siegte Barras, in Toulon General Dugommier, in Italien Ceracchi und wieder Barras! Aber nun ist es aus. Wohl steht er noch an der Spitze des Directoriums, aber der tragische Held hat dem Operettenschelm Platz gemacht. Von nun an verdreht der noch immer stattliche und schöne Schwerenöther die Köpfe nur noch dem Pöbel, den Weibern und Mademoiselle Lange vom Théâtre Feydeau, die er übrigens in den vier Bänden seiner Erinnerungen mit keinem Wort erwähnt, — der Undankbare!*)

Noch zwei Frauen beehrt Barras mit seinem Hasse: Frau Tallien, von der er Aehnliches zu klatschen weiß, wie von Josephine, und Frau von Staël. Daß er keine Ahnung von der geistigen Bedeutung der Letzteren hat, ist selbstverständlich, denn die Frauen sind diesem Genußmenschen nur in einem Punkte verständlich (III, 418). Und indem er von der späteren Freundin unseres A. W. v. Schlegel, ihre Schwächen und lächerlichen Seiten übertreibend, eine Caricatur entwirft, trifft er gleich zwei Fliegen auf einen Schlag: den Schützling der Dame, seinen zweiten Todfeind Talleyrand. Selbstverständlich hat Barras auch diesen „angeblich großen Diplomaten" in die Höhe gebracht. Wie Bonaparte, verdankt auch der ehemalige Bischof von Autun Alles Barras. Immerhin befördert er ihn nicht so ohne Weiteres, wie den kleinen Corsicaner, und seine mütterliche Freundin muß mehrmals bei Barras antichambriren, wie schon früher zu Gunsten ihres Lieblings Benjamin Constant. Endlich gewährt Barras gnädigst Talleyrand und dessen ungestümer Fürsprecherin eine Audienz. Hören wir den Director:

*) Band 3 und 4 läßt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart soeben erscheinen, so daß diese gute deutsche Ausgabe nunmehr ebenfalls vollständig vorliegt.

Digitized by Google

Sie ließen nicht auf sich warten, die Beiden. Man meldete sie an, sie traten zusammen ein. Frau von Staël, daran gewöhnt, den Ehrencavalier derjenigen zu machen, welche sie einführte, ging voran, Talleyrand folgte mit seinem Hinkefuße. Ich hatte bis jetzt diese Persönlichkeit nicht gesehen, die sich schon unter zwei Regierungen berühmt gemacht hatte und es noch unter vielen anderen werden sollte. Ich habe schon bei der Erzählung meines Zusammentreffens mit Robespierre vor dem 9. Thermidor darauf aufmerksam gemacht, wie viele Züge schlagender Aehnlichkeit zwischen ihm und dieser häßlichen Persönlichkeit sich mir in der Folge aufgedrängt, und versprochen, sie später den Zeitgenossen zu überliefern, denen es daran gelegen sei, sich historische Charakterköpfe zu sammeln. Ich gebe demnach hier meine Beobachtungen wieder, nachdem ich sie nochmals sorgfältig geprüft und sie mir mit peinlichster Genauigkeit vergegenwärtigt habe. Als ich Talleyrand bei mir eintreten sah, mit seinem bleichen, nichtssagenden, leichenhaften Gesicht und den leblosen, starren Augen, glaubte ich Robespierre selbst wieder vor mir zu sehen. Noch mehr frappirt wurde ich, als ich ihn genauer betrachtete: diese vorspringenden Backenknochen, dieser kurze Schädel, diese aufgeworfene Nase, dieser abscheuliche Mund mit den trockenen Lippen und dazu das, was die Kunst den natürlichen Zügen hinzugefügt, das weißgepuderte Haar und die starre und unbewegliche Haltung, ganz wie bei ihm. Ich wurde durch diese frappante, sich vom Kopfe auf den Schulteransatz, den Rumpf und die Beine erstreckende Aehnlichkeit so außer mir gebracht, daß ich mich nicht enthalten konnte, Frau von Staël bei Seite zu nehmen und ihr meinen Eindruck mitzutheilen. Sie mußte über den Vergleich lachen, ohne seine Richtigkeit zu bestreiten, und sagte mir: „O, ich versichere Sie, die Aehnlichkeit ist keine vollständige." Sie begann indeß, ihren Mann aufmerksamer anzublicken, und sagte mir, die Physiognomie Robespierre's sei ihr von der constituirenden Versammlung her noch vollständig gegenwärtig; auch seine gepuderte Frisur und sein trockener und hochmüthiger Ton. „Ja ganz gewiß, es ist etwas Aehnlichkeit mit Robespierre vorhanden, er hat sogar sehr viel von ihm; aber ich gebe Ihnen die Versicherung, wenn die Natur sich in einem unglücklichen Wechselspiel gefallen hat, ist das in moralischer Hinsicht nicht der Fall, und Talleyrand ist weit mehr werth. Robespierre zum Beispiel hatte ganz und gar kein Gefühl für Freundschaft und kannte ebenso wenig die Empfindung der Dankbarkeit; es giebt keinen besseren und treueren Freund als Talleyrand; ich werde es Ihnen beweisen; er ist ein Mann, der das Herz auf der Hand trägt und der Ihnen persönlich ergeben sein wird, er wird durch das Feuer für Sie gehen."

Da ich sah, daß Talleyrand uns sehr ernsthaft zuhörte, und um ihn nicht länger in Verlegenheit zu lassen, wendete ich mich wieder nach ihm zurück. Frau von Staël tritt einen Schritt vor, ergreift ihn bei der Hand und sagt, indem sie mir ihn zuführt: „Ja, Bürger Talleyrand, wir haben von Ihnen gesprochen; ich fürchtete nicht zu übertreiben, wenn ich sagte, Sie seien ein vortrefflicher Freund, ein von den zartesten Empfindungen durchdrungenes Wesen; Dankbarkeit sei nicht das, was Ihrem Herzen Kummer mache." Talleyrand, der etwas zurücktrat, um seiner Verbeugung mehr Schwung zu verleihen, neigte sich tief und stotterte nur diese Worte hervor: „Ergebener Diener, gehorsamer Diener! Ganz Freundschaft, ganz Ergebenheit! Werde mehr als glücklich sein; aus vollstem Herzen mich erkenntlich zeigen; von tiefster Achtung erfüllt; nur das Gefühl der Bewunderung könnte dem der Ehrfurcht und Dankbarkeit gleichkommen ..." Das war Alles, was er in unbeholfener Weise vorzubringen wußte, und dazu schienen die Worte alle mühsam aus dem Brustkasten zu kommen, und das bei einem Manne, dem man so erstaunlich viel Geist und eine so schlagfertige Rednergabe nachgerühmt hat, der durch seine zahllosen glücklichen Einfälle eine ganze Gesellschaft zu unterhalten im Stande gewesen sein soll. Freilich, das Alles hat er vielleicht selbst in Umlauf setzen helfen, wie ja bei Erwerbung von Ruf und Vermögen alles darauf ankommt, daß man die Hauptarbeit selbst übernimmt.

Dagegen halte man das Porträt, das hinwieder Talleyrand im 1. Bande seiner „Memoiren" von Barras entwirft, und doch hat Keiner dem Anderen etwas vorzuwerfen. Beide sind sie „Fürsten der Lüge", gleich intrigant, cynisch, habgierig, aber der Diplomat, der das ganze politische Europa an der Nase herumführte, hat wenigstens die Entschuldigung des Genies und des Erfolges für sich. Man denkt unwillkürlich an den Kampf zwischen dem Rabbi und dem Mönch bei Heine. Und wie der überkluge Barras sich von dem „mittelmäßigen" Bonaparte übertölpeln läßt, so wieder von Talleyrand, den er auf die Bitten seiner zudringlichen Freundin richtig in's Ministerium bringt. Daß Talleyrand alsdann Barras und die Staël hintergeht und verfolgt, ist selbstverständlich. Mehrere Seiten seiner Memoiren verwendet der Dupirte dazu, ein Verzeichniß der diplomatischen Trinkgelder aufzuzählen, die der Hinkefuß in seinem Leben erpreßt hat: für den Vertrag mit Portugal eine halbe Million Francs, vom Hamburger Senat 780 000 Francs, von der holländischen Entschädigung des Prinzen von Nassau-Oranien 17 Millionen, beim Wiener Congreß an 20 Millionen, von den rheinbündler Fürsten 2 700 000 Francs ꝛc., im Ganzen 117 900 000 Francs, ohne seine und seiner Frau Börsenoperationen und kleinere Beutelschneidereien zu rechnen. Leider verplappert sich der gute Barras dabei, indem er von gewissen 10 Millionen spricht, die er für seine Niederlegung des Directorpostens erhalten, von denen ihm aber Talleyrand nur drei Millionen gegeben haben soll. „Meine Hände sind rein!" ruft er mit Emphase, denn man kann ihm ja nichts beweisen, aber die politischen Thatsachen sprechen gegen ihn.

Das Schandregiment des Directoriums war am Zusammenbrechen. Wo sich die Directoren in Paris öffentlich zeigten, wurden sie ausgepfiffen. Die Armee mischte sich immer kecker in die Politik und bestürmte die Regierung mit rebellischen Adressen. Ein militärischer Staatsstreich lag in der Luft. Es handelte sich nur darum, welcher Pronunciamiento-General die reife Frucht pflücken würde: Augereau, Hoche, Moreau, Bernadotte oder Bonaparte. Barras sah dies Alles voraus und sehnte sich darnach, der Last der Verantwortlichkeit und Arbeit entledigt zu werden. Er schloß also ein Auge zu, ließ Bonaparte und Talleyrand intriguiren und bot ihnen seinen freiwilligen Rücktritt für Geld an. In seinem Entlassungsgesuche huldigt er schamlos genug dem „berühmten Krieger" und ist überzeugt, „daß, zu welcher Stelle ihn hinfort auch das öffentliche Interesse berufen mag, die der Freiheit drohenden Gefahren überwunden sind!" Mit anderen Worten: er billigt die heimlich vorbereitete Dictatur, denn er hat den Preis dafür in Baar empfangen. Gold und Mädchen, ein luxuriöser Tisch, ein fürstliches Leben, seine einzigen Ideale, erwarten ihn in seinem Schlosse Grosbois. Aus einem Augenzeugen wird der Memoirenschreiber von nun an ein unbetheiligter, wenn auch wohlunterrichteter Beobachter seiner Zeit.

Der Verräther der Republik hat indessen mit zwei Erzhallunken zu thun. Wahrscheinlich hat Talleyrand den größeren Theil der Abfindungssumme für sich behalten, was Barras' Haß genugsam erklären würde. Da er aber vor dem Staatsstreich, um zwei Eisen im Feuer zu haben, nicht nur mit Bonaparte, sondern unter der Hand auch mit den Bourbonen unterhandelt hat und auch weiter mit den royalistischen Agenten intriguirt, so erweist ihm Bonaparte die Ehre der Verbannung, so daß er Grosbois verschleudern muß. 1804 ist er in eine royalistische Verschwörung verwickelt, die einen Bürgerkrieg hervorrufen sollte, Bernadotte's Verrath erregt seinen Jubel, ebenso, daß Moreau 1813 einen Oberbefehl in der Armee der Coalition annimmt, und er giebt Murat in Neapel den Rath, ihrem Beispiele zu folgen. Napoleon's Sturz entlockt ihm einen Freudenschrei, und mit den Alliirten kehrt er nach Paris zurück. Er kauft sich seine prachtvoll eingerichtete „Hütte" von Chaillot bei Paris und macht ein glänzendes Haus. Die Regierungen Ludwig's XVIII. und Karl's X. schützen den alten Königsmörder und verheimlichen die Gründe ihrer sonderbaren Sympathie für ihn. Von nun an gefällt er sich in der schönen Haltung eines unbeugsamen Republikaners. Seine Freunde, seine Diener dürfen ihn nicht anders nennen, als Citoyen-général. Die ehemalige Frau Tallien, die er in seinen Memoiren mit Koth bewirft, muß ihren neuen Titel einer Prinzessin von Chimay draußen lassen, wenn sie den alten Sünder besucht, und als einmal seine Diener ihren Pagen prügeln, weil er seine Herrin Madame la princesse titulirt, lacht der Hausherr darüber und findet die Strafe durchaus gerecht. Nebenbei sammelt er seine Erinnerungen im Hinblick auf diese Apologie, die er hinterlassen will, bringt seine Notizen, seine historisch werthvollen Sitzungsberichte des Directoriums ꝛc. in's Reine, und da er nicht gerne die Feder führt — eine Nervenkrankheit behindert ihn am Gebrauch seines Armes, und seine von Anfang an schlechte Handschrift ist in den letzten Jahren seines Lebens fast ganz unleserlich geworden —, dictirt er

Digitized by Google

seinen Freunden Paul Grand und Rousselin de Saint-Albin einige Bruchstücke. Natürlich kommt er in seinen Gesprächen auf keine Episode seines politischen Lebens so oft und gerne zurück, wie auf seinen Kampf mit Robespierre. „Der 9. Thermidor," faselt er, „ist die colossalste, entscheidendste That der Neuzeit, nicht nur für Frankreich, sondern für das ganze Menschengeschlecht." Auch von seinen Erfolgen bei den Frauen liebt er bis zuletzt zu erzählen; in welcher unritterlichen und unfläthigen Art wissen wir. In den letzten Jahren wird le plus effronté des pourris, wie ihn Taine nennt, kränklich und kommt nicht mehr aus seinem Rollstuhl heraus, aber er ist glücklich, denn er hat ein großes Vermögen, dessen Ursprung Niemand von ihm erfragt, und lebt im Luxus und verlacht alle Welt, die Minister, die Regierung, den Hof. In einem Lachanfall haucht er seine schöne Seele 1829 aus. Der alte Dumas hat diese Schlußscene geschildert. Um die Regierung zu täuschen, hat Barras seine Papiere, auf die die Regierung lauert, zu einem Freund in Sicherheit bringen lassen. Dann versiegelt er einige dreißig grüne Mappen, welche beschlagnahmt und in feierlichem Ministerrath eröffnet werden sollen. „Und wissen Sie, was man finden wird?" fragt der Sterbende lachend seinen Arzt. „Die Rechnungen meiner Waschfrauen seit 35 Jahren! Und das wird eine lange Arbeit sein, denn in meinem Leben habe ich viel Wäsche beschmutzt."

Seine Memoiren bezeugen es. Lector.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein neues Gesetz.

Von Gustav Schwarzkopf.*)

Doctor Kunz, ein eben flügge gewordener Vertheidiger, hat sich im Gerichtsgebäude eingefunden und dort den Wunsch geäußert, mit Nr. 33 zu sprechen. Er legitimirt dieses Verlangen durch Vorweisung eines Schriftstückes, welches besagt, daß Dr. Kunz auf Vorschlag der Advocatenkammer von Amtswegen zum Vertheidiger von Nr. 33 bestellt wurde. Aus diesem Schriftstück ist noch zu ersehen, daß Nr. 33 im bürgerlichen Leben Josef Triller hieß; als Delict, das diesem Josef Triller zur Last gelegt wird, ist Betrug angegeben.

Ganz frei von Neugierde und Erregung und durchaus nicht in freundlicher Stimmung, erwartet der junge Doctor den ihm aufgezwungenen Clienten. Er hat den Akt ja bereits flüchtig durchblättert; er weiß ja schon, daß „nichts dabei herausschauen kann". Diese ex offo-Clienten sind ja meistens auch noch so tactlos, ganz uninteressante Verbrechen zu begehen. Wieder so ein Dutzend-Betrüger, ein Gauner nach der Schablone, wie sie der Bedarf der Großstadt massenhaft erzeugt und consumirt, ein Kerl ohne Physiognomie, ohne Originalität, ein Fall, mit dem nichts zu machen ist, von dem die Zeitungen keine Notiz nehmen oder den sie in wenigen Zeilen abthun, ohne den Vertheidiger zu nennen. Schade um die Zeit, wenn man dem Schwindler doch nichts nützen kann und sich selbst auch nicht.

Die Thüre wird geöffnet, auf der Schwelle erscheint der Häftling, geführt von einem Wachmann, der sich alsbald zurückzieht.

Der Vertheidiger hat schnell die für die Gelegenheit passende Haltung und Miene angenommen; dem Recept der Schule getreu, mißt er den Angeschuldigten mit einem Blick, der das Innerste der Seele zu erforschen hat. Dieser Blick, welcher den Menschenkenner und scharfblickenden Beobachter markiren soll, vor dem etwas verbergen zu wollen Thorheit wäre, dieser noch nicht genügend eingeübte Blick hat dem jungen Anwalt auch nicht einmal die Umrisse der Gestalt seines Gegenübers gezeigt; erst als er sich entschließt, zur Abkürzung des Verfahrens seinen für den Alltagsverkehr berechneten Blick in Anwendung zu bringen, erst dann bemerkt er, daß der Angeklagte ein schlanker Mann von etwa 28 Jahren ist, der intelligent, liebenswürdig und gutmüthig aussieht und mit seinem bartlosen Gesicht den Eindruck eines Provinzschauspielers macht. Auch in seiner Verbeugung, in der Haltung, in welcher er die Ansprache erwartet, liegt etwas Komödiantisches, das aber nicht unangenehm berührt.

Dr. Kunz schraubt sein etwas hohes Organ um einen Ton tiefer und beginnt mit Würde:

„Wenn Sie wünschen, daß ich mich Ihrer annehmen soll, so sagen Sie mir die reine lautere Wahrheit. Nur dann kann ich etwas für Sie thun. Wie ich aus den Acten ersehen, werden Sie beschuldigt, den Eheleuten Huber den größten Theil ihrer Ersparnisse, etwa 3000 Gulden, entlockt zu haben und zwar unter betrügerischen Vorspiegelungen. Ist das richtig?"

„Ja."

„Ferner erwähnt die Anklage, daß Sie drei Frauenzimmern die Ehe versprochen und einer großen Anzahl von Personen Stellungen, Vermittlungen, Protection aller Art zugesichert haben; auf Grund dieser Versprechungen und Zusicherungen sollen Sie von allen diesen Leuten kleinere und größere Beträge erhalten haben. Geben Sie auch das zu?"

„Ja."

„Rückhaltslos und ohne Ausnahme?"

„Ja."

Hoffnungslos resignirt und im Ton absoluter Gleichgiltigkeit: „Sie bekennen sich also in allen Theilen schuldig?"

„Nein, ich bin unschuldig."

„Was soll das heißen. Soeben sagten Sie, daß —"

„Ich habe zugegeben, daß ich alles Das gethan habe, was die Leute dem Herrn Staatsanwalt erzählt haben. Es wäre unehrlich und unanständig, das in Abrede zu stellen. Aber deßhalb fühle ich mich doch durchaus nicht schuldig. Ich protestire gegen diese Anklage. Mehr noch. Ich erhebe die Anklage gegen Diejenigen, die durch mich um ihr bischen Geld gekommen sind. Ich verlange Entschädigung."

„Herr — — meine Zeit ist zu kostbar" — — da es ganz gut, aber noch nicht sicher und überzeugt genug klang, wiederholt er die letzten Worte — — „meine Zeit ist kostbar, um sie hier mit unpassenden Scherzen zu vertrödeln."

„Es ist mein heiliger Ernst, Herr Doctor. Ich bitte, hören Sie mich nur an!"

Der von falschem Pathos nicht freie, aber doch eifrige und dringende Ton macht den Doctor stutzig, eine leise Hoffnung blitzt in ihm auf. Vielleicht, daß da etwas zu machen wäre mit Untersuchung des Geisteszustandes — fixe Idee — partielle Geistesstörung — Vererbung — unbezwinglicher Hang — Schilderung der seelischen Zustände — könnte eine interessante Rede geben — und ein Freispruch auf Grund von Unzurechnungsfähigkeit ist auch nicht zu verachten. —

„Gut, ich will hören. Aber machen Sie es möglichst kurz. Ich sagte Ihnen schon, meine Zeit ist kostbar."

„Unbesorgt, Herr Doctor. Ich werde Sie weder mit Kindererlebnissen belästigen, noch mit der Schilderung des Milieus, aus dem sich meine Persönlichkeit erklären ließe. Nur Thatsachen. Ich bin fast dreißig Jahre alt, und es ist mir immer mehr schlecht als recht gegangen. In allen Berufszweigen. Ich war Commis in einem Drogueriegeschäft, Statist in einem Vorstadttheater, Schreiber in einer Copiranstalt, Clavierspieler bei einer Volkssängergesellschaft und zuletzt Schreiber bei einem Notar. Der häufige Berufswechsel spricht vielleicht nicht für meine Ausdauer und meine Fähigkeiten, aber er zeigt doch mein Bestreben, mich

*) Aus einer Sammlung seiner geistreichen Satiren, die unser Wiener Mitarbeiter unter dem Titel: „Recepte" bei Carl Reißner in Dresden erscheinen läßt.

Digitized by Google

ehrlich durchzubringen. Nie, auch nicht in meinen schlechtesten Tagen, ist mir der Gedanke gekommen, mein Schicksal auf Kosten Anderer zu verbessern. Vor drei Jahren trat gleichzeitig Berufs- und Wohnungswechsel ein. Ich wurde Notarschreiber und bezog ein Kämmerchen bei dem Ehepaar Huber. Er: pensionirter Bureaudiener, sie: in den Ruhestand getretene Versetzerin. Ich erinnere mich jetzt, daß mir die imponirende Beschränktheit des würdigen Paares gleich in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft aufgefallen ist, aber ich habe weiter nichts dabei gedacht. Damals wußte ich ja noch nicht, daß die Dummheit der Anderen das unerschöpfliche Capital der Klugen ist. — Einmal komme ich nach Hause und finde die Frau in meiner Kammer, sie hat ein Papier mit einem Wappen und großen Siegel in der Hand und sieht es staunend und bewundernd an. Es war ein altes, unbrauchbar gewordenes, werthloses Diplom aus einer Verlassenschaft, worin irgend ein Weinhändler zum spanischen Hoflieferanten ernannt wurde. Am Tage vorher hatte ich es mit anderen Papieren als Schreibunterlage nach Hause gebracht. Das dumm-neugierig fragende Gesicht der Alten reizt meinen Uebermuth und ich sage ihr, was mir im Augenblick gerade durch den Kopf geht. Dieses Papier sei der Taufschein meiner Großmutter, der Prinzessin Miguela, Trabueca Fernandez Manzanares y Collabrator. Sie reißt den Mund auf und sieht mich ehrfurchtsvoll an. Wenn sie mir damals in's Gesicht gelacht hätte, ich würde mitgelacht haben und Alles wäre gut gewesen. Aber nein — sie sieht mich vertrauensvoll an und erwartet offenbar weitere Mittheilungen. Halb geärgert, halb belustigt, ohne zu überlegen, sprudle ich tolles Zeug hervor. Großmutter war die Enkelin des gefürchteten Großinquisitors Don Ramiros, ist mit meinem Großvater, einem berühmten Wiener Circusreiter, durchgegangen. Fluch. Enterbung. Nun, wo der letzte männliche Erbe der Collabrators gestorben sei, habe man nach den Nachkommen der verfluchten Prinzessin geforscht, und wenn meine Herkunft erst erwiesen sei, werde ich nächstens den Herzogstitel und das gesammte Vermögen des Collabrators im Betrage von 119 Millionen Pesetas erhalten. — Ich gebe Ihnen mein Wort, ich hatte noch an demselben Abend den Vorfall und mein Märchen vergessen. Aber am nächsten Morgen ehrfurchtsvolle Verbeugung der Alten, und da — da fiel mir ein, ob ich diese günstige Stimmung der Alten nicht zu einem kleinen Pump ausnützen könnte — ich war wieder einmal schlecht bei Casse und dabei unternehmungslustig, vergnügungshungrig. Schüchtern, stotternd — durchaus nicht mit der Sicherheit eines Millionenerben oder eines Betrügers — ersuchte ich um ein Darlehen von zehn Gulden. Wie sich die Frau beeilte, mir das Geld zu bringen — ich sehe noch, wie sie die Note sorgfältig glättet und sie mir demüthig überreicht — da hat's begonnen, von dem Augenblicke war's um mich geschehen. — O, wie ich sie hasse und verwünsche, diese beiden blöden, leichtgläubigen Alten, und wenn ich mich rächen könnte, nichts, nicht das Schlimmste wollte ich ihnen ersparen!"

„Erlauben Sie, das ist stark. Sie haben diese armen Leute um ihre Habe gebracht, haben sie in unwürdiger Weise betrogen und Sie wollen sich rächen, das ist —"

„Ich bleibe dabei, ich habe ein Recht, von Rache zu sprechen. Hat die unglaubliche, vertrauensselige Dummheit der ‚armen Leute' mich nicht schlecht gemacht, hat sie mich nicht hierher gebracht? Haben sie mir ihr Geld, ihre Hülfe nicht aufgezwungen? Habe ich, um dieses Geld zu erlangen, etwa einen geschickten Schwindel inscenirt, habe ich auch nur einen Vorwand ersonnen, der Glauben beanspruchen, verdienen konte? Nein, nein. Ich war leichtsinnig, zu schwach, zu lebenslustig, um den Goldregen abzuwehren — und dazu ärgerte, reizte, berauschte mich diese gigantische Dummheit. — Ich habe mich immer und immer überboten, ich habe die ungeheuerlichsten Lügen aufgetischt, um die Leute aufmerksam, um ein Ende zu machen, ich habe täglich mit meiner Sicherheit gespielt, absichtlich, muthwillig — umsonst! Ihre Leichtgläubigkeit war immer noch stärker als meine Phantasie. Als ich ihnen erzählte, daß der Proceß um mein Erbe, den die Seitenlinie der Collabrator-Manzanillas gegen mich führe, in zwei Instanzen gewonnen und nunmehr in dritter Instanz dem — Papst zur Entscheidung vorliege, gaben sie mir auf mein einfaches Verlangen 300 Gulden zum Zweck der Bekehrung armer kleiner Chinesen, was ich nur als ersprießlich, wünschenswerth hinstellte, um in Rom gute Stimmung für mich zu machen. Und nicht genug, daß sie sich freiwillig selbst brandschatzten, sie führten mir auch noch Kundschaften zu, ganz unaufgefordert, Leute, welche sie schon vorbereitet, entflammt hatten, mit denen ich mich gar nicht zu bemühen brauchte. Einige, von Habsucht getrieben, die ihren Antheil von meinen Millionen haben wollten, die mir hundert Gulden gaben und sich zweitausend verschreiben ließen, Andere, die sich um Stellungen bewarben und meine Geneigtheit mit Geldopfern erkauften; ich habe für mein Ahnenschloß, die weltberühmte Alhambra, einen Beschließer, einen Haushofmeister, einen Wäschebewahrer und zwei Jäger engagirt; wie glücklich alle diese Leute waren mit meiner Zusicherung! Wieder Andere, die glaubten, daß ich, ein Schreiber, mit allen Ministern freundschaftlich verkehre, die meinen Einfluß erkauft, erbettelt haben, die durch die frechsten Lügen, durch die handgreiflichsten Unwahrscheinlichkeiten nicht abzuschrecken waren. — Und erst die Frauenzimmer! Eine Köchin, ein Stubenmädchen, eine Verkäuferin in einem Wurstladen, die in den ersten Stunden der Bekanntschaft sich geneigt zeigten und würdig hielten, Herzogin Manzanares y Collabrator zu werden, die mir am ersten Abend ihre Sparcassebücher ausfolgten, auf eine Andeutung hin, auf ein zärtliches Ersuchen. Was für eine verblüffende Unsumme von Leichtgläubigkeit und Dummheit! Und das soll nicht verlocken, da soll man stark bleiben, der Versuchung widerstehen! — Einmal — es fiel mir gerade nichts Besseres ein — habe ich der Frau Huber eine Haarlocke gezeigt — angeblich aus dem Nachlasse des Großinquisitors — einem Ketzer auf dem Scheiterhaufen abgeschnitten. In das Kopfkissen genäht, garantire sie festen Schlaf, hohes Alter und jugendliches Aussehen. Auf den Knieen hat mich die Frau gebeten, ihr diese Locke für zehn Gulden zu überlassen und alle alten Weiber der benachbarten Straßen haben mich um Locken bestürmt, so daß ich, um den Bedarf zu decken, mit einem Friseur ein regelrechtes Abkommen schließen mußte."

Die Erinnerung an diesen Streich ruft bei dem Erzähler ein selbstgefälliges Lächeln hervor, das er zu einem geräuschvollen Lachen forcirt, um den Vertheidiger zu einer ermuthigenden Zustimmung zu veranlassen. Der Plan mißlingt, das Gesicht des Advocaten bleibt ernst.

„Und alles Das wurde mir geglaubt! Und ich soll mich schuldig fühlen —"

„Genug. Was wollen Sie eigentlich mit dem Erzählten beweisen? Daß Ihre Opfer sehr leichtgläubig waren? Das ist vielleicht ein Milderungsgrund. Was aber wollen Sie weiter zu Ihren Gunsten daraus folgern?"

„Ich folgere daraus, daß ich nicht betrogen habe, weil ich keine zum Betrug geeigneten Mittel angewendet habe. Das, was ich den Leuten vorgeschwätzt, hätte bei einem verständigen Kind Mißtrauen erwecken müssen. Ich folgere daraus, daß ich nicht bestraft sein will, weil ich mich nicht schuldig fühle, mit dem besten Willen nicht schuldig fühlen kann. Und ich gehe noch weiter: Ich will nicht nur straflos ausgehen, ich verlange auch noch eine strenge Strafe für die Personen, die mich durch ihre unerlaubte Dummheit verführt, verleitet, herausgefordert, ja geradezu gegen meinen Willen gezwungen haben zu Handlungen, welche die Gesellschaft und das Gesetz als verbrecherisch brandmarken; ich verlange Strafe für die Personen, die mich um meinen guten Namen, um meine Unbefangenheit gebracht haben, die schuld daran sind, daß ich hier sitze. Ich will, daß mein Fall, der kein Einzelfall, sondern typisch ist, den Anlaß geben soll, ein Gesetz zu schaffen, welche die Rechtschaffenheit der Klugen vor der Gemeingefährlichkeit der Dummen schützt. Nicht der Betrüger, nein, der Betrogene soll fortan bestraft werden, sofern er sich nicht ausweisen kann, daß er einer unter den obwaltenden Umständen glaubwürdigen, die Fassungskraft des Normal-Verstandes übersteigenden Vorspiegelung zum Opfer gefallen ist. Kann er das nicht

Digitized by Google

— und die meisten Betrogenen sind nicht in der Lage, dies beweisen zu können, weil die Herren Schwindler nicht gerade viel Geist verbrauchen — kann er dies nicht, so soll er eingesperrt, irgendwie unschädlich gemacht werden, damit seine Dummheit nicht wieder ein neues Unheil anrichtet, nicht abermals einen klugen, anständigen Menschen, der der herausfordernden allzustarken Versuchung unterliegt, unglücklich machen kann. Schaffen Sie die Dummheit aus der Welt, machen Sie sie wenigstens unschädlich und Sie haben auch die Schlechtigkeit und Gemeinheit, die Lüge, den Betrug und den Schwindel ausgerottet. Zum weitaus größten Theil wenigstens. Die Hochstapler, Industrieritter, Schwindler, Betrüger, Gauner und Fälscher auf allen Gebieten bilden in unserer Zeit eine Gilde, einen neuen Beruf; wer aber ist schuld daran, daß der Betrug sich als regelrechter Erwerb etabliren konnte, der seinen Mann nährt? Die Dummheit, nur die Dummheit! Hätte nur Einer versuchen sollen, mit den Mitteln, die ich gebraucht habe, von mir auch nur einen Kreuzer herauszulocken! Er wäre schön abgeblitzt. Gegen seinen Willen hätte er ehrlich und anständig bleiben, hätte er arbeiten müssen, um zu leben, denn bei seinem Versuch, sich durch einen Schwindel statt Brod Leckerbissen zu verschaffen, wäre er dem Verhungern nahe gekommen. Und bei Ihnen, Herr Doctor, wäre es ihm wohl nicht besser gegangen. Machen Sie die Dummheit unschädlich, und neun Zehntel aller Gesetze sind überflüssig geworden. Wer wird noch krumme Wege gehen wollen, wenn sie unfehlbar in eine Sackgasse führen! Legen Sie der Dummheit das Handwerk und Sie erreichen Gesundung und höchste Blüthe auf allen Gebieten; im wirthschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen Leben, in der Kunst, im Theater, in der Literatur. Wenn überall und überall das Minderwerthige, Unsinnige, Falsche, Schlechte, Gemeine triumphirt auf Kosten des Echten und Wahren, so ist dies Verdienst und Schuld der Dummen, die das Albernste glauben, auf das blödeste Schlagwort schwören, der verdächtigsten Fahne folgen, die plumpste Reclame als Offenbarung ansehen. Und darum: Ausrottung der Dummheit, Krieg den Dummen! Das Gesetz hat ihnen den Krieg zu erklären. Es hat zu bestimmen: 1. Diejenigen, die sich in dummer Weise betrügen lassen, fallen in Strafe und werden unnachsichtlich eingesperrt. Die Strafe ist im Verhältniß zu der in dem betreffenden Fall bewiesenen Dummheit zu bemessen. Gegen Rückfällige ist in der schärfsten Weise vorzugehen. 2. Personen, die in wiederholten Fällen gezeigt haben, daß sie nicht über das Existenzminimum an Erfahrung, Auffassungsgabe und Urtheilsfähigkeit verfügen, deren Dummheit gemeingefährlich ist und entsittlichend wirkt, weil sie andere Menschen gewaltsam herausfordert, unrechte Handlungen zu begehen, derartige Personen müssen unter Vormundschaft und staatliche Aufsicht gestellt, im äußersten Fall auf Lebenszeit internirt werden. Gegen die sogenannten Betrüger aber darf niemals eine Anklage erhoben werden, — die Fälle ausgenommen, wo sie ein besonderes Raffinement angewendet haben, zu dessen Durchschauung hervorragende Geistesgaben nothwendig gewesen wären. — Das ist's, was ich zu beantragen, zu meiner Entlastung vorzubringen habe. In diesem Sinne bitte ich Sie, meine Vertheidigung zu führen, Herr Doctor."

Dr. Kunz starrt wohl eine Minute lang den Sprecher an, der diese Prüfung mit ruhigem würdevollen Ernst aushält, dann nestelt er an seinen Handschuhen und sucht sehr umständlich nach seiner neuen Actentasche, die er beim Eintreten auf einen Sessel gelegt hat. Endlich hat er sie gefunden. Ohne aufzublicken sagt er zu seinem Clienten: „Ich werde Sie wahrscheinlich noch einmal aufsuchen" und verläßt das Zimmer.

Den Heimweg legt er sinnend und grübelnd zurück. Abwechselnd liebkost er seine Nase oder mißhandelt die spärlichen blonden Härchen seines Schnurrbarts, unfehlbare Zeichen, daß er sich einer starken geistigen Arbeit hingiebt. Die Treppe zu seiner Wohnung hinaufsteigend, flüstert er vor sich hin: „Aufsehen würde es schon machen — das ist gewiß!"

* * *

Acht Tage später findet die Verhandlung statt. Sie spielt sich sehr rasch ab, da der Angeklagte Alles zugesteht, bereitwillig jedes Detail aufklärt. Unter diesen Umständen macht sich der Staatsanwalt seine Sache leicht. Man erwartet von dem Vertheidiger dieselbe Oekonomie. Vergebliche Hoffnung. Eine lange, sehr tiefsinnige, gründliche Einleitung. — — — „Kampf um's Dasein", — „Recht des Stärkeren", — „Zuchtwahl", — „Herrenmoral", — „Adelsmenschen", — „Republik der Geister" u. s. w. Die eigentliche Rede bringt in reichgeschmückter vollendeter Form den Gedankengang, den der Angeschuldigte vor seinem Vertheidiger entwickelt hat; sie schließt mit dem Hauptsatz, der in prachtvollen Variationen die Ausrottung der Dummen, die Bestrafung der Betrogenen und im vorliegenden Falle die Freisprechung und vollständige Rehabilitirung des Angeklagten fordert. —

Nach auffallend kurzer Berathung erscheint der Gerichtshof wieder im Saal und verkündet das Urtheil. Der Angeklagte, dem Unbescholtenheit und offenes Geständniß als mildernde Umstände angerechnet werden, wird zu zwei Jahren Kerkers verurtheilt.

Die originelle Rede des Herrn Vertheidigers wird vom Gerichtshof mit einer Ordnungsstrafe von fünfundzwanzig Gulden taxirt.

Die beiden Verurtheilten wechseln einen Blick; seufzend sagen sie sich, daß die Welt für ihre Anschauung derzeit leider noch nicht reif ist.

Aus der Hauptstadt.

Polizei-Processe.

Herr von Puttkamer, den die anticonservative Presse sehr zu Unrecht eine Zeit lang erbittert befehdete, obgleich er doch das Menschenmögliche that, den conservativen Gedanken in Deutschland verhaßt und unmöglich zu machen, Herr von Puttkamer wird die Gerichtszeitungen der letzten Tage mit schmunzelnder Freude gelesen haben. Sie zeigten ihm, daß sein Wirken und Wollen nicht ganz umsonst gewesen ist, daß es Frucht getragen hat in Deutschland und daß seine Nachfolger im Amte, was ihm vor Allem wichtig sein muß, beileibe nicht mehr Klugheit und politischen Instinct als er selber zu entwickeln vermögen. Im sandigen Boden der Mark gedeihen die Künste nicht, die den Höfen und der Regierung neuzeitlicher Renaissancefürsten unheimlichen Glanz und gruselige Eigenart verliehen. Plumpe Ränke der Kammerherren und närrische Zeitungintriguen sollen die zierlichen Kämpfe mit gesalbtem Florett ersetzen, an denen die Höflinge des Südens und Westens so unbändigen Gefallen fanden, in denen sie es zu raffinirter Meisterschaft brachten. Die Kotze und die Schrader verstehen sich auf Angriff so wenig wie auf Abwehr; es sind nicht graziöse Katzen, die einander nachstellen und in der Gunst des Herrn auszustechen versuchen, täppische Bullenbeißer packen sich hart an, und wer auf einer Finte erwischt wird, dem dreht man den Kragen um. Für überfeine Cabalen ist kein Raum in einem Schlosse, auf dessen Königstafel alldonnerstäglich Erbsenbrei mit Sauerkraut und Eisbeinen als gern gesehenes Gericht erscheint; das zarte Giftpflänzchen der höfischen Intrigue braucht Tuilerienluft, im Berliner Zugwinde verkümmert und entartet es. Ein nicht minder empfindliches und nicht minder schwer acclimatisirbares Gewächs ist die politische Polizei. Vom Tiber, vom Ezzelino und den Scaligern bis zum dritten Napoleon hinab wußten sich romanische Fürsten Polizeigenies zu erwecken, wahrhaftige Hellseher, die des wolframsauren Caliums und des Röntgenlichtes nicht bedurften, um durch achtzöllige Bretter zu schauen. Tigellin, Petrus de Vinte, Fouché und Jachal sind unsterblich geworden durch die Verschwörungen, die sie entdeckten und die sie anzettelten, um die echten Verschwörer aus ihren Schlupfwinkeln hervorzulocken. Es giebt ein polizeiliches Talent, kein Zweifel daran, aber es scheint im Aussterben begriffen zu sein. Die geriebenen Criminalisten fühlen sich als freie Privat-Detectives wohler und stehen sich unvergleichlich besser als unter der Fuchtel des X-Bureau-Obersten, der ihnen

Digitized by Google

mit der Brille auf der Nase die Diäten nachrechnet und unter heftigem Verweise die Auslagen für eine Droschke streicht, weil's die Pferdebahn vielleicht auch gethan hätte. Im Lande Preußen ist die Bauernschlauheit groß, aber niemals wird die Klugheit geliebt und gepflegt, die Anderen, seien es auch Uebelthäter, zum Schaden gereichen kann. Der Südländer haßt und fürchtet die Sbirren in Civil, ist jedoch keineswegs abgeneigt, gegebenen Falls gemeinsame Sache mit ihnen zu machen; der gute Deutsche hat für Geheimpolizisten und Vigilanten nur inniges Mißtrauen und grenzenlose Verachtung. Das muß im Nationalcharakter liegen, weil es sonst unerklärlich wäre bei dem jahrhundertlangen Polizeiregimente, dessen sich die Lande zwischen Belt und Bodensee erfreuen. Es herrscht hier unausrottbar der Aberglaube, die Polizei habe nur solche Verbrechen zu verhüten und solche Verbrecher zu verfolgen, die dem Wohlbefinden des ruhigen Bürgers gefährlich sind. Tiefer Argwohn umschleicht jeden Polizisten, der nicht in voller Uniform daherprotzt, der nicht einen Dieb oder Mörder, sondern einen Socialdemokraten verfolgt. Tiefer Argwohn hemmt ihn allerwegen, beeinträchtigt die Erfolge seiner redlichen Arbeit, stellt dem Einzelnen eine festgefügte Phalanx finsterer, schweigsamer Murrköpfe entgegen. Der deutsche Geheimpolizist stößt immerfort auf so hartnäckigen passiven Widerstand, daß er von ganz ungewöhnlicher Begabung sein muß, um auch nur annähernd die Erfolge seines welschen Collegen erzielen zu können, der in der Bevölkerung stets hülfsbereite Lumpe oder Hitzköpfe findet. Und es ist erklärlich, daß der deutsche Geheimpolizist dieser ungewöhnlichen Begabung völlig entbehrt, daß ihm sogar die natürliche Gewandtheit des Pariser Amtsgenossen abgeht. Bei uns zu Lande giebt es keine hohe Schule der Verbrecherhatz; strebsame Naturbursche müssen selbst zusehen, wie sie ihre Talente verfeinern, mehren und richtig anwenden können. Eine Kunst, die im Volke keine Sympathien hat, vermag der splendideste Finanzminister nicht hochzubringen. Es fehlt der Baugrund, die Tradition; roher Empirismus muß die scharfsinnige Wissenschaft ersetzen. Fast scheint es, als habe man auch an hoher Stelle den unverbesserlich traurigen Tiefstand unseres Polizeiwesens erkannt und sich zum laisser faire, laisser aller entschlossen. Sonst wäre es mindestens unverständlich, wie man an die Spitze von Ministerien, die fraglos den klügsten und feinsten Kopf des Landes benöthigen, die Puttkamer und Köller stellen konnte. Kein Juvenal wäre im Stande, eine schärfere und lustigere Satire zu ersinnen.

Herr von Puttkamer hat die Raporra und Co., deren Unterstützung er nicht entbehren mochte, öffentlich als Nichtgentlemen bezeichnet, und Herr von Köller, der so seelenruhige, war fähig, nervös zu werden, wenn man Herrn Theodor Reuß seinen Vertrauensmann nannte. Die Behauptung beider Excellenzen, daß die öffentliche Ordnung in Deutschland ohne derartige Vertrauensleute nicht aufrecht zu erhalten sei und daß man deßhalb über kleine, dem Benzin allerdings widerstehende Makel ihrer eventuellen Charaktere hinwegsehen müsse, diese Behauptung fand in den letzten Wochen eigenthümliche und vielseitige Bestätigung. Im Frankfurter Fahrkartenprocesse spielte ein Edeling die Hauptrolle, der sich grundsätzlich in jedem Jahre zu wenigstens neun Monaten Gefängniß verurtheilen läßt; auch die Wirthschaftsverhältnisse unserer vielgepriesenen deutschen Zuchthäuser hat er mit liebevollem Verständniß und seltener Ausdauer studirt. Dem strebsamen Schüler des Ehepaares Heinze wären deßhalb Seitens der dankbaren Nation als einem der Ersten die Segnungen des Lattenarrestes zu Theil geworden. Durch die Kunstgriffe dieses Mannes ist es gelungen, eine Reihe unbescholtener, dafür aber niederträchtig schlecht bezahlter Beamten zu schweren Verbrechen zu verführen. Die Staatsanwaltschaft vermochte den angeklagten Schaffnern keine einzige Sünde nachzuweisen, zu der sie nicht von den Polizisten und ihren Gehülfen verleitet worden sind — man muß zugeben, daß selbst Fouché aus diesem Falle Mancherlei hätte lernen können. Der Frankfurter Proceß stellt sich demnach als ein Lichtblitz im Stockdunkeln dar; nach Jahrzehnten offenbart sich endlich wieder einmal die schöpferische Kraft germanischer Polizeigehirne.

Ein kaum weniger erfreuliches Bild bietet das Strafverfahren gegen den Allerweltsmörder Kögler, den Mann, dessen persönliche Bekanntschaft ich leider deßhalb nicht machte, weil ich einen Tag vor ihm auf dem Oybin frühstückte. Kögler war der Gablonzer Polizeibehörde als ein Spitzbub bekannt, aber er erwies ihr mehrere kleine Gefälligkeiten, lockte langgesuchte Räuber in sein Haus, um sie prompt auszuliefern, und verrieth es pünktlich, wenn seine Cumpane nächtlicherweile Diebesfahrten unternahmen. Er war ein so eifriger Gehülfe, daß er mitunter die Genossen zu dergleichen Unternehmungen anstiftete und sie nach vollbrachter That ohne Unterschied der Confession anzeigte. Der Polizei ward schließlich sein gedeihliches Wirken etwas unheimlich, und sie hätte ihm ganz gern das Handwerk gelegt, wenn nicht zur selbigen Zeit in der Nähe des Städtleins allerlei Dynamitattentate verübt worden wären, über deren Urheber man durch Kögler Näheres erfahren zu können hoffte. So war es dem rastlosen Manne möglich, sich ziemlich unbelästigt in der Raub- und Mordkunst auszubilden, der er sich nachher nicht ganz erfolglos widmete. Die Reichshauptstadt aber darf ihrem Gotte danken, daß die Actien des Nobel Dynamite Trusts ganz ohne Zuthun der Herren Consumenten und Dynamitverbrecher so erfreulich in die Höhe gesprungen sind. Es stände sonst zu befürchten, daß noch einige Mörder mehr frei umherliefen und daß zum Morde geneigte Gentlemen die günstige Gelegenheit nach Kräften ausnutzten. Jedenfalls hat die Börse, die die erwähnte Kurssteigerung ohne alle Knallerei zu Wege brachte, damit einen neuen Beweis ihrer heilbringenden Thätigkeit geliefert, und wenn schon der Terminhandel in Industriepapieren verboten wird, sollte man doch das Spiel in Dynamitactien aus Gründen der Sicherheit des Staates und des Bürgerpublicums weiter erlauben.

In Frankfurt schuf geheim-polizeiliche Einmischung Verbrechen, selbstverständlich im wohlerwogenen Interesse der Allgemeinheit, und in Gablonz ließ man dem Menschenschlächter Zeit, sich gedeihlich zu entwickeln, weil man ihn als Spitzel verwenden zu können hoffte. Mit diesen beiden Andrieuxthaten verglichen schneidet die schlecht ab, deren die hauptstädtische politische Polizei sich rühmen durfte. Berlin, hat sich dabei herausgestellt, ist das verderbte arg gesinnte Sündennest nicht, als das man es der Provinz so gern denuncirt. Neben den köstlichen großmütterlichen Naiven unserer vornehmen Bühnen besitzt es auch noch naive Polizeimänner. Da wird ein im „Vorwärts" abgedrucktes, aller Welt bekanntes Circular als geheim bezeichnet und muß zur Unterlage eines Monstreprocesses dienen; da werden die Vertrauensmänner einer Partei Mitglieder eines Vereines genannt, und Polizisten in Civil schleichen sich in Versammlungen, die sie für geheim halten, die aber, freilich ohne daß sie es wissen, vorher öffentlich bekannt gemacht worden sind. Den Anstoß zu der Verfolgung der socialdemokratischen Wahlvereine hat, er mag es eingestehen oder nicht, Köller's Excellenz gegeben; geglückt ist ihm dadurch nur der Nachweis, daß man mit dem preußischen Vereinsgesetze allen Parteien den Hals brechen kann, auch dem politischen Bunde der Landwirthe und den conservativen Bürgervereinen Berlins, die ihre Vorstände fröhlich weiter gemeinschaftliche Sitzungen abhalten lassen. Herr Bebel hat gar keinen Grund, auf die Berliner politische Polizei zornig zu sein und ihr mit fürchterlicher Musterung im Reichstage zu drohen, er ist ihr zu Dank verpflichtet. Wenn in Preußen Reformen durchgesetzt werden sollen, muß der Anstoß dazu von ganz oben oder von den Polizeibehörden kommen. Dem achten Paragraphen des strengen preußischen Vereinsgesetzes hätten die Jahrhunderte nicht geschadet, der Berliner Polizei war es vorbehalten, ihn zu Grunde zu richten.

In einem Verslein, das aller Leitartikeler reines Seelenbehagen ist, spricht der Faustdichter von der Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Man braucht Herrn von Puttkamer nicht die faustdicke Schmeichelei zu sagen, daß man ihn für eine Kraft halte, und sein Schüler Köller, der es nicht einmal bis zum Baccalaureus gebracht hat, ist über dergleichen Sottisen überhaupt erhaben. Wenn aber beide Excellenzen ihr Wünschen und Wollen, ihr heißes Ringen um die Ver-

Digitized by Google

vollkommnung unserer polizeilichen Einrichtungen freundlich lächelnd betrachten und sich vor Augen halten, welchen Zwecken sie damit zu dienen hofften, dann werden sie nun, nach den lehrhaften und nachdenklichen Polizeiprocessen des verregneten Maies, zum ersten Male in ihrem Leben gemerkt haben, wie der Teufel spaße. Prinz Vogelfrei.

Opern und Concerte.

Ingo. Große Oper in vier Akten nach dem gleichnamigen Roman G. Freytag's von M. F. In Musik gesetzt von Philipp Rüfer. (Kgl. Opernhaus.) — Der Großherzog. Operette in zwei Aufzügen von Gilbert und Sullivan. (Theater „Unter den Linden".)

Philipp Rüfer ist ein Charakter. Er gehört nicht zu denen, welche sich zuerst einen Verleger suchen und sich dann auf dem Nachhauseweg überlegen, ob es vortheilhafter sei, ein Trio oder ein Septett zu schreiben. Er buhlt nicht um die Gunst der Kritik, er schielt nicht seitwärts nach dem Publicum, während er den Göttern opfert, ja er setzt sogar Vertrauen in die Aufrichtigkeit seiner Collegen. Er glaubt an das Gute in der Welt und er glaubt an sich, weil er naiv gut ist. Nichts von Selbstgefälligkeit ist in ihm; als selbstverständlich betrachtet er es, daß ihm Alles glücken müsse, da er ja unbestrittenermaßen Talent besitze und Jahr für Jahr, Tag für Tag sich darin unermüdlich zeige, dies Talent zu Faden zu schlagen. Wenn ihm sein Gewissen sagt, daß er wieder einmal seine volle Schuldigkeit gethan, dann nimmt er gern den halben Erfolg für den ganzen. Was verschlägt's, daß er heute durch eine kleine Seitendrehung des Glücksrades um den Haupttreffer kam; hofft er ihn doch das nächste Mal um so sicherer zu gewinnen! Als Rüfer seine Schritte zum Opernhaus lenkte, um der ersten Vorstellung seines „Ingo" beizuwohnen, hat er sicherlich weniger daran gedacht, welchen Ausgang der Abend für ihn nehmen würde, als daran, welche Freude es wäre, am nächsten Morgen mit etwas Neuem beginnen zu können. Was ihn zu diesem Neuen anregen sollte? Dafür würde das Geschick schon sorgen. Frau Sonne würde ihm den Leitgedanken schicken, wenn sie ihm auf's Schreibpult schiene. Oder ein guter Freund würde ihm das Libretto in die Hand drücken — wie es jüngst geschah. Leider darf es nicht für ausgeschlossen gelten, daß Rüfer, wenn wiederum Jemand einen Fund für ihn machen sollte, in der Freude über den gelungenen Griff abermals nicht streng genug prüfen würde, ob denn ein solcher Freund das dankbare Motiv auch als Poet und in geschickter Verwendung des theatralischen Rüstzeuges zu verarbeiten fähig sei.

Die Wahl des Vorwurfs ist keineswegs zu schelten. Nicht im Sinne des neuen, eine tiefgehende psychologische Behandlung anstrebenden Musikdramas, aber im Sinne der romantischen Oper mit freierer Scenenführung böte „Ingo" einem in der musikalischen al fresco Malerei gewandten Componisten einen dankbaren Stoff. Heißt es die Pietät gegen einen Mann von der Bedeutung Gustav Freytag's verletzen, wenn man es offen ausspricht, daß im ersten Bande der „Ahnen" ein stark opernhafter Zug vorwalte? Daß der Meister, welcher in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" mit nerviger Hand seine kühngeschwungenen culturhistorischen Aufrisse zeichnete, welcher in „Soll und Haben" sich als berufener Gestaltenbildner erwies, im „Ingo" weniger mit Gedanken als mit Farben und Tönen arbeitete? Als das Buch erschien, wie that sich da unser jugendlich leichtentzündbarer Enthusiasmus an der schimmernden Pracht wundervoll inscenirter epischer Darstellung, am Wohllaut der Sprache, am Zauber der stimmungsreichen deutschen Waldbilder so gütlich! Auch heute, nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts, leuchten uns die herrlichen Landschaftsschilderungen noch in ihrem alten Glanze entgegen; aber die in jenen Gefilden wandelnden Menschen, in deren Seele wir nichts mehr vom eigenen überschwänglichen Jugendempfinden hineintragen — sie dünken uns Wesen von mattem Herzschlage, ungeachtet ihrer reckenhaft stolzen Reden und kühnen Männerthaten. Es liegt ja noch immer eine Welt zwischen den mit echt künstlerischem Geist ersonnenen Dialogen in altgermanischem Kostüm, wie sie Freytag einzuleiten und zu steigern verstand, und den Buntdruck-Mappen, wie sie von dem findigen und geschickten Georg Ebers zusammengestellt werden. Aber es ist zu befürchten, daß auch die Ersteren in Zeit und Weile verblassen werden. „Das Buch will Poesie enthalten und gar nicht Culturgeschichte": mit diesen Worten leitete Freytag die Widmung ein, welche er seinem „Ingo" voranstellte. Ob der Roman Culturgeschichte enthalte, das ist für den Wert nicht entscheidend, der einer Dichtung als solcher zuzusprechen oder zu bestreiten ist. Poesie enthält er auf alle Fälle und wahrlich nicht die wenigst erquickliche: doch sie haftet mehr am Aeußeren seiner Gestalten, als daß sie dieselben durchdringt. Ingo trägt schon im Roman die blonde Tenorperrücke. Die Figur ermangelt der individuellen Kanten. Sie ist zu sehr Modellgermane. Ebenso wenig Relief haben die anderen Gestalten der Kreise, in deren Mitte sie gerückt ist, mit Ausnahme des Königs Bisino, den der Humorist Freytag als faux bonhomme der Auerochsenzeit mit unvergleichlicher Meisterschaft ausgestaltete, nachdem er sich an der Pathetik der Heldenliebe genugsam ersättigt hatte.

Vielleicht würde Freytag selbst gar nicht so sehr erzürnt gewesen sein, wenn man ihm mitgetheilt hätte, daß sein „Ingo" die Opernbühne beschreiten solle. Er war Philosoph und hatte die Gabe, seine Resignation hinter einem Lächeln bergen zu können. Er würde sogar in seiner Gutmüthigkeit das Libretto durchgesehen und die gröbsten Ungeschicklichkeiten des Textbuches beseitigt haben, wenn man ihn freundlich um seinen Beistand ersucht hätte. Es wäre ihm, ja es wäre jedem nur einigermaßen bühnenkundigen Manne ein Leichtes gewesen, die in dem Werke Rüfer's so störende Zweitheilung sämmtlicher Akte durch unwesentliche Veränderungen in der Motivirung des Erscheinens und Verschwindens der Personen, wie durch Zusammenschluß der Decorationen zu beseitigen. Hinwiederum hätten sich alle wichtigeren, vom Librettisten mehr oder weniger skizzenhaft behandelten Situationen durch geschickte Verwendung der gebräuchlichen bühnenrhetorischen Hülfsmittel wenigstens zu äußerlich wirksamen Theaterscenen umarbeiten lassen. Aber der Librettist Rüfer's ist in den Anfangsgründen der scenischen Wissenschaften stecken geblieben Er wirft im Handumdrehen einen vielverschlungenen Knoten auf das Podium und zerhaut ihn jählings, noch ehe der Hörer recht zu ersehen vermochte, wie er eigentlich geschürzt war. Auf diese Art entstehen gegebenen Falls hübsche Gelegenheitsdichtungen, aber keine Dramen. Der Hauptfehler war es, im Großen und Ganzen dem Gange des Freytag'schen Romanes zu folgen. Denn auch in diesem ist die Handlung keine vom Beginn zu einem Höhepunkte kräftig aufstrebende, sondern sie setzt sich aus einer Folge von ziemlich lose aneinandergereihten Episoden zusammen. Im Sinne der „großen Oper" würde der Stoff ganz wohl nutzbar zu machen gewesen sein, wenn nicht Ingo, sondern die von ihm verschmähte leidenschaftsglühende Königin Gisela durch den Textdichter zur Heldin erwählt und in den Mittelpunkt des Interesses gestellt worden wäre. Der erste Aufzug hätte bei entsprechender Anlage das Erscheinen Ingo's am Hofe Bisino's und das Erwachen der Neigung Gisela's für den Vandalenfürsten gebracht — wobei das Verhältniß Ingo's zu der ihm anverlobten Irmgard dem Zuhörer bereits in den Gesprächen der Exposition, der Königin erst auf dem Höhepunkt des ersten Finales bekannt zu geben gewesen wäre. Der zweite Akt: in zwei breitangelegten Scenen das vergebliche Werben der Königin um Ingo mit dem den Auftritt beschließenden Racheversuch König Bisino's, und eine in freier Erfindung ausgeführte, dramatisch zugespitzte Aussprache zwischen den Gatten — an deren Schluß: die Ermordung Bisino's durch Gisela. Der dritte Aufzug: die Katastrophe auf der Burg Ingo's über dem Idisbach, wie im vierten Akt der Rüfer'schen Oper — nur in der Art verändert, daß Gisela auch hier die Scene beherrschte und nach einem gut gesteigerten Schlußmonolog sich selbst das Leben nähme.

Es ist nicht ganz ersichtlich, welche Umstände Rüfer dazu bestimmt haben mögen, mit dem ihm zur Verfügung gestellten Buche vorlieb zu nehmen. Er hat gethan, was er konnte, um durch die kurze Einleitung eine tragische Stimmung wachzurufen, die auseinander klaffenden Hälften der verschiedenen Akte durch symphonische Zwischenspiele wieder einigermaßen zu verketten und die schwächliche Charakteristik der Figuren durch die Kunst des ernsten, gereiften Musikers thunlichst zu heben. Er ist selbst ein viel zu überzeugter Anhänger der Wagnerischen Principien, um sich nicht darüber klar zu sein, daß der Componist nur in sehr bedingtem Maaße zu individualisiren fähig sei,' wenn ihn der Dichter im Stich gelassen hat. Dazu ist Rüfer die Bühne mehr Freundin als Geliebte. Er schafft für sie mit nimmermüdem Eifer, combinirt und feilt mit einem Fleiße, der allen hohe Bewunderung abnöthigt, welche es zu würdigen verstehen, wie vieler Jahre angestrengte Arbeit man in einer Partitur niederlegen kann. Doch es kommt bei ihm kaum jemals zu dem heißen Aufstürmen musikalisch-dramatischer Empfindung, aus welchem der schöpferische Tongedanke hervorgeht. Immerhin ist seine Erfindungsgabe eine ansehnlichere als diejenige so mancher Componisten, welche mit einem erheblich bescheideneren Hausrath wirthschaften, ihre kleinen Ideen aber besser auszunützen verstehen. Mit dem, was Rüfer in der Orchesterpartie einer Scene unterbringt, bestreiten Andere einen halben Akt. Nicht selten entwickelt sich ein sehr anmuthiges Spiel von Nebenmotiven; anderwärts nimmt freilich die sich in Synkopen vorwärts schiebende Begleitung einen etwas zu breiten Raum ein. Das Instrumentalcolorit ist nicht arm an originellen Klangmischungen; während in des Componisten „Merlin" Licht und Schatten ungefähr gleich vertheilt schienen, herrschen in seinem „Ingo" die dunklen, schwermüthigen Gesammttöne vor. Ein wenig zuviel Asphalt. Im Modulatorischen schließt sich Rüfer sehr eng an Wagner an; der oftmalige Wechsel der Harmonien von einem Tacttheil zum anderen stimmt mit den Anschauungen des Bayreuther Meisters nicht überein, welcher conservativer war, als viele seiner jüngeren Anhänger es Wort haben wollen. Sein Bestes giebt Rüfer in einem der Innigkeit nicht entbehrenden Liebes-Zwiegesang des zweiten und in den bewegten Ensemblescenen des vierten Aktes.

Dem sympathischen Künstler wäre es zu gönnen, daß sich seine neue Oper eine angemessene Zeit auf dem Spielplan behaupte. Auch das Publicum, welches den ihm aus seinen Lieblingsromanen vertrauten Gestalten ja auch gern im Theater begegnet, ginge dabei nicht leer aus. Ganz abgesehen davon, daß es die ihm so selten gebotene Gelegenheit benutzen sollte, ein Werk eines noch unter den Lebenden weilenden, in

Digitized by Google

deutscher Sprache componirenden Musikers auf den Brettern zu sehen. Vielleicht wurde es Rüfer als mildernder Umstand angerechnet, daß er wenigstens im Auslande geboren ist. Für den respectablen Erfolg hat er sich in erster Linie bei Capellmeister Sucher zu bedanken, der energisch und umsichtig dirigirte. Zeitweise regt sich in Sucher wieder sein altes Können. Es hängt in erster Linie von ihm ab, ob und wie er sich neben den Jüngeren behaupten will. Aber seinem ersten Oboisten sollte er drei Tage Dunkelarrest zudictiren. Die Solisten leisteten im Allgemeinen Befriedigendes, mit Ausnahme der beiden gänzlich stimmuntüchtigen Bassisten, für die baldigst ein Ersatz in Aussicht zu nehmen wäre. Die Regie hatte eben knapp ihre Schuldigkeit gethan. Das Arrangement der Chorgruppen beim ersten Aufgehen des Vorhanges und dasjenige des Waffentanzes ließ viel zu wünschen übrig.

* * *

Sir Arthur Sullivan ist in allen Künsten bewandert, in welchen Rüfer sich unerfahren zeigt: er versteht es, von sich reden zu machen, seine großbritannisch correct geschulte und gekleidete Persönlichkeit vortrefflich in Scene zu setzen und alle kleinen Hülfsquellen seines achtbaren Talentes äußerst geschickt an der richtigen Stelle auszunutzen. Aber man muß es ihm lassen, daß er in seinem Genre Meister ist: in dem der parodistischen Operette. Schade, daß sein „Großherzog" nicht, wie ehemals „Mikado" und „Patience" durch eine englische Truppe in Deutschland eingeführt wurde! Sullivan's Mitarbeiter, um nicht zu sagen, seine bessere Hälfte: der ausgezeichnete Humorist Gilbert, könnte auch bei einer Verdeutschung und Bearbeitung kaum zu seinem Rechte kommen, die annäherungsweise mehr auf den Ton des Originals gestimmt wäre, als die salz- und kraftlose Wiedergabe der Hausdichter des Theaters „Unter den Linden". Nichts Thörichteres, als an Stelle des englischen fun den höheren Berliner Possenblödsinn mit seinen abgeschmackten Coupletreimen und seinen albernen Wortspielen zu setzen! Dieser „fun" ist ein urenglisches Ding, in seiner Mischung von übermüthiger, mit tausend Anspielungen aus dem politischen, gesellschaftlichen, parlamentarischen Leben der vereinigten Königreiche gewürzten Persiflage, von derber Clownerie und unvermeidlicher sentimentaler Beigabe nur von einem englischen Schauspieler herauszubringen und nur von einem englischen oder mit der Geschichte und den Gewohnheiten der englischen Bühne einigermaßen vertrauten Publicum zu schätzen. Etwas Drolliges und keck sich Ueberschlagendes, Phantastisches und Steifleinenes ist in ihm, wie es in solcher Mischung allein durch ein national gefärbtes Temperament erzeugt und verständnißvoll aufgenommen werden kann. Ist nicht in Abrede zu stellen, daß manches von der Tricotseligkeit der Pariser Operette in das neuere englische Singspiel übergegangen ist, so bricht in dem letzteren durch alle französelnde Liederlichkeit und alle Tollheiten der Caricatur doch wieder die Fröhlichkeit des merry old England, die gutartige Freude an „song" und „dance" hindurch — nur daß dieser Tanz unter der Einwirkung der in England viel mehr als in Deutschland die Gebräuche und Trachten des Alltags beeinflussenden Malerei und vornehmlich durch die jüngeren Richtungen derselben eine Art künstlerischer Veredelung erfahren hat. Da mag ein deutscher Theaterdirector noch so eifrig mit seinen Choristinnen exerciren: er wird ihnen schlechterdings die absonderlich steife Grazie nicht anlernen können, welche an den Typ jener hochblonden, schmächtigen, mitunter anscheinend winkelrecht construirten Frauen und Mädchen gebunden ist und uns in den Gruppenbildern und Tänzen einer von Engländern dargestellten Operette Sullivan's ebenso fesselt, wie auf den decorativen Zeichnungen von Walter Crane, auf den Gemälden von Watts und Burne Jones.

So spürt man denn aus einzelnen Wendungen des verdeutschten „Großherzogs" heraus, daß der Text Gilbert's, so sehr er sich auch gelegentlich an den des „Mikado" anlehnen mag, doch vermuthlich wieder recht witzig ist. So kann man sich vorstellen, daß die reichlich eingestreueten Tänze, von schönen Landsmänninnen des Dichters und des Componisten ausgeführt, auch unsere einheimischen, nicht auf das Präraphaelitenthum eingeschworenen bildenden Künstler abermals in helles Entzücken versetzen würden. Bei den in deutscher Sprache gebotenen Aufführungen thut man gut daran, recht oft die Augen zu schließen, sich auch nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob die etwas verzwickte Handlung ihre besseren Motive aus Offenbach's „Großherzogin von Gerolstein" oder aus der neueren Geschichte des Lippe'schen Erbfolgestreites entlehnt habe und ob die dem Stücke recht lose eingewobene Satire auf das Duell nicht ebenso billig sei, wie es die oberflächlich abschätzigen Bemerkungen über die Reserveofficiere sind, welche nach dem Vorgange der wenigstens mit vollem Einsatz der bürgerlichen Courage geschriebenen „Ehre" in keinem „modernen" Schau- und Lustspiel mehr fehlen dürfen.

Hingegen empfiehlt es sich, der Musik Sullivan's recht eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Abgesehen von der, wie stets bei diesem Componisten, ziemlich nachlässig gearbeiteten Ouverture, ist sie so fein gemacht, gewährt sie in den munteren, von Nummer zu Nummer in ihrer Verschiedenartigkeit sich wirksam ablösenden Rhythmen so viel Abwechselung, sind Stimm- und Linienführung so vortrefflich, die orchestralen Arabesken so geschickt aufgelegt, daß der aufmerksamere Hörer eine helle Freude daran hat. Des Künstlers Methode, die Formen altenglischer Gesangsstücke und Tänze mit dem leichten Stil der französischen Operette zu verschwistern, hat auch diesmal annehmbare Früchte getragen. Die Themen sind, wenn auch nicht immer originell, so doch frisch erfunden; in den Details der musikalischen Persiflage findet sich viel Unterhaltendes, auch fein Humoristisches, ja gelegentlich fast Geistreiches. Sullivan, der sich bei seinem Versuch, sich im Bereich der Großen Oper zu behaupten, mühsam recken und strecken mußte, um nur eine Ablehnung mit kritischen Ehren zu erzielen, ist in der Operette ein Cavalier wie andere Cavaliere. Allen denen, welche ihr Weg in diesem Jahre nach London führen sollte, sei es an's Herz gelegt, die Vorstellungen des „Großherzogs" im Savoy-Theater nicht zu versäumen.

Paul Marsop.

Notizen.

Scherr's Illustrirte Geschichte der Weltliteratur (Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung) ist soeben vollständig geworden. Das Werk ist das alte geblieben, unsere beste, weil individuellste und kritischste Literaturgeschichte, die wir haben. Wir kennen Scherr's schneidige und oft grobe Kritik, die nur selten einmal im Eifer seiner kerndeutschen Art daneben schlägt, jedoch meist den Nagel auf den Kopf trifft. Mögen wir auch nicht seiner leidenschaftlich vertheidigten Meinung über den Naturalismus im Allgemeinen und Zola im Besonderen beipflichten, so würdigen wir doch durchaus den idealen Standpunkt des warmherzigen Pessimisten. „Inmitten der trostlosen Ernüchterung, welche dem materialistischen Rausch unbedingt folgen muß, wird die Poesie ihr heiliges Amt wieder aufnehmen und üben, das Amt, die Beseelerin der Natur zu sein und die Lehrerin und Rächerin, die Beflügelrin und Trösterin der Menschheit." Diese Prophezeihung, deren Erfüllung wir ja seither wieder um ein Stückchen näher gekommen, zeugt für Scherr's unentwegten Glauben an sein Volk und die Menschheit. Es steckt jedenfalls eine reiche geistige Saat in den 40,000 Exemplaren, in denen das Buch bisher verbreitet worden ist. Der Verlag hat nun in dieser 9. Auflage sein Möglichstes gethan, das Werk auf der Höhe seiner allgemeinen Beliebtheit zu erhalten, indem er ihm einen reichen und prächtigen Bilderschmuck hinzufügte, ohne es zu einem bloßen Bilderbuch zu degradiren. Porträts wechseln mit Autographen und bibliophilen Seltenheiten, wie ersten Drucken und Incunabeln. Bei den modernen Bildnissen ist besonders zu loben, daß sie nicht nur Abklatsche seelenloser Photographien sind; so erfreut uns ein wunderschönes Bild Tolstoi's und eine charakteristische Selbstphotographie Strindberg's. Auch darin bewährte der Verlag eine glückliche Hand, daß er Scherr's Stiefsohn, Professor Otto Haggenmacher, mit der Fortführung des Werkes bis auf die Gegenwart betraut hat. Er ist selbst ein geschätzter Dichter mit einem warmen Herzen für die lebende Literatur, und von seiner Züricher Warte aus ist seinem Blick keine wesentliche Erscheinung entgangen. Wenn er auch ganz auf dem ästhetischen Standpunkte seines Vorgängers steht, so urtheilt er doch mehr mit verzeihender Milde. In dem Depeschenstil, womit er nothgedrungen über die neuste deutsche Literatur berichtet, überrascht die sichere Prägnanz seiner Kritik, die von den genannten Autoren auch stets das bedeutendste Werk herauszugreifen weiß. Nur ein kleiner Irrthum ist uns aufgefallen: Herrmann Bahr war keineswegs Begründer der Zeitschrift „Freie Bühne". Auch in den Literaturnachweisen haben wir alles Wesentliche fleißig nachgetragen gefunden. So möge das herrliche Hausbuch seinen segensreichen Einzug in das deutsche Haus fortsetzen!

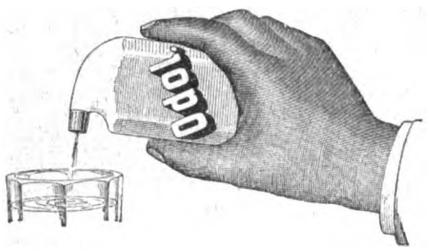
Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Manstelnstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



Die Zahntechnische Reform 1894, Nr. 10, schreibt:

Die Herstellung von Mundwässern lag bisher fast ausschließlich in den Händen von Parfumeuren. Kein Wunder, daß ein wirklich brauchbares antiseptisches Mundwasser bisher nicht existirte. Das **Odol** wirkt nach einem für Mundwässer ganz **neuen Princip,** indem es während des Mundausspülens in der Mundhöhle eine große Menge Antiseptikum absetzt, so daß die antiseptische Wirkung nicht blos auf die wenigen Augenblicke des Mundausspülens beschränkt ist, sondern noch lange Zeit hinterher anhält. Kein Mundwasser hat bei den Versuchen eine auch nur **annähernd** so ausdauernde antiseptische Wirkung entfaltet, wie **Odol.**

½ Fl. Odol Mk. 1,50, fl. 1.— ö. W. in Drogengesch. und Apotheken.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage „Das Museum" von W. Spemann in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manfteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 6. Juni 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ehevermittlung. Von J. Leuthold. — Unser Fachmenschenthum. Von E. Below. — **Literatur und Kunst.** David Friedrich Strauß in seinen Briefen. Von Rudolf Rümelin. — Gemeinde Gabelbach und ihre Dichter. Von August Trinius. — **Feuilleton.** Sand. Von Ludwig Diehl. — **Aus der Hauptstadt.** Europäische Feiertage. Von Caliban. — Anzeigen.

Die Ehevermittlung.

Von J. Leuthold.

Die zur Berathung des bürgerlichen Gesetzbuchs niedergesetzte Reichstagscommission hat vor Kurzem denjenigen edlen Personen einen bösen Streich gespielt, die gewerbsmäßig bemüht sind, himmlische Rosen in das irdische Leben Anderer zu flechten und verwaiste Erdenkinder, die sich nach einem passenden Lebensgefährten und ausreichender Versorgung sehnen, für gute Worte und Procente an einander zu bringen. Die Commission hat durch Erweiterung des § 642 des Entwurfs einer Bestimmung Eingang in den Entwurf verschafft, durch die das Versprechen einer Maklergebühr für die Nachweisung von heirathsfähigen Personen oder für die Vermittlung einer Ehe ungiltig sein soll, daher nicht im Klagewege erstritten werden kann. Es wird vielleicht Manchen, der mit der neueren Rechtsprechung nicht vertraut ist, Wunder nehmen, daß es eines derartigen Schutzwalls durch das Gesetz überhaupt bedurft hatte, oder, daß, wenn seine Aufrichtung nothwendig war, nicht schon die von der Regierung niedergesetzte Commission sich dieser Arbeit unterzogen hatte.

Der Rechtsschutz der Ehevermittlung in Deutschland hat eine eigenartige Geschichte, die nicht nur für den Juristen, sondern auch für den Aesthetiker, den Culturhistoriker und schließlich jeden vernünftig denkenden Menschen von Interesse ist, weil sie einmal einen weiten Ausblick auf die befremdende Verständnißlosigkeit eröffnet, mit der man von der obersten Spitze der Rechtsprechung auf die Culturideale und die Seelenstimmung der Menge herabblickt, und weil sie ferner ein neues typisches Argument für den öden Rationalismus liefert, der mit seinem erkältenden Hauch von den Gerichtssälen aus das letzte Fünkchen der noch in der großen Masse des Bürgerthums lebenden idealen Vorstellungen ertödtet.

Ueber die Ungiltigkeit des Makellohnversprechens bestand zunächst in Deutschland kein Streit, und um unnöthige Kosten zu ersparen, vermieden es die Ehevermittler, gerichtliche Anerkennung der versprochenen Provision zu fordern. Die ersten Entscheidungen höherer deutscher Gerichte über die Giltigkeit des Makellohnversprechens datiren aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Da fällt besonders ein Erkenntniß des Obertribunals Stuttgart vom 29. Mai 1858*) in die Augen, in dem zwar „zugegeben" wird, „daß es, vom höheren sittlichen Standpunkte aus, keine Begünstigung verdiene, wenn die Stiftung einer Ehe zum Gegenstand eines Gelderwerbs gemacht wird, und daß ein feineres Gefühl es nicht zulassen würde, sich Diensten der fraglichen Art gegen Belohnung zu unterziehen," dann aber ausgeführt wird, daß und warum „für den Rechtsverkehr solche allzu feine Rücksichten nicht in Betracht kommen können". Es ist kein Wunder, daß, nachdem nun einmal die Rechtsprechung selbst die „feinen Rücksichten" preisgegeben hatte, auch das Völkchen der Ehevermittler sich aller bisherigen „Rücksichten" entkleidete und den Richter zum Schutze der für das Zustandekommen des Eheabschlusses versprochenen Provision anrief. Vergeblich versuchten einige untere Gerichte den widerwärtigen Scenen, die nunmehr aus dem häuslichen Kreis in die Gerichtssäle verschleppt wurden, durch neue stricte Versagung des Rechtsschutzes Einhalt zu thun. Schon im nächsten Jahre verkündete das O.-A.-G. Lübeck**), daß der gewerbsmäßigen Ehevermittlung die rechtliche Sanction nicht versagt werden dürfe, da „durch die vermittelnde Thätigkeit Dritter so wenig für Diejenigen, um deren Eheschließung es sich dabei handelt, als auch für Diejenigen, deren Mitwirkung und Genehmigung zum Eheschluß erforderlich oder üblich ist, der reiflichen Erwägung und selbsteigenen Entschließung Abbruch geschieht, vielmehr allen Betheiligten die im Wesen der Ehe begründete völlige Freiheit des ehelichen Consenses verbleibt." Auch die Hoffnung, daß wenigstens das Reichsgericht sich der ethischen Natur der Ehe bewußt werden, und eine Thätigkeit, durch die von vornherein trübende Elemente in diese innigste Lebensgemeinschaft hineingemengt werden, nicht als rechtsgiltig und des Rechtsschutzes würdig erachten würde, schlug fehl. In einem Urteil vom 8. Mai 1885**) bestätigte das Reichsgericht nicht nur die bisher von den oberen Landesgerichten festgelegten Grundsätze, sondern ging noch dadurch weiter darüber hinaus, daß es die Rechtsgiltigkeit des versprochenen Entgelts selbst dann anerkannte, wenn der Eheabschluß durch unlautere Mittel herbeigeführt war. Der „Freiwerberlohn", wie das Reichsgericht den Ehemakellohn ästhetisch getauft hat, ist seither eine ständige Rubrik in dem Terminsregister der Proceßgerichte geworden. Die Ehemakelei kann heute offen ihr Angesicht als rechtlich sanctionirtes Gewerbe erheben.

*) Seuffert XIII, Nr. 14.

*) Erkenntniß vom 19. December 1859, Seuffert Band XIV, Nr. 124.

**) Blum, Annalen II, S. 217.

Digitized by Google

In dem Streit, ob der heutige Stand der Rechtsprechung den sittlichen und praktischen Interessen gerecht wird, stehen sich zwei Richtungen gegenüber, just dieselben Richtungen, die in unserem ganzen wirthschaftlichen und öffentlichen Leben täglich ihre gegensätzliche Stellung offenbaren. Die naturalistische Weltanschauung, die für erlaubt und schutzwürdig hält, was sich im Verkehr entwickelt hat, und die höhere Auffassung, die zwar auch nach den realen Bedürfnissen ihre Sätze bildet, aber über dem Utilitarismus nicht die Culturideale des menschlichen Lebens vernachlässigt. Auf der einen Seite behauptet man, daß das Ehevermittelungsgeschäft einem Bedürfnisse entspreche, daß auch aus den durch einen geschäftskundigen Vermittler zu Stande gebrachten Ehen ein gutes Zusammenleben der Ehegatten hervorgehen könne, und daß aus diesen Gründen das Recht keine Veranlassung habe, die Ehemakelei von sich zu weisen. Auf der anderen Seite herrscht die Ansicht, daß die Rechtsordnung nicht das Geschick des Einzelnen in's Auge zu fassen, sondern die Summe der Glückseligkeit Aller, d. h. das in seiner Gesammtheit, zu beachten habe, was eine bestimmte Culturepoche an Sittlichkeits-, Schönheits- und Religionsbestrebungen hervorgebracht und in die Gemüther verpflanzt hat. Die Ehevermittelung schlage aber den idealen Anschauungen über ein hohes sittliches Institut in's Gesicht.

Bei der Frage, welche Richtung den Vorrang verdient, ist zunächst zuzugestehen, daß die Ehevermittelung in der That bis zu einem gewissen Grade ein nothwendiges Institut geworden ist. Bei der Nervosität und Hast, die unser ganzes Zeitalter durchzieht und in dem fieberhaften Getriebe des Tages dem Einzelnen kaum Zeit läßt, sich seinen Mitmenschen anzusehen, geschweige denn, sich nach einer passenden Lebensgefährtin umzusehen, ist die Ehevermittelung zu einem nothwendigen Hülfsmittel geworden. Ebenso ist ferner unbestreitbar, daß auch aus Gewohnheit Liebe und Zärtlichkeit entspringen, daß auch Vernunftehen glückliche Liebesehen werden können. Aber dürfen diese Erwägungen wirklich dazu führen, der Ehevermittelung die rechtliche Sanction zu verleihen? Giebt das „Bedürfniß" einem Institut schon den Stempel der Sittlichkeit? Und ist der Umstand, daß ein Institut oft keine üblen Folgen hervorbringt, schon hinreichend, um es mit dem schützenden Mantel der Rechtsordnung zu umgeben? Die Mehrzahl der Aerzte hält auch das öffentliche Dirnenthum als einem körperlichen „Bedürfnisse" der Manneswelt entsprechend. Müßten nicht dieselben Erwägungen dazu führen, auch dieses Institut zu einem geschützten und etwa das Entgelt für den unsittlichen Verkehr zu einem klagbaren Rechtsanspruch zu machen? Die Rechtsordnung und Rechtsprechung darf sich niemals auf den Boden des nackten Utilitarismus stellen. Der Ehe als der höchsten sittlichen Gemeinschaft muß auch durch das Recht ihr idealer Charakter bewahrt bleiben, wenn es nicht sich selbst seiner vornehmsten Stütze berauben will. Mit solcher Auffassung der Ehe ist aber die rechtliche Anerkennung der Ehevermittelung unverträglich. Dem Ehevermittler ist an dem inneren Gehalt der künftigen Ehe nichts gelegen. Ob die beiden durch ihn zusammenzukoppelnden Geschöpfe ihrer inneren Natur, ihrem geistigen Empfinden nach zusammenpassen, das zu beurtheilen steht weder in seiner Macht, noch in seiner Absicht. Er sucht die Ehe zusammenzubringen, um für sich einen pecuniären Vortheil herauszuschlagen, und dieser Vortheil steigt, je höher das Vermögen ist, das der eine Theil dem anderen einbringt. Das Verlangen nach Gelderwerb ist bei ihm das treibende Motiv, und dies Motiv bringt er auch bewußt oder unbewußt bei den künftigen Eheleuten zum Durchbruch. Das gegenseitige Bieten und Feilschen hat die naturgemäße Folge, daß die Ehe auch bei den Betheiligten von der Herzensneigung losgelöst und zu einem Gegenstand geschäftlichen Klügelns gemacht wird. Wer also die Ehevermittelung als ein rechtlich zu schützendes Institut anerkennt, der erkennt damit auch die Ehe selbst als ein Geschäft an. Nicht grausamer und brutaler aber könnte die Werthschätzung eines heiligen menschlichen Verbandes herabgewürdigt werden.

Durchaus unrichtig ist die Auffassung, zu der sich das Reichsgericht in dem Urtheil vom 8. Mai 1885 bekennt, „daß in der Vermittelung eines durchaus erlaubten Vertrages an sich etwas moralisch Verwerfliches nicht liege, ... daß das dem Vermittler gegebene Versprechen sogar auch dadurch nicht hinterher den Charakter eines pactum turpe erlangen könne, daß der Vermittelnde sich zur Erreichung des Zweckes unerlaubter Mittel bedient hat". Als moralisch verwerflich muß Alles das gelten, was einem geläuterten und unbeeinflußten sittlichen Gefühl der Allgemeinheit nicht entspricht. Die gesunde Volksansicht aber findet in der Vermittelung von Ehen immer noch etwas Unanständiges, mag sie sich auch vielleicht zum Theil mit dem Gedanken seiner Existenznothwendigkeit abgefunden haben. Für dies feine Gefühl, das im allgemeinen Lebensverkehr aus dem Volksempfinden hervorquillt, muß es einen herben Schlag bedeuten, wenn man eine Einklagung des Ehemakellohnes, der, wie gewöhnlich, in Procentsätzen der Mitgift festgesetzt ist, zuläßt und damit die Eheschließung als geschäftliche Speculation zu schützen unternimmt. — Und selbst dann sollte die Ehevermittelung nicht den Charakter der Unsittlichkeit annehmen, wenn sich der Ehemakler unlauterer Mittel zum Eheabschluß bedient hat, wenn durch falsche Einflüsterungen und sonstige unreelle Manöver der Eheabschluß von ihm herbeigeführt ist? Damit wird der Unlauterkeit ein Preis zugesprochen. Mit demselben Rechte müßte Jemand zur Zahlung verurtheilt werden, die er für Herbeischaffung einer Sache zugesagt hat, wenn es sich später herausstellt, daß die Sache durch Betrug oder Diebstahl in die Hände des Betreffenden gelangt ist? Müßte nicht durch Aufnahme derartiger Manipulationen in die Reihen der klagbaren Verträge das Recht geradezu entehrt werden?

Zu welcher Auffassung von der Ehe das Reichsgericht bei einer consequenten Verfolgung dieses Weges schließlich kommen muß, das zeigt uns die weitere Begründung, daß „ein derartiger Mäklerlohn nicht ein Aequivalent für die von dem Vermittelnden aufgewandte Thätigkeit bildet, sondern eine von dem Umfange der letzteren unabhängige Belohnung für den vermittelten Erfolg" sei. Hier wird in nacktester Deutlichkeit der Charakter der Vermittelung der Ehe als eines Geschäftsabschlusses enthüllt. Nicht für die Thätigkeit des Vermittlers, sondern für den Abschluß der Ehe soll die Vermittlerprovision versprochen gelten. Damit wird der Vermittler geradezu darauf hingewiesen, alle Mittel anzuwenden, alle Künste, ob lautere oder unlautere, spielen zu lassen, alle habgierigen Motive zu wecken, nur um, unbekümmert um die Zukunft der Betheiligten, den „Erfolg" herbeizuführen, und sich die Belohnung für seine Mühen zu sichern.

Muß es nicht schon auf den ersten Blick höchst bedenklich stimmen, daß Deutschland, obwohl der germanische Treubegriff der Ehe in fremden Landen als sprichwörtlich hingestellt wird, fast das einzige Gebiet ist, wo sich die Rechtsprechung zu dieser „nüchternen" Auffassung der Ehe bekehrt hat? In dem Oesterreichischen Bürgerlichen Gesetzbuch ist durch § 879 ausdrücklich für ungiltig erklärt, „wenn etwas für die Unterhandlung eines Ehevertrages bedungen wird". In England erklärt schon längst das Equity-Recht die marriage brokage contracts für nichtig*): all contracts or agreements for promoting marriages for reward .... are utterly void, upon the principle, that every contract relating to marriage ought to be free and open, whereas marriage brokage contracts necessarily tend to a deceit on one party to the marriage, or to the parents or friends; sie seien not only

*) Vgl. Kohler in seiner vorzüglichen Schrift „Die Ideale im Recht", S. 11.

Digitized by Google

injurious for the particular damage done to the parties only, but likewise on grounds of public policy. Ja, selbst in Frankreich, wo die sittliche Grundtendenz der Ehe durch die über Hand nehmende Lockerung der Sitten in frivoler Weise herabgewürdigt wird, ist durch den Pariser Appellhof sowohl wie durch das höchste französische Gericht, den Cassationshof*), dem Ehemakellohn ständig die Klagbarkeit abgesprochen worden, mit der Begründung, daß es der Natur der Ehe widersprechen, die Sittlichkeit gefährden und, da der Agent direct oder indirect mit Speculationsideen auf den Willen der künftigen Ehegatten einwirken würde, die Freiheit des gegenseitigen Einverständnisses aufheben, und so der öffentlichen Ordnung und den guten Sitten zuwiderlaufen würde, wenn die Ehemakelei rechtlich Anerkennung fände.

Auch in einzelnen Theilen von Deutschland selbst ist glücklicher Weise durch klare Gesetzesvorschriften den Verirrungen der obersten Rechtsprechung ein Riegel vorgeschoben. So heißt es im sächsischen bürgerlichen Gesetzbuch, § 1259. „Das Versprechen einer Mäklergebühr für die Nachweisung einer heirathsfähigen Person oder für die Vermittelung einer Ehe ist nichtig".

Ebenso hat sich das Reichsgericht veranlaßt gesehen, den Anschauungen über die Heiligkeit der Ehe dort wenigstens nachzugeben, wo französisches Recht in Geltung ist. Es ist hoch an der Zeit, daß, ehe weiteres Unheil im Volksgemüth angestiftet wird, durch das bürgerliche Gesetzbuch für das ganze Deutsche Reich die Ehe aus der Reihe der alltäglichen Geschäftsabschlüsse herausgehoben wird. — Daß auch die allgemeine Ungiltigkeitserklärung des Ehemakellohnes keine nennenswerthe Verminderung der Geldehen und Mitgiftjäger zur Folge haben wird, darüber geben wir uns keiner Selbsttäuschung hin. Darin liegt aber auch gar nicht die Aufgabe der neuen Bestimmung, Ihr Zweck soll nur sein, den Richter aus der entwürdigenden Zwangslage zu befreien, einen Anspruch als gerechtfertigt anerkennen zu müssen, der durch das allgemeine Empfinden als unsittlich gebrandmarkt ist.

Nichts wirkt läuternder und versöhnender auf das Bewußtsein des Volkes als eine Heiligung der Herzen. Die Heiligung der Herzen aber kann nur geschehen durch sorgsame Pflege und Wartung. Auch das Recht darf sich der Mitwirkung an dieser Aufgabe nicht entziehen. Versagt das Recht den sittlichen Idealen seine Unterstützung, steigt es zu einer Anschauung herab, die vielleicht einer von edlen Gefühlen losgelösten, Vulgarauffassung entspricht, aber einer geläuterten sittlichen Vorstellung in's Gesicht schlägt, so zertrümmert es damit selbst das hohe Postament, auf dem es thronen muß, um sich die Achtung der Bürger zu bewahren.

*) Vgl. z. B. das Urtheil des Cassationshofes vom 1. Mai 1855 a. a. O. S. 10.

Unser Fachmenschenthum.

Von E. Below.

„Dieweil Euch das Nichts angeht." Das war der End-Refrain einer seit langer Zeit geltenden Devise unseres modernen Fachmenschenthums.

Dieses war so weit gediehen, daß wenn Mehrere zusammen eine längere Fahrt in einem Eisenbahn-Coupé zweiter Classe machen mußten, sie kaum irgend welches Gespräch beginnen konnten, ohne daß sie erst ihre Fachvertretungen untereinander vorsichtig ausgekundschaftet hätten. Lieber saß und sitzt noch die Gesellschaft starr und stumm sich gegenüber, als daß man über das Fach hinweg sich als Mensch näher tritt. Es ist eben aus der Mode gekommen, sich unter sogenannten gebildeten Leuten über Sachen eingehender zu unterhalten, die nicht „in's Fach schlagen".

Wie konnte es dazu kommen?

Durch den raschen Aufschwung der Wissenschaften der Neuzeit, besonders auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiet und durch die Unmöglichkeit für den Einzelnen, das Alles geistig zu umfassen, wurde eine derartige Beschränkung des „Gebildeten" — sagen wir des höheren Bildungsphilisters auf einzelne Specialfächer erzielt, daß dadurch schließlich unsere deutsche Allgemeinbildung bedroht wurde, wodurch wir uns doch bisher von allen anderen Nationen zu unterscheiden glaubten. Specialfächer traten fast auf allen Gebieten in solcher Fülle auf, daß der allgemeine Ueberblick über eine „Universitas litterarum", die eigentliche früher beabsichtigte Universitätsbildung, nirgends mehr angetroffen werden konnte. Männer, die das Universum, den Kosmos, das All, mit ihrem Geiste umfaßten, wie einst Humboldt, Goethe, wie neuerdings Helmholtz und Dubois-Reymond, gehören zur vergangenen Zeit. An deren Stelle sind die Fachtechniker mit ihrem Americanismus getreten. Jeder, den es trieb, aus reinem Vollmenschenthum heraus von seinem Herzen die Gedanken, die ihn beseelten, vorzutragen, mußte erst über seine Zunftmäßigkeit Rechenschaft ablegen und wurde von den verschiedenen Zünftlern, deren Fächer er mit seiner neuen Weltauffassung etwa streifte, in seine Schranken verwiesen. Ein Mandarinenthum herrschte. So kam es, daß über das, „was die Welt in ihrem Lauf zusammenhält", über den Urgrund dessen, was unser ganzes Dasein beseelt und belebt und unser Herz erfüllt, nichts mehr verlauten durfte, denn — nur die einzelnen Fachleute konnten und durften mitsprechen über die einzelnen Wissenszweige; über den Wissens- und Lebensquell aber gab es schließlich keine Meinung mehr, die da hätte Gemeingut des Volkes werden können.

Skepticismus und Nihilismus drohten überall einzureißen und die Folge davon: der gänzliche Unglaube an alles Höhere, der Zweifel an Allem, zeigte sich in den umstürzlerischen Bestrebungen der Neuzeit.

Diesem Nihilismus gegenüber trat die für unsere neueste Zeit so bezeichnende positive Gegenströmung auf in Gestalt der Rückkehr zum allgemein Menschlichen, zum Natürlichen, die Versöhnung zwischen Natur- und Gottesgesetz. Tiefe, ernste Gedanken der Einkehr auf religiös-philosophischem Gebiet bereiteten den Boden für eine tiefere und edlere Auffassung unseres Daseins und des Weltganzen gegenüber den Oberflächlichkeiten einer mechanischen, handwerksmäßigen, zünftlerischen Lebensauffassung, wie sie sich schon in dem übertriebenen, platten Materialismus, in Mammonismus, Manchesterthum überall breit zu machen begonnen hatte. „Du sollst denken, über Alles denken, damit Du wieder glauben, überzeugt glauben und ehrlich mitfühlen kannst, was Deine Mitmenschen und die Welt bewegt." Das wurde die Devise der durch die neue Richtung eingeleiteten Geistesströmung zur natürlichen Weltanschauung hin, wie sie vorbereitet wurde durch die Quellenfunde der Religionsursprünge eines Max Müller zu Oxford, durch Henry Drummond, den Propheten des „Besten in der Welt", durch dessen Versöhnung von Geistes- und Naturgesetz und durch die neue Strömung der Art auch in unserem Vaterlande.

Dazwischen ertönt nun plötzlich schrill ein Wort — es ist nicht an das Menschenmaterial der Fridericianischen Epoche des siebenjährigen Krieges gerichtet, sondern an die wahlberechtigten und wahlverpflichteten Bürger neuester Zeit: „Du sollst Dich in Deinem Amte nicht um Politik bekümmern, dieweil Dich das Nichts angeht."

So wie es an die Pastoren direct gerichtet war, die vor ihren Gemeinden gegenüber nicht dessen, des das Herz voll war, den Mund überfließen lassen sollten, so war es indirect an Alle, an Advocaten, Börsianer, Beamte, an Aerzte u. A., an alle Steuer- und Wahlpflichtigen gerichtet.

Digitized by Google

Es heißt: Ein Jeder kümmere sich um sein Specialfach, er sei Handlanger und Kärrner am großen Bau der Menschheit, aber er überlasse das Nachdenken über Zweck und Ziel der Gesammtsumme der Arbeit mechanisch den Oberen, den Mächtigen, denn das ist nicht des Einzelnen Sache,

„daß er im tiefsten Herzen spüret,
Was er erschuf mit eigner Hand!
— — — — — — — —
Das ist's ja, was den Menschen zieret
Und dazu ward ihm der Verstand!"

Das verlangte zwar Schiller, doch der ist abgethan, die Zeiten sind vorüber.

Wir sollen wieder zu seelenlosen, gedankenlosen Fachleuten, zu Zünftlern, zu wissenschaftlichen Handwerkern werden, die, um ihr täglich Brod zu erlangen, ohne über sich und um sich zu schauen, ihr vorgeschriebenes Pensum abarbeiten.

Eine folgenschwere Verkennung des edelsten und segensreichsten Reformdranges unserer Zeit liegt diesem Worte zu Grunde.

Dies Streben, herauszukommen aus jener unglücklichen, handwerksmäßigen Auffassung von Welt und Leben, das Streben, aus Maschinen und Gliederpuppen wieder zu Persönlichkeiten von Selbstbewußtsein, wieder zu selbstdenkenden Menschen von Herz und Seele zu werden, dies Streben in Schule, Haus und Volk, nach dem „Non multa, sed multum", nach Verinnerlichung, diese Strömung der allerneuesten Zeit giebt gerade die beste Garantie gegen die aus seelenloser, plattmaterialistischer Weltauffassung hervorgegangenen Umsturzbestrebungen, die fälschlich den mechanisch aufgefaßten Darwinismus zur trügerischen Grundlage ihres Weltgebäudes machen, diese tiefere Geistesströmung war gerade das beste Mittel gegen die Umsturzbestrebungen der Socialdemokratie, des Nihilismus und des Anarchismus.

Nur das neuentfachte Interesse Aller für Alles, nur wahrhaft strebendes, redliches Menschenthum kann uns retten von der Apathie und dem Skepticismus, die aus jenem Fachmenschenthum erwuchsen.

Der Grundsatz: Homo sum, nil humani a me alienum esse puto ist wiederum neu verkörpert in der Richtung, welche sagt: Religion nicht mehr neben unserem Leben, sondern unser Leben selbst Religion. Die Gegensätze sind nahe daran, sich zu versöhnen. Naturgesetz und Geistesgesetz sind eins. Für einen wahren und echten Deutschen und Denker, für einen wahrhaftigen Menschen ist Religion ebensowenig vom socialen Leben wie von der Politik, der äußeren Gestaltung dieses Lebens, zu trennen. Ihm ist weder das eine noch das andere ein Mäntelchen, um das andere damit zu beschönigen. Ihm ist weder Religion noch Politik und soziales Leben bloß Mittel zum Zweck, sondern der Kern unseres ganzen Lebens.

Schon haben sich in dieser Versöhnung der Weltanschauungen die Gegensätze die Hände gereicht. Die Kluft zwischen Naturwissenschaften und Metaphysik beginnt sich zu überbrücken. Hindernisse, welche diese Versöhnung vereiteln sollen, werden auf die Dauer zu Nichts führen. Der Mensch wird von Grund seines Herzens zum Menschen weiter predigen, ob man ihm auch den Mund verböte, denn Naturentwicklung und Zeitendrang hängt heut nicht mehr vom Willen Einzelner ab.

Das Fachmenschenthum war die Ursache der Gleichgiltigkeit gegen alles Höhere und Tiefere. Es war die Ursache der Unselbstständigkeit, des Unglaubens, der Menschenfurcht, die statt Gott nur die Polizei und das liebe Geld kennt. Das Fachmenschenthum zeitigte durch diesen Unglauben und Skepticismus der niederen Massen die sociale Frage und die Umsturzbestebungen gegen alles Hergebrachte, weil es den Massen unverständlich geworden war, wie eine alte aufgezwungene Cultur, die mit dem Neuen nicht Schritt hält.

Mit einem Wort: Das Fachmenschenthum ist der über Europa hereinbrechende Americanismus.

Werden wir frei von Zunft- und Dogmen-Zwang zu selbstdenkenden, wahrhaftigen, von Herzen redenden Menschen, wie der Staat sie braucht, zu Menschen, die Religion, wie Politik nicht als Deckmantel, als Hammerstein-Maske für ihre Geldzwecke umhängen, sondern die darin in wahrhaftigem Streben aufgehen, so wird dem überzeugungslosen, dem gottes- und seelenlosen Socialdemokratenthum, das auf falsch verstandenem Materialismus aufgebaut ist, durch diesen Wahrheitsdrang der neuesten Zeit am besten der Boden entzogen. So allein können Glauben an das Höhere und Ueberzeugung von unserer Menschenwürde wieder Wurzel gewinnen.

Um das Eine, das noth thut, um Wahrhaftigkeit in der Politik wie in der Religion, um Verschmelzung von Religion und Leben hat sich heut ein Jeder zu bekümmern, Beamte wie Aerzte, Pastoren wie Richter und Kaufleute, dieweil das einen Jeden sehr angeht.

Literatur und Kunst.

David Friedrich Strauß in seinen Briefen.

Von Rudolf Rümelin.

„Werden Briefe nach dem Tode oder ausnahmsweise auch noch bei Lebzeiten ihrer Verfasser der Oeffentlichkeit übergeben, so ist dies immer eine Ueberschreitung der Absicht, aus der sie hervorgegangen sind; und diese Ueberschreitung ist nur dann berechtigt, wenn es besondere Gründe als wünschenswerth erscheinen lassen, das, was nur Einem oder Wenigen vor Augen kommen sollte, zum Gemeingut für weitere Kreise zu machen: wenn einem Briefe das Bedeutende seines Inhaltes oder die Schönheit und Anmuth seiner Form einen selbstständigen literarischen Werth verleiht; wenn er uns über den Lebensgang, die geistige Entwickelung, die Denk- und Empfindungsweise einer merkwürdigen, vielleicht hervorragenden Persönlichkeit Aufschluß giebt; wenn er unsere Kenntniß der Zeit, in der er entstanden ist, berichtigt oder vervollständigt; wenn er mit einem Wort ein allgemeineres, über die persönlichen Beziehungen, aus denen er zunächst hervorgegangen ist, hinausgehendes Interesse hat, so verdient er auch jedem zugänglich gemacht zu werden, welcher sich an ihm zu erfreuen oder durch ihn belehren zu lassen geneigt ist." Mit diesen Worten leitet Eduard Zeller eine Sammlung „Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß" ein, die er herausgegeben und erläutert, Strauß' Sohn Fritz durchgesehen und Strauß' Enkel, der Buchhändler Emil Strauß in Bonn, verlegt hat. Alle die von Zeller aufgezählten Vorzüge in diesen Briefen vereinigt zu finden, mußte Jeder zum Voraus erwarten, der Strauß in seinen Schriften als den geistvollen, vielseitig gebildeten, ebenso feinfühligen als scharf denkenden Mann, als den kühnen, epochemachenden Kritiker, als den Meister in der Kunst anziehender und lichtvoller Darstellung bewundern gelernt hatte. Das Interesse einer Briefsammlung, wie die vorliegende, ist zunächst ein biographisches: sie giebt uns das unmittelbarste, und wenn die Briefe von einem so wahrheitsliebenden und über sich selbst so klaren Manne, wie Strauß, herrühren, das treueste Bild von dem Leben ihres Verfassers, und sie leistet dieß im vorliegenden Fall mehr noch für den inneren als für den äußeren Verlauf dieses Lebens. Diese Sammlung erfreut uns ferner durch einen Reichthum von Gedanken und Bemerkungen, welche bald den Schriften des Briefstellers zur Erläuterung und Ergänzung dienen, bald auf weitere, in diesen nicht besprochene Gegenstände sich beziehen. Sie erfreut uns aber auch durch die ungemeine Leichtigkeit, Un-

Digitized by Google

gezwungenheit und Anmuth, mit der Strauß, als geborener Stilist, die Form der brieflichen Darstellung handhabt, und uns in jeder rasch hingeworfenen Zeile die Hand des Meisters erkennen läßt; und nicht minder durch jenes liebevolle und sinnige Eingehen in das scheinbar Kleine, worin der Dichter in ihm sich nicht weniger bethätigt als in den Gedichten, die er auch in seine Briefe nicht selten eingestreut hat. Ein eigenthümliches Interesse gewinnen endlich diese Briefe dadurch, daß sie während des ganzen Zeitraumes, über den sie sich erstrecken, die literarischen, künstlerischen, politischen Erscheinungen, welche die Aufmerksamkeit des Verfassers auf sich ziehen, bald in größerem, bald in geringerem Umfang mit Bemerkungen und Urtheilen begleiten, von denen es sich auch heute noch verlohnt Kenntniß zu nehmen. Freilich hat Zeller allerlei Bedenken. „Es wäre nicht im Sinne unseres Freundes gewesen, wenn wir in seinen Briefen die Spuren der inneren Kämpfe, unter denen die Entwickelung seines Geistes und Charakters sich vollzog, hätten verwischen, wenn wir alle Annahmen, welche sich nicht bestätigt haben, alle Aeußerungen, welche Anstoß geben, alle Urtheile, welche verletzen könnten, hätten unterdrücken wollen. Er hat sich immer zu dem Wahlspruch seines Lieblingsdichters bekannt: „Sagt, ich sei ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein.“ Er hat auch für sich selbst jede Schönfärberei abgelehnt, und was er in Betreff seiner Gedichte verordnet, das wird auch für seine Briefe gelten: „Aber meine Menschenschwächen — Suchet ja nicht zu verstecken: — Auch im Grabe noch will euer — Alter Freund kein Heuchler sein.“ Zu dem Lebensbilde, das sich in diesen Briefen entrollt, gehören mit den äußeren Kämpfen auch die inneren Hemmungen, Störungen und Schwankungen, durch welche dieses Leben sich hindurcharbeiten mußte; zu dem Bilde der Zeit, welche sich in den Aeußerungen des Briefstellers unter individueller Beleuchtung abspiegelt, gehören auch die Stimmungen, die Erwartungen, die Befürchtungen, und die Hoffnungen, die er ausspricht oder über die er berichtet; zur Geschichte einer wissenschaftlichen oder künstlerischen Erscheinung gehört auch der Eindruck, den sie auf bedeutende und urtheilsfähige Zeitgenossen gemacht hat. Nichts, was in einer von diesen Beziehungen unsere Kenntniß des geschichtlichen Thatbestandes zu bereichern geeignet ist, will Zeller der Oeffentlichkeit vorenthalten. So begleiten wir denn den Tübinger „Stiftler“, den Theologen und bald freien Berufsschriftsteller durch alle Stadien seines reichen inneren und äußerlich armen Lebens und finden ihn überall bei allen Schwächen seines nervösen, reizbaren, schroffen Charakters im Ringen und Dulden groß und verehrungswürdig.

Schon als Student kündigt sich der kühne, rücksichtlose kritische Geist an, und es kann nur eine Frage kurzer Zeit sein, wann er die religiösen Vorstellungen seiner Erziehung von sich werfen wird. Der große Philosoph Hegel wird bald sein Abgott, und ungeduldig reist er zur Berliner Alma mater, um zu des Meisters Füßen zu lernen und sich zu seinem furchtbaren Lebenskampfe zu stärken. Aber er trifft es schlecht. Die Cholera ist ausgebrochen, und an seinen Commilitonen Märklin berichtet er bald von des Meisters Tod am 14. November 1831.

„Ich hatte Schleiermachern nicht treffen können, bis diesen Morgen. Da fragte er natürlich, ob mich die Cholera nicht abgeschreckt habe, zu kommen, worauf ich erwiderte, daß ja die Nachrichten immer beruhigender geworden, und sie jetzt wirklich auch fast zu Ende sei. Ja, sagte er, aber sie hat noch ein großes Opfer gefordert — Professor Hegel ist gestern Abend an der Cholera gestorben. Denke Dir diesen Eindruck! Der große Schleiermacher, er war mir in diesem Augenblick unbedeutend, wenn ich ihn an diesem Verluste maß. Unsere Unterhaltung war zu Ende, und ich entfernte mich eilig. Ich freue mich, daß ich den großen Meister noch gehört und gesehen habe vor seinem Ende. Ich hörte beide Vorlesungen bei ihm: über Geschichte der Philosophie und Rechtsphilosophie. Sein Vortrag gab, wenn man von allen Aeußerlichkeiten absieht, den Eindruck des reinen Fürsichseins, das sich des Seins für Andere nicht bewußt war, d. h. er war weit mehr ein lautes Sinnen, als eine an Zuhörer gerichtete Rede. Daher die nur halblaute Stimme, die unvollendeten Sätze, wie sie so augenblicklich in Gedanken aufsteigen mögen. Zugleich aber war es ein Nachdenken, wie man wohl an einem nicht ganz ungestörten Orte dazu kommen mag, es bewegte sich in den bequemsten, concretesten Formen und Beispielen, die nur durch die Verbindung und den Zusammenhang, in welchem sie standen, höhere Bedeutung erhielten. Am Freitag hatte er beide Vorlesungen noch gehalten; Samstag und Sonntag fielen sie ohnehin weg; am Montag war angeschlagen, daß Hegel wegen plötzlicher Krankheit seine Vorlesungen aussetzen müsse, aber am Donnerstag ihre Fortsetzung anzeigen zu können hoffe, aber noch an eben dem Montag war ihm das Ziel gesetzt. Vorigen Donnerstag besuchte ich ihn. Wie ich ihm Namen und Geburtsort nannte, sagte er gleich: ah, ein Württemberger! und bezeugte eine herzliche Freude... Wenn man Hegeln auf dem Katheder sah und hörte, so gab er sich so unendlich alt, gebückt, hustend u. s. w., daß ich ihn 10 Jahre jünger fand, als ich auf's Zimmer zu ihm kam. Graue Haare allerdings, bedeckt von jener Mütze, wie sie das Bild bei Binder zeigte, bleiches aber nicht verfallenes Gesicht, helle blaue Augen und besonders zeigten sich beim Lächeln noch die schönsten weißen Zähne, was einen sehr angenehmen Eindruck machte. Er gab sich ganz als einen guten alten Herrn, wie ich bei ihm war, und sagte am Ende, ich solle öfters bei ihm einsprechen, er wolle mich dann auch mit seiner Frau bekannt machen. — Nun Morgen Mittag um 3 Uhr wird er begraben. Die Bestürzung ist ungemein auf der Universität; Henning, Marheineke, selbst Ritter lesen gar nicht, Michelet kam fast weinend auf den Katheder... Gestern haben wir ihn begraben. Um 3 Uhr hielt Marheineke als Rector im Universitäts-Saale eine Rede, einfach und innig, mich ganz befriedigend. Er stellte ihn nicht nur als König im Reich des Gedankens, sondern auch als echten Jünger Christi im Leben dar. Er sagte auch, was er bei einer kirchlichen Feier nicht würde gesagt haben, daß er wie Jesus Christus durch den leiblichen Tod zur Auferstehung im Geiste, den er den Seinigen gelassen, hindurchgedrungen sei. Hierauf ging der ziemlich tumultarische Zug vor's Trauerhaus und von da zum Gottesacker. Dieser war mit Schnee bedeckt, rechts stand die Abendröthe, links der aufgehende Mond. Neben Fichte, wie er gewünscht hatte, wurde Hegel beigesetzt. Ein Hofrath Fr. Förster, ein Poet und Anhänger Hegel's, hielt eine Rede voll leerer Phrasen, wie das Gewitter, das lange über unseren Häuptern gestanden, und sich schon verziehen zu wollen schien, noch mit einem zündenden Strahl und harten Donnerschlag ein hohes Haupt getroffen; und dies mit einem Ton, wie wenn man dem Kerl einen Sechser gegeben hätte, um das Ding geschwind abzulesen. Nachdem dies beendigt war, trat man näher zum Grab und eine von Thränen gedämpfte aber hochfeierliche Stimme sprach: Der Herr segne Dich u. s. w. Es war Marheineke. Dieser Eindruck befriedigte mich wieder ganz. Beim Austritt aus dem Gottesacker sah ich einen jungen Mann weinen und hörte ihn von Hegel sprechen. Ich schloß mich an ihn an; es war ein Jurist, vieljähriger Schüler Hegel's.“

Nach Strauß' Zurückkunft aus Berlin zeigt seine uns vorliegende Correspondenz eine Lücke. Es erklärt sich dies daraus, daß Strauß während dieser Zeit in Tübingen, wo er im Mai 1832 als Repetent im evangelischen Seminar eingetreten war, mit seinen liebsten Universitätsfreunden, und so namentlich auch mit Märklin und dem Aesthetiker Vischer, wieder vereinigt war; während andererseits erst seine Vorlesungen und dann sein „Leben Jesu“ seine Zeit vollauf in Anspruch nahmen. Als er aber im Sommer 1835 wegen dieser Schrift seiner Repetentenstelle enthoben und als Professoratsverweser in seine Vaterstadt Ludwigsburg versetzt worden war, fühlte er sofort auch das Bedürfniß, für das persönliche Zusammenleben mit seinen Freunden durch schriftliche Mittheilung einen Ersatz zu suchen. Diese Briefe sind nicht allein für sein innerstes Wesen charakteristisch, auch zu seinen äußeren Lebensschicksalen

Digitized by Google

bieten sie einen werthvollen Commentar. Wir sehen ihn als indirect betheiligten Beobachter bei dem zweiten Schiffbruch seines Lebens, als er noch einmal den Versuch wagen wollte, ein akademisches Amt zu erlangen: seine Berufung nach Zürich mußte zurückgenommen werden, weil die Bauern unter der Anführung zelotischer Pfaffen in die Stadt marschirten und die Regierung, die mit Strauß' Berufung „die Religion in Gefahr" gebracht hatte, zur Abdankung zwangen. Von nun an verzichtete Strauß, so schmerzlich es ihm auch war, auf jedes akademische Lehramt. Bald darauf sehen wir den einsamen Gelehrten durch seine Verbindung mit einer Wiener Opernsängerin einen in seinem Innern längst vorbereiteten Schritt wagen, der seinem Leben einen neuen Gehalt geben sollte. Wir bemerken aber auch bald, wie die frohen Hoffnungen sich doch nur theilweise erfüllen, und wir könnten, wenn wir es nicht vorher schon wüßten, auch den hier mitgetheilten Briefen (nicht alle dem Herausgeber vorliegende waren zur Veröffentlichung geeignet) entnehmen, daß ihr Verfasser trotz mancher, mit der Zeit immer spärlicher werdenden Lichtblicke, in seiner Ehe das Glück nicht gefunden hatte, das er sich von ihr versprach. Als seine Ehe unter schweren inneren und äußeren Kämpfen getrennt war und die Thätigkeit des Schriftstellers an den Arbeiten über den Kaiser Julian und über Schubart sich neu zu beleben begonnen hatte, wurde er in die politische Bewegung des Jahres 1848 verwickelt. Er entzog sich ihr mit dem Schluß dieses Jahres durch Niederlegung seines Abgeordnetenmandats, verließ aber gleichzeitig auch seine schwäbische Heimath. Im Gegensatze zu seinem Freunde Vischer, der in der Paulskirche rother Demokrat war, huldigte Strauß zeitlebens einem gemäßigten Liberalismus. Damit hängt seine Weigerung zusammen, sich dem Proteste gegen Robert Blum's Hinrichtung anzuschließen, was er selbst später als einen begangenen Fehler erkannte, da schon die Menschlichkeit anders gebot. Uebrigens war er schon damals preußisch gesinnt, was ihn öfter mit dem „Großdeutschen" d. h. Oesterreich liebenden Vischer in Conflict brachte. So schreibt er 1863 zur Frankfurter Schützenverbrüderung an den Freund, daß dieser „babylonische" Festtaumel die Einigung Deutschlands niemals herbeiführen werde. „Die Moral dieser Lection war für mich, daß es mit Deutschland auf gütlichem Wege nicht gut werden kann. Es ist jedem Stamm noch viel zu wohl hinter seinem Ofen, als daß sie unter Einen Hut zu bringen wären. Da Du das föderative Verhältniß selbst als ungenügend aufgiebst, so handelt es sich um eine Spitze, und da hast Du freilich Recht, wenn Du sagst, die preußische mache der Widerstand der Oesterreicher, Bayern, Schwaben unmöglich. Wenn Du aber auch den preußischen Staat an und für sich dazu unfähig nennst, so glaube ich, daß Du ihm sehr Unrecht thust. Von der dermaligen und allen bisherigen preußischen Regierungen ist es zuzugeben — aber das Volk zeigt sich ja eben jetzt von einer so tüchtigen Seite, die selbst dem stolzen England Achtung abnöthigt, und es factisch, was politische Befähigung betrifft, an die Spitze Deutschlands stellt. Wo ist denn in Oesterreich, Bayern, Württemberg das Zeug zu einer solchen Kammer wie die preußische? Daß Du das preußische Volk ganz wie die HH. Orges u. Cie. als eine Mischung von Wenden, Franzosen und Juden darstellst, hat mir wirklich leid gethan. Also mit Preußen geht's dermalen nicht, weil die Regierung nichts taugt und weil ein Theil der anderen Stämme nicht will; aber mit Oesterreich sehe ich nicht ein, wie es jemals gehen soll, so lange es 1. diese überwiegenden außerdeutschen Anhängsel hat, und so lange es 2. katholisch ist. Ein katholischer Staat kann nie an der Spitze Deutschlands stehen, denn er repräsentirt gerade das nicht, was das Beste an Deutschland ist. Doch für jetzt ist alles Reden und Schreiben vergebens: wir müssen erst, mit Zimmermann zu reden, wieder in den Tiegel, die Stunde der Noth muß kommen, da wird's dann werden, nicht wie es soll, sondern wie es kann, da wird nicht die Vernunft, sondern die Gelegenheit entscheiden... Deutschland wird doch endlich einmal lernen, daß Oesterreich es mit ihm verständiger Weise nie gut meinen kann, Preußen aber nur unvernünftiger Weise schlecht." Besser und schärfer läßt sich der Kernpunkt des damaligen Streites allerdings nicht bloßlegen, wie denn überhaupt Strauß als Politiker einen genialen Blick besaß, der sich selten einmal irrte. Inmitten der Kriegswirren von 1866 schreibt er zustimmend an Vischer, daß auch ihm dieser Krieg als ein Greuel erscheint; „allein nun er einmal ausgebrochen ist, stelle ich mich mit meinen Wünschen ganz auf die Seite, der ich immer angehört habe, überzeugt, daß ein Sieg derselben uns zwar wenig Gutes, der der anderen aber nur Schlimmes bringen kann. Oder genauer meine ich, ein Sieg Preußens brächte uns im Augenblick auch Schlimmes, ließe aber für die Zukunft doch Gutes hoffen, während uns von Oesterreich jetzt und in Zukunft nur Schlimmes kommen kann. Gerade bei diesem geringen Uebergewicht der einen oder anderen Wagschale wird es mir aber mehr als je deutlich, wie das, was dem Zünglein den Ausschlag giebt, am Ende etwas ganz Individuelles ist, in der ganzen Art zu sein, zu empfinden und zu wirken eines Jeden liegt. Ich meine, ich sehe es schon gedruckt, wie hübsch Du dermaleinst in meinem Nekrolog im Schwäbischen Mercur meine preußische Gesinnung aus meinem Naturell ableiten wirst. „Unser verewigter Freund," wirst Du dort sagen, „hatte eben, es läßt sich nicht leugnen, selbst etwas Gewaltthätiges in seinem Wesen, das sich auch im Umgang mit ihm bemerkbar machte. Mehr als einmal gab dies zwischen ihm und dem Verfasser dieses Nekrologs Zerwürfnisse, die sich jedoch immer wieder gütlich lösten, da er übrigens in der That eine gute Haut war. Schade, daß sie fault! Ich sage: sie; denn da die Knochen nicht faulen, er aber nur aus diesen zwei Bestandtheilen zusammengesetzt war, so kann es dabei nur um jenen anderen Bestandtheil sich handeln."... Noch besser bei Humor findet ihn der große Krieg 1870, der alle seine patriotischen Wünsche zu erfüllen scheint. Der herrliche Siegeszug erfüllt sein Herz mit Stolz und Dank. Er vergleicht Bismarck bewundernd mit Robert Peel, die ganze Kriegsleitung scheint ihm in den Händen der Einsicht und Kraft d. h. Moltke's und Bismarck's, nur vor Paris geht es seiner fieberhaften Ungeduld nicht rasch genug. Zum ersten Mal seit diesem Kriege, gefallen ihm die Sachen nicht. „Mit dem energischen Angriff auf Paris zögert und zögert man, und ich glaube nicht anders, als daß der alte Herr irgend ein Bedenken, eine Scheu hat, die Kanonen gegen das große Babel spielen zu lassen. Daß dies unterbleibt, halte ich unter allen Umständen für einen Fehler; denn selbst wenn es morgen durch Hunger genöthigt in unsere Hände fällt, werden übermorgen die Franzosen sagen: Seht, auf die heilige Metropole der Civilisation zu schießen, haben doch selbst diese Barbaren sich gescheut."

Unterdessen geht sein Leben seinen friedlichen, einsamen Gang und spiegelt sich still und bewegt in diesen Briefen wieder. Seine wichtigsten Correspondenten sind die Jugendfreunde Zeller, Vischer, Käferle und Märklin, vor Allen sein Intimus, der Pfarrer Ernst Rapp. Später tritt Gervinus hinzu, dann der unlängst verstorbene Berliner Museumsdirector Julius Meyer und die noch lebenden Professoren Kuno Fischer und Ernst Häckel. Leider sind deren Antworten in dem Buche nicht mit abgedruckt, so daß dieser Briefwechsel oft störend unvollständig erscheint, aber man kann als sicher annehmen, daß Strauß mehr der Gebende als Empfangende war. Seine Briefe sind in Inhalt und Form Meisterstücke und offenbaren in jeder Zeile, daß der Schreiber mehr ein Künstler als ein Gelehrter war. „Ich bin ein Künstler," schreibt er einmal, „freilich von Gottes Ungnaden, der mir wohl Kunsttrieb und Formsinn, aber die Phantasie nicht gab, jene Formen voll zu gießen. So nehme ich den Inhalt aus der Wissenschaft." Ja ein ander Mal nennt er sich geradezu einen „künst-

Digitized by Google

lerisch-wissenschaftlichen Maulesel." So ist der Verfasser von „Die Halben und die Ganzen" selbst ein Halber, freilich nicht in religiöser Beziehung. Eine durch und durch subjective Natur, die immer leicht Feuer fing und nur dann Großes schuf, wenn er mit seinem ganzen heißen Herzen dabei sein konnte, fehlte ihm die emsige, sich stets gleiche Beharrlichkeit des echten Forschers. Mit 27 Jahren schrieb er sein Meisterwerk, jenes „Leben Jesu", das zum ersten Male den Maßstab wissenschaftlicher Kritik an die heilige Ueberlieferung legte, dann wurde ihm die Theologie immer fremder, ja verhaßt. Das weite Gebiet des Schönen zieht ihn immer ausschließlicher an, Literatur, Musik, bildende Kunst. Es ist bezeichnend, daß er mit besonderer Vorliebe Biographien schrieb, am liebsten mit einer kirchenfeindlichen Spitze: Frischlin, Reimarus, Hutten, Voltaire; auch Luther und Zwingli lagen ihm am Herzen. Seine Genien sind aber Goethe und Mozart. Er ist ein fleißiger Leser, und höchst bedeutsame literarische und künstlerische Urtheile finden sich in diesen Freundesbriefen. So liest er einmal vor Schlafengehen wieder des guten alten Wieland's Oberon. „Alles, was mir sonst an dem leider in der elendesten Schule, der der Franzosen, gebildeten Mann zuwider ist, tritt hier zurück; hier ist ein Dichter und zwar ein recht edler und liebenswürdiger. Wieland gleicht in vielen Stücken, auch in seiner Stellung zu Goethe, wie der andere zu Mozart, dem alten Haydn, den er freilich an Reinheit und Reichthum des Genius nicht erreicht, aber die heitere Gesundheit hat er mit ihm gemein, sowie noch besonders das, daß beide den neben ihnen heraufgewachsenen Größeren (Goethe, Mozart) nicht bloß nicht beneideten, sondern sich auch durch ihn nicht niederschlagen ließen; im Gegentheil anerkennend und heiter lernten sie von ihm und producirten lustig weiter. Das thue ihnen einer nach! Und in dieser Hinsicht steht noch besonders der Oberon in Parallele mit der Schöpfung: dort Wieland geläutert und neu angeregt durch Goethe, wie hier Haydn vertieft und bereichert durch Mozart." An solchen blendenden Parallelen sind seine Briefe besonders reich.

„Unsere classischen Schriftsteller sind ohne Ausnahme Protestanten, wie der Protestantismus selbst germanisirtes Christenthum ist. Ebenso waren sie aber ohne Ausnahme humanistisch gebildet. Aber der Humanismus war deutsch geworden. Klopstock dichtete seine Messiade nicht mehr lateinisch, wie Frischlin die Hebräis. Eine entsprechende Umwandlung war aber andererseits in dem Protestantismus vorgegangen: er war, oder wurde doch in unseren classischen Dichtern immer mehr — zum freien Humanismus. Trägt auch Klopstock noch stark die confessionelle Farbe, so streift sie in Wieland und Lessing sich ab, Herder macht die Humanität zum Losungswort, und Goethe und Schiller stehen und bauen auf diesem freien Boden weiter. Und wie nun alles Leben ein Pulsiren ist, ein Pendelschwung, der das Centrum bald rechts bald links zur Seite läßt, so ist es merkwürdig, wie die deutsche Literatur, wenn wir den Protestantismus als ihren Vater, die humanistische Richtung als ihre Mutter betrachten, in ihren Hauptvertretern abwechselnd die Aehnlichkeit bald mit dem Vater, bald mit der Mutter vorschlagen läßt. Dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten ist gleich Anfangs Klopstock, während Wieland ebenso bestimmt in die mütterliche Familie sieht; eine Ausgleichung erfolgt in Lessing und Herder; aus der aber sogleich wieder Goethe und Schiller mit den deutlichen Zügen von Erasmus und Luther hervortreten."

Hier noch ein Urtheil aus dem Gebiete der bildenden Kunst:

„Du schreibst bei H. Grimm über Dürer gelesen zu haben, er sei kein Künstler gewesen, aber ein großer Mensch. Ich hoffe, dies ist Grimm's Wortlaut nicht, denn er hat ja doch Augen und hat sich viel mit Kunst abgegeben. Dürer kein Künstler! Er, der das erste und Haupterforderniß des Künstlers, nämlich die Phantasie in einem Ueberfluß besitzt, der dem Mangel ganzer Generationen von Künstlern abhelfen könnte. Was ihm fehlt, ist der Sinn für schöne Form; aber wem fehlt denn der nicht unter den deutschen Malern bis auf ihn? Er ist eben ein deutscher, ein nordischer Künstler. Aber dafür auch der deutsche Maler κατ' ἐξοχήν, in dem sich alle Vorzüge und Mängel dieser Nationalitäts- und Geistesart concentriren. Dürer kein Künstler! Das soll Einer sagen können, der seine zwei Passionen, sein Leben Mariä und besonders seine Apokalypse auch nur durchblättert hat! Wo von allen Seiten Bäche und Ströme der überreichsten, unerschöpflichen Phantasie über uns herstürzen! Und in den Schranken, — wenn nicht der Schönheit, doch der Kunst gehalten durch die solideste Kenntniß der Gestalten, die fertigste, gründlichste, gewissenhafteste Technik, das tiefste menschliche Gefühl. Aber in diesen Sachen, an Holzschnitten und Radirungen, hat man den eigentlichen Dürer zu suchen. Auch in der Oelmalerei leistet er Herrliches und was er, nachdem sich auch seine Begriffe über einfache Naturschönheit berichtigt, noch hätte leisten können, zeigen seine Evangelisten. — Aber gleich groß war er allerdings als Mensch und gerade da fand er das einfache, schöne Maaß leichter, als auf dem Gebiete der Kunst. Das ist es nun, was dem heutigen Fratzengeschlecht nicht einwill. Was sie als Künstler bewundern, diese R. Wagners, diese Mackarts, sind als Menschen solche sybaritische Lumpen oder blasphemische Selbstbewunderer, daß man sich mit Ekel abwenden muß. Welche Beschämung, wenn es möglich sein sollte, zugleich ein Mensch wie Dürer und ein Künstler zu sein, wie er es demnach nicht gewesen sein darf!"

Besonders interessant sind seine Ausführungen über die künstlerischen Leistungen seiner Zeitgenossen, oft scharf bis zur Ungerechtigkeit, aber immer ohne Neid. George Sand, Eugène Sue empfiehlt er Vischer zur ästhetischen Behandlung, die „Ritter vom Geiste" scheinen ihm respectabel, auch für Auerbach, besonders dessen Dorfgeschichten, hat er viel übrig, Heine nimmt er, wie Goethe, gegen Vischer in Schutz, Mörike und Justinus Kerner, seine Freunde, liebt und verehrt er auch als Dichter, ohne für ihre Schwächen blind zu sein. Was er über den jüngst verstorbenen Heinrich von Treitschke an Rapp schreibt, ist heute von besonderem Interesse:

„Allen Respect vor Treitschke! seinem ausgebreiteten Wissen, seiner tiefen Einsicht, gediegenen Gesinnung, hinreißenden Darstellung. Von allem dem trägt der Leser reiche Ausbeute davon, aber am Ende doch auch einen eingenommenen Kopf. Woher das? Weil des Mannes Grundstimmung Pathos ist, und das taugt nichts, am wenigsten bei einem Historiker. Ehe ich aus Darmstadt ging, da schon meine anderen Bücher gepackt waren, las ich noch Vieles in Treitschke, fand mich belehrt, erregt, aber nicht eigentlich angesprochen. Ich überlegte, was es doch sein möge, das mir trotz aller Vorzüge den Mann nicht sympathisch werden lasse. Und fand schließlich: es ist das Stück Fichte, das in ihm steckt. Wenn Du erkennen willst, wie weit dies Pathos das rechte ist, so darfst Du nur darauf merken, wie alle seine Aufsätze aus dem gleichen Tone gehen. Der sollte aber doch billig variiren nach den Gegenständen; und wenn auch derselbe Verfasser einige Gleichheit des Grundtones mit sich bringen wird, so sollte doch auch der Verfasser, wenn er gehörig beweglichen Geistes ist, zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgelegt sein. Wo aber triffst Du bei Treitschke je ein Fünklein Humors; wie tritt auch nur die ruhige epische Betrachtung der Dinge gegen den ewigen kategorischen Imperativ zurück. Nicht nur aus der gleichen Tonart gehen seine sämmtlichen Musikstücke, sondern die meisten haben sogar den gleichen Tact. Daß er dabei innerhalb dieser Schranken Großes leistet und namentlich geleistet hat, — denn seine Zeit war die des Ringens, des prophetischen Schauens und Mahnens — verkennt Niemand weniger als Dein kranker Freund!"

Strauß war eine streitbare, aber im Grunde weiche und leicht verletzliche Natur. Er hatte seine scharfen Antipathien und nahm nie ein Blatt vor den Mund, wenn es seine Ueberzeugung galt. Die Verfolgungen der württembergischen

Digitized by Google

Zeloten haben ihn tief verwundet, doch ihre Streiche parirte er tapfer. Ebenso seinen literarischen Feinden gegenüber. Einmal schreibt er an Rapp: „Wenn Richard Wagner über mich schimpft (ich kenne aber seine neueste Broschüre nicht und weiß nicht, was er darin von mir sagt), so ist er insofern in seinem Recht, als ich immer jede Gelegenheit ergriffen habe, meinen Abscheu vor ihm so als Menschen wie als Musiker nachdrücklich auszusprechen." Und als er auf seinem Todtenbette Nietzsche's „Unzeitgemäße Betrachtungen: Strauß der Bekenner und der Schriftsteller" liest, schreibt er dem Freund mit köstlichem Humor: „Der Nietzsche hat es ja den Leuten förmlich angethan. Es ging mir hier, wie es in der ‚Entführung' heißt:

Erst geköpft und dann gehangen . . .

Freilich, wenn es ihm gelungen ist, einen schon Geköpften auch noch zu hängen, so war das Aufsehen, das er machte, nicht unverdient! Ihr seht übrigens, wie vergeblich eure Bemühungen sind, einen schon zweifach Getödteten wieder zu beleben. Auch wäre es kaum wünschenswerth; denn in der Entführung heißt es weiter:

Dann gespießt auf heiße Stangen;

was ja noch schmerzhafter als Hängen und Köpfen sein muß. Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig; wie man zu einer solchen Wuth kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie in's Gehege gekommen, — kurz, das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht. Doch lassen wir die Fratzen und wenden uns den Musterbildern des Schönen und Guten zu."

Nachdem er sein Talent jahrelang in Recensionen und Zeitschriftenartikeln zersplittert, schwingt sich Strauß an seinem Lebensabend noch zu einem machtvollen Werk auf. 1871 überrascht er Rapp mit der Nachricht: „Ich arbeite dermalen an einem Werklein, das gewissermaßen das punctum finale meiner Schriftstellerei werden soll. Eine Art General-Glaubensbekenntniß — religiös, philosophisch, politisch ꝛc., selbst ein musikalisches Capitelchen kommt darin vor, worin ich freilich nur zeigen kann, wie weit Eure Lehren in mir Wurzel geschlagen haben. So vertreibt man sich die Zeit, bis man aus ihr vertrieben wird." Gemeint ist natürlich „Der alte und der neue Glaube", worin er das Facit unserer Cultur zieht und die Fragen: „Sind wir noch Christen? Haben wir noch eine Religion?" rundweg verneint und behauptet, die Lehren der Wissenschaft, vor Allem aber die erhebenden Genüsse der Kunst können mit Fug als neuer Glaube den alten ersetzen. Der buchhändlerische Erfolg übersteigt zwar alle Erwartungen, aber es ist Strauß schmerzlich, daß seine Freunde, vor Allen Vischer, dazu den Kopf schütteln. Um so tröstlicher ist es ihm, daß ihm andere Kreise zujubeln. In Darmstadt durfte er der Prinzessin Alice seinen „Voltaire" vorlesen. „Vorige Woche bin ich dem preußischen Kronprinzen-Paar vorgestellt worden bei Prinzessin Alice. Ein so menschlich liebenswürdiges Paar an so hoher Stelle, die künftigen Geschicke des Vaterlandes in so gute Hände gelegt zu sehen, war mir überaus tröstlich. Und, selbst ohne Wunsch, als reiner Diogenes, diesen Erdengöttern gegenüber zu stehen, machte mir auch Freude." Diese hohe Gunst blieb ihm bis zuletzt unverändert treu. Noch mehr freute es ihn, daß auch die bürgerlichen Kreise sich von den Treibereien seiner alten theologischen Feinde nicht beirren ließen. Eine Dame fragte bei Strauß an, wie sie sich ihren in der christlichen Religion erzogenen, nicht mehr ganz kleinen Kindern gegenüber in religiösen Dingen, insbesondere auch, wenn dieselben an sie diesbezügliche Fragen stellen, bei deren Beantwortung, zu verhalten habe. In dem Zeller zur Verfügung gestellten Antwortschreiben vom 25. März 1873 bemerkt Strauß zunächst einleitend, daß die an ihn gestellte Frage eine von denen sei, auf die sich schwer eine allgemeine Antwort geben lasse, bei denen es sehr viel auf die näheren Umstände ankomme. Im Allgemeinen wisse er nur, mit der Fragestellerin ganz einstimmig, schonende Zurückhaltung, Abwarten und Ansichkommenlassen sowie das Vermeiden irgend welchen maßgebenden Eingreifens dem religiösen Schulunterricht gegenüber zu empfehlen; ebenso gegenüber von Fragen der Kinder lediglich ein erläuterndes, niemals ein kritisches Verhalten. Der Brief schließt: „Warum eine Fabelwelt gewaltsam zerstören, von der wir vorher wissen, daß sie sich mit dem Heranwachsen der Kinder von selbst auflösen wird? Das können wir aber vorher wissen, sobald wir einerseits die heranwachsenden Kinder den Bildungsmitteln der Gegenwart überlassen, und andererseits die religiösen Vorstellungen nicht gewaltsam durch Fanatismus in ihnen befestigen. Dem Mutterherzen traue ich hierbei noch einen feineren Tact zu als unserem männlichen Verstande. Also: Sie werden gewiß Alles gut machen, und möge Ihnen Alles auf's Beste gelingen." Auch Freund Rapp wandte sich einmal in einer Gewissensfrage an Strauß und erhielt folgende Antwort:

„Wenn E. meine Tochter wäre, würde ich ihr den Wunsch, den Schopenhauer zu lesen, ausreden. Er ist bei all seiner hohen intellectuellen Begabung doch ein wüster Mensch, der eine Menge unreiner Stoffe mit sich führt, die in ein weibliches Gemüth einzuführen man billig Bedenken trägt, weil man nicht weiß, ob es die Kraft haben wird, sie wieder auszustoßen. Oder wenn ihr die Kraft nicht fehlt, so fehlen ihr sicher die technisch-wissenschaftlichen Mittel, die uns eine solche Herausschaffung erleichtern. Unter jenen unreinen Stoffen verstehe ich in erster Linie die grobe Weltunzufriedenheit, welche nur die Kehrseite der Selbstüberschätzung des Individuums ist, das meint, ihm müßte von Rechtswegen in dieser Hundewelt kein Zahn mehr weh thun. Wo nun in einem Gemüth eine Ritze oder Spalte der Nichtbefriedigung ist, — und in welchem wäre keine dergleichen? — da setzt sich das Zeug hinein, und der Kuckuck mag sehen, bis man's wieder herausbringt."

Und dann kam das Ende. Nach einem unsteten Wanderleben, das ihn zu längerem Aufenthalte nach Heilbronn, München, Heidelberg, Darmstadt, Weimar führte, kehrte er 1873 in seine Vaterstadt Ludwigsburg zurück und ging einer schweren Leidenszeit entgegen. Ein Darmkrebs, der schon lange an ihm zehrte, warf ihn hier auf ein qualvolles Sterbelager. Fast ein Jahr währte dieses Hinsiechen, das der vielverfolgte „Atheist" wie ein Held ertrug, als wollte er der Welt beweisen, daß auch der neue Glaube zum Sterben gut sei. Herrliche Briefe und Gedichte aus diesem Marterjahr hat uns Eduard Zeller vermittelt. Der Sterbende singt:

Nicht war, was ich geschafft,
Allwege gut;
Ach, bald gebrach's an Kraft,
Und bald an Muth.
Hier von des Glückes Huld
Ward ich begrüßt;
Dort hab' ich eigne Schuld
Wie schwer gebüßt.

Das, halb im Traume, geht
An mir vorbei;
Mein Leben ist verweht,
Und ich bin frei.
Was blieb Dir, Seele, nun,
Als daß mit Ernst
Du in Dir selber ruh'n,
Du sterben lernst?

Ein andermal schreibt er an Rapp:

„Wie Recht hast Du, wenn Du vom Christenthum schreibst, es habe den Tod zu überwinden gemeint, in der That aber nur vertuscht,

Digitized by Google

indem es ein anderes Leben an seine Stelle setzte. Nur leider datirt diese Fälschung nicht erst vom Christenthum, sondern fängt schon im Orient an. In unsere Welt wurde sie durch Plato eingeführt. Sein Sokrates stirbt eigentlich schon ganz „mit den Tröstungen unserer Allerheiligsten Religion", wenn diese auch bei ihm noch eine ganz freie, selbstgemachte ist. Der Erste, der es wagte, den Menschen ganz ohne Illusion dem Tode gegenüber zu stellen, war Epicur. Darum ist mir heute das letzte Capitel von Cornelius Nepos' Atticus mehr werth, als das in Plato's Phädon. Dieser Atticus hat sicherlich auch Deinen Freund Lucrez gekannt, da beide ja Zeitgenossen waren und in Rom lebten. Vermuthlich haben wir ihn uns als Gast bei den spirituellen Soupers zu denken, deren Cornelius gedenkt und an denen uns Alles gefallen haben würde, außer dem Vorleser, der dabei nicht gefehlt haben soll. Meiner Meinung nach soll sich das Tischgespräch aus der Situation und den Personen von selbst entwickeln und ein Vorlesen bei Tisch ist nicht besser als ehemals im Kloster das Predigen über Tisch. Beides freilich, historisch genommen, nur das Zeichen einer importirten, auf einen wilden Stamm gepfropften Cultur. Die altrömischen Tischgespräche mögen einen starken Erd- und Stallgeruch gehabt haben."

Mit frommer Ergebenheit in sein Geschick, Dankbarkeit für alles Gute und Schöne, mit rührender Liebe zur Menschheit, einer tiefen Sehnsucht nach dem Ende und mit der Gewißheit, daß sein Leben nicht umsonst war, so stirbt David Friedrich Strauß:

Heute heißt's: verglimmen,
Wie ein Licht verglimmt;
In der Luft verschwimmen,
Wie ein Ton verschwimmt.

Möge schwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieser letzte Schimmer,
Dieser Ton nur sein.

Gemeinde Gabelbach und ihre Dichter.

Von August Trinius.

Wer hätte nicht schon von der merkwürdigen Gabelbach-Gemeinde gehört, die auf dem durch Goethe classisch gewordenen Gipfel des „Kickelhahn" seit länger denn neun Jahrhunderten ihr poetisch-trinkfröhliches Dasein hoch über Welt und Sorgen führt? Wohl ist sie immer das kleinste aller Gemeinwesen des Thüringer Waldes geblieben, dessen Stätte kein Nachschlagwerk, keine Landkarte dem wißbegierigen Gemüthe vermeldet: aber der Ruhm, welcher sie und ihr löbliches Thun umstrahlt, erfüllt doch, um mit ihrem humorvollen Vorsitzenden, Justizrath Schwanitz in Ilmenau, zu reden, heute die gesammte Culturwelt.

Wohl haben Neid und die Zweifelsucht unserer Tage, denen der Sinn für Poesie und Sage mehr und mehr abhanden gekommen, versucht, die hehre Gründung der Gemeinde Gabelbach — sie fällt in das Jahr 933! — streitig zu machen, das aber hat die überzeugungstapferen Mannen dieser fröhlichen Waldgemeine nicht abgehalten, bis heute in dem Kaiser Heinrich I., der seit jenen Tagen auch der Städtegründer genannt ward, ihren ersten Schulzen dankbaren Gemüthes zu verehren. Dieser große Sachsenkaiser war es, der drei Jahre vor seinem Tode, nachdem er bei Jechaburg unweit Sondershausen die Hunnen gründlich auf die breiten Schädel geschlagen hatte, zur Erholung in den Thüringer Wald flüchtete und hier am Kickelhahn den Hauch der weiten Wälder so mit „Champagnerluft" durchsetzt fand, daß er schleunigst Gabelbach gründete und diesem jungen Gemeinwesen während des Restes seiner Tage als Schulze mit Weisheit und Behaglichkeit vorstand. Deßhalb allein ehrte die Geschichte ihn durch den Namen eines Städtegründers. Von den Reichskleinodien, welche der edle Sachsenkaiser damals Gabelbach verehrte, ist noch die höchst seltsame, aus vergoldeten und versilberten Tannenzapfen bestehende Schulzenkette vorhanden, an deren Ende ein Brustschild sich befindet, das die schlichte Inschrift trägt: „Schaut her — ich bin's, der Schulze von Gabelbach!" Als ein fürsorglicher, vorausblickender Landesvater hinterließ Heinrich I. auch eine an wunderlichen und oft geradezu verblüffenden Paragraphen reiche Gesetzessammlung, welche die Rechte und Pflichten des Schulzen sowie der Gemeine bis in's Kleinste fein säuberlich feststellt. Dieses wichtige Document, durch Zusätze bis in die neueste Zeit erweitert, ruht wohlverwahrt auf dem Rathhause zu Gabelbach. Professor Wilhelm Oncken, dem bekannten Geschichtsforscher, ward bei einem Besuche Gelegenheit gegeben, Einblick in dieses Schriftstück zu nehmen, und Schreiber dieses darf als „Reichshistoriograph" der Gemeinde Gabelbach hier die Versicherung abgeben, daß der gelehrte Mann überrascht von der Bedeutung desselben war, zumal dieses handschriftliche Erbe des „Städtegründers" vollkommen neue Streiflichter auf die Kaisergeschichte jener Tage wirft. Auch für Oncken steht jetzt die Begründung von Gabelbach im Jahre 933 außer jedem Zweifel.

Ehrungen aller Art hat die Gemeinde Gabelbach über sich ergehen lassen müssen. Dichter, voran der unvergeßliche Meister Josephus Scheffel, der erste „officielle" Gemeindepoet, feierten die humoristische Vereinigung; Tageblätter der verschiedensten Länder schilderten ihr poetisch-fröhliches Treiben; Gensichen brachte sie in seiner „Frau Aspasia" auf die Bühne, Widmungen und Schreiben aus den höchsten Kreisen gingen ihr zu, aber die glänzendste Ehrung stand der Waldgemeine noch bevor. Als sich Deutschland rüstete, dem Altreichskanzler zum achtzigsten Lebensjahre den Zoll der Dankbarkeit und Liebe zu entrichten, da wollten auch die getreuen Mannen von Gabelbach nicht zurückstehen.

In einer besonderen Sitzung droben auf dem tannenumrauschten Rathhause ward von den „Ortsnachbarn" einstimmig beschlossen, dem hohen Geburtstagskinde das Ehren-Schulzenamt anzubieten. In dem Schreiben, welches um diese Gunst bat, hieß es, nachdem die Begründung der Gemeinde erläutert worden war, weiter: „Wir selbst behaupten mit voller Bestimmtheit und darum doch gewiß auch mit Fug und Recht, daß in eben diesem Jahre (933) Kaiser Heinrich I. ihr hoher Begründer und von da ab ihr erster Schulze gewesen sei. Ist's da ein Wunder, wenn auch jetzt noch, sogar weit über den Kreis der Ortsnachbarn hinaus, unser Schulzenamt, wie von einem wahren Glorienschein umflossen, in einem hohen, jedes Magistratsamt des Deutschen Reiches weit überragenden Ansehen steht?" Und Bismarck verstand den Humor. Eine verwandte Saite seines Gemüths war angeschlagen worden, und so lief denn nach einer vorangegangenen Irrfahrt in's Schwabenland, wo — bisher unbekannt! — ein Pfarrdorf gleichen Namens ein freilich ruhmloses Dasein führt, folgendes Antwortschreiben bei dem Gemeindevorsitzenden Schwanitz aus Friedrichsruh in den ersten Tagen des April ein:

„Eurer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben habe ich mit verbindlichstem Danke erhalten. Ich fühle mich hochgeehrt durch die Verleihung des Amtes eines Ehren-Schulzen Ihrer alten Gemeinde. Ich bedauere, daß ich selbiger nicht ebenso förderlich sein kann, wie mein ruhmreicher Vorgänger aus unserer großen Kaiserzeit, aber die Liebe zum Walde theile ich mit ihm und mit Ihnen.

v. Bismarck."

Eigenartig wie Alles, was Gabelbach umschließt, ist nun auch das Diplom ausgefallen, welches dem Ehren-

Digitized by Google

Schulzen gewidmet worden ist. Die bei Ilmenau in den Walddörfern heimische Industrie wiederzuspiegeln, ward in einer der dortigen Glashütten eine große, blaue Glastafel hergestellt, welche außer der Urkunde noch die Wappen Bismarcks wie der Gemeinde, sowie eine Abbildung des Goethe-Häuschens auf dem Kickelhahngipfel und eine solche des Gemeinde-Rathhauses eingeätzt zeigt. Dieses Glasdiplom empfing einen Rahmen, der ein Aufhängen der sonderbaren Urkunde ermöglicht. Ich weiß nicht, ob der Schalk von Gabelbach es wahr gemacht hat und sich unter die zahlreichen Vertreter der ihre Ehrenbriefe überreichenden Thüringer Städte mischte, dem Altreichskanzler das hochwichtige Document seines mächtigen Gemeinwesens zu übermitteln. Aber wenn es geschah — der Fürst hat sicherlich mit einem Lächeln gedankt. Bleibt doch der Humor immer Sieger im Leben!

In Ilmenau liegt die Wohnung des Gemeindevorsitzenden von Gabelbach, Justizrath Schwanitz. Als ich mich von unten herauf dem Marktplatze näherte, sah ich bereits oberhalb der Freitreppe, vom Grün des Vorgartens eingerahmt, die jugendfrische Gestalt des greisen Gastfreundes stehen. In dem niederschauernden Regen und den leuchtenden Blitzen hob sich sein weißes, freundliches Haupt doppelt wirksam ab. Eine Minute später schritt ich, der „Reichshistoriograph" der höchsten Gemeinde des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, herzlich bewillkommnet, an der Seite des Vorsitzenden von Gabelbach die Treppe hinan zu dessen gastlichem Heim. —

Athmet vorn noch Alles Goethe'sche Zeit und Erinnerungen: in den seitlichen Räumen, welche Schwanitz inne hat, wohnt Viktor Scheffel. Ein geradezu rührender Scheffelcultus tritt uns hier entgegen. Kaum Einer wäre so berechtigt und verpflichtet, Scheffels Biograph zu sein, als Justizrath Schwanitz. Eine mehr als vierzigjährige Freundschaft verband diesen mit dem Dichter des „Ekkehard". In Heidelberg hatten Beide zusammen Jura studirt. Damals trug Schwanitz ob seiner körperlichen Größe den Spitznamen „Jeremias". Als er dann nach Jena auf die Hochschule zog, begleitete ihn Scheffel auch dorthin, und die Thüringer Musensöhne tauften nun letzteren „Amos". Mit Bezug darauf schreibt dann späterhin Schwanitz in seinen Erinnerungen an Scheffel voll Schalkssinn: „Er war der kleine, ich der große Prophet." Sie haben dann treulich durch's Leben zusammengehalten. Und Beiden, so reich an Humor, geschaffen, Anderen Behagen am Dasein zu wecken, ward im eigenen Leben manch stilles Leid und Bitterniß beschieden. Da mußte das Gefühl erwiederter Freundschaft doppelt an Wert gewinnen. So schreibt am 21. Juli 1851 Scheffel einmal aus Säkkingen an Schwanitz: „Daß mir unter dem wenigen Umwandelbaren, was ich aus dem Schiffbruch der Zeit gerettet habe, auch die unverbrüchliche Liebe zu Dir geblieben ist, dessen darfst Du Dich versichert halten. Der Epheu von Heidelberg und Jena hat unsere Herzen fest zusammengerankt und wird nicht verdorren, solange sie selber schlagen." So ist's denn auch geblieben bis zuletzt, bis der Tod dem müden Einsiedler Scheffel die Augen mitleidig zudrückte.

Jeder Raum in dem Heim des Thüringer Freundes predigt die Liebe zu dem heimgegangenen Dichter. Bilder von Scheffel und seiner Familie schmücken die Wände; Erinnerungsstücke an ihn und seine Werke grüßen uns von Tischen und Schränken, und die hübschbemalte schwarzwälder Kuckucksuhr, ein Geschenk Scheffel's, kündet noch heute mit melodischer Stimme der Stunden Zeit. Der Schreibtisch aber birgt ganz erhebliche Schätze von Briefen, Liedern und Bildern des Dichters, ein Schatz, der dem deutschen Volke noch in absehbarer Zeit gehoben werden soll.

Schon bald nachdem Schwanitz der Gabelbachgemeinde jene poetisch-fröhliche Gestaltung gegeben hatte, begann er im Namen der getreuen Mannen mit dem einsam in Radolfszell Hausenden einen „Notenaustausch". Im Stillen war der Wunsch aufgekeimt, einen Schutzheiligen für die Gemeinde zu gewinnen. Als Scheffel 1876 seinen 50. Geburtstag feierte, fehlte unter den Glückwünschenden auch Gabelbach nicht. Als Dank sandte der Dichter einen „müden Jubelgruß". Da traf in den Frühlingstagen des Jahres 1878 die freudige Nachricht ein, daß Scheffel bald selbst kommen werde. Es sollte ein Wiedersehen mit dem alten Jugendfreund sein, zugleich aber gedachte der Dichter auch hier im stillen Thüringer Bergnest das Festspiel zu schaffen, das er für das 25jährige Regierungsjubiläum des Großherzogs von Weimar versprochen hatte. Unbeengt und frei von Pflichten wollte er die Wochen in Ilmenau verleben, weßhalb er auch eine Einladung, Wohnung bei dem Freunde zu nehmen, freundlichst abgelehnt hatte. Nur die erste Nacht war er Gast bei Schwanitz, als er am 5. April eintraf. Am nächsten Tage siedelte er bereits nach der „Tanne" um. Hier arbeitete er, und jeder Nachmittag sah dann „Jeremias" und „Amos" vereint, entweder bei Scheffel „auf der Bude" oder draußen in den frisch rauschenden Bergwäldern.

Bereits am 6. April hielt Scheffel am Arme des Freundes droben auf Gabelbach seinen Einzug. Er war ein ausgesprochener Feind officieller und lauter Ehrungen. Die stille, schlichte Huldigung aber, welche die Gemeinde Gabelbach ihm brachte, that doch ersichtlich seinem Herzen wohl. Vor dem „Rathhause" waren Fichtenbäume aufgepflanzt worden; die Wand hinter seinem Sitze zeigte grünen Waldschmuck, selbst der Teller, auf dem man ihm das ortsübliche Gläschen Nordhäuser beim Eintritt darbot, trug einen kleinen Fichtenkranz. Als man im Laufe des Abends Scheffel zum Ehrenbürger ernannte, erbat er sich selbst dazu, fortan der „Gemeindepoet" von Gabelbach sein zu dürfen. Jubel erfüllte daraufhin die weiten Festhallen des Rathhauses. Scheffel versprach dann, was nach ihm auch die anderen Gemeindepoeten gethan haben, entweder an jeder Kirmse, dem höchsten Festtage der Gabelbacher Mannen, persönlich zu erscheinen oder sich jedesmal durch ein Gedicht loszukaufen. 1878 war just das Jahr jener unseligen „Krache". Deßhalb schrieb der Dichter, als er zum ersten Male droben von der Gemeinde schied, in das Fremdenbuch:

„Daß die Gemeinde Gabelbach
Waldlustfröhlich nie verkrach'!
Dies wünscht J. V. von Scheffel."

Auch die nächsten drei Sonnabende war der Dichter Gast oben auf dem Gabelbach. Am 1. Mai verließ er Ilmenau. Doch gleich in dem Festspiele „Die Linde am Ettersberge", welches am 9. Juli im Hoftheater zu Weimar zur Aufführung gelangte, gedenkt er liebend der Gemeinde auf dem Kickelhahn. Ein in dem Festspiel auftretender Bergmann erzählt von ihr:

„Nicht mehr schürft des Bergmanns Haue
Der Sturmhaide Silbererz,
Doch die Bergstadt Ilmenau
Birgt noch manch getreues Herz.

Auf des Kickelhahnes Gipfeln
Huldigt hoch ob Dach und Fach
Unter immergrünen Wipfeln
Die Gemeinde Gabelbach."

Am 16. Februar 1879 traf Scheffel's seitdem bekannt gewordenes „Gabelbachlied" ein, das als „Bundeslied" am 8. März zum ersten Male droben von den dankbaren Mannen gesungen ward. Es ist späterhin in eine Neuauflage des „Gaudeamus" aufgenommen und von Anton v. Werner mit einem trefflichen Bilde — Charakterköpfe der Gabelbacher Gemeinde! — geschmückt worden.

Persönlich kam der Dichter nicht wieder. Krankheit, trübe Familienverhältnisse, die weite Reise — sie mußten als Entschuldigung dienen. Aber an Austausch von Liebesbeweisen, köstlichen Liedern, die er ab und zu einsandte, sollte

Digitized by Google

es fortan nicht fehlen. Am werthvollsten für die Gemeinde bleiben die Bilder, welche Scheffel zur Ausschmückung der Festsäle auf Gabelbach schickte, zum Theil mit poetischen Widmungen von seiner Hand versehen. 1882 hatte die Gemeinde dem Dichter zwei Tannenbäume nach Karlsruhe gesandt, welche sein Sohn Viktor vor dem Hause in der Stephanienstraße einpflanzte. Als Dank dafür traf auf Gabelbach ein von A. v. Werner gezeichnetes Lichtbild ein, das den Dichter als Wanderer darstellt, wie er just seinem Lieblingsberge, dem Hohentwiel, entgegenstrebt. Es ist dies die Auffassung, wie sie auch in dem originellen Erzstandbild Scheffel's auf der Höhe über Heidelberg zum kräftigsten Ausdruck gekommen ist. Unter dieses Bild hatte der Dichter die Worte gesetzt:

„Mag lauern — mag trauern
Wer will hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt!

V. v. Scheffel.

Der kleinen Gemeinde Gabelbach am Kickelhahn
meinen Weihnachtsgruß!"

Als man ihn im nächsten Jahre zu einer scherzhaften Kirchenvisitation nach Gabelbach einlud, sandte er ein Lichtbild seines Sohnes mit den folgenden wehmüthigen Strophen:

„Ob auch ein Tag der Prüfung naht,
Harr' aus, Du kleine Gemeinde,
Die den Kickelhahn zum Freunde hat
Und keine Großmacht zum Feinde.

Wo Frohsinn weilt, flieht Leid und Weh,
Die Prüfung muß Dir glücken,
Und Reh mit Kloß und Kloß mit Reh
Den Kirchweihschmaus Dir schmücken!

Gern käm' auch ich, doch plagt mich hart
Ein Zahnweh mit Zwicken und Reißen:
Und wär' der Braten noch so zart,
Ich könnt' ihn heut' nicht beißen!

In alter Herzlichkeit der Gemeinde Gabelbach und ihren weltlichen und geistlichen Obrigkeiten ergebenster Gemeinde-Poet."

1884 traf der letzte poetische Gruß von dem lebensmüden Dichter ein. Ein Bild von ihm selbst war der Gabe beigefügt. Die Widmung lautete:

„So lang' hoch ob' dem Thüringer Land
Des Kickelhahns Thurm steht,
So lang' um ihn wie Weihrauchsduft
Der Tannen Harzduft weht, —
Blüh' die Gemeinde Gabelbach.

Dies wünscht
der Gemeinde-Poet."

Noch wurden Grüße zwischen der Gemeinde und ihrem Poeten gewechselt, aber es lag bereits ein Schimmer von Wehmuth auf dem einst so fröhlichen Verhältniß. Seinen letzten Geburtstag feierte Scheffel im Februar 1886. Natürlich fehlte die treue Gemeinde an diesem Tage nicht. Dem schwerleidenden Dichter sandte sie ein warmempfundenes Trostgedicht als Glückwunsch, in dem es am Schlusse heißt:

„Wenn irgendwo im Deutschen Land
Die Herzen in Liebe Dir schlagen,
So darf man nur, wie allbekannt,
Die Mannen am Gabelbach fragen.

Um dies zu sagen, stehn wir nicht an,
Klingt's auch nicht eben bescheiden:
Wer den Besten der Zeiten genug gethan
Lebt fort für ewige Zeiten."

Am 25. Februar suchte ein letzter, kurzer Gruß Scheffels, bereits mit zitternder Hand geschrieben, den Jugendfreund Schwanitz auf. Am 9. April starb Viktor von Scheffel. „Ihrem unvergeßlichen Gemeindepoeten" entsandte die trauernde Gemeinde einen Lorbeerkranz. Noch im August desselben Jahres ward von ihr auf halbem Wege zwischen Ilmenau und Gabelbach dem Meister Josephus ein Denkmal gesetzt. Es stellt eine Steingruppe in Bienenkorbform mit eingelassenem Broncerelief dar. Wenn es hinsichtlich seiner Gestaltung leider nicht so ausgeführt wurde, wie es geplant worden war, so bleibt ihm doch das Verdienst, das erste Ehrenmal zu sein, das dem großen Heimgegangenen im deutschen Vaterlande errichtet wurde.

Zwei Jahre verblieb die Gemeinde ohne einen officiellen Poeten. Was man an poetischen Gaben zur fröhlichen Kirmse und anderen Festen brauchte, ward durch Hauspoeten aus der Gruppe der Ortsnachbarn gedeckt. Unter diesen hat sich seitdem Heinrich Schäffer unbestritten als Eifrigster bewährt. Gewandte Reimkraft und ein schier unerschöpflicher, prächtiger Humor haben ihn zu einem Liebling der dankbaren Gemeinde gemacht. Nach Ablauf der Trauerfrist ward Friedrich Hofmann, der einstige Mitbegründer der „Gartenlaube", einstimmig zum Gemeindepoeten erwählt. In dem Gedicht, mit welchem Gabelbach sich bittend an ihn wandte, ist es Scheffel selbst, welcher den „Alten" bewegt, den verwaisten Dichtersessel in der Gemeinde einzunehmen. Und Hofmann sagte zu. Doch nur eine kurze Spanne Zeit trug er die Ehren des neuen Standes. Am 14. August desselben Jahres schloß der tapfere Menschenfreund und kindlich frohe Mann die treuen Augen für immer. Auf dem Wege zum Gabelbach ist nun auch ihm eine schöne Gedenkstätte gewidmet worden. Die Gemeinde, im Verein mit Ilmenau, in dem Hofmann alljährlich so gern zur Sommerzeit weilte und auch aus dem Leben schied, haben dem verdienten alten Thüringer das Denkmal gesetzt. —

Seitdem ist Rudolf Baumbach, der wandernde Spielmann, Gemeindepoet von Gabelbach. Eine Fülle lustiger Lieder hat er seiner Gemeinde geschenkt, voll Walddust und Uebermuth, Wanderlust und dem unversieglichen Goldglanz humorvoller Poesie. Des Oefteren hat er droben geweilt und den aufhorchenden Mannen von seinen Wanderfahrten geplaudert, mit ihnen gebechert und gesungen und das kurze Glück der Stunde genossen. Eines seiner Kirmselieder möge hier Platz finden. So sang er 1890:

„Es schlafen die Keime, die Buchen stehen kahl,
Frau Holle streut Flocken auf Hochwald und Thal;
Allein unsre Tannen schmückt ewig junges Grün,
Und maifrische Blumen im Herzen uns blüh'n.

Sitzt nieder, Ihr Mannen, bereit ist die Bank,
Geschwenkt sind die Kannen und lauter der Trank,
Es keucht mit den Schüsseln ein blondgezöpftes Kind —
Herr Schultheiß, nun zählet, ob Alle kommen sind.

Was schaut Ihr im Kreise so ernsthaft Euch um?
Ach, Mancher blieb fern, für alle Zeiten stumm.
Es weht um die Halde ein sanfter Geisterhauch.
Horch! — ‚Warte nur, balde ruhest Du auch.'

Laßt ruhen die Todten. — Dem Leben sein Recht!
Es leben die Alten, das fröhliche Geschlecht,
Es leben die Jungen mit sprossendem Bart,
Es lebe das Leben, die frohe Gegenwart!"

Da die Kopfzahl der Ortsnachbarn auf Gabelbach nur klein ist, muß die Fülle der ordentlichen und außerordentlichen Beamten dafür um so mehr auffallen und giebt einen glänzenden Beweis, wie klug und sicher die Verwaltung dieser seltsamen Gemeinde gehandhabt wird. Außer den bereits angeführten Beamten: Schulze, Gemeindevorsitzender, Gemeindepoet und Reichshistoriograph, finden wir da noch an ordentlichen Beamten den Gemeindeschreiber, -schatzmeister und -diener. An außerordentlichen Beamten ist aber auch kein Mangel. Gemeindebaurath, -brauer, Teichhauptmann, Teichlieutenant seien hier nur genannt. Ihre Aemter und Pflichten bestimmt zu haben, die hochweise Verfassung der Gemeinde eingerichtet, ihre Beziehungen zu hochgestellten und berühmten Männern vermittelt zu haben, dies alles bleibt das unvergeßliche Verdienst des Justizraths Schwanitz, der im Jahre 1897 auf eine segensreiche 25jährige Thätigkeit innerhalb des ihm fest an's Herz gewachsenen Gemeinwesens blicken darf. Seinem Finanzgenie ist auch die außerordentlich

Digitized by Google

günstige und wahrhaft mustergiltige Vermögenslage von Gabelbach zuzuschreiben. Vor Allem führte er drei wichtige Steuern ein, die anstandslos und ohne Einspruch — auch dies läßt die Gemeinde als geradezu einzig dastehen! — angenommen wurden. Es sind dieses die Hundesteuer, die Klebsteuer, für Solche, welche länger denn bis acht Uhr beim „Stoff" angeschmiedet sitzen bleiben, endlich die Steuer für häusliche freudige Ereignisse. Dazu kommen noch die Erträgnisse durch Verpachtungen der hohen Jagd, der Seeen, Teiche, Weinberge, Aecker und Wiesen innerhalb des Gemeindebezirks. Ganz außerordentliche Summen sind mir in dieser Hinsicht in vertraulicher Mittheilung angeführt worden.

Die Sitzungen finden allsonnabendlich statt. Den Höhepunkt des Jahres bildet die durch Rehbraten, rohe Kartoffelklöße (Hütes), Bier, Gesang und Musik sich auszeichnende Kirmse. Auch den modernen Forderungen des Verkehrs hat man, trotz aller Idylle, in den letzten Jahren ernste Rechnung getragen. Links vom Rathhause erblickt man jetzt den „Bahnhof", eine kleine Veranda. Hier sammeln sich im Winter die Mannen, wenn es niederwärts zur Abfahrt geht. ½8 Uhr setzt sich der Schnellzug in Bewegung; der Bummelzug hingegen, welcher die unverbesserlichen klebenden Mannen zur Stadt befördert, ist durch keinen Fahrplan an eine bestimmte Zeit gebunden. Diese „Züge" bestehen je aus einem langen Gebirgsschlitten, auf dessen Brette fünf Mann hintereinander hocken, während der Führer den Vorderplatz in der Gabel einnimmt. So geht es im sausenden Fluge im Mondschein und dem Rauschen tiefverschneiter Tannenwälder heimwärts zu der in der Tiefe aufleuchtenden Stadt. Entgleisungen sind bis heute nur ein paar Mal zu verzeichnen gewesen. Ob die Abschüssigkeit der Fahrstraße, die „Champagnerluft" dieser weltfernen Höhe die Schuld daran trug, wer wollte es ermessen? Die Mannen selbst bewahren darüber heiliges Schweigen.

Von der Ilmbrücke, welche die Lindenstraße gegen das dahinter ansteigende Gebirge abschließt, ist es noch eine gute Stunde Wegwanderung bis zum Rathhause von Gabelbach. Noch einige in Gärten eingebettete Landhäuser, das sinnige Hofmannsdenkmal mit einladender Ruhebank — dann umfängt uns träumender Hochwald. Ziemlich steil zieht sich die Straße empor, hier und da hübsche Einblicke in sonnige, wasserdurchsprudelte Seitenthälchen gewährend. Uns selbst zur Seite plaudert ein geschwätziger Bergbach, und saftiges Wiesengrün lacht, von bunten Blumen überblüht, aus der Tiefe. Eine kurze Strecke noch halten wir die Straße inne, dann schlagen wir rechts einen Fußweg ein, der uns durch Hochwald in wenigen Minuten zu dem 757 Meter hoch gelegenen „Kleinen Gabelbach" leitet, dem schmucklosen, aber freundlich dreinschauenden Heim eines Waldwarts. Der regierende Großherzog von Weimar hat einst selbst den Plan zu diesem auf so classischem Boden sich erhebenden Waldhäuschen gezeichnet. Das ist das „Gemeindehaus" von Gabelbach. Stufen führen zu dem erhöhten Hausflur. Ueber der Thür prangt der schöne Willkommenspruch:

„Freudig trete hier ein und froh entferne Dich wieder,
Ziehst Du als Wand'rer vorbei, segne die Pfade Dir Gott."

Ueber dem mittleren Schlößchen zu Dornburg, das einst eines der Lieblingssitze Goethe's war, wohin er sich stets flüchtete, wenn das Geschick seinem Herzen eine Wunde schlug, da prangt über dem Portal derselbe Spruch in lateinischer Fassung. Der Dichter hat ihn wie oben verdeutscht, und Major Fils, der sich um die Höhenmessungen Thüringens so hohe Verdienste erworben, ließ den Spruch über der Thür des Gabelbaches anbringen.

Vor dem Rathhause halten zwei hohe Flaggenstangen Wacht. Links steht der „Bahnhof", rechts vom Hause finden wir die drei Tannen mit Gedenktafeln, zu Ehren Kaiser Wilhelm's I., Bismarck's und Moltke's gepflanzt. Vom Hausflur aus tritt man links in die „Festräume" des Rathhauses, ein mittelgroßes Zimmer mit kleinem Querraum. Der Kachelofen bereitet freundliche Wärme, durch die kleinen Fenster schaut man in das Dickicht der angrenzenden immergrünen Wälder, von den Wänden aber spricht es zu uns in dicht gedrängter Bilderschaar von alter und neuer Zeit, eine Sammlung, auf welche mit Recht Gabelbach stolz sein darf. Und dazwischen sind, das Jägerheim nicht zu vergessen, ausgestopfte Vögel, Gehörn und Trinkgefäße ausgestellt. Auch der Nebenraum ist vollgepfropft von Bildern und Erinnerungsstücken. Was Gabelbach in seinem „Museum" birgt, ist zum Theil sehr werthvoll, immer aber interessant. Es befinden sich Stücke darunter, die als einzig vorhanden bezeichnet werden müssen, andere, welche durch persönlich geschriebene Widmungen doppelt an Werth gewinnen. Wollten wir diesen Schatz in einzelne Gruppen theilen, so zerfielen diese in: deutsche Kaiserfamilie, großherzogliche Familie, Goetheperiode, Scheffel- und Bismarckbilder, Ansichten aus der Umgebung und sonstige „Gabelbachiana". Die Goetheperiode weist allein 60 Bilder auf. An Scheffel erinnern 12 Bilder. In einer Ecke befindet sich der Gemeindeschrank mit Rauchutensilien, Steuerbüchsen, Fremdenbuch, Bilderalbum; gegenüber der Thür steht das alte Sopha, der Ehrensitz des Gemeindeältesten, Justizraths Schwanitz. Vor ihm auf dem Tische leuchtet die gläserne Trompete von Säkkingen, mit starkduftendem Nordhäuser stets gefüllt, im Kranze kleiner Gläschen. Ueber dem ehrwürdigen Ledersopha erblickt man das wunderliche Wappen der Gemeinde. Ein Spruchband darüber trägt die Worte:

„Sub rosa tranken Römer Wein,
Wir treten gern in ihre Tapfen,
Und kann's im Wald nicht Rose sein,
So trinken wir sub Tannenzapfen."

Der „Festsaal" ist bei unserem Eintritt noch leer. Ein Theil der Mannen hat einen mehrtägigen Ausflug in das Gebirge unternommen, was daheim blieb, muß noch erwartet werden. Ehe ich mich niedersetze, erfüllt der Gemeindevorsitzende, jetzt mein Gastfreund, im Namen der Gemeinde sein erstes Amt. Er hebt die Trompete von Säkkingen empor und füllt zwei Gläser. Feierlich kredenzt er mir den Willkomm, feierlich berühren sich die Spitzen der kleinen Finger beider Rechten, dann ein Schluck, der Stuhl rückt, wir sitzen nieder. Des Wirthes Töchterlein, waldkräftig und waldfröhlich anzuschauen, eilt hin und zurück, und bald schwenken wir uns die Kannen Bier zu, der blaue Rauch von Pfeife und Cigarre wallt zur niederen Decke empor. Draußen geht inzwischen ein leichter Regen nieder, das Behagliche des geschützten Raumes noch erhöhend. Dann werden Schritte, Stimmen auf der kleinen Waldwiese, im Hausflur laut. Die Thür öffnet sich. Mit Gruß treten die ersten Mannen ein, neue folgen in kurzer Frist, und bald ist die eine Langtafel besetzt, nachdem einem Jeden Trost und Erquickung aus der Trompete von Säkkingen zu Theil ward.

Munter geht die Rede. Obgleich die Gemeinde heute nur spärlich vertreten ist, schwirrt es doch laut und lustig hin und her. Wackere Thüringer von diesseits und jenseits des Rennstiegs strecken die Beine behaglich unter den Tisch. Ihnen allen ist die Liebe zum Thüringer Walde tief in's Herz gewachsen. Juristerei und Medicin, Philologie und Handel sind vertreten. Neben mir hat ein hervorragender Kartograph aus Gotha Platz genommen, und Beide wandern nun im Geiste querfeldein durch das deutsche Vaterland. Immer heftiger wird der Wunsch nach Musik und Sang. In der Ecke zwischen Kachelofen und den goldeingefaßten Bildern des großherzoglichen Paares steht das Klavier, die „Drahtcommode" der Gemeinde Gabelbach. Schon sitzt ein fingergewandter Manne auf dem Sessel nieder, die Töne meisternd. Die Commersbücher werden ausgetheilt, das erste Lied steigt. Scheffel, Baumbach eröffnen den Reigen. Dann folgen andere, lustige und ernste Weisen bunt durcheinander,

Digitized by Google

dazwischen „Fiducit!“, Stuhlrücken, Gläseranklappen. Des Wirthes schmuckes Töchterlein aber steht am Kachelofen und wiegt sich leise in den Hüften.

Stunde auf Stunde verrinnt. Mitternacht ist längst vorüber. Da sucht ein Blick des Gastfreundes mein Auge. Eine stumme Aufforderung zum Scheiden. Noch einmal klappen Krüge und Gläser aneinander. „Glückliche Heimfahrt! Auf Wiedersehen!“ Die Thür schließt sich hinter uns. Draußen herrscht tiefstes Dunkel. Kein Stern leuchtet am Himmel. Ab und zu näffelt es uns um das Gesicht. Ich trage die kleine Blendlaterne, der Gemeindevorsitzende hat die Führung bis zur Hauptstraße durch das Gehölz übernommen. Hinter uns leuchten die Fenster der kleinen Waldhütte märchengleich durch den schlafenden Bergwald, eine neue Jubelweise braust herüber. Der Frohsinn hält auf Gabelbach Feiertag.*)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sand.

Von Ludwig Diehl.

Sand und wieder Sand. Nichts als gelber heißer Sand, so weit das Auge sieht und noch viele Tagereisen weiter.

Am Horizonte ab und zu ein dunkler Punkt, einer rollenden kleinen Kugel ähnlich. Das ist der Vogel Strauß, der in Windeseile dahinsaust mit gehobenen Flügeln, oder ein brauner Beduine auf schwarzem Roß, mit dem weißen flatternden Burnus.

Von Zeit zu Zeit auch ein schwarzer Strich, der sich langsam vorwärts schiebt. Das ist die Caravane des reichen Handelsherrn, mit den schwer beladenen Kameelen und der kühnen Bedeckung auf kleinen flinken Pferdchen, mit krummen Säbeln, langen Flinten und noch längeren Lanzen.

Wir stehen am Rand der großen Wüste. Mit der Fußsohle allein bedeckst Du schon Millionen von Sandkörnern.

Wie merkwürdig so ein kleines Sandkorn ist!

Aber Du mußt es genauer ansehen, womöglich durch eine Lupe. Dann siehst Du auf einmal einen Stein anstatt des Körnchens, und wenn Du es durch ein ganz großes Glas ansiehst, einen rauhen rissigen Felsen. Und wenn einmal die Vergrößerungsgläser ganz vervollkommnet sein werden, dann wird das kleinste Sandkörnchen darunter aussehen wie eine kleine Erdkugel, mit Hügeln und Thälern. Nur die Bewohner fehlten dann noch.

Aber auch diese sind vorhanden, doch unendlich klein und winzig, so daß wir sie niemals werden sehen können, selbst mit den schärfsten Instrumenten nicht. Es giebt ja gar Vieles, was der Mensch mit seinen blöden Sinnen nicht sehen kann, und deßhalb sagt er, es sei nicht vorhanden. Aber vorhanden ist es darum doch.

Die Sandkornbewohner sind sogar außerordentlich klug, noch viel klüger als wir Menschen. Im Staatsleben und in der Wissenschaft und in vielen anderen Dingen sind sie schon so weit vorgeschritten, daß wir in vielen Jahrhunderten ihnen noch nicht gleich kommen werden. Sie sind aber noch sehr stolz darauf und nennen sich „Beherrscher der Welt“. Mit der Welt meinen sie natürlich ihr Sandkorn. Denn das ist ja für sie ihre Welt.

Wenn wir uns klein machen könnten, so unendlich klein, daß wir noch unermeßlich viel kleiner würden als das kleinste Stäubchen, dann könnten wir uns einmal auf ein Sandkorn versetzen. Aber die Menschen sind leider so groß. Höchstens ein Poet kann sich auch einmal klein machen. —

Also der Poet machte sich klein und stellte sich mitten auf das kleinste Sandkörnchen in der großen Sandwüste, und sofort merkte er schon gar nicht mehr, daß er nur auf einem Sandkorn stand. Denn ein Poet lebt sich ganz in das hinein, was er sieht und so wurde er gleich ein richtiger Sandkornbewohner, ein „Beherrscher der Welt“.

Er stand in einer großen prächtigen Stadt mit herrlichen Palästen und um ihn sauste und brauste es von dem mächtigen Verkehre.

„Guten Morgen, Herr Dichter,“ sagten alle die sonderbaren Wesen, die an ihm vorüber kamen, und lachten, weil er nur ein Dichter war. Aber es ärgerte ihn nicht, daß man lachte. Er hörte nur die Grüße und erwiderte sie freundlich.

Die Wesen sahen sonderbar aus. Sie bestanden fast nur aus Kopf und der Kopf fast nur aus Schädel. Das kam von ihrem großen Verstand. Der hatte alles Andere unterdrückt.

In der Stadt herrschte lauter Jubel und alle Häuser waren auf's Reichste geschmückt. Man feierte ein großes Fest, ein Fest der Wissenschaft natürlich. Denn andere Feste gab es schon lange nicht mehr auf dem Sandkorn. Dazu war man schon viel zu weit vorgeschritten.

Der Dichter wollte gern die Bedeutung des Festes wissen, aber einen erwachsenen Einwohner wagte er nicht darnach zu fragen, so unbedeutend und klein kam er sich vor, als er die mächtige Cultur und den mächtigen Fortschritt sah, die auf dem Sandkorn herrschten.

Darum fragte er ein kleines Kind darnach. Das saß auf einer Bank und las mit der Brille auf der Nase die Zeitung.

Das Kind sah ihn mitleidig an und da jeder Sandkornbewohner den anderen mit dem größten Vergnügen belehrt, so sagte es:

„Wie, du armer Dichter, selbst das hast Du noch nicht erfahren? Das größte Unternehmen seit die Welt steht, das man nie für möglich gehalten hätte, uns ist es geglückt durch unseren Verstand. Wir haben die Verbindung mit einem anderen Weltkörper erreicht und das Weltsystem ergründet.

„Welt“, das war natürlich das nächstgelegene Sandkorn und die anderen Sandkörner, die man von dem kleinsten Sandkorn aus erblicken konnte, auf das sich der Dichter versetzt hatte, die nannte das Kind das „Weltsystem“.

Der Dichter war höchst verwundert über die Gelehrsamkeit des Kindes und dieses erzählte weiter, ein Professor habe nach unendlichem Sinnen und Denken eine Luftfahrmaschine erfunden, mit der es ihm gelungen sei, den nächsten Weltkörper zu erreichen, und nun sei er zurückgekehrt. Ihm gelte das Fest und er wolle jetzt gerade einen Vortrag in der Stadt halten über seine neuesten Entdeckungen.

Der Dichter begab sich in den großen Saal, wo der Vortrag stattfand. Er war gefüllt bis auf den letzten Platz, und wer keinen Platz mehr in dem Saale fand, der konnte den ganzen Vortrag mit den schönsten Zeichnungen in der Zeitung lesen, und der Telegraph hatte ihn schon über das ganze Sandkorn verbreitet.

Wie gelehrt der Professor sprach!

Die Lage jedes Sandkorns und den Grund dafür, daß es gerade so liegen müsse und nicht anders, und wie diese Sandkörner an ihren Platz gekommen seien, alles das setzte er auseinander, alles klar ausgerechnet und bewiesen. Dann schilderte er seine Reise nach dem nächsten Sandkorn mit allen ihren Schwierigkeiten und beschrieb dieses Sandkorn in seiner ganzen Ausdehnung. Ihr eigenes Sandkorn aber, sagte er, sei zwar das kleinste, aber das bedeutendste von allen; denn von ihm aus seien erst die anderen entdeckt worden. Die ganze Welt bestehe aus einer Anzahl von Sandkörnern. Das stehe jetzt schon unumstößlich fest. Außer ihnen existire nichts. Das sei das Weltall und das kleine Sandkorn sei der Mittelpunkt des Weltalls.

*) Ausführlicheres über eine Maienfahrt nach Gabelbach im soeben erscheinenden sechsten Band des „Thüringer Wanderbuches“ von August Trinius (Minden, J. C. C. Brun's Verlag), wo der Thüringer Wandersmann außerdem prächtige Natur- und Geschichtsbilder von Frauenwald, Suhl, Kloster Veßra, Hildburghausen, den Gleichbergen, Römhild, Heldburg und Coburg bietet.

Digitized by Google

Alle die Zuhörer jubelten laut, als sie das hörten, und auf der Straße pflanzte sich der Jubel weiter und von der Stadt aus drang der Ruhm des Redners in die anderen Städte und in die anderen Länder, die auf dem Sandkorn lagen. Stolz leuchteten die Augen selbst des geringsten Sandkornbewohners. Denn er sagte sich: „Ueber uns steht Niemand mehr. Wir kennen und wissen jetzt Alles. Wir sind in Wahrheit die Beherrscher des ‚Weltalls'."

Da verwandelte sich urplötzlich der Tag in düstere Nacht. Rabenschwarze Finsterniß bedeckte im Augenblick das ganze Sandkorn. Ein Sausen und Brausen, ein fürchterliches Dröhnen und Donnern ertönte, der Boden zitterte und barst, die schweren Säulen im Saal, die ganze Stadt, alle Ortschaften, alle Länder auf dem Sandkorn wankten, krachten und stürzten. Das ganze Sandkorn selbst und mit ihm alle die anderen um es her, das ganze „Weltsystem" mit all seiner Gelehrsamkeit und Berechnung, mit seiner Riesencultur und seinem Riesenfortschritt, alles fiel über und untereinander, alles war in einem Augenblick dahin, vernichtet . . .

„Was machst Du denn da?" hörte der Dichter sagen.

„Ich spiele nur mit einer Hand voll Sand," erwiderte eine Kinderstimme.

Verwundert öffnete der Dichter die Augen. Neben ihm spielte ein kleines Araberkind und die braune Mutter stand daneben. Die Stimmen hatten ihn geweckt aus seinen Träumen. Wie sonderbar man doch oft träumt!

Er lag am Rand der Wüste im warmen Sand und über ihm in unendlicher Höhe strahlte hell die Sonne.

Der Dichter warf einen Blick über die Milliarden von Sandkörnern, die in dem hellen Lichte glitzerten, und dann sah er hinauf zu dem blauen Himmel. In seinem Herzen aber war er glücklich, daß er nur ein Dichter war und nicht zu den armen gelehrten Sandkornbewohnern gehörte, zu den „Beherrschern der Welt", deren ganzen vieltausendjährigen Fortschritt in einem Augenblick eine Kinderhand im Spiel vernichtet hatte.

Aus der Hauptstadt.

Europäische Feiertage.

Sobald der als Champagnerkühler wohl accreditirte Wonnemond vorbei ist und man sich nicht mehr darüber wundert, wie der Regen es bei solcher Hundekälte so lange im Freien aushalten kann, beginnt die festliche Jahreszeit. Neben Keglercongressen und Hexenschlagertagen bringt sie im Allgemeinen Weltausstellungen, Canaleröffnungen, Bicyclematches und Fabriken-Landpartien, die immer wieder vollgiltiges Zeugniß ablegen für die bekanntlich zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bestehende Harmonie. Der Juni ist der Monat, wo die Hochcultur des Jahrhunderts tief ausgeschnitten geht und Sommertoilette anlegt; um diese Zeit lächelt sie immer sehr liebenswürdig und zeigt sich von ihrer, sozusagen, guten Seite. Heuer hat sie besondere Anstrengungen gemacht, die Schaar ihrer Bewunderer zu vergrößern. Die drei Weltgegenden, die sich vorzugsweise ihrer Segnungen erfreuen und die im nicht gewöhnlichen Sinne ihre Hochburgen genannt werden dürfen, Berlin, Ungarn und Rußland, kommen aus dem Fracke und der weißen Binde gar nicht mehr heraus. Hier jagt ein begeisterter Jubel, eine Bankettrede immer die andere. Berlin schafft sich mit seiner Gewerbeausstellung zu den zahllosen aufrichtigen Bewunderern und herzlichen Verehrern, die es bereits hat, neue Tausende; Ungarn erinnert durch seine Milleniumsfeier das übrige Europa in schmeichelhafter Weise daran, wie anständige Nachbarn und deutsche Hiebe aus ganz verthierten Burschen verhältnißmäßig gesittete Schnurrbartträger machen können, und in Rußland triumphirt das monarchische Princip in noch nicht dagewesener Weise Ludwig Pietsch, der uns hoffentlich nicht nur die Moskauer Krönungstage, sondern auch die Ofen-Pester Feier farbenglühend beschreiben wird, hatte ganz recht, wenn er nach der Besichtigung Treptows der deutschen Hauptstadt hingerissen zurief: „Wie stolz, Berlin, in edler Männlichkeit stehst du mit deinem Palmenzweige an des Jahrhunderts Neige ꝛc. ꝛc." Er hätte den schönen Spruch aber auch an des Zarthums Adresse richten sollen; bei Ungarn wäre er sogar in der angenehmen Lage gewesen, es mit seinem Palmenzweige an des Jahrtausends Neige zu placiren.

Innige Freude, Zufriedenheit und Stolz füllt alle Welt, wenn wir den maßgebenden Stimmungsberichten der Männer, die es doch wissen müssen, trauen dürfen. Die Berliner Ausstellung ist abermals ein unerhörter Triumph der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft, ich weiß nicht gleich, der wie viel hundertste seit drei Jahren. Nicht nur ganz Deutschland nimmt bewegt Theil an dem Glücke und der Ehre seiner geliebten Hauptstadt, sondern auch jenseits der Grenzpfähle, ja selbst jenseits des donnernden Oceans blickt man mit Ehrfurcht auf das Hammerplacat. Daneben übt Ofen-Pest zauberhafte Wirkungen aus. Wohlverbürgten Nachrichten zufolge erhalten Journalisten dort Logis und Kost zu bedeutend herabgesetzten Preisen; des ungarischen Ministerpräsidenten Excellenz hat sich huldreichst bereit erklärt, den Leuten von der Feder eine Soirée mit echt Hohenlohe'schem Büffet zu geben, und die fünfzehnjährigen Houris der Paprika-Metropole sollen auch noch nicht ganz ausgestorben sein. Demnächst werden sich, einer collegialen Einladung folgend, sogar acht Mitglieder des deutschen Reichstages nach den sonnigen Gefilden der Theißebene begeben, oder, wenn die mit heißer Nadel betriebene Arbeit am Bürgerlichen Gesetzbuche das nicht zuläßt, dort wenigstens durch eine glanzvolle Zweier-Deputation vertreten lassen. Und in dem Jubel, der Nicolaus den Jungen zu Moskau umbrandet, mischt sich, wie Deutschlands Kaiser hervorhob, der Jubel aller anderen Völker, nicht zuletzt des unseren. Die Welt steht im rosenrothen Scheine, trotzdem die Stimmung an den Hauptbörsen seit Monaten entschieden flau ist.

An dieser Stelle ist oft und mit Enthusiasmus auf den hohen Beruf der Börse und auf die Eigenschaften hingewiesen worden, wodurch sie zu diesem hohen Berufe befähigt wird. Ihre feine Witterung in politischen Dingen könnte Staatssecretäre neidisch machen, wenn Staatssecretäre so häßlicher Regungen fähig wären. Ihr ist die Politik ein Geschäft, darum versteht sie sich darauf. Wenn der Genuß lyrischer Gedichte gleichfalls ein Geschäft war, würde man vielleicht einmal Commerzienräthe beim Lesen von Büchern ertappen, vorausgesetzt, daß ihnen jede andere Gelegenheit, sich zu langweilen, genommen wird. Die Börse hat befremdlicher Weise von der reinen Festfreude, die Europa im 1896er Vorsommer durchglüht, keinerlei Notiz genommen. Die leitenden Worte erfuhren nicht die geringste Aufbesserung; das Agio bei der Emission neuer Industrie-Actien hielt sich in den alten unbescheidenen Grenzen. Unsere Hochfinanz macht den Feierrummel nicht mit. Sie ist so mißtrauisch und glaubt ihn so wenig dauerhaft, daß sie den allgemeinen Rausch nicht einmal zu einem raschen Hausse-Fischzug benutzt. Sie riecht den Krach und steckt die Hände in die eigenen, nicht in fremde Hosentaschen.

Die Treptower Unternehmung hat sich nicht zu der Weltausstellung ausgewachsen, deren Allüren sie trotz ihrer bescheidenen Firma recht unbedenklich annahm. Gewiß ist das Terrain, das sie bedeckt, „größer als der Rauminhalt irgend einer anderen, vorhergegangenen Ausstellung auf dem Festlande", aber dafür ist es auch entsprechend menschenärmer. Trotz geschickter und draufgängerischer Reclame hat man die Provinz nicht für Treptow zu erwärmen vermocht; die mit hübscher Stuck-Architektur und leeren Kneipstühlen prächtig geschmückte Landschaft wird sich besten Falls zu einer lustigen Jahrmarktswiese für's Berliner Volk entwickeln, sofern die Witterung günstig und die Eintrittspreise nicht so hoch bleiben. Daß die Stellung Berlins durch diese Kraftanstrengung verbessert wird, daß sich die im Reiche nunmehr williger seinem Uebergewichte und seinen hauptstädtischen Ansprüchen beugen, erscheint schon jetzt als völlig aus-

Digitized by Google

geschlossen. Die Gasthöfe werden sommerlang wohl gefüllt und die Dienstmädchen werden eine Großmacht sein, den Aufsichtsräthen der Lagerbierbrauereien ist eine fette Tantieme gewiß, die Idee des automatischen Brödchenverkaufes wird sich weite Kreise erobern. Auf andere moralische Erfolge aber rechnet schon jetzt keiner von denen, die das verantwortungsvolle und gefährliche Wagniß in's Werk setzten.

Mit gleichem Eifer wie für die eigene Ausstellung hat sich die Berliner Presse für den gigantischen Schwindel in's Zeug gelegt, den bei Leibe nicht das stumpfsinnige magyarische Volk, den eine Handvoll Ofener Parlament- und Zeitungsgrößen inscenirte. Ungarn gilt für ein liberales Musterland, in Ungarn wird Cultur gekämpft, und das genügt den Auchliberalen an der Spree. Sie vergessen gern, daß nach einem viel gesungenen hunnischen Trutzliede der Deutsche nicht weiß, was Ehre ist, daß er vom Sprüchwort ein Hundsfott genannt wird, und daß eine angesehene Pester Zeitung vor Kurzem freundschaftlich notirte: „Die größte Merkwürdigkeit bei der Ausstellung wäre unter einem Glassturz ein Deutscher, der kein Hundsfott ist." Vielleicht haben die Ofener Philosophen mit ihren Sentenzen und ihren Empfindungen so Unrecht nicht; mindestens sind diese ihre Empfindungen erklärlich, wenn man trotz alledem die rastlose Thätigkeit deutscher Maßgebender für sie und ihren dreisten Tausendjahr-Betrug sieht. Dem deutschen Volke, der deutschen Presse allein verdankt Ungarn den freilich sehr armseligen Erfolg seines Spectakelstückes. Die mit orientalisch-barbarischer Pracht, doch aus lauter zusammengeborgten Requisiten rasch aufgezimmerte Ausstellung, deren völlige Verödung selbst von der patriotischen Presse zugegeben wird, hätte ohne die Hülfe der Berliner und Wiener Posaunenengel überhaupt noch keinen zahlenden Besucher aufzuweisen. Und ein Berliner Specialberichterstatter war es, der ihr Gelände, „von fröhlichen Menschen wimmelnd" nannte. Wahrscheinlich ist der Unglückliche in tiefer Einsamkeit aufgewachsen und hat später bei einem Eremiten, der jedoch selber nicht schreiben konnte, die Anfangsgründe der Journalistik erlernt. Nur dann wäre sein Irrthum einigermaßen begreiflich. All ihr industriöser Humbug und alle Kunst des Inserirens vermag indeß den Ungarn keine Industrie und keine Kunst zu schaffen, vermag Industrie und Kunst nicht ganz zu ersetzen. Die Anmaßung eines in der Entwicklung meilenweit zurückgebliebenen Hirtenvolkes, das nun mit einem Sprunge seine Vollwertigkeit beweisen will, wird sich bitter rächen. Bisher war sich Europa über Ungarn durchaus im Unklaren und glaubte vertrauensvoll den in Vambery umgetauften Bambergern, die das Blaue vom Himmel logen, um ihrem neuen, dritten oder vierten Vaterlande zu hohem Zeitungsruhme zu verhelfen. Jetzt aber wird die in unklärlicher Verblendung herausgeforderte Kritik den dicksten Schläfern die Augen öffnen. Sie wird zeigen, daß Ungarn politisch wie wirthschaftlich bedeutungslos wäre ohne Oesterreich, das die ihm 1869 aufgeladene Last geduldig weiter schleppt, daß es, von dem Keglevich-Cognac, dem chemischen Tokaier und der Bartwichse abgesehen, den günstigen Stand seiner Handelsbilanz fast ausschließlich deutsch-österreichischem Unternehmungsgeiste verdankt.

Ein drittes Friedensfest feierte Moskowien, das viel geschilderte Land, dessen Segnungen Jeder preist, der sie nicht am eignen Leibe erfahren mußte. Vor den Augen aller Welt steht das russische Kaiserreich und Kaiserthum erhaben und stark da, wie nie zuvor in der Geschichte. Der Zar herrscht unbestritten in Europa und Asien. Seine Diplomatie erringt Sieg auf Sieg, Republiken und Monarchien mühen sich wetteifernd um seine Gunst, China und Indien sandten ihre ersten Männer mit Glückwünschen an ihn, in seiner Hand ruhen Krieg und Friede. Der Jubel aller Völker, der hier zu Lande allerdings durch ein begeistertes Schweigen markirt wird, gilt, wenn die Zeitung-Auguren nicht lügen, dem Friedensfürsten — immerhin befremdet dann der Umstand, daß gerade Frankreich am lautesten frohlockt, daß officielle russische Beamte so muntere Toaste auf allerhand Waffenbrüderschaft halten. Der französische Kleinrentner und der französische Arbeiter sollen freilich den Krieg verabscheuen, und nur eine Bande von Panamisten, heißt es, hetzt den Pöbel an den Rhein. Rußland wieder tanzt angeblich auf einem Vulcane; das unzufriedene Volk wartet nach Petersburger Originalberichten sehnsüchtig auf eine Gelegenheit, sich seines Tyrannen zu entledigen und eine glorreiche Parlamentswirthschaft auch bei sich zu Hause einzurichten. Aber das Zarenthum hat den Nihilismus erwürgt, und revolutionär gesinnt ist in Rußland nur das unbeamtete Proletariat der Halbgebildeten, die machtloseste aller Classen. In Frankreich hinwiederum steckte am Krönungstage jeder Epicier seine Fahne heraus, und im verschollensten Provinznest flammten Abends die Illuminationskerzen und die Bengalfeuer. Nicht aus Liebe zu Nicolaus, nur aus verzehrendem Hasse gegen die Preußen. Ein Krieg, den ein großes Volk inbrünstig herbeisehnt, muß kommen, sobald es sich stark genug zum vernichtenden Schlage wähnt; in der Stunde, wo Frankreich der Bundesgenossenschaft Rußlands unter allen Umständen gewiß ist, rückt es gegen Metz und Straßburg. Es müßte denn gerade zu jener Zeit Herr Liebknecht in der Wilhelmstraße residiren und der unnützen Schießerei durch tolerante, aber schleunige Räumung des Elsaß und der Lande links vom Rheine vorbeugen. Heute aber richten sich die Augen der gedemüthigten Nation nicht auf Wilhelm Liebknecht, sondern auf den gewaltigen Romanow, und nicht den Friedensfürsten, nein, den blutigen Welteroberer, den Napoleon aus Ost grüßen sie in ihm. Die Krönung in Moskau ist ihnen kein russisches Familienfest, an dem sie freundnachbarlich theilnehmen, und noch weniger eine Handlung des Friedens. Sie sehen die letzte Vorbereitung zur Schlacht darin.

Der Zar aber, der sich in mystischer Selbstherrlichkeit unter asiatischem Gepränge die Krone der Ruriks auf's Haupt setzte, dessen höchster Feiertag selbst der grausigen Beigabe von Menschenhekatomben nicht entbehrte, dieser unheimlichen Entlehnung aus dem Hofceremoniell afrikanischer Sultane, Kaiser Nicolaus steht unnahbar erhaben über Freund und Feind, ihren Wünschen und heuchlerischen Schmeicheleien. Er gab das wilde Fest nicht, um seine Macht und sein Können zu zeigen, die armseligen Mittelchen der Kleinen verschmäht er um so mehr, als er all in seiner Jugend wohl weiß, daß ihnen regelmäßig arge Enttäuschungen folgen, daß man mit ihnen immer das gerade Gegentheil des Gewollten erreicht. Auf einsamer Höhe steht er, der sehr mäßig Begabte, wohin des genialen Corsen Fuß nie trat; was alle Schlächtereien des Mannes von Ajaccio nicht erzwangen, fiel ihm durch die Gewalt der Umstände in den Schooß. Die Weltherrschaft ist dem Hause Romanow sicher, es braucht sich nicht um die Wege dahin zu sorgen, seine natürlichen Nebenbuhler ebnen sie ihm. Die Moskau niederbrannten, liegen vor ihm im Staube. Der indische Erbfeind weicht Schritt vor Schritt vor ihm zurück, Salisbury unterliegt in jedem Zweikampfe mit Lobanow. Deutschland müht sich, den Zar mit kleinen und großen Gefälligkeiten bei Laune zu erhalten, duldet schweigend allerlei Grenzmördchen und allerlei dreisten Uebermuth, damit das Barometer der einst thurmhohen Freundschaft nicht auf Sturm sinke. Ja gewiß, der Zar hat ein Recht, schimmernde Feste zu feiern. Die Fackel in seiner Faust beleuchtet das rasche Aufsteigen eines neuen Weltreiches der Barbaren; die Feiertagslichter in den Händen der anderen, die sich Culturträger dünken, verrathen nur ihre senile Todesschwäche. Caliban.

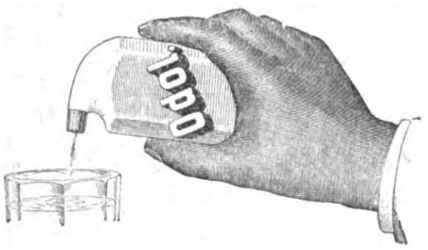
Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".



Die Wiener Medic. Presse 1894, Nr. 23, schreibt über Odol:

Es kann wohl als das empfehlenswertheste der bisherigen phrophylactischen Mittel für die Pflege der Mundhöhle und Zähne angesehen werden.

1/1 Fl. Odol Mk. 1,50, fl. 1.— ö. W. in Drogengesch. und Apotheken.
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart",
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, C. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, R. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bilanz des Jahrhunderts.
Von
D. Norden.

Groß-Oktav. Preis 2 Mark.

Das ansprechende, gedrängte und doch reichhaltige, durch seinen freimüthigen und dabei gemäßigten Ton gleich fesselnde Buch wird nicht verfehlen, allgemeines Interesse zu erregen; es sei Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die socialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Königliches Bad Oeynhausen.
Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 13. Juni 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Krieg auf Cuba. Von Oberstlieutenant R. von Bieberstein. — Volksthümliche Universitätsvorträge. Von Professor G. Hamdorff. — **Literatur und Kunst.** Jules Lemaître. Von A. Brunnemann (Paris). — Schöne Frauen. Von Richard Wulckow. — **Feuilleton.** Die kleine Märtyrerin. Von Emilia Pardo Bazan. Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von L. Lucca. — **Aus der Hauptstadt.** Soldatenzucht. Von Prinz Vogelfrei. — Die Internationale Kunstausstellung. 3. Berliner Plastik. Von Franz Servaes. — Notizen. — Anzeigen.

Der Krieg auf Cuba.

Von Oberstlieutenant R. von Bieberstein.

Die Thatsache ist nicht mehr zu verkennen, daß sich die Bevölkerung Cubas nicht mehr im Zustande einer Insurrection, sondern in dem eines allgemeinen Aufstandes gegen das Mutterland befindet. Die Armee der Insurrection zählt heute mehr als 40 000 Combattanten in ihren Reihen, und diese sind mit Artillerie, Handfeuerwaffen und genügender Munition versehen. Allerdings ist der Munitionsersatz ein begrenzter und prekärer, allein er wurde in den letzten zwölf Monaten in ausreichendem Maaße beschafft, um die Rebellen in den Stand zu setzen, den spanischen Truppen gegenüber bestimmte und beträchtliche Fortschritte zu machen. Die Munition wurde zum Theil von auswärts, namentlich von den Vereinigten Staaten bezogen, zum Theil von spanischen Gefangenen erlangt. Unter den zahlreichen, seit dem Ausbruche des Aufstandes im Februar 1895 auf Cuba gelandeten Expeditionen befanden sich nur zwei bedeutendere, bei denen es den spanischen Behörden gelang, den Versuch, Kriegsmaterial einzuführen, zu verhindern und ihre Theilnehmer festnehmen zu lassen. Beide Male wurde in Britisch-Westindien und den Vereinigten Staaten bedeutende für die Rebellen Cubas bestimmte Quantitäten confiscirt; jedoch erreichten ungeachtet der von den befreundeten Regierungen dieser Länder getroffenen Vorsichtsmaßregeln derartige Transporte Cuba bisher und wird dies zweifellos auch künftig der Fall sein. Um den gesammten Küstenumfang der Insel angemessen zu überwachen, würden jedoch mehr Schiffe und weit mehr Streitkräfte erforderlich sein, als Spanien unter den gegenwärtigen Verhältnissen für diesen Zweck zu verwenden vermag. Mit dieser Thatsache hat dessen Heeresleitung auf Cuba zu rechnen und sich nicht den Illusionen hinzugeben, daß die getroffenen Maßregeln genügen, um den Insurgenten die fernere Zufuhr abzuschneiden.

Die derzeitige Kriegslage in Cuba wird dadurch charakterisirt, daß sich Spanien dort auf der reinen Defensive befindet. Die spanische Armee auf Cuba besteht aus 135 000 Mann Linientruppen aller Waffen und wird von einer Streitmacht von 40 000 von den Landeseinwohnern gestellter Freiwilliger, namentlich Spaniern, in der Insel unterstützt. Diese Armee wird zur Stellung von Besatzungen für die bedeutendsten Städte verwandt und ist zum Schutze des Eigenthums und der Communicationslinien im ganzen Lande zerstreut und hat überdies eine strategische Linie besetzt, die sich von der Umgebung Havannas bis nach Mariel an der Südküste in einer Länge von $5^1/_2$ deutsche Meilen erstreckt. Auf diese Trocha-Linie genannte Sperre baut der spanische Höchstcommandirende seine Hoffnungen. 17 000 — 20 000 Mann der besten spanischen Truppen sind innerhalb Rufweite von Detachement zu Detachement entlang dieser Linie stationirt. Zu ihrem Schutz gegen das Feuer der Rebellen sind Verschanzungen aufgeworfen, ferner sind Schützengräben und Drahthindernisse an allen Punkten, wo der Angriff möglich ist, angelegt. Der Oberbefehl über die Linie liegt in den Händen des General Arolas, eines der energischsten und tüchtigsten Officiere des Stabes General Weyler's. Der Zweck der befestigten Linie ist der, den Rebellenchef Antonio Maceo zu verhindern, von der Provinz Pinar del Rio nach Matanzas und Santa Clara zurückzukehren und dort seine Streitkräfte mit denen von Maximo Gomez, Calixto Garcia und anderen bedeutenden Führern der Insurrection zu vereinigen. Inzwischen verweilt Antonio Maceo, der eine Truppenmacht von 11 000 Mann unter seinem Befehl hat, ruhig in Pinar del Rio und erwartete fernere Zufuhr an Munition von den Vereinigten Staaten, bevor er wieder die Offensive ergreift. Das Eintreffen dieser Zufuhr im Lager der Insurgenten wird bald gehofft, und diese beabsichtigen, die spanische Linie noch im Laufe des Monats anzugreifen. General Weyler hofft inzwischen, daß die Nahrungsmittel in Pinar del Rio knapp werden, und daß die Insurgenten alsdann genöthigt sein werden, eine entscheidende Schlacht mit dem Ziel, sich einen Weg durch die verschanzte Linie zu erzwingen, zu wagen. Maximo Gomez lagert mit einer starken Truppenmacht, etwa vier Meilen westlich der Hauptstadt von Santa Clara und ist im Begriff, eine Hülfstruppe von 6000 Mann aufzubringen. Er beabsichtigt, sich mit den Streitkräften Calixto Garcia's zu vereinigen und unmittelbar darauf in westlicher Richtung durch die Provinz Matanzas und dann gegen Havanna vorzugehen. Der Zweck dieser Bewegung ist eine Diversion, während Antonio Maceo seinen Angriff auf die spanische Linie ausführt um, wenn erforderlich, Maceo bei seinem Unternehmen, die verschanzte Trocha-Linie zu durchbrechen, thatkräftig zu unterstützen. Die übrigen Streitkräfte der Insurgenten sind über die Landdistricte zerstreut und hauptsächlich dazu verwandt, Gehorsam zu erzwingen, daß kein Zucker fabricirt oder andere Producte zum Verkauf gebracht werden dürfen, ohne die specielle Er-

Digitized by Google

mächtigung durch die Machthaber der Revolution. Wo dieses Verbot verletzt wird, werden die Zuckerrohrplantagen durch Inbrandstecken vernichtet und die werthvollen Maschinen der Zuckerfabriken mit Dynamit gesprengt. Bis jetzt ist dies bereits in einigen fünfzig Fällen erfolgt.

Wie schon erwähnt, beschränkt sich die spanische operative Heerführung auf Cuba auf die reine Defensive. Keine übereinstimmende Action irgend welcher Art erfolgt, um die von Maximo Gomez und Antonio Maceo commandirten Divisionen des Insurrectionsheeres anzugreifen oder zu vernichten, und was die letztere betrifft, so besteht die einzige in den spanischen Militärkreisen verfolgte Idee darin, sie in der Provinz Pinar del Rio einzuschließen und die Vereinigung dieses Theils der Aufständischen mit dem von Maximo Gomez zu verhindern. Den außerhalb der betreffenden Verhältnisse Stehenden drängt sich daher vom allgemeinen strategischen Gesichtspunkte aus die Frage auf, ob ein Oberbefehlshaber mit 175000 Mann unter seinem Befehl gegenüber 40000 nicht mehr und auf andere Weise zu unternehmen vermag. Allerdings ist Cuba ein Land so groß wie das Königreich Bayern und die Schweiz zusammen und von sehr gebirgigem Charakter, so daß die Verhältnisse ein Ausweichen der Insurrectionstruppen vor jedem entscheidenden Angriff ungemein begünstigen und ein Kesseltreiben auf dieselben kaum durchführbar ist. Immerhin aber sollte man annehmen, daß einzelne größere Raids gegen einzelne Insurgentenschaaren von Erfolg begleitet und zu deren allmäligen Vernichtung führen könnten. Wie der Krieg jedoch jetzt geführt wird, erhält die Insurrection vollauf Zeit und Gelegenheit, sich immer fester zu organisiren und zu entwickeln. Jedenfalls befriedigt diese verhältnißmäßige Unthätigkeit der spanischen Armee die Freunde Spaniens, die wie z. B. England wünschen, daß es siegreich aus den cubanischen Wirren hervorgehen möge, nicht, und noch weniger stellt diese Politik die loyalen Unterthanen Spaniens auf Cuba zufrieden, für die werthvolles Eigenthum und andere Interessen auf dem Spiele stehen und die nun den absoluten Ruin vor der Thüre sehen. Daß die Position Maceos und seiner 11000 Mann in Pinar del Rio nicht von so verzweifelter Beschaffenheit ist, wie die spanischen Behörden das Publicum glauben machen wollen, geht aus dem Resultat des Pardon-Anerbietens des Generals Weyler für alle Rebellen, die sich den Behörden stellen würden, hervor. Dies Anerbieten erfolgte am 23. April und erlosch mit dem 13. Mai. Jedoch nur in wenigen vereinzelten Fällen wurde von ihm Gebrauch gemacht, während die Masse der Insurgenten nicht davon berührt wurde und offenbar durch die durch die Insel gezogene verschanzte Linie, die ihnen das Passiren nach den östlichen Districten sperren soll, nicht eingeschüchtert wird. Im Uebrigen streifen die Insurgenten nach Belieben der Länge und Breite nach durch die Insel, mit alleiniger Ausnahme der von spanischer Garnison besetzten Städte und befestigten Posten. Mit Ausnahme dieser Plätze und den Stellen, wo spanische Truppen lagern, haben die Spanier die Herrschaft und Jurisdiction auf der Insel eingebüßt. Eine viertel Meile von den Garnisonstädten und befestigten Posten befinden sich allerwärts bewaffnete Insurgenten. Diese Lage der Verhältnisse aber hat die Bedeutung, daß Spanien die Macht, das Leben und Eigenthum zu schützen, auf Cuba verloren hat. Zwar erscheint es nach zuverlässigen Berichten von dort nicht unmöglich, daß das Mutterland das verlorene Terrain wieder gewinnt; allein in Madrid scheint man sich über die derzeitige factische Lage auf Cuba nicht völlig klar zu sein, sowie darüber, daß die zur Zeit verfolgte rein defensive Haltung schlimmer als jede und vielleicht der Vorläufer ernster Niederlagen ist. Die schöne trockene Wintersaison ist nun vorüber und damit die Gelegenheit zur Führung eines Offensivfeldzuges verloren. Der sehr ungesunde Sommer mit seinen unvermeidlichen und dauernden gelben Fieberanfällen ist vor der Thür, die Regenperiode beginnt im Monat Mai und alle Straßen werden alsdann für militärische Operationen unpassirbar. In den nächsten sechs Monaten haben die Spanier daher nur sehr wenig Aussicht, durch Waffengewalt Etwas auszurichten, sie sind zum Abwarten und zum Ertragen des ungesunden Klimas, sowie der beständigen Beunruhigung durch den Parteigängerkrieg der Insurgenten genöthigt. Für die Cubaner aber besitzen die Sommermonate keine Schrecken. Sie sind dem gelben Fieber nicht ausgesetzt, noch leiden sie unter schlechtem Wetter in dem Maaße wie die Spanier und andere Ausländer. Fast täglich werden in Havanna Telegramme aus Madrid veröffentlicht, in denen sich die Minister als völlig befriedigt mit dem Gange der Dinge in Cuba aussprechen; allein die factische Lage auf der Insel entspricht diesem Vorgange keineswegs und scheint nur geeignet, eine Selbsttäuschung darüber zu begünstigen. Inzwischen gehen Handel und Wandel in erschreckender Weise zurück, der Gesammtexport sank von 290 Millionen Francs auf ca. 96 Millionen. Die Insurgenten zerstörten die Eisenbahnen an vielen Stellen und verbrannten viele Millionen an Werth an Plantagen und anderen Besitzthümern. Unter diesen Umständen erscheinen die standrechtlichen Erschießungen, die General Weyler anordnete, nur gerechtfertigt, da jeder hierbei oder mit den Waffen in der Hand ergriffene Insurgent ein Empörer ist, der das Leben verwirkt hat. General Weyler war somit auch im Recht, die nordamerikanischen Freibeuter, welche den Insurgenten Waffen zuführen wollten, vor ein Militärtribunal stellen zu wollen, und nur mit Rücksicht auf die in den Vereinigten Staaten und deren Congreß vorhandene Strömung gegen die Wiederbefestigung der Herrschaft Spaniens auf Cuba ließ die spanische Regierung jene Freibeuter vor ein Civiltribunal stellen. Nächst dem wachsenden Widerstande der Insurrection droht Spanien überdies deren Anerkennung als kriegführende Partei durch die Vereinigten Staaten, sowie selbst eine Intervention derselben, falls die Anhänger der cubanischen Autonomie im Congreß die Oberhand gewinnen. Die Gesammtlage der Dinge auf Cuba steht daher für Spanien sehr ungünstig, und es erscheint selbst fraglich, ob es ihm gelingen wird, mit dem für den Herbst in Aussicht genommenen Nachschub von 50—60 000 Mann wieder zum Herren einer seiner reichsten Colonien, „der Perle der Antillen", zu werden und dort seine Herrschaft auf Grund weitgehender politischer Concessionen dauernd wieder zu befestigen.

Volksthümliche Universitätsvorträge.

Von Professor G. Hamdorff.

Im Herbste 1895 hat die Hochschule zu Wien einen wichtigen Schritt gethan, eine neue Bahn betreten, auf der ihr demnächst die Hochschulen von Prag, Innsbruck, Graz folgen werden. Sie läßt von Universitätsprofessoren planmäßige Vorlesungen für Jedermann halten, der das Bedürfniß empfindet sich weiterzubilden, und mehr denn 5000 Lernbegierige haben im Laufe des Winters diese Gelegenheit benutzt, ihr Wissen auf den verschiedensten Gebieten zu bereichern.

Die Wiener Hochschule ist nicht die erste, die auf diese Weise dem allenthalben sich regenden Bildungsdrange des Volkes entgegenkommt. Vorangegangen sind die englischen Universitäten von Cambridge und Oxford, die ursprünglich viel ausschließlicher als die Hochschulen anderer Länder, zuerst ihre Aufgabe richtig erkannten: mitzuarbeiten an der Vertiefung der gesammten Volksbildung. Schon im Jahre 1873 richtete die Universität Cambridge in mehreren Städten des Landes volkthümliche Vorlesungen ein; 1876 bildete sich zu demselben Zwecke in London eine besondere Gesellschaft The London Society for the Extension of University

Digitized by Google

Teaching; 1878 folgte Oxford und, nachdem noch die Victoria-Universität zu Manchester hinzugetreten ist, werden in einer großen Zahl englischer Städte den ganzen Winter hindurch nach einem vorher festgesetzten Plane Lehrgänge in den mannigfaltigsten Gebieten abgehalten, sechs bis zwölf wöchentliche oder vierzehntägliche Vorlesungen unter Zugrundelegung eines Leitfadens (syllabus), mit folgenden Erörterungen (class), schriftlichen Ausarbeitungen (weekly exercise) und — nach Belieben auch Schlußprüfungen. Das ist in wenigen Worten die „University Extension", die aus kleinen Anfängen, den Vorlesungen eines Cambridger Hochschullehrers, James Stuart, zu mächtigem Umfange angewachsen ist. Wer sich genauer darüber unterrichten will, dem sei besonders das Buch des Amerikaners James Russell empfohlen: „die Volkshochschulen (Extension of University Teaching) in England und Amerika," deutsch mit Anmerkungen von O. Beyer, Leipzig, Voigtländer).*) Erwähnt sei nur (nach dem Jahresberichte des Oxforder Ausschusses für 1894—95), daß die Oxforder Universität vom September 1894 an in 160 Vorlesungsorten (centres) von 29 Vortragenden 1544 Vorlesungen halten ließ; die Zahl der Theilnehmer betrug 20 809, für jeden Lehrgang durchschnittlich 129. Im Ganzen genießen in England alljährlich etwa 60 000 Männer und Frauen aller Berufsarten, zum guten Theil Fabrikarbeiter den Unterricht von Hochschullehrern in ihrem eigenen Wohnorte: die Universität hat sich in der That über das ganze Land ausgebreitet.

In derselben Weise arbeitet seit 1890 Philadelphia an der Vorbereitung von Volksbildung, 1891 ist New-York gefolgt, 1892 die neue Universität zu Chicago. Auch die Universitäten der andern nordamerikanischen Staaten sind in gleicher Weise bei der Arbeit. Die großartigste Veranstaltung aber ist die Sommerschule am Chatauqua-See im Staate New-York, die 1878 eröffnet, jeden Sommer während der sechswöchigen Unterrichtszeit von etwa 8000 Menschen besucht wird.

Auf dem europäischen Festlande hat zuerst die belgische Universität Gent 1892 volksthümliche Vorlesungen im Lande veranstaltet. Die scandinavischen Hochschulen, zuerst Upsala 1893, haben zunächst Sommerkurse für Jedermann eingerichtet. Die meisten Theilnehmer sind allerdings Volksschullehrer und Lehrerinnen und Lehrer und Leiter der Volkshochschulen, die in Dänemark seit 1844, in Norwegen seit 1864, in Schweden seit 1868 besonders dem Bauernstande eine umfassendere Bildung, eine allgemeine wie fachliche zu schaffen bestrebt sind.**)

Bei uns in Deutschland haben die Hochschulen zunächst nur für die Lehrer, die von ihr vorgebildet worden sind, Fortbildungskurse eingerichtet, zuerst Jena, das so oft schon bahnbrechend vorgegangen ist, im Jahre 1889, dann Berlin und Göttingen für Naturwissenschaft, Greifswald für Französisch, Halle für Volkswirthschaft, Bonn und München für Alterthumswissenschaft. Göttingen veranstaltet auch Lehrgänge für Lehrerinnen der neueren Sprache. Noch weiter aber hat wiederum Jena das Gebiet ausgedehnt; es bietet jetzt Lehrern und Lehrerinnen jeder Schulgattung, ferner auch anderen Bildungsbedürftigen, Inländern wie Ausländern, drei Wochen hindurch Vorlesungen und Uebungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Gesundheitslehre, der Seelenkunde und Erziehungslehre, der Sprachkunde, der Geschichte und des Schriftenthums und erfreute sich im Sommer 1895 des Besuches von 86 Zuhörern. (Die schwedischen Hochschulen zählten etwa 300, Oxford in den ersten Jahren 1000, im letzten Jahre 600 Theilnehmer der Sommerkurse.)*)

Doch wenden wir uns nun zu den Wiener Veranstaltungen, die vielleicht für die deutschen Hochschulen vorbildlich werden können. Die Anfänge liegen schon mehrere Jahre zurück, und dem Wiener Volksbildungsverein gebührt der Ruhm, den Weg gewiesen zu haben. Seit dem Jahre 1887 veranstaltet dieser rührige Verein neben Volksunterhaltungsabenden (Concerten, Vorträgen aus Dichterwerken u. a.) rein belehrende Vorträge für Jedermann unentgeltlich: im ersten Jahre 1887/88 in 10 Bezirken 28, im letzten, über das ein Bericht vorliegt, 1894/95, in 15 Bezirken 274. Die Zahl der Besucher dieser 274 Vorträge aus allen möglichen Gebieten, (Naturwissenschaft, Gesundheitslehre und Heilkunde, Schriftenthum, Länderkunde, Volkswirthschaft, Geschichte, Kunst- und Culturgeschichte, Rechtslehre, Buchführung) betrug 76 600 Personen.

Seit dem Winter 1893/94 bietet der Verein auch Vorträge für Lehrlinge, im vorigen Jahre deren 12, die im Ganzen von 1954 Lehrlingen besucht wurden. Auch die Vorträge in den Arbeiterbildungsvereinen, mit deren Unterrichtsverbande sich der Bildungsverein im Jahr 1893/94 in Verbindung setzte, wurden gut besucht, wenn auch Anfangs in Wien wie an andern Orten das Mißtrauen überwunden werden mußte, als verfolgten die Unternehmer irgend welche Parteizwecke. Doch zeigte sich schließlich auch in Wien, daß gerade in den Arbeitervereinen ein lebhaftes Bedürfniß nach ernsten wissenschaftlichen Vorträgen empfunden wird. Für das rege Bildungsstreben der Handarbeiter spricht auch die Thatsache, daß von diesen besonders wissenschaftliche Werke den Volksbüchereien entliehen werden, während die Studenten am meisten die Werke der classischen Dichter lesen.**)

*) Auch der Wiener Professor E. Reyer behandelt in seinem kleinen, aber inhaltreichen „Handbuche des Volksbildungswesens" (Stuttgart, Cotta, die englischen und amerikanischen Volksuniversitäten.

**) In der richtigen Erkenntniß der großen Bedeutung gerade dieser Bauernhochschulen hat namentlich Professor Rein (Nr. 13 der Gegenwart 1895) die Einrichtung ähnlicher Bildungsanstalten in Deutschland angeregt, hat sich aber dadurch nur die Angriffe eines preußischen Landrathes zugezogen, der in den dänischen Volkshochschulen bloß Veranstaltungen erblickt, um in den schleswigschen Grenzlanden dem Deutschthume Abbruch zu thun. Es soll nicht bestritten werden, daß die erste dänische Volkshochschule zu Rödding in Schleswig 1844 zu dem Zwecke gegründet worden ist, das dänische Volksthum zu stärken und in Schleswig zu befestigen, und die hart an der Grenze liegende besonders gut ausgestattete Schule zu Askov in Jütland lockt gewiß manchen Bauernsohn aus Schleswig hinüber in's dänische Lager. Daraus folgt aber nur, daß auch wir, gerade um das Deutschthum zu fördern, nicht nur hier, sondern in allen Grenzgebieten solche Volkshochschulen errichten. Das sollte sich namentlich der deutsche Ansiedlungsverein zu Rödding gesagt sein lassen, der in dem wiedergewonnenen Lande zur Abwehr der dänischen Umtriebe sich gebildet hat und bereits zahlreiche deutsche Landleute aus Mecklenburg, Pommern, Hannover herangezogen hat. Was den dänischen Bischof Grundtwig veranlaßte für die Schaffung von Jugendschulen aufzutreten, war die Erkenntniß, daß die damals bestehenden Bildungsanstalten, niedere wie höhere, das Volksgefühl nicht genügend pflegten, ja geradezu unterdrückten. Will etwa Jemand behaupten, daß unsre deutschen Schulen in der Pflege des Volksthums Besseres leisten? Es giebt aber, um den Bestrebungen unsrer Nachbarvölker entgegenzuarbeiten, kein anderes Mittel, als das Rückgrat der Deutschen zu stärken durch wirklich volksthümliche Bildung, und was die Volkshochschulen darin leisten, können wir besonders in Dänemark sehen.

*) Die Berliner Humboldtakademie, die schon auf eine sechzehnjährige Arbeit zurückblicken kann, darf zwar auch als eine Nachbildung der englischen University Extension angesehen werden, doch steht sie nicht im Zusammenhange mit der Universität und hat bei Weitem nicht die Theilnahme gefunden, wie die englischen Veranstaltungen oder die Universitätsvorträge in Wien. Reyer giebt (a. a. O. S. 35) eine Zusammenstellung über mehrere Jahre. Danach betrug im Jahre 1882/83 die Zahl der Hörer in 25 Lehrgängen nur 536, im Jahre 1893/94 in 111 Lehrgängen 2666. Und nach dem starken Besuche gerade der Vorlesungen über Literatur und Kunst (1207 von 2666, also 45 %) darf man wohl darauf schließen, daß vielen, besonders Frauen, die Vorträge mehr zur schöngeistigen Unterhaltung als zur Förderung ernster Gedankenarbeit dienen. Dafür spricht auch die Thatsache, daß die Lehrgänge in Geschichte und Culturgeschichte wegen geringer Betheiligung sehr vermindert worden sind; mit den Lehrgängen in Socialwissenschaften zusammen hatten sie im letzten Berichtsjahre nur 310 Theilnehmer. Die Urania hatte in demselben Jahre 131 000 Besucher, darunter aber viele Fremde.

**) Hierbei sei auf die großartige Entwicklung der Wiener Volksbüchereien hingewiesen; auch auf diesem Gebiete sind wir in Deutschland nicht bloß hinter Oesterreich zurückgeblieben. Die erste Wiener Volksbücherei ward am 1. August 1887 in Simmering eröffnet, am Schlusse des Jahres 1894 schon die 21. in Nußdorf. In dieser kurzen Zeit stieg die Zahl der Benutzungen von 4099 auf 404 787, also auf das Hundertfache. Im Ganzen sind seit der Eröffnung der ersten Bücherei (bis

Digitized by Google

Den Uebergang zu planmäßigen Lehrgängen im Sinne der englischen University Extension machten die im Vorstande des Bildungsvereins thätigen oder als Vortragende wirkenden Wiener Hochschullehrer im Winter 1894/95, indem sie unter Führung des Rectors Tschermak das Unterrichtsministerium für die Veranstaltung planmäßiger Fortbildungskurse für Jedermann gewannen. Es gelang auch eine jährliche Staatsunterstützung von 5000 Gulden zu erwirken. Und so halten seit Anfang November nicht weniger als 35 Hochschullehrer außerhalb der Universität in den verschiedensten Theilen der Stadt in den Sälen der Schulen u. a. a. O. Lehrgänge von sechs Vorlesungen ab. Jeder Theilnehmer zahlt für einen ganzen Lehrgang eine Krone. Die Einschreibung erfolgt durch Studenten, die für jeden Vortragsabend $1^1/_2$ Gulden erhalten; ebensoviel erhalten die Aufseher. Die Besoldung der Vortragenden wird durch die Staatsunterstützung bestritten. Sobald der Staat eine größere Summe gewährt, soll die Zahl der Vorlesungen vermehrt werden. Die schon genannten Universitäten von Prag, Innsbruck, Graz haben sich gleichfalls um Unterstützung an die Regierung gewandt. In den andern Städten des Landes sind bis jetzt noch keine Lehrgänge eingerichtet, wie dies in England in so ausgedehntem Maaße geschehen ist. Doch sind auch in Oesterreich solche vorgesehen.

In dem Statut für die Einrichtung volksthümlicher Universitätsvorträge durch die Wiener Universität heißt es: § 1. „Die Wiener Universität übernimmt die Aufgabe durch Einrichtung von volksthümlichen Universitätsvorträgen, welche außerhalb des Universitätsgebäudes abgehalten und in das amtliche Vorlesungsverzeichniß nicht aufgenommen werden, die wissenschaftliche Ausbildung jener Volkskreise, welchen bisher die akademische Bildung unzugänglich war, zunächst in Wien und Umgebung, eventuell aber auch in Nieder-Oesterreich ꝛc. zu fördern."

§ 2. Gegenstand der volksthümlichen Universitätsvorträge sind alle Wissensgebiete, die sich zur volksthümlichen Darstellung eignen, doch sind Vorträge über jene Fragen, auf die sich die politischen, religiösen und socialen Kämpfe der Gegenwart beziehen, oder deren Behandlung zu Agitationen Anlaß geben könnte, ausgeschlossen."

In einer besondern Anweisung wendet sich der Ausschuß an die Vortragenden, um diesen „mit Rücksicht auf die Neuheit und Schwierigkeit der von ihnen übernommenen Aufgabe die Hauptpunkte zusammenzustellen, aus welchen eine Richtschnur für die Art und Weise des Vortrages und des Unterrichtes gewonnen werden kann." . . . „Der Vortragende darf gar keine Kenntnisse (in dem zu behandelnden Wissensgebiete) bei seinen Zuhörern voraussetzen und soll namentlich auch technische Ausdrücke und Fremdworte so lange vermeiden, bis er sie erklären kann. Er wird gut daran thun, überall, wo es angeht, an Vorgänge anzuknüpfen, die den Hörern aus der Erfahrung des täglichen Lebens bekannt sind" . . . „der Vortragende muß frei sprechen, um den dringend nothwendigen innigen Contact zwischen Lehrer und Schüler in jedem Augenblicke aufrecht zu erhalten, um jeden Theil seines Vortrages nach der Auffassungsfähigkeit seines Publicums in jedem Augenblicke ummodeln zu können" . . .

Der Anbahnung eines engern Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler soll auch der Unterricht dienen, der sich regelmäßig im Umfang von einer halben bis zu einer ganzen Stunde an den Vortrag anschließen soll. Der Vortragende soll Fragen stellen, die in der nächsten Woche von den sich meldenden Hörern zu beantworten sind. Er soll die Hörer veranlassen, selbst Fragen zu stellen, die sich auf schwierigere Theile des behandelten oder eines naheliegenden Gegenstandes beziehen. Auch zu schriftlicher Beantwortung von Fragen sollen die Hörer aufgefordert werden.

Zum Schlusse wird den Vortragenden noch besonders an's Herz gelegt: „sie sollen nicht glauben, daß ihre Aufgabe mit dem Vortrage abgeschlossen ist; vielmehr ist ein wesentlicher Theil ihrer Wirksamkeit in die persönliche Berührung mit den Schülern zu verlegen, durch die sie den Unterricht individualisiren und vertiefen und selbst das erlernen können, was für eine fruchtbringende Wirksamkeit das Wichtigste ist: die genaue Kenntniß der Hörerschaft, und durch sie das gewinnen müssen, was die Basis des ganzen Systems einer freiwillig besuchten Schule ist, das Vertrauen der Schüler."

Die Vorträge sind durch die Programme bekannt gemacht worden, die beim Universitätspförtner für zehn Kreuzer zu haben sind, je eins für jeden der drei Abschnitte, in die das Winterhalbjahr getheilt ist: von Mitte November bis Ende December, von Anfang Januar bis Ende Februar, von Ende Februar bis Ende März oder Anfang April. Im ersten Abschnitte fanden 24 Vorlesungen statt, die zum größten Theile im zweiten, zum Theil auch im dritten Abschnitte fortgesetzt wurden; dazu treten im zweiten Abschnitte sechs neue: so, daß die Gesammtzahl wieder 24 betrug; der dritte Abschnitt brachte im Ganzen nur zehn Vorlesungen, darunter eine Wiederholung und nur zwei neue. Die Gesammtzahl der Vorlesungen belief sich auf 58, an 354 Wochenabenden. (Am Sonntage finden nebenher die unentgeltlichen Vorträge des Bildungsvereins statt.)

Die Belehrung erstreckt sich in der That, wie das Statut besagt, auf alle Wissensgebiete: Geschichte, Culturgeschichte, Literatur und Kunst, Erdgeschichte und Länderkunde, Bevölkerungslehre, Verfassungsrecht und gerichtliches Verfahren, Gesundheitslehre und Heilkunde, nebst Krankenpflege, Bakterienkunde, Chemie, Physik, Mathematik, Astronomie, Maschinenbau und Elektrotechnik. Die Inhaltsangaben in den Programmen sind zum Theil sehr ausführlich und können gut zur Vorbereitung und zur Wiederholung dienen, Schriftenangaben unterstützen das selbstständige Weiterarbeiten, einzelne Programme enthalten auch die Fragen, von denen in der Anweisung die Rede war. Einzelne Leitfaden sind kleine Meisterwerke wie die Inhaltsangabe von Dr. Redlich's Vorlesung über Nerven- und Geisteskrankheiten (S. 56—73 des ersten Programms). Es würde zu weit führen auf Einzelheiten einzugehen. Jeder aber, der ein solches Programm zur Hand nimmt, muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß durch diese volksthümlichen Vorträge in Wahrheit dem Volke nützliche Belehrung geboten wird. Und mehr noch: Rückwirkend sind sie wohl im Stande, auch den vorgeschriebenen Schulunterricht so umzugestalten, daß er die Schüler wirklich für's Leben vorbildet. Bis jetzt wird dem Schüler nur immer eingeprägt, deutsch und lateinisch: nicht für die Schule, sondern für's Leben lernt ihr, es glaubt's aber bald keiner mehr. Und auch das wird nicht in unsrer Schule genügend beherzigt, was die Anweisung den Hochschullehrern empfiehlt: an Erfahrungen der Zuhörer anzuknüpfen; dem schönen Baue des Schulwissens fehlt sonst die Grundlage; er schwebt in der Luft, die Stürme des Lebens fegen ihn spielend hinweg, zurückbleibt die graufe Leere. Uebrigens soll durchaus nicht die bloße Nützlichkeit maßgebend sein; auch die Wiener Universitätsvorträge bieten neben Belehrungen über die wichtigsten Lebensfragen, Anregung und Unterweisung auf andern Gebieten des Wissens, der Kunst und des Schönen überhaupt.

Unterricht in den classischen Sprachen fehlt allerdings (während er in den Sommerschulen der englischen Universitäten sich immer größerer Theilnahme erfreut). Wohl aber bietet schon im ersten Zeitabschnitte Dr. Reichel eine sechsstündige Vorlesung über das homerische Zeitalter der Griechen,

Ende 1894) 1 134 639 Bücher entliehen worden. Der Bestand beträgt (Ende 94) 45 000 Bände. In Berlin besitzen die 27 Volksbüchereien 94 998 Bände, verzeichnen aber in den genannten Jahren nur 375 887 Bücherentleihungen. Ein Grund mag in den höheren Leihgebühren liegen: in Berlin 10 Pf., in Wien 4 Pf. ($2^1/_4$ Kreuzer). In Berlin wird jeder Band durchschnittlich kaum viermal im Jahre gelesen, in Wien fast zehnmal.

Digitized by Google

der im zweiten Abschnitte griechische Culturgeschichte folgt mit Führungen in die Akademie der bildenden Künste. Ferner giebt Professor Mekler eine Geschichte des griechischen Dramas mit Proben aus den Werken der Tragiker und der Lustspieldichter, sowie der nachdichtenden Römer und Neueren. Durch alle drei Zeitabschnitte gehen mit je sechs Stunden die Vorlesungen Dr. Hartmann's über die römische Geschichte. Daneben werden auch unsre Vorfahren nicht ganz vernachlässigt. Dr. Much liest im ersten Zeitabschnitte über Leben und älteste Geschichte der Germanen. Dr. Detter erklärt in sechs Vorträgen Goethe's Faust, an sechs andern Abenden liest er mit den Zuhörern Shakespeare'sche Stücke. Im zweiten Zeitabschnitte folgt Schiller's Leben und Werke, daneben eine sechsstündige Vorlesung über altdeutsche Literatur mit Proben aus Beowulf, den Nibelungen, Gudrun. Endlich trägt Professor Riegl im ersten Zeitabschnitte die Geschichte der italienischen Malerei vor, im dritten Dr. Hörnes die Vorgeschichte der Kunst, nachdem er im zweiten Abschnitte die Urgeschichte der Menschen im Allgemeinen behandelt hat, mit Führung in die vorgeschichtliche Sammlung des kaiserlichen Hofmuseums.

Gar nicht vertreten ist die Volkswirthschaftslehre, wenn man von der Vorlesung Dr. Rauchberg's über Bevölkerungslehre absieht, in der naturgemäß auch volkswirthschaftliche Fragen berührt werden. Maßgebend mag hierbei die Bestimmung in den Satzungen gewesen sein: „Alles auszuschließen, was zu Agitationen Anlaß geben könnte." Man kann aber auch auf diesem Gebiete völlig unparteiisch die Zuhörer belehren und, statt sie aufzuwiegeln, beruhigend und ausgleichend wirken. Das beweisen die Erfahrungen, die Dr. Böhmert in Dresden gemacht hat. Der unermüdliche Vorkämpfer für Volkswohl hat in dem von ihm geschaffenen gleichnamigen Vereine im Winter 1893/94 einen „populären Unterrichtscursus in der Volkswirtschaftslehre" in zehn Vorlesungen gehalten, ursprünglich nur für Lehrlinge, dann aber bei der regen Betheiligung auch auf Erwachsene, Männer wie Frauen, ausgedehnt.*) Mit Recht hebt Dr. Böhmert hervor, daß gerade das allgemeine Wahlrecht auch eine gute politische und volkswirthschaftliche Bildung der Wähler verlangt, also einen neuen Unterrichtsplan, der „die Idee einer Alle umfassenden höheren Bildung verwirklicht und die Massen vor Allem über die Bedingungen des gesellschaftlichen und staatlichen Zusammenlebens aufklärt" ... „Am wenigsten kann die Popularisirung der Volkswirthschaftslehre entbehrt werden, weil die Lehre von der Welt der Arbeit und des Verkehrs und von der Production, Vertheilung und Verzehrung der Güter, den die Mehrheit des Volkes bildenden unbemittelten Männern und Frauen, Knaben und Mädchen am nächsten liegt und weil diese Frage schon jetzt von den arbeitenden Classen leidenschaftlich erörtert wird, obwohl gerade die socialen Probleme ebenso sehr mit dem Verstande wie mit dem Gemüthe in großer Ruhe und mit objectiver Berücksichtigung der harten Thatsachen des Lebens erfaßt werden müssen, wenn das Volk vor bitteren Enttäuschungen und vor einer kopflosen Beschädigung seiner wichtigsten Lebensinteressen bewahrt werden soll." Böhmert mahnt dann gerade die Universitäten, hier einzugreifen, dem Bildungsdrange der unbemittelten Classen, auch der Frauen, entgegenzukommen. Er erinnert daran, daß die Gründer der Berliner Universität diese in der schlimmsten Zeit gestiftete Hochschule als ein Mittel schufen, die Geister zu befreien, die Gemüther zu erheben, den Charakter des Volkes zu festigen. Unsere großen Staatsmänner, Gelehrten und Dichter wollten schon damals die Massen zu selbstständigem Denken und Urtheilen und zur Mitarbeit an der Erreichung unserer nationalen und rein menschlichen Ideale heranziehen. Was die Berliner Hochschule zu jener schweren Zeit in dieser Hinsicht geleistet hat, braucht nicht weiter ausgeführt werden, ebenso klar vor Augen liegen die traurigen Folgen des Zurückstauens jenes Freiheits- und Bildungsdranges, der einmal im Volke angefacht war. Jeder weiß, wie bitter sich die Kurzsichtigkeit der Regierenden gerächt hat, da sie die Universitäten wieder beschränkten, deren Verbindung mit dem Volke mehr und mehr lösten und die Aufklärung der Massen über die neu aufgetauchten naturwissenschaftlichen, politischen, religiösen und socialen Fragen dem Zufalle oder unberufenen Volkslehrern überließen. England blieb 1848 von Revolutionen verschont. Den Grund findet Böhmert mit Roscher darin, daß es viertausend Schulen besitzt, in denen die Anfangsgründe der Volkswirthschaft gelehrt werden: die Mechanic Institutions, eine Schöpfung von William Ellis. In demselben Sinne, aber auch auf anderen Gebieten aufklärend und fördernd, arbeitet die University Extension. Und ähnlich könnten auch in Deutschland gerade die Hochschulen wirksam sein. Es wäre nöthig gewesen, meint Böhmert, daß sofort nach dem Abschlusse der deutschen Reichsverfassung eine planmäßige ruhige Belehrung der Menge auf volkswirthschaftlichem und socialem Gebiete erfolgt wäre. Es ist an der Zeit, das Versäumte nachzuholen, um die erschütterten Anschauungen neu zu befestigen, und nicht bloß auf volkswirthschaftlichem, auch auf sittlichem Gebiete. Wir glauben, daß die volksthümlichen Universitätsvorträge, also die unmittelbare Einwirkung der Hochschullehrer auf das Volk ein gutes Mittel dazu sind. Auf das englische Vorbild ist schon 1888 von W. Bode hingewiesen.*) Auch die Comeniusgesellschaft hat bald nach ihrer Entstehung die Errichtung von Volkshochschulen im Sinne der University Extension angeregt und ihre Zeitschriften in den Dienst dieser Bewegung gestellt.**) In neuester Zeit schenkt auch die Tagespresse den englischen und amerikanischen Veranstaltungen eine gewisse Aufmerksamkeit, so die „Tägliche Rundschau."***) Doch der Worte sind genug gewechselt, laßt uns endlich Thaten sehen.

Mögen unsere deutschen Hochschulen dem Beispiele der Wiener folgen und nicht bloß in den Sommer- oder Osterferien drei Wochen hindurch für die akademisch gebildeten Lehrer, sondern auch während des ganzen Winters zusammenhängende Vorlesungen für Jedermann veranstalten, zunächst in der Universitätsstadt, dann aber auch in anderen Städten, wo sich, wie in England, Warrantausschüsse bilden müßten. An Lehrkräften fehlt es nicht, und mancher wenigbemittelte Privatdocent könnte durch diese gutzubesoldenden Vorlesungen Mittel zum Lebensunterhalte erwerben, sich auch bekannt machen, jedenfalls dem Volke mehr nützen, als wenn er schließlich des Broderwerbes wegen sich zum Einpauker verbummelter Candidaten erniedrigt. Zur Unterstützung könnten auch viele von den unbeschäftigten wissenschaftlichen Hülfslehrern herangezogen werden, sie würden gewiß gern dem Rufe der Hochschulausschüsse folgen, wenn sie in den Universitätsstädten und an anderen Stellen Beschäftigung und Lohn und zugleich Gelegenheit fänden, sich wissenschaftlich und beruflich weiter zu bilden, anstatt als Hauslehrer die Sprößlinge adeliger Häuser oder derer, die es sich sonst leisten können, die ausgetretenen Pfade zu den Bildungsaichämtern zu führen, in denen ihre Zöglinge dann nur noch den großen oder kleinen Bildungsstempel aufgedrückt bekommen. Durch die Thätigkeit im Dienste der ausgedehnten Hochschule würden

*) Einen ausführlichen Bericht nebst genauer Inhaltsangabe der einzelnen Vorträge findet man im „Monatsblatte des Vereins Volkswohl" durch alle 12 Nummern des 6. Jahrganges 1894 hindurchgehend. Auch im Arbeiterfreunde 1894 bringt Dr. Böhmert einen Aufsatz darüber, dem die weiteren Ausführungen entnommen sind.

*) „Was können Universitäten und technische Hochschulen für Volksbildung und Arbeiterwohl leisten?" Arbeiterfreund 1888, S. 49 flg. und „Werke freier Volksbildung", ebd. 1890, S. 225 flg.

**) S. Monatshefte der C. G. 1892, S. 64 und Comeniusblätter 1895, S. 67 flg., 1896 S. 2 flg.

***) 1896, 26 und 27: Volksbildung in England und Amerika von K. Techentin; auch Techentin kommt zu ähnlichen Vorschlägen, wie sie im Folgenden gemacht werden.

Digitized by Google

die angehenden Jugendbildner vielmehr lebendige Bildung mitzutheilen lernen im Geiste von Comenius und Pestalozzi. Auch dieser Gewinn ist nicht hoch genug anzuschlagen; denn wir sind weiter denn je von dem Leitbilde der beiden Meister entfernt. Auch unter den angestellten Lehrern finden sich schon jetzt in den Städten und Städtchen Männer genug, die bereit sind, im Dienste der Volksbildung auch außerhalb der Schule zu wirken. Ein schönes Beispiel geben die Casseler Gymnasial- und Realschullehrer, an der Spitze die Directoren, die auf Anregung des Oberlehrers Sunckel seit dem Herbst vorigen Jahres allwöchentlich Volksvorlesungen halten aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Geschichte und Literatur wie der Kunst. Auch die deutsche Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung verfügt über einen ganzen Stab solcher Helfer, besonders aus Lehrerkreisen; das letzte Verzeichniß zählt über 150 Vortragende auf, die bereit sind gegen entsprechende Vergütung außerhalb ihres Wohnortes gemeinverständliche Vorträge zu halten. Gern zeigen sich auch jüngere Aerzte geneigt, über Gesundheitslehre, Krankenpflege und Anderes zu belehren; der Beruf des Arztes ist ja auch, Krankheiten zu verhüten — das Heilen ist in der Regel schwerer. Nicht vergessen wollen wir die Referendarien und die jungen Assessoren, die das Volk über Verfassung und Gesetze, auch über Volkswirthschaft und Gesellschaftswissenschaft unterrichten könnten. Gerade diesen Männern, die am meisten Gefahr laufen, dem Volke fremd zu werden und als Richter mitunter Entscheidungen fällen, die dem Rechtsgefühle des Volkes geradezu in's Gesicht schlagen — Beispiele brauche ich nicht anzuführen — gerade diesen, zu den höchsten Stellen im Staate Berufenen ist eine bessere Kenntniß des Volkes nöthig, gegründet auf dem zwanglosen Umgange, wie ihn gerade die gemeinverständlichen Vorlesungen mit folgenden Erörterungen ermöglichen.

Zum Schlusse sei noch auf die Veranstaltungen in Frankfurt am Main hingewiesen, wo sich Stadtrath Dr. jur. Flesch in Verbindung mit dem Chemiker Opificius an die Spitze eines Ausschusses für Volksvorlesungen gestellt hat, der aus mehreren Gelehrten und den Vertretern der meisten Arbeitervereine besteht. Das freie Hochstift, die Logen und andere Gesellschaften haben die nöthigen Geldmittel zusammengebracht, auch die Stadt giebt jetzt einen Zuschuß von 1000 Mark, so daß der Ausschuß über 2000 Mark jährlich verfügt. Dafür werden nun seit dem Jahre 1890 jeden Freitag Abend in der Stadthalle Vorträge bez. Vortragsfolgen aus verschiedenen Gebieten des Wissens und auch der Kunst veranstaltet. Seit dem letzten Winter (1894/95) finden auch im Stadttheater und im Opernhause billige Theatervorstellungen statt, denen erläuternde Vorträge in der Stadthalle voraufgehen. Die Vorlesungen wie die Vorstellungen sind gut besucht; die Zuhörerschaft besteht zum größeren Theile aus Arbeitern, zum kleineren aus Handwerkern, Unterbeamten, Kaufleuten, Volksschullehrern u. s. w. Auch Frauen nehmen an den Vorlesungen Theil, die unentgeltlich sind, und denen seit dem Winter 1893/94 ein zwangloses Zusammensein folgt, um den Theilnehmern Gelegenheit zu weiterer Aufklärung über einzelne Punkte zu geben. So haben wir auch hier die Anfänge zu Einrichtungen ähnlich den englischen und amerikanischen und anscheinend ganz unabhängig von diesen. Derartige Bildungsbestrebungen liegen überall gleichsam in der Luft. Es kommt nur darauf an, dem neuen Wesen zu der rechten Gestaltung zu verhelfen. Möge das bald allenthalben gelingen!

Literatur und Kunst.

Jules Lemaître.

Von A. Brunnemann (Paris).

Unter den namhaften Feuilletonisten und Kritikern der hervorragenden französischen Journale und Revuen nimmt Jules Lemaître unstreitig die erste Stellung ein. Er hat seinen weit älteren Collegen Francisque Sarcey, der einst viel galt, längst überholt, weil er weit mehr Tiefe und Schärfe des Geistes mitbringt und sich nicht allein damit begnügt, sein Publicum mit mehr oder weniger geistreichem, oberflächlichem Geplauder zu unterhalten. Er will ihm vielmehr ein Sittenbild im Spiegel der modernen Literatur vorführen und seinen Antheil an dem stetigen Wandel und Wechsel großer Zeitfragen und Ideen erwecken. Er selbst nimmt das regste Interesse an denselben, denn er ist einer der lebhaftesten und intelligentesten Geister seiner Zeit. In schaffenskräftigem Mannesalter stehend (geb. 1853), blickt er schon auf eine vielseitige, an literarischen Erfolgen reiche Thätigkeit zurück.

Vor Beginn seiner journalistischen Laufbahn in Paris, hatte er sich bereits in seiner Stellung als Professor in Grenoble als trefflicher Kenner der alten und der französischen Literatur hervorgethan und auch als Dichter einigen Ruhm erworben. Seine Gedichte, unter dem Titel „Petites Orientales“*) erschienen, kennzeichneten ihn als Geistesverwandten des gefeierten Dichters Sully Prud'homme. Es sind zarte, melancholische Verse, in denen sich ein tiefes Empfinden ausspricht. Der Poet klagt über die zu früh verlorene Harmlosigkeit der Jugend und hat noch nicht die Kraft in sich gefunden, sich aus diesen weltschmerzlichen Stimmungen zu reißen und zu befreiender That aufzuraffen. Jene Gedichte tragen trotz aller Poesie am meisten den Stempel der Jugendlichkeit unter Allem, was Lemaître geschrieben.

In Paris debütirte er mit einem Essay über Ernest Renan (Contemporains I. Serie S. 193). Der junge, ehrliche Schriftsteller sprach darin offen sein Staunen und seine Entrüstung über den berühmten Philosophen aus, der auf alles bestehende Gute, auf alle Hoffnungen der Menschheit seinen zersetzenden Zweifel richtete und dabei noch heiter sein konnte. Trefflich schilderte er die Vorlesungen des großen Gelehrten im Collège de France und die in's Herz schneidende Heiterkeit, mit welcher der selbstzufriedene, joviale Greis allmälig alle Seelenfreude, alle Moral untergrub.

Der Artikel erregte gewaltiges Aufsehen, denn Ernest Renan übte damals den größten Einfluß auf die Geister Frankreichs aus. Fremde strömten zu seinen Vorlesungen herbei und bewunderten ihn staunend. Die öffentliche Aufmerksamkeit lenkte sich sofort auf den kühnen, bis jetzt noch ziemlich unbekannten jungen Mann. So sah dieser mit einem Schlage seinen Platz als Modeschriftsteller, Feuilletonist und Kritiker gesichert. Der Provinzler bildete sich nun schnell zum vollkommenen Pariser aus. Mit einer ihm in staunenswerthem Maaße eigenen Gewandtheit des Geistes, verstand er, in alle modernen Strömungen des literarischen Lebens einzudringen, von denen die meisten nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sind. Da er ein durchaus subjectiver, für alle Eindrücke ungemein empfänglicher Geist ist, so mußten ihn alle die widersprechenden Erscheinungen, die sich auf der Riesenoberfläche eines Centrums wie Paris wahrnehmbar machten, Anfangs zu mannigfachen Widersprüchen veranlassen, ehe er zur inneren Reife und Klarheit gelangte, und die gesunde Richtung einschlug, die uns jetzt in seinen Schriften so wohlthuend berührt.

Diese innere Entwickelung verdient eine kurze Beachtung;

*) Petites Orientales. Les Medaillons. (Lemerre Paris).

Digitized by Google

sie spiegelt sich in Lemaître's ersten Werken wieder und wird das Verständniß all seiner Schriften erleichtern.

Anfangs überwältigt ihn das Pariser Leben. Er verliert den inneren Halt und wird sogar einigermaßen vom Skepticismus Renan's angesteckt — wenigstens goß er manchen Tropfen von dem Gift, das der große Gelehrte in die Welt gebracht, in seine Billets du matin, die er gelegentlich der Weltausstellung von 1889 veröffentlichte. Auch er schien die Schaffenslust, den Seelenfrieden, die Gewißheit einer Moral und eines höheren Zieles der Menschheit zerstören zu wollen. Doch je mehr er mit seiner Vorliebe für feine Seelenanalysen in das Gefühlsleben des modernen Menschen eindrang, desto mehr ward er von Mitleid für denselben ergriffen. Zunächst faßte er, einer Moderichtung gehorchend, diese neue Empfindung ganz buddhistisch auf. Er gefiel sich darin, ohne Glauben und Hoffnung zu besitzen, über die leidende Menschheit ein sanftes Mitleid hinströmen zu lassen, in dem er jedoch schon die echte Quelle der Tugend erkannte.*) Durch alles Zweifeln und Verzweifeln hindurch offenbarte sich ihm endlich, daß die Menschenseele nach etwas suchen muß, das größer ist, als sie selbst: nach einem Ideal.

Jetzt machen die Schriften des Grafen Tolstoi einen überwältigenden Eindruck auf ihn. Beim Lesen der „Macht der Finsterniß“**) ist es ihm, als ob er die Menschheit von Neuem entdecke, er faßt wieder das größte Zutrauen zu ihr. An ihre natürliche Güte glaubend, ist er überzeugt, daß wir das Gute nur deßhalb suchen müssen, weil es ursprünglich in uns wohnt. Zwar steht Lemaître noch nicht auf der Höhe seiner Entwickelung, doch begrüßen wir in ihm einen Denker, der allen pessimistischen Zweifeln, allen egoistischen Forderungen des Individualismus zum Trotz warm für die höchsten Ziele der Menschheit eintritt. Diese höchsten Ziele und den Heroismus aufopfernder Tugend, der leider in den Werken der neuesten französischen Dichter immer seltener wird, hebt er stets rühmlichst hervor.***)

Das führt uns auf seine Thätigkeit als Feuilletonist und Kritiker.

Seine Stärke liegt in seiner unvergleichlichen feuilletonistischen Begabung. In den bis jetzt erschienenen 13 Bänden; Impressions de Théâtre†) und Contemporains††) hat er alle Essays, Bücherbesprechungen und Kritiken gesammelt, die er seit Beginn seiner Thätigkeit in den Pariser Zeitschriften (er ist u. A. ständiger Kritiker des Journal des débats) veröffentlichte. Nichts hat sich in der literarischen Welt ereignet, was nicht von ihm beachtet und besprochen worden wäre, und diese Bände gehören zu den lehrreichsten und unterhaltendsten, was man über die zeitgenössische Literatur (nicht bloß die französische, sondern die nordische, russische, italienische und deutsche in ihren Haupterscheinungen mit inbegriffen) lesen kann. Man staunt über die Leichtigkeit, mit welcher Lemaître versteht, in die verschiedensten Gedankenrichtungen einzudringen — alle Werke ziehen vor seinem Geiste vorüber und graben sich in seine fabelhafte Erinnerungsfähigkeit ein — keines verfehlt, einen Eindruck zu hinterlassen — sei es anziehend oder abstoßend.

Freilich ist seine Kritik durchaus subjectiv und in Folge dessen wäre er von deutschem Standpunkte aus durchaus nicht als Musterkritiker hinzustellen. Es muß indeß bedacht werden, daß die feuilletonistische Kritik der Franzosen überhaupt ein ganz subjectives Gepräge trägt. Unter seinen Collegen aber nimmt Lemaître den ersten Rang ein, denn er besitzt einen weiten, unbefangenen Blick und ist völlig frei von kleinlichen Vorurtheilen. Er docirt nicht trocken vom Lehrstuhle herab, sondern bewegt sich mitten im Strome des ewig wechselnden Pariser Lebens, deßhalb ist er immer überraschend neu und fesselnd.

Allen Dingen weiß er die interessanteste Seite abzugewinnen und versteht es, diese an's Licht zu ziehen. Mit dem größten Genuß liest man seine Besprechungen von Werken der neuesten Zeit — weniger Freude erwecken seine Beurtheilungen der Classiker. Hier will er mehr als das Althergebrachte sagen, und sein „esprit“ ist gesucht; er gefällt sich in Paradoxen. Es fehlt ihm auch am nöthigen Ernst, sich in ältere Anschauungen zurückzuversetzen. Der moderne Mensch allein interessirt ihn, mit dem er leben und sprechen kann. Aller objectiven Beobachtung ist er abhold und spricht es offen aus: „Ich liebe nur das Ich in mir oder Anderen; ich bin kein vollkommener Kritiker, sondern ein Mensch wie alle Anderen, denn die vollkommene Kritik soll nur die abstracte Schönheit, vom persönlichen Gefühl losgelöst, lieben.“ Den Vorzug giebt er immer einer Poesie, die das Gefühl sehr anregt und träumerisches Empfinden wachruft. Er ist Impressionist im wahrsten Sinne des Wortes, deßhalb übt Alles, was er schreibt — und wäre es auch von gewissen Gesichtspunkten aus bisweilen zu verurtheilen — einen eigenthümlichen Zauber auf uns aus. Man wird fortgerissen von seiner begeisterten Liebe für das Gute und Edle, für die Schönheit der Poesie, die uns über die immer mehr überhand nehmenden Häßlichkeiten der Naturalisten hinweg in erhabenere Regionen des Fühlens und Denkens erheben will.*)

Wenn er sich bisweilen zu widersprechen scheint, so liegt es, wie bereits früher erwähnt, daran, daß er selbst die widersprechendsten Eindrücke in sich aufzunehmen gezwungen ist und daß er, gegen Alles außergewöhnlich empfindlich, diese Empfindung oft wiedergeben muß, ohne schon Herr über sie geworden zu sein. Die moderne Psychologie stellt ihn vor eine Menge der schwierigsten Probleme; die heutige Literatur, der nichts mehr heilig ist, ruft ihn zum Schiedsrichter für Conflicte an, die mehr die Feinheit des Gefühls, als den Scharfsinn des Denkers erfordern, und „ohne Strenge, ohne Pedanterie, ohne Moral zu predigen, ohne eine Spur von Stärke, ohne je seinen liebenswürdigen Ton zu verlieren, hat Lemaître“ — so sagt Edouard Rod**), der bedeutende Schweizer Kritiker von ihm — „über all diese moralischen Fragen viel treffliche Worte ausgesprochen, die oft von feinstem Seelentact zeugen.“

Als Dramatiker trat Lemaître zum ersten Male im Jahre 1889 mit dem Schauspiel Révoltée vor die Oeffentlichkeit. Sein Inhalt ist kurz folgender:

Die Gräfin de Voves, die einem Weltmanne einst ohne Liebe ihre Hand gereicht, besitzt eine Tochter Helene, die, einem unerlaubtem Verhältnisse entsprungen, in einem entlegenen Provinzkloster erzogen worden ist. Helene, die das Geheimniß ihrer Geburt nicht kennt, gilt als entfernte Verwandte der Gräfin und läßt sich, um aus dem Einerlei des Klosterlebens heraus und nach Paris zu kommen, von dieser an den braven Professor Pierre Rousseau verheirathen. Jetzt zaudert die Gräfin erst recht, sich Helenen als Mutter zu entdecken, denn ihr rechtmäßiger Sohn André, ein junger Mann von strengsten Grundsätzen, ist der alte Schulkamerad und beste Freund des Professors. Bald würde er so den einstigen Fehltritt seiner Mutter erfahren, die davor zittert, die Achtung des über alles geliebten Sohnes zu verlieren.

Bei Beginn des Dramas finden wir Helene unbefriedigt an der Seite des ungeliebten Gatten. Sie steht in Versuchung, den Liebesbetheuerungen des leichtsinnigen Lebe-

*) „Heureux qui sur le mal se penche et souffre et pleure, car la compassion refleurit en vertu.“

**) Siehe Impressions de Théâtre 1. Bd. S. 269.

***) Siehe u. a. den Artikel über Paul Margueritte's Jours d'Epreuves (Contemporains 5. Bd. S. 30).

†) 5 Bände. Lecène et Oudin. Paris. (Couronné par l'Académie française.

††) 8 Bände. Lecène et Oudin. Paris.

*) Vergleiche den Artikel über Zola: Contemporains. 1. Serie. S. 249.

**) Edouard Rod. Les idées morales du temps présent.

Digitized by Google

mannes Jacques de Bertigny Gehör zu schenken. Ihre gewaltsam unterdrückte Lebenslust fordert ihr Recht. André, der besorgt über das Glück des Freundes gewacht hat, und die Wahrheit ahnt, spricht sich hart gegen seine Mutter über die leichtsinnige junge Frau aus. Madame de Boves ist auf's Tiefste erschüttert. Mit einem Schlage erkennt sie, daß sie selbst Alles verschuldet hat, indem sie ihr Kind in einer traurigen seelischen Vereinsamung gelassen. Sie fühlt ihre alte Schuld doppelt schwer auf sich lasten. Ein ergreifendes Gebet entringt sich ihren Lippen: „Mein Gott, gieb, daß meine Tochter nicht werde, wie ich, damit sich in ihr meine Sünde nicht erneuere und mir immer vor Augen stehe. Zeige mir, indem du sie bewahrst, daß du mir vergeben. Ich brauche ihre Tugend um zu empfinden, daß mir verziehen ward. Sie gesteht André ihren einstigen Fehltritt und giebt sich endlich auch Helene als Mutter zu erkennen. Doch noch verharrt Helene in trotzigem Eigenwillen; ihre zu tief eingewurzelte Bitterkeit tritt nach diesem überraschenden Geständniß erst recht bei ihr zu Tage. Sie ist im wahren Sinne des Wortes révoltée, bis sie sich endlich vor der moralischen Größe ihres edlen Bruders beugt, der sich für sie mit Bretigny schlägt und sie mit ihrer Mutter und ihrem Gatten aussöhnt.

Der Verfasser zeigte hierin zum ersten Male seine Hochachtung vor der wahren sittlichen Größe, obgleich er im Allgemeinen noch allzu große Nachsicht für die Charakterschwäche, namentlich der Frauen, an den Tag legte.

Im Mariage blanc (1891) steht er bereits auf einem hohen moralischen Standpunkte. Es ist an Erfindung das Originellste seiner Dramen. Der Held, ein übersättigter Lebemann, lernt in einem Badeorte ein zartes, lungenkrankes Mädchen kennen. Plötzlich befällt ihn der Gedanke, diesem idealen, einem frühen Tode geweihten Geschöpf einen Schimmer von Lebens- und Liebesglück zu schenken. Er verlobt sich mit Simone und seine erschlafften Nerven finden für eine Weile neuen Anreiz durch das Spielen einer edlen Rolle, in die er sich mit Gewalt hineinredet. Doch weil es nur eben ein Spiel ist, und weil eine edle That christlichen Mitleids nicht vollbracht werden kann, wenn solche Empfindungen dem innersten Herzen fremd sind, so läßt der Verfasser den Versuch seines Helden mit Recht scheitern. Er kann das frühe Hinscheiden der armen kleinen Märtyrerin nicht verklären: ihre schöne Stiefschwester Marthe bietet halb unbewußt die Veranlassung, daß Jacques wieder in seine egoistische Genußsucht zurück verfällt, und Simone haucht, nach dieser Entdeckung grausam enttäuscht, ihr junges Leben aus. Der Autor, der sich zum strengen Richter erhebt, spricht hierbei den schönen Gedanken aus: „Wenn man mit zu viel Geist und Berechnung mildthätig sein will, wenn dieses Verlangen nicht freiwillig aus einem naiven Herzen hervorbricht, so richtet man nur Böses an.“*)

Wir übergehen die Dramen Flipote, Le député Leveau und einige andere unbedeutende Bühnenwerke Lemaître's und richten nur kurz noch unser Augenmerk auf „Le Pardon“, das sich seit Mai 1895 auf dem Spielplan der Comédie française befindet. Der Inhalt ist sehr einfach:

Einer jungen Frau, die sich früher einen Fehltritt zu Schulden kommen ließ, ist von ihrem Gatten auf Zureden einer ihrer Jugendfreundinnen verziehen worden. Die Schuldige fühlt indeß, daß diese Vergebung nur eine äußerliche ist. Ihre Reue und ihr Verlangen nach wirklicher innerer Aussöhnung ist tief und aufrichtig; sie leidet furchtbar unter dem Druck, der auf ihr lastet. Da, inmitten ihrer Seelenqual, entdeckt sie, daß ihr Gatte eben dieser Jugendfreundin plötzlich seine Neigung zugewendet hat und diese Neigung erwiedert sieht. Nun entsteht in ihr eine namenlose Bitterkeit. Sie, die sich so schuldbeladen und nur aus erbarmendem Mitleid geduldet fühlt, muß erfahren, daß ihre Richter, trotz ihres überlegenen Pharisäerthums, nicht besser sind, als sie. Ja, sie sind weit schlechter; sie selbst unterliegt fast unter der Last ihres einstigen Vergehens, während jene sich hinter ihrem Rücken das gleiche Vergehen zu Schulden kommen lassen und sich noch obendrein als Richter aufspielen. Nach einer Scene peinlichster Auseinandersetzung gelangen die Gatten zu dem eigenthümlichen Ergebniß einer endgiltigen Versöhnung. Sie haben Beide gefehlt; eine Schuld hebt die andere auf. Nun soll das Vergangene vergessen sein und sie wollen ein neues Leben beginnen.

Das Stück ist viel angefochten worden; und es läßt sich wohl Manches dagegen einwenden, was uns hier jedoch zu weit führen würde. Es ist wiederum einer Zeitidee entsprungen, unter deren Einfluß zahlreiche moderne Schriftsteller stehen, und die im Vergleich zu der zunehmenden entsittlichenden Literatur nicht die Schlechteste ist: Der Theorie der Vergebung*), die sich zuerst im russischen Roman entwickelt hat. Sie ist eine der Formen, unter welcher der russische Evangelismus auftritt (Tolstoi, Dostojewsky), und die in der modernen Literatur eine Wendung zum Besseren bedeutet. Nicht mehr der kalte, genußsüchtige Egoismus will die Menschen beherrschen, sondern sie wenden sich mit warmer Sympathie ihren Brüdern zu, mit deren Fehlern sie Nachsicht üben, weil sie dieselben entweder selbst theilen, oder stündlich in Gefahr sind, gleichen Versuchungen zu unterliegen. Anstatt den Schuldigen zu hassen, beginnt man, ihn zu beklagen. (In Bourget's Crime d'amour, Paul Margueritte's: Après le divorce u. A. findet sich dieselbe Theorie verkörpert.)

Als Romanschriftsteller ist Lemaître noch zu keiner neuen, überraschenden Wirkung gelangt. Er steht sogar auf diesem Gebiete hinter den bedeutenden Erscheinungen Frankreichs beträchtlich zurück, obgleich er oft weit edlere Gedanken ausspricht. Seine Gestalten haben etwas Verschwommenes; sie sind mehr Menschen des Gefühls als der That! Im Allgemeinen finden wir im Sérénus, wie in les Rois die néo-christlichen Anschauungen wieder, wie sie noch schärfer in den gemüthstiefen kleineren Erzählungen: Charité, Mélie, les Amoureux de la Princesse Mimi u. A. hervortreten.**) Sie verherrlichen die Resignation, die Liebe zum Leiden, die schlichte, naive Güte, die freiwillig aus einem liebevollen Herzen hervorsprudelt.

*) Impressions du Théâtre (Bd. 6. S 336).

*) Vergl. René Doumic, les jeunes (Paris, Perrin): La Théorie du Pardon dans le Roman contemporain.

**) Dix contes (Lecène et Oudin, Paris).

Schöne Frauen.

Von Richard Wulckow.

Zu allen Zeiten und an allen Orten ist Frauenschönheit gepriesen und besungen worden und so manche unvergängliche Perle echter Poesie verdanken wir der lebendigen Wirkung derselben auf das Empfinden des Mannes. Aber nicht nur Dichter, sondern auch Denker und philosophische Köpfe haben sich speculativ mit dem Wesen der Frauenschönheit beschäftigt und sich nach dem Grunde ihrer physiologischen Wirkung gefragt, weil sie sich mit der bloßen unleugbaren Thatsache dieser Wirkung nicht begnügen wollten. Natürlich ohne Erfolg. Denn die Schönheit setzt sich aus vielen zum Theil incommensuraben Dingen zusammen, deren Wesen begrifflich schwer zu fixiren und daher auch nicht in seiner specifischen Wirkung erfaßt werden kann. Von Plato's Versuch, das Wesen des Schönen in seinem bekannten Dialog „Laches“ begrifflich zu

Digitized by Google

erforschen, und festzustellen, wodurch es eigentlich wirkt, bis zu den neuesten ästhetischen Theorieen herab sehen wir nur, von mehr oder weniger wissenschaftlichen Wendungen verziert, das schließliche Eingeständniß, daß dem eigentlichen Wesen der Schönheit wissenschaftlich nicht beizukommen ist. Und so werden wir uns damit begnügen müssen, die Art ihrer Wirkung festzustellen und so weit es thunlich, auch zu erklären.

Unnachahmlich einfach hat Vater Homeros diese Wirkung auf die trojanischen alten Herren dargestellt, die von Ilions Mauern herabblicken und beim Anschauen der nahenden, in strahlender Jugendschönheit dahin wandelnden Helena sich alle plötzlich frohgemuth und verjüngt fühlen. Hier ist sogleich ein wesentlicher Punkt zu beachten. Helena sitzt und steht nicht, sondern sie schreitet, sie wirkt also nicht nur durch ihre Formenschönheit, sondern durch die Anmuth ihrer Bewegungen, die ihr den zauberischen Reiz verleiht. Und Reiz ist eben nach der classischen Erklärung Lessing's „Anmuth in Bewegung". Der bloßen plastischen Formenschönheit kann also die Palme nicht zuerkannt werden, wenn sie auch das Auge des Bildhauers entzückt; von dem höheren Begriff der Schönheit ist unzertrennlich der sich im Aeußern wiederspiegelnde Abglanz des innern Lebens, die Beseeltheit. Wer nicht spricht, nicht denkt und fühlt, sondern nur gut aussieht und dieses Aussehen durch gefällige und entsprechende Kleidung zu heben weiß, der kann nicht im höheren Sinne des Worts schön genannt werden, auch wenn Bau, Glieder und Haltung von classischer Vollendung wären. Die Seele, die vom schönen Körper ausstrahlt, giebt der Schönheit erst Adel und Weihe, und diese höchste Art der Schönheit wird auch stets zugleich die unbefangene, unbewußte Schönheit sein, die sich nicht nach Außen giebt in Pose und gelernter Haltung, sondern sich darstellt als unbewußter Ausdruck der Stimmung und des inneren Lebens. Wer das Glück hat, dieser Art von wahrer Schönheit öfters zu begegnen und ihr näher zu treten, dem wird die Wirkung, die Helena auf die würdigen Männer von Troja übte, völlig begreiflich sein und er wird sie nachempfinden, auch wenn er dem Greisenalter noch fern ist. Und dann erst recht. Die Gegenwart einer schönen Frau macht uns froh und beredt, sie beflügelt Geist und Phantasie, sie giebt uns die Herrschaft über unser geistiges Können, läßt uns unsere tägliche Arbeit und Sorge vergessen und weiß auch das Phlegma in ein rascheres Tempo des Gedankenaustausches zu bringen. Man braucht nicht gerade in den Zeiten rosiger Jugendschwärmerei zu wandeln, um von ihrem freundlichen Entgegenkommen und „Gruß beglückt" zu werden.

Mit der bekannten bündigen Erklärung der Schönheit: „Schön ist, was gefällt", ist nicht viel anzufangen. Denn es kommt doch sehr viel darauf an, wem etwas gefällt. Der Naive, Unverwöhnte urtheilt anders, als der Kenner und berufene Würdiger der Schönheit. Wie es Tausende von Augen giebt, die nicht die echte Schönheit in der Natur oder im Bilde zu erkennen und nachzuempfinden vermögen, weil ihr Auge nicht geschult oder schönheitsblind ist, so giebt es Viele, deren Auge für die Anmuth und Schönheit im lebenden Menschenbilde unempfänglich ist, gleichviel, ob sie in dieser oder in jener Erscheinungsform auftreten. Sie gehen kühl und achtlos an der Schönheit vorüber und bleiben von ihrem Zauber unberührt, der uns täglich in seinen mannigfachen und wechselnden Formen entgegentritt. Wie verschieden ist das Bild, das die geschmückte im Glanze ihrer Schönheit strahlende, ihre Gäste empfangende Frau bietet von dem zarten Interieur, das sie im vertraulichen Gespräch mit dem Gatten zeigt oder im Kreise ihrer Lieblinge sorgend und waltend; und jedes Einzelne anziehend und reizvoll in seiner Art, ein trefflicher und unerschöpflicher Gegenstand für bildnerische und dichterische Darstellung. Während der Maler aber schönheitsdurstig Zug für Zug des Bildes in sich hineinsaugt, um es möglichst getreu vor das Auge des Beschauers zu stellen, läßt sich der Dichter auf Einzelzüge des Bildes nicht mehr ein, wie es die durch Lessing's „Laokoon" ein für alle Mal abgethane descriptive Poesie mit Vorliebe that, sondern er hält sich an die Wirkung und den Eindruck. Und läßt sich einer von den „Großen" wirklich einmal auf Ausmalen von Einzelheiten des Bildes ein, so hat es seine tiefen Gründe und es dient als Nebenschmuck, niemals als Hauptsache. Nach dem ersten Anblicke Gretchen's ruft Faust ekstatisch aus: „Beim Himmel, dieses Kind ist schön, so etwas hab' ich nie gesehen." Und dann heißt es weiter: „Sie ist so sitt- und tugendreich und etwas schnippisch doch zugleich. Der Lippe Roth, der Wange Licht, die Tage der Welt vergess' ich's nicht! Wie sie die Augen niederschlägt, hat tief sich in mein Herz geprägt; wie sie kurz angebunden war, das ist nun zum Entzücken gar."

Faust nennt hier als ersten Impuls seines Entzückens den Ausdruck des kindlich Reinen und Unberührten in ihrem Antlitz und ihre jungfräuliche Scheu, die sich in schnippischer Kürze zeigt; „der Lippe Roth, der Wange Licht" sind die einzigen, die sinnliche Schönheit Gretchen's berührenden Worte. Und in den späteren großen Scenen, beim Lustwandeln in Marthe's Garten und bei der „Katechisation", Scenen, die die Herzen der Beiden mit unzerreißbaren Fesseln aneinander ketten, da vernehmen wir von Faust's Lippen kein Wort, das sich an die äußern Reize des süßen Mädchens wendet, immer ist es die allbezwingende Macht ihrer Unschuld, ihres kindlich-reinen Empfindens und Denkens, ihrer hinreißenden Herzenseinfalt. — Und so wird es in der Wirklichkeit stets sein. Immer wird die geistige und seelische Lebensäußerung der Schönheit das ausschlaggebende Moment bilden und vorzugsweise das Herz des gebildeten Mannes anziehen und bewältigen. Und so meint es auch Goethe in seinem bekannten Wort: „Unter Allem, was als Schönheit Gewalt über den Menschen hat, ist nach der ewigen Ordnung der Welt und der Dinge die Frau das Gewaltigste." Damit meint er nicht die von den Dichtern aller Zeiten und Zungen gepriesene Frauenschönheit an sich, sondern die Schönheit in ihrer Wirkung als die Lebensäußerung des reinen und warmen seelischen Empfindens, die im Bunde mit äußerem Liebreiz, mit Anmuth und froher Unbefangenheit ihre unwiderstehliche Kraft äußert. Wohl mag auch die plastische, statuarische Schönheit an sich wirksam sein, sei es, daß sie die Sinne des empfänglichen Mannes entflammt, sei es, daß sie das geübte Künstlerauge entzückt und begeistert, aber sie wird nicht das Herz zum Herzen ziehen und es in Fesseln schlagen, nicht die geheimnißvolle Wirkung haben von „der Liebe heil'gem Götterstrahl, der in die Seele fällt und trifft und zündet".

Was Goethe in seiner naiv realen Art Faust von Gretchen sagen läßt, deren Liebreiz ihn im Augenblick ganz gefangen genommen hat, das läßt Schiller in seiner hochpathetischen Weise den Don Cesar von Beatrice sagen:

„Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiligster Gewalt;
Wie Zauberkräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geistig zu berühren . . .

Der Dichter weist hier mit seinem flammenden Wort auf jenes innere Leben hin, das sich in Erscheinung, Wort und Geberde kund giebt und uns unwiderstehlich in seinen Zauberkreis hineinzieht; dieses innere Leben aber, das sich ausprägt in der Erscheinung, ist nicht zu denken ohne Herzensgüte, Milde und Harmonie mit sich selbst. Diese durch Güte gekrönte Schönheit der Frau stellt die höchste Blüthe der Gottesgeschöpfe dar. Die Griechen hatten für diese Verbindung das schöne Wort Kalokagathie (Schönheit und Güte),

Digitized by Google

das der deutschen Sprache leider fehlt, dessen Begriff uns aber völlig geläufig ist und das uns die höchste, geläuterte Schönheit bedeutet. Die Wirklichkeit schenkt uns allerdings nur selten den Anblick dieses Schönheitsideals.

Vollkommene Frauenschönheit scheut jede leidenschaftliche Aufwallung und Erregung, besonders die des ausbrechenden Zornes oder Hasses, nicht als ob die Seele dieser Empfindungen nicht fähig wäre oder kühle, vorsichtige Berechnung den Durchbruch derselben nicht zuließe, sondern weil ein der Schönheit eigener Instinct die aufwallende Leidenschaft dämpft und sie der Disciplin der Seele unterwirft. Es ist, als ob die sorgsame Natur die Schönheit ihrer bevorzugten Lieblinge vor jeder Entstellung und Verzerrung des vollkommenen Bildes schützen wollte. Daß der Zorn, die auflodernde Eifersucht und Leidenschaft „die Züge des herrlichen Weibes verschönt", ist zwar eine in Romanen übliche Wendung, sie steht aber für den sorgfältigen Menschenbeobachter mit der Wirklichkeit im Widerspruch. Und wenn wirklich in erregten Momenten die überquellende Empfindung die gewohnte Ruhe und Harmonie zu durchbrechen droht, so findet sie an dem eben erwähnten Instinct und besonders an der gewohnten Ruhe und seelischen Disciplin ihre feste Schranke. Die Gewohnheit einer bestimmten äußeren Form von festem, weisem Maaße weist dem seelischen Affect, der sich wie das flüssige Element in der Form der Bewegungen ausgestalten will, nur einen beschränkten Grad seiner Stärke zu, über das er nicht hinausgehen darf. Und so wird nach dem treffenden Worte Bruno Meyer's „die Schönheit der Bewegung, die wir nach langer, ernster Anstrengung nie zu verletzen uns gewöhnen, ein fester Damm, den wir der Leidenschaft entgegensetzen, diesem verzehrenden Feuer, das unsern Willen und nur zu häufig unser Handeln über das erlaubte Maaß hinauszuschreiten drängt." Aus diesem tiefen Bedürfniß, das Gleichmaß der Seele ungestört zu erhalten und sich vor Erregungen leidenschaftlicher Art zu bewahren, werden die schönen Frauen kaum jemals die Neigung verspüren, sich thätig am öffentlichen und politischen Leben zu betheiligen; sie werden sich aus Bildungsbedürfniß um Staat und Politik kümmern und klare Anschauungen über die politischen Strebungen und Strömungen zu gewinnen suchen; auf eine thätige Rolle aber im öffentlichen Leben werden sie gern verzichten. In jedem Falle dürfte die Zahl dieser schönen Frauen mit ernsten politischen Aspirationen eine recht kleine sein und bleiben.

Schöne Frauen sind stets ein Gegenstand der Verehrung für die Männerwelt gewesen und werden es bleiben. Sie sind der gegebene Mittelpunkt, um den sich die Verehrer der Frauenschönheit schaaren, sei es, um lediglich Herz und Auge zu erfreuen oder Geist und Phantasie zu künstlerischer Thätigkeit anzuregen, sei es auch aus Eroberungslust und Hoffnung auf beglückenden Sieg. In jedem Falle ist die Stellung der Frauen hier eine schwere und oft gefährliche. Die feinfühlige und tactvolle Frau wird freilich mit ihrem klugen Auge und ihrem zarten Empfinden die Art der ihr entgegengebrachten Verehrung erkennen und danach ihr Thun regeln; sie wird weder am unrechten Orte durch Kühle verletzen, noch durch allzu warmes Entgegenkommen Hoffnungen erregen, deren Erfüllung ihr fernliegt. Aber nicht alle schönen Frauen sind so feinfühlig und gewissenhaft; es giebt auch launische, unbeständige und gewissenlose. Und deßhalb muß auf jene gefahrvolle Klippe, an der so manche schöne Frau moralischen Schiffbruch gelitten hat, auf jenes frivole Spiel mit dem Empfinden des Mannes hingewiesen werden, das wir mit dem sehr dehnbaren Worte Koketterie zu bezeichnen pflegen. Ein freundliches und offenes Entgegenkommen gegen die Freunde, unbefangener Gedankenaustausch mit ihnen und Antheilnahme an ihrem Leben und Streben hat mit Koketterie nichts zu thun, und wer diese Aeußerungen einer liebenswürdigen, warmherzigen Frauennatur, welcher Herzlichkeit ein wirkliches, inneres Bedürfniß ist, kokett nennen wollte, der beweist nur, daß er nicht werth ist, dem Kreise einer solchen herzerfreuenden Persönlichkeit anzugehören. Daß sich die Frau ihrer anziehenden Eigenschaften bewußt ist und in einzelnen Fällen je nach dem gegebenen Moment für ihre Freunde ein besonders herzliches und warmes Wort findet, thut ihrem inneren Werthe durchaus keinen Eintrag, so lange ihr Verhalten frei bleibt von Anreiz und Lockung und strenge die Grenze freundschaftlichen Entgegenkommens innehält. Der gebildete, zartfühlende Mann wird diese Grenze achten und dankbar sein für die ihm gewährte Auszeichnung, ohne damit irgend welche frivolen Wünsche zu verbinden; der Leidenschaftliche und Sinnliche wird nicht überrascht sein dürfen, wenn ihm in solchem Falle die wohlverdiente Abweisung seinen Fehler offenbart. Erst da, wo durch Anspielungen und mehr oder weniger verhüllten Anreiz und Herausforderung die Sinnlichkeit des Mannes erregt wird, da darf von wirklicher Koketterie gesprochen werden, und die Frau, die sie ausübte, hat sich damit des Rechtes begeben, die Verkannte und Gekränkte zu spielen, wenn der herausgeforderte Mann die durch die gute Sitte geweihten Schranken mißachtet.

In sehr vielen Fällen sind schöne und zugleich charakterfeste Frauen von gewaltigem Einflusse auf die Seelen und auf die Empfindungsweise der Männer, indem sie durch ihre Tugend und Seelenkraft das Beispiel der Selbstzucht und Entsagung geben. Nur der Lüstling ist diesem heilsamen Einflusse entrückt.

Die Schönheit der Frauen hat, wie das Genie, kein Alter und ist nicht an bestimmte Jahre gebunden. Von der Aspasia bis zur schönen und unbeständigen Ninon de Lenclos und weiter bis zur strahlenden Herzogin von Sagan war die Schönheit oft mit einer überraschenden Dauer verbunden und spottete der Jahre. Die Franzosen haben der schönen Frau de quarante ans ihre besonderen Huldigungen dargebracht, damit aber keineswegs andeuten wollen, daß über jene Altersgrenze hinaus die Schönheit nicht mehr gedacht und gefeiert werden kann. On est jeune, quand on en a l'air (man ist jung, wenn man so aussieht), und dies französische Wort wird nicht nur in Frankreich seine Giltigkeit bewähren.

Man spricht wunderbarer Weise eigentlich nur von „schönen Frauen", sehr selten von schönen Mädchen. Von ihnen sagt man im gewöhnlichen Sprachgebrauch, daß sie hübsch, vielleicht sogar sehr hübsch sind. Es scheint fast, daß mit dem Begriff der „Schönheit" eine gewisse Repräsentation und Stattlichkeit verbunden ist, die den Mädchen meistens noch abgeht. Hört man aber wirklich einmal von einem schönen Mädchen sprechen, so sind ihr fast immer jene beiden Eigenschaften beschieden. Nun giebt es ja auch zweifellos schöne Frauen, denen das Epitheton der Stattlichkeit fehlt, Frauen von zartem Wuchs mit edlen durchgeistigten Zügen und sprechenden Augen, mit Geist, Anmuth und dem zarten Abglanz eines reichen Innenlebens, das den feinen Kenner oft unwiderstehlich anzieht. Aber diese zarteren Wesen werden ihre Verehrer meistens in dem kleinen Kreise jener Männer finden, die eben selbst vorzugsweise geistig angelegt sind und von geistigen und seelischen Interessen beherrscht werden, auch wenn ihnen eine schöne stattliche Persönlichkeit verliehen ist. Der Alltagsgeschmack wird an diesen Damen ohne besondere Aufmerksamkeit vorübergehen und sich für sie mit der nichtssagenden Bezeichnung „interessant" abfinden; für schön werden sie in der Würdigung der Menge nicht gelten.

Wenn auch in unserer rasch bewegten, von tausend Strömungen und Interessen beherrschten Gegenwart die Lobredner der alten guten Zeit einen schweren Stand haben, so hat es doch seine volle Berechtigung, wenn sich das Auge des Verehrers regen Geisteslebens und wahrer Frauenschönheit sehnsuchtsvoll in die ersten Decennien unseres Jahrhunderts zurück wendet, in denen das deutsche Haus den

Digitized by Google

Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in Wissenschaft, Kunst und Literatur bildete, wo geistvolle, schöne Frauen in reicher Zahl die Schätze ihres Geistes und Herzens den Freunden öffneten und ihren Einfluß auf Denken und Empfinden der gebildeten Männerwelt in heilsamster Weise geltend machten. Der Salon, diese Pflegestätte verfeinerter edler Geistesbildung, in der wahre Frauenschönheit in dem oben dargelegten Sinne ihr siegreiches Scepter schwang, ist auf alle Zeit dahin. Mag in diesen Zirkeln auch manche Liebesintrigue angesponnen sein, der die schöngeistigen Frauen der romantischen Periode oft einen allzu pikanten Reiz verliehen, — die geistige Bedeutung dieser eigenartigen Vereinigungen für die Geschichte der deutschen Cultur ist für alle Zeit gesichert.

Es scheint, als ob sich in der Gegenwart die Verehrung schöner und liebenswürdiger Frauen gemindert hätte, als ob der eminent veredelnde und sittigende Einfluß derselben auf die Männerwelt gesunken sei. Wäre dies thatsächlich der Fall, so wäre unsere Decadenz besiegelt, denn die Verehrung, welche die Frau von Seiten der Männer genießt, ist der wichtigste Maßstab für die Beurtheilung einer bestimmten Zeit.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die kleine Märtyrerin.

Von Emilia Pardo Bazan.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von L. Lucca.

Es handelt sich hier nicht um eine jener Creaturen, welche unvermuthet die Presse in Aufruhr bringen, jener, welche in Lumpen gehüllt, abgezehrt von Hunger, starr vor Kälte, mit Striemen und Schürfen bedeckt, oder zerrissen von dem weißglühenden Eisen, das eine wüthige Stiefmutter an ihr zartes Fleisch gelegt, die Polizei, zu später Nachtstunde, in den Straßen aufgreift. Diejenige, von der ich berichten werde, hatte Wäschestücke zu Dutzenden von Dutzenden gestickt, mit Krone und Monogramm gezeichnet, mit Rüschen von echten Valenciennes benäht. Von England sandte man ihr in enormen Schachteln die Anzüge, die Mäntelchen und die Häubchen, auf ihrer Tafel gab es in Fülle nahrhafte Speisen und auserlesene Weine, die Kälte fand sie eingehüllt in Pelze, in Eiderdaunen, und täglich wusch sie ein englisches Kammermädchen mit feinsten Seifen und wohlriechenden Wassern. Im Winter bewohnte sie einen kleinen, mit Tapeten ausstaffirten, mit Oefen und Heizungsröhren reichlich versehenen Palast; im Sommer eine Villa am Strande, mit Parks, Blumengärten, Alleen von hundertjährigen Pappeln, mit Göttinnen aus Marmor, die sich hinabbeugen, um sich, durch den Schleier von Nixenblumen hindurch, in dem Spiegel der Teiche zu betrachten ... Wollte sie in's Freie, so war zu jeder Zeit die Carrosse, das zierliche Phaeton, in Bereitschaft; zog sie es vor, zu Hause Unterhaltung zu suchen, so öffnete man ihr einen Schrank, der mit seltenen Spielsachen angefüllt war, und dann entstiegen ihm, wie einer lebhaften Phantasie die Märchen, wundersame Gegenstände, Schöpfungen der modernen Magie: der in blauem Atlas und mit Goldknöpfchen erglänzende Jockei mit seinem Pferde, das wirklich galoppirt und über Gräben setzt; die Puppe, die den Kopf bewegt und die Augen öffnet und Papa und Mama mit der Stimme eines verhätschelten, wehklagenden Kindchens ruft; die andere Puppe, eine Ballettänzerin, die auf einem Reifen mit Blumen postirt, sich dreht, sich schaukelt, umherflattert, tanzt, mit den Füßen an Glocken anschlägt und zuletzt das Publicum grüßt, indem sie ihm eine Kußhand zuwirft; die elektrische kleine Kutsche, der Seiltänzer, der Violine spielende Affe, die mechanische Nachtigall, welche schlägt, den Kopf schüttelt und die Federn emporsträubt; alle die Automaten, alle die Nachäffungen des Lebens, die um so hohen Preis gekauft werden, um die Kinder wohlhabender Eltern zu zerstreuen.

Doch nichtsdestoweniger kann ich versichern, daß die Kleine, von der ich erzähle, eine Märtyrerin war, daß sie als Märtyrerin starb, und daß ihr Gesicht nach ihrem Tode zwischen den Falten des Musselin-Schleiers deutlicher als je einen bei dem angebeteten, verzärtelten Wesen von zehn Jahren ganz wundersam berührenden Ausdruck von Ernst, von Trübsinn zeigte, eine Märtyrerin, glaubt mir, so sehr Märtyrerin, wie die Verlassenen, die sich in den Januarnächten fröstelnd an der Schwelle eines Thores zusammenducken. Das Leben ist nun einmal so, Jedem reicht es seinen Wermuthskelch, nur ist er bei dem Einen aus ciselirtem Golde, bei dem Andern die bloße Höhlung der Hand. Unerschöpflich ist die Fruchtbarkeit des Schmerzes; die einen Male setzt er seine Kinder in die Welt, auf Betttücher von feinem Linnen, die andern Male auf die Kiesel des Rinnsteines.

Die Tochter betagter Eltern, welche jede Hoffnung auf Nachkommenschaft verloren gaben, die einzige Erbin eines illustren Namens und einträglicher Landgüter, ward sie von ihrem ersten Lebensjahre an das Opfer ihres glänzenden Geschickes. An ihren leisesten Regungen hängend, ihre Athemzüge behorchend, die Schläge ihres unschuldigen Herzchens zählend, so pflegten sie die beiden Fünfziger, wie man im Treibhause die seltene Blume pflegt, die das Opfer des ersten Nordwinds wird. Ein Arzt, den wir keck einen Leibarzt nennen dürfen, hatte eigens das Amt, Steigen und Fallen der physiologischen Functionen des kleinen Wesens zu beobachten. Die Züge wurden verzeichnet, die das Mündchen des Kindleins an der Brust der Amme that. Eine überaus pünktliche Uhr bezeichnete auf die Minute die Dauer des Schlafes, die Zeit des Erwachens, die Speisestunden, die Stunde des Ankleidens, die des Ausfahrens. Ein Thermometer bestimmte den Wärmegrad des Waschwassers; auf einer exacten Waage wurden die Nahrung und die Bekleidung gewogen, entsprechend den Vorschriften, den peinlich genauen Verordnungen des Arztes. Als die Krisis des Zahnens kam, und sich mit ihr Unruhe, Reizbarkeit einstellten, verwandelte sich das Haus in ein Trappistenkloster. Niemand erhob die Stimme, Niemand trat stark auf, um das Kind nicht zu erschrecken, ihm nicht den Schlaf zu rauben. Diese Lebensweise erschien der Hygiene gemäß und wurde demnach schon in Permanenz erklärt. Man hätte diese taubstumme Behausung eine Capelle nennen können, die man dem Gotte des Schweigens errichtet; und das Kind, das mit der eigenartigen Divination, wie sie zuweilen der Kindheit eigen, herausfühlte, daß hier der Lärm kein Echo fände, noch auch das Lachen, war von der Zeit an, in der es zu gehen anfing, schweigsam, folgsam, ernst ... so ernst, so folgsam, daß es einem geradezu in's Herz schnitt.

In einem Punkte jedoch vermochte es nicht zu gehorchen. Beim besten Willen gelangte es nicht dazu, eine gute Gesichtsfarbe, die Farbe des um Johanni reifenden Apfels, eine Farbe, wie sie die Mütter ergötzt, zu haben. Unter seiner glatten, in Folge von Chlorosis durchsichtigen, seidigen Haut schauten zarte Aederchen hervor, und zwischenhinein zeigten sich Stellen, die den leichten Stich in's Gelbe des Marmors hatten. Seine dunkelblauen Augen waren tiefliegend, sein Gesichtsausdruck war ruhig, resignirt, sein Mündchen glich einer entfärbten, bereits welken Rose. Sei es durch die ängstliche Behütung vor dem leisesten Hauch von Kälte, sei es einfach durch die Verschlechterung des Blutes, war die Kleine so erfroren, daß sie bei der stärksten Sommerhitze weiße Wollsachen trug, wobei die gleichfalls wollenen weißen Handschuhe und Gamaschen nicht fehlten. Wenn man sie so ganz weiß, schlank, in steifer Haltung, langsam, ernst einherkommen sah, wichen die frischen launigen Vorstellungen, wie sie sonst die Kindheit einflößt, ganz andern, düstern, von Kloster und Mausoleum. Man wähne nicht, daß die Eltern nicht bemerkten, das Kind sei eines von jenen Lämpchen, die ein Lufthauch auslöscht. So auffällig war ihnen dies, daß sie darauf

Digitized by Google

hin Tag für Tag immer mehr die Spalten verstopften, durch die ein schädliches Lüftchen einzudringen vermöchte. Nachdem sie so das Haus verpanzerten, auswattirten, fütterten, würde der leise Athem des Todes keinen Eingang finden. Komm Watte, komm Wolle, komm Charpie! Hüten wir unser Kindchen, hüten wir es vor jeder Berührung mit der Außenwelt! Ach könnt' es doch die Mutter in ihren Leib zurückversetzen! Ja wäre es nur thunlich, es unter eine Luftpumpe zu stecken oder in dem Ofen zu bergen, in welchem die jungen Hühner ausgebrütet werden.

Durch das Fenster hindurch, die schweren Vorhänge halb öffnend, sah die Kleine zuweilen zerlumpte, ausgelassene Kinder auf der Gasse spielen. Frisch, lachend, lärmend, Leben verbreitend, fielen sich die Kleinen mit einem aus Weidenruthen gefertigten Stierkopf an, oder sie balgten sich geradezu oder bewarfen sich mit Steinchen. Bei dem Landhause, das den Strom beherrschte, wiederum Gassenjungen — die Söhne der Fischer — kaum bekleidet, sonnverbrannt, die wie Fische, geschmeidig und behend, in Schwärmen wie diese badeten, Stunden lang sich in dem grünlichen Wasser aufhielten, in dem sie wie Delphine untertauchten.

Der ärztlichen Verordnung entsprechend, badete auch unsere Märtyrerin. Man hatte ihr hierzu ein bequemes Landhäuschen zurecht gemacht; dort kleidete man sie aus und übergab sie, mit tausend Umhüllen verwahrt, den Händen des Bademeisters, der sie für einen Augenblick in die See begrub, und sie allsogleich herauszog, sobald sie den Eindruck des Wassers empfangen hatte. Und dieser Eindruck mußte wohl ein furchtbarer gewesen sein. Das Blut drang dem armen Geschöpfchen zum Herzen. Zitternd und mit erweiterten Pupillen betrachtete es jene erschreckende Unendlichkeit, jenen Abgrund von grünem, brausendem Gewässer, die Schauder erregende, sich fortrollende, hohle Welle, die sich über ihm schloß, als ob sie es verschlingen wollte. Und die Zähne der Kleinen klapperten, und sie dachte: „Ich fürchte mich." Doch kein Schrei, kein Seufzer verrieth das. Das Gelübde des Schweigens brach sie auch dann noch nicht. Nur daß nachher, wenn sie vom Fenster aus all die muthwilligen Gassenkinder mit den schrecklichen Wellen so vertraut und wie Möven mit ihnen spielen sah, die kleine Märtyrerin dachte: Wie müssen diese Kinder es nur anstellen, um so tapfer zu sein.

Inzwischen näherte sich der Tod, der hohle Schädel mit dem düstern Lachen, der herrschaftlichen, wohlverschlossenen Behausung. Gewiß, er fand keine Pforte, durch die er eintreten, keine Spalte, durch die er hineinschlüpfen konnte. Er mußte, sich ganz platt drückend, unter einem Dachziegel in ein Dachstübchen einsteigen, von da durch das Schlüsselloch sich auf die Stiege begeben und von der Stiege aus unter den Ueberzieher des Arztes schlüpfen, der ganz ahnungslos in das Haus trat, während er den Vertilger hinter dem Streichholzschächtelchen in der Rocktasche barg.

In Folge der vielen Schwierigkeiten, denen er begegnet war, um unvermerkt in das Haus der Kleinen zu gelangen, war der Tod etwas verzagt und trat nicht mit entschlossenem Stoß, sondern mit heuchlerischer Milde hervor und ging zögernd an's Werk, sein Opfer zu holen. Die Zeit, deren der Tod bedurfte, Muth zu fassen, war für die kleine Dulderin eine lange Folter.

Widrige Medicamente, ekelerregende Gebräue, Umschläge, Aetzmittel, die Wunden wegzubrennen, welche das Elend ihres Organismus in ihrer Kehle öffnete, all dies wurde angewandt, ohne daß das Opfer das Gelübde des Schweigens brach, und ohne daß seine Henker auf die stumme Bitte seiner gläsernen, starr blickenden Augen achteten ... eben weil diese Scharfrichter es zu sehr vergötterten, um ihm auch nur ein Detail der Todesstrafe zu erlassen. Nur im letzten Augenblicke, als man der Armen noch einen Löffel voll von einem übelschmeckenden pharmaceutischen Gerichte reichte, seufzte sie, richtete sich im Bette auf, schüttelte drei Mal verneinend das Köpfchen und flüsterte, der halb wahnsinnigen Mutter um den Hals fallend, an deren Gesicht das ihre schmiegend, ganz leise: „Mama, öffne das Fenster."

Es war ohne Zweifel die Beklemmung des letzten Asthmaanfalls, der sich einstellte. Er währte kurz. Und die kleine Dulderin blieb sanft, weiß, blutlos, doch mit einem Ausdrucke von zurückgedrängter Bitterkeit, gleich Einem, der aus dem Leben scheidet und etwas zu vollbringen, zu sagen, zu empfinden, unterläßt, etwas, das vielleicht geradezu die Essenz des Lebens war.

Aus dem mit Atlas ausstaffirten Sarge, unter dem weißen Flieder, der sie in vornehmen Wohlgeruch einhüllte, schrieen die armen sterblichen Reste nach Gerechtigkeit, führten sie Klage über einen langsamen Meuchelmord. Da es Frühling und die Nacht milde war, öffneten die bei der Kleinen Wachenden das Fenster, den Wachs- und Leichengeruch zu verscheuchen. Als der wohlthätige Hauch der frischen Luft eindrang, schien das abgezehrte Gesichtchen einen sanften Ausdruck von Ruhe zu erlangen. —

Vielleicht wollte die Kleine nicht, ohne Luft geschöpft zu haben, aus der Haft ihrer Behausung in die des Grabes gelangen.

Aus der Hauptstadt.

Soldatenzucht.

Die Demokratie ist ungeheuer unmodern, im Lande des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechtes. Wem man einen rechten Schimpf anthun will, den schilt man wegen seiner demokratischen Gesinnung, und wer vor dem 18. März des Jahres 1848 besonders entrüstet ausspuckt, der darf sich auf viel freundliches Lächeln gefaßt machen; vielleicht klopft ihm sogar ein hoher Gönner herablassend auf die Schulter: „Sie sind doch ein patenter Kerl!" Gewiß hat im Laufe der Zeit das stolze und schöne Wort von seinem Glanze eingebüßt, obwohl es nie so schmachvoll mißbraucht und geschändet worden ist, wie die sonnige Phrase vom Liberalismus. Gewiß rühmen sich heute allerlei rülpsende Kerle und schwatzende, reich gewordene Ehrgeizhälse ihrer Demokratie, so daß es denen schwül um's Herz ist, die mehr als eine Parteietikette, die die heilige Grundlage alles neuzeitlichen Staatslebens in der Demokratie erblicken. Darum aber hat kein leitartikelschreibender Tölpel das Recht, verächtlich von ihr zu sprechen, und denen vor Allen fehlt dies Recht, die nur dadurch zur Macht gelangten, daß sie die demokratischen Instincte der Masse entfesselten. Mit zweierlei Maaß mißt freilich jeder Politiker, doch auch grundconservative Männer sollten stutzig werden, wenn sie auf den Bund der Landwirthe sehen, der seine heutige, starke Stellung nicht nur demokratischer, sondern sogar rücksichtslos demagogischer Agitation verdankt. Ein Narr, wer den Leitern daraus einen Vorwurf schmieden wollte, doch ein doppelter Narr, wer ernsthaft meint, für niedliche Sonderzwecklein wohl mit dem gefährlichen Feuer spielen, im Uebrigen aber allen anderen Mitmenschen seinen Gebrauch streng untersagen zu dürfen.

Romantische Anwandlungen, poesievolle Toaste und begeisterte commerzienräthliche Loyalität vermögen die Thatsache nicht umzustoßen, daß unser Zeitalter wie auch unser Staatswesen im Kerne demokratisch sind. Wohl setzt die Demokratie sich einen König, und weil sie ihn nicht nur widerwillig oder in dumpfer Dummheit duldet, wie es selbstherrlich regierte Völker thun, sondern weil sie ihn aus Vernunftgründen an ihre Spitze stellte, achtet und ehrt sie ihn, sucht ihn nicht in seinen Vorrechten zu beschränken. Sie achtet und ehrt ihn gleich dem Parlamente, dem sie ebenfalls die Zügel des Regimentes anvertraut; König und Reichstag sind ihr zwar nicht Werkzeuge, aber höchste Instanzen und Ausführer des Volkswillens. Solcher Brennpunkte bedarf es in demokratischen Fünfzigmillionenreichen, deren sämmtliche Bürger nicht Tag für Tag auf dem Forum zusammenlaufen, selbst berathen und selbst abstimmen können. Und zwei Einrichtungen sind es vor allen, die vollgiltiges

Digitized by Google

Zeugniß für Deutschlands demokratische Verfassung ablegen: das gewichtige Wahlrecht auch des Letzten und Geringsten, die Wehrpflicht auch des Reichsten und Mächtigsten. Beide ergänzen einander, eins ohne das andere würde vermodern und den Staat zu Grunde richten; wer an einem von ihnen rüttelt, begeht schlimmeren Hochverrath, als wer dem Feinde Festungs- und Mobilisirungspläne ausliefert.

Das deutsche Volksheer sollte billig der Stolz jedes Demokraten sein. Es verwirklicht in glänzender Weise den Gedanken, daß alle Deutschen Brüder sind, allesammt verpflichtet, mit ihrem Blute für das Vaterland einzustehen, daß es vor der Fahne keinen Unterschied der Begabung, des Standes, der Abstammung giebt. Das Institut der Einjährig-Freiwilligen ward der wohlbegüterten Bourgeoisie zu Liebe geschaffen, es schädigt und trübt die Idee des Volksheeres und verdient, je eher, je besser, ausgemerzt zu werden. Wenn manche Parteien, die ewig ihre demokratischen Principien im Munde führen und just dadurch das meiste zu ihrer Entwerthung beigetragen haben, keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, das Heer zu schmähen und zu schwächen, so zeigt das nichts als die ärmliche Enge ihres Gesichtsfeldes. Der tödtliche Haß der Singersocialisten gegen die Armee erklärt sich zu gut aus dem Gefühle, daß sie unter Umständen das einzige Bollwerk gegen einen gewaltsamen Umsturz ist, daß sie ferner noch immer als Hochschule deutscher Art und deutschen Nationalbewußtseins gilt. Die kleinbürgerliche, in Nörgelei verkommene Demokratie hinwiederum verdrießt es, daß im Heere der Adel die Führerrollen inne hat, gleich als ob am Ende des neunzehnten Jahrhunderts irgend etwas darauf ankäme, gleich als ob es nicht ein unbedingtes Recht des Königs wäre, just seine Vertrauensleute, nicht die der Herren Eugen Richter und Knörcke, zu Officieren zu ernennen.

Es ist nicht auszudenken, wo wir heute bereits ohne unser Heer ständen. Der Capitalismus im Bunde mit dem Industrialismus hat nachgerade die letzten, die tiefsten Quellen unseres Volksthumes verseucht; mit einer Geschwindigkeit, die das Blut in den Adern erstarren macht, geht unterm Gifthauch der Fabriken die Volksgesundheit, die körperliche Kraft der Nation zurück. Das deutsche Weib, dies Kleinod sondergleichen, wird physisch und sittlich zu Grunde gerichtet von dem Moloch, der überall im Lande seine Schornsteine qualmen läßt; man entnervt die Schwachen, macht sie gebäruntüchtig und daneben untauglich, die höheren Pflichten der Mutterschaft zu erfüllen. Wie sie, entartet der Mann im Fabrikgestanke. Mit vierzehn Jahren und früher noch spannt man die Unreifen in's Joch, wenige Jahre später überläßt man sie ohne jede Aufsicht den fürchterlichen Gefahren, die einer künstlich zu fieberhafter Genußsucht aufgereizten Jugend drohen. Diese Jugend kennt kein Sittengebot mehr, denn Niemand war da, der es sie in der versuchungsreichsten Zeit lehrte, und die in der Volksschule eingepaukten Sätzlein halten so lange nicht vor. Diese Jugend kennt keinen Gott und keine Autorität, sie holt sich ihre Lebensanschauung aus den Tanzlocalen des Ostens und Westens, aus Destillen und räucherigen Versammlungshöhlen, wo dreiste Nichtswisser das Evangelium des Materialismus verkünden. Ohne Ehrfurcht, ohne Sehnsucht nach oben, ohne Respect wächst das heran, und jeder dünkt sich ein nicht kleiner Halbgott, ein ausgemachter Uebermensch, der dem Weibe mit knotigen Paschagelüsten, dem Nebenmanne mit dem stolzen Lächeln der Ueberlegenheit begegnet. Ein Segen ohne Ende, daß diese Verlotterten noch zur elften Stunde in ernste Zucht und Schule genommen, in die eisernen Reihen des Volksheeres gesteckt werden.

Sie gehen wohl alle mit Widerwillen dahin. Die populäre Presse hat ihr Aeußerstes gethan, ihnen unerhörte Schrecknisse vorzumalen; ihnen allen ist, als träten sie in einen freudlosen, lichtlosen Kerker. Und es ist Niemand, der ihnen sagt, daß sie erst jetzt für's Leben, für den Staat erzogen werden müssen, daß sie erst jetzt in die Schule kommen. Jetzt erst lernen sie die vornehme Tugend, mit ganzer, hingebender Seele bei einer großen Sache zu sein, ihr alle Kräfte unzersplittert zu opfern; jetzt erst begreifen sie, weßhalb ohne Ordnung und Unterordnung keine Lebensführung zu gedeihlichem Ziele gelangen kann. Daneben blühen, in harter, gesunder Arbeit, bei rauher, aber völlig ausreichender Kost, die Körper auf. Und dies vor Allem: auf ganze zwei Jahre werden die jungen Männer den Fabriksälen entrissen. Tausend Volkswirthe haben berechnet, was der unersättliche Militarismus an Milliarden verschlungen hat, und die querköpfigsten Brillenträger berechneten sogar, wie viel Verdienstentgang, d. h. Minderung des Nationalvermögens, er für den Einzelnen bedeute. Aber das hat noch Niemand, auch nur annähernd, festgestellt, welche Unsummen neuer Lebenskraft das Volksheer geweckt, wie viel fast unrettbare Opfer es dem Industrialismus abgerungen hat, wie viel Millionen es mit seiner derben Zucht erst recht eigentlich zum Kampfe um's Dasein gestärkt hat. Wären unsere militärischen Einrichtungen noch fehlerhafter als sie vielleicht sind, entbehrten sie ganz und gar jedes anderen Zweckes — dieser eine machte sie unentbehrlich, daß sie das junge Volk auf zwei Jahre, in den für die körperliche und geistige Entwickelung wichtigsten zwei Jahren, dem mordenden Industrialismus entreißen.

Ein Wort Vogel's von Falckenstein, der den Soldatendienst Ferienscolonie für die unteren Schichten der Bevölkerung nannte, ist viel belacht worden. In seiner Uebertreibung verdient es den Spott, gleichzeitig jedoch entwickelt es ein Programm, einen schönen Ausblick in die Zukunft. Der Recrut soll nicht zimperlich angefaßt, nicht vom Unterofficier sanft in den Schlaf gewiegt und beim Erwachen mit Bonbons beschenkt werden, Casernenton ist nicht Salongeplauder. Aber dennoch könnte viel geschehen, der Jugend den Uebergang in's neue Leben leichter, selbst angenehm zu machen. Bei aller Anspannung der Kräfte, selbst bei der Unmöglichkeit, sonderlich zu individualisiren, ist freundliche Rücksichtnahme thunlich und durchaus am Platze; jedes schonende Uebersehen, wenigstens zu Beginn, jedes mahnende Wort im Vertrauen trägt zehnfache Frucht; aller guter Wille, auch wenn ihn mangelhaftes Können begleitet, verdient Lob und Unterstützung. Das deutsche Volksheer ist eine Volksschule, kein zusammengelaufener, mit List und Gewalt angeworbener Söldnerhauf, ist eine demokratische, keine absolutistische Einrichtung. Mißhandlungen kommen, scheint es, nach den scharfen Worten des Kaisers jetzt zum Glück weit seltener als früher vor, und das verdient nicht nur der Truppen wegen, das verdient vor Allem im Interesse der Institution selber lebhaften Dank. Denn bei den mitunter grauenvollen und ekelhaften Schuhriegeleien setzte regelmäßig die Kritik der Feinde des Heeres an, und ihre eingehende Erörterung auf der ragenden Tribüne des Reichstages erfüllte Jahr für Jahr Zehntausende mit Angst und Entsetzen vor der kommenden Militärzeit, ließ die Eltern ihre Kinder nur mit weinender Sorge dem Staate anvertrauen. Hier ist allmälig Wandel geschaffen worden, aber noch unendlich viel bleibt zu thun übrig. Die Militärbehörde muß sich unausgesetzt vor Augen halten, daß es nicht allein ihre Aufgabe ist, für den Fall eines Krieges stramme Bursche in den Armeecorps zu haben, sondern daß ihr auch volkserzieherische Aufgaben obliegen. Sie darf nie vergessen, daß ihr viel vorsichtig zu behandelndes Material überantwortet wird, Leute, die man verhetzt und verängstigt hat, und daß es ein Triumph ohne Gleichen für sie wäre, alle diese jungen, unfertigen Menschen zu tüchtigen, wirklich deutschen Staatsbürgern zu machen. Mit Drohungen und Strafen oder gar mit Schlimmerem ist dies jedoch nimmermehr zu erreichen.

Schwieriger noch als die Stellung des gemeinen Soldaten im Heere ist zweifellos die des Vorgesetzten. Ihm wird zur Ausbildung eine Unzahl von Individuen überwiesen, die er nur dann nach ihrer Eigenart behandeln könnte, wenn ihm tiefe Menschenkenntniß und entsprechend großes pädagogisches Talent innewohnten. Was der Unterofficier seiner mangelhaften Erziehung und Bildung halber nicht vermag, gelingt dem höheren Officiere wegen der Fülle der Gesichter nicht; er ist nur von Fall zu Fall, keineswegs in der Regel im Stande, gerecht zu specialisiren. So hat man sich denn, noch an alten Ueberlieferungen hängend, daran gewöhnt, alle Untergebenen mit gleichmäßiger Strenge zu behandeln, Härte und Schneidigkeit regieren, und nur selten legt sich

Digitized by Google

Jemand die Frage vor, ob gleichmäßige Milde nicht am Ende bessere Erfolge ergäbe, ohne die Mannschaft waschlappig zu machen. Wie andere Menschenkinder auch, vollbringen Soldaten nur da das Größte, wo Begeisterung und herzliche Zuneigung zum Führer sie treibt; Liebe keimt aber nur aus der Saat des Wohlwollens. Und weil wir doch nun einmal Christen sind und des freundlichen Heilandes menschenfreundliche Worte gern im Munde führten, wäre es so ganz widersinnig nicht, ihnen auch im Heeresdienste nachzuleben.

Der Proceß Schöler, dessen laute Mahnungen leider im dröhnenden Jubel der Moskauer Krönungstage untergingen, hat ungefähr gezeigt, was unserem Heere noththut. Ein Arbeitssoldat, der nach den übereinstimmenden Aussagen seiner Kameraden geistig nicht gerade auf der Höhe stand, dessen Benehmen entsprechend auffällig war und der schließlich durch Selbstmord endete, wurde für sein trutziges und unangemessenes Betragen mehrfach bestraft; Niemandem von seinen Vorgesetzten aber drängte sich die Vermuthung auf, daß man es möglicher Weise mit einem armen Gemüthskranken zu thun hätte, und Niemand ließ ihn, soweit ersichtlich, auf seinen Zustand untersuchen. In solchen Fällen müßte es leicht möglich sein, dem Individuum sein Recht widerfahren zu lassen, nicht minder in dem Falle jenes Proceßzeugen, der nach seiner Behauptung als Simulant in Untersuchung abgeführt wurde und vier Wochen im Gefängniß zubringen mußte, obgleich vorher und nachher zwei verschiedene Aerzte Krankheit bei ihm festgestellt hatten. Ungemein bedenklich nach einer anderen Seite ist das Schicksal des Angeklagten selbst. Von der Polizei war er seinen Vorgesetzten als Socialdemokrat denuncirt worden, und nun schien es ihm, der doch zu den Mannen hinter Richter gehörte, als würde er von dem ungerechten Mißtrauen seiner Vorgesetzten verfolgt. Es war ihm unmöglich, ihren Argwohn zu zerstreuen, umsomehr als er Anfangs keine Ahnung von dem auf ihm lastenden Verdachte hatte, und trotzdem man ihm für die erste Zeit das Zeugniß eines tüchtigen Soldaten nicht verweigern konnte, gelang es ihm nicht, emporzukommen. Psychologisch leicht erklärbar scheint es, daß der Mann dadurch verbittert und zum „passiven Widerstande" gereizt wurde, der ihn schließlich in's Unglück brachte. Zweifelsohne hat die Politik mit dem Heere nichts zu schaffen, Beschäftigung mit ihr ist seinen Angehörigen streng verboten. Treibt ein Soldat sie dennoch, so möge ihn die verwirkte Strafe treffen; enthält er sich jeder Agitation, so muß es gleichgiltig bleiben, welche Gesinnung er zur Schau trug und verbreitete, als er dem militärischen Stande noch nicht angehörte. Unzählige Socialdemokraten dienen in der Armee, weitere unzählige werden in ihr dienen — da man sie doch nicht alle mit Gewaltmaßregeln zu einer besseren Ueberzeugung bringen kann, müßte man sie logischer Weise von der Militärpflicht befreien. Der Unsinn liegt klar zu Tage. Das Volksheer nimmt wahllos Mitglieder aller Classen und Parteien auf, seine Führer und seine Behörden haben sich um die politischen Anschauungen ihrer Untergebenen so wenig wie um Politik überhaupt zu kümmern, dieweil sie das gar nichts angeht.

Soldatische Zucht wird dem Lande in Ewigkeit zum Segen gereichen, wenn Alle, die mit ihr in Berührung kommen, sich ihrer Pflichten voll bewußt sind und ihren Pflichten getreulich nachstreben. Die dieser Zucht unterstehen, haben zu bedenken, daß der Staat mit seiner scheinbaren Härte sie selber für's Leben härtet, und die diese Zucht ausüben, müssen Rechenschaft ablegen, so oder so, für jeden Körper und jede Seele, die das deutsche Volk ihnen anvertraut hat.

Prinz Vogelfrei.

Die Internationale Kunstausstellung.

3. Berliner Plastik.

Weit mehr als die berliner Malerei trägt die berliner Plastik Weltstadtcharakter. Sie ist daran gewöhnt, von der Oeffentlichkeit in den Dienst genommen zu werden und im Geist dieser Oeffentlichkeit zu schaffen. Sie hat noch etwas an sich vom trunkenen Heroenschritt des Siegers von Sedan. Sie schwärmt für Böllerschüsse und blitzende Bajonnette. Sie träumt von feierlichen Einweihungen mit Kranzgewinden, Baldachinen und aufgereihten Fahnenmasten.

Sie hat daher sehr oft etwas Pathetisches. Ein Reinhold Begas spricht nicht die Sprache niedrig geborener Sterblicher. Hochtönend erklingt seine Rede, wie vom Thronsessel eines Imperators. Einen starken Wurf, eine stolze Drapirung, einen wuchtigen Contrast, dergleichen strebt er an. Er wünscht, daß das Auge von Königen mit Wohlgefallen auf seinen Schöpfungen ruhen möge.

Der Mann hat also, wie man sieht, noch Illusionen. Könige pflegen heutzutage nicht mehr das erlesenste Publicum zu sein, das der Künstler sich wünscht. Und auch Generale, Kriegervereine, baronisirte Bankiers stehen für manch Einen nicht an der Spitze der kunstempfindenden Welt. Wer für diese Kreise schaffen will, der muß etwas vom Standesgefühl, von der Weltanschauung dieser Kreise in sein Werk hineinlegen. Er muß ziemlich stark von oben herab arbeiten, er muß Glauben fordern an gewisse traditionelle Ideale und, vor Allem, er muß gemeinverständlich sein: d. h. so wie der hohe Herr sich denkt, daß der kleine Mann etwas vordemonstrirt bekommen muß, damit er Alles hübsch capirt und dann in die landesübliche Begeisterung geräth.

Dieser populär-patriotische Zug der berliner Plastik hat nothwendiger Weise einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung ihres Kunstcharakters gehabt. Besondere Feinheiten und Intimitäten konnten sich nicht entwickeln, mußten wohl gar, wo sie sich regen wollten, unterdrückt werden. Dagegen das Verblüffende, Betäubende, „Imponirende" wurde sehr bald das eigentliche Merkmal der berliner Plastik, auch da wo an populär-patriotische Wirkungen zunächst gar nicht gedacht wurde. Als etwa Begas seine Gruppe von Kain und Abel componirte, dachte er ganz gewiß nicht an eine breite Massenwirkung. Er war aber so sehr im Zwang und Bann seiner durch Jahrzehnte fortgeführten Thätigkeit als plastischer Publicist, daß er unwillkürlich seine Gruppe so aufbauen mußte, als gälte es irgendwo ein Kriegerdenkmal zu errichten. Kain ragt mächtig empor in starker Silhouette, dafür freilich auch in ziemlich vertrackter Haltung. Abel sinkt elegant zur Seite, als Repräsentant einer unterliegenden, wenn auch feineren und edleren Rasse. Das Ganze zeugt von einer gewissen Massigkeit, fast Klotzigkeit. Für das einfältige Auge ist Alles bequem zurechtgelegt, aber ohne die Einfalt der Seele, die zugleich veredelt.

Aus ähnlichen psychologischen Voraussetzungen ist wohl auch Uechtritz' „Zeit" zu erklären. Irgend eine tiefe und originelle Idee wollte der Künstler nicht zum Ausdruck bringen, auch nicht ein Stück Körperwelt bis in's vertraulichste Detail hinein liebevoll nachbilden. Aber er wollte — imponiren. Setzte also auf einen riesigen Block eine ziemlich nichtige Figur. Gab dem Blick annähernd die Conturen eines gigantischen Sphinxkopf-Torsos und gestaltete, im pikanten Gegensatz dazu, die Figur zu einer theatralisch-feierlichen, doch immer noch zierlichen Dame im Iphigenien-Costüm. Es sieht fast so aus, als könnte man sich etwas dabei denken. Und dabei die entzückende Doppelwirkung von Monumentalität und Gefälligkeit!

Bei Baumbach's „Kaiser Friedrich-Denkmal für Wörth" stand die Sache etwas anders. Hier galt es thatsächlich, ein populär-patriotisches Monument zu schaffen. Norddeutschland und Süddeutschland in der Gestalt langbärtiger alter Germanen darzustellen, war da eine sehr naheliegende Idee, die auf weitesten Beifall, weil auf lapidare Verständlichkeit rechnen konnte. Daß man immerhin die beiden alten Recken etwas weniger clichéhaft hätte gestalten können, darf wohl zur Vertheidigung des deutschen Volkes bescheidentlich erwähnt werden. Die Reiterfigur des Kronprinzen ist freilich um so weniger verständlich, namentlich was die Beinhaltung des Pferdes angeht, dafür aber dermaßen auf den Effect gestellt, daß sie gleichfalls einer gewissen Popularität nicht ermangeln wird. Die beste Idee am Denkmal ist meiner Ansicht nach die, den Sockel als Felsblock zu bilden. Dadurch kommt etwas Trotziges in die Gesammtheit und wird außerdem eine landschaftlich günstige, naturalistische Wirkung erzielt.

Mit am charakteristischsten für den Geist der Berliner Bildhauerei ist Manzel's Monumentalbrunnen für Stettin. Er muß in der Ausführung wie ein colossales lebendes Bild wirken, so pomphaft, so unfein und so arrangirt. Diese schnaufenden und schiebenden Gestalten um den ärmlichen Schiffsleib, diese hervorgedrängten Schultern und muskelgeschwellten Arme, dazu die kalte allegorische Bedeutung der einzelnen Figuren, das Seelenlose der Gesichter, die Reizlosigkeit des Linienflusses, das Alles erzeugt einen Eindruck von pathetischer Langeweile, der direct an's Tempelhofer Feld oder ähnliche märkische Exercierplätze erinnert. Man weiß nicht, was man dazu sagen soll: das ist das Einzige, was man dazu sagen kann.

Besonders zahlreich sind auf unserer Ausstellung die Bismarcke vertreten. Ich fürchte, es ist schon ein wenig zu spät oder auch noch viel zu früh, um diesen gewaltigen Heros der deutschen Gegenwart künstlerisch aufzufassen. Aber natürlich, jede wohlgesinnte Stadt will ihr Denkmal haben. Da müssen denn die Bildhauer heran und — es ist ja ihr Broderwerb! — sich gegenseitig was absehen. Es mag unmöglich sein, hier noch einen neuen, starken, persönlichen Eindruck zu formuliren. Doch sei immerhin darauf hingewiesen, daß Adolf Hildebrand erst vor Jahresfrist in seiner Bismarck-Gedenkmünze etwas ästhetisch Abgerundetes geschaffen hat, das auch neben Lenbach's Bildern als

Digitized by Google

selbstständige That weiterzubestehen verdient. Auf der Ausstellung fand ich eine Statuette, Bismarck als Privatmann mit Tyras, die mich durch Schlichtheit und Wahrheit ansprach, — leider aber nicht das Werk eines Berliners, sondern des Leipzigers Adolf Lehnert.

Im Uebrigen machte es mir Spaß, von Bildwerk zu Bildwerk umherzugehen und aus dem sich darin äußernden Formgefühl auf den Ort seiner Herkunft zu schließen. Da ich mich sehr selten irrte (was die Berliner angeht, wohl nie), so prägte sich mir dadurch verstärkt ein, wie sich der Genius loci in gewissen Imponderabilien des Liniensinnes, in wiederkehrenden Rassezügen und in der Niveauhöhe des künstlerischen Könnens zu verrathen pflegt. Für Berlin war das Ergebniß kein günstiges. Ich fand neben dem Paradehaften noch zwei hervorstechende Charakterzüge, die sich wohl so ziemlich nach Gesellschaftsschichten scheiden dürften. Der eine war eine drohnenhafte Verweichlichung des Gesichtssinnes, ein Bedürfniß nach charakterloser Verflossenheit, nach Flauheit der Formen, nach gefälligem Mischmasch. Der andere, ganz im Gegensatz dazu, verlangte eckige, kantige, liebelose Formen, Nüchternheit des Sinnes bei Schneidigkeit des Auftretens, dazu etwas äußerlich Aufgedonnertes, leer Pfauenhaftes. Für den ersteren Typus ist etwa Dammann's „Haideröschen", für den anderen Jermann's „Lustige Blätter" charakteristisch. Daß daneben ein Künstler wie Max Kruse mit seinem Schweißtuch der heiligen Veronica einen unheiligen Scherz sich erlaubt, wie er seinem oft bewiesenen Können wenig entspricht, ist nur ein Zeichen der allgemeinen Geschmacksverderbniß. Auch von Nikolaus Geiger wären ernstere, redlichere Arbeiten als seine bravourhafte „Versuchung" (Musik von Verdi?) und seine unbehagliche Gliedmaßenverschränkung „Nach dem Sündenfall" zu erwarten gewesen. Letztere hat dafür eine ganz besondere Ehre erfahren, worüber uns ein Document von gar wundersamer Sprachkunst unterrichtet. Man findet es öfters wiederholt — und der Wortlaut prägt sich daher ein. Hier ist er: „Angekauft für den Staat aus dem der Genossenschaft der Mitglieder der Königlichen Akademie der Künste zugefallenen Antheil aus den Erträgen der vorjährigen Ausstellung." Sollte dieses gewählte Deutsch vielleicht symbolisch sein für den Geist unserer staatlichen Kunstpflege?

Am meisten der Betrachtung empfehlen möchte ich drei Bildhauerwerke berlinischer Herkunft. Das Eine ist wohl den Meisten gleich aufgefallen durch seinen phantastischen Humor, der an Meister Böcklin erinnert. Es ist Otto Petri's Gruppe „Am Meeresgrund": ein seehundsartiger Triton, der über ein Korallenriff hinweg die Leiche eines untergegangenen Mädchens beglotzt. Das Werk ist vielleicht etwas zu sehr auf den Witz zugespitzt, zeugt aber doch von ungewöhnlicher schöpferischer Gestaltungskraft, namentlich in der Organisirung des Tritonleibes. Sodann nenne ich Peter Breuer's „Adam und Eva", ein wuchtiges und ernstes Werk, das von ferne an Stephan Sinding's berühmte „Zwei Menschen" erinnert, aber doch auch seine eigenen Vorzüge hat, wie namentlich die innige und schlichte Empfindung. Endlich möge man nur ja nicht an Hugo Lederer's Grabrelief für Paul Otto vorübergehen. Das Werk enthält Feinheiten, die man finden muß und die eine aufmerksame und hingebende Betrachtung erfordern. Lederer hat im vorigen Jahre mit dem Relief der drei heimkehrenden Reiter, das die Dresdener Galerie erworben hat, berechtigtes Aufsehen erregt. Er zeigt hier in bescheidenerem Rahmen, daß man sich nicht in ihm getäuscht hat. Wie hier die Kunst dem Tod die Hand hinreicht, das ist ebenso geschickt decorativ gestaltet wie seelisch zart belebt. Auch die weiche Behandlung des Reliefstils verdient alle Aufmerksamkeit und hohes Lob.

Franz Servaes.

Notizen.

Im Verlage von Julius Baedeker in Leipzig sind zwei altbewährte Bücher, sogenannte Brodartikel des deutschen Buchhandels, in neuen Auflagen erschienen: „Pharus am Meere des Lebens", die bekannte Anthologie von Carl Coutelle in 24. Auflage und der „Küchen- und Blumengarten für Hausfrauen" von Henriette Davidis in 18. Auflage. „Pharus" mit seinen an 3000 Aussprüchen der Dichter und Denker aller Zeiten und Völker wurde nach Coutelle's Tode von Friedrich Bodenstedt durchgesehen und ergänzt, und ist auch in dieser Form, welche die Prüfung vor der christlichen Moral noch immer bestehen kann, als traditionelles Confirmationsgeschenk im deutschen Bürgerhause ein liebes Inventarstück geblieben. Auch die „Davidis", von dem Weimarer Garteninspector J. Hartwig bearbeitet, genießt seit Jahren das Ehrenbürgerrecht unserer Familienbüchereien. Es ist die einfachste Anleitung in der Garten- und Blumenkunde, ein bewährter Rathgeber unserer Blumenfreunde. Entschließen sich Verleger und Herausgeber, in einer künftigen Auflage die Darstellung auch auf unsere Zimmerpflanzen auszudehnen, so wird das treffliche Buch für noch größere Kreise brauchbar. Auch Friedrich Albert Lange's berühmte „Geschichte des Materialismus" giebt Julius Baedeker's Verlag in neuer (5.) Auflage heraus. Der Marburger Nachfolger des Schweizer Philosophen und Volksmannes, Prof. Hermann Cohen, hat das herrliche Werk mit einem biographischen Vorwort und einem kritischen Nachtrag versehen und es dadurch noch werthvoller gemacht. Wir kennen kein zweites philosophisches Werk, das in solchem Maaße mit echter Wissenschaftlichkeit eine im besten Sinne populäre Darstellung verbindet und zugleich das Spiegelbild einer tiefen, starken und für alles Gute begeisterten, freien Individualität bietet. Das unvergängliche Buch wird noch auf lange hinaus jung und frisch bleiben.

Mühlengeschichten. Von Luise Schenck. (Altona, Schlüter). Die „Gegenwart" hat s. Z. dem exotischen Erstling der Verfasserin, „den Brasilianischen Novellen", ein vollgerüttelt Maaß Lob spenden dürfen. Seither ist die hochbegabte Schriftstellerin, die auch den Beifall eines Freytag, Heyse, Storm errang, in die Heimath zurückgekehrt, persönlich und literarisch. Diese drei zusammenhängenden Geschichten spielen sämmtlich in Holstein auf dem historischen Hintergrunde der 48er Kämpfe gegen Dänemark. Land und Volk sind meisterlich geschildert, das damalige düstere Zeitcolorit prächtig getroffen, die Menschen mit psychologischem Tiefblick dargestellt, die Handlung in schöner Composition kunstvoll erzählt. Auch der feine, liebenswürdige Humor, der schon in den Brasilianischen Novellen hervortrat, kommt da und dort wohlthuend zum Vorschein. Fast noch höher steht der Novellenband: „Meerumschlungen", in dem uns besonders die tragische Geschichte: „Ihr Genre" gefesselt hat. Die leichtfertige adlige Heldin, der ihr gelehrter gräflicher Gatte nicht „ihr Genre" ist, fällt von Stufe zu Stufe und vergiftet sich, — eine Charakterstudie, die nur eine Frau so congenial nachempfindend ausführen kann. Frl. Schenck gehört in die erste Reihe unserer Novellistinnen, und dies gilt auch von ihrer Landsmännin Charlotte Niese, die bei Fr. W. Grunow einen Band anmuthiger Erzählungen unter dem Titel: „Geschichten aus Holstein" erscheinen läßt. Zwar stehen diese Geschichten nicht ganz auf der Höhe ihres Erstlings, den geradezu entzückenden Bildern und Geschichten „Aus dänischer Zeit", die mit den oben angezeigten Schenck'schen Novellen Zeit und Ort der Handlung gemein haben, aber doch hoch über ihrer Hamburger Geschichte: „Licht und Schatten", die ihre Kraft als für einen Roman unzulänglich erweist. Sie ist aber überall die geborene Erzählerin, ein tiefes, sonniges Gemüth, ein warmes Herz. Als liebevolle Kleinmalerin steht sie in unserer neueren Literatur einzig da.

Theodor Körner und seine Braut. Von Hans Freiherr v. Jaden. (Dresden, Verlag des Universum.) Die hübsch mit Bildnissen ꝛc. geschmückte Schrift ist ein dankenswerther Beitrag zur Körner-Literatur und zur Geschichte des Hofburgtheaters, dem Antonie Adamberger, nachmalige Frau v. Arneth, angehörte. Für die allgemeine deutsche Theatergeschichte sind die Biographien von Antoniens Verwandten nicht uninteressant, denn es war eine echte deutsche Künstlerfamilie. Antonie war eine sehr beliebte, „sentimentale Liebhaberin", wir hören hier von ihrer Kunst, ihrem sorgfältig zusammengestellten Repertoire, ihrer Liebe zu dem k. k. Theaterdichter und ihren zurückgelassenen Lebenserinnerungen. Am meisten fesseln uns selbstverständlich die neuen Mittheilungen über Körner, doch fehlt es hier nicht an irrigen Angaben. Seite 82, wo die Auszüge aus Vater Körner's Briefen stehen, ist natürlich der erwähnte Kleist nicht der damals längst verstorbene Dichter des „Frühlings", sondern der größere Heinrich von Kleist; mit dem Jägerhauptmann „Pfuel" ist dessen Freund gemeint, der spätere preußische Minister v. Pfuel, und Minister „Geßhaus" ist kein anderer als Theodor's Pathe Graf Geßler, der im Schiller-Körner'schen Briefwechsel öfter genannte Freund Schiller's und Goethe's. Ebenso ist der 1811 von Theodor erwähnte Weber nichts weniger als der Componist Carl Maria v. Weber, dessen Dresdener Aufenthalt in eine viel spätere Zeit fällt, sondern des alten Körner Vetter Karl Gottlieb Weber, aus dessen in der „Rundschau" veröffentlichtem Nachlaß wir manche werthvolle Mittheilung über das Körnerhaus und dessen Freunde empfangen haben.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Kuno Fischer.

Shakespeare's Hamlet (Kleine Schriften. 5.) 8° brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Inhalt: 1. Die Hamlet-Kritik und ihre Abwege. 2. Die Hamlet-Tragödie.

Vorher sind erschienen:

Shakespeare's Charakterentwickelung Richards III. 2. Ausg. 2 M.

Shakespeare und die Bacon-Mythen. (Kleine Schriften. 3.) Festvortrag. 1 M. 60 Pfg.

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**

Gesunde Nerven.

Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

• Die Bismarck-Nummer •

der

„Gegenwart"

nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter **durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck im Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lambrosо, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — Seehöhe 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor- und Douche-Bädern und einer vorzüglichen Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. Angezeigt bei Krankheiten der Athmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospecte gratis.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bilanz des Jahrhunderts.

Von

D. Norden.

Groß-Oktav. Preis 2 Mark.

Das ansprechende, gedrängte und doch reichhaltige, durch seinen freimüthigen und dabei gemäßigten Ton gleich fesselnde Buch wird nicht verfehlen, allgemeines Interesse zu erregen; es sei Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die socialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winter-Kurort.

Stat. d. Linien Berlin—Köln u. Löhne—Hildesheim. Thermal- u. Soolbäder. Bewährt gegen Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, gegen Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten etc. Prospecte durch die Königl. Badeverwaltung.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 20. Juni 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Vom evangelisch-socialen Congreß. Von Landgerichtsrath Wilhelm Kulemann (Braunschweig). — Die österreichische Thronfolge. Von Austriacus. — Die Register der menschlichen Stimme. Vom Kgl. Musikdirector Otto Fiebach. — **Literatur und Kunst.** Vom christlichen Adel. Erinnerungsblätter der Gräfin Bernstorff. Von Felix Poppenberg. — De Pancratio Graunzero, Bierbaumiensi. Ein freimüthig-kritischer Tractat. Von Franz Servaes. — **Feuilleton.** Fundevogel. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Hohenlohe & Sohn. Von Timon d. J. — Offene Briefe und Antworten: In eigener Sache. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Vom evangelisch-socialen Congreß.

Von Landgerichtsrath Wilhelm Kulemann (Braunschweig).

Die jährlichen Zusammenkünfte von Männern, die trotz aller Verschiedenheiten des politischen und kirchlichen Standpunktes es als ihre gemeinsame Aufgabe ansehen, „die socialen Nothstände der Gegenwart zu messen an dem sittlichen Maßstabe des Evangeliums" stammen aus der Zeit, als durch die kaiserlichen Februarerlasse eine Periode zielbewußter Sociałpolitik eingeleitet schien. Sie haben an ihrem Ziele unentwegt festgehalten, auch nachdem die Strömung in Regierungskreisen rückläufig geworden war. Der diesjährige Congreß in Stuttgart hatte in dieser Richtung eine ganz besondere Bedeutung, handelte es sich doch darum, sich abzufinden mit dem kaiserlichen Ausspruche: „Christlich-social ist Unsinn." Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß auf die bereits im Herbst vorigen Jahres beschlossene Tagesordnung das Thema gesetzt war, welches jetzt durch das Kaisertelegramm in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt war: „Die sociale Thätigkeit der im Amte stehenden Geistlichen." Die beiden Referate des Professors Freiherrn von Soden-Berlin und des Stadtpfarrers Planck-Eßlingen und die daran anschließende Berathung gaben hinreichend Gelegenheit, das Recht des Geistlichen zur Betheiligung an der großen socialen Bewegung der Gegenwart zu betonen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, auf den Inhalt der Verhandlungen hier einzugehen, sondern ich will lediglich die Bedeutung dieser jüngsten Tagung für den Fortbestand und die Richtung des Congresses erörtern, und in dieser Beziehung liegt der Schwerpunkt mehr noch, als in der Stellung zu dem Kaisertelegramm, in dem Austritte des Hofpredigers Stöcker. Zweifellos war durch diesen eine außerordentlich ernste Gefahr für den Congreß begründet, denn dessen Bedeutung beruht auf seinem ökumenischen Charakter, d. h. dem Zusammenschluß aller kirchlichen Richtungen. Sobald eine derselben ausschied, war dieser Charakter verloren und ein Fortbestand des Congresses im bisherigen Sinne unmöglich. Dazu kam noch folgender Umstand. Im Congresse hatten sich zwei ausgeprägte Richtungen entwickelt, die sich an die Personen von Stöcker einerseits und von Naumann andererseits anschlossen. Beide vertraten ein gewisses Extrem und bildeten so zu einander das Gegengewicht. Wäre eine von beiden Richtungen beseitigt, so war zu befürchten, daß dann die andere das Uebergewicht erlangen und dem Congresse einseitig ihren Charakter aufdrücken würde. Offenbar lag es in der Absicht Stöcker's, seine Anhänger mit sich zu ziehen und so den Congreß zu sprengen, ja er hatte bereits Alles vorbereitet, um acht Tage später einen Gegencongreß abzuhalten. Daß dieser Plan jetzt als gescheitert zu betrachten und der Fortbestand des Congresses mit seinem bisherigen, alle Richtungen umfassenden Charakter gesichert ist, bedeutet einen unschätzbaren Erfolg, dessen Erreichung mit großen Schwierigkeiten und Mühen verknüpft war, wurde doch von einigen Stöcker nahe stehenden Personen Alles aufgeboten, um ihn zu verhindern und die ganze kirchliche Rechte dem Congresse zu entfremden.

Der Weg, den man hierfür einschlug, bestand darin, daß man es so darzustellen suchte, als sei Stöcker das Opfer einer Intrigue geworden, die darin gipfelte, ihn wegen seines kirchlichen Standpunktes zu verdrängen und durch die Anhänger des Protestantenvereins zu ersetzen. In der That wäre das ein Verstoß gegen den Grundcharakter des Congresses, alle kirchlichen Richtungen zu umfassen, gewesen, und so konnte die Abwehr gegen diesen Angriff nur darin bestehen, seine thatsächliche Unterlage als unrichtig nachzuweisen. Es scheint dies ja hinsichtlich Derjenigen, die am Congresse Theil genommen haben, gelungen zu sein, und es ist zu hoffen, daß durch sie die Kenntniß des wahren Sachverhaltes auch in die weiteren Kreise dringen wird. Immerhin muß damit gerechnet werden, daß die Legende, die sich nun einmal festgesetzt hat, auch ferner verwerthet wird, um Zwietracht zu säen, und um diesem Versuche entgegenzutreten, möge hier eine ausführliche Darlegung der Vorgänge gegeben werden, zu der ich aus dem Grunde legitimirt bin, weil ich selbst im Mittelpunkte derselben gestanden habe — sind doch gerade deßhalb die Angriffe der Stöcker'schen Anhänger in erster Linie gegen mich persönlich gerichtet.

Am 10. April d. J. tagte in Berlin die Hauptversammlung des Protestantenvereins, auf deren Tagesordnung das Thema stand: „Die socialpolitische Thätigkeit der Geistlichen." Der Referent, Prediger Kirms, stellte sich zu einer solchen Thätigkeit durchaus freundlich, empfahl auch die Betheiligung am evangelisch-socialen Congresse, machte aber den Vorbehalt, daß dieselbe für die kirchlich-liberalen Kreise so lange unmöglich sei, als Stöcker im Congreß eine ausschlaggebende Rolle spiele. Die gleiche Anschauung trat auch in den Berathungen hervor. Ich suchte demgegenüber geltend zu machen, daß der Einfluß Stöcker's im Congresse weit überschätzt werde,

Digitized by Google

daß derselbe vielmehr von Jahr zu Jahr zurückgegangen sei und daß jedenfalls die möglichst umfassende Betheiligung der kirchlich-liberalen Kreise das beste Mittel sei, ihn weiter zu beschränken. Nach der Austrittserklärung Stöcker's brachte das „Volk" eine Mittheilung, daß diese auf dem Protestantentage erhobenen Angriffe und die sonstigen Bestrebungen, Stöcker aus dem Congresse herauszudrängen und an seine Stelle die Kreise des Protestantenvereins herbeizuziehen, ihn zum Rücktritte bestimmt hätten. Da man bei der Stellung der genannten Zeitung zu Stöcker hierin eine authentische Mittheilung sah, wurde dieselbe von allen übrigen Zeitungen übernommen und, da ich in der Versammlung des Protestantenvereins in diesem Sinne gesprochen hatte, in erster Linie auf mich bezogen. Ich selbst hatte in der Erwartung, daß die Verhandlungen in Stuttgart für die Aufklärung der Sache ausreichen würden, bisher eine öffentliche Richtigstellung unterlassen, habe aber leider beobachten müssen, daß eine Legende, die sich einmal festgesetzt hat, sehr schwer wieder zu entkräften ist.

In Wahrheit hat es mir völlig fern gelegen, Stöcker's Beseitigung aus dem Congresse zu betreiben. Wenn mir von Leuten, die ich für den Congreß zu gewinnen suchte, vorgehalten wurde, daß seine Persönlichkeit nicht sittlich völlig lauter sei, wie man im Interesse der durchaus auf sittlicher Grundlage aufgebauten evangelisch-socialen Bewegung erfordern müsse, so wies ich demgegenüber darauf hin, daß wir die Sache über die Person stellen und damit rechnen müßten, daß er der Führer einer großen und für uns höchst werthvollen Gruppe sei, die wir uns nicht entfremden dürften. Diesen Standpunkt habe ich bereits im vorigen Herbst nach dem bekannten Scheiterhaufenbriefe öffentlich vertreten und seitdem stets festgehalten.

In jüngster Zeit hatte sich nun aber ein neuer Umstand eingestellt, der geeignet war, die Verhältnisse völlig zu verschieben. Eine Gruppe von Männern, die trotz ihres abweichenden kirchlichen Standpunktes bisher mit Stöcker im Congresse treu zusammen gearbeitet hatten, fühlte sich durch die mancherlei anstößigen Thatsachen in dem Maaße berührt, daß sie erklärten, zunächst eine gemeinsame Arbeit mit ihm ablehnen zu müssen, und es war zu befürchten, daß diese Kreise sich völlig zurückziehen würden. Wäre das unvermeidlich und deßhalb nur dazwischen zu wählen gewesen, welche von beiden Gruppen man für den Congreß höher schätzen müsse, so würde die Entscheidung kaum zu Gunsten Stöcker's ausgefallen sein. Aber so lag die Sache nicht, es handelte sich vielmehr vor Allem darum, ob nicht ein Weg sich finden ließe, Beide zu behalten, und ein solcher Weg schien in der That sich zu bieten in einem Vorschlage, der zunächst von anderer Seite gemacht, dann aber von mir lebhaft aufgegriffen und schließlich durchgesetzt wurde.

Bekanntlich hatte Stöcker seinen Ausschluß aus der conservativen Partei mit der Gründung einer eigenen politischen Partei beantwortet, an deren Spitze er selbst getreten war. Das bedeutete für seine Stellung innerhalb des Congresses insofern eine wesentliche Verschiebung, als der Letztere ja grundsätzlich von politischen Parteiströmungen unabhängig sein will. Kann man nun keinem Mitgliede desselben verwehren, zugleich noch einer politischen Partei anzugehören, so mußte doch Gewicht darauf gelegt werden, daß der Vorsitz im Congresse nur solchen Männern anvertraut wird, die nicht im Vordergrunde des politischen Parteilebens stehen. Dieser Forderung widersprach die Stellung Stöcker's als zweiten Vorsitzenden des Congresses, und so glaubte man mit Recht das Aufgeben dieser Stellung fordern zu dürfen. Das bedeutete nicht entfernt den ersten Schritt zur völligen Beseitigung Stöcker's, sondern lediglich den Ausdruck des Gedankens, daß die verschiedenen Richtungen innerhalb des Congresses gleichberechtigt seien, keine aber ihm ihren Parteistempel aufprägen dürfe.

Nun hat man hiergegen geltend gemacht, daß es sich doch offenbar nur um einen Vorwand gehandelt habe, daß man ohne die sonstigen Verhältnisse aus der Gründung der christlich-socialen Partei keinen Anlaß genommen haben würde, den Rücktritt Stöcker's vom Vorsitze des Congresses zu verlangen. Ich bin durchaus für volle Aufrichtigkeit und Offenheit und will deßhalb gar nicht bestreiten, daß die bekannten Vorkommnisse anderer Art den Grund und Anlaß abgegeben haben, die Frage der Stellung Stöcker's im Congresse überhaupt aufzuwerfen. Ich muß aber behaupten, daß dies nur zur Folge gehabt hat, einen gleich bei der Gründung des Congresses begangenen Fehler als solchen zu erkennen. Es war von Anfang an unrichtig, Stöcker zum Vorsitzenden zu machen, und wenn er seitdem Führer einer selbstständigen politischen Partei geworden war, so war das nur geeignet, diesen Mißgriff um so schärfer hervortreten zu lassen. Daß man nicht entfernt beabsichtigte, Stöcker oder gar die ganze von ihm vertretene Richtung aus dem Congresse auszuschließen, ergiebt sich aus den Zusicherungen, die ihm für den Fall der Annahme des Vorschlages gemacht wurden. Zunächst sollte er selbst die Person seines Nachfolgers im Vorsitze bestimmen, um so der Auffassung, als ob es sich um eine Verschiebung in der Betheiligung der einzelnen Gruppen handle, am offensichtlichsten entgegenzutreten. Ferner sollte ihm der Verbleib nicht allein im Ausschusse, sondern auch im Actionscomité ausdrücklich garantirt und ihm für die nächstjährige Tagung ein Referat übertragen werden. Endlich sollte Alles gethan werden, um die Rücktrittserklärung nach Außen hin als durchaus spontan erscheinen zu lassen. Demgemäß wurde auch von einer officiellen Behandlung der Sache abgesehen und vielmehr der Weg gewählt, ihn durch ihm persönlich nahe stehende Personen von den bestehenden Schwierigkeiten und dem zu ihrer Beseitigung gemachten Vorschlage in Kenntniß zu setzen. Zunächst nahm auch Stöcker die Anregung durchaus nicht unfreundlich entgegen, sondern erklärte nur, daß er sich vor einer endgiltigen Entschließung mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen berathen müsse, bis er dann plötzlich und allen Betheiligten unerwartet seinen Austritt aus dem Congresse kund gab, etwa 14 Tage nach der ihm gewordenen ersten Mittheilung und in der denkbar schroffsten Form. Er verschärfte diese dann noch dadurch, daß er in öffentlicher Versammlung erklärte, wie er vor Kurzem seine Grenze nach rechts gezogen habe, so habe er sie jetzt nach links gezogen.

Ueber die Gründe, die Stöcker zu diesem Schritte getrieben haben, will ich hier keine Untersuchungen anstellen; die Vermuthung liegt jedenfalls nicht fern, daß seine conservativen Freunde, wenn sie in diesem Sinn auf ihn einwirkten, den Zweck verfolgten, seiner späteren Wiederannäherung an die conservative Partei vorzuarbeiten. Er selbst hat offenbar auf Grund der insbesondere aus dem Süden eingezogenen Stimmungsberichte fest darauf gerechnet, daß sein Rücktritt zunächst jedenfalls die bevorstehende Stuttgarter Versammlung vereiteln und wahrscheinlich in Anschluß an solchen Mißerfolg die ganze Existenz des Congresses in Frage stellen werde. Dieser Feldzugsplan ist an sich nicht gerade besonders hart zu beurtheilen, denn wo es sich um die Selbsterhaltung handelt, pflegt die Rücksicht auf höhere Interessen nur bei besonders edlen Naturen zu überwiegen. Aber man darf dann wenigstens einen Kampf mit ehrlichen Mitteln fordern, und ein solcher ist es nicht mehr, wenn, wie schon Eingangs bemerkt, die Sache jetzt so dargestellt wird, als habe es sich um einen lange vorbereiteten Schachzug gehandelt zu dem Zwecke, Stöcker als Opferlamm zu schlachten, um so die protestantenvereinlichen Kreise zu gewinnen, und dadurch den Congreß völlig unter die Herrschaft des Liberalismus zu bringen. Die kirchliche Richtung Stöcker's hat sich seit 1890 sicher nicht geändert. Die Männer, die sich durch sie nicht hatten hindern lassen, sechs Jahre mit ihm zusammen zu arbeiten, konnten daraus auch jetzt um so weniger einen

Digitized by Google

Grund zur Trennung entnehmen, als es bisher in einem vorher kaum zu hoffenden Maaße gelungen war, theologische Streitigkeiten durchaus von den Berathungen fern zu halten. Der Grund der Abneigung werthvoller Elemente des Congresses gegen Stöcker lag ausschließlich auf sittlichem Gebiete, und zwar in den Vorgängen, die ja seit vergangenem Sommer genugsam in der Oeffentlichkeit breit getreten sind. Daß die oben gedachten Berathungen im engsten Kreise, die zu dem mehr gedachten Vorschlage führten, gerade an demselben Tage stattfanden, an welchem der Protestantenverein in Berlin seine Hauptversammlung abhielt, hatte lediglich den rein äußeren Grund, daß ich persönlich gewünscht hatte, diese Besprechung mit meiner Reise zum Besuche des Protestantentages zu verbinden. Alle Betheiligten wünschten keineswegs die Entfernung Stöcker's aus dem Congresse, sondern wollten lediglich ein Mittel finden, sein Bleiben mit den Rücksichten auf andere Gruppen zu vereinigen und zugleich dem immer noch in weiten Kreisen herrschenden und gerade aus der Stellung Stöcker's als Vorsitzenden herzuleitenden Mißverständnisse entgegenzutreten, als ob der Congreß wesentlich unter seinem Einflusse stehe und in seinem Fahrwasser segele.

Alles, was ich hier behauptet habe, bin ich in der Lage, im Bedürfnißfalle zwingend zu beweisen, insbesondere auch, daß ich persönlich stets die Verdienste Stöcker's auf socialpolitischem Gebiete und gerade innerhalb des Congresses auf das Nachdrücklichste betont und die mit Recht gegen ihn erhobenen Vorwürfe nach Möglichkeit abzuschwächen versucht habe.*) Auch der jetzt gemachte Vorschlag lag durchaus in dieser Richtungslinie, war es doch ohne ihn mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß bei den im Herbst stattfindenden Neuwahlen Stöcker nicht wieder gewählt und so in eine Lage gesetzt sein würde, in der ihm kaum etwas Anderes, als sein Austritt, übrig geblieben wäre.

Sind schon die bisher von mir zurückgewiesenen gegnerischen Darstellungen nichts Anderes als taktische Schachzüge, die man mit der Ehrlichkeit schwer in Einklang zu bringen vermag, so übersteigt es endlich alle Grenzen des sittlich Erlaubten, wenn man das kaiserliche Telegramm hineinzuziehen und die Sache so zu wenden sucht, als ob die Gegner Stöcker's durch diese von höchster Stelle ausgegangene Kundgebung bestimmt seien, dem in Ungnade gefallenen Märtyrer seiner Ueberzeugung auch ihrerseits noch einen letzten Tritt zu versetzen, um dadurch ihre eigene Lage zu verbessern. Am einfachsten zerstört man diese ganze Seifenblase der Verleumdung durch den Hinweis darauf, daß die erste Erwähnung des kaiserlichen Telegramms, aus welcher außerdem die Richtung gegen Stöcker noch gar nicht zu ersehen war, am 12. April durch Herrn von Stumm in der Versammlung in Saarbrücken geschah, während der Wortlaut erst am 10. Mai bekannt gegeben wurde; da die Mittheilung des Vorschlages an Stöcker bereits am 12. April Vormittags erfolgte, so müßte, um die gedachte Beschuldigung überhaupt logisch denkbar erscheinen zu lassen, angenommen werden, daß wir Beschuldigten schon vor der Saarbrückener Versammlung von dem Telegramm Kenntniß gehabt hätten, eine Annahme, die an Kühnheit nichts zu wünschen übrig lassen würde.

Uebrigens dürften doch auch die Stuttgarter Verhandlungen und die Art und Weise, wie der Congreß, ohne die schuldige Ehrerbietung aus den Augen zu verlieren, doch auch dem kaiserlichen Urtheile gegenüber seinen Standpunkt gewahrt hat, den Beweis dafür erbracht haben, daß eine charakterlose Kriecherei, wie sie jene Verdächtigung bedeuten würde, den Theilnehmern des Congresses und insbesondere den führenden Männern desselben recht, recht fern liegt.

Die jetzige Lage des Congresses ist die denkbar günstigste, günstiger, als sie bisher jemals gewesen war, denn mag man nun die gegen Stöcker erhobenen Angriffe in höherem oder in geringerem Maaße für begründet halten, so dürfen doch auch Leute, die, wie ich persönlich, ihn nach Kräften zu vertheidigen gesucht haben, sich der Erwägung nicht verschließen, daß weite Kreise, die an sich für die Bestrebungen des Congresses volle Sympathie hatten, sich ihm wegen der Person Stöcker's fern hielten, und daß es auch wohl kaum gelungen sein würde, diesen Widerstand zu besiegen. Die Abneigung dieser Kreise mußte als Thatsache auch von denen gewürdigt werden, die sie nicht in vollem Umfange für berechtigt hielten. Das Bedenken aber, mit seinem Austritte auch die ganze kirchliche Rechte zu verlieren, ist jetzt dadurch hinfällig geworden, daß eben diese Rechte ihm nicht gefolgt, sondern, soweit sie es vorher war, dem Congresse treu geblieben ist. Das ist also ein großer Erfolg: der Congreß ist in seinem ökumenischen Charakter erhalten ohne Stöcker; verloren ist abgesehen von Einzelnen allein der Mann, den man nur deßhalb hielt, um seine Richtung nicht zu entbehren.

Ich sehe voraus, daß man diese Aeußerung benutzen wird, um sich in die Brust zu werfen und zu rufen: „Da seht ihr, jetzt verräth er sich selbst und gesteht ein, daß er Stöcker beseitigen wollte." Aber ich meine, es sind doch sehr verschiedene Dinge, ob man ein Ereigniß erstrebt, oder ob man es nach seinem Eintritte als glückliche Lösung begrüßt. Hätte ich den Austritt Stöcker's in seiner Beschränkung auf ihn und wenige Anhänger für möglich gehalten, so würde ich wenigstens keine Veranlassung gehabt haben, dem entgegen zu wirken, obgleich damit noch nicht gesagt ist, daß ich selbst in diesem Sinne hätte thätig sein müssen. Jedenfalls habe ich das für sehr unwahrscheinlich gehalten und mußte es deßhalb zu verhindern suchen, freue mich aber jetzt darüber, daß es dennoch eingetreten ist. Es ist ja doch eigentlich recht bescheiden von mir, wenn ich das Verdienst, ein mir erfreuliches Ereigniß durch meine Thätigkeit herbeigeführt zu haben, ablehne und sogar eingestehe, geradezu im entgegengesetzten Sinne gewirkt zu haben: um so mehr könnte man deßhalb meiner Darstellung eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit zugestehen. Aber die jetzige günstige Lage des Congresses hat noch einen anderen Grund, und zwar in dem Kaisertelegramme. Das klingt paradox oder wohl gar höhnisch, allein es ist für eine ideale Bewegung, wie der Congreß sie darstellt, von unschätzbarem Werthe, wenn von ihr alle Elemente ängstlich ferngehalten werden, welche sich durch andere, als durchaus lautere und ideale Beweggründe bestimmen lassen, ja wenn selbst solche Leute ihm fern bleiben, die, wenn auch nicht eigentlich durch Rücksicht auf Gunst und Vortheil beeinflußt werden, so doch immerhin nicht so viel Kraft besitzen, um geradezu derartigen Einflüssen Trotz zu bieten und äußere Annehmlichkeiten auf's Spiel zu setzen. Eine Truppe, die in Feindes Land marschirt, ist am besten ausgerüstet, wenn sie die Schwachen und Kranken nicht mit sich zu führen braucht. Das gilt auch vom Congreß. Wie er jetzt ist, besteht er ausschließlich aus Männern, die nicht allein Rücksichten auf persönlichen Vortheil durchaus fallen gelassen haben, sondern zum Theil sogar offenen Gefahren sich aussetzen, um ihrer Ueberzeugung nicht untreu zu werden. Das ist so günstig als möglich und berechtigt zu den besten Hoffnungen für die fernere Entwickelung.

*) Ich verweise u. A. auf meine Ausführungen in Nr. 29 dieses Blattes vom 20. Juli 1895.

Die österreichische Thronfolge.

Zum zweiten Male im Laufe weniger Jahre ist in Oesterreich die zweitwichtigste Person im Staate, der Thronfolger, gestorben. In jedem monarchischen Staatswesen ist

Digitized by Google

die Dynastie der Schlußstein des Gebäudes, in Oesterreich ist sie der Grund-, der Eck- und Schlußstein gleichzeitig. Wir haben kein nationales Band, das die Monarchie zusammenhalten könnte; die politische Verfassung des Reiches hat Graf Beust dualisirt und damit den centrifugalen Elementen eine Macht und eine Bedeutung gegeben, die sie im alten Oesterreich nicht hatten. So bleibt denn als gemeinsames Band nur die Dynastie übrig und die Armee, bis zu einem gewissen Grad noch die katholische Kirche, die aber auch den nationalen Strömungen Rechnung tragen muß und die daher zum Beispiel in Ungarn keineswegs als Pfeiler der Reichseinheit angesehen werden darf. So wird denn Alles, was die Dynastie berührt, in Oesterreich noch wichtiger, als es anderwärts wäre. Dynastische Veränderungen treffen das Reich sozusagen in seine Herzthätigkeit. Der abermalige Wechsel in der Person des Thronfolgers ist daher bei Weitem mehr als ein Personenwechsel, er ist ein Ereigniß von politischer und internationaler Tragweite.

Der moderne Historiker Oesterreichs Franz Krones von Marchland macht in seiner Besprechung des francisceischen Zeitalters die sehr richtige Bemerkung, daß die werthvolle Unterstützung, die Kaiser Franz bei seinen Brüdern fand, das feste Zusammenhalten der Erzherzoge, unzweifelhaft von großer Bedeutung für den Staat war, der manche Fährlichkeit und manche der furchtbaren Krisen des Revolutionszeitalters ohne das Moment einer einträchtigen Dynastie vielleicht nicht so gut überstanden hätte. Wie sind nicht Karl und Johann und Ludwig und Ferdinand und Josef ihrem kaiserlichen Herrn und Bruder auf dem Schlachtfelde und im Rath zur Seite gestanden, glücklich oder unglücklich, aber immer treu und verläßlich. Kaiser Franz Joseph hat bei seinen Brüdern und Verwandten während seiner nunmehr bald halbhundertjährigen Regierung ähnliche werthvolle Mithülfe gesucht und gefunden. Wer einstens die Geschichte Oesterreichs von 1848 bis in die jüngste Zeit schreiben wird, der wird an den Namen der Erzherzoge Karl Ludwig, Albrecht, Rainer, Joseph nicht vorübergehen dürfen, wenn das Bild, das er entwerfen will, vollständig sein soll.

Unter denen, die hier genannt wurden, war Erzherzog Karl Ludwig nicht der nach Außen am meisten Hervortretende. Er hat nicht auf dem Schlachtfelde geglänzt wie der Sieger von Custozza. Aber er hat zwei große Länder durch Jahre erfolgreich und geschickt verwaltet und dann vielfach als alter ego seines kaiserlichen Bruders fungirt. Das that er nach mehrfacher Richtung. Er nahm dem Kaiser lästige und zeitraubende Repräsentationspflichten ab. Er vertrat ihn bei fremden Höfen und bei festlichen Gelegenheiten und er erledigte seit Jahren alle Gnadensachen, dem Monarchen solchergestalt die Hand für die eigentlichen Regierungssachen freimachend. Für diese Aufgaben war er geschaffen, wie nicht bald einer; höchstens hätte man ihm vorwerfen können, daß er — zu gut sei, zu weich. Wer ein Stück Staatshoheit und Staatsgewalt ausüben will, der muß „Nein" sagen können: das konnte er nicht immer. Seine Weichheit war es wohl auch, die ihn verhinderte, sich mit Militärischem abzugeben. Er war General der Cavallerie und mehrfacher Regiments-Inhaber und Chef, aber einen stärkeren militärischen Zug hat man nie bei ihm gesehen. Lebhaftes Interesse hatte er nur für Industrie und Kunst, am allerspeciellsten für Kunstgewerbe. Er hat sich selbst einmal scherzend den „Ausstellungs-Erzherzog" genannt. Im Augenblick, da es sich um Fragen der Kunst oder der Industrie handelte, war sein Interesse sofort wach, da war er stets zu Allem und für Alles zu haben.

Erzherzog Karl Ludwig und seine Gemahlin Erzherzogin Maria Theresia galten für „ultramontan" und „clerical". Wie so diese Legende — denn es ist eine solche — eigentlich entstanden ist, muß Jedem, der ein wenig die Verhältnisse kennt, schwer verständlich sein. Vielleicht dadurch, weil man voraussetzte, eine Tochter Dom Miguel's müsse „clerical" sein. Die Kaiserinnen und Prinzessinnen, die sich Oesterreich im Laufe der Jahrhunderte aus dem Süden geholt hat, waren es auch in der Regel. Aber Erzherzogin Maria Theresia ist in Deutschland — in Schloß Heubach — geboren und in Deutschland erzogen und ihre portugiesische „Heimat" hat sie nie betreten. Der Erzherzog und sie waren stets religiös (für ihre Person), vom „Clericalismus" im politischen Sinne des Wortes war aber nie etwas wahrzunehmen; was da erzählt wird, sind Fabeln. Den Religionsunterricht ihrer Söhne hat der bei den Obscuranten bestgehaßte Dompropst Marschall besorgt, ein Mann, der in Rom, und nicht bloß dort, fast im schwarzen Buche steht. Der modernen christlich-socialen Bewegung gegenüber verhielt sich der Erzherzog entschieden ablehnend. Das „Christliche" hätte ihm schon gefallen, aber das Demagogische an ihr war nichts für ihn. Ziemlich ähnlich verhielt sich seine Gemahlin. Gerade sie blieb speciell in der „Wiener Frage" neutral, während es ein offenes Geheimniß ist, daß sich dieser Frage halber in hohen Regionen ein ziemlich lebhafter „Damenkrieg" abspielte. Außer Marschall hat wohl kein Cleriker zu den regelmäßigen Frequentanten des erzherzoglichen Palais in der Favoritenstraße gehört. Da der Erzherzog an der Spitze zahlreicher Unternehmungen aller Art als Protector, Ehren-Präsident u. s. w. stand, so hatte er vielen Umgang mit Kaufleuten und Groß-Industriellen, unter denen die „Semiten" natürlich nicht fehlten. Es hat ganz gewiß kein anderer Erzherzog jemals so vielen Contact mit Juden gehabt, als gerade Erzherzog Karl Ludwig. Es wird sich kaum feststellen lassen, ob sie ihm sehr sympathisch waren, er hat sie aber, das muß wohl gesagt werden, alle mit der gleichen, väterlich-wohlwollenden Weise, die nun einmal seine Art war, behandelt. Stark aus sich herauszutreten war ihm nicht gegeben. Daß er jemals Antisemit war, wird von Allen, die ihn kennen, bestritten. Er stand kirchenpolitisch etwa halbwegs zwischen dem Josephinismus und der francisceischen Schule, die modernen, activeren kirchenpolitischen Richtungen lagen ihm ferne.

Würde Erzherzog Karl Ludwig zum Throne gelangt sein, so würde er sich wohl genau in denselben Geleisen bewegt haben, wie der bisherige Monarch; er war von der Staatstradition erfüllt und die hauptsächlichsten Rathgeber seines Bruders wären wohl auch die seinen gewesen. Niemand kann bestimmt voraussagen, daß das jetzt auch der Fall sein wird. Die beiden jugendlichen Erzherzoge, die nunmehr in Sachen der Thronfolge im Vordergrund stehen, werden natürlich Menschen und Dinge mit anderen Augen ansehen, als ihr Vater. Erzherzog Franz Ferdinand, der älteste, ist, wie man weiß, kränklich, doch wird versichert, daß kein rechter Grund vorhanden sei, anzunehmen, daß er nicht zum Throne gelangen könne. Sein Leiden soll nicht die Anzeichen eines acuten Charakters bieten. Der Erzherzog-Thronfolger und sein Bruder Otto haben beide eine bewegte Jugend hinter sich. Die beiden Brüder sehen einander nicht sehr ähnlich und sie sind es auch nicht dem Charakter nach. Erzherzog Franz Ferdinand ist kälter, etwas streng veranlagt, sehr zurückhaltend, seiner Würde und seiner Stellung wohl bewußt. Er hat viel gelernt, ist viel gereist und liest sehr viel. Am meisten interessirt ihn die Politik, das Kriegswesen interessirt ihn nur als Bestandtheil und Mittel der Politik nicht um seiner selbst willen. Politisch thätig war er aber noch nie und man hat ihn bisher den Staatsgeschäften ferngehalten. Erzherzog Otto, der verheirathet ist und zwei Söhne hat, ist ganz anders als sein Bruder. Er ist heiter, lebhafter, weniger belesen als sein älterer Bruder, aber künstlerisch sehr gut veranlagt, ein guter Musiker und Zeichner und von fürstlicher Freigebigkeit. Auch ihm scheint der militärische Dienst mehr Pflicht, als Lebensberuf zu sein. Aehnliches wird auch von dem dritten Sohne, dem jugendlichen Erzherzog Karl Ferdinand behauptet, der aber, da wie erwähnt Erzherzog Otto be-

Digitized by Google

reits zwei Söhne besitzt, für die Thronfolge erst in fünfter Reihe in Betracht kommt. Gelangt Erzherzog Franz Ferdinand zum Throne, so wird dies aller menschlichen Berechnung nach kaum eine sehr tiefgehende Veränderung gegenüber den jetzigen Zuständen darstellen. Er würde etwa dort anknüpfen, wo der Faden abgerissen ist. Weder in der Richtung noch in den Personen würde er größere Veränderungen vornehmen. Gelangte Erzherzog Otto zum Throne, so dürfte er in manchen Dingen ein beschleunigteres Tempo einschlagen; das Bedächtige des habsburgischen Charakters fehlt ihm, dafür arbeitet die Phantasie stärker bei ihm. Jedenfalls wird man sich gewöhnen müssen, mit den beiden jugendlichen Prinzen als künftigen politischen Machtfactoren zu rechnen.

Kaiser Franz Joseph ist für einen Mann seines Alters ungewöhnlich gesund und frisch, aber wenn ein Monarch einmal 66 Jahre zählt, so darf man sich wohl über seinen Nachfolger Gedanken machen. Ganz besonders in einem Staate, der mit seiner Dynastie steht und fällt, und in dem der Monarch nicht nur der oberste Staatslenker, sondern gleichzeitig auch der permanente Schiedsrichter zwischen ganzen Völkern und Ländern sein muß.

Ein Moment bleibt noch zu erwähnen, der Vollständigkeit halber. Seit dem Tode des Kronprinzen Rudolf ist oftmals in der Presse von einer Abänderung der Pragmatischen Sanction und der Einführung der weiblichen Erbfolge zu Gunsten der zweiten Tochter des Kaisers, der Erzherzogin Marie Valerie, die Rede gewesen. In der Presse war davon die Rede — sonst wohl nirgends. Die einfache Erwägung, daß, ganz abgesehen von den Agnaten, zwei Parlamente, dreizehn Landtage in Oesterreich und der kroatische in Ungarn mit drein zu sprechen hätten, nimmt jedem solchen Plan, wenn er jemals bestanden haben sollte, jede seriöse Basis und jede Aussicht. Solche Dinge macht man bei uns nicht. An ein altes gothisches Schloß baut man allenfalls einen Renaissanceflügel an, ohne Rücksicht auf Stileinheit, und man ändert im Innern Einzelnes, aber die Fundamente und Grundmauern läßt man stehen. So war's bisher und so wird's auch wohl bleiben. Austriacus.

Die Register der menschlichen Stimme.

Vom Kgl. Musikdirector Otto Fiebach.

Das Wort Register bezeichnet einen der Orgel entlehnten Begriff. In dem Pfeifenwerk sucht der Orgelbauer die verschiedenen Orchesterinstrumente zu imitiren. Er baut Pfeifen, die den Ton der Flöte oder der Trompete oder der Posaune wiedergeben, und stellt die gleichartigen Pfeifen quer durch die Orgel hindurch auf die Windlade. Der Organist hat es nun in der Hand, einer oder der andern gleichartigen Pfeifenreihe durch eine Hebelvorrichtung den Wind zuzuführen oder abzuschneiden. Die gleichartigen Pfeifenreihen nennt man „Register" oder, wie die genaue Bezeichnung lautet, „Klangart" oder, wie man sich bildlich ausdrückt, „Klangfarbe".

Bei jedem Sänger erkennt unser Ohr zwei von einander scharf unterschiedene Klangarten, von denen im Volksgebrauch die stärkere Art, welche Tiefe und Mittellage der Männerstimme beherrscht, mit Brustst imme, die schwächere Klangart, welche in der Höhe und auch in der Mittellage Anwendung findet, Falset, Kopfstimme oder Fistelstimme genannt wird, ohne daß durch diese Bezeichnungen das Wesen dieser Klangarten auch nur annähernd erklärt würde.

Wenn wir nun vor die Frage treten: Welche Vorgänge im Kehlkopf bedingen die Brustst imme und welche die Kopfstimme, so stehen wir vor Problemen, die der jetzige Stand der Gesangswissenschaft nicht zu enträthseln vermag. Einige sagen: Bei der Brustst imme schwingen die Stimmbänder mit ihrer ganzen Breite und bei der Kopfstimme nur mit den innern Rändern. Diese Meinung wird aber von Andern dadurch widerlegt, daß man durch den Kehlkopfspiegel auch bei der Kopfstimme die Stimmbänder ihrer ganzen Breite nach schwingen sieht. Man beobachtet zu diesem Zweck auf den Stimmbändern haftende Schleimtheilchen. Würden bei der Kopfstimme nur die innern Ränder vibriren, die seitlich gelegenen Flächen aber ruhen, so müßten diese Schleimtheilchen von innen nach außen getrieben werden. Dies ist aber nicht der Fall, sondern die Secrete bewegen sich auch auf den seitlichen Flächen und werden unter Umständen sogar nach innen getrieben, wenn auch nicht bis zur Glottis. Die Gewißheit über das Wesen von Brust- und Kopfstimme ist aber nothwendige Vorbedingung für den Gesangunterricht; ohne diese Gewißheit kann meiner Meinung nach von einer Methode nicht die Rede sein.

Bei dem Versuch, in diese Materie einzudringen, habe ich drei Wege eingeschlagen. Die akustische Deduction, die Vergleichung mit ausgeschnittenen Thierkehlköpfen und die Beobachtung durch den Kehlkopfspiegel. Betreten wir zunächst den ersten Weg.

Brust- und Kopfstimme sind zwei verschiedene Register, Klangarten oder Klangfarben. Was versteht man aber unter der akustischen Bezeichnung Register, Klangart oder Klangfarbe? Nach Helmholtz's Versuchen sollen die größere oder geringere Anzahl, sowie die größere oder geringere Stärke der mitklingenden Obertöne ausschlaggebend sein für die Klangfarbenunterschiede. Wenn wir noch einen Schritt weiter gehen, drängt sich uns die Frage auf: Wodurch wird die größere oder geringere Anzahl der mitklingenden Obertöne veranlaßt? In meiner Schrift „Die Physiologie der Tonkunst" habe ich den Beweis zu führen versucht, daß wir in der Consistenz, in der Härte des Tonerzeugers den letzten Grund für Anzahl und Stärke der Obertöne zu erblicken haben.

Die drei Hauptfestigkeitsgrade aller Tonerzeuger sind: Metall, Holz und Membran. Wenn nun bei der menschlichen Stimme zwei so verschiedene Klangfarben, wie Brust- und Kopfstimme wahrzunehmen sind, so fragen wir: Welches sind die beiden von einander verschiedenen Festigkeitsgrade, welche der Tonerzeugung im Kehlkopf zur Verfügung stehen? Die Antwort hierauf lautet: Den beiden Festigkeitsgraden entsprechen im Kehlkopf Membran und Knorpel.

Wie bekannt, entsteht der Ton im Kehlkopf durch die Luftstöße, in welche der mehr oder weniger energische Glottisverschluß die ausgeathmete Luftsäule theilt. Dieser Glottisverschluß wird gebildet durch die Stimmbänder, den darunter liegenden Stimmbandmuskel thyreo arythaenoideus und durch die Ary-Knorpel, an deren Fußenden der Stimmbandmuskel angeheftet ist. Im Allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, die ziemlich widerstandsfähigen Membranen, die wir Stimmbänder nennen, seien der Hauptfactor bei der Tonbildung. Diese Auffassung müssen wir ganz und gar fallen lassen. Die Stimmbänder verhalten sich zu dem Stimmbandmuskel wie der Ueberzug zum Regenschirm, wie das Etui zum Juwel. Sie bilden nur die schützende Bekleidung für das wunderbar leistungsfähige und deßhalb so kostbare und werthvolle Gebilde des Stimmbandmuskels, ähnlich wie die Lippenmuskeln des Blechbläsers beim Ansatz des Mundstücks durch die helle Lederhaut geschützt werden. Der Stimmbandmuskel könnte bei seiner complicirten Thätigkeit ohne die Schutz bietende Hülle der Stimmmembranen sehr leicht Schaden nehmen, ebenso wie beim „Durchblasen" des Blechbläsers das rothe Lippenfleisch zuerst verletzt wird. Wir haben es demnach bei der Tongebung nur mit dem Stimmbandmuskel und mit den Ary-Knorpeln zu thun; von beiden ist wieder der Stimmbandmuskel der eigentliche agens.

Wie verhält sich nun der Stimmbandmuskel auf der Höhe seiner Kraftleistung?

Digitized by Google

Die Veränderung in Lage und Consistenz, die jeder Muskel bei seiner Zusammenziehung erfährt, läßt sich am anschaulichsten an dem großen Armbeuger biceps beobachten. Wenn man den Arm energisch beugt, so erkennt man deutlich, wie sich der große Beugenmuskel verkürzt, verdickt und wie seine Consistenz zunimmt. Bei größerem Widerstande, z. B. wenn man sich am Reck emporzieht, wächst die Consistenz derart, daß der Muskel, wie man zu sagen pflegt, steinhart wird. Steinhart ist nun zwar zuviel gesagt, aber mit knorpelhart ist der Zustand des in dieser Weise contrahirten Muskels jedenfalls zutreffend bezeichnet. Zu dieser knorpelartigen Erhärtung ist der Stimmbandmuskel außergewöhnlich befähigt, denn die von vorn nach hinten gehende Hauptfaserung ist durchsetzt von senkrecht und schrägliegenden Muskelfasern, welche zur Erhöhung seiner Constistenz unzweifelhaft beizutragen haben. Denken wir uns nun die beiden Stimmbandmuskel mit äußerster Kraftanstrengung contrahirt, d. h. knorpelartig erhärtet, so werden sie in Verbindung mit den Ary-Knorpeln einen Glottisverschluß bilden, welcher gegen einen membranösen Verschluß die einzelnen Luftstöße unzweifelhaft präciser und energischer von einander trennen wird, dessen Schwingungen aber in Folge der erhöhten Consistenz und der dadurch vermehrten Schwere langsamer sein werden, mit andern Worten: wir werden durch den knorpelartigen Glottisverschluß einen Tonerzeuger gewinnen, der reich an Obertönen, Tiefe und Mittellage beherrscht, dem aber die höchste Höhe der Stimmgrenze versagt ist. Wir werden in diesem knorpelartigen Verschluß der Stimmritze das Register, die Klangart oder Klangfarbe der Brustst imme vor uns haben. Die kräftigere Wirkung der Brustst imme wird noch eclatanter, wenn in den Stimmbandmuskeln wirkliche Knorpelstücke eingelagert sind, und solche Einlagerungen sind wiederholt gefunden worden in Gestalt der vorderen und hinteren Sesamknorpel.

Nach diesen Ermittelungen über die Brustst imme oder genauer Knorpelst imme oder harte Stimme werden wir in Hinsicht auf die schon gewonnene Kenntniß, nach welcher der Glottisverschluß nur über Knorpel und Membran verfügt, logischer Weise die sogenannte Kopf-, Fistel- oder Falsetst imme ein membranöses Register nennen müssen, denn ein mixtum ist wegen der ungleichen Schwingungen ausgeschlossen. Durch die Bezeichnung membranöses Register werden die Ary-Knorpel von der Mitwirkung bei dieser Klangfarbe von vorn herein ausgeschlossen. Demnach hat der Stimmbandmuskel allein die Kopfst imme zu erzeugen und zwar als Membran, d. h. in geringerer Erhärtung, oder, was dasselbe sagt, in schwächerer Contraction.

Wenn wir nach diesen Erörterungen in Fernerem Vergleiche anstellen zwischen dem menschlichen Kehlkopf und Thierkehlköpfen, so finden wir bei den Säugethieren im Großen und Ganzen denselben Mechanismus, wie beim Menschen. Für meine Theorie der Knorpelst imme als Brustst imme sind mir besonders beachtenswerth erschienen die Kehlköpfe von Hund, Schaf, Krokodil, Frosch und der Kröte Pipa. Während der Hund vermittelst seiner relativ langen Stimmbandmuskeln und kurzen Ary-Knorpel durch $1^1/_2$ Octave hindurch zu heulen und trotzdem mit Brustst imme zu bellen vermag, sind Schaf, Krokodil, Frosch und Pipa wegen des Vorherrschens des knorpeligen Materials im Glottisverschluß nur befähigt, eine tiefe, knarrende Tongebung zu äußern, die aber mit der menschlichen Brustst imme gleiche Klangfarbe zeigt. Das im Brustton erklingende eintönige „bäh" des Schafes, welches nie in einen Fistelton umschlägt, wird bedingt durch das verhältnißmäßig weite Hineingreifen der Fußspitzen der Ary-Knorpel, des processus vocalis, in den Stimmbandmuskel.

Beim Frosch müssen wir staunen, wie diese Amphibie im Stande ist bei der Kleinheit des Kehlkopfes, sein so tiefes, starkes, weithin hörbares „Quak" erschallen zu lassen. Wer jemals ein Concert dieser eifrigen Sänger belauscht hat, der wird sich gewundert haben über die Aehnlichkeit des Froschtons mit dem Brustregister der Männerst imme und über die tiefe Lage des Froschgesanges. Ich habe wiederholt beobachtet, daß einige Bassisten dieser Gattung bis zum kleinen C hinuntersteigen. Haydn, der göttliche Imitator von Naturlauten, läßt in den Jahreszeiten bei der Stelle „und in dem Sumpfe quakt der Frosch" die beiden Waldhörner mit kl. es und eingestrichen es FF einsetzen, so daß das tiefe es durch das hohe verstärkt wird. Die Ursache der tiefen und kräftigen Stimme des Frosches liegt in der relativen Dicke des Stimmbandmuskels, dessen Gewicht durch eingelagerte Knorpelstücke noch vermehrt wird. Auf der Thatsache, daß durch Gewichtsvermehrung einer schwingenden Zunge der Ton vertieft wird, beruht die Einrichtung des Harmoniums. Hier werden die tiefen Töne erzeugt, indem auf die Zungenspitzen der Baßregister kleine Eisenstückchen aufgenietet werden. Diese Gewichtsvermehrung verlangsamt die Schwingungen und vertieft den Ton.

Die von mir aufgestellte Theorie der Knorpelst imme zeigt sich in ihrer letzten Consequenz bei dem Krokodil und bei der Krötenart Pipa. Der Kehlkopf des Krokodils zeigt als Haupttonerzeuger zwei Knorpelleisten, die sich einander nähern können und deren innerer Rand in eine Hautlippe übergeht. Der Ton klingt daher rauh, tief und brummend. Bei den Kröten fehlen sogar die Hauträndер; an Stelle der Kehlkopfsmuskeln oder der Stimmbänder befinden sich im Innern des Kehlkopfes als wesentlichster Theil des Tongebers nur zwei knorpelige Stäbe, welche einen tiefen, brummenden Ton hervorbringen.

Wenn wir von dieser Betrachtung der Thierkehlköpfe aus die menschliche Stimme beurtheilen, wenn wir sehen, wie besonders bei den niederen Gattungen die Natur dem Tonerzeuger durch Einlagerung von Knorpelstücken oder durch vollständige Verknorpelung Kraft und relative Tiefe verleiht, dann werden wir im menschlichen Kehlkopf weiter nichts als eine analoge Einrichtung erblicken. Die hart contrahirten Stimmbandmuskeln mit nicht weniger als zehn eingelagerten Knorpeln — zwei Ary-, zwei Santorini-, zwei Wrisberg'sche und vier Sesam-Knorpel — werden logischer Weise diejenige Klangart erzeugen müssen, der wir größte Kraft und relative Tiefe zusprechen, wir werden in der Knorpelst imme die Brustst imme vor uns haben. Es könnte eingewendet werden, daß die Sesam-Knorpel in der anatomischen Untersuchung nur sehr selten auftreten. Diese Thatsache jedoch betrachte ich gerade als eine Bestätigung meiner Ausführung, da außergewöhnlich starke und große Stimmen ebenso selten zu finden sind.

Wenn die Resultate dieser Untersuchung als zweifellos hingestellt werden könnten, so müßte bei der Kehlkopfbesichtigung das Kehlkopfinnere während des Gesanges mit Brustst imme in Folge der Zusammenziehung des Stimmbandmuskels sich mehr verengt zeigen, als bei der Kopfst imme. Die Letztere müßte demnach bequemer sein für die Laryngoskopie. Ferner müßten wir bei der Brustst imme die Ary-Knorpel mitschwingen und bei der Kopfst imme ruhen sehen. Alle diese Punkte werden vermittelst des Kehlkopfspiegels auf's Unwiderleglichste bestätigt. Demnach müssen wir die bisherige Annahme, nach welcher bei der Brustst imme die ganze Breite, bei der Kopfst imme aber nur $^1/_2$ oder $^2/_3$ der Stimmbänder thätig sein soll, als Irrthum verwerfen, was wir um so ruhiger thun können, als für die genannten Annahmen auch noch nicht der Schein eines Beweises erbracht worden ist.

Für die fernere Forschung wäre es von größtem Interesse, wenn berühmte Sänger und Sängerinnen sich entschließen könnten, ihre Kehlköpfe der wissenschaftlichen Untersuchung testamentarisch zur Verfügung zu stellen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Vom christlichen Adel.

Erinnerungsblätter der Gräfin Bernstorff.

Von Felix Poppenberg.

An der zarten und doch festen Frauenhand Gabriele von Bülow's, Wilhelm von Humboldt's Tochter, haben wir einst fast ein Jahrhundert deutschen Lebens betrachtend durchwandert. Aus dem gleichen Kreise ruft uns jetzt eine Frauengestalt auf, mit ihr in alten Chroniken zu blättern, durch eine lange Familiengalerie voll interessanter Köpfe zu schreiten. Und die Chronik, die vor uns aufgeschlagen wird, enthält die Aufzeichnungen der Gräfin Elise von Bernstorff, der geborenen Gräfin von Dernath.*) Der Wandel der Jahre, der hier vor uns sich abrollt, ist nicht so groß, wie in dem Buche Gabriele; bis 1835 nur, von 1789 an reicht die Spanne der Zeit, aber die Fülle der Bilder, die Scenen und die Figuren, der bunt wechselnde Schauplatz lockt hier wie da. Die Culturgeschichte der hohen Gesellschaft empfängt durch beide Actenstücke gleich fesselnde und instructive Documente. Aesthetisch und psychologisch betrachtet war das Bülowwerk feiner, intimer; ein Buch mit persönlichen Noten, nuancenreich, in der Form facettirt, farbig und sprühend, lebendigen Wortes voll und naturechter Bewegung. Und die Menschen alle so vielseitig und wechselnd, und so unverhüllt geschildert, daß man tief in ihnen lesen konnte. In Allem ein Seelen- und Menschenbuch, ein Buch für den Feinschmecker. Die Aufzeichnungen der Gräfin Bernstorff sind mehr ein Buch der Facten, der Thatsachen; ein Buch für den Historiker und Annalisten. Mit einer gewissen officiellen Reservirtheit sind allzu intime Innerlichkeiten vermieden, eine strenge Grenze wird mit Sicherheit eingehalten, gewisse Dinge scheinen überhaupt nicht zu existiren, und häufig denkt man an das pompöse Wort: Eine Königin von England hat keine Beine. Die Gräfin Elise von Bernstorff selber, so liebenswürdig und sympathisch sie uns gegenübertritt, hat auch nicht den Reichthum des vollen großen Wesens, über den die Tochter Wilhelm von Humboldt's souverän verfügt. In ihren Tagebüchern mußten die verzeichneten Momente und Ereignisse stärker wirken als der Spiegel, in dem sie sich reflectirten. Aber die Ereignisse sind immerhin reflectirte, von einem Miterlebenden empfunden und aufgefaßt, der Reiz des Persönlichen legt seinen Duft darüber und trägt sie bis zu unseren Tagen.

Ein fein geschnittenes Cameengesicht blickt uns aus dem Porträt der Gräfin Elise an. Ein edles Oval, Nase und Stirn in gerader Linie, ein stolzer festgeschlossener Mund, etwas kühle vornehme Augen, über dem griechisch-hoheitsvollen Kopfe schwarzes lockiges Haar, das sich dunkel in die weiße Stirn wirrt. Ein pikanter Contrast, die fast zu strenge Stil-Reinheit des Kopfes und darüber die capriciösen Haarringel. Ein Typus, hinter dem man Widerspruchvolleres und Complicirteres suchen möchte, als seine schriftlichen Bekenntnisse geben. Das Bild, das sie uns indirect, mosaikartig zusammensetzen, stellt vor uns die Normalfigur einer adligen Dame vom Anfang des Jahrhunderts hin mit einer gewissen ausgerechneten Restlosigkeit. Die sichere Selbstverständlichkeit der alten Tradition liegt über ihr, die selbstverständliche Reinheit, die selbstverständliche Unerfahrenheit und Unkenntniß der Niederungen des Lebens. Ihr Lebensgang liegt in den Hauptzügen von früh an aufgezeichnet vor ihr, mit der ebenbürtigen Heirath und der Hoffnung auf Kindersegen.

Die Gefühlswelt dieser Blätter, die in ihren ersten Partien im alten holstein'schen Adelsgeschlecht spielen — die Gräfin Elise ist eine geborene Dernath, heirathet ihren Onkel Bernstorff, der mit ihr als Gesandter Dänemarks dann nach Wien geht und schließlich in Berlin Minister wird — ist eine ähnliche, wie in den Aufzeichnungen der deutschen Frau von Bülow. Vor Allem ist gleich die natürlich schlichte Frömmigkeit, die ein Zweifeln überhaupt nicht fassen kann, jene einfältig sichere, undogmatische Frömmigkeit, die kindlich an den Vater im Himmel glaubt und an das Reich, das ihr verheißen. Es ist sonderlich die Frömmigkeit der jungen Mütter, die mit ihren Kleinen wieder selbst zu Kleinen werden, und alter Verse rührenden Sinn gläubig empfinden:

„Wenn fromme Kinder schlafen geh'n,
An ihrem Bett zwei Engel steh'n;
Die decken sie zu, die decken sie auf,
Die haben ein liebend Auge darauf.
Wenn aber auf die Kindlein stehen,
Die beiden Englein schlafen gehen;
Es reichet nun nicht mehr der Englein Macht,
Es nimmt der liebe Gott selber die Wacht."

Auch pietistische Anwandlungen fehlen nicht, so daß uns diese holsteinische Gräfin zuweilen an ihre Landsmännin, die Gräfin Holk, erinnern könnte, die frommselige, himmelstolze, die Fontane in „Unwiederbringlich" geschildert. Sie preist die glücklich, „denen die Herrlichkeit des Himmels stets zu gegenwärtig ist, um Freude an der Pracht dieser Erde zu finden, denen im Wiederschein des himmlischen Lichts aller irdischer Glanz trübe und matt erscheint, und denen diese Nichtachtung der Erde innerster Besitz ist". Und pathetisch wird diese Frömmigkeit in den Tagen gesegneter Mutterschaft — wie selbstverständlich ist auch diese Diplomatenehe kinderreich. Sie sieht ihr Glück als geheiligt erst nach der Taufe an und bringt „ihr Kindlein als Lobopfer dem Herrn dar", und das Wochenbett ist für sie ein Sacrament. In trüben, bedrängten Stunden befragt sie nach Herrnhuter Sitte das Bibelorakel. Gleich sind auch die erotischen Partien. Die Lohe der Leidenschaft schlägt in dies abgeklärte harmonische Leben so wenig hinein, wie in das Gabrielens. Beide Aufzeichnungen kennen im Punkte der Liebe nur die durch Elternwahl geheiligte Verbindung mit einem Manne, vor dem sie zunächst mehr Respect empfinden als Liebe, mit einem Manne, um wieder eine Fontane'sche Gestalt zu nennen, vom Stamme Innstetten's, Effi Briest's Gatten. Dieser Mann hat nichts vom Liebhaber, er hat mehr von einem väterlichen Freund; man schäkert nicht mit ihm in weiblich-reizsicherer Ueberlegenheit, man blickt zu ihm, dem bedeutend älteren, der als hoher Herr zu dem kleinen Mädchen sich herabgelassen, mit scheuem Respect empor. So ist Herr von Bülow, so ist Graf Bernstorff, den Gräfin Elise, seine Frau und Nichte zugleich, ihren „verehrten Gemahl" nennt. Beides übrigens ausgezeichnete Männer, voll Pflichttreue, Tüchtigkeit, staatsmännischer Bedeutung; mit starkem, innig-festem Familiensinn; in ihren Liebesäußerungen aber voll streng gemessener Reservirtheit des Empfindens; es ist nur die Kanzleisprache des Herzens, die sie sprechen. Sehr charakteristisch für diese Empfindungsweise ist ein Werbebrief aus jener Zeit vom Jahre 1822, der Brief, in dem Karl von Roeder als „Christ, Edelmann und Officier" um eine adelige Dame wirbt, natürlich erst, nachdem ihre Angehörigen es ihm gestattet haben:

„So anziehend und meinem Herzen wohlthuend auch Ihre äußere Erscheinung ist, so ist es doch mehr die Frömmigkeit und Tugend, welche ich in Ihnen erkannt habe, die Sie mir so unaussprechlich theuer machen . . ."

Und er gelobt: „Es ist mein heiliger Vorsatz, wenn Sie mir Ihre Hand reichen, Gott immer recht dringend zu bitten, daß er meine Liebe zu Ihnen auch so lauter und rein sein lassen möge, daß mir das Glück Ihrer Seele das Theuerste und Höchste stets sei, damit wir in diesem gebrechlichen irdischen Leben nie den Pfad nach der irdischen Heimath verlieren und einst vor dem Throne Gottes noch die Stunde segnen mögen, die uns zusammenführte."

*) Berlin. Mittler & Sohn.

Digitized by Google

Da wir in den „Liebesbriefen“ des Gabrielebuches ähnliche Töne durchaus herrschend finden, erhalten wir ein Recht, sie für eine bestimmte Gesellschaft als typisch anzusehen. Ein merkwürdiger Rückschlag gegen die Freigeisterei der Leidenschaft und die Emancipation des Fleisches, wie sie die Romantik verkündet und wie sie ihre Geistesgefährten, vor allem Gentz, damals auch praktisch noch überaus lebhaft bethätigten. Freilich Schleiermacher wandelte schon lange nicht mehr auf den gleitenden Pfaden der Lucindenbriefe, doch auch in seiner neuen Phase gefiel er der gottseligen Gräfin nicht, sie fand seine Predigt sehr wenig erbaulich. Und von Gentz und der Rahel zog sie sich in Wien mit reservirter Scheu zurück.

Den frommen seraphischen Seelen dieses Geschlechts eignet in contrastreicher Mischung eine ganz robuste irdische Wirthschaftlichkeit. Die adlige Gabriele sowohl als die gräfliche Elise sind tüchtige Hausfrauen und handfeste Mütter. Das Luxusbedürfniß ist gering und der eigene Bedarf genügsam. Aufwand wird nur getrieben, wenn es die Repräsentation, wenn es sozusagen König und Vaterland gebieten — ein Aufwand aus Pflicht. Die Toilettenarrangements sind der Gräfin Bernstorff im Grunde recht lästig und sie fühlt sich erst entschädigt, wenn fürstliche Anerkennung ihre Befriedigung ausdrückt — wie bei jenem Hoffeste, als die Kaiserin ihr weißes Kleid mit dem Orangeblüthenkranz in Bolivaform — d. h. auf der Mitte der Stirn schmal und dann auf beiden Seiten reich und voll — mit den Worten lobte: „Ei, Gräfin Elise, wie allerliebst.“ Zu einem Balle an Königs Geburtstage mußte sie sich sogar ein Juwelendiadem borgen. Zu den Congreßfesten in Wien 1815 — das erzählt die Großmutter ihren verwöhnteren Kindern und Enkeln mit deutsam aufgehobenem Finger — wurden keineswegs viel neue Anschaffungen gemacht. Außer den Kosten für weiße Handschuhe und weiße Schuhe, für den Friseur, für die Costüme zu Carroussel und Maskenball, außer dem kleinen, vom Grafen aus Paris mitgebrachten Trousseau, gab es keine größeren Ausgaben. Als weiteren Beleg zu der damaligen Einfachheit der Moden erzählt sie, daß eine kleine Tüllhaube mit rosa Verzierung sie manchmal auf den größten Soiréen, auf denen getanzt wurde, schmücken mußte. Diese Mode der Hauben kam jetzt erst auf, bis dahin waren sie etwas Unerhörtes. Die reichsten Wiener Damen zeichneten sich übrigens durch große Einfachheit aus und strahlten nur bei großen Festen in Diamantenpracht. Nicht eben viel bunte Steine sind es, die uns der Gräfin Bernstorff Bild zusammensetzen. Es ist, von den wechselnden Schauplätzen abgesehen, ein einförmiges Leben in gleichmäßig einfacher Grandezza, einförmig vor Allem an reichen inneren Erlebnissen. Mannigfacher waren die äußeren. Und — wie schon Eingangs gesagt wurde — ihre Aufzeichnungen sind interessanter durch die Ereignisse, deren Zeugin sie war, durch die Menschen, die sie auf ihrem Lebenswege grüßte, als durch die eigene Persönlichkeit.

Auf drei Bühnen spielt ihr Leben sich ab, ihre Mädchentage in alten holsteinischen Schlössern, ihre Frauenjahre in Wien und in Berlin. Nicht minder interessant als die Orte der Handlung ist die Zeit: Ende des alten und Anfang des neuen Jahrhunderts — von 1789 bis 1835. Aus der Jugendzeit steigen culturhistorische Genrebilder uns auf gleich alten Almanachkupfern. Schloßleben mit Charadenaufführungen und Gesellschaftsspiel; ritterlich liebende und ihrer Anmuth selige Frauen in zierlich gehegten Parks mit smaragdgrünem Rasen, malerischen Baumcoulissen und dem chinesischen Pavillon auf der Anhöhe; das Großvaterhaus mit der Gellertinschrift über der Pforte: „Lebe, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben,“ und die Großvaterhochzeit darin mit dem komischen alten Paare: der Bräutigam, der alte Graf Dernath; die Braut, das nicht minder alte Hausfräulein von Ahlden. Wir sehen die rührend humoristische Scene „den Myrthenkranz auf der ehrbaren Haube, die Prise Tabak, welche während der Trauung verstohlen genommen ward, das Schooßhündchen, das umherschwänzelte, ganz verwundert, daß es unterdeß nicht seinen gewohnten Platz bei seiner Herrin beibehalten konnte“, zum Schluß den lustigen Bauerntanz auf der prächtigen Diele mit dem Kehraus, den das alte Paar selbst eröffnete und mit dem fröhlichen Liede begleitete: „Und als der Großvater die Großmutter nahm.“

Die kleinen zierlichen Cabinetstücke werden durch Haupt- und Staatsactionen abgelöst, wenn wir der jungen Gräfin Bernstorff und ihrem Gemahl, dem dänischen Gesandten am österreichischen Hofe, nach Wien folgen. Es ist die festrauschende, taumelfrohe Zeit des Congresses. Die Hetze der Genüsse, die athemlose Jagd der Vergnügungen, der heimlichen und der lauten, geben die hastigen Tagebuchnotizen Friedrich von Gentz' besser wieder; in dem Spiegelbild, das Gräfin Bernstorff vom Congreß giebt, genießen wir dafür die unverhohlene Ueberraschung einer Lebensanfängerin. Und nicht unpikant ist es, diesen orgiastischen Tanz und seine Anführer, dieses Ragout von Diplomatie, Rausch, Genußsucht und Bußpredigt in einem so geraden und einfach organisirten Empfinden reflectirt zu sehn.

Der Reigen der Feste zieht vor uns auf mit Redouten, Maskeraden, Galaopern, Kinderbällen, Carroussels, bis plötzlich wie eine Bombe das Gerücht von Napoleon's Landung in Frankreich eintrifft. Die Stimmung gerade dieser Tage ist ausgezeichnet festgehalten. In Aller Mienen war die Schreckenskunde deutlich zu lesen. Am tiefsten in Talleyrand's Zügen. Vergebens versuchte man durch Komödien und Tableaux die Gesellschaft noch einmal zu fesseln, eine Thorschlußpanik brach aus: „der Congreß glich einem Schauspiel bei brennendem Hause. Der letzte Akt wurde den Künstlern erlassen. Man dachte allein an Rettung für den Augenblick.“ Die Osterandachten fanden die Kirchen voller als sonst. Und vor Allem strömten die schönen Sünderinnen und eleganten Sünder zu dem grotesken Bußprediger von Sanct Stephan, Zacharias Werner. Er, der die Lust und Qual des süßen Lasters so innig am eigenen Leibe erfahren, und jetzt in der Wollust der Zerknirschung und der Demüthigung neue Freude gefunden, bot dieser Gesellschaft in seinen Predigten, gemischt aus Harlekinaden und tröstenden Bußpsalmen das rechte Haut-goût. Die Gräfin Bernstorff vermehrt die Anekdoten über diesen Abraham a Sancta Clara redivivus. Sie berichtet, wie er gekniet, geweint und mimisch gesticulirt, wie er mit ungenirter Deutlichkeit in seinen eigenen Vergangenheitsbekenntnissen gewühlt, wie er von Pferden und den Wiener Köchinnen allerlei scurriles Zeug geredet.

Interessanter noch als Wien ist uns der Berliner Schauplatz. April 1817 siedelten Bernstorff's nach der preußischen Hauptstadt über. Der Graf war hier zunächst Gesandter seines dänischen Souveräns. Ein Jahr später aber wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten durch einen Sieg über Wilhelm von Humboldt.

Bilder aus dem Hofleben Friedrich Wilhelm's III. bringen nun die Aufzeichnungen, und ein stolzer Zug bekannter und berühmter Gestalten zieht an uns vorüber, klangvolle Namen rauschen an das Ohr.

Die zarte Elise von Radziwill, die Jugendliebe Kaiser Wilhelm's des Ersten neigt sich uns. Frau von Bernstorff war stille Vertraute dieser heimlichen Neigung. Auf einer Festlichkeit beim Minister Schuckmann — 1825 — flüsterte ihr der damalige Prinz Wilhelm zu, sein Vater habe ihm erlaubt, die Großfürstin, seine Schwester, bis Posen zu begleiten und Radziwill's zu besuchen. Sein Herz jubelt, er sieht in dieser Erlaubniß die Einwilligung zu der Heirath. Und die Freude zieht auch bei Radziwill's ein. Alle Wolken scheinen verstreut. Man macht lachende Zukunftspläne, der Prinz begrüßt Elise als Bräutigam, das Glück der Beiden ist offenes Geheimniß. Da stürzt der Prinz plötzlich die Treppe

Digitized by Google

hinab und prallt mit dem Kopfe so gegen einen niedrigen Thürbogen, daß er bewußtlos liegen bleibt. Man will den schwer Verletzten zurückhalten, aber er hat dem Vater das Versprechen gegeben, nur drei Tage in Posen zu bleiben, so reist er in seinem schlimmen Zustande zurück, um sechs Wochen besinnungslos zu liegen. Diese sechs Wochen werden das Schicksal dieses Jugendglückes. Der König wird von Neuem gegen die Ehe mit Elise eingenommen; das verfrühte Bekanntwerden der Verlobung erzürnt ihn. Er verweigert endgiltig seine Zustimmung. Der Name Elisens taucht noch öfter in diesen Blättern auf. Als der Prinz sich mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar vermählen sollte, fand vorher noch ein Wiedersehen statt. Da er der Gräfin Bernstorff für ihren wohl etwas gezwungenen Glückwunsch dankte, faßte er ihre Hände in großer Bewegung und sagte: „Ich werde Elise wiedersehen; ich gehe nach Antonien.“ Und wie er ihren Schreck bemerkte, fügte er hinzu: „Meine Schwiegermutter selbst hat mir den Wunsch ausgesprochen, daß dieses mein erstes Wiedersehen mit Elise vor meiner Vermählung überstanden sein möchte.“ Weiter hören wir aus dem Leidensbuche der unglücklichen Prinzessin ihren Roman der Desillusion mit dem Fürsten Schwarzenberg, der sie stürmisch und bestrickend in Teplitz 1833 umwarb, und sich dann, als er seinen wahren Zweck, seine Schuldendeckung erlangt hatte, zurückzog. Elise blickte nun hoffnungslos, müde und matt in die Welt; ein Bild der Entsagung muß sie sich noch auf große Bälle und Feste schleppen lassen. In dieser welken Stimmung, wo sie all des Treibens müde ist, schreibt sie an die Gräfin Sophie:

— — „solange man noch im Kampfe mit dem Schmerze ist, wird es einem doch zuweilen so schwer, daß man rufen möchte: ‚Ach, wie so lange,‘ bis man so weit ist, daß man wieder herabschauen kann mit von Gott erhellten Blicken über die zusammenhängende Kette von Schicksalen, die doch ein göttlich großes Ziel haben. Wie gern ging ich zu Euch, statt hier auf dem Balle mich umherzutreiben. Es wird mir heute gar nicht leicht, obgleich es mir auch dort, wie überall vorkommt, als wäre es einerlei, was wir thun, wenn wir es nur um Gottes Willen thun.“ —

In nächster Nähe und mit guter Beobachtung hat unsere Annalistin auch die morganatische Ehe Friedrich Wilhelm's III. mit der Gräfin Auguste Harrach mit erlebt. Mit allen Reizen des momentanen Eindrucks, ganz dramatisch schildert sie uns die Ueberraschung, die das gab.

Am 10. November 1827 sitzt sie mit ihren Kindern am Theetisch in ihrem gemüthlichen Hause, Wilhelmstraße 76, als der Fürst Wittgenstein erscheint; er bittet sie um ein Tête à tête und fügt, „scherzend gegen die Mägdlein gewendet, hinzu, es werde zwischen ihm und ihr von nichts Geringerem, als einer Heirath die Rede sein“. Dann kündigte er ihr die vor einigen Tagen stattgehabte Vermählung an. Nun geht es wie ein Lauffeuer weiter: Im Palais des Prinzen Heinrich befindet sich Gräfin Elise mit der Hofdame Emilie von Zeuner, sie sind gerade in lebhaftem Gespräch, „als die Schwester Friederike Pappenheim, geb. Zeuner, athemlos hereinstürzt und vor großer Bewegung lange nicht zu Worte kommt, vielleicht auch keinen Ausdruck zu finden weiß, der dieses erstaunliche Ereigniß grausig genug wiedergeben kann. Endlich stammelte sie die abgebrochenen Worte hervor: „Le roi s'est marié; la demoiselle de Harrach, que l'on connait à peine, est la femme du roi, il l'a nommée princesse de Liegnitz.“ Doch ihr immer schneller und lauter fließender Redestrom wird durch einen Schrei der Zeuner unterbrochen, dem eine Ohnmacht folgt. Kaum haben wir sie durch Einreibungen u. s. w. in's Leben zurückgebracht, als sie, zu der Schwester gewandt, ausruft: „Non, ma chère! je n'irai pas au Concert le soir non certe, cela me serait impossible.“

Die Berliner nahmen ebenfalls die morganatische Ehe ihres Königs mit einer Katholikin nicht sonderlich erfreut auf. Ihre Unzufriedenheit äußerte sich in einer „allgemeinen und stillen Trauer und in starrem Staunen“. Die Gräfin Harrach war bisher trotz ihres hübschen Aeußeren wenig aufgefallen, sie galt als ein „sehr anspruchsloses und gutes Mädchen“. Die älteren Damen gewann sie durch ihr bescheidenes Wesen. Den Huldigungen der jungen Herren gegenüber verhielt sie sich reservirt. Diese Huldigungen verstummten aber, als die Heirathspläne des Königs bekannt wurden. Es fehlte ihr von nun an fast stets an Tänzern, bis der König die Etikette einführte, daß sie wie die anderen Prinzessinnen zum Tanze ansagen ließ. Am 11. November stellte er die schüchterne und bescheidene Fremde seinen Tafelgästen als seine Gemahlin, die Fürstin von Liegnitz, vor.

Ihre Stellung war nicht leicht, vor Allem erschwerte ihr die Haltung des Königs selbst, ihre Position. Elise Bernstorff sagt darüber: „Die Furcht, sich durch jugendliche Zärtlichkeit für die junge Frau ein Ridicule zu geben, verleitete den König zu einem Betragen gegen sie, dessen Kälte wirklich empörend erscheinen mußte. Er sah sie im Beisein Anderer nie an, geschweige, daß er mit ihr gesprochen hätte. Er zeigte sich nie an ihrer Seite. Als sie ihm später einmal auf einer Reise in die Provinzen folgen mußte, hatte man in irgend einer kleinen Stadt den König und die Fürstin in zwei Nachbarhäuser einquartirt und zur Verbindung zwischen ihren Wohnungen eine Thür durch die Mauer gebrochen. Da ward aber der König sehr böse und schalt ohne Ende. Doch nicht allein durch solche Kälte mochte er der armen jungen Frau, die ganz auf ihn angewiesen war, oft recht wehe thun; er erschwerte ihr das Leben noch damit, daß er sie durchaus in den Privatstand hinabdrücken wollte. An der Tafel saß sie ganz unten an; wenn der Hof in die Kirche oder sonst wohin fuhr, mußte sie mit; doch ihre zwei Füchse vermochten sie nicht so schnell zur Stelle zu bringen, wie sie gesollt, und sie war ein Nachzügler überall.“

Erst in späteren Jahren hob sich ihre Lage. Hülfreich war dabei der Kaiser von Rußland, der seinen Sohn und seine Schwiegertochter, die Tochter Friedrich Wilhelm's, nach Berlin begleitete. Er verlieh ihr den Katharinenorden und bestimmte den König, sie an den Vermählungsfeierlichkeiten des Prinzen Wilhelm voll theilnehmen zu lassen. Das waren rauschende Feste: Die Redoute im Zeichen des heiligen Rußlands, bei der Gneisenau's Töchter in großen wagenradähnliches Toques von rosa Flora und Band erschienen, und die Gräfin Elise in einer „Knalltoilette“, scharlachfarbenem Astrachan mit weiß drapirter Taille und Aermeln und einem goldgestickten Turban; das Fest der weißen Rose in Potsdam mit ritterlichem Turnier à la Fouqué und allegorischem Festspiel. —

Wie in einem Kaleidoskop ziehen die wechselnden Scenen vorüber, bis wir, wie im Buche Gabriele, aus der rauschenden Welt an stille schmerzensreiche Krankenbetten gerufen werden und um uns das große Sterben aller derer angeht, die wir auf der langen Wanderung lieb gewonnen. Wie wir mit der Gräfin Elise über den Rasen von Bernstorff im Kinderspiel getollt, in der Hofburg zu Wien getanzt, im Königsschloß zu Berlin die jungen Töchter zu ihrem ersten Ball begleitet, so treten wir jetzt mit ihr an offene Gräber und betrauern mit ihr ihren Gatten, der 1835 nach langen Leiden starb. Eine große Stille bricht um sie nun an, von der Gegenwart fordert sie nichts mehr, sie erzählt ihren Kindern von der Vergangenheit. Und die Kinder, sie hören es gerne und sie geben aus der Fülle der Erinnerungen auch anderen Antheilsvollen Kunde. Dann verstummt — 1867 — der beredte Frauenmund, dem wir gern gelauscht.

Und uns bleibt nur noch übrig, dankbar ihr Grab zu grüßen — auf dem Nizzaer Schloßberg, von gewaltigen Höhen treu umfriedet.

Digitized by Google

De Pancratio Graunzero, Bierbaumiensi.

Ein freimüthig-kritischer Tractat.

Von Franz Servaes.

Mich graunzert's! . . .

Was ist das? fragt der verehrliche Leser. — Hum, sage ich darauf, warten Sie gefälligst ab!

Als ob man das so mit zwei Worten sagen könnte, wie's Einen beschleicht, wenn's Einen „graunzert".

Die Sache ist durchaus nicht so ganz einfach.

Haben Sie schon mal mit dem linken Nasenloch Trübsal geblasen und mit dem rechten Wonne geschnaubt? Nicht? Ja, dann haben Sie vom „Graunzern" noch keine Ahnung, und ich zweifle, ob ich's Ihnen überhaupt werde klar machen können.

Sie müßten nämlich noch ganz andere Künste verstehen als diese, weit schwierigere. Zum Beispiel: Sie müßten vierzig Jahre alt sein können und gleichzeitig doch bloß fünfundzwanzig. Wie kommt Ihnen das vor, mein Lieber? Und was würde wohl Ihre Frau Mutter dazu sagen?

Und was für ein Kreuz müßten Sie auf sich nehmen! was für barbarische Zumuthungen an sich stellen lassen! Alles müßte Ihnen schief gehen, und gerade das sollte Sie am weidlichsten verlustiren! Sie zögen aus, um sich auf die landesübliche Weise in den Besitz eines Sohnes zu setzen, und der tückische Himmel segnete Ihre Bemühungen mit sechs — Mägdelein! Und dazu wären Sie noch ein staatlich abgestempelter, wennschon bedenklich aus dem Leim gegangener Weiberfeind! Möchte Ihnen das vielleicht passen, Verehrtester?

Aber es kommt noch schlimmer. Nachdem Sie sich an die dreihundert Seiten lang abwechselnd geärgert und lyrisch bekneipt hätten, und somit nun endlich wähnen dürften, Sie seien in den wohlverdienten Ruhehafen sänftlich eingelaufen und könnten sich eines schönen Gleichgewichts Ihrer sonst so schaukelbedürftigen beiden Seelen erfreuen, gerade dann käme so ein kaltschnauziger Patron auf Sie zu, fauchte Sie an und erklärte mit unverschämtem Lächeln, Sie seien gar nicht Sie selber!? Sie wären vielmehr Der und Der und im Grunde nur so was Zusammengeleimtes, oder eigentlich etwas Uebereinandergeklebtes?! Sie graunzerten ja wohl recht nett eine ganze Weile lang, zuguterletzt aber bierbaumelte Ihnen doch ein ganz anderer Kerl zum Munde heraus?! Und wenn Sie dann wüthend würden und sich derartige Insinuationen ganz entschieden verbäten, dann hagelte Ihr freundliches Gegenüber mit lauter Zahlencolonnen und infamen Berechnungen auf Sie los und bewies Ihnen haarklein, daß Sie nur eine lumpige Mixtur seien, aus den und den Ingredienzien zusammengeschweißt, und daß Sie gefälligst das Maul zu halten hätten?!

Wie wäre Ihnen dann wohl zu Muth, mein Lieber, wenn Derartiges auf Sie losplatzte?

Aber seien Sie nur getrost, das „Graunzern" hilft beinahe darüber hinweg. Es ist nämlich gar nicht so übel und hängt nur scheinbar mit „gruseln" zusammen.

Denken Sie sich ein leises, neckisches und durchaus nicht unsympathisches Kribbeln, das etwa im dicken Zeh begönne, darauf anmuthiglich die Waden umkühlte, das Unvermeidliche tactvoll berührte, dann sachte das Rückgrat empor kletterte und schließlich das ehrwürdige Rund Ihres Schädels mit linder Schlingung umfächelte. Es würde Ihnen voraussichtlich ganz mollig und duselig dabei werden, so angenehmschwach. Sie empfänden ein unbezwingliches Bedürfniß, sich irgendwo in's Gras hinzulegen und immer den Himmel anzugucken, wie die Sonne goldig durch die Raschelblätter blinzelt, und wie dunkle zwitschernde Vogelschwärme von der tiefblauen Stille gespenstisch aufgesogen werden. Die Weltmühle aber klapperte daneben, so eintönig und wichtigthuerisch, als es ihr just beliebte, — es störte Sie nicht, Sie machten Verse und schmunzelten behaglich in sich hinein, und wüßten sich, von feinen Sehnsuchten umschmeichelt, so glücklich, so umfriedet, so verstohlen-lustig! . . .

Mit einem Mal aber fluchen Sie und springen auf. Ha, Sie stecken immer noch in ihrer Haut! in diesem verdammten, vielgegerbten, juckenden und brenzlichen Fell! Ganz unvermuthet, ohne daß Sie sich dessen verrathen, kommt Ihnen das plötzlich zu Bewußtsein! Daß doch der Teufel und seine Großmutter selig mit einem schwefligen Donnerwetter dreinführen! Kann man denn die Gesellschaft dieser zweideutigen Spießgesellen, der sich höhnisch unser „liebes Ich" schimpfen läßt, nun- und nimmermehr loswerden?

Aber dann fühlen Sie wieder das linde Kribbeln, diesmal beginnt's in der Ferse, und in Spiralwindungen umzieht's Ihren werthen Leichnam, kost hier und kitzelt dort und purzelbaumt so in Ihr Cerebralsystem hinein. Sie niesen einmal tüchtig und lachen dann derb und schallend auf, mit einem Unterton freilich, der was von Galgenlaune hat. Und Ihre Lippen sprechen das Weisheitswort: „Lach an der Welt vorüber, es ist nichts!"

Wenn es so weit mit Ihnen gekommen ist, dann haben Sie ungefähr einen Begriff davon, was das heißen will, wenn ich sage: „Mich graunzert's! . . ."

Nun aber ist es Zeit, daß Sie die Bekanntschaft des würdigen Herrn machen, der mit seinem edlen Namen diese absonderlichen und doch so triftigen Seelenzustände getauft hat. Er heißt mit Vornamen Pankrazius und ist eine Bekanntschaft jenes Otto Julius Bierbaum, den die „Pan"-Consorten mit solch unnachahmlicher Eleganz von sich abzudrücken wußten. Er war ihnen zu sehr Poet, dieser Mann, und deßhalb zu radical und subjectiv, und sie wollten ihm gern Gelegenheit geben, ein Buch, das ihn seit Langem bedrückt hatte, in aller Sammelstille zu vollenden.

Dieses Buch liegt jetzt vor (bei Hugo Storm in Berlin ist's erschienen), und es erfreut sich eines gar munteren und schnörkelhaften Titels: Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer, der schönen Wissenschaften Doctor, nebst einem Anhange, wie Alles schließlich ausgelaufen. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum.

Das ist also der Herr, von dem wir uns noch ein wenig mit einander unterhalten wollen. Sie sehen, er hat einige unangenehme Eigenschaften. Er führt einen mürrischen und griesgrämigen Namen, und er ist in der üblen Lage, von Ihrer Frau Gemahlin nebst Fräulein Töchtern, rein aus Princip, nicht viel zu halten. Sie haben aber bereits gemerkt, daß ihm diese widerborstige Gesinnung nichts hilft, und daß er, trotz alles Zappelns und Würgens, herein muß in das Joch, das Ihnen, wie ich annehme, so süß und erbaulich dünkt. Diese Schlußwendung wird nicht verfehlen, auch in solchen Familien, die an dem übrigen Inhalt peinlichen Anstoß nehmen sollten, wohlthuend und versöhnlich zu berühren, zumal die Persönlichkeit des knurrigen Junggesellen Pankraz, auch Krazi genannt, durch die „Wundermacht der Liebe" entschieden verschönt und abgehobelt wird. Er bekommt gen Schluß geradezu ein paar Engelsflügelchen, und die Teufelsklauen fallen ihm gänzlich ab.

Wie aber, wenn die Engelsflügel schon von Anfang an unter dem Satanshöcker verborgen und die Teufelsklauen bloß von außen angeschnallt gewesen wären? Darauf müssen wir uns Herrn Pankrazius Graunzer doch noch einmal näher ansehen.

Wenn man ihn so reden hört, mit diesem verbissenen Ingrimm, wie die Ehe nur eine „Vermanschung" der Individualitäten herbeiführe, „ein Rührei von Mann und Weib", wofern sie nicht noch weit Schlimmeres bedeute und den armen edlen Mann unter einem bergehohen Unrath von lauter Gezeter, Gezappel, Geschnatter und Gegifte gar elendig-

Digitized by Google

lich begrabe, — wenn man ihn so anhört, dann möchte man meinen, wunder wie ernst der Mann diese Sachen all meine. Ja, man fragt sich wohl gar, in aller Harmlosigkeit, ob er nicht vielleicht recht habe, und wäre am Ende, unter diesen Vorbehalten und jenen Voraussetzungen, durchaus nicht abgeneigt, in sein Horn wacker mitzututen und ihn für einen gesinnungstüchtigen Europäer zu erklären.

Aber was nützen die schönsten Brand- und Hetzreden, wenn das Herz daneben so lämmerhaft unschuldig und liebevoll ist! Ein Weiberfeind! — und spricht dabei mit so erbaulichen und rührsamen Worten von seiner verstorbenen Erbtante, und das wahrlich nicht bloß aus Dankbarkeit, sondern aus unverdorbener instinctiver Sympathie, aus einem poetenhaften Begreifen ihrer schlichten großen und schrulligen Natur?! Ja, dieser Weiberfeind wird noch nicht einmal mit der alten Tante alter Dienerin fertig, die die Unverfrorenheit hat, ihn schon beim Morgenkaffee mit Heirathsgeschwätz zu bombardiren, und die ihm schließlich gar — oh Greuel! — eine wohlgeschnitzte Familienkinderwiege in's hagestolzliche Schlafgemach stellt! Und da hat das armselige Graunzerthierchen nur ein heimliches Gestöhn und nicht einen kreuzbombenmäßig dreinwetternden Fluch nebst unzweideutigem Fußtritt parat?! Oh Graunzer! oh Pankraz! du gehst noch weiter, und du überlegst dir die Sache! Du warst ehemals Bibliothekbeamter in Berlin und bist jetzt neugebackener Gutsherr im Schlesischen, und da empfindest du auf einmal, — oder nicht auf einmal, sondern ganz allmälig — aber empfindest doch, gleich einer unstatthaften Stilwidrigkeit, den Mangel einer legitimen männlichen Descendenz. Das juckt dich wie ein unerbittlich wachsendes Hühnerauge in einem zu engen Schuh, und weil du schließlich auch noch meinst, daß deine eigenen Leute dich, den Junggesellen, spöttlich anguckten, da hältst du dir selbst eine höchst würdige, höchst scharfsinnige parlamentarische Standrede, und kommst, der wüthendsten Opposition im Gehirncentrum ungeachtet, zu dem schwerwiegenden, verhängnißvollen, zermalmenden Schluß, du, Pankrazius Graunzer, müssest ausziehen auf die Freite, müssest dir ein Weib ergattern, und müssest mit diesem zusammen den Kühen und Gänsen und Krautrüben deines Gutes einen künftigen Herrn und Gebieter erzeugen!

Sehen Sie, verehrtester Leser, so treibt's dieser Mann von Anfang an, und da soll man nun an einen ehrlichen, überzeugungstreuen Weiberfeind glauben. Man wundert sich ordentlich, daß er nicht gleich auf die Allererste, eine Berlinische von der schärfsten Note, die die Marholm und den Mantegazza auf einmal verschluckt zu haben scheint und vielleicht selbst ein Stück Krafft-Ebing verspeist hat, daß er auf die nicht ohne Weiteres hereinfällt. Aber fehlgeschossen! Trotz seiner sogenannten vierzig Jahre und trotz seiner Bücherwurmigkeit und trotz seines so schrecklich unliebenswürdigen Namens ist dieser Graunzer doch im Grunde eine waldfrische, unverdorbene, kindliche Natur mit gesunden Instincten und frohem Humor, und die einzige Krankheit, an der er allenfalls leidet, ist die Reimwuth. „Es verselt!" ruft er selbst einmal, halb bestürzt, halb entzückensvoll aus, und wirklich es verselt nur so in seine Tagebücher und Briefe hinein, man ist nie sicher davor. Auch träumt er zuweilen, träumt von vor dreißig Jahren, von wüthigen eselhaften Schulmeistern und von einem märchenhaften splitternacktigen Schwimmmädchen, mit dem er in einem Bassin eine wunderliche Bekanntschaft schließt. Und weil er gerade in Dresden ist, der Stadt seiner Kinderjahre, so läßt er all das Süße und Bittere von dazumal an seiner eindrucksweichen Seele vorüberziehen und erinnert sich dabei auch der Mutter Schützen, die jetzt wohl neunzig Jahre alt ist, und die ihn damals begütet und gepflegt hat. Er geht zu Mutter Schützen hin. Ach Gott, wie wird dem Mann da weich um's Herz! Schon, als er die alte eingerostete Klingel zieht, und der krumme Draht nachrasselt, „wie der Athem nach den leisen Worten eines Brustkranken"! Und wie er dann bei der Alten sitzt, erst stumm und wartend, weil sie gerade ein Schläfchen hält, dann kindlich-gläubig hingekauert, und ihren Worten lauscht wie den Ermahnungen einer guten alten Mutter! Diese deutsche Kleinbürgerheimlichkeit, die da ausgesponnen ist, und wie der Graunzer sie empfindet, daß er sich kaum zu rühren wagt, als könnte von seinem Athem schon etwas von dem ehrwürdigen Gerümpel angetastet und verletzt werden! Ja, ja, der Graunzer! Man glaubt's fast nicht, daß das der alte Bärbeiß und isegrimmige Philosophaster von früherhin ist, so schmetterlinghaft-leise, süß-verträumt bewegt sich seine Seele!

Und guckt da nicht wirklich ein anderes Gesicht hervor, wie auch früherhin zuweilen?! Und kommt dieses Gesicht nicht immer deutlicher zum Vorschein, und am allerdeutlichsten in der Schlußgeschichte, da, wo das „Brigittele" auftaucht mit seinem braunen Wunderköpfchen und seinem allerliebsten schwäbisch-bayerischen Geschnak? Ist das das Gesicht eines Weiberfeindes, eines, der auch nur zwei Tage seines Lebens jemals Weiberfeind war? Ist das nicht ein schon auf Anschuß ganz toll verliebter Bengel, ein unaufhörlich liebebedürftiger, unaufhörlich liebefähiger Bursche, so Einer, der wohl „Jeanetten" und „Josephinen", Waschermadl'n und Schänkmamsells und so viele Andere noch, in bunter Reihe besingen könnte, und dem dabei immer das Herz gleich stillstehen möchte vor eitel Entzücken und gläubiger Verliebtheit und phantastischer Verhimmelung? Oh, wo ist der „Graunzer" da geblieben, der Berliner, der Beamte, der Mann im gesetzten Lebensalter?! Ich glaube, er hat seinem Dichter einen argen Streich gespielt! Er nahte ihm erst in seiner dürftigsten und armseligsten Gestalt, fast scheu und schäbig, eine „humoristische" Figur, die nur darauf wartete, ausgelacht zu werden. Je mehr er sich aber bei seinem Dichter einzunisten begann, desto lieber wußte er sich ihm zu machen, und schließlich gar machte er ihn in sich vollends verliebt. Sie verbanden sich zu unlöslicher Gemeinschaft, beider Herzblut floß ineinander ... Da blieb denn bald vom Graunzer nicht viel mehr übrig, als ein paar bissige Reden, einige belustigende Episoden und ein angesäuerter Firniß, der hier und da aufgetragen wurde. In seine Maske aber schlüpfte mit jugendlicher Behendigkeit Herr Otto Julius Bierbaum, der deutsche Lyriker, der frohmüthige Naturbursch, der Freund der Mädchen. Geht hin zu seiner Frau, der Gusti, und erkundigt euch, ob's nicht wahr ist. Die sitzt jetzt bei ihm, dort unten im Tirol, auf so 'nem alten Raubritternest, duzt sich gleich ihm mit Holzhackern und Schäferknechten, und freut sich mit ihm zusammen, daß sie dem schnöden Berlin glücklich entronnen sind. Geht hin zu ihr und fragt, und wenn ihr fein aufzumerken versteht, dann wird sie euch auch vom „Brigittele" noch gar Manches zu erzählen wissen. — —

Sehen Sie, verehrter Leser, deßhalb sagte ich zu Anfang: „Mich graunzert's", und Sie werden meinen Zwitterzustand jetzt vielleicht verstehen. Officiell mußte ich ja der „wüste Kerl" sein, der dichterfeindliche Kritiker und Wütherich. In Wahrheit aber war ich doch bloß der verliebte Leser, der eine ganz eigene Seligkeit empfunden hatte, solch einem Buch endlich einmal wieder begegnet zu sein, und von Fehlern und Makeln durchaus nichts wissen wollte, weil er Phantasiekraft genug besitzt, darüber wegzusehen.

Jedenfalls ist mir der Bierbaum dadurch wieder recht nah an's Herz gewachsen. Er fing schon an, in der letzten Zeit, Gebärden und Worte präraphaelitisch zuzustutzen, oder im christlich-mystischen Faltenmantel eines Sâr Peladan einherzuwallen. Das mögen ganz gute Trachten und Mimiken sein, aber ihm, dem „Ott-Ju", standen sie nicht zu Gesicht. Natürlicher lag ihm schon der Ton des Walther von der Vogelweide. Aber da gab's doch gar zu viel „Hoppaldei" und „Trioaldei", und wenn er gar anhub, „auf lenzeliche Art" den „Ridewanz mailobelich" zu tanzen, dann blieb nicht

Digitized by Google

viel Anderes übrig, als achselzuckend nach einer anderen Himmelsrichtung zu schauen.

Schadet ihm aber nichts, daß ihm da Einiges mißlang. Im Grunde hat er doch von der Kraft und Saftigkeit vergangener deutscher Jahrhunderte einen guten Beutefang mit nach Hause gebracht. Bei Hutten und Luther, Fischart und Hans Sachs hat er für Gesinnung und Bildersprache gar Schönes gewonnen. Es verdroß ihn wohl manchmal, wie die jungdeutsche Kunstbewegung der Zucht der Ausländerei so gar langsam entwachsen wollte. Sein echtestes Blut lehnte sich dawider auf. Auch war dieses Blut zu bäuerisch-gesund, zu rein und roth, um all die üppigen Gährungen und siechen Verdünnungen moderner Temperamentserscheinungen mitmachen zu mögen. Der Bierbaum stand von je kernig auf seinen zwei Beinen, und saß fest auf seinen Hinterbacken und athmete gute Luft, fern vom Dunst der Städte. Während seiner „Berliner" Zeit wohnte er in — Tegel, hackte täglich sein Scheit Holz und lief drei Stunden in den Wäldern herum oder lag auf dem See oder im Schatten tropischer Bäume auf der Wunderinsel Scharfenberg. Für's Tragische pflegt sich auf die Weise der Sinn nicht zu entwickeln, umsomehr aber die Freude an phantastischem Spiel und biderbem Humor.

So fand Otto Julius Bierbaum auf ganz individuellem Wege den Anschluß zurück an's liebe heimische Alte. Und wenn er jetzt mit seinem „Pankrazius Graunzer" hervortritt, dann fehlt auch für die neueren Zeiten eine gesunde organische Anknüpfung nicht. Ich denke dabei an das wundersame Weben und Leben eines empfindungstiefen deutschen Humors, wie es von Jean Paul seinen Ausgang nahm und in Gottfried Keller und Wilhelm Raabe gewaltige Höhepunkte erklomm. Dieser Acker lag, seit einer Generation etwa, brach. Und hier hat nun Bierbaum neue Furchen aufgeworfen.

Es wäre gar sehr zu wünschen, daß die Deutschen ihren alten Humor wieder zurückfänden. Nichts Kleines wäre damit gewonnen. Heil auf den Weg!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Fundevogel.

Von E. Würthmann.

Zaghaft hielt das kleine Mädchen an und blickte unbehaglich nach der großen Dogge, die, auf den Hinterfüßen sitzend, fast die Hälfte des Fußsteiges der schmalen Straße einnahm.

„Soll ich Dich führen?" fragte eine freundliche Frauenstimme. Ohne zu zaudern schob sich ein niedliches Händchen in die dargebotene Hand. „Er thut Dir nichts," versicherte beruhigend die Fremde.

„Immer sieht er zu mir her," beschwerte sich das Kind.

„Soll ich noch weiter mit Dir gehen?"

„Ich möchte heim." — „Wo wohnst Du denn?" — „Minna weiß, sie soll Acht auf mich geben," behauptete vorwurfsvoll das kleine Ding.

„Minna?" — „Sie hat an der Ecke geplaudert, sie plaudert immer, Mama sagt es auch." — „Da bist Du fortgelaufen?" Nachdenklich senkte sich das Köpfchen. „Und kannst mir gar nicht sagen, wo Du wohnst?"

„Wir sind doch erst ausgezogen," gab das Kind gekränkt zur Antwort.

„Ob Du wohl die Straße zu nennen weißt, wo Du vorher gewohnt hast?" forschte die Fremde unverdrossen weiter.

„In der Regentenstraße," sagte stolz das kleine Mädchen mit jener scharfen Betonung des „R", wie sie Kindern eigen ist, denen dieser Buchstabe erst seit Kurzem geläufig geworden. „Im Solbachhaus," fuhr es fort, und da die eifrige Fragerin an seiner Seite mit einem Mal verstummt schien, ertheilte es aus eigenem Antrieb den weiteren Aufschluß über seine winzige Persönlichkeit: „Ich bin Gisel Solbach."

„Wohin gehen wir?" hub der kleine Fremdling seinerseits zu fragen an, nachdem seine Begleiterin wortlos mit ihm nach einem grünbepflanzten Platze eingebogen war.

„In's Solbachhaus," erwiderte die Dame. „Dort wird man wissen, wo Deine Eltern zu finden sind; ich muß um 5 Uhr in der Stunde sein," fügte sie in einem Tone bei, als trachtete sie ihre Eile vor sich selbst zu rechtfertigen.

„Beim Herrn Lehrer?" sagte Gisel verwundert, die bei Erwähnung ihrer Eltern den Mund wie zu einem Einspruch geöffnet hatte, allein durch den Zusatz ihrer Führerin anscheinend davon abgelenkt worden war. „Gusti Mohl lernt auch beim Herrn Lehrer, aber er ist noch klein."

„Ich zeige kleinen Mädchen, wie man Clavier spielt," klärte sie die Dame auf. „Das jüngere ist nicht so gar viel größer als Du." Mehr wie von plötzlicher Neugier erfaßt, als von einer zärtlichen Regung getrieben, beugte sie sich zu dem Kinde hernieder und sah ihm forschend unter das schleifengeschmückte Hütchen. Ein winziges Näschen war darunter vorwitzig zu ihr erhoben und darüber blickten ein paar große graugrüne Augensterne unter langen dunkelblonden Wimpern ernsthaft hervor. Der feingeformte, nicht allzu kleine Mund, blieb fest geschlossen, und auch die Fremde lächelte nicht. Erst als diese sich aufgerichtet, zeigte Gisel ihre allerliebsten Mäusezähnchen.

„Wie wir uns angesehen haben," sagte sie, „und Keines hat gelacht. Man darf auch nicht lachen dabei. Gusti Mohl lacht immer."

Die Kleine und ihre Begleiterin hatten mittlerweile die Regentenstraße erreicht. Der Musiklehrerin mochte das Solbach'sche Haus bekannt sein, beschleunigten Schrittes ging sie einher, den kurzsichtig zusammengekniffenen Blick auf ein älteres Gebäude gerichtet, das seiner einfach geradlinigen Bauart ungeachtet, den neuen balcon- und erkerüberladenen Häusern gegenüber sein herrschaftliches Ansehen sich gewahrt hatte. Ein großer Brückenwagen hielt davor, von welchem Kisten abgeladen wurden. Ihrer eine hob ein Mann in Arbeiterkleidung auf die Schulter und schickte sich an, sie in's Haus zu tragen. Gisel's Beschützerin folgte ihm mit dem Kinde unter die weite Thorflucht und stieg die Treppenstufen hinter ihm hinauf, die zu den Wohnräumen des Erdgeschosses führten. Hier stieß die Eingetretene auf den geöffneten Eingang in ein Vorgemach, der Diener jedoch, dessen sie darin ansichtig geworden, folgte, ehe sie sich bemerkbar machen konnte, einem Ruf aus dem nächsten Zimmer, und der Arbeiter setzte die Kiste nieder, ohne daß der Verschwundene, wie die Dame es erhofft, wieder zum Vorschein gekommen wäre.

„Hast Du hier gewohnt?" fragte sie das Kind. Die Kleine blieb die Antwort schuldig. Ihre Aufmerksamkeit hielt ein großer Papagei gefangen, ein gelb und blauer Arara, der an einer Kletterstange seine Turnübungen anstellte.

Zögernd klopfte die Fremde an die Flügelthüre, durch welche der Diener vorher geschritten war. „Herein," rief eine herrische Stimme, und da die Aufforderung nicht sofortige Beachtung fand, wurde ungeduldig von innen aufgemacht.

„Sie entschuldigen," begann die Dame, deren blasse Wangen eine jähe Röthe überflog, „ich habe dies kleine Mädchen auf der Straße verirrt gefunden, es nennt sich Gisel Solbach, ich dachte hier im Hause..." Sie schwieg, denn der große schlanke Mann mit dem gebräunten Gesicht, der ihre ersten Worte mit gleichmüthigem Befremden entgegengenommen, trat, sobald sie den Namen genannt, rasch auf das Kind zu und drehte mit beiden Händen sachte das Köpfchen vor, das unverwandt über die Schulter nach dem fremdländischen Vogel gestarrt.

„Gisel," sagte er, „kleine Gisel, bist Du es wirklich? Weißt Du,

Digitized by Google

daß Du furchtbar groß geworden bist?“ Das kleine Mädchen nickte stumm. „Ich danke Ihnen vielmal, meine Gnädige,“ richtete er das Wort an die Fremde. „Es ist mein Töchterlein, das Sie zu mir gebracht, ob es gleich nicht übel Lust zu haben scheint, mir Vaterrechte abzuerkennen.“ Die Kleine war einen Schritt zurück und hinter ihrer Beschützerin Kleid gewichen. „Wir haben uns lange nicht gesehen, wir beide, ich bin erst heute von einer weiten Reise zurückgekehrt. Dr. Solbach,“ stellte er sich vor.

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte verwirrt die Dame, welche dem Kinde die Hand zum Abschied bot.

„Darf auch ich wissen, wer sich so gütig der kleinen in die Irre Gerathenen angenommen hat?“ fuhr Dr. Solbach fragend fort.

„Marie Müller,“ nannte sich die Unbekannte. Sie machte eine flüchtige Verbeugung, murmelte etwas von Eile haben und verließ hastig das Zimmer und die Wohnung, ohne die wiederholten Dankesworte von Gisel's Vater, der ihr das Geleite bis zum Ausgang gab, weiter zu beachten.

— — — Ihrer gegentheiligen Versicherung ungeachtet schien Gisel's Führerin in's Vaterhaus nicht allzu große Eile zu haben. Zwar ließ sie in raschem Gange die Regentenstraße hinter sich, nachdem sie aber um die Ecke gebogen, erlahmte allgemach ihr schnelles Vorwärtsstreben, und sie beschleunigte nicht einmal den Schritt, als von einer benachbarten Kirche die fünfte Stunde schlug. „Thöricht,“ schalt sie sich in ihrem aufgeregten Sinn, „mehr als thöricht, durch solch zufälliges Zusammentreffen sich um ruhige Fassung, um die Würde des Benehmens bringen zu lassen“ — die schmächtige schlichtgekleidete Clavierlehrerin hegte hierüber strenge Grundsätze, von denen sie nicht um Haaresbreite wich, auch bei Beurtheilung des eigenen Thuns. Und er, er hatte sie nicht einmal erkannt. Selbstverständlich, zehn Jahre großen Kummers, kleinlicher Sorgen, rastloser Mühe um des Lebens täglichen Bedarf hatten längst das bißchen Jugendblüthe ihr vom Gesicht gewischt, dem doch nur eben diese einen flüchtigen Reiz verliehen. Sogar der Name, den sie ihm nennen mußte, hatte seine schlummernde Erinnerung nicht geweckt, allerdings, er ist so unbedeutend, so gewöhnlich wie jene, die ihn trägt. Einstmals freilich hat er die zwei „M“ kunstvoll verschlungen in einen Baum geschnitten, in eine schöne glattrindige Buche, und hat sein Messer darüber abgebrochen beim letzten Schnitt, den er gethan! Ach jenes Waldfest, zu dem nach vielem Bitten der strenge Vater sie mit der Freundin Eltern hatte gehen lassen, welch heller Glückstrahl war es gewesen in ihrem sonnenlosen jungen Mädchenleben zwischen dem verbitterten, sich und die Seinen quälenden alten Mann, den sorglos übernommene Bürgschaft für den Bruder um ein in angestrengter ärztlicher Thätigkeit erworbenes Vermögen gebracht und der schwachen ewig jammernden Mutter. Friede ihren beiden müden Seelen — in schwerer Todeskrankheit hat sie getreulich sie gepflegt, des Lebens harten Druck von ihnen wegzunehmen, hatte ihre Kraft nicht ausgereicht ... Daß er beim Fest im Wäldchen nicht fehlen würde, unterlag ja keinem Zweifel, war es doch seine Verbindung, die es gab; und er war dagewesen, und sie hatten zusammen getanzt, fast nur miteinander den ganzen Nachmittag, und waren miteinander auf dem gefällten Stamm gesessen und hatten so viel zu plaudern gewußt, alltägliche Dinge mochte es Andere dünken, denen sie aber Tage und Nächte lang nachgesonnen am Krankenbett des Vaters, und hatten Eines in des Andern Augen gelesen, wie innig sie sich liebten. Warum auch hätte er Tag für Tag den Weg durch die entlegene Straße genommen, darin sie wohnte, seit er sie eines Morgens hinter der Scheibe erblickt? So ganz sonnenlos war doch ihr Mädchendasein nicht gewesen, ein flüchtiger Sonnenblick hatte täglich ihren geschäftig auf die Arbeit gesenkten blonden Kopf gestreift und in ihrem schüchtern erhobenen Auge aufleuchtend sich gespiegelt. Nach jenen lauschigen Stunden im Buchenschatten aber war es Nacht um sie geworden, dunkle Nacht. Ein wiederholter Schlaganfall hatte den Vater gelähmt und sie unerbittlich an sein Leidenslager gefesselt; zu Stelldichein, geschriebenen Liebesworten, die er gesucht, erwartet haben mochte, blieb ihr keine Zeit, zu abermaliger Begegnung keine Gelegenheit. Kaum gefunden, waren sie getrennt.

Er hatte bald darauf die Stadt verlassen, sein Studium auf der heimischen Universität fortzusetzen, und nach des Vaters Tod war auch sie mit der Mutter nach der Hauptstadt übergesiedelt, ihr Musiktalent zum Broderwerb vollends auszubilden. Hatte ein blasser Hoffnungsschimmer ihr den Weg nach seinem Heimathsort gewiesen? So war er bald erblichen. Gar wohl entsann sie sich des Abends, da die Mutter aus der Zeitung vorgelesen: „Dr. Erich Solbach, Theilhaber der Firma Solbach u. Cie. mit Irene v. Hausner, Bankierstochter“, und nachdenklich hinzugefügt: „Solbach? Ich meine, den Namen hätte ich schon gehört.“

Heute nun hatte sie ihn wiedergesehen nach all den Jahren, hatte ihm sein kleines Mädchen zugeführt und kam dadurch um mehr als eine Viertelstunde nach der Zeit in ihren Clavierunterricht.

— — — Unterdessen hatte im Solbachhaus Franz, der Diener, die Plüschvorhänge zugezogen, um trotz des außen noch wenig dämmerlichen Tageslichtes die Hängelampe anzuzünden. Gisel saß auf einem durch ein Sophakissen erhöhten Stuhl und baute mit Dominosteinen eine Treppe auf den Tisch, deren Stufen sie mit elfenbeinernen Schachfiguren besetzte; Dr. Solbach lehnte ihr gegenüber in einem Sessel und hielt die ausgegangene Cigarette in der Hand, indeß er mit lässigem Behagen beobachtete, wie geschickt die zierlichen Fingerchen der Kleinen die hohen schlanken Figuren zu stellen wußten, ohne eine der ziemlich dicht gedrängten zu beschädigen.

„Weißt Du, Gisi,“ begann er gemächlich, „daß es sehr nett von Dir war, Deinen Papa gleich am Abend Deiner Ankunft aufzusuchen; hast Du ihn lieb, den alten Papa?“

„Ich habe Dich so lange nicht gesehen,“ meinte Gisel, die über ihre Gefühle für den Heimgekehrten nicht recht im Klaren schien, und blickte ihn ernsthaft mit ihren großen Augen an. „Du könntest mir ein Märchen erzählen,“ fügte sie hinzu, ein minder schwieriges Thema anregend. „Weißt Du eines?“

Die Erfahrung der letzten halben Stunde hatte sie belehrt, daß Papas Mittel, sein Töchterlein zu unterhalten, einigermaßen beschränkt waren. „Vielleicht fällt mir eines bei,“ stellte der Befragte in Aussicht, „weißt Du welche?“

„Viele,“ versicherte Gisel selbstbewußt. „Das vom Fundevogel ist sehr schön. Die Stiefmutter hat ihn braten wollen, es war aber kein Bratvogel, es war ein kleiner Bub.“

„Du bist selbst ein kleiner Fundevogel,“ bemerkte der Zuhörer.

„Ich hab' doch keine Stiefmutter,“ wies ihn das Kind zurecht, „ich hab' eine Mama. Was ist Dir eingefallen?“

„Das Märchen vom Froschkönig und vom eisernen Heinrich,“ antwortete Dr. Solbach, „ich mußte es einmal zur Strafe in's Englische übersetzen.“

„Erzähl',“ befahl die Kleine und kreuzte erwartungsvoll die Aermchen auf dem Tisch. — Papas Märchen hatte solchen Erfolg, daß es ein zweites Mal wiederholt werden mußte, bis eine versuchte Ausschmückung die Wirkung völlig verdarb. Zwar war die heikle Frage, ob der entzauberte Prinz auf dem in seiner Froschgestalt gestellten Verlangen, im seidenen Bettchen des Königskindes zu schlafen, bestanden habe, durch den Hinweis auf die prächtigen Gasträume des Schlosses einleuchtend und befriedigend gelöst worden, dann aber hatte Papa den mit der Braut in sein Land zurückkehrenden Prinzen dort zum König erhoben, und Gisel vermochte die beiden Majestäten, Schwiegervater und Froschprinz, nicht auseinander zu halten. Sie erklärte ärgerlich die Geschichte für dummes Zeug, worin ihr deren Erzähler belustigt beipflichtete. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Hohenlohe & Sohn.

Erste Scene.

Fürst Hohenlohe: Hören Sie, Boetticher, Sie müssen mich besser über Ihre Absichten informiren. Es geht durchaus nicht an, daß Sie hinter meinem Rücken Gesetze in die Oeffentlichkeit bringen, über die alle Welt spricht und von denen nur ich keine Ahnung habe. Schließlich bin ich doch auch noch wer und habe Anspruch darauf, wenigstens in wichtigen Fällen befragt zu werden.

v. Boetticher: Durchlaucht dürfen sich darauf verlassen, daß ich die dem Alter schuldige Ehrfurcht nie vergessen werde. Aber gerade damals, als dies Gesetz publicirt wurde, weilten Durchlaucht wegen des Verkaufs Ihrer russischen Güter in St. Petersburg —

Fürst Hohenlohe: Es ist sehr unrecht von Ihnen, daß Sie Gesetze publiciren, während mir wichtigere Dinge im Kopfe herumgehen. Uebrigens wissen Sie ja gar nicht, welches Gesetz ich augenblicklich meine —

v. Boetticher: Wenn Sie vielleicht das andere im Auge haben, so erlaube ich mir zu bemerken, daß Durchlaucht damals wegen Ihres hohlen Zahnes gerade nach Paris gefahren waren.

Fürst Hohenlohe: Ja ja ja — ich weiß schon, mit Ihnen wird Niemand fertig. Jeden Falls bedinge ich mir aus, daß Sie mir von nun an alle neuen Gesetze vorlegen — hören Sie, ausnahmlos alle neuen Gesetze!

v. Boetticher: Der Arzt hat Ihnen das viele Lesen verboten, Durchlaucht!

Fürst Hohenlohe: Nun gut, nun gut — aber Auszüge können Sie mir doch wenigstens anfertigen lassen, damit man einen Schimmer hat. Ich muß mich ja bei Tisch vor meinem Jungen geniren; der Prinz weiß Alles, was passirt, und ich — (sucht in seiner Rocktasche). Sapperment, da fällt mir ein, ich habe schon seit Monaten keine Cigarren mehr bei mir.

v. Boetticher: Wenn ich aushelfen darf, Durchlaucht — —

Fürst Hohenlohe: Sehr gütig, nehme mit Dank an! (er schmaucht behaglich). Gute Sorte — vom Schwiegerpapa, he? Uebrigens, ich weiß nicht, was mit meinem Cigarrenlieferanten los ist. Wissen Sie, ich war daran gewöhnt, von dem Manne zu kaufen; er kam regelmäßig in's Haus und machte seine Offerten. Seit drei oder vier Monaten bleibt er nun plötzlich aus. Ist mir colossal unangenehm, solche Bummelei!

v. Boetticher (erblaßt und wischt sich den Schweiß von der Stirne).

Fürst Hohenlohe: Unter solchen Umständen kann ich mir freilich erklären, daß in manchen Ländern der Haß gegen die Detailreisenden wächst und sogar lächerliche Dimensionen annimmt. Die Leute machen sich ja mit Gewalt des Vertrauens ihrer Kundschaft unwürdig. Wo ist es doch gleich gewesen, in den Vereinigten Staaten von Amerika oder in der Capcolonie, wo das Detailreisen ganz verboten werden soll? Verrückt, doch unter den obwaltenden Verhältnissen schließlich nicht ganz unerklärlich!

v. Boetticher (steckt wortlos das brennende Ende seiner Cigarre in den Mund).

Zweite Scene.

Der Geheime Rath: Ew. Durchlaucht — die bereits angekündigte Deputation von Margarinelieferanten, die im letzten Augenblick Einspruch gegen die Vernichtung dieser blühenden Industrie erheben will, die Deputation ist eingetroffen —

Fürst Hohenlohe: Närrische Käuze! Wahrscheinlich streiken wieder 'mal die Arbeiter, und da wünschen sie, daß ich eingreifen soll — thu' ich grundsätzlich nicht. Ich stehe auf dem Boden der kaiserlichen Erlasse. Ich versöhne social.

Der Geheime Rath: Es handelt sich um das neue Gesetz, über Margarinefabrication und -Verkauf, Ew. Durchlaucht —

Fürst Hohenlohe (ein wenig ungeduldig): Ja, mein lieber Freund, die Leute können doch wahrhaftig nicht verlangen, daß ich um ihretwillen das Auswärtige Amt bemühe! Was geht es schließlich uns an, wenn die Schweiz ihre Butterproduction gegen Surrogate schützen will? Ein Margarinegesetz ist ja thöricht, kein Zweifel; sagen Sie den Herren in meinem Namen, daß ich nicht begreife, wie man dazu gekommen sei —

v. Boetticher (mit Anstrengung): Durchlaucht verzeihen — das betreffende Gesetz liegt dem deutschen Reichstage vor und wird eben in dritter Lesung verhandelt —

Fürst Hohenlohe (mit mildem Vorwurf): Ja, aber hören Sie — davon hätten Sie mir doch auch ein Wort sagen können! Ich werde die Kreuzzeitung abbestellen; sie bringt wirklich zu wenig Neuigkeiten.

v. Boetticher: Und da ich gerade dabei bin, Durchlaucht über die Ziele Ihrer Regierung zu unterrichten, so bemerke ich, daß wir auch das Verbot des Detailreisens gesetzlich festgelegt haben.

Fürst Hohenlohe (unangenehm überrascht): Ach — bei uns ist das geschehen? Sehen Sie, ich sprach vorhin davon, ich hatte doch irgendwo etwas darüber gelesen und war mir nur nicht mehr ganz klar, welches Land es betraf. Offen gestanden, ich begreife nicht, wie man zu diesem Verbote gekommen ist.. Wir stehen doch im Zeichen des Verkehrs. Und die Hoteliers wollen auch leben.

Dritte Scene.

Prinz Hohenlohe: Ich komme soeben aus dem Reichstage, Papa. —

Fürst Hohenlohe: Ei, das freut mich. Du hast ganz recht, als Sohn des Reichskanzlers mußt Du Dir dergleichen auch 'mal anhören. Hoffentlich hast Du einen recht schönen Platz gehabt?

Prinz Hohenlohe (fortfahrend): Meine heutige Rede, ich darf wohl sagen, hat Furore gemacht. Selbst die Opposition applaudirte. —

Fürst Hohenlohe: Ja aber, Egon, (leicht verweisend) wenn Du auch der Sohn des Reichskanzlers bist, so hättest Du doch aus der Loge nicht sprechen dürfen. Du weißt recht gut, den Zuhörern in den Logen und auf der Galerie ist es streng verboten, in die Verhandlungen des Reichstages einzugreifen!

Prinz Hohenlohe: Ich bin ja Mitglied des Reichstages, Papa — mit glänzender Mehrheit hineingewählt worden!

v. Boetticher (erklärend): Es war zu der Zeit, wo Durchlaucht sich gerade unterwegs befanden und sich in Aussee nicht mit „Goluchowski" trafen.

Fürst Hohenlohe: So, so. Nun, das freut mich, Egon. Die Kreuzzeitung bringt auch gar keine Wahlnachrichten mehr. Worüber hast Du denn geredet?

Prinz Hohenlohe: Ich legte eine warme Lanze für das freie Spiel der Kräfte ein —

Fürst Hohenlohe: Daran erkenn' ich mein Fleisch und Blut, Du echter Hohenlohe! Das ist brav gehandelt von Dir, Egon! Freies Spiel der Kräfte! Ich begreife nicht, wie man jetzt allenthalben dazu kommt, es zu hemmen — und man versucht dies, ich las gestern erst im „Graſhdanin" einen Leitartikel. —

v. Boetticher: Durchlaucht wollen nicht übersehen, daß die kaiserliche deutsche Regierung neuerdings durch eine Reihe von Gesetzvorschlägen den Auswüchsen dieser Theorie sofort entgegengetreten ist. —

Fürst Hohenlohe: So? Trat sie entgegen? (väterlich streng) Ich werde das Stenogramm Deiner Rede einfordern, Egon, und es morgen früh beim Kaffee eingehend studiren. Ich mache Dich aber bereits jetzt darauf aufmerksam, Egon, daß ich es unter keiner Bedingung dulde, wenn ein Mitglied meiner Familie Opposition gegen die Politik meiner Regierung macht!

Digitized by Google

Rule Britannia!

Am Schalter eines hinterwäldlichen Telegraphen-Amtes.

Erster Besucher: Verzeihen Sie, Herr Secretär, diese Depesche hier —

Der Schalterbeamte (zählend): Sehen Sie nicht, daß ich arbeite? Ich werde Sie schon fragen, was Sie wollen, sobald ich Zeit habe; immer eins nach dem andern, capirt? (Er zählt weiter.)

Zweiter Besucher: Wollen Sie mir nicht den Rohrpostbrief —

Der Schalterbeamte: Himmelkreuzmillionendonnerwetter verdammt noch 'mal, sehen Sie nicht, daß ich arbeite? Können Sie nicht lesen? Warum bringen Sie mir nicht gleich einen Topf voll Pflaumenmus, telegraphisch an die Adresse Ihrer verstorbenen Großmutter zu senden, oder sonst eine Dummheit? Rohrpostsendungen werden am gegenüberliegenden Schalter angenommen; das steht doch wahrhaftig groß und breit angeschrieben!

Der zweite Besucher: Ich muß bemerken, daß dieser Ton —

Der Schalterbeamte: Wollen Sie mich etwa noch zur Rede stellen? Ich bin kaiserlich deutscher Beamter, und jede Beleidigung meiner Person im Amte wird vom Staatsanwalt verfolgt; merken Sie sich das. Und nun langweilen Sie Ihresgleichen! (Er zählt weiter.)

Dritter Besucher: Ich möchte telegraphisch zweihundert Mark anweisen —

Der Schalterbeamte (zählt weiter).

Der dritte Besucher: Zweihundert Mark —

Der Schalterbeamte: Nu, wenn schon! Das ist etwas Rechtes! Wegen lumpiger zweihundert Mark solch ein Radau! Wenn Sie nicht warten können, bis Sie an die Reihe kommen, lasse ich Sie vom Diener hinauswerfen, begriffen?

Der dritte Besucher: Ich bin Ministerialrath und will Ihnen nicht verhehlen, daß dieser Ton —

Der Schalterbeamte: Papperlapapp! Hier bin ich Ministerialrath, hier bin ich sogar Reichskanzler, nur daß ich mehr von Politik als er verstehe, und wenn Sie der Großmogul wären, knixte ich auch noch nicht vor Ihnen! (Er zählt weiter.)

Vierter Besucher: Damned! What a Uirtschaft of pigs! Nimmt mir hier jemand ab ein telegram or not? Der Deibel soll Sie holen und beim ambassador leg' ich ein Beschuerd, wenn Sie nicht auf der Stell' expediren, what I have to write!

Der Schalterbeamte (aufspringend, zitternd): Sofort, Ew. Gnaden (er greift nach dem Formular).

Vierter Besucher: Soll ick ihm hauen auf sein schmutzige Pfoten, uenn er nicht is able to wait, bis ich selbst ihm gäb' mein telegraphic order? Ten words all togethher, und hier sind fifty Pennings.

Der Schalterbeamte: Ew. Hochwohlgeboren verzeihen — ich rechne aber wirklich zu meinem tiefsten Bedauern zwanzig Worte heraus!

Vierter Besucher: Will er mir schimpfen einen Betrüger auf offener Straß' oder behaupten, daß ich nicht kann rechnen? (Er holt zum Hiebe aus.) Werd' ich mich wenden an Herrn von Marschall persönlich —

Der Schalterbeamte (wie Espenlaub): Ich sehe schon, es hat alles seine Richtigkeit!

Vierter Besucher: Well! So soll ergehen Gnade for right! (Ab.)

Erster Besucher: Herr Secretär verzeihen —

Der Schalterbeamte: Na, was giebt's denn schon wieder?

Erster Besucher: Sie sollten sich solche Behandlung von dem Schulze wirklich nicht gefallen lassen!

Der Schalterbeamte: Von dem Schulze?

Erster Besucher: Freilich! Es ist ja mein Nachbar und Seatgenosse, ein ganz oller Berliner! Nur preußischen Beamten gegenüber hat er die fixe Idee, als englishman aufzutreten —

Der Schalterbeamte: Und das nennen Sie eine fixe Idee?

Timon d. J.

Offene Briefe und Antworten.

In eigener Sache.

Im Verlage von Rich. Kahle (Inhaber Hermann Oesterwitz) zu Dessau ist ein Druckheft unter folgendem Titel erschienen: „Herunter mit der Maske! Flora Gaß ein Gretchen fin de siècle in ihrer eigenen Beleuchtung. Eine nothwendige Antwort auf ihre überflüssige Vertheidigung in Sachen von Hammerstein. Von Caliban." Es handelt sich hier abermals um einen Mißbrauch des Pseudonyms, unter dem ich meine Aufsätze in der „Gegenwart" seit Jahren erscheinen lasse. Ich habe die Broschüre nicht gelesen und kann mir daher über ihre vom Autor allerdings anerkannte Nothwendigkeit kein Urtheil bilden. Dagegen ist mein Urtheil und wohl auch das der Leser fertig über die nicht alltägliche Dreistigkeit des Maskenherunterreißers, der sich von Hammerstein dadurch zu seinem Nachtheile unterscheidet, daß er sogar für seine literarischen Uebelthaten einen Unschuldigen verantwortlich macht.

Rochem a. d. Mosel, zur Zeit der Weinblüthe 1896.

Caliban.

Notizen.

Gesunde Nerven. Aerzliche Belehrungen für Nervenschwache und Nervenkranke von Dr. med. Otto Dornblüth. (Rostock, Wilh. Werther's Verlag.) Die Nervosität ist nicht nur eine Zeit-, sondern auch eine Modekrankheit, indem von Laien und leider oft auch von Aerzten alle möglichen und unmöglichen Leiden gar zu gern einfach nach dieser beliebten Schablone behandelt werden. Der den Lesern dieser Blätter wohlbekannte Verfasser ist aber ein viel zu erfahrener Specialarzt für Nervenkrankheiten, um dieser bequemen Manier zu huldigen, und versteht es in seinem gemeinnützigen Schriftchen vortrefflich), nicht allein mit wissenschaftlicher Schärfe das Wesen und die Ursachen der Nervosität festzustellen, sondern auch in allgemein verständlicher Form den Leidenden Rath und Hülfe zu bringen. Besonders werthvoll sind seine Fingerzeige auf eine vernünftige und naturgemäße Lebensweise, wobei auch specielle Curen, wie die Kneipp'sche, die hypnotische Suggestion, das Weyr-Mitchell'sche Regime gegen Neurasthenie, Massage und Elektricität, die Entziehungscuren bei Alkoholikern und Morphiomanen ꝛc. besprochen werden. Es ist ein wahrer Haus- und Familienschatz und sollte schon um des Capitels über Jugenderziehung willen besonders den Aerzten, Eltern und Lehrern empfohlen werden.

Geschichte der griechischen Literatur. Von E. Kroker. (Leipzig, Grunow.) Wir empfehlen diese populäre Literaturgeschichte Allen, die die hellenische Poesie nicht nur kennen, sondern auch lieben lernen wollen. Der Verfasser bietet weniger Kritik, als eine angenehm zu lesende Uebersicht der griechischen Dichtung mit trefflichen Inhaltsangaben und geschickt eingestreuten Citaten. Im vorliegenden ersten Bande sind namentlich die Abschnitte über den Ursprung und die Entwickelung der Tragödie, das Epos und das griechische Theater im Allgemeinen gut gelungen. B.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director **Jentzen.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Kuno Fischer.

Shakespeare's Hamlet (Kleine Schriften. 5.) 8° brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Inhalt: 1. Die Hamlet-Kritik und ihre Abwege. 2. Die Hamlet-Tragödie.

Vorher sind erschienen:

Shakespeare's **Charakterentwickelung** Richards III. 2. Ausg. 2 M.

Shakespeare und **die Bacon-Mythen.** (Kleine Schriften. 3.) Festvortrag. 1 M. 60 Pfg.

• **Die Bismarck-Nummer** •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag
erscheint soeben in **zweiter durchgesehener Auflage** und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, K. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Neu erschien bei **W. Werther, Rostock:**

Gesunde Nerven.

Ärztliche Belehrungen für Nervenkranke u. Nervenschwache von Dr. **Otto Dornblüth.** 2,50 M. Käuflich dir. u. d. d. Buchhandlungen.

In **G. Hirth's Kunstverlag** in **München** und **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Muther-Hetze.

Ein Beitrag zur Psychologie des Neides und der Verläumdung.
Von **Richard Muther.** — 32 Seiten 8°, Preis 50 Pf.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Bilanz des Jahrhunderts.
Von
D. Norden.
Groß-Oktav. Preis 2 Mark.

Das ansprechende, gedrängte und doch reichhaltige, durch seinen freimüthigen und dabei gemäßigten Ton gleich fesselnde Buch wird nicht verfehlen, allgemeines Interesse zu erregen; es sei Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die socialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bismarcks Nachfolger
Roman von Theophil Zolling.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 27. Juni 1896. Band XLIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zukunftsaussichten der europäischen Industrie. Von Paul Ernst. — Der deutsche Urheber der Regenbogentheorie. Glossen zum Cartesius-Jubiläum. Von Wilhelm Krebs. — **Literatur und Kunst.** Gabriele d'Annunzio. Von Willy Rath. — Graf Leo Tolstoi als Plagiator. Von Erwin Bauer. — **Feuilleton.** Fundevogel. Von E. Würthmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Ein Flüchtigkeits-Fehler. Von Caliban. — Die Internationale Kunstausstellung. 4. Düsseldorf, Weimar, Karlsruhe, München. Von Franz Servaes. — Opern und Concerte: Fra Francesco. Von Henry Waller. Von Paul Marsop. — Notizen. — Anzeigen.

Zukunftsaussichten der europäischen Industrie.

Von Paul Ernst.

Die Krisis in der europäischen Landwirthschaft muß nicht als ein vereinzeltes Phänomen betrachtet werden, sondern ist nur das erste Stadium einer allgemeinen Productionskrisis der europäischen Länder, welche von den unheilvollsten Folgen für unsere Cultur begleitet sein muß, nämlich Sinken der Profite, Entwerthung großer investirter Capitalien, Sinken der Löhne, Rückgang der Bevölkerungsziffer. Die landwirthschaftliche Krisis ist schon vorhanden, und ihre Bedeutung beginnt heute auch in weiteren Schichten anerkannt zu werden. Die industrielle Krisis steht erst noch zu erwarten, und da wir momentan gerade in einer Zeit der industriellen Prosperität leben, so dürfte die Behauptung ihres Herannahens weniger Glauben finden. Und doch läßt sich schon jetzt der Beweis nicht bloß theoretisch führen, sondern können in dem einen und andern Fall sogar Zahlen producirt werden.

Wir wollen als Beispiel den Export der englischen Baumwollmanufactur nehmen. Derselbe betrug in Millionen Yards:

1846—50:	1157,28	1885:	4374,52
1851—55:	1658,53	1886:	4850,21
1856—60:	2135,49	1887:	4904,01
1861—65:	1944,42	1888:	5038,31
1866—70:	2904,09	1889:	5001,59
1871—75:	3521,65	1890:	5124,97
1876—80:	3869,24	1891:	4912,48
1881—85:	4491,47	1892:	4873,30
1881:	4777,27	1893:	4375,62
1882:	4349,39	1894:	4336,42
1883:	4538,89	1895:	4102,69
1884:	4417,28		

Bis 1890 ist der Export ständig gestiegen, um von da ab ziemlich schnell zu fallen; heute steht er auf dem Punkte, wo er vor 15 Jahren stand, er ist in fünf Jahren ebenso viel gefallen, wie in zehn Jahren gestiegen.

Die Ursache ist, daß sich in den Ländern, wohin englische Baumwollwaaren bis dahin exportirt waren, sich nunmehr einheimische Industrien entwickelt haben, größtentheils mit englischem Capital und mit englischen Maschinen und Geschäftsleitern, welche den eigenen Markt versorgen, und, da sie die Transportkosten sparen, bald die Concurrenz der in England producirten Waare aus dem Felde schlagen können.

Als Beispiel einer derartigen in einem früheren Absatzgebiet entwickelten Industrie möge die ostindische Baumwollindustrie dienen. Leider stehen mir hier nur die Zahlen bis 1891/92 zu Gebote, welche sich in den trefflichen, nur zum Unglück sehr nachhinkenden „Uebersichten der Weltwirthschaft" von Juraschek finden.

Baumwolletablissements in Indien:

	Fabriken	Spindeln	Webstühle	Arbeiter
1860/61	12	338000	?	?
1874/75	27	593000	?	?
1876/77	47	1100112	9139	39537
1879/80	58	1470830	13317	ca. 45000
1884/85	81	2037055	16455	61596
1885/86	89	2198545	16584	71577
1886/87	90	2202602	16926	72590
1887/88	97	2375739	18840	80515
1888/89	108	2670022	22156	92126
1889/90	114	2934637	22078	99224
1890/91	125	3197740	23845	111998
1891/92	127	3272988	24670	117922

Man begreift diese stetige und solide Steigerung, wenn man die Productionskosten in Indien und Europa vergleicht. Indien producirt bekanntlich selbst Baumwolle. Der indische Fabrikant spart also, wenn er in Indien verkauft, gegenüber dem englischen die Fracht der Rohbaumwolle nach England und die Fracht der Fabrikate zurück. Allerdings hindert der kurze Stapel der indischen Baumwolle die Production feinerer Garne und Stoffe; noch vor Kurzem wurde keine amerikanische Baumwolle verwendet, welche für diese geeignet sind. Allein das Hauptgebiet der Concurrenz sind ja bekanntlich stets die billigen Waaren, noch dazu auf einem Markte wie der indische ist. Ein Hauptnachtheil der indischen Concurrenz sind die hohen Kosten der ersten Einrichtung. Da die Maschinen von England besorgt werden müssen, so kommt sie zwei- bis dreimal so hoch wie in England. Indessen ist es ja nur eine Frage der Zeit, daß auch in Indien Maschinenfabriken entstehen, welche der englischen Industrie den letzten schmerzlichen Profit rauben, den, welcher aus der Einrichtung der Fabriken besteht, welche mit ihr concurriren sollen. Endlich hemmt der hohe Zinsfuß in Indien sehr. Fände das indische Capital nicht, wie in allen Ländern niedrigerer Culten, anderswo gewinnbringendere Anlage, so würde es sich weit mehr der Errichtung von Fabriken nach europäischem Muster widmen.

Die Vortheile der indischen Concurrenz, außer der Ersparniß der Transportkosten, liegen einerseits darin, daß die Fabriken, weil erst in den letzten Zeiten entstanden und

Digitized by Google

sämmtlich in der Hand von Actiengesellschaften, sämmtlich sehr groß sind und alle Vortheile des größeren Betriebes gegenüber dem kleineren haben; die durchschnittliche Spindelzahl pro Spinnerei beläuft sich auf 24000, es giebt aber Spinnereien, die bis zu 60000 Spindeln haben. Andrerseits sind die Arbeitslöhne derartig niedrig, daß trotz der geringeren Leistung der indischen Arbeiter, die übrigens durch eine ausgedehnte Arbeitszeit theilweise compensirt wird, dieser Theil der Productionskosten weit niedriger ist, als in den europäischen Ländern.

Schon allein die Ersparniß durch das Wegfallen des Hin- und Hertransports soll 1,2 ₰ pro Pfd. Baumwollgarn betragen, was bei einem Preis von durchschnittlich 6 ₰ pro Pfd. 20er Water gerade 20% des Werthes ausmacht. Das ist natürlich ausschlaggebend für die Concurrenz in Indien selbst. Aber es scheint sogar, daß Indien selbst in Europa billiger liefern kann, als die europäischen Fabrikanten. Ein deutscher Fabrikbesitzer, Otto Wülfing, hat eine Berechnung über die Preise, zu denen indische Fabrikanten nach München-Gladbach liefern könnten, seinen eigenen dortigen Productionskosten gegenübergestellt; nachdem ihm verschiedene Unrichtigkeiten nachgewiesen waren, hat er seine anfängliche Berechnung, nach der 1894 20er Water in München-Gladbach zu 52¼ ₰ aus Indien geliefert werden konnte, während deutsches Gespinnst 62—64 ₰ kostete, dahin modificirt, daß er die Zahlen jetzt zu 61,57 ₰ und 64—67 ₰ annimmt. Da Wülfing Bimetallist ist und diese leicht zu Uebertreibungen geneigt sind, so wird man seinen Zahlen nicht unbedingt Glauben schenken können; wenn sie ganz richtig wären, so würde es jedenfalls überraschen, daß man noch nicht mehr indische Gewebe bei uns sieht, als seit kürzester Zeit einige sehr geschmackvolle und auffällig billige Sachen, die aber nicht für unsere Verhältnisse berechnet sind und daher zunächst keine größere Bedeutung für uns gewinnen können, als manche japanische Erzeugnisse. Jedenfalls scheint mir aber keine der Polemiken gegen Wülfing das Bestehen einer, wenn auch geringen Differenz, widerlegt zu haben.

Natürlich können sich gegen das Hereinfluthen dieser Waaren die europäischen Staaten durch entsprechende Zölle schützen; vermuthlich wird sich bis 1904, wo eine große Zahl Handelsverträge europäischer Staaten erneuert werden muß, die Nothwendigkeit eines europäischen Zollvereins herausstellen und wird England zu irgend welchen zollpolitischen Maßregeln gegenüber seinen Colonien genöthigt sein. So unmöglich sich noch heute ein derartiger Gedanke anhört, so sicher wird er in Kurzem allgemein auftauchen, denn die bitterste Noth wird auf ihn führen. Auch der deutsche Zollverein war zu seiner Zeit unter theilweise sehr lebhaften politischen Antipathien der betreffenden Staaten gegründet. Vielleicht wiederholt sich dann für Europa derselbe Proceß im Großen, der in Deutschland damals im Kleinen stattfand: die europäischen Staaten legen ihre kleinen, im Vergleich zu den großen Staaten, die sich ihm gegenüber herausbilden: Rußland, Ver. Staaten, und was sich in Ostasien entwickelt, doch indianerhaften Feindseligkeiten, bei Seite und vereinigen sich auch politisch. Die „vereinigten Staaten von Europa" scheinen heute ein noch kühnerer Traum zu sein, als ein europäischer Zollverein; aber ist nicht auch das deutsche Reich das gewesen? Dieselbe wirthschaftliche Nothwendigkeit, welche für Deutschland die wirthschaftliche und politische Einheit erforderlich machte gegenüber den größeren Wirthschaftscomplexen in Europa, wird schließlich auch die europäischen Staaten zwingen gegenüber den sich nunmehr herausbildenden viel größeren Wirthschaftscomplexen.

Aber dieser Schutz im eigenen Hause kann doch nicht den wirthschaftlichen Rückgang verhindern, welcher erfolgt, wenn allmälig die Möglichkeiten des Exports abgeschnitten werden, wenn die sich von Jahr zu Jahr verschärfende landwirthschaftliche Krisis den inneren Markt gleichfalls immer mehr reducirt und endlich dann das Resultat der durch Einstellung neuer, arbeitsparender Maschinen gesteigerter Productivität der Arbeit rein in Erscheinung tritt, das heißt, wenn die dadurch überflüssig gemachten Arbeiter nicht wieder Beschäftigung finden in Folge der gleichzeitigen Extension der Industrie, verursacht durch Extension des Marktes.

Gegenwärtig vollzieht sich der Austausch zwischen den europäischen Ländern und den neu in Concurrenz tretenden so, daß Europa an diese Fabrikate abführt, welche durch die dazu nöthigen Rohstoffe, durch gewisse Consumtionsartikel, die nur hier producirt werden können, und durch Schuldtitres sowie Actien und sonstige Besitztitel über productive Anlagen eingetauscht werden. Der Einfachheit wegen wollen wir die beiden gegensätzlichen Ländergruppen in Eins zusammenfassen; nennen wir die europäische Fabrikate ausführende A, die andere, bis jetzt noch Fabrikate einführende B. Von dem Austausch in Geld müssen wir absehen, da dessen Berücksichtigung die Sache nur complicirt. Der Tausch Fabrikate (f) gegen Rohstoffe (r) und gewisse Consumtionsmittel (c), sagen wir z. B. Gewürze, ist sehr einfach zu verstehen. Complicirter wird die Sache dadurch, daß auch Schuldtitres, etwa Staatsanleihen, und Actien sowie sonstige Besitztitel eingetauscht werden. Staatsanleihen werden gemacht für productive (etwa Eisenbahnen) und für unproductive Zwecke (Kriege, Revolutionen, zur Ausgleichung des Budgets bei schlechter Wirthschaft ꝛc.). Die Titel der ersteren sind für unsere Betrachtung gleichwerthig mit denen productiver Unternehmen, an denen Europäer als Actionäre betheiligt sind; die Titel der letzteren, da das betreffende Geld unproductiv consumirt, der Werth also total verschwunden ist und nur noch in der Fiction existirt, bedeuten nur einen Tributanspruch des europäischen Gläubigers an jeden Staat. Nennen wir diese Titel tp und tu. Dann haben wir die Gleichung: $f = r + c + tp + tu$. Wie wir sehen hat f, die Summe der Fabrikate, welche exportirt werden, die Tendenz, immer kleiner zu werden; damit muß auch die rechte Seite der Gleichung kleiner werden. Und offenbar zunächst r. Wenn weniger Fabrikate ausgeführt werden, so werden weniger fabricirt, und so ist weniger Rohstoff nöthig. Da der Rohstoff aber immer weniger werthvoll ist als das Fabrikat, so kann nicht die gesammte Abnahme auf ihn fallen. c können wir ohne Schaden als constante Größe annehmen. Es muß dann also auch $tp + tu$ kleiner werden, das heißt, europäisches Capital wird in diesen Ländern immer weniger Gelegenheit zur Anlage finden.

Nun erhielt es bis dahin von $tp + tu$ Zinsen und Profite, also eine Summe von Werthen kam nach A von B, für die kein Gegenwerth von A geliefert wurde; nennen wir diesen x, so würde unsere Formel lauten $f = (r + c + tp + tu) + x$, wobei der zweite Theil nicht mehr gleich dem ersten, sondern um x größer ist. Dieses von B gratis gelieferte x wird in A consumirt und erhält dort eine Anzahl Menschen. Wenn später europäisches Capital sein jährliches $(tp + tu)$ verkleinern muß, fällt natürlich auch x. Die Verkleinerung geschieht dadurch, daß der Capitalist seinen Wohnsitz in dem betreffenden Lande selbst aufschlägt und sein Capital damit zu einem dort einheimischen macht. Den ersten Pionieren dieser Art folgen dann weitere Capitalisten, die frühere Anlagen dort gemacht haben und, nachdem ihnen der Schritt vorgethan ist, nunmehr vorziehen, in dem Lande zu wohnen, wo ihr Capital heimisch ist. Damit verringert sich der Tribut von B an A absolut und die Menschenzahl, die direct und indirect von ihm lebte.

Wir haben also zunächst als Folge der Verminderung des Exports: direct Verminderung der eigenen Production im Lande. Das bedeutet Schließung von Fabriken, Bankerott und Ruin einer Anzahl Capitalisten und allgemeine Reduction der Profite; Brodloswerden der in diesen Fabriken beschäftigten Arbeiter, die, da sich nicht gleichzeitig eine andere

Digitized by Google

Arbeitsgelegenheit zeigt, zu Grunde gehen und vorher noch auf den Lohn ihrer noch beschäftigten Collegen drücken, also Reduction der Bevölkerungsziffer und allgemeines Fallen des Lohnes. Indirect: Rückgang der Summe der Werthe, welche auf Grund früherer Schuldansprüche europäischer Capitalisten der europäischen Volkswirthschaft zu Gute kamen, und damit wiederum Reducirung der Bevölkerungsziffer um die Zahl derjenigen Leute, welche sich durch den Consum dieser Werthe erhielten.

Aus dem Gesagten ist die folgende Aufstellung zu verstehen; dieselbe unterscheidet nur die großen Rubriken f und r und soll nur eine allgemeine Anschauung von dem gegenwärtigen Zahlenwerth dieser Größen geben.

Ausfuhr von Fabrikaten:

	Millionen Mark.	Procentualer Antheil.	Auf den Kopf der Bevölkerung.
Großbritannien	3826,20	29,5	48,9
Deutsches Reich	2306,00	17,8	23,3
Frankreich	1704,40	13,2	22,2
Vereinigte Staaten . .	970,12	7,5	7,0
Niederlande	662,00	5,1	70,4
Oesterreich-Ungarn . . .	592,10	4,6	6,8
Belgien	580,80	4,5	46,7
Schweiz	424,16	3,3	73,3
Britisch-Indien	344,14	2,6	0,6
Spanien	222,16	1,7	6,5
Italien	214,16	1,7	3,2
Rußland	196,80	1,5	1,0
Diverse	84,30	7,0	—
	12127,34	—	—

Ausfuhr von Rohstoffen:

	Millionen Mark.	Procentualer Antheil	Auf den Kopf der Bevölkerung.
Vereinigte Staaten . .	2708,18	17,6	19,9
Britisch-Indien	1668,10	10,9	2,8
Rußland	1150,18	7,5	5,9
Niederlande	1054,80	6,8	112,2
Frankreich	1016,14	6,6	13,2
Deutsches Reich	646,60	4,2	6,5
Oesterreich-Ungarn . . .	628,20	4,1	7,2
Großbritannien	616,14	4,0	7,8
	9488,34	—	—

In meinem Artikel über die Agrarkrisis in Nr. 15 sind schon Ursachen und Erscheinungsart des Preissturzes landwirthschaftlicher Producte, des Ruins der Grundbesitzer und der Entvölkerung des Landes dargestellt. Die Rückwirkung auf die Industrie ist klar: eine Verengerung des inneren Marktes, der ja natürlich bei Weitem der wichtigste ist. Ein ausreichender Zollschutz der Landwirthschaft wird einerseits auf die nothwendige Gegnerschaft der industriellen Arbeiter stoßen, selbst auf den eines großen Theils der landwirthschaftlichen, denen die Lebensmittel vertheuert werden in einer Zeit allgemeinen wirthschaftlichen Rückganges, unter dem sie bereits am schwersten leiden; anderen Theils würde er den Kampf der exportirenden Industrien auf dem Weltmarkte noch mehr erschweren, selbst unmöglich machen; sind wir doch schon jetzt lange so weit, daß manche Industrieen ihren Export nur dadurch aufrecht erhalten, daß sie eine Steuer auf ihre Consumenten in der Heimath zu legen wissen. Zudem ist, wenigstens in England und zum großen Theil in Deutschland das Uebel bereits so weit eingerissen, daß ein derartiges Heilmittel nur noch den Grundbesitzern zu Gute kommen würde.

Endlich wird, je mehr die europäische Production von der bisherigen Exportmöglichkeit abgeschnitten wird, desto schärfer der immanente Widerspruch der capitalistischen Productionsweise hervortreten, daß jede Steigerung der Productivität, durch welche die nationale producirte Waarenmenge vermehrt wird, Arbeiter überflüssig macht, welche die Consumenten dieser Waaren sind.

Wir stehen also vor einer Katastrophe, welche durch die ihrem immanenten Triebe folgende Entwickelung des Capitalismus verursacht ist. Um Absatzgebiete für die Producte seiner immer expansiveren Kräfte zu gewinnen, muß er Länder primitiverer Gesellschaftsorganisation und Productionsweise revolutioniren und sich in ihnen ausbilden. Hat er dieses Resultat erreicht, so entsteht die Alternative gesellschaftlicher Rückbildung oder des Umschlagens in eine höhere Gesellschaftsorganisation. Welche von diesen beiden Möglichkeiten eintritt, das ist eine Frage der politischen Macht. In die Erscheinung wird demnach die Katastrophe treten nicht nur als wirthschaftliche Depression, sondern mit Kriegen und Revolutionen.

Der deutsche Urheber der Regenbogentheorie.

Glossen zum Cartesius-Jubiläum.

Von Wilhelm Krebs.

Das Zeitalter an der Wende des zweiten Jahrtausends hat schon verschiedene Namen erhalten. Befriedigend ist keiner von ihnen, denn Dampf, Elektricität, Verkehr, Militarismus u. dergl. sind sehr relative Begriffe, denen das Gesammtgepräge der Zeit keineswegs entnommen werden kann. In Einem stimmen dagegen alle Völker überein, die auf Cultur Anspruch erheben. Alle feiern sie mit Leidenschaft Jubiläen. Sogar die Perser schickten sich an, den fünfzigsten Jahrestag des inzwischen erschossenen Schah Nasreddin festlich zu begehen. Die Chinesen erheben Geburtstage einzelner Würdenträger zu Nationalfesten. Auch die Japaner rühmen sich wenigstens des zweitausendjährigen Bestehens ihrer Dynastie. Den Heerd jener Welt-Epidemie finden wir aber in Europa. Nationale Besonderheiten stoßen da in grellen Gegensätzen aufeinander.

Am 31. März 1896 wurde der dreihundertste Geburtstag eines Mannes gefeiert, der bei den Franzosen als bedeutendster Philosoph ihrer Nation gilt.

Es ist René Descartes, genannt Cartesius.

Das dreihundertste Jubiläum seines Geburtstages wurde ganz außer dem Hause gefeiert. Das Fest fand in Deutschland, nicht in Frankreich statt. Die Leipziger Illustrirte Zeitung widmete ihm den Normalraum ihrer Leitartikel, $1^1/_2$ Spalten. Von den gleichartigen französischen Zeitschriften widmete ihm Illustration ebenso viele Halbzeilen, Monde illustré Nichts. In grellem Gegensatz dazu, in Betracht des so oft den Franzosen vorgeworfenen Chauvinismus geradezu beschämend, stehen die Descartes-Artikel einiger Organe der deutschen Tagespresse. Dieses deutsche gebildete Weltbürgerthum hat nicht unterlassen können, sich in der bekannten leichten Weise auf das hohe Pferd zu schwingen und an einem dreihundert Jahre in Ehren alt gewordenen Franzosen, der seit 246 Jahren todt ist, noch einen moralischen Mordversuch zu unternehmen. Deutsche Zeitungen entrüsteten sich um die Wette über das cartesianische oder eigentlich ovidische Wort: Bene vixit qui bene latuit. Dasselbe wurde ausgedeutet auf charakterschwaches Zurückweichen vor dem in jener Zeit, noch während des dreißigjährigen Krieges, nicht eben seltenen wissenschaftlichen Martyrium. Es wurde dabei eine der eigenartigsten Seiten der cartesianischen Persönlichkeit übersehen, welche schon für Descartes charakteristisch war, bevor er der Philosoph Cartesius geworden. Als junger Soldat wie als alter Philosoph legte er einen Hauptwerth auf Ausbildung und Geltendmachung weltmännischer Erfahrung. Hat ihm doch dieser Zug die nicht gerade schmeichelhafte Bezeichnung eines

Digitized by Google

Hof- und Modephilosophen eingetragen. In jener Lebensregel vermögen wir nichts Anderes zu erkennen als eine Formulirung derjenigen Lebensführung, die man an den besseren Diplomaten neuerer Schulen rühmt: möglichst wenig Gerede von sich zu veranlassen. Einen besonderen Beweisgrund für diese Auffassung finden wir in der eingezogenen Lebensweise des alten Cartesius, an einem kleinen Orte, unter möglichster Erschwerung der persönlichen Annäherung von Verehrern und Bewunderern. Cartesius gehörte zu den zartfühlenden Verstandesmenschen, denen Nichts so sehr verhaßt ist wie Posiren und Scenemachen. Als solcher mußte er das Martyrium mit seinen unterdrückten Schmerzen und ausbrechenden Ekstasen scheuen.

Diesem verständigen Greis wirft Fritz Mauthner im Berliner Tageblatte vor, er habe ein ganzes Buch hindurch seine Leser bewußt belogen. Gemeint ist anscheinend ein Theil der 1644 erschienen Principes de la philosophie, in welchem Cartesius seine Theorie der Planetenbewegung durch Gaswirbel abhandelt, betitelt le monde visible. Er soll geschrieben sein, um ein anderes Werk vollständig zu vertuschen, das von Cartesius 1633 als Manuscript vernichtet worden sei, weil er die copernicanische Weltanschauung darin vertreten und deßhalb von kirchlicher Seite Unannehmlichkeiten befürchtet habe. Diesen ganzen Sachverhalt, trotz der elfjährigen Zwischenzeit, allerdings ohne die feindselige Ausdeutung, zugegeben, würden wir doch eine psychologische Erklärung finden, die den alten Franzosen in seiner Art correct erscheinen läßt. Als philosophirender, mathematisch-astronomischen Auffassungsweisen zugänglicher Weltmann, sah er auf der einen Seite einen Geistlichen im Conflict mit den in kirchlichen Kreisen eingebürgerten Anschauungen, sah er auf der anderen die gesammte gebildete Welt der damaligen Zeit, Gelehrte geistlichen und weltlichen Standes, deren imponirende Lebensführung und ausgezeichnete Bildung er gelegentlich wohl bewundert hatte. Die copernicanische Anschauung lag ihm dabei noch ferner als diejenige Tycho's de Brahe, gegen welche er sich in derselben Schrift wendet. Was Wunder, wenn er sie vorerst vermittelnd mit derjenigen Gedankenwelt in Harmonie zu setzen suchte, die von ihnen verdrängt werden sollte, der er selbst aber seiner Gesammtbildung nach noch angehört. So verstehen wir den von ihm in Capitel 19 jener Schrift ausgesprochenen Vorsatz, „mit mehr Sorgfalt (plus de soin) als Copernicus" zu verfahren.

Da von Fälschung zu reden, das kann nur in einer leichtfertigen Presse geschehen, die sich mit dem modernsten Philosophem, dem Begriffe der „officiellen Wahrheit" abzufinden versucht. Nicht nach aufgeprägten Werthen hat Wahrheit Geltung, sondern einzig und allein nach dem Gewicht ihres reinen Gehaltes. Auch die scharfsinnigsten Köpfe werden sich bei Abschätzung dieses Gewichtes irren können. Manche der tiefsinnigsten Meinungen werden sich nur schwer vereinen lassen und Anstoß zu neuen Irrthümern geben. Cartesius war sich dieser, dem geistigen Menschenwerk ewig anhaftenden Unvollkommenheiten klar bewußt. Von seiner Hypothese sagt er in demselben Capitel 19: „Doch ich verwahre mich dagegen, zu behaupten, daß sie als ganz mit der Wahrheit übereinstimmend aufzufassen sei und nicht vielmehr als eine Annahme oder Voraussetzung, die auch falsch sein kann."

Durch diese Worte giebt Cartesius selbst den Schlüssel zu jenem räthselvollen Gebiete seiner geistigen Entwicklung, ohne „beinahe frivol zu sein", wie ihm des Ferneren bei Gelegenheit einer ähnlichen Aeußerung vorgeworfen wird. Wir glauben, daß kein Vertreter modernster Naturanschauungen, der in der Art der Häckel, Wagner, Nägeli den Grundbedingungen des Naturlebens speculativ nachzugehen sucht, andere Ansicht über den wirklichen Werth seiner „Theorie" besitzt.

Sobald Cartesius in den Bereich seiner Hauptstärke, des mathematischen Denkens gelangt, ist er allerdings ein ganz Anderer. Charakteristisch ist dafür der einleitende Satz seiner Abhandlung über den Regenbogen:

„Der Regenbogen ist eine so wunderbare Naturerscheinung, seine Ursache ist jederzeit so begierig von den besten Geistern erforscht worden und so wenig erkannt, daß ich einen geeigneteren Gegenstand nicht wüßte, um darzulegen, wie man durch meine Methode zu Erkenntnissen gelangen kann, welche Denjenigen, deren Schriften bis auf uns gekommen sind, gefehlt haben."

Ist die Erfindung der analytischen Geometrie die bedeutendste, so ist der Beitrag zur Regenbogentheorie wohl die bekannteste Leistung des Cartesius. Der Kern dessen, was als cartesianische Regenbogentheorie noch gegenwärtig fast allgemein bezeichnet wird, sollte in dem physikalischen Lehrplane keiner höheren Schule fehlen, wie es schon Gemeingut wohl aller Conversations-Lexika ist.

Es ist die besondere Art des Strahlenganges von der Sonne nach den spiegelnden und lichtbrechenden Tropfen der Regenwand, die von der Wolke herabreicht, und von ihnen zurückgespiegelt in die Augen des Beschauers, in welchen die von ihm veranlaßten Lichtempfindungen zu dem farbenprächtigen Bilde des Sonnenregenbogens zusammengesetzt werden. Da es sich dabei um eine Rückspiegelung in einer eng begrenzten Himmelszone handelt, muß jener Strahlengang in einen bestimmten Winkel umgeknickt sein. Diesen Winkel, nur wenig verschieden von der Hälfte eines rechten, hat Cartesius nach Vorgang de Dominis' mit Hülfe einer wassergefüllten Glaskugel, die er als eine Art großen Regentropfens handhabte, durch den Versuch, und dann mit Hülfe der Kreislehre durch Construction und Rechnung bestimmt.

Tiefer auf die cartesianische Untersuchung einzugehen, ist an dieser Stelle wohl weder verlangt noch gestattet. Nur sei das Jahr ihres ersten Erscheinens erwähnt: 1638.

Ihren Hauptinhalt anzugeben war nothwendig, weil gegen den französischen Philosophen in einem der Jubiläumsartikel in Bezug auf sie als dritter Vorwurf derjenige einer Unredlichkeit erhoben ist. Dieser Vorwurf kann sich nur darauf beziehen, daß Cartesius die Theorie eines Andern copirt habe, ohne ihn zu nennen.

Ist es in der Geschichte der Naturwissenschaften schon keineswegs selten, daß in schwierigen Fragen das wahre Verhalten nicht bloß einmal von Einem, sondern zu verschiedenen Zeiten von Verschiedenen selbstständig gefunden ist, so bietet thatsächlich die ganze Literatur der physikalischen Optik und ihre Geschichte gar keinen Anhalt für ein solches scheinbares Plagiat. In keinem der älteren Werke über den Regenbogen, weder der Optik des Aristoteles und seiner antiken Commentatoren Alexander Aphrodisiacus und Olympiodorus, noch in den mittelalterlichen Commentaren der Italiener Alexander Piccolomini und Francesco Vicomercatus, noch in den selbstständigeren Arbeiten des Thüringers Vitello aus dem dreizehnten, des Schwaben Theodoricus aus dem Anfang des vierzehnten, des Schlesiers Fleischer aus dem sechzehnten oder des Italieners de Dominis aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts findet sich das wirklich Cartesianische an der Regenbogentheorie, die scharfsinnige mathematische Ableitung des Strahlenganges.

Nichtsdestoweniger ist das Wesentliche der Regenbogentheorie als eine geistige Errungenschaft Deutschlands zu beanspruchen. Nicht etwa deßhalb, weil Deutschland in jener Liste alter Regenbogenforscher die Majorität besitzt. In der Wissenschaft wird vielmehr nach Qualität geschätzt. Auch andere Aeußerlichkeiten würden irre leiten. Die beste der Theorien ist in dem ärmlichsten der alten Bücher versteckt, wenn dasselbe auch, nur in drei Abschriften vorhanden, einen kaum schätzbaren Werth besitzt. Es ist Theodorici de Vryburgh Tractatus de yride et aliis radialibus impressionibus: Dietrich's von Freiburg Abhandlung über den Regenbogen und andere Lichterscheinungen.

Digitized by Google

Eine der drei werthvollen Handschriften zu studiren, hatte der Unterzeichnete auf der Bibliotheca Albertina zu Leipzig Gelegenheit. Es ist ein schweinslederner Band, klein Octav, mit vergilbten Pergamentblättern. Selbst oft nur Bruchstücke eines Octavblattes, sind diese in geradezu rührender Sparsamkeit mit den krausen Schriftzeichen des Mönchslatein im vierzehnten Jahrhundert beschrieben. Manche Figuren sind verzerrt, Linienzüge geknickt, lediglich um sie den für sie ausgesparten kleinen Räumen anzupassen. Der Tractat ist nach Preger's Ermittelungen im Jahre 1305 zu Köln verfaßt. Vitello's Optik ist noch etwas älter. Sie ist während der folgenden Jahrhunderte mehr als einmal in Druck erschienen. In gedruckten Büchern liegen auch alle anderen jene Regenbogenarbeiten des Mittelalters vor. Theodoricus allein hat das Schicksal, bis heute im Druck nicht erschienen zu sein.

Nur ein kurzer Auszug ist in dieser Form der eigentlichen Oeffentlichkeit übergeben, verbrämt sogar mit einer sehr schmeichelhaften Kritik. Es war ein italienischer Physiker, der die Abhandlung des Theodoricus gewissermaßen entdeckt hat. Giambattista Venturi aus Reggio hat im ersten Bande seiner Commentarj sopra la storia e le teorie dell' ottica (Beiträge zur Optik), der im Jahre 1814 erschien, den deutschen Naturforscher des vierzehnten Jahrhunderts seinem eigenen Landsmann Marcus Antonius de Dominis und dem Franzosen Cartesius an die Seite und weit über Fleischer und dessen Nachbeter im achtzehnten Jahrhundert, Scheibel und Murhard, gestellt.

Vergegenwärtigt man sich aber die Thatsache, daß die richtige Auffassung des deutschen Mönches 306 Jahre älter als die nur theilweise zutreffende Abhandlung des Italieners, 331 als diejenige des Franzosen ist, so kann nicht zweifelhaft sein, wem von den Dreien unser Zeitalter die höchste Anerkennung zu zollen hat.

Da de Dominis' Darlegungen, wie Venturi selbst zugiebt, an Schärfe und Klarheit, und wie wir mit Bezug auf seine Erklärung des Nebenregenbogens hinzufügen, auch an Richtigkeit zu wünschen übrig lassen, kommt von jenen Alten eigentlich nur Cartesius neben Theodoricus in Betracht. Die Selbstständigkeit des Cartesius wird durch die Priorität des Theodoricus nicht berührt. Nach der Art, in welcher Cartesius den Bau seiner Theorie von vorn herein anlegte, kannte er das Werk des Theodoricus überhaupt nicht. Sonst hätte er ihn sicherlich anders angelegt —, viel umsichtiger.

Cartesius ist viel zu sehr Mathematiker, um den Physiker Theodoricus zu erreichen. Er ist fertig, nachdem er die Winkelberechnung des Strahlenganges abgeschlossen und gefunden hat, sie stimmt. Theodoricus dagegen hat überhaupt nicht gerechnet. Er hat lediglich mit scharfsichtigem Blick den ganzen der Beobachtung zugänglichen Vorgang erfaßt und hat ihn in Wort und Bild getreu nachconstruirt. Trotzdem weiß auch er, daß es sich um bestimmte Winkelwerthe handelt. Die entsprechenden Bogenwerthe erwähnt er ausdrücklich als „von Natur bestimmt". Damit ist Theodoricus als Naturforscher seinerseits fertig mit der mathematischen Aufgabe, die von Cartesius, dem Philosophen und Mathematiker, elf Menschenalter später so glänzend gelöst ist, daß dieser seitdem als Schöpfer der Regenbogentheorie galt. Für Cartesius ist auch hier etwas Aehnliches charakteristisch wie der bekannte Fundamentalsatz seiner Philosophie: Cogito ergo sum. In diesem Falle könnte man im Sinne des Cartesius sagen: Cogitatum oder Calculatum, ergo est: Es ist berechnet, also ist es erwiesen.

Ein ganz anderes Charakteristicum finden wir für Theodoricus in seinem Tractat. Es ist die tapfere und in jener Blüthezeit der Scholastik geradezu unerhörte Art, in der er den Aristoteles aus dessen eigenen Grundsätzen heraus widerlegt. Entgegen Aristoteles, der nur drei Farben des Regenbogens anerkannte: Blau, Gelb, Roth — und die Realität des Orange bestritt, wies Theodoricus diese auf dem Wege der Beobachtung nach. Er verantwortete seine wissenschaftliche Häresie dem herrschenden Dogmenglauben gegenüber mit den Worten: „Aristoteles sagt selbst, niemals solle man an dem Zeugniß seiner Sinne zweifeln, wenn dasselbe einleuchtend ist." Sein wenig älterer Zeitgenosse Vitello widmete noch ein ganzes Capitel seiner Optik dem „Beweise" des aristotelischen Satzes: Tres sunt colores Iridis.

Der große Vorzug der theodoricischen vor der cartesianischen Darstellung der Regenbogentheorie besteht darin, daß sie auf einer geradezu naiven Empirie beruht. Durch naturgetreue Wiedergabe der Erscheinung legte sie den Grund zu einer Weiterentwickelung der Regenbogentheorie wohl noch über die Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts hinaus. Theodoricus erfaßte das lebendige Wesen des Regenbogen-Vorganges, Cartesius photographirte mit mathematischer Schärfe dessen todtes Skelett.

Neben diesem naturwissenschaftlichen besteht auch ein geschichtlicher Grund für die Annahme, daß Cartesius von den Arbeiten seines Vorgängers in der richtigen Erkenntniß des Regenbogens überhaupt nicht wußte. Die Abhandlung des Cartesius, die schon 1638 zuerst erschien, ist zur Zeit des dreißigjährigen Krieges entstanden, in einer Epoche äußerst erschwerten Verkehrs und vor Allem der stärksten katholischen Reaction. Theodoricus aber war im Bann als Ketzer gestorben, seine Schriften waren in gutkatholischen Kreisen, denen Cartesius angehörte, am allerwenigsten bekannt, überdies die wenigen Bruchstücke des Tractatus de Yride in ausländischen Bibliotheken verstreut.

Das der mittelalterlichen Romantik nicht entbehrende Schicksal des deutschen Mönches bringt uns diesen menschlich näher als den welterfahrenen Denker Cartesius. Theodoricus erhielt sich in der finsteren Zeit des vierzehnten Jahrhunderts frei vom blinden Dogmenglauben. Seinen Gottesbegriff suchte er mit dem Naturleben zu verbinden, wie er es mit Scharfblick erfaßte. Er zählte zu seinen Freunden den häretischen Mystiker Eckehart den Jüngeren, auch genannt den Gründig. In dessen Tractat über die wirkende und mögliche Vernunft finden wir in kürzester Form und zugleich in der Mundart der damaligen Zeit den hauptsächlichsten eigenen Beitrag des Theodoricus zu jener mystischen Lehre. Dieser wendet sich gegen die Annahme des Thomas von Aquino, daß Seligkeit bestände in einem übernatürlichen Erfassen der Gottheit, mit folgenden Worten:

„Ich spriche, daz des nicht st und sage, daz etwaz st in der Sêl, daz so êdel st, daz sin Wesen sin vernunftek Würken sî; ich spriche, daz diz saelek st von Nâture."

Ueber diese und andere theologische Streitfragen der damaligen Zeit hat Theodoricus eine große Reihe zum Theil noch erhaltener Tractate verfaßt. Die vaticanische Handschrift allein enthält im Ganzen 27. Solange sein mächtiger Gönner, der Ordensmeister der Predigermönche, denen er angehörte, Aymerich von Piacenza, lebte, konnte Theodoricus in Frieden als Gelehrter und Lehrer seinen naturwissenschaftlichen und theologischen Bestrebungen leben. Wenige Jahre nach Aymerich's Tode, im dritten Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts, verfiel er mit Eckehart der Kirchenjustiz. Die Anklage, aus der endlich der Familienname des ersten Begründers der Regenbogentheorie zu ersehen ist: Dietrich von Sanct Martin, lautete auf „schlimme Verbindungen", d. i. Umgang mit Ketzern. Seitdem ist er verschollen, wahrscheinlich im Klostergefängniß gestorben. Von seinen Schriften sind nur Bruchstücke auf die Gegenwart gekommen. Das Regenbogen-Werk ist noch im Verhältniß vollständig in drei Handschriften vorhanden, die im Besitz von Bibliotheken in Rom, Leipzig und Basel sind. Außer dem von Venturi aus letzterer entnommenen Auszug ist noch nichts davon durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben.

Das ovidische Wort: Bene vixit qui bene latuit — klingt Dem gegenüber in Descartes' Mund wie Ironie. Doch

Digitized by Google

gerade aus der weiteren Geschichte der Regenbogentheorie ist nicht allein diese Anschauung des Cartesius und ebenso seine Mißachtung der concurrirenden Arbeiten recht zu verstehen. Wenige Jahrzehnte vor Cartesius hatten Fleischer und de Dominis die ihren veröffentlicht.

Der schlesische Rector und Pfarrer Johannes Fleischerus hatte seiner erschreckend fehlerhaften Darstellung des Naturvorgangs als Schlußeffect eine Predigt über „die letzte Ursache des Regenbogens nach der heiligen Schrift" angehängt. Besonders wegen dieses Schlusses war er in langen Gedichten aus lateinischen Distichen angejubelt worden. Der dalmatinische Erzbischof Marcus Antonius de Dominis bewegte sich im anderen Extrem. Er war ein Wüstling unter der Mitra, „von schöner Leibesgestalt, verlor aber sein Ansehn sehr, weil er sich mit dem Frauenzimmer gar zu bekannt machte". Deßhalb gemaßregelt, drohte er mit dem Glaubenswechsel. Als die Inquisition ihn danach in ernste Behandlung genommen, führte er die Drohung wirklich aus. Er floh nach England, konnte aber nicht unterlassen, mit der Religion Politik zu treiben. Durch jesuitische Schlauheit in den Schooß der römischen Kirche zurückgelockt, erhielt er hier anstatt des versprochenen Cardinalshutes einen Strick um den Hals und mußte in der Peterskirche Buße thun. Er wurde schließlich, 1624, im Gefängniß vergiftet, sein Leichnam, unter dem Geheul des fanatisirten Pöbels, nach dem Tiber geschleift und verbrannt. Diesen Scandal auf der einen, die dithyrambische Lobhudelei auf den unfähigen Fleischerus auf der anderen Seite — wer kann es Cartesius verargen, wenn er es sich zur Lebensregel machte: Bene vixit qui bene latuit.

Diese Consequenz ist aber auf den Tractat De Yride des Theodoricus vollkommen falsch angewandt. Dieser verlangt dringend, endlich aus seiner Verborgenheit in mittelalterlichen Handschriften durch eine moderne Druck-Ausgabe hervorgezogen zu werden. Die Entzifferung erfordert allein schon in dem Grade ein eigenes Studium, daß das Werk des Theodoricus der physikalischen Wissenschaft so gut wie gänzlich verschlossen ist.

Wir verlangen nicht ein Jubiläum des ältesten Vorläufers der modernen Naturforschung. Wir weisen vielmehr darauf hin, daß die sechs Jahrhunderte, die bald erfüllt sind, als eine etwas lange Zeit der Verborgenheit für ein Buch von wissenschaftlicher Bedeutung erscheinen. Wir weisen ferner darauf hin, daß sich in der alten Schale der Machtfragen ein lebendiger Kern friedlichen Wettbewerbes zwischen den Nationen der Culturwelt entwickelt hat, zu dem nicht als schlechtester Theil die Rivalität auf geistigem Gebiete gehört.

Eine Jubiläums-Ausgabe des theodoricischen Tractates ist also durch die übermäßige Größe dieses Jubiläums geboten. Sie wird aber auch Deutschland bereichern, ohne das cartesianische Frankreich arm zu machen.

Literatur und Kunst.

Gabriele d'Annunzio.

Von Willy Rath.

Die politische Wiedergeburt Italiens brachte dort ebenso wenig eine neue Blüthe der nationalen Dichtung, wie bei uns die gleichzeitige Errichtung des neuen Kaiserthums. Auch die bildenden Künste beherrschte in Italien bis in die jüngste Zeit unbehindert die alte Convention, und der vorübergehende universale Erfolg der jungen italienischen Componisten kam erst zwanzig Jahre nach der Einnahme Roms, und nach Wagner und Bizet. Während also das militärisch besiegte Frankreich, die nordischen Länder, durch den einen Richard Wagner auch Deutschland, wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung der europäischen Kunst gewannen, ging von dem alten Kunstland im Süden eine befruchtende Einwirkung auf andere Nationen nicht aus. Ja, man darf ohne Uebertreibung sagen: die gesammte „moderne" Kunst Italiens hat erhebliche Beeinflussung oder doch Anregung vom Auslande erfahren. Gabriele d'Annunzio, heute ohne Zweifel der am meisten gefeierte italienische Schriftsteller, bestätigt diese Thatsache in jedem seiner Werke. Andererseits aber preisen ihn die feineren Köpfe unter seinen Landsleuten und, neuerdings, unter den Franzosen mit Recht als kern-italienisches Genie, als Schöpfer einer Renaissance der reinsten lateinischen Form. Der Widerspruch ist nur scheinbar vorhanden, die Disharmonie erweist sich in Wirklichkeit als eine organische Vereinigung des specifisch Nationalen mit dem specifisch Gegenwärtigen, und vielleicht bildet gerade diese Mischung den letzten Grund des allgemeinen Interesses für d'Annunzio's Kunst.

Der Dichter ist 1864 an Bord eines Schiffes mitten im Adriatischen Meer geboren. Auf den väterlichen Besitzungen im Gebirgsland der Abruzzen verbrachte er die Kindheit. Frühe schon genoß er den Ruf eines Wunderkindes, zugleich den eines eigenwilligen, launenhaften Knaben. Die Empfindungswelt in ihm hatte sich ebenso frühreif entwickelt wie die Intelligenz; eine krankhafte Nervosität war die begreifliche Begleiterscheinung. Im Jahre 1873 kam Gabriele, um das reinste Toscanisch zu erlernen, nach Prato auf's Gymnasium. Dort lernte er, in seinem fünfzehnten Lebensjahr, die Odi barbare von Giosué Carducci kennen, die ihm so tiefen Eindruck machten, daß er sofort selbst zu dichten begann, in zwei, drei Monaten einen Band Lyrik zusammendichtete und — die Mittel seines Papas erlaubten ihm das — veröffentlichte. Das Bändchen, „Primo vere" genannt, erregte Aufsehen; ein neuer Dichter war entdeckt. In Prato blieb Gabriele bis 1880. Mit sechzehn Jahren bezog er die Universität Rom, wo er von einem Kreis angehender Schriftsteller mit Begeisterung empfangen wurde und ein tolles Leben führte. Zu seinem Glück wurde d'Annunzio diesem Treiben bald entzogen. Er kehrte auf seine Güter in den Abruzzen zurück und verbrachte zwei, drei Jahre in heilsam thätiger, ländlicher Zurückgezogenheit. Dann lebte er mehrere Jahre, von 1886 bis 1894 etwa, abwechselnd in Rom, Neapel und den Abruzzen. Mannigfache Reisen fallen dazwischen. Seit ungefähr zwei Jahren lebt er wieder zurückgezogen in seiner Heimath, Natur und Einsamkeit haben wieder mehr Reiz für ihn als „die große Welt".

Die Lyrik d'Annunzio's kommt für uns nicht in Betracht. Echte, schlichte, naive Lyrik im germanischen und goethischen Sinn kann d'Annunzio nicht schaffen. Seine Verse lassen uns eisig kalt. Sie sind nichts als Sprach- und Prosodieübungen im höheren Sinn. Das Wort „Formalismus" giebt vielleicht am ehesten ein zusammenfassendes Schlagwort dafür, wenn durchaus eines gegeben werden soll. Ueberall flieht der Unlyriker d'Annunzio das Schlichte. Er besingt im „Intermezzo" mit heidnisch-jugendlichem Freimuth die incanti della carne, die griechisch schöne Sinnlichkeit in innigem Verein mit der Natur; aber er bildet nicht, er beschreibt, und seine „schwungvollen" Verse wimmeln von bei uns längst verpönten conventionellen Tropen, Citaten, Apostrophen. Er verkleidet sich historisch, er kommt als Troubadour und singt im alten Provençalenstil, wie im „Isottèo". Oder er sucht, den Irrweg vieler „Moderner" gehend, die Grenzen der Dichtkunst nach der Malerei und nach der Musik hin zu verschieben; hierfür finden sich in jedem seiner Versbücher Beispiele, am klarsten jedoch bezeugt es das letzte, das „Poema paradisiaco", das unter seinen metrischen Dichtungen ungefähr denselben Rang einnimmt, wie in seiner Prosa der erste „Roman der Lilie".

Außerordentlich klar zeigen die Novellen und Novelletten

Digitized by Google

fremden Einfluß. Die ersten dieser Stücke könnten ebenso gut aus einer unreifen Periode Maupassant's oder Zola's stammen. Charakteristisch für d'Annunzio's Prosa einschließlich der ersten Romanserie ist die Bevorzugung krasser, anormaler Stoffe, pathologisch-crimineller Fälle einerseits, andererseits eine bei solcher Jugend kaum begreifliche Schärfe der Beobachtung der inneren und äußeren Welt. Dazu kommt schon von den frühesten Versuchen an eine meisterliche Beherrschung der Sprache. Die Mehrzahl dieser Skizzen haben nur als „documents" Werth für uns — übrigens auch für den seither reifer gewordenen Dichter selbst —, aber diese documents entbehren nicht des Interesses. Schon in „Die Glocken" (geschrieben 1880, veröffentlicht in „Terra vergine") zeigt sich neben der jugendlichen Sorglosigkeit des Drauflosdichtens die in Dichteranfängen wohl immer zu findende Vorliebe für das Grelle, für derbe Contrastwirkung. Ein etwas idiotischer Glöckner-Junge liebt ein Dorfmädel, und sie liebt ihn. Nach wenig Wochen erkrankt sie an den schwarzen Pocken und stirbt. Er steigt in seinen Thurm hinauf und erhängt sich an einem Glockenseil. Feiner Sinn für das Landschaftliche und eine vorzügliche Geläutstudie sind das Interessanteste an der Skizze. Die Wärme des Tons, der undefinirbare jugendliche Reiz derselben findet sich auch in der zweiten Sammlung (Libro delle vergini) noch, z. B. in „Nell' assenza di Lanciotto". Der Dichter ist inzwischen neunzehn Jahre alt geworden, also ist's natürlich eine Ehebruchsgeschichte; er müßte sonst kein Italiener und kein Schüler der Franzosen sein. Der Ehebruch spielt fortan in der That eine große Rolle in d'Annunzio's Kunst, aber nie wieder hat er ihn in so glücklicher Naivetät aus Jugend und Frühling mit einer gewissen Naturnothwendigkeit hervorgehen lassen. Ganz anderer Art sind die ein und zwei Jahre später geschriebenen, zum großen Theil in „San Pantaleone" zusammengefaßten Stücke. Blutdürstiger Naturalismus feiert hier Orgien, das pessimistische Schwarz und Roth von „La terre" und „L'Assommoir" ist getreulich copirt oder gar überboten. Theilweise reifer und durch den Stoff für uns interessanter sind die Erzählungen, die in glühenden Farben Bilder des religiösen Fanatismus in gewissen ländlichen Bezirken Italiens geben. „Giovanni Episcopo" ist übrigens dem italienischen Empfinden ebenso fremd wie dem deutschen. Russischer Einfluß ist unverkennbar; dieser Episcopo, der auf dem Sterbebette die traurige Geschichte seines Lebens mit nicht sehr wahrscheinlicher Selbstzerfaserung selbst erzählt, ist vom Stamm der Menschen Tolstoi's und Dostojewski's.

Gabriele d'Annunzio hat in seinen Novellen in verschiedenen Stilverkleidungen sehr verschiedenartige Stoffe bewältigt. In seinen „Romanen der Rose" ist desto mehr Aehnlichkeit. Zwar ist der erste, 1889 entstandene „Il Piacere" (deutsch mit „Das Vergnügen" nicht erschöpfend wiederzugeben) natürlich unreifer als die beiden andern, zwar ist der 1889 begonnene und 1894 vollendete dritte, „Il Trionfo della Morte" („Der Triumph des Todes"), in der Composition nicht so einheitlich, während „L'Innocente" von den beiden andern sich durch die Ich-Form unterscheidet, — aber die Persönlichkeiten der drei „Helden" sammt ihrer moralischen und ästhetischen Atmosphäre haben eine so außerordentliche Familienähnlichkeit unter sich, daß man daraus auf eine sehr nahe Verwandtschaft mit dem Autor schließen darf. In der That sind trotz der unterschiedlichen Einkleidung alle drei Bücher „Ichromane"; der Dichter stellt, mit wechselnder Fabel und Methode, sich selbst dar, einen zugleich individuellen und durchaus typischen modernen Charakter. Ein junger, reicher Aristokrat mit allen Vorzügen und Mängeln der Sprossen alter Geschlechter, dazu von hoher Intelligenz; ein bewußter Lebenskünstler, dessen bis zur Perversität überfeinerte Instincte in ruheloser Begierde jede Art des Genusses kennen, immer neue „Sensationen" finden und in stiller Kennerfreude zärtlich durchkosten wollen; ein Stimmungsmensch, vertraut mit allen intimen Reizen der Natur, der alten und neuen Kunst, belesen in allen Literaturen, au courant in der modernen Wissenschaft, — in allem aber Dilettant, außer in einem vielleicht: in der Kunst, zu lieben, und gleichzeitig zu analysiren. Im „Piacere" ist es Graf Andrea Sperelli, dem „der Ausdruck mehr gilt als der Gedanke", dem „der ästhetische Sinn den moralischen ersetzt" hat, der mit mehr als pietätvollem Eifer die Lehre des Vaters befolgt: „vivere con metodo." Im „Trionfo della morte" heißt er Giorgio Aurispa, der Frieden suchend von Wahn zu Wahn taumelt, zum alten Glauben und, dort angewidert, wieder zur Einsamkeit zurückflüchtet — (übrigens, bezeichnend genug, immer mit der Geliebten) — und schließlich durch den Sprung in den Ocean der Unrast ein Ziel setzt, die letzte Geliebte mit sich reißend.

Das Erotische tritt bei Gabriele d'Annunzio überall stark hervor; im „Piacere" verschuldet es unmittelbar, im „Innocente" mittelbar die Katastrophe. Gerade darin, daß die Liebe bei ihm das A und O ist, erblicken seine Landsleute einen echt italienischen Zug. Wir könnten uns allerdings nur schwer einen Germanen vorstellen, der den faustischen Kampf — wie beim „Trionfo" angedeutet — in allen Stadien, bis an's Ende, verliebt oder beweibt kämpfte. D'Annunzio sieht freilich nicht etwa nur die Liebe, er sieht vielmehr die innere und äußere Welt nur durch die Liebe, gewissermaßen durch den „changeant" schillernden Flor der Liebe hindurch. Er ist ganz durchdrungen vom ewig Unzulänglichen des Daseins, von der trostlos-hülflosen Schwäche und Niedrigkeit der Menschennatur, wie sie der tiefer sich Einbohrende erkennt; er fühlt, wenn auch widerwillig, die Herrschaft der Sinne, die Fruchtlosigkeit höheren Strebens und die stete Einwirkung fremder, vom Menschen nicht controlirbarer Mächte. Sein individuelles Temperament nun läßt ihn all das am besten durch das Medium der Liebe erkennen und schildern.

Der Eindruck, den die Lectüre von „Der Unschuldige" hinterläßt, ist vor Allem: Staunen vor der phänomenalen Energie und Feinheit der psychologischen Analyse, die Tullio, der Haupthandelnde, zugleich der Erzähler des Hergangs, in Vertretung des Dichters, an sich selber übt. Auch das geheimste Gefühl und Gefühlchen wird in den Tiefen des seelischen Lebens aufgestöbert, ja, der leise Schatten einer Empfindung wird unerbittlich eingefangen, das untheilbar Scheinende mit sicherem Schnitt zerfasert. Die scharfe Seelensonde scheint unermüdlich und unfehlbar thätig. Das Ganze stellt eine Art Beichte vor: Tullio Hermil, von Beruf Lebenskünstler, hat aus Neigung Giuliana geheirathet, ein anbetungswürdiges Geschöpf, mit dem er drei Jahre in glücklichster Gemeinschaft lebt, — bis seine unbeständigen Sinne des einen Reizes müde werden, und die alte Begierde nach wechselndem Genuß neu erwacht. Bald macht er der Gattin keinen Hehl mehr aus seiner beständigen Untreue. Giuliana zürnt ihm nicht; aber sie ist zu stolz, sich mit Andern in seine Liebe zu theilen. Sie ist ihm fortan nur noch die freundlich waltende Schwester. „Der Traum aller intellectuellen Männer" hat sich ihm erfüllt: zügellos kann er sich draußen ausleben; in seinem Hause, „wie ein verschleiertes Bild im Heiligenschrank, wartet das schweigende und treue Wesen". Mit elenden Sophismen täuscht er sich darüber hinweg, daß diese für ihn so angenehme Situation ein großes Opfer voraussetze: die Entsagung der Frau. Sie wird krank. In einer Stunde der Rührung scheint die alte Liebe wieder zu erblühen; er erhält ihre Verzeihung. Aber es bedarf nur der Mahnung seiner fernen Geliebten, und er verläßt, brutal in seiner Schwäche, die kaum Genesene. Sie werden sich ganz fremd. Wenige Monate später aber, wie er scheu und aufrichtig von Neuem um ihre Liebe wirbt, erfährt er durch seine eigene, nichts ahnende Mutter, daß seine Gattin, die körperlich und seelisch dahinsiecht, sich Mutter fühlt. Giuliana

Digitized by Google

gesteht, daß sie in einem Moment physischer und moralischer Schwäche gefallen ist. Tullio ist erschüttert, aber er fühlt sich nicht berechtigt, der Verzweifelten zu zürnen. Desto glühender beginnt er jedoch die Frucht ihres Leibes zu hassen. Klar und klarer erkennt er in der schrecklichen Zeit bis zur Geburt des Knaben, daß dieses Kind ihr aller Lebensglück vernichten würde. Aus der Erkenntniß wird ein Entschluß, und der Entschluß wird zur That: er setzt das zarte Wesen von wenigen Wochen der schneidenden Winternachtluft aus, und es geht zu Grunde. Der Schluß deutet an, daß trotz der Befreiung die beiden Gatten kein ungetrübtes Glück mehr zusammen finden werden: statt des lebenden wird der todte Unschuldige zwischen ihnen stehen.

Die Einkleidung des Berichts in Form einer Beichte — „wem?“ fragt der Erzähler selbst — ist eine Schwäche des Buches. Der Schluß mit Beklemmungen und Ansätzen von Reue ist zum Theil Concession an Moral und Christenthum; doch widerspricht er andererseits dem wankelmüthigen Charakter des nervösen Mörders nicht. Die äußere Handlung des umfangreichen Romans ist minimal. Ein Lächeln, ein erschreckter Blick, eine Zeitungsnotiz, eine Naturstimmung sind ihre Etappen. Es mag Leute geben, denen das nicht zusagt. Mancher auch mag die Technik der Composition wegen tadeln, die, äußerlich betrachtet, so zerrissen wie möglich scheint; nimmt doch z. B. die Schilderung eines Nachmittags, den die Gatten in Villalilla — ein Name von construirtem Wohlklang — verbringen, sechzig Seiten = drei Capitel ein. Dennoch, wie unwesentlich erscheinen all diese Einwendungen, wenn man die innere Technik ansieht: mit welch unheimlicher Sicherheit wird die Katastrophe Schritt für Schritt vorbereitet, mit welch ungeheurer Schärfe ist jede Regung in der Entwicklung der Charaktere beobachtet, mit welch subtiler Kunst wird das Innerlichste plastisch dargestellt! Ueberall kann man bei scharfer Prüfung den bewußten und — belesenen Techniker der Analyse fühlen; selten aber wird er sich vordrängen, etwa wie bei Paul Bourget. Bei diesem geht die graue Theorie meist nackt einher, bei d'Annunzio ist sie fast immer in Kunst umgesetzt. Dabei ist er nicht frei von dem traditionellen italienischen Pathos, aber es macht sich selbst in der jüngst erschienenen Verdeutschung*) nirgends über Gebühr bemerkbar. Es begleitet nur den natürlichen Fluß der Rede, um ihr unmerklich den Stempel „echter Italianität“ aufzudrücken. Derjenige Vorzug von d'Annunzio's Stil, der auch in einer deutschen Durchschnittsübersetzung immer zu Tage treten wird, ist eine gewisse wohlthuende Reinlichkeit der ganzen Form, die sich aus der Einfachheit des Ausdruckes und der Klarheit der Darstellung ergiebt, und die mit Nüchternheit nichts zu thun hat. An manchen Stellen werden hereingeschneite Lesefrüchte oder psychologische, physiologische, medicinische Fachausdrücke den deutschen Leser stören; doch darf bezüglich der termini technici nicht vergessen werden, daß diese dem Latein oder dem Griechischen entstammenden Wörter im Italienischen weit weniger fremd klingen.

Was über dies Hauptwerk seiner bisherigen Production, „Die Romane der Rose“, gesagt ist, gilt nicht in gleicher Weise von seinem jüngsten Roman „Le vergini delle rocce“ („Die Jungfrauen von den Felsen“), mit dem die neue, gleichfalls auf drei Bände berechnete Serie „Die Romane der Lilie“ beginnt. Wieder ist die Ichform gewählt. In den späteren Theilen des Romans wird der Erzähler mehrmals mit „Claudio“ angeredet, im ersten Theil aber, der fast ein Viertel des ganzen Buches ausfüllt, fehlt der fingirte Name. Hier spricht der Autor ohne Maske selbst, obwohl er vom zweiten Theil ab ohne Umstände den erwähnten Namen annimmt. Dieser erste Theil ist eine Art Einleitung zu dem ganzen Cyklus, halb Gymnasialprogramm, halb hymnisches Manifest. Er ist als offenes ästhetisch-soziales Glaubensbekenntniß des gegenwärtigen Gabriele d'Annunzio für die Kenntniß seines Wesens von Wichtigkeit; mit dem „Roman“ hängt er nur insofern zusammen, als er zeigt, in welcher geistigen und moralischen Verfassung „Claudio“ bei Beginn der Episode — mehr ist die Handlung nicht — sich befindet. D'Annunzio liebt wie sein Andrea Sperelli das non mai provato, er ist ein kleiner literarischer Proteus, nur im Wechsel beständig; was von seinem eigenen Schaffen hinter ihm liegt, das giebt er preis: nur das Neue hat seinen Enthusiasmus. Dabei geben ihm fremde Anregungen immer den Anstoß. Seine ganze Production wäre ohne seine große Receptionsfähigkeit, seine enorme Belesenheit nicht denkbar. Nicht urwüchsig, nicht naiv kam er zur Dichtung, sondern durch die Bildung. Bei der lächerlichen Plagiathetze wurde die für den Werth seiner 20 Werke durchaus gleichgiltige, für seine Schaffensart aber sehr charakteristische Thatsache constatirt, daß er für seine Lyrik einzelne kleine Wendungen von Musset, Verlaine, Flaubert, für seine Prosa Kleinigkeiten von Baudelaire, Goncourt, Maupassant und Sâr Peladan, Alles zusammen drei bis vier Seiten, entlehnt hat. „Als guter Lateiner liebte ich die geschnittenen Steine,“ vertheidigt er sich in einem fröhlichen Brief, der im „Figaro“ erschien. In der Einleitung der „Vergini delle rocce“ finden wir diese Beobachtungen bestätigt und erweitert. Waren im „Innocente“ Dostojewski und Tolstoj, im „Trionfo“ Richard Wagner die Anreger, so ist es hier Nietzsche. Sein Einfluß ist offenbar, wenn auch sein Name nicht genannt ist, und d'Annunzio's aristokratische Abstammung den besten Boden für Nietzsche's Saat abgab. Ein mit Kühnheit und Leidenschaft verkündetes aristokratisches Ideal kennzeichnet die neuste Richtung d'Annunzio's. Daß dieses Ideal zugleich ein lateinisches ist, versteht sich bei ihm von selbst. Als Schwulst wird dem nüchternen Blick auch das ganze Programm erscheinen, das Gabriele d'Annunzio mit alleiniger Hülfe des Pathos und etwas phantastischer Zuchtwahlideen auf dem gesunden aristokratischen Grundgedanken aufbaut.

Um die Lebenswende, „nachdem die nothwendigen Stürme der ersten Jugend ausgetobt“, war für den Erzähler die Zeit der Einkehr gekommen, die ihn schließlich zur Aufstellung dieses Lebensprogramms geführt hatte. Rom und die Massenmenschheit widerten ihn an, es zog ihn zur Einsamkeit, sich für sein Werk zu stählen. Er kehrte in seine Heimath (Abruzzen) zurück, um seine ererbten Besitzungen selbst zu verwalten. Hier nun spielt die Handlung des Romans, die, wie gesagt, sowohl an sich wie auch im Hinblick auf den Cyklus nur eine Episode vorstellt. Es ist gewissermaßen nur der Schatten, die Vergeistigung einer Handlung. In der Heimath findet „Claudio“ alte Freunde wieder, eine Fürstenfamilie von uraltem Stamm. Der greise Fürst hat sich nach dem Untergang seines geliebten Königs, des letzten bourbonischen Herrschers von Neapel, und nach dem Verlust seiner Reichthümer mit den Seinen auf das alte Stammschloß zurückgezogen, das Claudio's Gütern benachbart ist. Seine Gattin ist wahnsinnig. Ueber dem Hause brütet ein Verhängniß, ein finsterer Bann schließt diese ganze zerfallende Welt, die Hallen und antiken Monumente, Terrassen und weiten, verwilderten Gärten, von der Außenwelt ab. Und in der Abgeschlossenheit der prunkvollen Einöde müssen die beiden Söhne (Niemand begreift, weßhalb sie unthätig da verharren) und die drei Töchter des Paares langsam zu Grunde gehen. Mit freudiger Ungeduld harrt die Jugend, an Alter und Wahnsinn gefesselt, dem Jugendfreund entgegen, der einen Strahl der Erdenfreude, ein paar Accorde aus der brausenden Symphonie des großen Lebens von „da draußen“ mitbringen wird. Und jede der drei principesse nubili, — Massimilla mit der „zügellosen Begierde, zu dienen“, Violante, die personificirte Schönheit schlankweg, und Anatolia die Starke, Stille, der einzige Halt der Familie, — jede der drei ledigen Prinzessinnen fühlt kaum bewußt im Innern die Frage erwachen: wer von uns wird die Erwählte sein? Claudio

*) Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

kommt nun und sieht mit inbrünstigem Entzücken in den drei Jungfrauen die idealen Helferinnen für sein großes Werk. Könnte er sie doch alle drei in sein Haus führen, sie würden einander wunderbar ergänzen! Die dienende Innigkeit der einen würde ihn stärken, der bloße bewundernde Anblick der Schönheit der andern, die „ohne Schande nur ein Gott besitzen dürfte", würde seine schöpferische Kraft stetig entflammen, und die dritte würde die Gefährtin beim Wirken sein und die Mutter seines Sohnes. So sieht und liebt er sie alle, und kann sich nicht zur Wahl entschließen. Ohne daß er es ausspricht, fühlen wir, daß er Violante, vielmehr daß er die Schönheit in Violante am tiefsten liebt, auch mit den Sinnen. Aber er wählt Anatolia, die ihn mit Märtyrergröße abweist, um sich weiter für die ihren zu opfern. — Hier endet die Geschichte, mit einer Stimmung voll Schönheit und Schmerz, die im Gedächtniß des Lesers wohl dauernd haften wird. Schönheit und Schmerz, — das sind die Grundtöne dieser Dichtung, in der kein unreiner Gedanke Platz hat, und das nicht nur im Sinne landläufiger Moral.

Es geht ein großer Zug durch das Buch von den drei Jungfrauen. Die Sprache ist wundervoll, allzu wundervoll. Die technischen Mittel, mit denen die Handlung weitergetrieben wird, sind von einer Feinheit, die nicht mehr überboten werden kann. Das sind nicht mehr halbe Laute und Gefühle, das sind Hunderttheilchen von Seelenregungen. Charakteristisch sagt „Claudio" das selbst in den folgenden Sätzen, die ich hier wortgetreu wiedergebe, weil sie sehr charakteristisch für den ganzen d'Annunzio sind:

„Das was wir von Augenblick zu Augenblick sprachen, mußte auch ihnen zwecklos scheinen; aber es hatte den Werth, uns fühlen zu lassen, wie tief unser wahres Leben sei. Ein flüchtiger Blick, ein Erheben des Hauptes, eine kurze Pause genügten, jene Abgründe im Tiefsten zu erschüttern, in die das Licht des gemeinen Bewußtseins höchst selten und matt gelangt; während das, was wir sagten, für uns fern war wie für die untersten Wurzeln der Bäume das Säuseln der Wipfel."

Trotz der großen Vorzüge muß ich den „Roman" für verfehlt halten, zunächst weil er keine Charakterentwicklung bringt, ferner weil er aller Naivetät ermangelt, vielmehr die bewußteste Absicht vielfach hervortreten läßt, und schließlich weil er — mehr noch als die früheren Romane — an Ungleichmäßigkeit der Composition und an unsäglicher Breite leidet. Ganz seltsam muthet in diesem Buch das Gemisch von schärfster Beobachtung und redseligstem Pathos an; leider überwuchert das letztere dermaßen, daß es alles Andere zu ersticken droht. Gerade zu diesem hochstrebenden Werk gehörte vor Allem eine unendlich innige Schlichtheit, gerade die aber ist dem Kernromanen d'Annunzio versagt. — Die andern beiden „romanzi del giglio" werden „La grazia" und „L'annunziazione" heißen, ein Epilog wird die Serie abschließen.

Darin ist d'Annunzio typisch für unsre Zeit, daß er an der traditionellen Ueberfracht, an der Vernichtung des Ursprünglichen in uns durch das allzu große Wissen scheitert, das doch immer noch Stückwerk bleibt. Welche Wandlungen, welche Erfolge und Mißerfolge ihm noch bevorstehen sollten, er wird in der Geschichte der europäischen Dichtung seine Stelle haben, nicht als Bahner neuer Pfade, nicht als schöpferisches Genie, wohl aber als Förderer der italienischen Sprache, als Typus des genialen Nachempfinders, der charakteristisch ist für das letzte Viertel dieses Jahrhunderts.

Graf Leo Tolstoi als Plagiator.

Von Erwin Bauer.

Der Ruhm der Großen läßt die Kleinen nicht schlafen! Wie alle großen Dichter hat nun auch Graf Tolstoi erfahren müssen, daß eines seiner ureigensten Geistesproducte eigentlich — gar nicht ihm gehöre, daß er eine fremde Idee in unerlaubter Weise benutzt habe, daß er, mit einem Worte, ein „Plagiator" sei. Es handelt sich um die erschütternde Tragödie aus dem Bauernleben „Die Macht der Finsterniß", die in Deutschland in zahlreichen Uebersetzungen bekannt ist. Man mag über dieses grausige naturalistische Drama denken, wie man will, und ich selbst habe in ihm stets nur eine Verirrung des großen Dichters erblickt, aber Niemand wird leugnen können, daß es einen tiefen Eindruck hinterläßt und daß es in allen Einzelheiten das Gepräge der Eigenart trägt, zu der der Verfasser von „Krieg und Frieden" und „Anna Karjenin" sich — leider! — entwickelt hat. Während „Die Macht der Finsterniß" in Deutschland, dank der bei uns bis zur Krankheit gediehenen Sucht, alles Ausländische in Literatur und Kunst aufzustöbern, zu verbreiten und zu verherrlichen, längst auch über die Bretter gegangen war, — die erste Aufführung hat meines Wissens der selig entschlafene Verein „Freie Bühne" in Berlin veranstaltet, — war dieses Stück in Rußland selbst wegen seines unerquicklichen Inhalts Jahre lang von den Bühnen ausgeschlossen, bis es endlich dem Dichter und seinen Freunden gelang, die Bedenken der Censur zu zerstreuen und im Herbste vorigen Jahres eine Erstaufführung der Dichtung in St. Petersburg durchzusetzen. Das Verdienst bei diesem Erfolge gebührt der neuen „Literarisch-artistischen Gesellschaft" in St. Petersburg, die sich nach dem Beispiele der „théâtres libres" in Paris und der „Freien Bühnen" in Berlin gebildet hat, um, lediglich künstlerischen Zwecken dienend, die charakteristischsten dramatischen Dichtungen unserer Zeit, mögen sie nun russischen oder ausländischen Ursprunges sein und gleichviel welche Richtung verfolgen, aufzuführen. Als die neue Gesellschaft mit ihren ersten Versuchen im Kononow-Theater Anklang fand und schließlich durch die Aufführung von Gerhart Hauptmann's „Hannele" in russischer Uebersetzung im Panajew-Theater einen Riesenerfolg erzielte, miethete sie das „Kleine Theater" und riskirte die Erstaufführung von Tolstoi's „Macht der Finsterniß". Der Effect war ein derartiger, daß nun auch die Kaiserlichen Theater sich entschlossen, das Tolstoi'sche Drama in ihr Repertoire aufzunehmen. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Dichtung, die bisher als Buchdrama in Rußland nur kleinen Kreisen zugänglich geworden war, urplötzlich in den Vordergrund des literarischen und künstlerischen Interesses auch der großen Menge trat. Die Meinungen wogten für und wider den Stoff und die Art der Behandlung, aber Niemandem fiel es ein, die selbstständige Autorschaft Tolstoi's zu bestreiten. Da tauchte plötzlich um die Jahreswende in der russischen „St. Petersburger Zeitung" (Peterburgskaja Gazeta) ein Interview auf, das ein Mitarbeiter des Blattes mit einer Schriftstellerin, einer Madame Brenko*), gehabt hatte, und dessen Inhalt auf nichts Geringeres hinauslief, als Tolstoi des Plagiats zu beschuldigen: nicht er, so hieß es da, sondern Madame Brenko verdiene den Ruhm, der dem Schöpfer der „Macht der Finsterniß" zur Zeit im Zarenreiche gespendet werde; denn die Idee des Stückes, ja Einzelheiten der Ausführung gehörten zweifellos nicht ihm, dem großen Tolstoi, sondern der Madame Brenko, der er sie — entlehnt habe! „Schon vor 12 Jahren," so hatte Madame Brenko dem Gewährsmanne des St. Petersburger Boulevard-Blattes u. A. erzählt, „faßte ich den Plan, ein großes Drama aus dem russischen Volksleben zu schreiben, in dem ich einen Vergleich zwischen

*) In den 80er Jahren Inhaberin und Leiterin eines Privattheaters in Moskau.

Digitized by Google

der früheren tief-christlichen Gesittung unserer heimischen Bevölkerung und ihrem heutigen Culturleben, das unter dem völligen Einflusse der Kneipe steht, ziehen wollte. An der Ausführung dieses Planes arbeitete ich gegen sechs Monate angestrengt und vollendete schließlich ein fünfaktiges Drama, das ich mehreren Persönlichkeiten, an deren Meinung mir gelegen war, vorlas. Unter ihnen befanden sich auch Graf Leo Tolstoi und Alexander Ostrowskij. Ersterer interessirte sich so sehr für mein Stück, daß ich es ihm drei Tage nacheinander, jedes Mal von 12 Uhr Mittags bis Abends 6 Uhr, vorlesen mußte. Bei einigen Monologen brach er in Thränen aus, und als ich meine Vorlesung beendet hatte, erklärte er mir: ‚Ich werde unbedingt selbst irgend etwas dieser Art schreiben, nur werde ich zum Helden des Dramas nicht eine Frau, sondern einen Mann machen.‘ — ‚Warum denn gerade einen Mann, Leo Nikolajewitsch?‘ fragte ich ihn. — ‚Mir scheint das natürlicher zu sein,‘ erwiderte Graf Tolstoi. Darauf unterhielt Tolstoi, der bis dahin noch nichts für die Bühne geschrieben hatte, sich lange mit mir über die Technik der dramatischen Dichtung, über die Scenenführung u. dgl. m. Das Resultat war, daß Tolstoi das Drama „Die Macht der Finsterniß“ verfaßte, das meinem Stücke außerordentlich ähnlich ist.“

Es ist leicht zu begreifen, daß die Behauptung der Madame Brenko großes Aufsehen erregte. Sie trat mit so großer Sicherheit auf, daß sie verblüffen mußte, und da es sich um einen bedeutenden und berühmten Mann handelte, so ließ die medisante Gesellschaft an der Newa und Moskwa sich eben auch recht gern verblüffen, und die Klatschsucht und der Verdächtigungseifer machten sich vergnüglich über das Thema „Leo Tolstoi als Plagiator“ her, um es nach Kräften auszuschlachten. Einige Tage nach der Veröffentlichung der Mittheilungen der Madame Brenko in der russischen „St. Petersburger Zeitung“ tauchte sogar noch eine zweite Dichterin auf, der die Idee und noch einiges Andere in „Die Macht der Finsterniß“ ursprünglich gehören sollten. Nicht Tolstoi, nicht Madame Brenko — nein, die finnische Schriftstellerin Minna Kant war die eigentliche Urheberin der Dichtung, die auf einmal das ganze gebildete Rußland erregte! Der Entdecker dieses literarischen Geheimnisses war der St. Petersburger Correspondent des finnländischen Blattes „Hufvudstadsbladet“, der vorgab, daß ihn die Aehnlichkeit zwischen dem Tolstoi'schen Drama und dem Stücke „Anna Lüsa“ von Minna Kant bei der Aufführung des ersteren geradezu überrascht und consternirt habe: „Die Hochzeit, das Geständniß, das Auftreten des Dorfpolizisten — alles dies ist in beiden Stücken fast ganz gleich. Als ich „Die Macht der Finsterniß“ sah, mußte ich unwillkürlich an „Anna Lüsa“ denken, und es drängte sich mir die Ueberzeugung auf, ob nicht am Ende Minna Kant — — doch nein, pardon! ich will nur sagen: es könnte leicht sein, daß unsere verehrte Landsmännin den großen Schriftsteller beeinflußt habe ... Qui sait?“ ... Diese Entdeckung des finnischen Blättchens fand gleichfalls das entsprechende Echo, und die Sache begann sich zu einem niedlichen literarischen Scandälchen auszuwachsen, bei dem der Demokrat von Jaßnaja Poljäna die Unkosten decken sollte.

Nun hatte, wie man zu sagen pflegt, Graf Leo Tolstoi das Wort, und ein nicht minder eifriger Interviewer, als der Gewährsmann des oben genannten St. Petersburger Boulevard-Blattes, beeilte sich, dem gräflichen Dichter dazu zu verhelfen: Herr Rokschanin, Moskauer Feuilletonist der „Nowosti“, eilte nach Jaßnaja Poljäna und übermittelte seinem Blatte Tags darauf den Inhalt einer Unterredung, die er mit Graf Leo Tolstoi über die Behauptung der Madame Brenko gehabt hatte.

„Was ich Ihnen über die Behauptung der Madame Brenko sagen kann?“ begann Graf Leo Tolstoi, — „Nun, ich erinnere mich, daß diese liebenswürdige Dame mir in der That einst ein Drama aus ihrer Feder vorgelesen hat. Ich war damals, mit anderen Dingen beschäftigt und sträubte mich mit allen Kräften gegen die Vorlesung, indeß — schließlich mußte ich doch zuhören. Ich erinnere mich weiter, daß mir das Stück in seinem Grundgedanken gefiel, und daß ich es damals aufrichtig gelobt habe. Es ist wahr — geschrieben war das Stück — nun, wie soll ich's sagen? -- echt frauenzimmermäßig — unklar und verschwommen. Als ich später eine Erzählung von Tschechow las — jene Erzählung, in der eine dramatische Dichterin durch das Vorlesen unendlich langer Dramen ihre Zuhörer beinahe bis zum Selbstmorde treibt, da mußte ich fröhlich auflachen, weil in mir die Eindrücke, die ich von der Vorlesung der Madame Brenko im Gedächtniß behalten hatte, wieder lebendig wurden. Nichtsdestoweniger gebe ich gern zu, daß in dem Drama der Madame Brenko auch viel Gutes enthalten war.“

„Aber hat diese Dame denn thatsächlich ihr Stück Ihnen — — —“

„Drei Tage nacheinander, täglich sechs Stunden vorgelesen?“ fragte der berühmte Schriftsteller, mich unterbrechend, mit gutmüthigem Lächeln. „O nein! Natürlich nicht! Das ist sehr unwahrscheinlich, das ist eine Uebertreibung! — Heute weiß ich von dem Inhalte der Dichtung der Madame Brenko absolut nichts mehr. In jedem Falle kann ich mir ihre Behauptung, daß ich ihre Idee benutzt hätte, nur als ein einfaches Mißverständniß ihrerseits erklären. Wenn Sie wollen und wenn Sie's interessirt, können Sie öffentlich mittheilen, daß die Fabel zu meinem Drama „Die Macht der Finsterniß“ fast vollständig den Acten eines Criminalprocesses entnommen ist, der vor dem Kreisgerichte in Tula verhandelt worden ist. Die Einzelheiten dieses Falles theilte mir mein lieber Freund Dawydow mit, der damals Procurator war und heute Vorsitzender des Gerichtes ist. In dieser Criminalsache gab es genau denselben Kindermord, den ich in der „Macht der Finsterniß“ vorgeführt habe: Der Säugling war mit der Schwiegertochter erzeugt, und der Urheber der Mordthat bekannte sich zu ihr und bereute genau so, wie im Drama, vor allem Volke auf der Hochzeit dieser Schwiegertochter. Die Vergiftung des Mannes ist meine Erfindung, aber die Hauptfiguren sind durchweg der Wirklichkeit entnommen. Die Scene der Reue habe ich im Drama sogar ganz bedeutend abgeschwächt. Das Urbild Nikita's wollte, genau so wie im Drama, nicht hinausgehen, um das junge Paar zu segnen, und verschiedene Familienglieder kamen thatsächlich in die Stube, um ihn zu rufen. Unter Anderen war auch ein halbwüchsiges Mädchen, gleich der von mir geschaffenen Anjutka, zu ihm gekommen. Der von Gewissensqualen gefolterte Urheber des Verbrechens fühlte, daß er keine Kraft haben würde, hinauszugehen und den Segen zu sprechen; in ohnmächtiger Wuth ergriff er eine Deichselstange und schlug so heftig nach dem Mädchen, daß es todt niederfiel. Unter dem Eindrucke dieses neuen Verbrechens entschloß er sich, von Entsetzen erfaßt, vor allem Volke zu beichten und zu bereuen. Ich habe diese Scene aus der Wirklichkeit nicht in's Drama herübergenommen — einmal, weil dies scenisch nicht gut ging, dann aber auch, weil ich die Farben nicht allzu dick auftragen wollte; giebt es doch an schrecklichen Dingen im Drama ohnehin genug! Aber als ich die „Macht der Finsterniß“ auf der Bühne sah, begriff ich, daß das Ende des Dramas sich meiner Phantasie unter dem Eindrucke des Criminalfalles viel stärker eingeprägt hatte, als ich's zum Ausdrucke gebracht.“

Tolstoi hat also alle Behauptungen, die ihn zum Plagiator stempeln wollten, durch die offene Mittheilung über seine Quelle, aus der er das Drama „Die Macht der Finsterniß“ geschöpft, ein für alle Male widerlegt. Inzwischen hat auch Madame Brenko selbst noch einmal zur Sache das Wort ergriffen. In einer Zuschrift an die „Nowosti“ hat sie dieser Tage erklärt, daß der Interviewer der russischen „St. Petersburger Zeitung“ ihre Mit-

Digitized by Google

theilungen unrichtig und mit willkürlichen Zusätzen wiedergegeben habe. Sie habe ihm nur erzählt, daß sie Graf Leo Tolstoi ein Drama vorgelesen habe, das ihm gefallen hätte, und dann habe sie noch hinzugefügt, daß sowohl die Idee ihres Stückes, wie die Fabel desselben „ganz verschieden" von der Idee und der Fabel in der „Macht der Finsterniß" seien; nur einige „Typen und Charaktere" zeigten eine gewisse Aehnlichkeit. Mit dieser Erklärung der braven Dame dürfte die Sache nunmehr völlig erledigt sein. Und da die Schriftstellerin Minna Kant bisher geschwiegen hat — vermuthlich aus Dankbarkeit für die Reclame, die man für ihr Stück „Anna Lüsa" zu machen versucht hat, so darf füglich festgestellt werden, daß die Acten über den Fall „Tolstoi als Plagiator" nunmehr für immer geschlossen sind, und daß wieder einmal von sensationslüsternen Reportern „viel Lärm um Nichts" gemacht worden ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Fundevogel.

Von E. Würthmann.

(Schluß.)

„Versprechen müssen die Menschen halten, nicht Papa?" fing sie nach einer Pause an, indeß sie die Treppe zur Königstafel umgebaut, an welcher die Schachfiguren schmausten, in der Mitte Papa König und das wortbrüchige Königskind. — „Sicherlich." — „Hat die Frau den kleinen Mädchen versprochen gehabt zu zeigen, wie man Clavier spielt?" „Welche Frau?" — „Ich kenne sie doch nicht, sie hat mich hergebracht, sie müßte in der Stunde sein."

„So ist sie Clavierlehrerin? Da müßten wir sie eigentlich empfehlen, wir beide, aus Dankbarkeit. Wie hieß sie doch? Marie Müller? Hm ... Sollte es möglich sein? Ließ sich aus den schmalen blassen Zügen, denen er in der Ueberraschung, sein kleines Mädchen vor sich zu sehen, kaum eine flüchtige Beachtung geschenkt, wirklich das jugendfrische, süßerröthende Antlitz herauserkennen, dem zu Gefallen er Morgen für Morgen den Umweg über das holperige Pflaster der alten Klostergasse nicht gescheut, während jenes Semesters in der fränkischen Universitätsstadt? Sie waren nie so recht zusammengekommen, man sah sie nirgends außer am Fenster der düsteren Wohnung über eine Handarbeit gebeugt. Dann war er abgereist, wer weiß, was sonst ... Sie hatte es ihm angethan gehabt mit ihren braunen Augen, aus denen, eines fast herben Mädchenstolzes ungeachtet, so heiß das Liebes- und Glücksverlangen eines jungen Herzens herausgeleuchtet. Später hatten andere, neuere Eindrücke ihr Bild ihm aus dem Gedächtniß verdrängt, wie das so geht ... Armes Mädchen, sie hatte wohl auch das Glück nicht gefunden, sie hatte gehabt weder Glück noch Stern, wie es im Liede heißt. Je nun, wo ist das Glück? Auch er hat es nicht gefunden, zu Hause nicht und nicht in der Ferne, von wo er heute heimkehrt. Am Ende sind jene noch am glücklichsten, die sich rastlos mühen müssen um des Lebens Tagesbedarf, gleich ihr. Das Wort „muß" hilft über Vieles hinweg. Er hatte nie gemußt seit der Zeit, wo er das Märchen vom Froschkönig übersetzt, und wenn er späterhin dem elterlichen Wunsche sich gefügt und Irene v. Hausner heimgeführt, so war es nur gewesen, weil ihre Anmuth, ihr vornehmer Liebreiz sein wiederspenstiges Herz überwältigt hatten.

Mit demselben Ausdruck fast, wie vorher auf der Straße Marie Müller, die Clavierlehrerin, beugte er sich vor und sah spähend über den Tisch hinüber in der Kleinen, vom Eifer des Spieles gerötheles Gesichtchen. Sie glich der Mutter sehr, kein Zweifel; das waren ihre Augen, die grüngrauen Nixenaugen mit dem sammtig braunen Rand, die er so manches Mal in stummem Vorwurf auf sich gerichtet gesehen, und die Gisel, durch seinen starren Blick beunruhigt, in verwunderter Frage zu ihm erhob. Er legte sich auf's Neue in seinen Stuhl zurück. „Du bist ein kleines Dämchen, Gisel," sagte er, denn in ihren Bewegungen ähnelte sie auffallend der Mutter.

„Ich bin auch schon vier Jahre alt," stimmte das Kind ihm zu. Vom Lampenschein umflossen, der auf ihren Härchen goldene Lichter flimmern ließ, erinnerte sie ihn an ein Kinderporträt Van Dyck's, das er auf seinen Reisen irgendwo gesehen. So wollte er sie malen lassen in dem blaßrosa Kleidchen — Irene hatte Geschmack, daran war kein Zweifel. Ja, wie würde sich das eigentlich gestalten mit dem Kinde? Es war ein dürftiges, schwächliches Pflänzchen gewesen, als er in Groll und Unmuth fortgegangen vor zwei Jahren — in Wahrheit, er hatte all die Zeit nicht an das Kind gedacht. Es war ein Mädchen, so mochte es bei der Mutter bleiben. Nun aber war es zu ihm gekommen in seiner zarten Lieblichkeit, und seine eigene Heimkunft, die zuerst nicht viel anders gewesen wie das frühere oft wiederholte Absteigen in einem beliebigen Hôtel, hatte durch der Kleinen überraschendes Erscheinen einen eigenen Reiz gewonnen. Das süße kleine Ding gehörte doch auch ihm. Durfte er sich seiner nicht erfreuen, einen flüchtigen Abend lang? Oder sollte er dem Diener schellen, einen Wagen holen lassen, Gisel in eines der bunten Seidentücher hüllen, die er mitgebracht — für wen? — und sie entführen in die Ferne, sie stehlen wie einen köstlichen Schatz, dessen Werth er erst erkannt?

„Kann man ein eisernes Band um das Herz legen wie beim getreuen Heinrich?" erkundigte sich angelegentlich die Kleine, deren Köpfchen damit beschäftigt schien, Märchenwelt und Wirklichkeit zu sondern. Dr. Solbach schüttelte den Kopf. — „Es zerspringt aber nicht vor Kummer?" — „Bewahre." — „Mamas Herz auch nicht?" — „Fällt ihm nicht ein." — „Mama hat gesagt: ‚Laß mich, Kind, ich habe Kummer.'"

„Ihr neues Kleid wird nicht zu rechter Zeit fertig geworden sein, oder es hat nicht gut gesessen," vermuthete Gisel's Papa.

Das Kind wußte es besser. „Es war nicht vom neuen Kleid, und Mama war nicht keck gewesen, und gar nichts war, und Mama hat gesagt: ‚Laß mich, Kind, ich habe Kummer.'"

Gisel sah nachdenklich mit ihren tiefen Kinderaugen zu ihrem Papa hinüber. „Es war, wie sie den Brief geschrieben hat," fiel ihr nun bei.

„Welchen Brief?" Die Kleine schob die Schachfiguren sachte von sich und holte aus der Tasche ihres Röckchens ein zerknittertes Papier hervor. Sie besah es aufmerksam von allen Seiten, wickelte es sorglich auseinander und brachte zuletzt ein großes Monogramm in Schwarz und Silber zum Vorschein, das offenbar die Ursache war, weßhalb sie das Schriftstück genußvoll in der Tasche mit sich führte.

„Es ist sehr schön," sagte sie bewundernd und mühte sich mit dem Fingerchen einen Bug zu glätten, den dasselbe in der raumbeschränkten Enge seines Verwahrungsortes erlitten hatte.

„Wie kommst Du dazu?" herrschte Dr. Solbach die Kleine in strengem Tone an, indem er befehlshaberisch die Hand nach dem Papier ausstreckte.

„Ich hab' ihn unter dem Schreibtisch hervorgeholt," rechtfertigte sich das Kind. „Mama hat ihn fortgeworfen, so," Gisel ballte zerknitternd ihr kleines Händchen zusammen, „und Tante Betti ist gekommen und Frau Halder ist unten im Wagen gesessen. Ich habe mich angestoßen, es hat weh gethan," sie rieb ihr Köpfchen, „Mama hat sich nicht angestoßen, sie hatte ihren Hut aufgesetzt." Die Kleine stockte, es vorziehend, über die schwierigen Einzelheiten von Mamas vergeblicher Suche schweigend hinwegzugleiten, und schloß mit einem Seufzer der Erleichterung: „Dann sind sie fortgefahren, alle drei."

‚Du hättest diesen Brief bei Deiner Heimkunft finden sollen, Erich,' las er ohne Mühe, trotz der Mißhandlung, die das Papier erfahren, die Schrift war um so deutlicher, klare, selbstbewußte Züge, ‚ich

Digitized by Google

hatte ihn schreiben wollen und nicht die rechten Gedanken gefunden, den rechten Ausdruck, sollte ich sagen. Ich habe Dein Haus verlassen, das nach Deiner Rückkehr nicht länger meine Heimath sein kann, darin ich nur zurückgeblieben, weil jeder Aufsehen erregende Schritt mir so unsagbar schwer fällt. Gewiß, ich hätte früher gehen müssen, daß wir uns trennen, stand ja fest, seitdem Du mich allein gelassen; es war ein Fehler, der in meiner Natur, in meiner Dir so unsympathischen Natur begründet ist. Ich habe nachgedacht, weßhalb wir uns nicht zusammenfinden konnten in den fünf Jahren — drei Jahren muß ich sagen — unserer Ehe, denn zuerst, im Anfang, haben wir uns doch geliebt.'

Dr. Solbach lächelte grimmig. „Ein gnädiges Zugeständniß!"

‚Was die Menschen dauernd aneinander knüpft, sind gleiche Neigungen, gleiche Gewohnheiten, Aehnlichkeit des Denkens, verwandtes Fühlen oder ein großes gemeinschaftliches Interesse, das über alle Gegensätze hinweghilft.'

Des Lesenden unwillkürlich über den Tisch hinüber irrender Blick begegnete einem mißtrauisch besorgten Gisel's, welche Papas Augen mit einem begehrlichen Interesse an dem Schriftstück haften sah, das wenig Aussicht auf Rückerstattung bot.

‚Alles dies hat uns gefehlt. Du bist schnell erregt, begeistert, ich schien Dir frostig kühl' — „Beweis hierfür dies wohlgesetzte Schreiben," war Dr. Solbach's innere Bestätigung einer früher geäußerten Ueberzeugung — ‚bis ich mir Mühe gegeben, Deinen Enthusiasmus zu verstehen, wenn ich ihn auch nicht theilen konnte, war er längst verflüchtigt und verweht, mußtest Du Dich besinnen, wovon ich sprach, sahst Du mich an, als wollte ich die Schwalben zählen vom verflossenen Sommer.'

„Das klingt fast boshaft, Frau Irene," war nun des Doctors Randbemerkung. ‚Hätten wir in kleineren, einfacheren Verhältnissen gelebt, würde die Enge des täglichen Lebens uns vielleicht zusammengehalten haben — in unserem eleganten Heim fehlte auch das Werktagsband gemeinsamer Arbeit, so sind wir auseinandergekommen weiter und weiter, so ist die Liebe gestorben' — Deine Liebe hatte es zuerst geheißen, worauf über „Deine" in kräftigeren, umfangreicheren und doch nicht völlig deckenden Buchstaben das „die" geschrieben war. Zögernd schlug Dr. Solbach das zweite Blatt des Miniaturbogens um, ein einziges Wort stand oben auf der vierten Seite „hoffnungslos". Eine große Thräne war darauf gefallen und hatte die nasse Tinte in bläulichen Flecken über das elfenbeinfarbene Papier getragen.

Seltsam berührte nach den kühlerwogenen, klargeschriebenen Worten Erich Solbach diese Thränenspur, um derentwillen das Schreiben abgebrochen schien. Die leicht und raschfließenden Thränen anderer Frauen waren Irenens schönen Augen fremd, kaum entsann er sich, daß er sie jemals hatte weinen sehen. Um wen war er den kalt leuchtenden Sternen entsunken, der schwere, bittere Schmerzenstropfen, der unaufhaltsam stolze Selbstbeherrschung durchbrochen hatte? Um wen war er geflossen? Um die gestorbene Liebe, die hoffnungslos gestorbene Liebe ... Ist denn die Liebe todt, solange sie weinen kann, solange ihre Thränenklage solch unerwartet bewegtes Echo weckt? —

Gisel war des Spielens müde, sie schob die Schachfiguren und Dominosteine bei Seite und lehnte in ihrem Stuhl mit der leicht gekränkten Miene eines verwöhnten Gastes, der die gebührende Aufmerksamkeit sich unlieb vorenthalten sieht. — „Ich möchte heim, Papa," begehrte sie nach einer kleinen mißfälligen Weile mit ihrem beleidigten Kinderstimmchen. — „Heim?" — „Zu Mama." Gisel rutschte hoheitsvoll von ihrem erhöhten Sitze herunter. Dr. Solbach drückte an den Knopf, der an seidener Schnur von der Lampe herunterhing. — „Holen Sie einen Wagen, Franz." — „Du bringst mich heim," gebot die Kleine, durch die bewiesene Willfährigkeit wieder versöhnt, und gehorsam griff Papa nach seinem Hut. Der Wagen, welcher die Beiden gleich darauf von dannen führte, mußte, am Ziele angelangt, sich einen Augenblick gedulden, bis ein anderes Gefährt, dem eine schlanke Dame entstiegen war, indeß ihre Begleiterinnen ihre Sitze behauptet hatten, den Raum vor der Thüre ihm frei gab. Den Eingetretenen tönte angstvoll erhoben eine Frauenstimme entgegen, und wie von selbst that sich die Thüre auf, als Dr. Solbach's Hand noch kaum die Glocke berührt. Bleich und verstört hatte die heimgekehrte Herrin selbst geöffnet, und schloß mit einem jubelnden Aufschrei das Kind in ihre Arme.

„Mein süßer Liebling, wie hast Du mich erschreckt!"

„Ich bin doch bei Papa gewesen," gab ihr Gisel altklug zu bedenken, „er hat einen schönen Vogel mitgebracht. Er bleibt jetzt da. Der Vogel auch."

— — — Fräulein Marie Müller, die Clavierlehrerin, war von einem Spaziergang zurückgekommen. Es hatte sie heute nicht daheim gelitten, die Ruhe des Sonntagnachmittages behaglich zu genießen nach dem ermüdenden Straßen Auf-, Straßen Abhasten ihrer Wochentage. Eine Sehnsucht hatte sie erfaßt unter den herbstlich gefärbten Bäumen zu wandeln, den klaren, blaßblauen Himmel durch das gelichtete goldbraun und rothgefärbte Laub herniederschimmern zu sehen. So war sie hinausgegangen unter die geputzten Spaziergänger, obgleich deren schwatzend gesellige Schaar die eigene Einsamkeit fast schmerzlich fühlbar machte. Nun war die Sehnsucht gestillt nach Himmel und Bäumen, sie hatte Hut und Jacke aufgehoben und öffnete das Pianino, in der Dämmerung darauf Melodien zu suchen und die gefundenen nach träumerischer Willkür zu verbinden, wobei die Gedanken schweifen durften, wohin es ihnen gefiel in müßiger Zwielichtsstunde, der einzigen, die sie sich gestattete nach ihrer Arbeitswoche. Heute aber ruhten ihre Hände lange regungslos, und die Gedanken, statt ungebunden in die Ferne sich zu verlieren, hafteten hartnäckig an dem soeben beendeten Gang im spärlich belaubten Parke. — Sie hatte ihren kleinen Schützling wiedergesehen, wohlbehütet unter seiner Eltern Schutze, während sie selbst einen Augenblick auf einer Bank gerastet, abseits der Fahrstraße und von Sträuchern halb geborgen, die ihren grünen Blätterschmuck sich noch gewahrt hatten. Dr. Solbach und die schöne junge Frau an seinem Arme waren stehen geblieben, ein verspätetes Blümchen zu bewundern, das Gisel am Wegesrand erspäht. Ja, eine schöne junge Frau: ein bißchen kalt vielleicht, ein bißchen stolz erschien ihr Antlitz neben ihres Gatten beweglicheren Zügen; doch nein, ein warmer Hauch belebte ihre kühle Miene, als ihr Blick der Kleinen eifrig erhobenes Gesichtchen streifte und dann in lächelndem Verständniß ihres Gatten Auge suchte. Was immer trennend zwischen die Beiden treten mochte, über des Kindes feines Köpfchen wob sich das Band, das sie unlösbar einte.

Ein Seufzer hob der Sinnenden Brust. Was war ihr Theil solch köstlichem Besitze gegenüber? Sie hob stolz das Haupt: „die Kunst". In raschen Accorden glitten ihre schlanken Finger über die Tasten. Dann sprang sie auf, bewegte ungeduldig verneinend den Kopf und zündete mit achtsamer Hand die Clavierlampen an, eine schwere Uebung durchzuspielen. Da sie damit zum befriedigenden Schluß gelangt, hatte sie die gesuchte Antwort gefunden.

„Die Arbeit", flüsterten ihre Lippen in ruhiger Erkenntniß, ohne Bitterkeit.

Aus der Hauptstadt.

Ein Flüchtigkeits-Fehler.

Der Sommer hat von jeher auch für den Politiker seine Reize. Er erlaubt ihm, die Leitartikel, von denen man winterlang doch stets den Anfangs- und den Schlußsatz lesen mußte, nunmehr ganz zu überschlagen; er entschädigt ihn durch Bezirks-Vereins-Dampferpartien für die gediegenen Vorträge, die der Herr Präsident im Laufe der wohl aus diesem Grunde sogenannten schlechten Jahreszeit von sich gab. Er bewirkt nähere Bekanntschaft mit angenehmen und erfrischenden Getränken,

Digitized by Google

und das allabendliche finis bowloniae! erschüttert selbst den weichmüthigsten Nationalitäten-Versöhner unendlich mehr als der lautverwandte Jammerruf der Kosciusko-Nachfolger im preußischen Landtage. Auf sommerlichen Spritzfahrten lernt man die Naivetät erst schätzen, die man während der Session beider Häuser und an graubärtigen Regierungscommissaren so unausstehlich findet; es macht in der That einigen Unterschied, daß die Sommer-Naivetät weiß gekleidet, mit leichtem Halsausschnitte geht und nicht vortragender Rath im Ministerium des Innern, sondern einfach Minna heißt. Wer die Verfassung liebt und für die constitutionellen Garantien begeistert erglüht, sollte den Hitzferien der Politik mit freundlicher Neigung gegenüberstehen. Nicht nur deßhalb, weil sie die Krone alles staatsrechtlichen Lebens sind, sondern auch deßhalb, weil sie Ministern und Volksvertretern naturgemäß die glänzendsten Siege oder klarer ausgedrückt: die wenigsten Blamagen bringen.

Heuer ist man entschlossen, die altbewährte Regel umzustoßen und den Jungbrunnen zu verschütten, aus dem der geborene Staatsmann — und das sind wir doch alle — immer neue Kraft zu lorbeerwerthen Geistesthaten schöpft. Herr v. Boetticher, dessen Scherze ihm auskömmliche Existenz auch dann gewährleisten, wenn er doch einmal etwaigen jähen Umschwüngen einer zielbewußten Politik erliegen sollte, Herr v. Boetticher hat mit der ihm eigenen Vorliebe für Superlative herausgefunden, daß der Reichstag der kühlste Raum in Deutschland ist, wahrscheinlich, weil so wenig Menschen darin sitzen und die Luft verderben können. Diese wissenschaftliche Beobachtung des beliebten Arbeitsministers gab ihm den Muth, die nicht durch seine Schuld so decemberlich spät begonnene Tagung der deutschen Gesetzgeber bis in die Hundstage hinein fortsetzen zu lassen. Die Regierung kommt, das muß anerkannt werden, auf diese Weise um einen Theil ihrer sauer verdienten Ferien, und wenn sie auch für ihren Opfermuth bezahlt wird, so darf sie andererseits daraus doch das Recht herleiten, von etwa zwölf bis fünfzehn unter dreihundert siebenundneunzig Auserwählten des Volkes gleiche Freudigkeit im Dienste der Nation zu verlangen.

1896 ist bekanntlich ein Jubiläumsjahr. Es hat viel rauschende Feierlichkeiten, wunderschöne Ansprachen, mittelmäßige Gedichte und leider auch die Enthüllung einiger total mißrathener Denkmäler gebracht. Mißklänge bleiben aber bei keinem Familienfeste aus, und das frohe Familienfest würde durch sie nicht gestört. Die Störung scheint erst jetzt mit Gewalt herbeigeführt werden zu sollen. Durch ein Monumentalwerk wünscht man die Reihe freudiger Erinnerungen und schöner Tage zu krönen. Der Gedanke ist lobenswerth, und Andacht zu allerlei Monumentalwerken, zu erquicklichen Reformen, kühnem Fortschritt und dergleichen böte sich schon in einem Lande, das Li Hung Tschang so auffällig bevorzugt. Indessen ist von Fortschritt nirgendwo die Rede gewesen, und wer nicht gerade das Verbot, Margarine und Butter in einem und demselben Verkaufsraume feilzuhalten, für den Gipfel reformerischen Vermögens hält, der wird sich nach anderen Aeußerungen dieser nützlichen Kraft recht vergebens umsehen. Das uns offerirte Monumentalwerk besteht vielmehr nur in einer verwirrenden Fülle von Paragraphen, die unter dem Titel des bürgerlichen Gesetzbuches angeblich zur Festigung der Reichseinheit beitragen und das langersehnte deutsche Recht bringen sollen.

In der Hand der deutschen Fürsten und ihrer unverantwortlichen Rathgeber hätte es gelegen, der Nation zur Jubelfeier des großen Sieges ein passendes Geschenk darzubringen; der Wunschzettel der Bevölkerung ist lang, und bescheidene Leute freuen sich über Alles. Daß aber die Begier des Landes nach der Verabschiedung des Bürgerlichen Gesetzbuches gestanden hätte, werden selbst die Ordensleute um Bennigsen und Lieber nicht glauben. Dies Buch bedeutet im großen Ganzen die Sammlung und Redaction der Bestimmungen des seit längerer Zeit in Deutschland geltenden und geübten Rechtes. Ob eine solche fleißige Gelehrten-Arbeit morgen oder heute Gesetzeskraft erlangt, wäre vollkommen gleichgiltig, wenn alle Welt mit dem bestehenden Rechte zufrieden wäre, wenn Niemand hinter einzelnen Weisheitssprüchen des Buches schwere Gefahren für das bürgerliche Leben witterte. Ein schlichtes Compilatorenwerk, das Bestehendes, Gegebenes nur ordnete und zusammenfaßte, das endlich einheitliches Recht schüfe, verdiente freundlichen Empfang und rasche Verabschiedung; sie wären ihm um so gewisser, als ein hübscher Zufall die Vollendung des Buches gerade in dem Jahre der nationalen Jubelfeier ermöglichte. Doch um eine Schöpfung solcher Art handelt es sich hier nicht. Die Verfasser der neuen Tafeln haben auch neue Rechtsgrundsätze aufgestellt, über die bei Weitem nicht alles Volk einer Meinung ist; sie haben daneben veralteten Anschauungen geopfert, die Millionen in die Rumpelkammer zu der Urväter Hausrath verweisen. Hier und da hört man die neuen Satzungen ein Danaergeschenk nennen; große Parteien, die wahrlich nicht im schlimmen Geruche factiöser Opposition oder gar demokratischer Gelüste stehen, sperren sich mit Hand und Fuß gegen ein Werk, das nach ihrer Meinung einstweilen weder Hand noch Fuß hat. Unter diesen Umständen ist, sollte man glauben, im parlamentarischen Staate nur eines möglich: sorgsame, gewissenhafte Berathung eines Entwurfes, an dem Professorenfleiß sorgsam und gewissenhaft mehr denn zwei Jahrzehnte lang gearbeitet hat. Man beleidigt ja die Tüchtigen, wenn man ihrer Arbeit in närrischer, unüberlegter Hast zustimmt, wenn man das Buch nicht aus inneren Gründen, nicht seiner Vorzüglichkeit wegen zum Gesetz erhebt, sondern eines zufälligen Datums wegen.

Etliche Motive, die gewiß nur boshafter Witz den an der Vollendung des Werkes Betheiligten zuschiebt, tragen dazu bei, einen an sich schon genügend entwürdigenden Vorgang zu einem europäischen Scandale zu machen. Es wird behauptet, die Regierung suche den Reichstag dadurch zu unanständiger Hast zu zwingen, daß sie nicht eher in seine Vertagung willige, als bis er den dickleibigen Gesetz-Folianten von A bis Z sozusagen berathen, jedenfalls aber angenommen hat. Dem Ministerium stehen außer der Köllercorrespondenz in Nord und West eifrige Blätter genug und Staatsanwälte überall zur Verfügung; es thut bitter unrecht, daß es noch keine Schritte gegen die Verleumder gethan hat. Die Zeitungsschreiber sind doch nicht sämmtlich Jägersleute, daß sie ungestraft hohe und niedere Beamte beleidigen dürfen. Eine deutsche Regierung mag Witu verschenken und Zanzibar dazu, mag mit Rußland und Frankreich einen Dreibund im Osten schließen, ihre Linke mag in der inneren Politik nie wissen, was die Rechte thut — aber daß sie in ihrer Hülflosigkeit die Hülfe des Thermometers anruft und unendlich wichtige, wild umstrittene Maßnahmen in der Hitze durchzudrücken sucht, das sollte ihr Niemand nachsagen dürfen. Dergleichen Ulk taugt in die phantastisch tolle Komödie eines Aristophan, nicht in die bitterernste Wirklichkeit, nicht in den Kampf, den ein großes Volk um die Gestaltung seines Rechtes kämpft. Daß der Reichstag sich nicht gegen die Frechlinge empört, die öffentlich drucken lassen, die Hundstagswärme würde dazu beitragen, ihn gefügig zu machen, das darf nicht allzu sehr in Erstaunen setzen. Läßt er es sich ja doch auch gefallen, daß man den Hauptgrund für die nervöse Bereitwilligkeit einiger seiner führenden Mitglieder in der Aussicht auf schmucke Knopflochdecorationen erkennen will.

Derlei dreistes Gerede kann sicherlich nur dazu dienen, die Reichstagsmehrheit vorsichtiger und schwieriger zu machen. Einwirkungen, die sich halb als rohe Gewalt, halb als niedliche Bestechung kennzeichnen, giebt es hier zu Lande nicht, und wenn es sie gäbe, wenn man nicht zu überzeugen, sondern zu brutalisiren und zu narkotisiren versuchte, würden sie zum Verderben der plumpen Diplomaten ausschlagen. Mit Herrn v. Liebermann mag Der und Jener dem jetzigen Reichstagspräsidium allerhand Mißachtung bezeugen; der Reichstag selbst wird nichts thun, noch schärfere Worte, Verachtung auf sich herabzuziehen. Neben der Stimme des Volkes, das er vertritt, hat er vielleicht noch auf die Stimme des Monarchen zu hören; andere Einflüsse wehen spurlos an ihm vorüber.

Und der Wunsch des Kaisers, dem die Verabschiedung des bürgerlichen Gesetzbuches noch in dieser Session am Herzen liegen soll, ist dann

Digitized by Google

wohl auch in der That die einzige Triebfeder gewesen, die zum Compromiß feindlicher Brüder, zu der gemeinsamen Action des Centrums und der Nationalliberalen führte. Zwar sind die Auslassungen des Herrschers nicht officiell bekannt gemacht worden, und ein Zweifel an ihrer Authenticität wäre immerhin noch statthaft. Nimmt man sie indeß als gegeben an, so bleibt die Frage offen, ob der Monarch davon weiß, daß in weiten Volksschichten der Widerstand gegen eine Ueberhastung der Arbeit groß ist und daß sich täglich gewichtigere Stimmen dagegen erheben. Die Jubiläumsfeierlichkeiten mit der Einführung des großen Einheitgesetzes harmonisch abzuschließen, ist gewiß ein ansprechender Gedanke, und es kann wohl sein, daß er Wilhelm II. seinen Ursprung verdankt. Nachdem der Fürst aber erkannt hat, wie ungeklärt die Meinungen noch sind und wie weit sie auseinandergehen, nachdem ihm Bismarck's warnendes Wort zu Gehör gekommen ist, wird er dem Reichstage endgiltiges Urtheil und Verantwortung überlassen. Der Reichstag aber ist damit vor eine bedeutungsvolle Entscheidung gestellt. Der alte Kanzler hat nicht umsonst immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß eine Kräftigung des parlamentarischen Ansehens dringend erforderlich ist. In der Körperschaft am Königsplatze laufen alle Fäden zusammen, an denen der Reichsgedanke hängt. Bismarck sah von 1871 an im Reichstage das stärkste, vielleicht das einzige Bollwerk deutscher Einheit; aus den Moskauer Vorgängen erhellt die Nothwendigkeit, diese Bastion unangreifbar, unbesiegbar zu machen. Aber die Würde des Reichstages ist vor Allem in seine Hand gegeben; wer sich selbst erniedrigt, darf wohl im Himmel, nicht aber auf Erden auf Erhöhung hoffen. Es wäre schlimm, wenn gewissenlose, leichtfertige Fixigkeit niederrisse, was ernstes, stetiges Bemühen des alten Baumeisters langsam aufgerichtet hat, wenn ein unverzeihlicher Flüchtigkeits-Fehler verschuldete, daß zur Erschütterung der Reichseinheit gerade ein Werk beitrüge, das bestimmt war, sie machtvoll zu festigen. Caliban.

Die Internationale Kunstausstellung.

4. Düsseldorf, Weimar, Karlsruhe, München.

Fünf Säle vermitteln uns die Düsseldorfer Kunst. Zu diesem quatitativen Aufgebot steht die Qualität leider in einem traurigen Gegensatz. Man kommt dort zu Lande durchaus nicht vorwärts, beißt sich ewig in seinen alten Schwanz. Man hat ja nun allerdings seine „Secession". Aber im Ganzen bleibt es unverständlich, warum diese Leute secessionirten. Wollen sie denn etwas wesentlich Anderes als die Alten? Zeigen sie sich vom neuen Geiste, in Phantasie und Handwerk, thätig ergriffen? Sie schlendern und zögern und lächeln so hin, sind gute Kerle und famose Gesellschafter, vielleicht gar Herzenbrecher, aber künstlerisch etwas zu wagen, danach steht nicht ihr Sinn. Man erlebt so gar nichts Neues in der Düsseldorfer Kunst. Wofern man nicht durch süßliche Weichlichkeit, wie fast durchgängig beim Damen- und Kinderporträt, zurückgestoßen wird, wird man durch die Gleichmäßigkeit brav gemeinten Mittelguts in verdrießliche Langeweile versetzt. Liegt es daran, daß die Rheinprovinz als ausgesogenes Culturland eines leidenschaftlichen Aufschwungs unfähig ist und nun diese Atmosphäre von ulkiger Schlappheit und selbstgefälligem Beharren ausströmt, während rings alle Welt nach neuen Kränzen die Arme ausreckt?

Einige zeigen ja, daß sie wohl gerne herauf möchten, bleiben aber auf halbem Wege stehen. So sucht Lutz Keller entschieden im Porträt nach feinerer Individualisirung und einer gewissen Symbolisirung durch Farbe. Aber anderwärts ist man schon weiter als er. Gerhard Janssen entwickelt in dörflichen Wirthshausprügeleien und Betrunkenheitsscenen einen derben, stark realistischen Humor und eine große Pinselgewandtheit. Dafür steckt er freilich völlig im Banne der altniederländischen Meister und nimmt gleichsam bloß eine Costümübertragung vor. Heinrich Hermanns steht in seinen breit und groß hingemalten Landschaften an Beobachtung atmosphärischer Lichtverschiebungen hinter guten holländischen Meistern keineswegs zurück; wenn er nur ein wenig anders wäre als sie! Bei Willy Spatz und Alexander Frenz zeigen sich ja wohl gar Ansätze zur neuidealistisch-phantastischen Art. Leider aber ist etwas Zuckerwasser hineingegossen, und leider denkt man zuweilen an jene Costümfeste, wie sie im Maltasten-Garten so virtuos veranstaltet werden.

So ist es also Düsseldorf bisher nicht vergönnt worden, sich aus dem Nebel dumpfiger Traditionen glücklich wieder herauszutappen. Dagegen ist das kleine Weimar mit dem, was in seiner Ueberlieferung hätte lähmend wirken können, vollständig fertig geworden. Es herrscht dort ein durchaus frischer und fröhlicher moderner Unternehmungsgeist. So trivialen Dingen, wie man sie bei den Düsseldorfern dutzendweise findet, begegnet man in den beiden weimaraner Sälen gar nicht. Jeder zeigt sich bemüht, wenn auch für sein bescheiden Theil, Eigenes und Selbstständiges zu bieten. Daß man aber noch höher hinauswill, hat man durch die kürzlich erfolgte Berufung des höchst eigenartigen, in seinem italienischen Vaterlande nahezu vereinsamten Aristide Sartorio bewiesen. Sartorio hat Berührungen mit den englischen Präraphaeliten, die ja aber ihrerseits wieder auf alt-italienischer Kunst fußen. Gleich ihnen knüpft auch er an Botticelli an, und eine Probe davon, eine in einen Kreis componirte Madonna mit Engel-Fräulein, eine höchst anmuthige Schöpfung, hängt gar seltsam unter den Arbeiten der weimaraner Schule. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß dieser poesieerfüllte Jünger nordisch-südlicher Culturen gerade in unserem Vaterlande eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, und Weimar wird sich jedenfalls beglückwünschen können, eine so aparte Kraft für sich gewonnen zu haben. Bisher haben Theodor Hagen und Ludwig Frhr. von Gleichen-Rußwurm, der Schiller-Enkel, Rüstiges dort geschaffen, und zumal den Sinn für treue und reinliche Naturbeobachtung emsig geschärft. Urban, als Porträtist, und Welcherger, als Landschafter, treten neben manchen Anderen mit schönen Leistungen hervor. Nicht zu vergessen ist auch der wiederholt von mir erwähnte radicale Impressionist Christian Rohlfs, der in seiner flimmernden Farbensprache so reiche Elemente fruchtbarster Anregungen birgt.

Einen gleichfalls recht erfreulichen Eindruck macht Karlsruhe mit seinen zwei Sälen. Man hat dort Fühlung mit München und zeigt einen breiten und satten Strich in der Malerei, gefällt sich auch wohl in verwegener Experimentirlust. Eine höchst beachtenswerthe Studie hat der kraftvoll-verwegene Carlos Grethe ausgestellt, eine Freiwache rauchender Matrosen. Man sieht in der niedrigen, qualmerfüllten Cabine bloß den blauen Dampf der Tabakspfeifen und die von unsichtbarer Lampe rothgelb beschienenen Gesichter der Seeleute. Doch auch die Gesichter nur in einzelnen Fetzen, bald leuchtend-grell, bald dumpf-verschwommen, sowie Licht und Dunkel es eben gestatten. Aber trotz der großen Kühnheit der impressionistischen Mache ist der illusionäre Eindruck vollkommen erzielt und auf den ersten Anblick verständlich. Man glaubt zu hören, wie die alten Seebären sich gemüthliche Schnurren erzählen, und wie sie leise-behaglich, „de Pief Toback" im Munde, dazu lachen. Arbeiten dieser Art werden selten genügend gewürdigt. Die Meisten scheuen die geringe Mühe, sich einer neuen, starken Anschauung anzubequemen. Und doch wäre es nicht mehr als gerecht, wenn man bedenken wollte, daß gerade durch solche Leistungen das Ausdrucksmaterial unserer Kunst bedeutsam vermehrt wird, daß wir in ihnen Entdeckungen, Eroberungen zu schätzen haben. Auch die etwas höher hängende Marine von Grethe, mit dem einen Mann am Steuer, bei hohem Wellengang, zeigt die starke und kühne Anschauung dieses mächtig aufwärts ringenden jungen Künstlers.

Eine außerordentlich schöne Leistung ist ein Abendbild von Julius Bergmann. Schwere Traumruhe liegt über der Landschaft. Das Sonnenlicht ist geschwunden. Aber aus den Schatten arbeiten sich die Farben mit jener intensiven Bestimmtheit heraus, die wie eine letzte sehnsüchtige, schon leise ermattende Kraftanstrengung anmuthet. Kühe stehen regungslos auf der Wiese. Die Hirtin ist an einen Baumstamm gelehnt und starrt vor sich hin, wie in einem vegetativen Dämmerungszustand. Laute und Bewegung scheinen erstorben zu sein. In Allem waltet linder, matter Friede. — Gemalt ist das Bild wohl zweifellos unter dem Einfluß der Schotten. Die Farben-Anschauung zeigt manches Verwandte. Doch glaube ich, daß wir allen Grund haben, über eine solche „Beeinflussung" uns zu freuen. Sie hat dem Maler von der eigenen Individualität nichts genommen, hat sie bloß sicher und eindringlich zu neuer ästhetischer Problemstellung angeleitet. Von irgendwelcher „Nachahmung" der Schotten kann auch durchaus nicht die Rede sein Es ist eine organische Weiterbildung auf deutschem Anschauungs- und Temperamentsboden.

Victor Weishaupt, der von München nach Carlsruhe berufen wurde, und seine Gemahlin, Fanny von Geiger-Weishaupt, stellen gleichfalls im Landschafts- und Thierstück Vortreffliches aus, und von Volkmann und Graf Leopold von Kalckreuth, sowie Friedrich Kallmorgen bleiben ihrem Namen nichts schuldig. Von Schönleber muß ich gestehen, daß seine Landschaften für mich einen Rest von Arrangirtem behalten, der an die alte Schule erinnert, wo man noch zustutzte und zurechtrückte. Darüber ist ja Schönleber gewiß in Vielem äußerst glücklich hinausgegangen. Aber warum hat er sich nicht ganz freimachen können?

Aus München sind uns diesmal die Secessionisten bekanntlich ferngeblieben. Es erscheint unbegreiflich, daß sich eine Einigung über den Modus ihres hiesigen Auftretens nicht hat erzielen lassen. Es hätte Ehrensache sein müssen, für beide Theile, daß die Secessionisten diesmal mit dabei waren. Denn auf einer Ausstellung von dem Rang unserer diesjährigen Internationalen mußte die deutsche Kunst vollständig vertreten sein.

Ohne die Secessionisten zeigen sich denn nun die Münchener weit weniger glänzend und kunstbewußt als sonst. Es muß sogar gesagt

Digitized by Google

werden, daß halbe und ganze Wände ruhig verschwinden könnten, ohne daß dem künstlerischen Eindruck unserer Ausstellung irgend ein Nachtheil widerführe. Was in Weimar und Karlsruhe erfreulicher Weise kaum zu finden war, die Liebedienerei vor der Geschmacksunbildung des Publicums, tritt hier zuweilen unverhüllt hervor. Auch Routine und unsaubere Sensationslust machen sich gelegentlich geltend. Im Allgemeinen ist ja die Pinselführung eine geschicktere und kühnere als bei uns in Berlin, aber die Gesinnung steht nicht viel höher.

Ganz hervorragend sind indeß einige Damenporträts von Lenbach, namentlich das einer picanten jungen Blondine mit feurig-klugen dunklen Augen. Es ist geradezu eine Wonne, vor solchem Bilde zu stehen, die grandiose Menschenerfassung und die Delicatesse der Kunstarbeit anzustaunen. Mit Lenbach wird man doch niemals fertig! Denn er ist viel zu rastlos und ehrgeizig, je mit sich selber fertig zu werden.

Dann eine Kreuzabnahme von Louis Corinth, ein tief-ernstes Werk, hinter dem der herbe Geist Mantegna's steht. Aber auch von Gebhardt's deutscher Gemüthstiefe spricht etwas zu uns aus diesem Bilde. Wer sich erinnert, als Welcher Corinth vor etwa vier Jahren zum ersten Male zu uns kam, mit einem Altmännerhaus und einer Rauchscene, wie er dann Jahr für Jahr sich als ein Anderer und doch niemals sich selbst Entfremdeter gezeigt hat, welche Ueberraschung er uns namentlich durch seine phantastisch-tiefsinnigen und doch so bitterlebenswahren Radirungen bereitete, der muß vor dieser neuen Emanation seines verwandlungsreichen Künstlergeistes schier betroffen dastehen. Es giebt zweifellos nur sehr wenige Künstler in Deutschland, die sich an vielseitigem Können urwüchsiger Naturkraft und vor Allem an Strenge wider sich selbst mit Corinth messen können.

Sonst haben mich noch Arbeiten von Wilhelm Trübner, Schuster-Woldan, von Walther Firle, von Paul Rieth, von Emmy Lischke, ein Selbstporträt von Carl Blos wohlthuend angesprochen. Ungleich Bedeutenderes als die Münchener Malerei bietet aber diesmal die Münchener Plastik.

Da ist z. B. ein Männerkopf von August Hudler, leicht polychromirt. Es ist schwer zu sagen, wodurch dieser Kopf einen so seltsamen, ja aufwühlenden Eindruck macht. Ein junges, verschlossenes, fast finsteres Gesicht blickt uns an, mit einem Ausdruck, der feindselig erscheint wider die ganze moderne Cultur. Etwas von trotziger schlummernder Volkskraft liegt darin, und doch wieder von seelischer Verfeinerung, wie bei einem Menschen, der starke Enttäuschungen erlebt hat und sich nun verachtend auf sich selbst zurückzieht.

Ferner sehr gute Arbeiten von Joseph Hinterseher (ein nackter Wasserträger) und Josef Wind (ein nacktes junges Mädchen und eine kauernde Aegypterin). Geradezu frappirend aber war mir ein in die „Westhalle" verwiesenes Meduſenhaupt von Julius G. Jordan. Ein schlaffer bleicher Frauenkopf, von weinrothen Haaren, düsterschwer umflossen. Eine grüne Schlange ringelt sich um den Hals und sticht mit ihren Smaragdaugen hervor über der müden Stirn. Von blau-trübem Reliefgrund heben sich, am Hinterhaupt ansitzend, ein paar melancholische Fledermausflügel in grauem Broncetон ... Lauter merkwürdige, contrastirende und doch weich zusammengestimmte Farben, das Ganze von phantastisch-schwermüthigem Reiz. Es erforderte jedenfalls vielen Muth, an ein so oft und glänzend behandeltes Problem sich heranzuwagen. Die eindrucksvolle und originelle Lösung erscheint daher bei einem bis jetzt noch unbekannten Künstler doppelt erfreulich.

Endlich hat sich auch der neuerdings als Kunststicker so sehr mit Auszeichnung genannte Hermann Obrist mit einer wahrhaft entzückenden Brunnencomposition bei uns eingestellt. Der conventionelle Krimskrams mit mehr oder weniger witzigen Wasserspeiern ist völlig aufgegeben. Wir sehen ein einfaches viereckiges Becken vor uns, in das von einer als Fels gedachten Hinterwand aus simplen Röhren das Wasser herabfließt. Künstlerisches Ziel war unzweifelhaft, Alles so natürlich wie möglich zu belassen und doch mit künstlerischer Laune stilvoll zu verzieren. So ragen aus dem Marmorbecken hohe steife Broncestengel und -Blätter die Hinterwand entlang empor. Oben ist dann eine kleine Einhöhlung, und dort ruht, zusammengeringelt, eine bekrönte Schlange, das Feuchtigkeit liebende Thier. Am vorderen Beckenrand aber findet sich eine reizvolle, launige Reliefirung. Da schrecken luftige leichte Wasserelfen kichernd zurück vor einem jungen plumpen Petz, der sich aus seiner Erdhöhle träg herauswühlt. Viel symbolischen Tiefsinn möchte ich nicht dahinter suchen. Es ist eine leichte fröhliche Phantasiearbeit, am fließenden Wasser erträumt, und deßhalb so köstlich ansprechend als Brunnenverzierung. Auf Hermann Obrist wird man sehr zu achten haben.

Franz Servaes.

Opern und Concerte.

Fra Francesco. Oper in einem Acte von Henry Waller. (Neues Operntheater.)

Es giebt eine Gerechtigkeit. Das deutsche Publicum hat das melodramatische Gezeter der Jungitaliener mit Ehrenbezeugungen aufgenommen, wie sie etwa den bedeutendsten Kunstwerken aller Zeiten und Völker gebühren möchten: es erleidet nunmehr seine gebührende Strafe, indem es gezwungen wird, alle jämmerlichen Mascagniaden dritter bis vierter Ordnung, die in den Culturländern Europas zusammengeschrieben werden, der Reihe nach brav und geduldig mit anhören zu müssen. Nach der deutschen „Mara", der französischen „Navarraise" wird ihm jetzt der englische „Fra Francesco" zu Theil. Da eine türkische, portugiesische und liechtensteinische Cavalleria noch fehlen — das fernerhin zu erwartende weitere Dutzend der Fortsetzungen sei der Raumersparniß halber nur angedeutet — und da hinwiederum die großen Bühnen des Reiches jährlich im Durchschnitte zwei Novitäten bringen, so läßt sich darnach ungefähr berechnen, bis zu welchem Zeitpunkte man auf die Einstudirung eines neuen deutschen Werkes von auch nur bescheidenem Originalitätswerthe zu warten haben wird.

Es giebt gute, mittelmäßige und schlechte Abschreiber. Als Dichter gehört Henry Waller zu den letztgenannten, als Musiker wäre er ihnen gleichfalls zuzurechnen, wenn er nur überhaupt das Schreiben erlernt hätte. Er selbst muß von seinem Talente eine sehr hohe Meinung haben, denn er ist dem Conservatorium mindestens um drei Jahre zu früh entlaufen. Sein Verfahren ist das in der Regel von jüngeren Erdenbürgern eingeschlagene, welche zu ihrem sechsten oder siebenten Geburtstage ein Bilderbuch in Schwarz und Weiß sowie einen Kasten mit Wasserfarben geschenkt erhalten und, als unbewußte Impressionisten, die Nasen von Zwei- und Vierfüßlern blau und grün, die Ohren gelb und violett antuschen. Er klext Liebe, Haß und Eifersucht, Harfen-, Orgel- und Posaunenklänge ad libitum übereinander und freut sich ersichtlich, wenn Alles recht bunt ausschaut. Dazu ist er von der ganzen Selbstherrlichkeit des Genies erfüllt. Weil er einige aus seinen Uebungsheften stammende Versuche im kirchlichen Stil anzubringen wünscht, welche vermuthlich vom Rothstift eines minder aufmerksamen Lehrers verschont wurden, so läßt er einen auf einer Empore festgenagelten Chor eine geschlagene Viertelstunde mehrstimmig singen, ohne daß während dieser Zeit auf der Scene das Mindeste vor sich geht. Führung der Handlung und Sprache sind kindlich: dem Leser den Inhalt des Stückes zu erzählen, hieße ihn beleidigen. Da Mr. Waller sich des Unterschiedes zwischen Gut und Schlimm, Bühnenrecht und Bühnenunrecht gar nicht bewußt zu sein scheint, kann man ihm nicht einmal böse sein. Und dies um so weniger, da er wirklich nicht ganz ohne Begabung ist. Auch ist es ja nicht seine Schuld, daß seine Oper in einem königlichen Opernhause zu Berlin aufgeführt wurde.

Einige naive Zuhörer zeigten sich darüber entrüstet. Wie thöricht, sich zu entrüsten, wenn durch alle Bekundungen einer auch noch so sehr begründeten Unzufriedenheit an den gegenwärtigen deutschen Theaterzuständen doch nichts geändert wird! Das einzig Erfreuliche bei der Aufführung war die vortreffliche Leistung des Dirigenten Herrn Dr. Muck. Es ist ein Zeichen von außergewöhnlicher Pflichttreue, wenn ein Capellmeister sein Bestes an die Wiedergabe einer Partitur setzt, die er als guter Musiker kaum ernsthaft nehmen kann. Würde Herr Muck noch ein wenig mehr aus sich herausgehen, so würde es ihm nicht schwer werden, auch über die Kreise der Fachmusiker hinaus dasjenige Maaß von Anerkennung zu finden, auf welches er nach seinen Fähigkeiten ein volles Anrecht hätte. Vielleicht fehlt es ihm nur etwas an Selbstvertrauen. Seine sichere, energische Zeichengebung, seine durchsichtige Gliederung der Ensembles, seine straffe Betonung eines rhythmisch wohlgefügten Vortrages sind alles Lobes werth. — Verschiedenen Sängern verhalf das Mißbehagen über die ihnen zugewiesene Aufgabe zu etlichen ganz ungemeinen Extraknödeln.

Paul Marsop.

Notizen.

Karl Immermann. Eine Gedächtnißschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. (Hamburg, Leopold Voß.) Der Sammelband enthält eine Studie des jüngst verunglückten Geheimraths Geffcken: Immermann als Patriot; sein Sohn Johannes setzt Marianne Immermann, späteren Frau Eisenbahndirector Wolff, der herrlichen Frau, die des Dichters letzte Lebensjahre verschönte, ein Denkmal und erzählt aus dem Goethe-Schiller-Archiv die Entstehungsgeschichte des Münchhausen, dessen erster Plan noch nichts vom Oberhof weiß, bei welchem Frau Amalie v. Sybel, des Historikers Mutter, dem Dichter eine werthvolle Mitarbeiterin war. Fellner giebt ein lesenswürdiges Resumé seines Buches über den Dramaturgen Immermann, und Fr. Schultes wiederholt seinen Aufsatz aus den Preußischen Jahrbüchern über die Modelle der Epigonen. Das Schönste und Geistvollste liefert jedenfalls der treffliche Goethe-Biograph R. M. Meyer in seiner kritischen Besprechung des Tulifäntchens, wobei die Vorzüge und Schwächen des Dichters und sein ganzer Entwickelungsgang als Mensch und Poet analysirt werden.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Eine thatkräftige, leistungsfähige Leipziger Verlagsbuchhandlung sucht

Manuskripte

gediegenen Inhalts zu erwerben. Näheres unt. P. 3561 durch Rudolf Mosse, Leipzig.

• Die Bismarck-Nummer •
der
„Gegenwart"
nebst Nachtrag

erscheint soeben in zweiter durchgesehener Auflage und enthält u. a.:

Bismarck
im
Urtheil seiner Zeitgenossen.

Beiträge von **Juliette Adam, Georg Brandes, Ludwig Büchner, Felix Dahn, Alphonse Daudet, L. van Deyssel, M. von Egidy, G. Ferrero, A. Fogazzaro, Th. Fontane, A. E. Franzos, Martin Greif, Klaus Groth, Friedrich Haase, Ernst Haeckel, E. von Hartmann, Hans Hopfen, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Rudyard Kipling, R. Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, R. Lombroso, A. Mézières, Max Nordau, Fr. Passy, M. von Pettenkofer, Lord Salisbury, Johannes Schilling, H. Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Friedrich Spielhagen, Henry M. Stanley, Bertha von Suttner, Ambroise Thomas, M. de Vogüé, Adolf Wilbrandt, A. v. Werner, Julius Wolff, Lord Wolseley u. A.**

Die „Gegenwart" machte zur Bismarckfeier ihren Lesern die Ueberraschung einer internationalen Enquête, **wie sie in gleicher Bedeutung noch niemals stattgefunden** hat. Auf ihre Rundfrage haben die berühmtesten Franzosen, Engländer, Italiener, Slaven u. Deutschen — Verehrer und Gegner des eisernen Kanzlers — hier ihr motivirtes Urtheil über denselben abgegeben. **Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert.**

Preis dieser Bismarck-Nummer nebst Nachtrag 1 M. 50 Pf.

Auch direct gegen Briefmarken-Einsendung durch den

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker und -Werkmeister.
Director **Jentzen.**

JUGEND

Münchener Illustr. Wochenschrift für Kunst und Leben.

Vierteljährlich 3 Mk., einzelne Nummern 30 Pf.

Jede Wochennummer (mindestens 16 Seiten) mit neuem farbigem Titelbild.

Das **III. Quartal** beginnt mit **Nr. 27** Anfang Juli und bitten wir die verehrlichen Abonnenten um **gefällige baldigste** Bestellung.

Abonnentenzahl jetzt 22,000 Exemplare.

Auch als **Reise-Lektüre** sehr begehrt.

Die „JUGEND" ist schon jetzt auf allen Bahnhöfen, in allen besseren Hôtels, Restaurants und Kaffeehäusern regelmässig zu finden. Man verlange nur wiederholt die „Münchner Jugend".

Durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Agenturen zu beziehen.

G. Hirth's Verlag der „Jugend". München.

Bismarcks Nachfolger

Roman von Theophil Zolling.

Fünfte Auflage.

Preis geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark.

Ein lebhaft anregendes Werk, das den prickelnden Reiz unmittelbarster Zeitgeschichte enthält . . . Der Leser wird einen starken Eindruck gewinnen. (Kölnische Zeitung). — Z. behandelt die ohne Zweifel größte politische Frage unserer Zeit . . . Sein ganz besonderes Geschick, das mechanische Getriebe des Alltagslebens in der ganzen Echtheit zu photographiren und mit Dichterhand in Farben zu setzen . . . Ein deutscher Zeitroman im allerbesten Sinne, künstlerisch gearbeitet . . Er kann als Vorbild dieser echtmodernen Gattung hingestellt werden. (Wiener Fremdenblatt.)

Das Buch ist in allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

In **G. Hirth's Kunstverlag** in **München** und **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Muther-Hetze.

Ein Beitrag zur Psychologie des Neides und der Verläumdung.
Von **Richard Muther.** — 32 Seiten 8°, Preis 50 Pf.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1896.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAY 69
N. MANCHESTER,
INDIANA

Digitized by Google

3 0000 093 403 8

Digitized by Google